image
not
available

Eph. pol. 38 in 4°
(1862, a

Stadtbote

Digitized by Google

ph.pd

Digitized by Google

Extra-Felleisen.

Ein belletristisches Unterhaltungsblatt

des

Würzburger Stadt- und Landboten.

1862.

Fünfzehnter Jahrgang.

Würzburg.

Druck und Verlag der Bonitas-Bauer'schen Verlagshandlung, Buch- und Steindruckerei.

Digitized by Google

Eph. y

Inhalts-Verzeichniß.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Titel und Nummer der Blätter.

Arel Ferfen, Nr. 134—153.
Das Spiel Karten, Nr. 55—61.
Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung, Nr. 78—90.
Der Erbgraf, 56—77.
Der Fechtmeister von Jena, Nr. 55.
Der Weg zum Glück, Nr. 129—133.
Die Schwester des Dichters, 115—122.
Die Pathe des Sandwirths, 147—154.
Die bayerische Kellnerin, Nr. 117—127.
Ein Irrstern, 87—114.
Eine Künstlerin, 62—69.
Ein Mädchen-Geheimniß, Nr. 109—116.
Ein Strauß Veilchen, Nr. 101—108.
Die Epaven, Nr. 29—54.
Fernand der Seeräuber, Nr. 7[illegible]—86.
Frau von Brabantano, Nr. 2—31.
Graf Alarcos, 154—156.
Des Holländers Brautfahrt, Nr. 137—146.
Kaiser Otto, Nr. 123—128.
Liebe und Ehrgeiz, Nr. 50—54.
Mathilde, Nr. 38—48.
Maria Dundee oder die Polen in Stockholm, Nr. 128—136.
Rache und Versöhnung, Nr. 91—100.
Zwei Bräute, Nr. 1—17.

Mannigfaltes in allen Nummern.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 1. Donnerstag den 2. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

Die Lampe brannte dunkel, von einer alten Bibel umstellt, in dem kleinen Zimmer; die Uhr an der Wand sprach eintönig gemessen in die Stille, als ermahne sie diese, hübsch ruhig zu bleiben und alte Geschichten aufmerksam zu hören.

Ein schmaler Mondstreif fiel durch einen Spalt des Vorhanges am Fenster; blaß und schnell lief er über den Boden hin und starb in der nächsten Minute, weil eine Wolke ihn auslöschte. Wie er über das Bett in der Ecke forthuschte, schien er einen Augenblick auf dem bleichen Gesicht eines schlafenden Weibes zu verweilen und sie mitleidig anzuschauen.

Das Weib war jung und wohlgebildet. Ihr dunkles Haar floß aufgelöst über das Nachtgewand. Lange Wimpern bedeckten ein schönes geformtes Auge. Die Stirn war marmorhell und hoch, das Gesicht mit den blutlosen Lippen edel und fein, aber krank und kummervoll.

Als das Mondlicht die geschlossenen Augen erhellte, spiegelte es in zwei halbvertrockneten Strömen, welche sich ein glänzendes Bett auf diesen eingesunkenen Wangen gebildet hatten. Dann waren sie auf das Köpfchen eines Kindes getränselt, das an ihrer Brust ruhte: der schreckliche Segen einer Mutter, die, unter Thränen eingeschlafen, für den Schreck ihres Kindes nichts hatte als Seufzer!

Plötzlich öffnete sich die Thür; die schlanke hohe Gestalt eines Mannes trat herein. Leise legte er den Mantel ab und trat mit vorsichtigen Schritten an das Bett. Er rückte einen Stuhl näher, setzte sich und suchte in der dämmernden Finsterniß die Züge der beiden Schlafenden zu durchmustern. Die Arme gekreuzt, den Kopf tief auf die Brust gebeugt, schien er nachzusinnen, und wie er öfters seine Stellung veränderte, so begegneten und bekämpften sich widersprechende Gedanken und Pläne in ihm. Endlich mußten sanfte und zärtliche Empfindungen wohl die Oberhand behalten haben. Der düstere Ausdruck seiner stolzen Züge verlor sich, seine Stirn glättete die drohenden Falten, und der harte Blick seiner Augen schmolz in Wehmuth. Er stand auf, lehnte sich über das Bett und küßte die Stirn der Schlafenden. Sie bewegte sich.

Wer ist da? fragte sie furchtsam und ungewiß.

Ich, sagte er und faßte ihre Hand. Wie geht es Dir, meine arme Jenny?

Richard! rief sie mit dem Tone unendlicher, unerwarteter Freude, und dann sprach sie leise flehend und vorwurfsvoll: O Richard! ich habe viel ertragen, viel gelitten!

Um mich! murmelte er, sprich es aus, um mich.

Um meine Liebe, um meine Schwäche, sagte sie erlöschend.

Was haben sie Dir gethan, die Grausamen, Hartherzigen! rief er erschüttert. Hat die alte Mutter Dich verflucht, mich verflucht? Höre sie nicht. Die Menschen sind schnell bereit zum Fluch und Segen. Kein Blatt regt sich stärker darum, kein Gott beachtet die Unvernunft dieser jämmerlichen Geschöpfe. Ich bitte Dich weine nicht, ich bin bei Dir; nie werde ich Dich verlassen. Laß mich mein Kind sehen.

Sie hielt ihn weinend fest umschlungen. Sanft machte er sich los; sie reichte ihm das schlafende Kind hin. Er legte es auf seinen Schooß und sah es lange starr an; dann nahm er die Bibel von der Lampe und ließ den Lichtschein voll auf das Köpfchen fallen. Erst als das zarte Wesen, beunruhigt von der Flamme, Zeichen des Lebens gab, legte er es der Mutter auf das Bett. Es ist häßlich und schreit, sagte er rauh, ich kann keine Aehnlichkeit entdecken, nicht mit Dir noch mit mir. Es

Digitized by Google

könnte eben so gut der Sprödling eines Kosaken oder Hottentotten sein.

Ihre großen schwarzen Augen thaten sich feurig auf. Sie drückte das Kind heftig an ihr Herz, sah ihn an, als wollte sie in seine tiefste Seele blicken, und schüttelte dann traurig den Kopf. Ich verstehe Dich nicht, sagte sie, wehe mir, wenn ich Dich verstände! Richard, meine alte Mutter hat mich nicht verflucht, nur geweint hat sie, heiße kummervolle Thränen über mich und meine Schande. Die Menschen haben sich von mir gewandt, wenige, die mich nicht verachten und verspotten. Mögen sie doch, ich denke nicht daran. Aber an Dich dachte ich, lange, lange Tage und Nächte. Wenn sie Dich lästerten, zerriß es mein Herz; wenn sie Dir fluchten, traf ihr Fluch auch mich und dies arme Kind. Er hat Dich verlassen! schrieen sie in meine Ohren, wenn ich aus Phantasieen und Fieber erwachte. Oft hatte ich Dich gesehen, denn meine Träume führten mich zu Dir. Wilde, grausame Geschöpfe umringten mich; häßliche Wesen mit langen scharfen Zähnen und feurigen Augen, Furien der Verzweiflung, die mich zerreißen wollten. Wenn sie dicht bei mir sich rangten, nach mir schnappten, ihr glühender Athem giftig über mein Gesicht fuhr, dann warst Du plötzlich bei mir und trugst mich fort. Und freudig sagte ich zu den Verfuchern: Er hat mich nicht verlassen! Wie viel tausend Eide hat er mir geschworen, daß keine irdische Macht je zwischen unsere Herzen treten sollte, wie könnte ein Wesen, das mich so sehr geliebt, so schrecklich freveln? — Dann dachte ich der Stunde, wo Du zuerst mir ewige Treue und Liebe schwurest, wo meine Brust so voll Seligkeit und doch voll Furcht war. Ein dunkler Schatten schwebte bei mir vorüber. War es meines Vaters ehrwürdige Gestalt? ich weiß es nicht, aber er sah zornig aus und drohte mir. Richard! rief ich, ja, ich liebe Dich; aber die Welt, die Menschen, die Verhältnisse! Du schütteltest Deine Locken, Dein Auge rollte und glühte, Du sahst den Himmel an und hobst Deine Hände zu ihm auf. Menschen, sagtest Du, was können die armen Menschen gegen meinen Willen? Ich bin ein Gott, wie der dort oben in der blauen Unendlichkeit. Ich will! ja, ich will Dich lieben, ewig, unendlich! Laß die Welt kommen und sagen: Gib sie mir! Ich zerreiße sie, ich verlache ihre Schicksale, ihr Muß, ihre tyrannischen Ketten. Verflucht sei die Schwäche der Gemeinheit, die allen Menschen angedichtet ist. Ich liebe Dich, Jenny, weil ich will. Mein Wille ist ewig!

Weiter! weiter! sagte er heftig. Es war ein großer schöner Augenblick. Ich fühlte meine Göttlichkeit, aber der Mensch lebt in flüchtigen Minuten.

Deine Worte habe ich nie vergessen können, fuhr Jenny fort. Ich vergaß die Welt, die Menschen, Gott — Du warst mein Gott! So groß und schön standest Du vor mir; Dein Anblick so majestätisch, gebietend, als müßte der Donner sich zu Deinen Füßen legen. Wie hätte ein Weib voll Liebe widerstanden! Dein Ewig! klang in meinen Ohren, es war mein Glaube, mein Gebet, ich höre es noch. Als meine Briefe ohne Antwort blieben, als die langen bangen Tage des Elends kamen, die Nächte ohne Trost, als endlich dies Kind an meiner Brust lag, in meinen Thränen gebadet: da schrie eine Stimme plötzlich in meinem tiefsten Herzen: Ewig! und ein Lächeln der Hoffnung kam auf meine Lippen. Ich wußte, Du würdest kommen, Du mußtest kommen; und nun bist Du da und Alles ist gut.

Meine arme Jenny, sagte er gerührt, ich will Dich nie verlassen. Hier erneuere ich meine Schwüre; mein Wille soll unendlich, ewig sein! Du weißt, daß ich gezwungen war, zu reisen. Ich that es widerstrebend, Du selbst vereintest Dich mit unsern Widersachern.

Ich wollte Dir Zeit geben, erwiderte sie leise, fern von Dir mein Herz zu prüfen, ob es stark sei, alle Stürme zu ertragen, oder das kaum beschworene Bündniß zu lösen.

Und diese Trennung mit ihren hingeberischen Stunden voll schwärmerischer Liebe machte Dich unglücklich fuhr er leise fort. Glaube Alles von mir, glaube das Schlechteste, was die Menschen sagen können, aber nicht, daß ich ein Verführer sei. Ich hasse diese edle lüsterne Sünde, diese berechnende Schändlichkeit mehr, als alle Laster. Ich liebte Dich mit stürmischer Leidenschaft, ich vergaß, wie Du, in diesem süßen Taumel die Satzungen der Menschen, darin allein besteht unser Fehler.

Und Du liebst mich noch? fragte sie furchtsam.

Ich liebe Dich, ja ich liebe Dich! sagte er sanft und legte den Arm um ihren Hals. Als ich Deine Briefe endlich empfing, zitterte ich vor Sehnsucht und Bangen. Ich war tief in England auf den Gütern eines Verwandten. Man wollte mich halten, man hatte manche wichtige Gründe, aber Tag und Nacht sah ich Deine Leiden, Deine Angst. Du standest vor meinen Augen überall, und nicht eher ruhte ich, bis ich hier war. Vor einer Stunde bin ich angekommen.

Und nun bist Du schon bei mir! rief Jenny und küßte ihn zärtlich. Er nahm sie in seine Arme und flüsterte leise süße Worte; zitternd und lauschend schmiegte sie sich an seine Brust. Die Leiden waren vergessen, der geliebte Mann hielt sie umschlossen; Träume des Glücks fuhren durch den schwachen kranken Körper und machten ihn stark. Die eingefallenen Wangen rötheten sich, die Augen glänzten, die Thränen welche an den langen Wimpern hingen, fielen freudeheiß auf sein Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Violinvirtuosin Amélie Bibé.

Es möchte für den Leser unseres Unterhaltungsblattes nicht ohne Interesse sein, einige Notizen über das Leben und die Bildung der Fräulein Amélie Bibé, dieser noch so jugendlichen und doch schon so berühmten Künstlerin auf der Violine, die mit so großem Erfolge im Concerte der Harmoniegesellschaft spielte, und am

Digitized by Google

nächsten Samstag in einem Concerte in der Musikschule sich noch einmal hören lassen wird, zu erfahren. Sie sind einem andern Zeitungsblatt entnommen, worin es heißt:

Amélie Bibó

ist in Wien geboren. Unter ihren nächsten Vorfahren finden sich Ungarn, Italiener, Franzosen und Schweizer; sie ist mithin gleichsam die Repräsentantin von vier verschiedenen Nationalitäten. Bei ihrem Vater, einem kaiserl. österreichischen Kassenbeamten, welcher ein enthusiastischer Verehrer der Musik und namentlich der Kammermusik ist, hatte sich bereits mehrere Jahre vor der Geburt seiner Tochter den Gedanken festgesetzt, falls ihm einst eine Tochter geboren werde, so müsse diese nothwendig das Violinspiel erlernen. Dieser Wunsch ist merkwürdigerweise bei seinem einzigen Kinde in Erfüllung gegangen. Als das Kind Amélie das fünfte Lebensjahr erreicht hatte, bescherte ihr der Vater zu Weihnachten eine Kindervioline. Das angeborne Talent für Musik sprach sich sofort dadurch aus, daß die kleine Amélie im Stande war, die Violine rein zu stimmen. Von nun an wurden die Puppen mehr und mehr vernachlässigt und bald ganz in Ruhestand versetzt; die Stelle derselben vertrat die Violine, welche alle kindliche Spiellust einzig und allein für sich in Anspruch nahm. Da es in den kleinen Städten Steiermark's in welchen der Vater des Dienstes wegen seinen Wohnsitz zu nehmen gezwungen war, an einem tüchtigen Lehrer des Violinspielens fehlte, so konnte ein geregelter Unterricht erst dem achtjährigen Kinde gegeben werden, als die Uebersiedelung nach Gratz die Aufnahme desselben in die dortige Musikschule ermöglichte. Nach achtmonatlichem eifrigen Studium war die junge Schülerin schon so weit vorangeschritten, daß sie sich bei der öffentlichen Prüfung um den ersten Preis bewerben durfte und ihn wirklich errang. Die vom Vater nachgesuchte Versetzung nach Prag gab dann die erwünschte Gelegenheit zur weiteren Ausbildung bei dem als Lehrer berühmten Professor Wildner. Dieser Unterricht dauerte jedoch nur ein Jahr. Bei der allgemeinen Versetzung der österreichischen Beamten im Jahre 1853 wurde dem Vater Bibó Wien als sein neuer Wohnsitz angewiesen. Hier bemühete sich derselbe sofort, seiner Tochter den ausgezeichneten Unterricht des einst so sehr berühmten Violinvirtuosen, des Zeitgenossen und Freundes Beethoven's, Moyseder zu verschaffen. Der 72jährige Greis weigerte sich wegen seines hohen Alters anfänglich, diesem Ansuchen zu willfahren. Als er jedoch in einer Gesellschaft dem Spiel des Kindes zugehört hatte, erbot er sich sogleich, die Leitung der ferneren Ausbildung desselben zu übernehmen. Vier Jahre lang wurde dieser Unterricht fortgesetzt. Während dieser Zeit mußte die junge Amélie auf den Rath ihres Lehrers alljährlich eine kleinere Kunstreise durch Ungarn, Slavonien und die Wallachei unternehmen, um durch öffentliches Spielen frühzeitig die natürliche Scheu und Angst vor der Oeffentlichkeit, welche einem Jeden in höherem oder geringerem Grade angeboren ist, zu überwinden. Nach Beendigung dieses Unterrichts begab sich Amélie Bibó nach Brüssel, um dort ihrem Spiele unter der Leitung des Professor Hub. Leonard die Vollendung zu geben. Nach achtzehnmonatlicher Uebung, im Sommer 1859, wurde sie mit drei anderen Schülern des Conservatoriums zum Concurs um den ersten Preis zugelassen. Bei der öffentlichen Prüfung wurde der 16jährigen Künstlerin von den Preisrichtern einstimmig der erste Preis zuerkannt, und sie nach der dortigen Sitte mit einem silbernen Lorbeerkranze gekrönt. Nun war die Lehrzeit überstanden, und die künstlerischen Wanderjahre nahmen ihren Anfang. Holland, Schweden, Finnland, Dänemark, die Schweiz waren die nächsten Ziele der Reise. Ueberall errang die Künstlerin Triumphe, setzte Künstler wie Laien durch ihre immense Fertigkeit, Energie und Kraft in Erstaunen, und bezauberte die Zuhörer durch die vollendete Grazie ihres Spiels.

Hiernach sollte man erwarten, daß bei den so früh begonnenen ernsten und anstrengenden Uebungen der Körper der Künstlerin zurückgeblieben sei, und sie den schwächlichen und kränklichen Eindruck der Wunderkinder mache. Ihr einsichtiger Vater hatte diesem Uebelstande aber gleich beim Beginne des Violinunterrichts dadurch wirksam zu begegnen gesucht, daß er seine Tochter zu den verschiedenartigsten Körperübungen, Turnen, Schwimmen, Reiten ꝛc. anhielt, und derselben so eine kräftige Gesundheit bewahrt.

Wir wollen dem Urtheile des Publikums durchaus nicht vorgreifen, können uns aber nicht versagen, unsere Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß die höchsten Erwartungen, was Kraft und Fülle des Tones, Weichheit und Anmuth in der Behandlung des Piano, größte Ruhe und Sicherheit in der Ueberwindung der bedeutendsten Schwierigkeiten, und ein bezauberndes Staccato angeht, nach der bezeichnenden Ausdrucksweise eines Fachmusikers den Eindruck hervorbringt, nicht als wenn die Töne gespielt, sondern als wenn sie von Saiten abgeküßt würden, sicher übertroffen werden.

Mannigfaltiges.

Die „Eidg. Ztg." berichtet aus Altdorf von einer uralten Rechtssitte, dem hohen Gassengericht, das immer noch von Zeit zu Zeit geübt wird. Wenn nämlich bei Rechtsstreitigkeiten ein Dringlichkeitsfall vorhanden ist, so schreitet der Landammann auf spezielles Begehren zur Bildung dieses Gerichts auf folgende Weise: Er begibt sich mit dem Gesuchsteller auf die Gasse, bezeichnet, auf derselben vorwärts schreitend, die ersten Bürger, die der Zufall in den Weg führt, als Gassenrichter, und heißt sie mit ihm kommen. Wenn die Zahl von wenigstens 8 Richtern, die aber auch auf 12 ansteigen darf, erreicht ist, so macht derselbe Halt, bildet einen Kreis, um sich und legt dem auf diese Weise gebildeten Gassengerichte

Digitized by Google

den Dringlichkeitsfall zur Entscheidung vor. Der Ausspruch eines solchen Gerichtes ist ebenso bindend und rechtskräftig, wie der eines ordentlichen Gerichts in gewöhnlichen Fällen.

(Eine Schlange in einem Schwein.) In einem Meierhof nächst Ebenthal machte sich aus der Heerde von Schweinen eines derselben bemerkbar, welches zuweilen einen Schmerzensschrei ausstieß und dann die possirlichsten Sprünge machte. Die Dienstleute lachten gewöhnlich zu den „Narretheien" des Thiers, wie sie es nannten; der Schaffer aber ließ das Thier schlachten und da entdeckte man denn beim Ausweiden eine junge Schlange im Innern, welche die Gedärme durchwühlte und dem Schwein dadurch die heftigsten Schmerzen verursachen mochte. Es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß das Thier die Schlangenbrut beim Einnehmen von Wasser in irgend einem Sumpfe in sich geschürft haben mag.

Aus der Provinz wird dem „Publ." folgendes Wahlkuriosum gemeldet: Die feudale Partei hatte den Landrath des Kreises als Kandidaten für das Abgeordnetenhaus aufgestellt. Derselbe kam zwar nicht durch, aber er erhielt doch auffällig viele Stimmen. Ein Wahlmann der dem „gefürchteten" Landrath auch seine Stimme gegeben, klärte dies folgendermaßen auf: er und die Anderen, die auch den Landrath gewählt, hätten dies deshalb gethan, um den Beamten durch seinen Eintritt ins Abgeordnetenhaus auf einige Zeit los zu werden. Auch ein Motiv!

In Loughborough in England ereignete sich kürzlich folgender merkwürdiger Fall. Ein Mr. John Underwood war im Februar d. J., wo er gerade sein neunzehntes Jahr zurückgelegt hatte, als Aspirant nach der Secartillerie abgegangen, als er von einer Lähmung befallen wurde, die ihn der Sprache beraubte. Vergebens wurden die besten Aerzte herangezogen; keines der angewandten Mittel hatte den gewünschten Erfolg, so daß dem unglücklichen jungen Manne nach Verlauf von vier Monaten nichts Anderes übrig blieb, als „stumm wie ein Fisch" in die Heimath zurückzukehren. Anfangs dieses Monats nun wandelte ihn die Lust an, vor's Thor zu gehen und in einem in der Nähe Loughborough's gelegenen Wasser zu angeln. Er hatte schon zwei kleine Fische gefangen, als sich ein ziemlich großer Hecht festbiß, der aber im Wasser solche Sprünge ausführte und der aufwärts fahrenden Angel einen solchen Widerstand entgegensetzte, daß die Schnur plötzlich riß, und Fisch und Angel wie ein Pfeil davonfuhren. Dieser Zwischenfall versetzte den Angler in solchen Zorn, daß er stotternd einen Ruf der Wuth hören ließ. Anfangs meinte er, diesen Ruf müsse Jemand hinter ihm ausgestoßen haben; es war jedoch weit und breit kein Mensch zu sehen, und so gewann er die Ueberzeugung, daß er der Thäter selbst gewesen. Im ersten Augenblicke konnte er sein Glück gar nicht fassen, bis er plötzlich seine Angelruthe hinwarf, um, so schnell er konnte, nach Hause zu eilen. Man denke sich den freudigen Schreck der Mutter, als der stumm geglaubte Sohn ihr mit den Worten um den Hals fiel: „Ich kann sprechen, Mutter, ich kann sprechen!"

Ein Arbeiter in Berlin brachte seinem Büblein vom Christmarkt eine Fahne heim; das Büblein fuhr in voller Freude mit der Fahne im Stübchen herum und — in ein altes Bild an der Wand. Das Bild fiel herunter und Glas und Rahmen brachen entzwei. Wie schnell verwandelte sich das Christkindlein in den bösen Nicolas, der mit dem Fahnenstock das Büblein züchtigte; denn das alte Bild war ein altes Erbstück und ach! fast das einzige. Man hpb's nach der Execution jammernd auf und siehe! zwischen Bild und Rückwand kam ein Schatz zum Vorschein, — ein Thalerschein und noch einer und noch einer, im Ganzen 165 Thaler. Da war der heilige Christ wieder. Der Arbeiter hatte von seinem Alten gehört, er habe noch einen Schatz für böse Zeit und habe ihn sicher geborgen. Der Schatz hatte aber nicht gehoben werden können; denn den Alten hatte der Tod, ohne vorher anzuklopfen, abgerufen, und an das räucherige Bild hatte Niemand gedacht. Mancher aber hat in diesen Tagen seine sämmtlichen Bilder nach 'nem heil'gen Christ durchsucht.

Der Hausthor-Corporal, eine neue Volksfigur ist in Wien aufgetaucht. Es bewegt sich nämlich in neuerer Zeit durch die Straßen der Vorstädte ein seltsamer Mensch, Privatmann, der sein gutes Auskommen hat, und der von früh Morgens an sich die Mühe nimmt, an allen Orten, wo er geschriebene Zettel angeheftet sieht, dieselben zu lesen, und, wenn er darin orthographische oder stylistische Fehler entdeckt, dieselben abzuschreiben. Zu Hause muß sie dann sein Bedienter, welcher eine schöne Lateinschrift hat, richtig schreiben, und am andern Tage begibt sich der Herr an die betreffenden Hausthore, Läden, Gewölbe ꝛc., und läßt, unter Beiziehung des Hausmeisters, oder der Partei, seine schönen Zettel an die Stelle der fehlerhaften kleben. Man kann sich vorstellen, welches weite Feld der Thätigkeit diesem Herrn angewiesen ist, wenn man erfährt, daß der Bediente des Nachts oft 40—50 solcher Zettel rein und correct schreiben muß, die sein Herr, (welcher sich Morgens 7 Uhr wecken läßt, um sehr zeitlich seine Verbesserungsvorgänge zu besorgen) auf die Reise durch die Stadt und Vorstädte mitnimmt und an den gehörigen Orten austauscht. Der Volkswitz hat ihm bereits den treffenden Beinamen: „Der Hausthor-Corporal" gegeben.

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 2. Sonntag den 5. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Plötzlich trat die Mutter herein, eine hohe Frau mit scharfgeschnittenen ernsten Zügen, nicht ohne Zeichen eines bescheidenen Wohlstandes gekleidet, aber mit der Würde jener hohen Bildung des Geistes und Herzens gerüstet, die Achtung und Ehrfurcht gibt.

Jenny zitterte und erglühte. Der junge Mann stand verlegen und unmuthig auf, das stolze Gesicht der Frau mit den leuchtenden großen Augen richtete sich fest auf ihn.

Er streckte ihr die Hand entgegen und murmelte einige Worte, ein Gemisch von gewöhnlichen Floskeln. Sie reichen mir Ihre Rechte, sagte sie mit scharfer Ausprägung der Sylben. In welcher Eigenschaft soll ich diese ergreifen? Sie haben grenzenloses Unglück über mich und mein Kind gebracht; sind Sie gekommen, dies zu vergüten?

Ich kam, um Trost und Hülfe zu bringen, sagte er. Dann sind Sie willkommen, erwiderte sie. Trost und Hülfe sind unbekannte Namen bei uns geworden, wenigstens so weit diese außer uns liegen. Jenny's Herz aber ist so dicht an der Wurzel gebrochen, daß es kaum noch eine Stütze geben mag, welche dies arme Bäumchen wieder aufrichtet.

O, Mutter! rief Jenny leise schluchzend, und streckte die Arme nach ihr aus, Du bist tiefer verwundet, als ich. Ich war Deine Freude, der Stolz Deines Lebens, und nun — und nun!

Das stille kalte Gesicht der großen Frau schien noch bleicher und geisterhafter zu werden. Sie faltete die Hände und sagte mit tonloser Stimme: Ich danke dem Allmächtigen täglich, daß er Deinen Vater dies Alles nicht erleben ließ. Was mich betrifft, so ist mein Stolz zwar tief verletzt, aber Gott gab mir Kraft zum Tragen. Ich sehe die Dinge mit menschlichem Auge. Ich, selbst ein Weib, fühle die Schwächen meines Geschlechts, und das unendliche Mitleid in mir mit dem armen so bitter getäuschten Weibe ist weit mächtiger als mein Zorn und mütterlicher Kummer.

Er wird es gut machen; er wird Alles gut machen, flüsterte Jenny und faßte die Hände ihres Geliebten, den sie bittend und angstvoll ansah, indem sie zu lächeln versuchte.

Ach! so ist das Herz eines Weibes, sagte die alte Dame, und nahm mit einem Blick der Liebe und Besorgniß das leise schreiende Kind auf. Welche Schmerzen hat sie bestanden, wie zahllose Thränen hat sie vergossen, Verzweiflung und Schande haben sie fast getödtet, und nun hat ein einziges Wort des Mannes, den sie liebt, seine Nähe allein schon, Alles ausgelöscht von der schrecklichen Gedächtnißtafel.

Und ich selbst, fuhr sie leiser murmelnd fort, ich wiege dies Kind in meinen Armen, ich sehe mit Freude und Besorgniß in seine tiefblauen Augen; Erbarmen und angstvolle Liebe verknüpfen sein schuldloses, ach! so schuldvolles, Dasein mit dem meinen. Meine Thränen fallen heiß auf sein kleines friedliches Gesicht. Müßte ich ihm nicht auch fluchen? Müßte ich es nicht von mir stoßen? Und wunderbar, ich liebe es mehr vielleicht, als wäre es in der glücklichsten Ehe geboren. Mein Segen, ja mein Segen soll Dich begleiten, Du armes liebes Kind, der Segen Deiner Großmutter, die Dich so heiß liebt, um Deiner Mutter Unglück.

Auf Richard's Stirn lag eine Falte des Unmuths, den er kaum beherrschen konnte. Seinem stolzen Sinne war die hofmeisternde alte Frau niemals recht gewesen; jetzt aber, wo sie strafend und richtend sich vor ihn stellte, ihn wohl gar bedrohend, war sie ihm noch weit verhaßter. Er fühlte das Bedrückende seiner Lage zwiefach, er

Digitized by Google

fürchtete ihre kalte Verständigkeit bei den Plänen, welche er sich gemacht. Indem er seine Zukunft und Ruhe durchkreuzt sah, ärgerte er sich über die strengen prüfenden Blicke, mit welchen sie ihn beobachtete, und die er kaum ertragen konnte.

Sie setzte sich und rückte den Stuhl dicht an ihn. Lassen Sie uns denn sprechen, sagte sie, mit aufgethanem Herzen voll Milde und Vergebung. Sie sind hochgeboren in der Welt, Ihre Familie ist stolz und reich, ich sehe wohl, welche Schwierigkeiten Ihnen erwachsen müssen, wenn sie vor Gott und Menschen ein in Ehren und Rechten ungekränkter Mann bleiben wollen. Hier aber ist Ihr Weib, hier ist Ihr Kind. Ihre Pflichten gegen diese sind weit heiliger und höher, als was die Menschen sich ersonnen haben; Ihre Ehre ist fest an diese Beide gebunden. So frage ich denn: Was haben Sie beschlossen? Was wollen Sie thun?

Sie fragen mit einer seltenen Kürze und Entschiedenheit, erwiderte er.

Und ich denke, ich habe ein Recht dazu, sagte die Dame. Ich denke, es ziemt sich für mich, zu sagen: Du hast mein Kind elend in Unehre gebracht, wie willst Du ihr die Ehre wiedergeben? Für Sie: ich will den besten Weg gehen, den ich weiß.

Eine dunkle Röthe lief über Richard's Gesicht. Ich bin nicht der Mann, mich an Pflichten mahnen zu lassen, sagte er stolz, noch weniger aber, Vorschriften zu empfangen. Ich weiß, was ich muß; allein Forderungen mit Ungestüm angebracht, finden bei mir leicht einen Widerstand, den Sie sonst nicht verdienen.

O, liebste Mutter! ich bitte Dich, sagte Jenny bebend, er wird Alles thun.

Er wird nichts thun, sagte die Matrone, was Deiner würdig wäre. Armes, verblendetes Mädchen, siehst Du nicht, mit welchen Vorsätzen er gekommen ist? Sieh ihn an, er kann Deinen Blick nicht ertragen; denn er ruft ihm zu, daß die Lüge tief in seinem Herzen sitzt. Laß ihn sprechen, ich will Dir aber vorher erzählen, was er sagen wird: In diesem Augenblicke erfordern es die Umstände, daß unsere Verbindung so geheim gehalten werde als möglich; denn sicher müssen wir eine günstigere Zeit abwarten als eben jetzt. Dieß Geheimniß zu bewahren, bin ich so schnell gekommen. Ich liebe Jenny, ja, ich würde sie sogleich zum Altare führen, aber in der Welt sind viele Dinge zu bedenken, deren unkluge Verachtung uns zerschmettern könnte. Vorsicht und Geheimniß allein können uns glücklich machen.

Mit lebhafter Unruhe stand Richard auf, Zorn und Verwirrung leuchteten aus seinen Blicken. Wenn ich für meine Opfer auch jede Verkennung empfangen soll, sagte er, so wird mich das nicht abschrecken, nach meinen Ueberzeugungen zu handeln.

So ist denn wahr, murmelte die Frau mit dem Ausdruck schmerzlicher Trauer, indem sie ihn ansah, so hatte die innere Stimme nicht gelogen. Armes Kind! arme Jenny!

Dann richtete sie sich auf, ihre Augen hatten einen prophetischen Glanz, ihre Stimme war hohl. Es gibt Menschen, sagte sie, die unglücklich genug sind, weit in die Zukunft sehen zu können. Lebendige erscheinen ihnen als Leichen, wo das Glück zu wandeln glaubt, erblicken sie Unheil, und wie Schmerz sich in Freude verkehrt, das ist ihnen bekannt. So sehe ich jetzt, wie aus dieser Stunde sich neues Elend über uns ausgießt, und wie wir in Kummer untergehen müssen. An diesem Augenblicke hängt unser Aller Leben; denn, was der Mensch sein Schicksal nennt, das ist gemeiniglich, im Guten wie im Bösen, an den Entschluß einer Minute geknüpft, wo sein Engel oder sein böser Geist triumphirt.

Da seh ich es deutlich, fuhr sie fort und deutete mit dem Finger vor sich hin. Es sind keine Träume, ach, es ist allzugewiß!

Ist es nicht wahr? rief sie, das wollten Sie sagen?! Warte und weine nur im Verborgenen, Du leichtgläubige Dirne! Die Zeit wird Dich trösten, und wenn Du hörst, daß ich mit meiner reichen, schönen, hochgeborenen Braut zur Kirche gehe, so wirst Du nicht, wie es in dem alten Liede heißt, ein bleicher Schatten in Deinem nassen, schwarzen Haar zwischen uns treten.

Jetzt wurden ihre Blicke immer starrer, sie faltete die Hände und weinte leise.

Ich will gehen, sagte Richard düster, sie ist krank. Morgen komme ich wieder.

Da stand die Frau auf, wischte die Thränen ab und sagte mit fester Stimme: Sie sollen nicht gehen, mein Herr, bis ich gethan habe, was meines Amtes ist. Ich bin auch nicht krank, wenigstens nicht, wie Sie meinen. Sie haben anerkannt, daß Sie in der Absicht gekommen sind, das Unglück meiner Tochter und Ihre Schuld geheim zu halten. Ist es nicht so?

Ich habe allerdings viel Ursache, dies zu wünschen, erwiderte er beschämt und mit seinem Stolze ringend, denn ich bin nicht unabhängig und bedarf Zeit, Hindernisse fortzuräumen. Auch dürfte es nöthig sein, eine gewisse Vergessenheit des Geschehenen in der Menschen Gedächtniß zu bringen.

Ein tiefer Seufzer Jenny's unterbrach ihn hier, die Mutter aber sagte mit melancholischer Ruhe: Vergessenheit! darauf kommt es zuletzt immer an, das ist das Ziel alles menschlichen Strebens. Was sollen wir thun, und was wollen Sie thun, um uns dies zu verschaffen.

Einer meiner Freunde, sagte er mit erzwungener Gleichgültigkeit und geheimem Zorn, besitzt ein kleines artiges Landhaus ganz in der Nähe, das steht zu meinen und Ihren Diensten. Bewohnen Sie es so lange, bis ich frei handeln kann. Dort wird auch meine Jenny gesund und heiter sein, fuhr er sanft fort und wandte sich zu der Kranken, dort ist es mir auch möglich, sie täglich unbemerkt zu besuchen.

Unbemerkt! rief die alte Dame mit einer bittern Empfindung.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Mencianx.

1. Ein Ball im Hotel Stopford.

Es war zehn Uhr Abends. Das Geräusch zahlreicher Wagen rüttelte in ungewöhnlicher Weise das Echo der Varennes Straße wach, welches seit zehn Monaten geschlafen hatte. Der Winter nämlich versammelte auch in den stillen Theilen der Altstadt, was man die schöne Welt zu nennen beliebt, eine Welt, die oft genug recht häßlich ist. — Es war ein Ball im Hotel Stopford. Nach den vielen, mit Wappen gezierten Wagen zu urtheilen, die sich vor der weit aufgesperrten Halle drängten, schien das Fest ein glänzendes zu sein. Eine reich dekorirte Gallerie versammelte das Centrum der Gesellschaft. Am Eingang derselben warfen Huissiers Namen und Titel der Eintretenden in das Gewühl der Menge, die wenig darauf achtete, Namen, die in verflossenen Jahrhunderten auf Schlachtfeldern oder in den stillern Kämpfen des Parlaments laut widerhallten, aber heutzutage auf den Rasenplätzen von Chantilly, auf dem Marsfeld oder in armseligen Salons nur einsam verklingen. Jeder Ankommende grüßte ernst den Herrn und die Dame des Hauses, dann schüttelte er zutraulich die Hand eines Mannes von ausgezeichneter Haltung, der ungefähr vierzig Jahre zählen mochte und sich den Wirthen zur Seite hielt.

„Guten Abend, Marquis," sagten die Männer, „Sie sind ein prächtiger Mensch; das Fest verspricht glänzend zu werden."

„Wie liebenswürdig ist es von Ihnen," sagten die Damen, „an unser Vergnügen zu denken!"

Der strahlende Marquis schien der glückliche Amphitrion dieses Balles zu sein, zu dem er gleichwohl doch selbst nur eingeladen war. Dies bedarf der Erklärung.

Wer dieser M. Stopford, der ein so schönes Hotel bewohnte und einen so schönen Ball gab, eigentlich sei, das war eine Frage, die vielleicht keiner der Eingeladenen zu beantworten wußte. Man muß Paris kennen, um eine so unwahrscheinliche Thatsache zu begreifen. Von allen hergebrachten Vergnügungen ist ohne Widerrede ein Ball die eintönigste, um nicht zu sagen die langweiligste. Aber der Müssiggang in der großen Welt ist von der Art, daß es, um sie anzuziehen, nur eines Salons und einiger hundert Wachskerzen bedarf.

M. Stopford war nach seiner Herkunft ein Amerikaner, nach seinem Gewicht ein Millionär. Ueberdrüssig, seine Sonntage mit Nichtsthun zu verbringen, wie es in den Vereinigten Staaten Sitte ist, andrerseits müde, sich den ganzen Rest der Woche über auszuruhen, machte sich M. Stopford auf den Weg nach dem herrlichen Frankreich, wo er seine transatlantische Manier, sich zu langweilen, fortsetzte. Es genügt nicht, fünfmalhunderttausend Francs Einkünfte zu haben; die Schwierigkeit ist zu wissen, was man damit anfängt! Schon schwankte M. Stopford, ob er nicht wieder nach der neuen Welt zurückkehren solle, um seiner Langeweile etwas Veränderung zu schaffen; da führte ihm der Zufall den Marquis von Récourt zu, den er als Mitreisenden auf dem Paquetboot kennen gelernt hatte. Der Yankee hatte sich wie ein Verzweifelter auf den Marquis gestürzt. Auf dem feste Lande knüpfte sich die Freundschaft, die auf hoher See bei 55 Grad nördlicher Breite entstanden war, noch fester. Der Amerikaner erzählte seine verzweifelte Lage; der Marquis hatte Mitleiden mit ihm und entrollte vor seinen Augen einen herrlichen Lebensplan: es war Rede von einem Hotel, von Festen, Bällen, Diners, von Logen im Schauspiel und in der Oper, kurz von allen Freuden, die das moderne Babylon bietet. M. Stopford, ganz überrascht, erhob nur einen Zweifel. „Sei es so," sagte er, „aber zu Festen, Bällen und Diners braucht man Spieler, Tänzer und Esser, und ich kenne keine lebende Seele."

„Ich nehme Alles auf mich," antwortete der Marquis, „ich schaffe Ihnen das Personal herbei."

„Ich danke Ihnen," erwiederte der Amerikaner, „ruiniren Sie mich, wenn Sie können, aber um's Himmelswillen sorgt, daß ich mich amüsire!"

Noch war seitdem kein Monat verstrichen, als M. Stopford in einem prachtvollen Hotel in der Varenner Straße eingerichtet war, und zwölfhundert Einladungen abdrucken und abschicken ließ, welche folgendermaßen abgefaßt waren: „Herr und Madame Jeroboam Stopford von Cincinnati haben die Ehre, Herrn ..... und Madame ..... zum Ball einzuladen" u. s. w. Weiter unten las man: „Durch den Herrn Marquis von Récourt." Dieser hatte auch veranlaßt, daß M. Jeroboam Stopford seinem Namen den seiner Geburtsstadt beifügte, weil dies ihm das Ansehen eines amerikanischen Marquis gab.

Am Tage, an welchem unsere kleine Erzählung beginnt, hatte die ganze schöne Welt der Einladung des Bürgers von Cincinnati entsprochen. Anfangs war der Ball ein Gewühl, das nur den unternehmendsten Tänzern erlaubte, einige Contretänze zu gehen; dann regelten sich die Bewegungen, eine gewisse Ordnung entstand in der Unordnung, und aus diesem Chaos ging endlich hervor, was man hergebrachter Redensart eine reizende, herrliche Gesellschaft nennt.

M. Jeroboam Stopford war auf dem Gipfel des Glückes. „Mein lieber Marquis," sagte er, „Sie bringen Wunder zu Stande, nicht allein, daß Sie die halbe Welt aus dem Erdboden stampfen; Sie schaffen auch hübsche Frauen. Wo Teufel haben Sie diese hergekriegt? In den drei Monaten, die ich in Paris bin, habe ich fast nur mittelmäßige Gesichter gesehen."

„Mein lieber Stopford", antwortete Récourt, „die Pariserin ist ein absonderliches Wesen; sie zieht das Kerzenlicht dem Sonnenlicht vor. Sie ist eine Treibhauspflanze, die ihr Boudoir nur verläßt, um sich in den Salon zu verpflanzen. Deßhalb verlachen wir Rei-

Digitized by Google

sende, die, wenn sie eine Cigarre auf den Boulevards geraucht haben, mit der festgewurzelten Meinung in ihr Land zurückkehren, daß es sehr wenig hübsche Frauen in Paris gebe."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Deutschen in der amerikanischen Bundesarmee wurden von Milwaukie „Herold" nach den verschiedenen Staaten folgendermaßen abgeschätzt:

Delaware	100
Maryland	500
Wisconsin	3,500
Jowa	2,000
Kalifornien	2,000
New-England	400
New-Jersey	2,000
Ohio	10,000
Illinois	6,000
Minesotta	500
Michigan	1000
Kansas	500
West-Virginien	1000
Kentucky	5000
New-York	28,000
Pennsylvanien	11,000
Indiana	4,000
Missouri	20,000
Total	97,000

Der Schnee, welcher am 5. und 6. Dezember in Frankreich fiel, hat die Wölfe der Vogesen und Ardennen aus ihren Verstecken getrieben. Auf einer bald darauf in der Nähe von Remilly gehaltenen Treibjagd auf Wölfe wurden drei dieser Thiere umzingelt. Einer der Treiber hatte das Geschick, einen Wolf beim Schwanze zu erfassen. Schreiend nach der Hülfe der Jäger, hielt er mit der einen Hand den Wolf am Schwanze fest, während er mit dem in der andern Hand befindlichen Stocke die Bisse der Bestie abparirte. Mit einem Maulkorbe unschädlich gemacht, führte man den Wolf in das nächste Dorf, woselbst er getödtet wurde.

(Verehren, Begehren und Ernähren.) Ein Wiener Feuilletonist sagt: Die Mädchen im Durchschnitt wollen nichts, als Verehrer; die Mütter wollen nichts, als Begehrer; die Väter endlich wollen nichts als Ernährer, und es bedarf eines Umlaufs von einigen Komäten, daß Verehrer, Begehrer und Ernährer in einer Person id est Mannsperson, zusammenfallen. Von 100 Männern, die ein Mädchen umgaukeln, sind 98 Verehrer, 1½ Begehrer und nur ein halber Ernährer! Es ist aber auch leicht unsere Mädchen verehren, noch leichter sie begehren, aber es ist verdammt schwer, sie zu ernähren! — Denn wenn wir sie verehren, so verehren wir sie allein; wenn wir sie ernähren, so ernähren wir Schuster und Schneider und Juweliere und Putzhandlungen, die gar nicht zu den guten Handlungen gerechnet werden! Unsere Mädchen verehren sich selbst zu viel, als daß wir sie noch verehren sollten; sie begehren selbst zu viel, als daß sie viel begehrt werden sollten, und sie ernähren zu viel Marchandes des Modes, als daß man sie selbst ernähren könnte. Die Verehrungsmittel sind so wohlfeil und die Ernährungsmittel sind so theuer! — Verehren können wir die Frauenzimmer stets auf dieselbe Weise, aber ernähren müssen wir sie alle Augenblicke anders, wie es die Mode will; deßhalb bleibt das Verehren stets modern, aber das Ernähren kommt ganz aus der Mode!

Aus Triest schreibt man der „Östd. Post": In der Nähe von Grado hat sich folgende unheimliche Begebenheit zugetragen. Der Feldhüter eines dem Fürsten C. gehörigen Dorfes sah gegen Abend einen Wagen, in welchem vier wohlgekleidete Herren saßen, auf der Straße gegen Grado hinabfahren. Da diese Straße wenig frequentirt wird, fiel ihm schon dieser Umstand auf; seine Aufmerksamkeit wurde aber noch gesteigert, als er nach Mitternacht denselben Wagen im schnellsten Lauf der Pferde wieder zurückfahren sah. Kaum war der Tag angebrochen, so verfolgte er die Spuren des Wagens, die ihn zu einer Baumgruppe führten, wo er frisch aufgeworfene Erde fand. Als man die Sache näher untersuchte, zeigte es sich, daß der Boden etwa anderthalb Klafter tief ausgegraben war, und unten eine regelmäßige viereckige Vertiefung zeigte, in welcher eine ziemlich große Kiste gelegen haben mußte. Bei weiterer Nachforschung fand man auch, daß einige, der um diesen Ort gruppirten Bäume durch Einschnitte gezeichnet waren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die vier Personen, die in den Wagen hingekommen waren, eine Kiste ausgegraben und mit sich genommen hatten. Wer diese Leute waren und was der Inhalt der Kiste war, ist nicht ermittelt worden. Ein Gerücht bringt diese Begebenheit in Beziehung zu einem vor vielen Jahren in der Gegend begangenen Raub.

Taufpath und Homöopath. Pfarrer: Nun, Maier, wen wollt Ihr denn zum Taufpathen nehmen? — Maier: Ich dächte, den Doktor Hahn. — Pfarrer: Was, den Homöopathen? — Maier: Was ist den das für ein Pathe? — Pfarrer: Homöopath ist ein Foscher, der nur die kleinsten Gaben gibt. — Maier: So? Dann nehm' ich gleich einen andern.

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 3. Dienstag den 7. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Sie wollen böse deuten, was ich gut meine, erwiderte er. Leider, ja, unbemerkt muß ich sagen, bis ich einst dies schlechte Wort auszustreichen kann.

O mein Richard! rief Jenny zärtlich, ich will glauben und glücklich sein. Lügen kannst Du nicht, es ist unmöglich. Ich will thun, was Du willst. Ich will Dich erwarten; den ganzen Tag will ich mich auf die Stunde freuen, wo Du kommen wirst. Es muß so sein! gewiß, Mutter, er kann nicht anders!

Wir wollen nach Ihrem Willen thun, sagte die alte Frau nachsinnend, wir wollen uns verbergen, so lange Sie es wünschen, denn der Schande ist es noth, daß sie die Einsamkeit suche; aber Eines verlange ich, obgleich es nur ein Spielwerk in der Hand des Bösen scheint: Setzen Sie sich sich, schreiben Sie und bethenern es mit Ihrer Ehre, daß Sie Jenny als Ihr ehrlich Weib heimführen wollen, sobald die Verhältnisse es erlauben.

So mißtrauen Sie mir? rief er mit stolzem feindlichem Ernst.

Ja, sagte sie ruhig.

O Mutter, Mutter! rief Jenny weinend, Du kennst sein Herz nicht. Nein, ich will kein Versprechen, kein geschriebenes Wort. Ich habe seine tausend Eide, und hätte ich auch diese nicht, er hat mir gesagt: Mein Wille ist ewig, ich bin auch ein Gott und das ist mein Evangelium, darauf will ich leben und sterben.

Unglückliche! murmelte die Mutter, jetzt sprichst Du Dein Todesurtheil. Ja, Du wirst für Deinen Glauben sterben, der so viele Märtyrer hat. Für Deinen falschen Gott wird Dein Herzblut hinströmen, und der Hohn der Welt wird Deine Thorheit begleiten.

Was können mir Worte helfen! rief Jenny mit fieberhafter Reizbarkeit. Werden diese ihn in Treue und Glauben binden? Und wenn es nur Worte wären, die ihn an mein Herz führten, wenn es nicht meine unendliche Liebe thäte, und dies Kind, sein Kind! Allmächtiger! ich zerrisse diese falschen schändlichen Worte, diesen unerhörten Frevel, der ihn und mich elend macht.

Armes Kind, sagte die alte Frau, Du weißt nicht, welchen Zauber das geschriebene Wort hat. Es braucht kein Blut zu sein, auch kein Stempel, keine Unterschrift des Richters. Der Mund spricht leicht ein unbedachtes Wort und einen thörichten Schwur, aber diese kleinen Buchstaben haben eine magische Kraft. Das Wort schallt weiter, der Schwur ist festgezaubert, Menschenaugen können ihn verstehen.

Was keines Menschen Auge weiß und sieht, das sieht Gottes Auge, erwiederte Jenny leise. Sein Wille ist ewig. Friede ist in mir, ich bin ruhig.

Meine Jenny, sagte Richard, und küßte ihre Hand, ich danke Dir. Glaube, ja glaube fest, das ist das Mittel, mich sicherer zu halten, als alles Pergament der Erde. Willst Du aber dem Rath Deiner Mutter hören, so bin bereit, zu unterschreiben, was Du verlangst.

Sage ja! Jenny, rief die Mutter mit furchtbarer Angst, und umklammerte ihre Hände. Laß ihn schreiben, Du rettest ihn, Dich, Dein Kind, mich!

Nein! sagte Jenny. Richard, ich glaube!

Amen! murmelte die Matrone, und dann nahm sie das Kind, küßte es und seufzte, und schien zu weinen.

Sie hörte es auch nicht, oder wollte es nicht hören, als Richard Abschied nahm; als er Jenny küßte und ihr leise sagte, morgen um die Abendzeit würde er einen Wagen senden, in den möchten sie Alle steigen, ihre Wohnung zuschließen und die Mobilien lassen, wie sie wären. In dem Landhause würden sie Alles finden; es sei ganz eingerichtet, und was etwa fehlen sollte, würde er morgen noch beschaffen lassen. Endlich flüsterte er ihr

Digitized by Google

noch zu, sie möchten Niemanden sagen, wo sie wären, ausgenommen vielleicht einem treuen verschwiegenen Freunde, der die nöthigen Geschäfte besorge in der Stadt, für alle Andern sollten sie verreist sein auf unbestimmte Wiederkehr.

So ging er fort, die Mutter seiner Geliebten grämend, die ihm nicht dankte, und welche er nicht anzureden wagte. Er fühlte eine Furcht vor der alten Frau und ihrer entschlossenen Sinnesart, die an Abscheu gränzte, obwohl er sich sagen mußte, was sie wolle, sei Recht, und schweres Leid habe er an ihr gut zu machen.

Während er durch die finstern schweigenden Straßen ging, kämpften die guten und bösen Mächte in seiner Brust. Wenn diese alte starrsinnige Frau nicht wäre, sagte er endlich, es möchte sich wohl Alles noch fügen und schicken. In diesem hinfälligen Körper aber wohnt ein arger Ehrgeiz, die steife Tugend des vorigen Jahrhunderts, die Anmaßung versteckten bürgerlichen Hochmuths und jene verruchte strenge Consequenz altväterlicher Gesinnung, die hier, unglücklicherweise, weit über Habgier und niederer Leidenschaft steht, und so klar verständig ist. Wenn ich nicht von diesem Geisterblick fürchten müßte, ich würde sie lieben können und aufrichtig verehren. Sie hat bis in mein tiefstes Herz geblickt, und wer hat es ihr geöffnet? Jenny, armes Mädchen, ja, ich liebe Dich, und ewig, ewig will ich Dir mit heiliger Freundschaft nahe sein; aber meinen Lebensweg an Deiner Seite nehmen — es kann nicht sein! Gott sei es geklagt! es kann nicht sein!

Was kann nicht sein? fragte eine lustige Stimme dicht bei ihm, denn unwillkürlich hatte er diese Worte laut gesprochen.

Verwundert sah Richard sich um. Er war auf einem der großen Plätze der Stadt, der Lampenschein ließ ihn jedoch leicht einen Vetter und Freund in der jungen schlanken Gestalt erkennen. Ich möchte Gottes Finger in diesem Begegnen finden, murmelte er für sich und erwiderte dann laut die geschwätzigen Begrüßungen des Freundes, dem er Rechenschaft über seine Reisen und seine unverhoffte Wiederkehr geben mußte.

Ueber Etwas aber willst Du nicht beichten, sagte der Vetter endlich lachend.

Ueber was? fragte Richard bestürzt, denn er dachte an Jenny.

Ueber Deine Muhme, Mylady Recha.

Ach, Possen! sagte Richard.

Das mach' einem Andern weis, sprach der Vetter mit Ueberzeugung, aber Dein Vater sagt es ja öffentlich, daß sein Sohn der jungen Wittwe, die so unermeßlich reich ist, über die Maßen gefallen habe.

Mein Vater sagt, was er wünscht, erwiderte der junge Mann stolz.

Du findest sie also nicht schön?

Schön, liebenswürdig und voller Geist, sagte Richard.

Nun, so heirathe ich sie! rief der Vetter lustig, vorausgesetzt, daß es wahr ist, sie kommt hierher, denn eine Reise mache ich nicht darum.

Wer sagt, daß sie kommt? fragte Richard heftig.

Ich schlug zwei Fliegen mit einem Schlage, erwiderte der witzige Freund. Jetzt komme ich eben von Deiner Schwester, erfuhr dort Deine Ankunft und daß ein Brief von der Muhme Recha eine Stunde später mit Courier gekommen sei, sie könne es nicht aushalten, sie folge Dir, so bald sie kann.

Richard schwieg und Beide gingen über den Platz fort. Du hast das kleine Landhaus Deiner verstorbenen Tante noch nicht verkauft, Willfried? sagte er plötzlich.

Nein, erwiderte der Vetter lachend, willst Du etwa die romantischen Reize dieser himmlischen Natur, den unübertrefflichen Sand, die Weiden, Wiesen und den reizenden Strom mit Mylady Recha dort elegisch genießen?

Willst Du es verkaufen?

Mit dem größten Vergnügen; ich laß es Dir billig. Zehntausend Thaler hat es gekostet, Du gibst die Hälfte, aber baar.

Ich nehme es an, sagte Richard, aber ich habe eine Bedingung. Du verkaufst es nicht mir, sondern einer Dame, die ich Dir nenne, und Du gibst mir Dein Wort, gegen Niemanden etwas davon zu äußern.

Gut, erwiderte Willfried lächelnd, nur bitte ich Dich, sei nicht allzu geheimnißvoll gegen mich. Wenn Du nicht reden willst, meinetwegen, aber es ist recht von Dir, daß Du Dich bei Zeiten abzufinden sucht. Noch wissen es Wenige, die Geschichte konnte Dich aber später doch in manche Verlegenheit bringen.

Was meinst Du damit? sagte Richard und sah ihn finster an.

O, über diese Verstellung! rief der Vetter. Warum das? mich täuschest Du nicht. Glaubst Du, ich kenne Deine Aventuren mit der niedlichen Professorstochter, mit der zarten kleinen Jenny nicht? Ich habe Dein Glück beneidet; wahrhaftig! Du mußtest eine Art Hexenmeister sein, um dies schöne Täubchen so zahm zu machen.

Du hast sie gesehen! fragte Richard.

Vormals, erwiderte Willfried mit unterdrücktem Lachen, und wenn ich Dir rathen darf, sieh sie auch so lange wie möglich nicht. Was ich Dir übrigens sagen könnte, wirst Du längst wissen, denn obwohl es die Mutter der bösen Welt zu verbergen suchte, so hat diese bekanntlich zahllose Augen und Ohren. Sie sind aus ihrer freundlichen Wohnung in ein entferntes Quartier einer Vorstadt gezogen, wo der junge Weltbürger ganz im Stillen sich ausschreien kann. Das ist sehr zu loben, das zeigt von Verstand und Discretion. Wenn eine Zeit hingeht, wird die kleine Verirrung aufs Land gebracht zu irgend einer tüchtigen Pachters- und Predigersfrau, dort wächst es heran in ländlicher Vollkommenheit; man zahlt eine mäßige Pension, und schenkt ihm Gott Leben und Gesundheit, so lernt er Oekonomie; denn man kann

Digitized by Google

ihn dann als Verwalter benutzen, oder er studirt, und es findet sich eine Pfarre, wo er heiter und zufrieden lebt und stirbt.

(Fortsetzung folgt.)

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortsetzung.)

Während dessen begegneten sich an dem engen Eingang einer Thüre, welche die Verbindung der Gallerie mit dem Salon machte, zwei Personen. Der Eine war ein schöner Mann von etwa 27 bis 28 Jahren, blond, schlank, mit schöner eleganter Haltung; er hatte ein offenes, frisches Gesicht, blonden Schnurr- und Knebelbart und eine leichte Narbe an der Wölbung der Augenbrauen. Der Andere, ein Mann von ungefähr 30 Jahren, groß, kräftig gebaut, mit harten ironischen Gesichtszügen und von einer Eleganz, die an Geckenhaftigkeit grenzte. Man durfte nicht zweifeln, auch wenn man ihn nur wenig kannte, daß er in mehr als einer Hinsicht berühmt war, durch seine Siege beim Wettrennen, beim Kreuz von Berny, bei Chantilly ꝛc. und durch Triumphe anderer Art, die mehr als einmal Skandal in der Welt gemacht hatten.

„Ich täusche mich nicht, Sie sind es, mein lieber Herzog!“ rief der Held vom Kreuz bei Berny. „Welche allerliebste Ueberraschung! Ich glaubte, Sie metzelten noch die Kabylen des Atlas nieder!“

„Ja ich bin es wirklich,“ erwiederte heiter der junge blonde Mann, indem er dem Grafen von Montbryon die Hand reichte. Ich verjüchte auf den Ruhm und auf's Fieber und werde wieder ganz Pariser. Sie sehen es, seit drei Tagen erst bin ich zurück und schon auf dem Ball!“

„Teufel! der Krieg ist Ihnen vortheilhaft gewesen, Herzog! Dieser braune Teint kleidet Sie bewunderungswürdig, und dieses rothe Ordensbändchen auch; Nichts fehlte Ihrer Toilette noch als dieses; jetzt sind Sie ganz und gar elegant.“

Dieses plaudernd, hatte der Graf von Montbryon seinen Arm in den des jungen Herzogs von Lairville gelegt. Er führte ihn in ein nebenanliegendes Cabinet, wo sich beide Beide auf ein Polster niederließen. „Aber vor allen Dingen“, fuhr der Graf fort, „müssen Sie mir den albernen Streich erklären, den Sie vor zwei Jahren begingen. Wie, Sie Einer der Unsrigen, jeder Zoll ein Löwe des Tages, wie man uns in den kleinen Journalen nennt, — Sie, ein Mann von Erfolgen, der das menschliche Herz in den Herzen vieler Frauen studirt hat, Sie, der Häuptler, der einen Skepticismus besitzt, den ich selbst noch nicht erreiche, Sie, der die Liebe für einen Wahn erklärt hat, — Sie verlieben sich eines schönen Tages wie ein junger Mensch aus dem College, kommen, jedenfalls durch die Sprödigkeit der Schönen, in Verzweiflung, und ergreifen die Flucht, ohne selbst Ihren besten Freunden Lebewohl zu sagen! Sie, der Sie über zweimalhunderttausend Livres Renten zu verfügen haben, gehen nach Afrika, um dem edlen Abkömmling der Lairvilles einen abscheulicher Tschako aufzusetzen! Sie laufen Gefahr, auf dem Schlachtfeld zum Corporal ernannt zu werden, und selbst an einem Tage der Noth Pferdefleisch zu essen. Solche Thorheiten sind in der gesunden Vernunft zuwider, Sie waren toll, lieber Freund.“

„Ich war toll, wie Sie sagen, Graf. Die letzten Regengüsse in Afrika haben mir als wohlthätige Douchen gedient, und was waren es für Douchen! Vierzig Tage lang! Sie sehen mich an Leib und Seele wieder hergestellt. Die Hörner habe ich mir abgestoßen, das ist wahr, aber ich bin im Begriff, meine Tressen als Regimentsquartiermeister auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen.“

„Das ist Alles recht gut, aber erklärt mir noch ganz und gar nicht den Liebesanfall vor zwei Jahren.“

„Die Liebe, mein guter Freund, gehört zu den Dingen, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen. Wenn dieser Satz allzusehr an Ihrem negativen Glauben rüttelt, so nenne ich das Tollheit. Ja, ich gestehe es, ich war bis zur Tollheit verliebt in Frau von Brabantane, wie Sie wissen. In ihr lieg mich der Zufall Etwas finden, was mir sicher bis dahin noch nicht begegnet war: eine unantastbare, strenge Tugend. Die Seltenheit dieser Erscheinung übermannte mich. Ich wurde dadurch ein abgeschmackter Mensch, ich reiste ab, verliebt wie zehn Florian'sche Schäfer.“

„Und kommen ebenso verliebt wieder?“

„Was das anbelangt, so kann ich schwören: nein. Ich kehre vollständig geheilt zu Ihnen zurück, lieber Graf. Es war vielleicht mehr Coquetterie als Tugend in dieser Frau. Sie hätte mit dem seligen Prinzen von Benevent einen diplomatischen Handel anfangen können. Aber, à propos, eine Frage, Montbryon! Es ist nichts als Neugierde, ich schwöre es Ihnen: was ist aus Frau von Brabantane geworden?“

„Lairville, Lairville, das ist eine Neugierde, die mich an Ihnen irre macht! Sie haben sie also hier auf dem Ball noch nicht bemerkt?“

„Hier auf dem Ball?“ erwiederte Lairville mit einer Aufregung, die er zu verbergen strebte. „Nun das ist seltsam. Warten Sie, Montbryon, ich brenne darauf, ihr zu begegnen; jetzt kann ich Sie von der Aufrichtigkeit meiner Worte überzeugen. Ich wette, daß ich sie zum Tanz auffordere.“

„Zum Tanz? Sie wird es nicht annehmen.“

„Sie wird es annehmen, so wahr ich in Afrika verbrannt bin. Auf diesem Ball, sagen Sie? Ich eile, sie zu grüßen.

Bei diesen Worten verließ Lairville mit Ungestüm, der seinem Charakter eigen war, seinen Freund, und verlor sich in der Menge. Endlich fand er Frau von

Digitized by Google

Brabantane in der Ecke eines Saales, beinahe ganz vereinsamt, an der Seite einer älteren Frau mit ernstem Gesicht.

Frau von Brabantone konnte etwa 23 Jahre alt sein. Sie war die Wittwe des Generals, dessen Namen sie trug, und die Tochter eines alten Waffenbruders ihres Gatten. Als ihr Vater starb, arm wie so mancher brave Soldat, empfahl er seine Tochter dem Freunde. Der sechzigjährige General Brabantane, hingerissen von seiner Neigung zur schönen Marie Dupont, heirathete sie eines schönen Tages, sie, das achtzehnjährige Mädchen. Hierauf verlangte er seinen Abschied. Die Ruhe ist aber alten Soldaten unerträglich. Nach einem Jahre begrub man ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wölfe in Siebenbürgen. Die „Kronst. Ztg." schreibt: Aus der Cist erfahren wir, daß man dieser Tage bei Kazon-Ujfalu zwei Stiefel gefunden, in welchen sich menschliche Beine befanden. Man vermuthet, daß die Wölfe einen Menschen aufgefressen haben. Wir haben von diesen Raubthieren bei dem heurigen strengen Winter sehr viel zu leiden. Die Wölfe treiben sich im ganzen Rudeln um die Ortschaften herum und fangen besonders viele Hunde ab.

Ein überaus drolliges Ereigniß hat vor einigen Tagen auf der Südbahn zwischen Graz und Marburg stattgefunden. Ein angesehener Herr aus Triest fuhr in einem Waggon erster Classe und hatte eine blühende Dame zu seinem vis-à-vis und zur einzigen Reisegenessin. Der Train war kaum einige Minuten von der Südbahn weg, als die Dame plötzlich von ihrem Sitze aufsprang und schrie: „Wie können Sie das wagen, mein Herr! was wollen Sie?" Der Triester Herr war ganz erstaunt, und erwiederte, daß er sie nicht verstehe und nichts gethan habe, sie zu beunruhigen. Bald aber sprang sie wieder von ihrem Sitze auf, offenbar voll Entsetzen und Wuth, warf ihrem Nachbar mit Heftigkeit vor, „daß er ein Schurke sei und daß sie ihn auf der nächsten Station verhaften lassen werde. Der Herr betheuerte seine Unschuld und fragte, „was er denn eigentlich gethan habe?" aber die excentrische Dame fuhr fort, von ihrem Sitze emporzuspringen und gegen sein Benehmen zu wüthen, bis endlich der Herr sie für verrückt hielt und beschloß, sie auf der nächsten Station in Gewahrsam zu geben. Da ihre Aufgeregtheit sich nicht legte, so wollte er eben bei der Ankunft in einer Zwischenstation seinen Entschluß ausführen, als die Dame plötzlich an die Wagenthüre sprang und durch deren Fenster „Polzei! Polizei!" schrie, worauf sich nicht nur die Bahnhofsache, sondern auch viele Leute versammelten. Sie begann sogleich ihre Anklage und versicherte, daß der Herr höchst ungebührlich sie wiederholt in die Waden gekneipt habe, während der Herr entsetzt seine Unschuld betheuerte. In dem Augenblicke, als die Sache für ihn sehr schlimm stand, eilte der Ober-Conducteur herbei und zog einen Korb aus dem Waggon, der unter dem Sitz der Dame gestanden, und in welchem sich eine lebendige Gans befand. Wer die Dame in die Waden gekneipt, lag nun klar am Tage: der gebundene Gänserich war der Verbrecher. Diese Erklärung wurde von beiden Theilen mit guter Laune aufgenommen, und der Train fuhr unter convulsivischem Gelächter und Applause der versammelten Menge weiter. Wem der Korb mit der Gans gehörte, wußte der Conducteur allein.

Die erste Schlafhalle in **Wien**, welche auf Kosten der Gemeinde für die arme Bevölkerung Wiens errichtet wurde, ist seit einigen Tagen eröffnet. Für die Benützung eines Bettes werden von jedem Bettgeher wöchentlich 35 kr. verlangt, was in einem Jahre einen nicht unbedeutenden Wohnungszins bildet.

Eigenthümlicher Selbstmord. In Kattenberg kam am 12. v. M. Abends ein Fleischergeselle nach Hause, verzehrte sein Nachtmahl und nahm dann sein Fleischermesser, das er sich mit den Worten: „So tödtet man die Bagonzer" gleichgiltig in's Herz stieß. Er zog das Messer noch aus der Brust, sagte zu den Anwesenden: „Seht wie das Blut spritzt," und ehe die Anwesenden herbeisprangen, war er bereits todt.

Aus Leipzig erzählen die „Leipziger Nachrichten" folgende Erbschaftsgeschichte: „Das bei einem hiesigen Offizier dienende Mädchen, eine gewisse Amalie Schäffer, hat 42,000 Thaler geerbt und wird in der allernächsten Zeit diese Summe erheben. Die Erbschaft kommt aus Holland und beträgt circa 10 Millionen Gulden, wozu 22 Erben vorhanden sind, unter denen sich auch die Ehefrau eines hiesigen Lohnkutschers befinden soll. Der Ausmittlung der Erbschaft sowohl wie der Erben hat sich ein Berliner Spediteur unterzogen. Dieser hat den nöthig gewesenen Erbschaftsprozeß auf eigene Kosten geführt und es endlich beim Prozeßgericht in Amsterdam dahin gebracht, daß am 31. December den Erben die 10 Millionen Gulden (auf welchen Vertrag man sich verglichen hat, um nicht noch länger, als bereits geschehen, prozessiren zu müssen) ausgezahlt werden wird. Für seine Vorlagen und sonstigen Bemühungen soll ihm ein Zwölftel der ganzen Vergleichssumme von den Erben versprochen worden sein. Mit diesen wird er sich gegen Ende Dez. zur Empfangnahme des Geldes nach Amsterdam begeben."

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 4. Donnerstag den 9. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Und die Mutter? sagte Richard dumpf und leise.

Nun, die Mutter behüte der Himmel, daß es von ihr heißen mag: Einen Fehltritt verzeiht Gott dem Sünder, aber den zweiten wird er rächen. Tragen mußt Du was Du verschuldet hast, mein guter Freund, ob nun mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt sein. Du willst Dich wie ein Mann von Ehre benehmen, das hör' ich aus Deinem Anerbieten, mir das Häuschen abzukaufen, denn ohne Zweifel soll es doch Dein Wochen- und Brautkranzgeschenk, ein für allemal, sein. Das ist nobel und lobenswerth. Die Villa, wie meine selige Tante es immer nannte, ist übrigens reizend genug, auch für eine bessere; und wüßte Manche, daß Du eine schwache Stunde so reich belohntest, Du würdest Zulauf haben. Es ist auch schönes Feld dabei, Teiche und allerlei Zubehör, wo ein reeller Mann sein Brod findet. Nun laß ein paar Jahre vergehen, und Fräulein Jenny wird wiederum die Krone der Feste sein. Sollte ja irgend Einer zufällig etwas von ungewissen Gerüchten gehört haben, so kann man entweder entschuldigend wie jenes Fräulein sagen: Ja, es ist wahr, ein Kind hatte sie, aber es war nur ein ganz kleines, — oder man ignorirt es stolz, ist empört über die Verläumdung und ganz sicher in der niedlichen Villa und im Genuß eines achtungswerthen Wohlstandes. Kurz, Richard, was willst Du wetten, in zwei Jahren oder drei spätestens hat Jenny den schönsten Mann, der sich todtschlagen läßt für ihre Ehre, und den sie unaussprechlich liebt.

Wenn ich sie glücklich machen könnte, rief Richard mit Heftigkeit, nichts sollte mir zu schwer, zu theuer sein. Du kennst sie nicht, Du weißt nicht, wie sie mich liebt, wie fest sie sich an diese Liebe klammert, und was sie fordert.

Sie fordert Dich, sagte Willfried.

Richard antwortete nicht.

Oder vielmehr, sie ist albern genug, Deine Hand zu begehren? fuhr Jener fort.

Sprich nicht mit so unwürdigem Spott von einer heiligen Sache, an der meine Ehre, mein Leben, das Glück einer schuldlosen Familie hängt! rief Richard. Sie hat ein Recht, mich zu fordern: reuig, schuldbeladen mit zerrissenen Empfindungen flehe ich bebend, wie ein Knabe, und ringe mit Kopf und Herz.

Ach, Possen! rief Willfried, Du wirst kein Thor sein. Hat sie Deinen süßen Worten geglaubt, kennt sie die Welt nicht besser, um so schlimmer für sie. Heirathen sollst Du sie? — Sie ist toll? — Freilich glaubt das Jede und weint ihre heißen Thränen, wenn's nicht geschickt, aber das ist zum Lachen!

Oder zum Verzweifeln!

Willfried betrachtete ihn ernsthaft. Ich hoffe, Du hast Dich entschieden, sagte er.

Ich habe entschieden, erwiderte Richard stolz, aber nicht von so frevenlichem Leichtsinn geleitet, wie Du. Gott ist mein Zeuge! ich habe das arme Mädchen nicht mit raffinirter Bosheit zur Schande geführt, um sie dann zu verlassen. Ich liebte sie mit Leidenschaft; diese verleitete mich, an eine Ewigkeit meines Willens und Wollens zu glauben. Ich war ein junger Thor, ich kannte die Welt und das menschliche Herz nicht. Mein Trotz hat sich nun an mir selbst gerächt; ich fühle, daß dies Mädchen mich nicht beglücken kann, daß es ein selbstmörderischer Akt wäre, wollte ich mein Wort halten. Selbsterhaltung ist das höchste Gesetz des Lebens. Soll ich um eine Jugendthorheit meine Vernunft gefangen geben, mich opfern; meine Stellung zur Welt, meine

Digitized by Google

Ansprüche an Glück und Zukunft? — Es gibt im Leben eine unentscheidene, vielleicht unentscheidbare Frage: Soll man unbedacht gegebenen Eid und Wort halten in der gewissen Aussicht, unglücklich zu werden? und das auf mich angewendet: Soll man Liebesschwüren blind Alles opfern, um vor Welt und Menschen ein sogenannter ehrlicher Mann zu heißen? Das deute und vertheidige nun Jeder, wie er kann und mag, aber er verdamme den nicht als einen Schurken, der vor der Hölle des Lebens zurückbebt, die sich vor ihm aufthut.

Wilfried hatte aufmerksam zugehört. Nach vielen schönen Redensarten und Entschuldigungen, sagte er nun lachend, bist Du gerade dahin gekommen, wo ich auf dem kürzesten Wege anlangte; das heißt, Du läßt sie sitzen und weinen, so gut wie ich.

Nur mit dem Unterschiede, erwiderte Richard, daß ich von ganzem Herzen bereue, daß ich in jeder Weise ihre Thränen zu trocknen suche und willig und gern jedes Opfer bringe, ihre Schmerzen zu erleichtern.

Du gibst ihr Steine und sie verlangt Brod! rief Wilfried; oder vielmehr: Du gibst ihr ein Haus und sie verlangt ein Herz — Täusche Dich nicht, Richard. Du handelst wie ein reicher Mann, das heißt, Du suchst mit Geld Deine Sündenvergebung, aber die Welt wird davon nicht bestochen. Die sogenannten Redlichen werden es Dir nicht verzeihen, die Geschiedten werden Deine Opfer obenein dumm nennen, und nur die Gemüthlichen und Schwachen sagen allenfalls: Er sucht wenigstens seine Ehrlosigkeit in anderer Art gut zu machen. Was man will, muß man ganz wollen, nicht aber sich philosophisch-sophistisch beschwatzen, man thue Recht und könne nicht anders. Du bist es Deinem Stande und Deiner Familie schuldig, das ist genug. Das Mädchen hat Dir gefallen, sie ist gutherzig gewesen; nun behandelst Du sie nobel, schenkst ihr Haus und Hof, und sagst dabei: ein andermal wollen wir Beide klüger sein. — Hat es die Leidenschaft verschuldet, oder war es überlegter Plan, gleichviel, das Resultat ist dasselbe. Das Ende der Komödie ist völlig gleich, und eitel Hochmuth ist es, wenn Du besser zu sein glaubst als ich.

Gute Nacht, sagte Richard, morgen früh machen wir den Kaufkontrakt.

Lange irrte er in dem feuchten Nachtdunkel umher. Der Septemberabend war voll leise wallender Nebel, zwischen denen die Sterne vereinzelt blinkten, und diese Mischung von Milde und ahnungsvoller Nähe des Winters, die hinsterbende Natur, welche aus Luft und Himmel, aus falbem Laub und feuchtem Sternengefunkel wehmüthig sprach, beschlich Richard's Herz. Er ging durch viele ihm fast unbekannte Straßen sinnend und zweifelvoll. Herr Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieser da, sagte er für sich und sagte es immer wieder; aber bei jedem Male fühlte er einen Kampf in seinem Gewissen, das sich nicht beschwichtigen wollte. Endlich stand er still, lehnte sich über den Rand einer einsamen Brücke und sah auf die dunklen stillen Wasser, welche leise rauschend und plätschernd an die Pfeiler schlugen. Zuweilen funkelte ein Stern hell auf im Nebel und zog einen glänzenden Streif über den schwarzen Strom. Dann glaubte er tief unten Gesichter zu sehen, die ihn anstarrten; weiße Hände, die langsam aus den Fluthen stiegen, immer länger und länger wurden und bis zu ihm heranreichten, oder schwarze Locken, die sich aufbäumten, über das Wasser stoßen und immer weiter schwammen, ohne Ende. Der Nachtwind jagte die Nebel darüber hin, und seine flatternden Streifen und Gebilde waren wie ein Roß, das zügellos ohne Laute über die dampfende Tiefe fährt und ein Weib mit langem wehendem Schleier trägt.

Recha! sagte er leise, da bist Du; so schnell, zu schnell. Recha, ich werde Dir nicht verbergen können, daß ich nicht besser bin, als die, die Du verachtest.

Welche Narrheit! rief er dann laut und richtete sich auf. Welche dumme Schwäche will mich beschleichen. Ist es doch, als sehe ich Jenny's Auge, Jenny's stilles, kaltes Gesicht in den Wasserfäden da unten. Will die Faselei der Phantasie sich auch noch mit der Wahrheit verbinden; ach! sie ist schon traurig genug und bedarf solcher Hilfe nicht. Und wenn es wäre, wenn sie, wie die Menschen sagen, vor Gram stürbe, wenn das schwache Weib ihr Leid nicht erträge?

Er sah ruhig in die Nacht hinauf, wo die ewigen Welten glänzend und kühl ihr reines Licht in sein Auge senkten. Dann wäre die Erlösung ihr früher gekommen, ihr Schicksal erfüllt, der Weg zurückgelegt, der Alles anfangs, sagte er kalt. Was ist der Welt Freuden und Leid? Was ist die Spanne Leben? Ja, wüßte ich auch, daß sie hier hinabstürzen würde, um ihr Leid zu begraben, ich würde doch nicht von meinem Willen wanken. Es ist vernünftig, was ich will; es muß so sein. Wer der Welt Weh nicht ertragen kann, der flüchte sich in den frühen Tod, er rettet den Mühseligen und Verlorenen; er nimmt den Starken liebend nach langem Kampfe auf.

Nun zitterten die Sterne in seinen Wimpern und spiegelten in tausend Farben mit den feuchten Krystallen. Er wischte sie fort. Keine Schwäche, murmelte er, keine Schwäche, mein Herz bedarf der Thränen nicht. — Er schlug den Mantel fester um und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortsetzung.)

Marie war also mit neunzehn Jahren Wittwe, mit einem bescheidenen Vermögen von sechstausend Livres Einkünften. Die Schwester des Generals rief sie zu sich nach Paris. Die vornehmsten Cirkel öffneten sich der jungen hübschen Wittwe. Ihre Schönheit

Digitized by Google

gehörte nicht zu denen, die im ersten Augenblick überraschen und blenden; im Gegentheil entdeckte man sie erst, wenn man ihre Züge näher prüfte; sie waren von einer bewunderungswürdigen Regelmäßigkeit und ausnehmend zart. Ihr Teint war blaß, ohne kränklich zu sein; ihre braunen Haare hoben die blendende Weiße ihrer Haut noch mehr hervor. Alles dieses harmonirte vollkommen mit einer anmuthigen schlanken Taille. Ihre Augen waren von langen Wimpern beschattet, die sie in ein entzückendes Halbdunkel zu verhüllen schienen. Aber um zu den Vorzügen auch die Fehler hinzuzufügen: Wenn die junge Wittwe den Blick erhob, warf sie den Kopf zurück und blinzelte mit den Augen. Diese Geberde, die nicht ohne Reiz war, — denn an einer hübschen Frau ist alles reizend, — diese Geberde konnte aber eine böse Andeutung bekommen. Vom Reizenden bis zum Widerlichen ist oft nur ein Schritt, ebenso wie vom Erhabenen zum Lächerlichen. Die Feinde der Frau von Brabantane fanden diesen Blick zuweilen keck, spöttisch, sogar dreist. Und doch war die eigentliche Ursache dieser Angewohnheit nichts Anderes als ihre Kurzsichtigkeit, da sie zu nachlässig war, um jedesmal die Lorgnette zu gebrauchen.

Was Lairville betrifft, so konnte er sich, als er seit zwei Jahren zum ersten Male wieder der Frau, die er geliebt hatte, sich gegenüber sah, einer tiefen Bewegung nicht erwehren.

Frau von Brabantane ihrerseits fühlte, indem sie ihn sah, ihr Gesicht mit lebhafter Röthe sich färben.

„Frau von Brabantane," sagte der Herzog, sie mit erzwungener Kälte grüßend, „werden Sie erlauben, daß ein alter Freund Ihnen seine Huldigung darbringt.

„Herr von Lairville," erwiderte die Wittwe, die schon ihre gewohnte Ruhe wiedergefunden hatte, „Sie sind wieder in Frankreich?

In diesem Augenblicke präludirte das Orchester einen Contretanz; die Herren zerstreuten sich nach allen Gegenden.

Lairville blieb vor Frau von Brabantane stehen, den Augenblick erspähend, um sein Gesuch anzubringen.

„Sie tanzen nicht, gnädige Frau?" sagte er endlich.

Statt aller Antwort lud ihr die Dame mit einer Handbewegung zu einem Sitz ein, der neben ihr frei geworden war. Der junge Mann setzte sich.

„Ihre Rückkehr, Herr von Lairville", sagte sie nach einem Augenblick der Verwirrung, „wird ihren Freunden eine Freude sein, — mir eine traurige Verantwortlichkeit auferlegen."

„Was sagen Sie, gnädige Frau, eine Verantwortlichkeit? — ich begreife nicht."

„Dank sei es Ihren Freunden, Herr von Lairville, es wird wohl nicht eine Person auf diesem Ball sein, die nicht verstände, was ich in diesem Augenblicke sagen will."

„Gnädige Frau, ich schwöre" —

„Ich muß mich also deutlicher erklären", sagte Frau von Brabantane mit Anstrengung. „Sei es, die Zeit ist kostbar; dieser Contretanz geht rasch zu Ende. Sie kommen von Afrika wieder. Weshalb, gingen Sie hin? Die Menge da drüben wird es Ihnen im Nothfall sagen können. Beachten Sie wohl, mein Herr, als Sie über Hals und Kopf Frankreich verließen, das Unheil, was diese Abreise hier stiften konnte?"

„Gnädige Frau, ich weiß nicht, was für Gründe man meiner Abreise untergeschoben hat, und unmöglich kann ich begreifen, welch hochwichtigen Einfluß meine An- oder meine Abwesenheit hier haben kann. Ich langweilte mich in Paris und suchte Zerstreuungen in Afrika, neue Anregungen."

„Es scheint mir, mein Herr, daß wir unsere Erklärung, unsere Unterhaltung auf zu freiem Felde führen."

„Meine Offenherzigkeit gleicht der Ihrigen, gnädige Frau", sagte der junge Mann spöttisch.

„Ich hielt Sie nicht für so boshaft, Herzog."

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau; wenn ich boshaft bin, so bin ich es unwillkürlich; es ist ohne Zweifel noch ein Restchen afrikanischer Wildheit."

„Ich will mich denn ohne Rückhalt deutlicher erklären. Diese Erklärung ist ungeschickt von mir eingeleitet, denn ich glaubte mit einem Freunde zu reden; ich muß dafür büßen, und Ihr Spott vernichtet mich. Ich will Ihnen also wiederholen nicht was geschehen ist, sondern was alle Welt Ihnen hier sagen wird: „Der Herzog von Lairville glaubte Frau von Brabantane zu lieben. In Verzweiflung über die Coquetterie dieser Frau ist er abgereist, sich in Afrika den Tod zu suchen." Sie sehen, die Welt machte mich verantwortlich für Ihr Dasein, verantwortlich für die kleinste Wunde, die Sie erhalten konnten. Was, mein Herr, hatte ich gethan, daß Sie mich diesem allgemeinen Vorwurf aussetzten? Sie sprachen mir von Ihrer — — Liebe. Ich habe Ihnen zugehört, aber einzig und allein nur um Sie zu bitten, auf jede Hoffnung zu verzichten. Ist dem nicht so, mein Herr?"

„Ich beschwöre Sie, gnädige Frau, erlauben Sie mir, mich von diesem Vorwurf zu erholen. Diese Angriffe sind in Afrika nicht unvorhergesehener. Aber, gnädige Frau, warum Ihrerseits mich verantwortlich machen für die Pläne der Welt? Ich hatte Niemand beauftragt, Ihnen mein Leben oder meinen Tod vorzuwerfen."

„Sei dem so; aber konnten Sie, mein Herr, nicht wenigstens bei Ihrer Abreise bedenken, daß es hier Menschen gab, die Ihnen zugethan?"

„Sie meinen jedenfalls meine Mutter", unterbrach sie Lairville in spöttelndem Ton. — Anstatt aller Antwort warf Frau von Brabantane einen schmerzvollen Blick auf den jungen Mann und begann nach Verlauf einiger Minuten:

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Aus Masuren.) Von der polnischen Grenze wird hier als wahr folgende Geschichte erzählt. Der Inspektor eines Gutes, das ganz hart an der polnischen Grenze liegt, ritt in den Gutswald, und bemerkte wie ein Pole der Grenze mit einem Fuder Holz zueilte und dieselbe auch überschritt. Er verfolgt ihn über die Grenze. Hier aber wird der Inspektor von einem russischen Grenzaufseher (Straznik) abgefaßt; vielleicht um diesem zu imponiren, zi ht der Preuße eine Pistole und droht dem Aufseher. Derselbe aber nimmt aber schlägt sie ihm aus der Hand und nimmt so den Entwaffneten in Gewahrsam. Der Herr des Gutes, welcher die Geschichte inzwischen gehört hat, eilt nach Polen und steckt sich hinter die in solchen Dingen allmächtigen Juden. Die Grenzer werden mit Branntwein gut bewirthet, damit inzwischen der Gefangene entfliehen könnte. Der Straznik jedoch, welcher die Gefangennehmung bewirkt hatte, merkt etwas von dem Plane, und, weil er bereits die Sache seinem Vorgesetzten, der Tags darauf eintreffen sollte, angezeigt, sucht er ihn zu vereiteln. Er eilt zu dem Gefangenen, zieht ihn nackt aus und läßt ihn so in dem ungeheizten Zimmer sitzen. Nachdem er dies gethan, kehrt er zur Gesellschaft zurück, um weiter zu trinken. Der Gefangene entfliebt dennoch, obschon es kalt war und bereits gefroren hatte. Nach mancherlei Irrfahrten entkommt er wirklich nach Preußen. Wie man nun vernimmt, ist er sehr krank, und dürfte kaum mit dem Leben davonkommen.

Bei einer Berliner Behörde meldete sich vor einigen Tagen ein Dienstmann im Auftrage eines Mädchens, welches zu einer geringen Strafe verurtheilt war, mit der originellen Anfrage, ob er nicht für seine Auftraggeberin die Strafe absitzen könne. So sehr dies auch als ein Beweis der vielseitigen Verwendung dieser neuen Einrichtung gelten könnte, mußte derselbe doch abgewiesen und das persönliche Erscheinen der Auftraggeberin gefordert werden.

Wildstand in Bayern. Die Hasenjagden sind am Ergiebigsten um München, in den fränkischen Gauen und in der Pfalz. Der Rehstand ist am Vorzüglichsten in der Rheinpfalz. Dammwild wird im Freien gegenwärtig nur auf der Herren-Insel im Chiemsee (dem Grafen von Humboltstein gehörig) mit einem Stande von 60—70 Stück gesetzt und zeigt sich hin und wieder auch in den Isarauen bei München. Edelwild findet sich außer dem Hochgebirge und Allgäu noch zu Spessart, an der Rhön und in mehreren Privatforsten vor. Die vorzüglichsten Privatparke, welche Edelwild hegen, sind die des Fürsten von Thurn und Taxis bei Regensburg, des Fürsten von Löwenstein im Spessart (500 Stück), des Fürsten von Leiningen zu Waldeiningen, sowie des Fürsten Oettingen-Spielberg bei Oettingen. Schwarzwild gibt es im Freien nur noch Einiges im Spessart, im sogenannten Orber-Reisig und dessen Umgebung in Unterfranken und als Wechselwild in der Pfalz. In allen königlichen und Privatparken wird ein ansehnlicher Schwarzwildstand unterhalten, im Freien wird es nirgends mehr gehegt.

Nach authentischen Versicherungen kommen, wie die „D. Z." mittheilt, die Biber noch in einigen Gegenden Galiziens, wie bei Pusk im Zloczower Kreise, dann am San und Bug vor. Der Aberglaube der dortigen Landleute läßt jedoch diese Thiere bis zur Ausrottung verfolgen, indem sie im Wahne leben, daß man leicht hundert Jahre alt werden kann, wenn man ein Biberfell um Hals und Brust geschlungen trägt. In der Umgegend von Wien kommen die Biber vor: in der Lobau, bei Fischamend und in der Schwechat. Die Fischer fangen jedoch diese werthvollen Thiere, weil sie sich von Fischen nähren, mit dem Falleisen ab und zerstören ihre Baue. Wie wohlthätig die Pflege dieser Thiere für die National-Oekonomie wäre, geht aus dem Umstande hervor, daß das Loth Bibergell bis zu 30 fl. verkauft wird, und daß mancher Biber 30, ja sogar 40 und noch mehr Loth dieser seltenen, kostbaren Flüssigkeit in seinen Drüsen hat. Eine Wiener wissenschaftliche Gesellschaft will eine Petition betreffenden Orts einreichen, daß ein Gesetz zum Schutze der Biber erlassen werde. Vor einem Dezennium traf man die Biber noch bei Stein und an mehreren Orten an der Donau, welche einst von ihnen sehr bevölkert war.

Der für den Prinzen Albert angefertigte innere Sarg aus Blei wird auf einer silbernen Platte folgende Inschrift tragen: Depositum Illustrissimi et Celsissimi Alberti, Principis Consortis Ducis Saxoniae de Saxo-Coburg et Gotha Principis, Nobilissimi Ordinis Periscelidis Equitis Augustissimae et Potentissimae Victoriae Reginae Conjugis praecarissimi. Obiit die decimo quarto Decemeris MDCCCLXI. Anno aetatis suae XLIII. — Der äußere mit großer Pracht ausgestattete Sarg erhält zu Häupten eine vergoldete Silberkrone, wie sie dem Gemahl der Königin zukommt, in Relief, inmitten des Deckels eine Silberplatte mit der Wiederholung obiger Inschrift und zu Füßen die Abzeichen des Hosenbandordens, ebenfalls in getriebenem, vergoldetem Silber. Ein sogenanntes Auslegen auf dem Paradebett findet nicht statt.

In Caen ereignete es sich bei der Aufführung der „Kronldiamanten," daß, als in den Applaus, welcher der Mme. Faugeras galt, ein gellender Pfiff sich mischte, die dadurch erschreckte Sängerin mitten auf der Bühne vom Schlage getroffen niederstürzte und nach kurzer Zeit verschied.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 5. Sonntag den 12. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage in der Dämmerung waren Mutter und Tochter bereit, die einsame Wohnung zu verlassen. Sie erwarteten den verheißenen Wagen, als es klopfte und ein Mann hereintrat, der, obwohl er noch nicht alt war, doch in Gesicht und Anstand etwas ungemein Feierliches und vorzeitig Ernstes hatte. Seine langen hagern Züge paßten zu dem Kopfe, der, oben breit, ganz spitz nach dem Kinn zulief. Der Mund hatte tiefgezogene finstere Winkel, und die großen Augen eine kalte Ruhe. Hinter jedem Ort fiel eine röthlich braune lange Locke, von den Schläfen ab, herunter, wie überhaupt das Haar des Hinterkopfs seinen Rockkragen bedeckte, nach vorn dagegen kurz und rund verschnitten anlag. Das sonderbare Mißverhältniß des Kopfes war auch am Körper wiederholt. Oben war dieser mit breiten Schultern und einer kühn gewölbten Brust ausgerüstet, nach unten aber verjüngte er sich auffallend; die Hüften standen in keinem Verhältniß mehr, und die Beine waren recht jammervoll dünn zu nennen. Wie es gewöhnlich solche Leute thun, die seltsam genug, an ihre Mängel nicht glauben, und hübsch finden, was Andern häßlich erscheint, so hatte der Ankömmling der Natur auch nicht durch Kunst nachzuhelfen gesucht. Statt einer weitern Umhüllung trug er einen enganschließenden schwarzen Frack, und sein langes gelbes Gesicht sah aus einem blendend weißen Tuche. Trotz dessen war er jedoch nicht übel anzusehen. Ein gewisser Reiz des Interessanten ruhte auf ihm. Das bleiche seines Gesichts und der forschende Blick seines Auges wurden durch ein Lächeln versöhnt, das dann und wann im Gespräch seine ernsten Mienen auflöste.

Ich finde Sie endlich, meine liebe Tante, sagte er mit weicher, biegsamer Stimme. Möge Gottes Segen mit Ihnen sein.

Indem er dies mit einer gewissen Feierlichkeit sagte und der Mutter die Hand küßte, legte er Hut und Stock fort und setzte sich neben Jenny.

Wie geht es Dir, meine arme kranke Jenny? sagte er, und ohne eine Antwort abzuwarten fügte er hinzu: Wie habt Ihr mich suchen lassen, ehe ich Euren Zufluchtsort entdeckte, Ihr bösen Freunde. Ist es recht, sich so gärnend auch von denen zu wenden, die Euch lieben? Einsamkeit! da fließt die rechte Versöhnung nicht. Oft ist ein hochmüthiger Schmerz allein der Grund, nicht die zerknirschte Reue über schwere Sünde, die in Zurückgezogenheit den Frieden mit Gott sucht.

Lieber Herr Hofrath, lieber Konrad, sagte Jenny ängstlich, ich — ach Gott! ich habe es wohl Noth, Einsamkeit zu suchen.

Lieber Vetter, fügte die Mutter hinzu, wer von Leiden so heimgesucht ist, wie wir, der sieht den Menschen wie von selbst.

Wer die Gnade des Herrn sucht, sprach der bleiche Vetter, der wird auch den Trost finden, und zwar den einzigen, wahrhaften.

Aber liebe arme Frauen, ich bin nicht gekommen, Eure Wunden aufzureißen. Mein Herz zog mich zu Euch, ich wollte Euch sehen, Euch sagen, daß ich unverändert Euer Verwandter bin, ob Ihr auch nichts von mir wissen wollt. Ich dachte Euch ohne rechten Rath, ohne den wahren Glauben und Hoffnung, und möchte gern Euer Gemüth zu den Quellen des Heils erheben.

Sein Sie bedankt dafür, erwiederte die Mutter gerührt. Wohl muß ich annehmen, daß ein mächtiger Helfer Sie gerade in dieser Stunde hersendet.

Ist es eine Stunde des Zweifels, ein Kampf der Lüge mit der Wahrheit, so sehen Sie mich bereit.

Digitized by Google

In dem Augenblicke hörte man das Rasseln eines Wagens.

Da ist er, er kommt, rief Jenny.

Wer kommt? fragte der Hofrath streng.

Er, Richard, der Vater meines Kindes, sagte sie zitternd. Er ist zurückgekehrt, zu mir zurückgekehrt.

Ich wußte es, erwiederte er, und ich kam, Dich zu warnen. Höre ihn nicht.

Die Thür ward geöffnet, die hohe dunkle Gestalt trat rasch herein. Hier bin ich, meine Jenny, sagte Richard.

Mein theurer geliebter Freund! rief sie, ach! wie lang sind mir die Stunden geworden.

So laß uns eilen, Alles ist bereit, erwiederte er. Ich bin den ganzen Tag für Dich geschäftig gewesen. Die kleine artige Villa war wirklich noch nicht verkauft. Heut morgen erstand ich sie für Dich; sie ist Dein alleiniges freies Eigenthum, und nun sollst Du sehen, ob ich nach Deinem Geschmack auch Alles eingerichtet habe.

In dem Augenblicke wandte er sich um und erblickte den Fremden. Wer ist hier? fragte er heftig.

Ein naher Verwandter, sagte die Mutter schnell, der Einzige, welcher unser weiteres Schicksal wissen soll. —

Mein Vetter, der Hofrath Werner, flüsterte Jenny.

Wohlan, mein Herr, sagte Richard mit stolzer Stimme, da Sie von der Familie zu dieser Berathung gezogen sind, so werden Sie sicher auch mein Vertrauen rechtfertigen und das Geheimniß streng bewahren, an welchem unser Aller Glück hängt. Jenny und ihre ehrwürdige Mutter werden eine kleine Besitzung dicht an der Stadt bewohnen, welche ihnen nun gehört. Sein Sie ihnen Trost und Hülfe, erleichtern Sie ihre einsamen Stunden, und führen Sie ihre Geschäfte und Verbindungen mit der Außenwelt, bis sie selbst von Neuem darin eintreten.

Gewiß, mein Herr, erwiederte Werner mit Festigkeit; ich empfinde, daß mir ein Auftrag von Wichtigkeit ertheilt wurde, den ich gewissenhaft zu erfüllen denke. Jenny ist mir eine theure Verwandte, deren Geschick meine lebhafteste Theilnahme erregt. Ich hoffe, daß nach Tagen bitterer Angst der Himmel ihr Versöhnung und Frieden schenkt, ich preise ihn, wenn er mir gestattet, über ihr Heil mitzuwachen und zu beten.

Der Hofrath bemerkte wohl das Lächeln in Richards Zügen, denn sein scharfes Auge war fest auf ihn gerichtet; er stand ihm ganz nahe und maß ihn mit ernsten Blicken. Dann wendete er sich zur Mutter und sagte mit seiner vollthönenden weichen Stimme: Sein Sie getrost, würdige Frau, was in Menschenkräften steht, Unglück von Ihnen zu wenden, das soll und wird geschehen. Ueberlassen Sie mir die Sorge, hier Alles zu ordnen.

Nach einigen Verabredungen begleitete Werner die Familie zum Wagen. Als Jenny einsteigen wollte, reichte sie das Kind seinem Vater hin, der jedoch diese hülfefordernde Bewegung nicht beachtete. Von dem nahen Thore her kam soeben ein großer englischer Reisewagen, mit vier Pferden bespannt, schnell herangerasselt; Bedienter und Kammerjungfer saßen in dem breiten Hintercoupé. Die großen silberblanken Laternen warfen ihr blendendes Licht auf den armen Flaker und auf die Gruppe davor, und reflektirten dann auf die Wappenschilde an den Schlägen der reichen Equipage. Eine Art von Starrekrampf schien Richard zu fassen, so stier sah er dem Wagen nach. Statt seiner nahm Werner das Kind, half Jenny hinein, dann der Mutter, und legte das kleine Geschöpf sanft in ihre Arme. Habe Dank, sagte Jenny leise und reichte ihm die Hand. Dann schien sie gewaltsam die Traurigkeit ihrer Seele zu bekämpfen. — Komm geschwind, Richard, fuhr sie lächelnd fort, hier ist ein schönes Plätzchen für Dich.

Rasch stieg Richard ein, warf den Schlag zu, und befahl dem Kutscher schnell zu fahren. Er schien ganz zu vergessen, daß Werner da sei, der mit der Mutter leise sprach. Als die Pferde plötzlich anzogen, wurde er fast übergefahren.

Hochmüthiger Thor! sagte der bleiche Mann, und wischte den Schmutz des streifenden Rades von seinem Kleide, geh' und frevle weiter, spiele mit dem armen Opfer Deiner Schande, die Stunde wird kommen, wo wir uns finden.

Ich durchschaue, was er will, sagte er dann nach einer Weile, indem er die Wohnung schloß und seinen Weg antrat. Ein gottseliges Werk ist es, das Lamm aus dem Rachen des Wolfes zu nehmen, ein noch gottseligeres, dem Wolfe selbst dabei die Zähne zu zerschlagen.

Der Wagen war indeß zum Thor hinaus, an der Mauer hin, bei andern Thoren vorüber, und endlich auf eine Landstraße gerollt, die sich an dem Flusse hinzog. Richard schwieg, Jenny hielt seine Hand in der ihren, die sie liebend drückte, und den leisen Gegendruck mit Schmerz und Wonne empfand; die alte Frau beschäftigte sich mit dem laut schreienden Kinde, das sich nicht beschwichtigen lassen wollte. Endlich nahm es die junge Mutter auf den Schooß und küßte und herzte es; dann schob sie leise verschämt in dem Halbdunkel das Busentuch fort, präste besorgt das Schwanken des Wagens, der vom harten Pflaster auf einen sandigen Weg gekommen war und langsam fortgezogen wurde, und beschwichtigte nun das Geschrei des armen Kleinen mit dem süßen Zaubertranke, der die ersten Leiden des Daseins in Schlaf und Frieden auflöst.

Der Mond stieg groß und gelb hinter dem Walde auf, Nebel spannen sich durchsichtig fein über alle Fernen, Lichtgefunkel und Schatten zogen vorüber und kamen. Dazu rauschten die alten Weiden leise, und die kleinen Strudel und Wellen im Strome glänzten hell und sprachen dazwischen.

Wie der Wagen um eine Ecke bog, fiel das Mondlicht voll herein, und zeigte Mutter und Kind, als wolle er sie wie mit Heiligenschein einfassen. Das junge schöne

Digitized by Google

Weib hielt die Augen aber nicht zu den Wolken gerichtet, ſie benutzte das Licht,' um ihren Geliebten anzuſehen. Das Kind lag an ihrer Bruſt, halb ſchlaftrunken; über ihn hingebeugt küßte ſie das kleine Geſicht und ſchwieg vor den ſtrengen Blicken Richard's.

(Fortſetzung folgt.)

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortſetzung.)

„Wenn ich doch aus dieſer peinlichen Unterredung alles Lächerliche tilgen könnte, was ſie gehabt hat! Ich konnte freilich nicht vorausſehen, welche Wendung ſie nehmen würde. Eine jedoch freut mich dabei: Ihre gänzliche Heilung, Herr Herzog."

Lairville war von dieſen Worten vernichtet. Bis jetzt hatte er eine heimliche Befriedigung der Verwirrung gegenüber gefühlt, in welche Frau von Brabantane gerieth. Einen Augenblick ſogar ſchmeichelte ſich ſeine Eigenliebe mit der Hoffnung, zärtliche Vorwürfe zu hören. Aber die große Coquette war dieſelbe geblieben; nach zwei Jahren Abweſenheit wünſchte man ihm zu ſeiner Geneſung Glück!

„Bewunderungswürdig hergeſtellt," antwortete er, „und zu tauſend neuen Tollheiten aufgelegt. Aber — ich denke, Madame, Sie erweiſen mir die Ehre, Ihr Cavalier für den nächſten Contretanz zu ſein?"

Frau von Brabantane zögerte; dann ſagte ſie mit trübem Lächeln: „Der Merkwürdigkeit wegen nehme ich es an, Herr Herzog."

Lairville verbeugte ſich, und nachdem das Orcheſter präludirt hatte, reichte er ſeiner Tänzerin feierlich die Hand. In dieſem Augenblick trat ganz unvorhergeſehen ein großer junger Mann zwiſchen den Herzog und Frau von Brabantane, und rief: „Madame tanzt mit mir!"

„Verzeihung, mein Herr," ſagte Lairville, ihn betrachtend, „ich hatte die Ehre, die gnädige Frau aufzufordern."

„So iſt es", ſtammelte die junge Frau, die bleich wie der Tod geworden war.

„Madame ſcheint kein gutes Gedächtniß zu haben," erwiederte der Eindringling Erhebende; „mir hat ſie den Tanz zugeſagt, und wird mir erlauben, darauf zu beſtehen."

„Herr!" rief der Herzog, ganz außer Faſſung über eine ſolche Unſchicklichkeit.

„Wenigſtens wird ſie ſonſt vorziehen, gar nicht zu tanzen," fuhr der Unverſchämte fort.

„Herr, entfernen Sie ſich, oder ich greife Sie hier zur Stelle an," raunte der afrikaniſche Soldat ſeinem Widerpart in's Ohr. „Wir ſprechen uns ſogleich."

Lairville's Geſicht war gewiß im Einklang mit ſeinen Worten, denn der Freche gehorchte und wiederholte: „Gut, ſogleich."

Lairville führte ſeine Dame zu einer der Quadrillen, die ſich eben bildeten. Wie es gebräuchlich iſt, grüßte er mit der Hand den gegenüberſtehenden Tänzer, um ihn zum Beginn aufzufordern; dieſer aber, nachdem er den Gruß erwiedert hatte, drehte ſich auf den Fersen um und führte ſeine Tänzerin in eine andere Gegend des Saales zu einer andern Quadrille. Schäumend vor Zorn warf Lairville einen Blick auf ſeine Dame und ſah, daß ſie nahe daran war, ohnmächtig zu werden. „Um Gotteswillen, führen Sie mich auf meinen Platz zurück," flüſterte ſie.

Ihr Tänzer ließ ſich nicht zweimal bitten, und ohne Abſchied zu nehmen ſtürzte er ſich wieder in die Menge. Nach zehn Schritten begegnete ihm Graf Montbryon, der ihn bei der Hand ergriff, ſich zu ſeinem Ohr neigte und ihm ſagte:

„Eilen Sie, verlaſſen Sie augenblicklich den Saal, und treffen Sie mich in einer halben Stunde in meiner Wohnung."

„Laſſen Sie mich, ich habe keine Zeit."

„Thun Sie, wie ich Ihnen ſage, ich weiß Alles, und eben deßhalb muß ich Sie ſprechen. Ihre Beleidiger haben ebenfalls den Ball verlaſſen. Eilen Sie augenblicklich in mein Haus."

„Nun gut, augenblicklich!" — Und Lairville ging ſchnell der Thüre zu.

2. Eine Geſellſchaft ſehr braver junger Leute.

Ehe wir in unſerer Erzählung fortfahren, ſcheint es uns nöthig, eine Einzelheiten im Charakter des jungen Herzogs von Lairville näher zu beleuchten. Er beſtand aus zwei ganz entgegengeſetzten Naturen, aus dem natürlichen und aus dem conventionellen Menſchen. Er war gut, großmüthig, edel. Als Kind, nach dem Tode ſeines Vaters war er ganz der Erziehung ſeiner Mutter überlaſſen, einer Frau von ausnehmender Schwäche des Charakters. Etwas ſpäter wurde er allzufrüh Herr eines beträchtlichen Vermögens und hatte ſo als zwanzigjähriger junger Menſch die Anſprüche eines Dreißigers und eine Zweifelſucht, die ſonſt nur ein Fünfziger beſitzt. Ohne Glauben, ohne Ueberzeugung, lachte er über Alles und ſuchte die ſtärkſten Gefühlsbewegungen auf, er, der nie die einfachſten empfunden hatte. Heinrich von Lairville hatte, wie man denken kann, in Politik, Moral und Philoſophie in den Pariſer Kaffeehäuſern ſeine Schule gemacht, im Café Tartoni, Café Anglais, im Sport, in den hohen Cirkeln, in allen Geſellſchaften, wo die Familienſöhne heutzutage ihre anſpruchsvolle Nichtigkeit, ihre übertriebenen Moden und ihre Anglomanie entwickeln, kurz überall wo, nach herkömmlicher Benennung, die ganze „vergoldete" oder „unvergoldete" Jugend, das Glas oder die Karten in der Hand, ſich Tag und Nacht um ſeine Menſchenwürde bringt, in jenem abſcheulichen Kauderwelſch ſpricht, das wenig Franzöſiſch, aber viel Engliſch enthält, einer wahren Stallſprache, die einem Pferdekneckt Ehre machen würde.

Digitized by Google

Es sind das jene Clubs zwanzigjähriger junger Leute, die sich für reife, sogar für sehr reife Männer halten, und die da glauben, auf eine ewige Jugend Ansprüche zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die bereits kurz berichtete Gasexplosion zu Paris wird nun folgendes Nähere mitgetheilt: Die Explosion fand mit einem donnerähnlichen Getöse statt, das den Faubourg Montmartre in Angst und Schrecken versetzte. Der nähere Vorgang ist folgender: Ein Arbeiter war mit der monatlichen Besichtigung der Gasometer und Regulatenre beschäftigt gewesen und hatte den zufällig anwesenden Verwalter des Kasino's kaum von dem Umstande in Kenntniß gesetzt, daß in dem Behälter ein Riß entstanden, durch den das Gas laut pfeifend den Weg in's Freie suchte, als, gerade in dem Augenblicke, wo man die Krahnen aufdrehte, der Behälter explodirte und den Einsturz der Bedachung herbeiführte. Die eigentliche Ursache des Unglücksfalles wird wahrscheinlich nie entdeckt werden, denn der Ausgangspunkt desselben war der beschränkte Raum, in dem der unglückliche Gasbeamte seiner Pflicht oblag, und dieser ward als Leiche, durchaus unkenntlich und vollständig verkohlt wiedergefunden. Das auf unbekannte Weise entzündete, im Kasinosaale konzentrirte Gas brach sich mit aller Gewalt Bahn durch den nach Rue Cadet hinausgehenden Gang und erhob sich von dort in Gestalt einer mächtigen Flammensäule bis zum 5. Stockwerk der Häuser. Die Lufterschütterung war eine so gewaltige, daß Leute, die sich in dem Augenblicke oben in der Rue Rochechouart, d. h. 500 Schritte von der Stätte des Unglücks, befanden, an den plötzlichen Ausbruch eines Orkans glaubten. Das unmittelbar über dem Kasino gelegene Café ist in die Luft gesprungen, und die beiden Läden, welche im Erdgeschoß den Tanzsaal berührten, sind total zerstört. Der des Signerristen ist eine vollständige Ruine; die Wand, welche ihn hinten und auf der Seite vom Kasino trennte, liegt in Millionen Atome, zu Staub zersplittert. Der riesige, sehr schwere Zahltisch ward aus seinem Bett gehoben und durch die Luft geschleudert. Von dem Laden nebenan, den ein Pastetenbäcker inne hatte, ist nichts mehr zu sehen; letzterer ist nebst seiner Frau gefährlich verwundet worden. Auch auf der Straße, am Eingange des Kasino's, habe Unglücksfälle stattgefunden. Eine Frau, welche in der Nähe der Thüre vor dem Trottair stand, stürzte, wie vom Blitz getroffen, todt nieder. Ein in der Nähe haltender Wagen, das Eigenthum einer Wäscherin, wurde durch den Luftdruck 20 Schritte weit weggeschleudert. Die Bäckersfrau gegenüber wurde gefährlich verwundet, und einem Vorübergehenden die Nase wie mit einem Rasirmesser hinweggeschnitten. Einem Kellner wurde das Gesicht schrecklich verbrannt. Fünf Läden wurden fast gänzlich zerstört, so wie der dem Kasino gegenüber liegende Fensterladen. Das Feuer, das im Kasino ausbrach, wurde glücklicherweise bald gelöscht und weiteres Unglück verhütet. Außer dem Gasarbeiter sind noch mehrere andere Personen — bis jetzt kennt man dieselben noch nicht Alle — getödtet, darunter ein Unbekannter, der sich in dem Laden eines Weinwirthes befand. Zwei Pompiers, der eine schwer, wurden ebenfalls verwundet. Viele Personen wurden auf der Straße oder in den in der Nähe liegenden Häusern verwundet. Man kennt deren Zahl noch nicht genau, sie beträgt aber über 22. Die Zahl der Todten ist ebenfalls noch nicht ermittelt.

Ein Seitenstück zu „Bürgers bravem Mann." In dem Badeorte Kovaßna in Siebenbürgen wird durch den oberhalb der Hauptquelle (Pokolsar ans dem Hauptflußbett abgeleiteten Mühlenkanal eine kleine Insel gebildet, auf welcher, in einem Niveau mit dem Flußbett, ein wegen seiner Nähe an der Badequelle von Badegästen gern gemiethetes Haus steht, das heuer von Kronstädter Bürgerinnen mit 5 Kindern bewohnt wurde. Diesem schräg gegenüber am anderen Ufer befindet sich die Kaserne der Finanzwache. Durch anhaltende starke Regengüsse war am 18. Juli d. J. der sonst unbedeutende Bach immer höher angeschwollen, als gegen Mitternacht die Fluthen zum reißenden Strom wurden und von allen Seiten Nothschüsse ertönten, um zur Hülfe aufzurufen. In der entsetzlichsten Lage befanden sich die jenes Haus bewohnenden Kronstädterinnen, die ringsum von den tobenden Fluthen umgeben, in dem vom Wasser fußhoch durchströmten Zimmer jammernd ihre Kinder auf den Armen hielten und um Hülfe riefen. Man hielt sie für verloren. Da sprang, mit einer Stange sich stützend, ein hoch gewachsener junger Mann in die brausenden Wogen und arbeitete sich, bis über die Hüften im Wasser und jeden Augenblick in Gefahr, von der reißenden Strömung und den darauf wogenden Balken und Baumstämmen umgerissen zu werden, mühsam durch bis an jenes Haus. Hier übernahm er zwei Kinder und brachte sie nach schwerem Kampfe mit den Fluthen an's jenseitige Ufer, und kehrte augenblicklich wieder um, bis er nach fünfmaligem kühnen Gang Alle gerettet und in Sicherheit gebracht hatte. Der kühne Retter von 7 Menschenleben ist der Finanzwachrespizient Christoph Eisenmenger aus Wien.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 2:

„Kirchenparadi."

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Rebus.

Beilage zum Extra-Folioseen № 5 des Würzburger Stadt u. Landboten

image
not
available

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 6. Dienstag den 14. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Der Schatten einer Hecke gab Dunkelheit, aber vielleicht hätte Richard auch ohnedies die Thränen nicht gesehen, welche Jenny's Augen füllten. Sie drängte sich ganz in die tiefe Ecke, ihre Augen wurden größer, sie strengte sich an, sie offen zu erhalten, Richard's Züge zu erkennen; die Tropfen fielen langsam auf ihre Gesicht. Er liebt Dich nicht! schrie es in ihrem Herzen, und ein Strom wilder Verzweiflung fuhr schneidend durch ihre Adern; wie liebtos, wie unbarmherzig ist dieser Mann, der gestern noch dein Glück beschwor.

Plötzlich lächelte sie wieder, denn die Liebe raffte allen Trost zusammen. Wer weiß denn, welcher Kummer ihn bedrückt, sagte sie. Sein stolzer Sinn ist so reizbar, sein Blut so heftig, daß er wohl zu entschuldigen ist. Er will! sein Wille ist ewig! O! wie thöricht bin ich doch.

Als sie das sagte, hielten sie an dem Hause. Da sind wir endlich! sagte Richard mit so sanfter Innigkeit, daß plötzlich jede Spur des Verdachtes in ihr auslöschte. Komm, meine Jenny, und möge Dein Eintritt in diese Räume gesegnet sein.

Er führte sie über den kleinen Vorplatz, der einen Garten bildete. Das Häuschen lag hell und blank vor ihnen, dunkle Taxusbäume richteten sich an beiden Seiten auf, oben war ein Altan, die Glasthüren schimmerten im Mondschein mit den hohen schönen Fenstern. Zur Seite lagen Wirthschaftsgebäude im italienischen Geschmack, Alles war zierlich von außen, und innen zeigte es sich geräumig, elegant, selbst kostbar.

Richard schien Vergnügen zu empfinden, indem er sie umherführte; er beobachtete fast ängstlich die freudige Ueberraschung in Jenny's Zügen. Eine Dienerin empfing sie in der Hausflur und öffnete die Thüren. Feuer brannte in den geschmackvollen Oefen, Alles athmete eine wohlthuende Wohnlichkeit und Bequemlichkeit.

Die ganze Einrichtung der alten reichen und prachtliebenden Tante war dem Landhause bis auf Weniges geblieben; das Fehlende hatte Richard durch Neues ersetzt. Teppiche und Polster, Tapeten, Bronzen und manche kleine Gegenstände des Luxus schienen Jenny zu erfreuen. Sie legte ihre Hände um seine Brust und sagte mit der innigsten demüthigsten Liebe: Alles ist viel zu schön für mich, viel zu reich. Wie glücklich machst Du mich, mein Richard, wie unaussprechlich glücklich!

Und Alles ist Dein, sagte er gerührt und küßte ihre Stirn. Könnte ich Dich doch ganz und immer glücklich machen. Hier ist der Kaufbrief für Dein freies Eigenthum.

Jenny hielt Richard mit krampfhafter Heftigkeit fest. Es reizt mich nicht, rief sie, nicht alle Schätze und Güter der Welt. Mit Dir, bei Dir, und die kleinste, ärmste Hütte ist mir recht. Ohne Obdach könnte ich mit Dir die Erde durchirren, ich wollte nicht klagen.

Schwärmerin! sagte er lächelnd, zwischen Ernst und Scherz schwankend. Wir müssen kalt und klar unsere Lage prüfen und bedenken, denn, Jenny, es gibt böse Mächte, die dem Menschen plötzlich entreißen, was ihm das Liebste und einzig Werthe auf Erden dünkt; und, wehe ihm! wenn er nicht den Muth gewonnen hat, das Leben mit all seinem bittern Weh zu tragen.

Diese Worte machten sie kalt wie eine Todte. Sie sah ihn an und erblaßte vor seinem Ernste, die Unheil verkündende Düsterheit preßte ihr furchtsames Herz zusammen. Wenn ich Dich verlöre, sagte sie, wenn der Tod Dich von meiner Seite risse, o, Richard! ich würde nicht, wie Heinrich Percy's Wittwe, so lange den Rosmarin auf Deinem Grabe mit meinen Thränen begießen,

Digitized by Google

bis er in den Himmel wüchse. Nein, nein! bald genug würde ich bei Dir unter dem Hügel ruhen.

Mit sonderbarer Heftigkeit zog er sie in seine Arme. Der starke Mann schien sich im Schmerz zu beugen; er legte beide Hände auf ihren Kopf, daß sie ein Kreuz bildeten, seine Lippen zitterten, er stöhnte laut und küßte ihr Haar und ihre Augen mit willenloser Hast. Ich muß fort, sagte er dann, leb' wohl, meine Jenny, leb' wohl.

Sie sah ihn an, seine Stirn war mit Schweißtropfen bedeckt, seine Züge verwirrt und geisterhaft bleich.

Du bist krank! rief sie entsetzt, o Gott! Du stirbst!

Er schlug die Augen brennend auf zu dem mächtigen Himmel, und heftete sie an den Sternen fest. Wohl mir, murmelte er leise, wenn jetzt die Scheidestunde schläge, wenn ich zu Deinen Füßen sänke, mein armer wirrer Kopf in Deinen Schooß; wenn Deine Lippen den letzten Athemzug wegküßten. Selig, selig sind die Todten, die in Liebesarmen hinübergetragen werden in das unbekannte Geisterland.

Es ist nichts, sagte er dann lächelnd und richtete sich auf, indem er langsam das Haar von seiner Stirn strich, gewiß, es ist nichts, ich bin nicht krank und werde so leicht nicht sterben. Mein Schicksal ist noch lange nicht erfüllt.

Die Mutter trat jetzt herein; sie hatte das ganze Haus gesehen, und heimlich war sie erfreut über die vielen schönen Sachen und über das reiche Geschenk, das so unverhofft gekommen war. Sie pries die Bequemlichkeiten der Einrichtung, und wie wohlverständig sie auch war, es schien ihr alles ein gewisses Zeichen, daß Glück und Freude doch noch einmal ihre späten Tage erhellen könnten, die boshaften Menschen aber alle zu Schanden würden. Der mütterliche Stolz regte sich, der Besitz eines lieblichen Hauses und Gartens weckte ihre Empfindungen auf und der hochgeborne reiche Schwiegersohn schien ihr nun ziemlich gewiß zu sein.

So war sie auch freundlich und protestirte mit Jenny gemeinsam gegen sein Forteilen. Nun müssen Sie bei uns bleiben, sagte sie, und den kleinen Einweihungsschmaus feiern helfen, den Ihre Fürsorge in der Küche bereit halten ließ.

Wie gern thäte ich es, erwiderte Richard, aber mein Vater erwartet mich, um mich dem Minister, unserem Verwandten, vorzustellen. Die Gunst dieses hohen einflußreichen Herrn, der mir immer besonders wohl gewollt hat, ist aber jetzt nicht zu verscherzen, wo ein großer Theil unserer Güter von der Krone als verfallenes Lehn angefochten wird.

Gegen solchen mächtigen Staatsmann, meinte Jenny lächelnd, muß ich freilich zurückstehen. Aber kann er denn Dein gutes Recht in Unrecht verwandeln; denn sicher habt Ihr doch Recht?

Ganz gewiß, erwiderte Richard lächelnd, aber die reichen Güter, um welche es sich handelt, werden vom Staate als Lehn auf bestimmte Zeit angegeben. Diese Zeit ist um, und uns fehlt ein äußerst wichtiges Dokument, durch welches allein bewiesen werden kann, daß diese Güter von dem Großvater des jetzt regierenden Königs als Gnadenbezeigung für meinen Urgroßvater, den Minister, in Mannslehn umgewandelt wurden. Alle Nachsuchungen haben nichts gefruchtet, das Document muß in andern wichtigen Papieren aus dem Nachlaß jenes Ministers in das geheime Archiv gekommen sein, wo es vielleicht auf immer verborgen liegt. So bleibt uns fast nichts weiteres, als die Gnade der Majestät in unserem Prozeß anzurufen, der, wenn er verloren ginge, uns in Armuth stürzen könnte. Darum also muß der Minister für uns thätig sein.

Dann eile, sagte Jenny getröstet, aber morgen kommst Du wieder und bleibst bei uns in unserer lieben Einsamkeit.

Er versprach es und ging, unter tausend Zusicherungen von den beiden Frauen begleitet, zum Wagen, der auf seinen Befehl ihn erwartet hatte. Wie er weit schon fort war, hörte er noch Jenny's laute glückliche gute Nacht! Verdüstert schiug er den Mantel fester um den Kopf, um die vertraute Stimme nicht zu hören.

Als er nach Hause kam, war Alles voll Geschäftigkeit. Er wußte, was es zu bedeuten hatte. Durch die Thür des Wohngemachs hörte er eine fast männlich starke, aber schön klingende Stimme, die sein Blut aufregte und alle Vergangenheit wie mit einem Schleier verhüllte. Lange stand er und lauschte auf den Sinn der Worte, der ihn betraf, den er lächelnd und freudig hören mußte; dann öffnete er plötzlich in Sehnsucht und Hoffnungen die Thür, und stand dicht vor seiner schönen Muhme, Mylady Recha.

Gewöhnlich werden Engländerinnen nach dem Nationaltyphus groß, schlank, von feinen Gliedern und mit jener Schüchternheit begabt, dargestellt, welche die alte puritanische Frömmigkeit übrig gelassen, und die Zeit in steife Form, prüde Gewohnheit und Unnatur verwandelt hat. Mylady Recha war jedoch von diesen Vorstellungen fast durchaus das Gegentheil; doch ist dies keineswegs selten zu nennen in der noblen Gesellschaft Alt-Englands.

Sie war von mittlerer Größe und starken Gliedern, schlank und dennoch von besonderer Kräftigkeit. Ihre feurige Sinnesart schien sich in der ganzen Gestalt auszusprechen, deren schnelle elastische Bewegungen alle Würde zu bewahren wußten. Die üppige Fülle und Rundung der Formen that der Schönheit nirgends Eintrag, und wer hätte nicht mit Theilnahme oder Bewunderung die kühnen und edlen Züge des ächt aristokratischen Gesichtes betrachtet. Der Adelsbrief vollendeter Menschenschöne, welcher zuweilen den Sprößlingen alter Geschlechter mitgegeben ist, war auf Mund und Wangen, in den feinen gleichen Zahnreihen, in der Fülle dunkelblonder Flechten und Locken, und in den großen, leuchtendblauen Augen zu lesen. Wie ein normannisches Ritterfräulein, so stolz

Digitized by Google

und herrlich, so keck und romantisch fast, war Recha anzuschauen, ihrer Ahnherrn nicht unwerth, die mit Wilhelm dem Eroberer bei Hastings die Schlacht geschlagen hatten. Der letzte Baron dieses alten Stammes hatte diese eine Tochter hinterlassen, welche er abgöttisch liebte und der erste Sklave ihrer Launen war, so lange er lebte. Früh hatte er Recha nach ihrem Willen vermählt, aber sie hatte, als der Liebesrausch schnell verflüchtigt war, eine kurze unglückliche Ehe mit einem leidenschaftlichen Mann geführt, der bei einer Hetzjagd den Hals brach. Seit dieser Zeit war sie die Herrin ihres Willens, und als ihr Vater starb, die unbeschränkte Besitzerin eines selbst in England großen Vermögens. Wie viele Angriffe wurden auf Herz und Hand der reichen Erbin gemacht, aber immer endeten sie mit schmählicher Niederlage.

(Fortsetzung folgt.)

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Mencianx.

(Fortsetzung.)

In solcher Umgebung war Lairville geschult, oft mit sich selbst im Streit und über seine eigenen Thorheiten aufgebracht; und daheim, sich selbst überlassen, in seinen eigenen vier Wänden voll ausgezeichneter Vorsätze und Entwürfe, die aber verschwanden, sobald er sich mit seinen Freudengenossen zusammenfand. In seinem sechsundzwanzigsten Jahr aber war er nichtsbestoweniger besser geworden. Seine Liebe zu Frau von Brabantane hatte seine schönen Eigenschaften entwickelt und ihnen den Sieg über die schlechten gegeben. Wie kam es nun, daß diese augenscheinlich so ausgezeichnete Frau nicht von der zarten, demüthigen Liebe, die er ihr bewies, gerührt wurde? Wie dem auch sei, in Afrika war er auf dem rechten Wege geblieben: die Kabylen waren da, und seine Kameraden fern; so hatte er nichts Anderes denken können als tapfer zu sein, und er war es gewesen bis zur tollsten Verwegenheit.

Nach und nach hatte sich das Andenken an Frau von Brabantane in seinem Herzen verwischt. Vielleicht hatte er sie gar nicht so wahr geliebt, als er sich eingeredet; oder die Zeit hat wirklich die unumschränkte Gewalt selbst über die tiefsten Gefühle, wie sie ihr die Philosophen zuschreiben. Jedenfalls war er in durchaus ruhiger, indifferenter Stimmung nach Frankreich zurückgekehrt, mit der Absicht, eine reiche Erbin aus der Provinz zu heirahen, die er nicht genauer kannte, als man gewöhnlich seine zukünftige Frau kennt, aber die seine Mutter für würdig erklärt hatte seinen Namen zu tragen.

Jetzt zurück zu dem Faden unserer Erzählung. Lairville verließ also das Haus Stopford, wie es ihm Graf Montbryon gerathen hatte. Er ging in Folge der erhaltenen Einladung nach dessen Wohnung.

In Paris giebt es zwei Arten, seinen Weg abzukürzen; man nimmt entweder einen Wagen, oder eine Cigarre. Der Herzog wählte das zweite Mittel. Unterwegs verlor er sich in Muthmaßungen über die seltsame Scene, in der er eine Rolle gespielt; ebenso über die Dazwischenkunft Montbryons, die ihm nicht minder unbegreiflich war. Wie konnte dieser so plötzlich von Allem unterrichtet sein? Einen Augenblick fing er an es zu bedauern, daß er so ohne weitere Ueberlegung dem Befehl seines Freundes gefolgt war, der sicher nur einen Zusammenstoß hatte verhindern wollen. So sinnend, seine Cigarre zwischen den Lippen zerdrückend, schritt er in seidenen Strümpfen und leichten Tanzschuhen durch den Schmutz und erreichte das Haus des Grafen, der ihn schon erwartete. Ein Diener mit einer Leuchte führte ihn in das Zimmer seines Herrn. Die Thür öffnete sich und er sah sich Montbryon gegenüber, der von fünf oder sechs jungen Leuten im Ballkostüme umgeben war.

Lairville wurde von Allen wie ein alter Freund empfangen, flog von einem Arm in den andern, und erstickte beinahe unter den Zärtlichkeiten seiner Ball-, Wettrennen- und Kartengenossen.

„Lieber Herzog," sagte der Graf, „ich stelle Dir hier zwei vortreffliche Freunde vor. Dieser behaarte und bebartete Mann ist der Vicomte von Chateau-Renard; dieser Andere, jung und bartlos, ist der Baron von Costal, ein Weib nach seiner Gestalt, aber ein Mann nach seinem Charakter. Alle Beide, die besten Burschen von der Welt, haben sich zwanzigmal geschlagen, was endlich so weit ging, daß, da sie gar Niemand mehr fanden, der mit ihnen Händel suchen wollte, sie unterreinander sich duellirten, unter dem Vorwand, daß Renard finden wollte, es sei eine Luft zum Ersticken, und Costal behauptete, es wäre kalt. Das geschah an einem Tage, als es weder das Eine noch das Andere war. Diese beiden Helden machen Dir durch mich die ernstesten Entschuldigungen wegen der beiden Ballscenen.

„Montbryon," unterbrach ihn Heinrich mit Heftigkeit, „meine Angelegenheiten sind nicht die Ihrigen, ich habe zwei Unverschämte zu züchtigen, und danke dem Zufall, der sie mir alle Beide in die Hände liefert."

„Lairville, Sie sind toll, wir sind nicht mehr in Afrika, wo man nur die Sprache des Degens führt. Hier in Frankreich erklärt man sich erst, unter dem Vorbehalte, sich später noch weniger zu verständigen."

„Die Beleidigung, die mir diese beiden Herren zufügten, betraf mich nicht allein; meine Tänzerin hat darunter gelitten. Ich vertheidige hier eine edle, würdige Dame, die man niederträchtig beschimpft hat."

Ein allgemeines schallendes Gelächter begleitete diese glühenden Worte. Das Auge des jungen Herzogs flammte. Montbryon sprach ihm zu.

„Wir verlieren hier," sagte er, „eine kostbare Zeit mit vielem Hin- und Herſprechen, was stellenweis mit großer Beredtsamkeit getrieben werden kann, aber immer unerquicklich bleibt. Ich verlange den Schluß der De-

Digitized by Google

hatte, ja ich trage selbst auf motivirte Tagesordnung an. Hört mich; Ihr habt ja nachher immer noch Zeit, Euch zu schlagen. Inzwischen da sind ja die Diener, die uns den Thee bringen; es giebt auch Grog und Cigarren für Liebhaber."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Neue bewegende Kraft. Ein Schmiedmeister der Gemeinde Riedböhringen, Bezirksamt Donaueschingen, ist gegenwärtig damit beschäftigt, eine Erfindung zu machen, wodurch für die Zukunft Wasser- und Dampfkräfte nutzlos werden können. Derselbe geht nämlich längst mit dem — vielleicht nicht zu verwerfenden — Gedanken um, ein Göpelwerk zu einer Dreschmaschine mittelst Perpendikularkraft zu fertigen und soll sicherem Vernehmen nach der Plan schon so weit gediehen sein, daß er eine Dreschprobe von zwei Garben habe vornehmen können, welche ein gutes Ergebniß geliefert haben soll. Etwas Näheres darüber zu sagen ist Einsender vorläufig nicht im Stande, da fraglicher Schmied nur bei verschlossener Thüre arbeitet.

Wie wenig gemüthlich die Unionisten ihre eigenen Truppen behandeln und welchen Gefahren die letzteren im eigenen Lande ausgesetzt sind, zeigt folgender Vorfall, den ein Frankfurter Bürgerssohn, welcher die Stelle eines Premierlieutenants und Adjutanten in Blenkers Division bekleidet, erlebt hat. Derselbe hatte sich in Gesellschaft mehrerer Offizier, darunter Obristlieutenant v. Gerber, Hauptmann v. Uhden, Lieutenant Pförtner v. der Hölle, von dem Lager bei Hunter's Chapel nach Washington begeben, um dort in Williard's Hotel eine halbe Kiste Burgunder, den Betrag einer gewonnenen Wette, zu leeren. Dieselben waren dort schon längere Zeit zusammen, als die im selben Zimmer anwesenden Civilliten spitzige Redensarten auf das Militär fallen lassen, welche schließlich in Schimpfworte ausarten, so daß es den Offizieren nicht mehr gestattet war, dieselben ruhig anzuhören. So springt denn Hauptmann v. Uhden von seinem Sitz auf und droht, jedem eine Kugel durch den Kopf zu jagen, der noch ferner sich in derartigen Redensarten ergehen würde. Damit schien die Sache beigelegt. Doch als sich die Offiziere gegen 2 Uhr Morgens vom Hotel fortbegeben, um ihre anderwärts untergebrachten Pferde zu holen, stürzt wenige Schritte vom Hotel entfernt, Obristlieutenant v. Gerber plötzlich mit einem Schrei zusammen. Man hebt denselben auf, sieht nach und bemerkt, daß dessen Hinterkopf durch den Schlag eines mit zwei Bleikugeln versehenen Lasso's zerschmettert ist und als man nach längerem Suchen den Schleuderer des Lasso's findet, erkennt man in denselben einen der Civillisten, welche im Hotel über die Offiziere gespottet. Obristlieutenant v. Gerber starb nach zwei Stunden und der Mörder zierte binnen wenig Tagen den Arm eines provisorisch errichteten Galgens. Derartige Freundschaftsbezeigungen zwischen Schutzgebenden und Schutznehmenden sollen in dem gelobten Lande der Freiheit nicht selten sein.

Wozu das Heirathen gut ist. Aus Ucjika (Serbien) erfährt man, daß ein Serbe, um seinen 13jährigen Sohn vom Schulbesuche zu befreien, denselben in aller Eile mit einem Mädchen trauen ließ; als dann der betreffende Lehrer in Iranjica den Schüler reklamirte, hieß es, er sei zu groß für den Schulbesuch und schon verheirathet!

Der letzte Kaiser von China soll sich an der Chartreuse den Tod angetrunken haben. Der unter dem Namen „Chartreuse" bekannte Liqueur wird von den Mönchen der großen Karthause bei Grenoble zubereitet. Sie benützen dazu wildwachsende Pflanzen, welche in dem Bereiche ihres hoch auf einem Felsen gelegenen Klosters vorkommen. Es gibt drei verschiedene Qualitäten Chartreuse, die gelbe, die grüne und die weiße; die weiße ist die stärkste und theuerste; die Flasche wird mit mit 10 Franken bezahlt. Das herrliche Getränk hat ein Aroma, das man bei den feinsten Liqueuren von den Antillen vergebens suchen würde, und ist, mäßig genossen, der Gesundheit zuträglich.

Einen ganz besonderen Kunstgriff, Käufer anzulocken hat eine Berliner Leinenhandlung ersonnen. Sie läßt nämlich durch Dienstmänner in „Extra-Beilagen" eine Anpreisung ihrer Handlung auf den Trottoirs vertheilen und nimmt dieses umsonst ausgegebene Blatt bei Einkäufen zu 2½ Sgr. in Zahlung an. Sie sagt, auch bei den kleinsten Einkäufen; doch wird sich das finden, wenn sie den Käufer erst im Laden hat.

Im ehemaligen Fürstenthum Würzburg mußten, bei Errichtung eines Galgens, die Leinenweber zur Frohne den Grund graben und die Müller das nöthige Holz herbeiführen. Erstere wurden davon vom Kurfürsten und Fürstbischofe Johann Philipp I. von Schönborn am 31. März 1656, letztere jedoch erst am 2. März 1700 vom Fürstbischofe Johann Philipp II. von Greiffenklau entbunden.

Ein alter Dolch. Der in Wien verstorbene Ministerialrath Carl Ritter von Ghega hat dem städtischen Museum Correr in Venedig mehrere Kunstgegenstände und Antiquitäten übergeben. Unter Letzteren ist besonders ein sehr gut erhaltener Dolch zu erwähnen, welchen Ghega gelegentlich der Ausgrabungen bei einem von ihm geleiteten Eisenbahnbau vorgefunden und welcher seinen Ursprung aus Panonien und dem 3. Jahrhundert herleitet.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 7. Donnerstag den 16. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Recha hatte eine stolze Verachtung gegen das Geschlecht der Männer gefaßt, und gefiel sich in der Rolle einer kaltherzigen tyrannischen Gottheit, die ihre Anbeter verlacht und als Thoren behandelt, je mehr sie ihr gehorchend dienen. Da kam Ritter Richard nach England; anscheinend zufällig von seinen Reisen hingeführt, in Wahrheit aber nach dem Plane seines Vaters, dessen nahe Verwandte Recha's Mutter gewesen war. Der alte Herr traute seinem Sohne zu, glücklicher zu sein als so viele in London bei Almaks und auf Routs gebildete verführerische noble Gestalten; das Weitere überließ er den Sternen, die, wie er betheuerte, seinem Hause immer günstig geschienen hätten, wenn der Weg dunkel war. Er hatte sich nicht getäuscht.

Der hochgeartete energische Charakter des jungen Vetters machte einen besondern Eindruck auf Recha. Seine philosophische Bildung, vermehrt durch die natürliche Sicherheit seines Wesens, und der Contrast einer schwermüthig poetischen Stimmung seines Gemüthes, regten ihr heißes Herz auf, das so lange unter dem Mantel ines launenvoll-eitlen Stolzes geschlafen hatte. Richard's Düsterheit und Kälte reizten sie noch mehr, und das alte Spiel wiederholte sich, daß er am sichersten ein hochmüthiges Herz gewinnt, dem anscheinend gar nichts daran gelegen ist. In Wahrheit rang Richard schon damals mit seinem Gewissen, mit dem Bilde der verlassenen Geliebten, die er tausend heilige Eide geschworen, mit finstern Vorwürfen seiner Vernunft und jenen jähen zerreißenden Blitzen der Leidenschaft, die doch nur auf Augenblicke den unermüdlichen Mahner betäuben können. Er empfand, daß ihn Recha liebte, und je stärker diese Ueberzeugung wurde, um so heftiger ward auch der Kampf in ihm. Nach und nach lockerte sich die Heiligkeit seiner Eide, seine Schwüre kamen ihm kindisch vor, er empfand ein erhabenes Recht, von Jugendthorheiten nicht sein Leben zerstören zu lassen, denn bei der genauesten und gewissenhaftesten Prüfung bewies ihm sein Verstand, daß man einem Liebesrausche, der so streng allen Verhältnissen der reellen Welt entgegenstand, entsagen solle, ja entsagen müsse, wenn man kein Thor, kein armer Schwärmer sein wolle! Obwohl nun dieser Ausgang ihn der schönen Frau immer näher führte, so fand doch kein eigentliches Geständniß ihrer Empfindungen statt. Ihre reizbaren, oft phantastischen Launen, das Schroffe und Bizarre ihrer Aussprüche, und die anmaßende Heftigkeit ihres Sinnes schreckten ihn zurück und machten ihn stolzer; Recha dagegen erwartete und verlangte, daß er sein Knie beugen und seine Lippen bekennen sollten, was seine Augen ihr gestanden hatten. Plötzlich empfing sie eines Morgens ein Billet, das sie laut lachend und mit einer spottenden Bemerkung über die deutsche Schüchternheit erbrach, es aber dann erstarrt feithielt, zusammenballte und mit Heftigkeit in Stücken riß.

Richard war fort; es war sein Abschiedsgruß, eine Bitte um Verzeihung, da es ihm unmöglich sei, diese selbst zu verlangen. Er hatte am Abend Nachrichten von Jenny erhalten, die ihn fast zum Wahnsinnigen machten. Die Zeilen waren in der Fieberhitze der Verzweiflung geschrieben, die Feder schien in Blut und Feuer getaucht zu sein, die Buchstaben brannten, als habe sie des Nachrichters Hand glühend auf sein Herz gemarkt. Jenny's rührende Klagen, daß er ihre Briefe nicht beantwortet, trafen ihn um so schwerer, da er sie allerdings empfangen, aber versiegelt und ungelesen verbrannt hatte, um seine Entschlüsse und neuen Vorsätze nicht unangenehm zu berühren. Er hatte gemeint, durch fort-

Digitized by Google

gesetztes hartnäckiges Schweigen das unheimliche Verhältniß so zu lösen, daß es zuletzt wohl nur einer einzigen festen und kalten Erklärung bedürfe. Auch dieser letzte Brief des armen Mädchens hätte dasselbe Schicksal gehabt, wäre er nicht durch einen Zufall von ihm statt eines andern erbrochen und aufgeschlagen worden. Eine furchtbare Erschütterung war die Folge; endlich stand er auf, suchte sich zu fassen, zu überlegen und blickte dann mit zornglühenden Augen in die stille Nacht.

Gibt es schadenfrohe dunkle Mächte! rief er, die den Menschen verlocken, ihn in einer unbedachten Minute elend machen, sich an ihn klammern mit der Tücke böser Geister, und ihr Opfer nicht wieder loslassen, o! so bin ich ihnen verfallen und kein Gott wird mich erlösen! Hier Liebe, Charaktergröße, edle Schönheit, Glück und Reichthum, dort Elend, Schmach und Schande. Ich liebe dies schwache Geschöpf nicht, das mich so widerwillig zum Vater macht, und von der Natur gezwungen ist, ihre Sünde so leichtsinnig schnell der Welt preis zu geben. Aber fort will ich, fort muß ich, zu ihrer Hülfe. Wenn die Menschen meinen Namen schänden mit dem ihren, wenn die Unselige in ihrem hülflosen Jammer untergeht. Großer Gott! Recha, ich will sie verlieren, auf ewig will ich mich freiwillig von einem Glücke scheiden, das sich in Fluch verkehren müßte, wenn mein Elend dies stolze Herz berührte.

Arme Jenny! ich komme. Unglückliches Mädchen, ich will gut machen, versöhnen, wenn ich es vermag. Versuchen will ich, ob wir Beide nicht und von den bösen Geistern loskaufen und glücklich werden können.

Mit diesen Entschlüssen fand Richard der nächste Morgen auf dem Rückwege, vierundzwanzig Stunden später aber ward der Reisewagen Mylady Recha's auf das Dampfboot „der Batavier" geschoben, dessen Dampfsäule bald daraus die Themse hinabschnaubte, und die schöne beleidigte Frau nach Deutschland brachte.

So finden wir nun die Beiden wieder. Richard wie er mit Lebhaftigkeit und stolzer Freude ihre Hand küßt; Recha, die ihn zürnend und schalkhaft betrachtet.

Da bin ich, mein Vetter, sagte sie, um Sie noch einmal zu sehen. Zweihundert Meilen, deutsche Meilen bin ich gefahren, um Ihnen meine Hand zu geben und Lebewohl zu sagen. Gott segne Sie, Vetter Richard, und mache Sie weise. Meine Mission ist beendet, rufen Sie Sam, er soll Postpferde bestellen.

Die Entschlossenheit ihrer Sprache ließ Richard fürchten, daß sie wirklich einen solchen ächt britischen Streich ausführen könnte, der, wenn er hartnäckig in ihrem Kopf gewurzelt hatte, auch schwerlich mehr zu hindern war.]

Ich werde Ihren Willen sogleich befolgen, sagte er mit derselben Entschiedenheit, wenn meine Muhme ungerecht genug sein kann, die Unschuldigen mit dem Schuldigen zu strafen. Hier mein Vater, meine Schwester, meine Verwandten, wollen Sie auch diese beleidigen und verlassen? Soll die Ehre unseres Hauses, die Gastfreundschaft, die lange Sehnsucht nach diesem theuren, unverhofften Besuch zu Schanden werden?

Verräther! rief sie drohend und faßte den Knopf seines Kleides, indem sie ihn starr ansah, warum flohen Sie, warum täuschten Sie mich?

Die Blicke, welche Beide wechselten, zuckten schnelle Fragen, Antworten und Verständigungen. Recha's kühne Augen schienen feucht und mild zu werden. Sie ließ die Hand los und sagte mit ihrer tiefen Stimme: Das war schlecht, Richard. Nach so vielem Vertrauen so wenig zu haben; nach Auszeichnung und Achtung, wie ich sie noch keinem Manne zollte, davonzulaufen, wie ein Schulknabe, und mich mit meinem Aerger und meinem Schmerze allein zu lassen.

Theuerste Recha! rief Richard, und küßte mit Leidenschaft ihre Hand, es gibt Zerwürfnisse im Menschenleben, wo man sein höchstes Glück hinwirft, weil man an sich selbst verzweifelt.

(Fortsetzung folgt.)

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortsetzung.)

Als die Diener fort waren, rückten sich sieben Stühle um den Tisch herum; jeder Theilnehmer zündete sich eine Cigarre an, der Herzog angenommen, der mit gerunzelter Stirn voll Ungeduld das Ende einer Scene erwartete, die er anfing für eine Mystifikation anzusehen. Er hielt sich trotzdem ruhig, indem er sich vornahm, zur rechten Zeit loszubrechen.

Der Graf Montbryon nahm endlich folgendermaßen das Wort: Wir Alle, die wir hier versammelt sind mit Costal und Renard, sind alte durch das Glück erprobte Freunde, was sicher ein besserer Prüfstein als das Unglück ist, was auch die Moralisten sagen; wir sind Freunde endlich, die nur einen Feind kennen und der heißt: Langeweile. Gegen dieses gräuliche Ungeheuer nun haben wir uns eines Tages verschworen, wir haben gegen dasselbe unsere sämmtlichen Kräfte zusammengenommen, unsere Vertheidigungsmittel, unsera erfinderischen Geist und unsere hinreißende Heiterkeit, mit einem Worte, wir haben das Vergnügen organisirt, was gewiß noch schwerer ist als die Organisation der Arbeit. Ich, Euer Aeltester und daher auch der Vernünftigste, bin Euer Chef, Euer Fahnenträger geworden. Soldat und Hauptmann, Jeder hat bis jetzt seine Schuldigkeit gethan. Wir wollen beweisen, daß das lustigste Leben eigentlich das weiseste ist."

Alle Köpfe neigten sich, zum Zeichen der Uebereinstimmung. Nur Lairville blieb unbeweglich. „Hier nun," fuhr Montbryon fort, „in diesem Zimmer mache ich den Witz, Euch in diesem Augenblick feierlichst anzureden, hier, wo von Anfang an unser Hauptquartier besteht.

Digitized by Google

Wenn diese Mauern reden könnten, sie würden, meiner Treu, hübsche Geschichten erzählen! Machen wir uns übrigens nicht schlimmer (wie die Thoren sagen), als wir sind. Unsere Verbrechen (immer nur wie die Thoren sagen) sind Nichts als allerliebste Späßchen, die noch Niemand am Schlafen verhindert haben als eine beträchtliche Anzahl von Ehrenmännern. Und bei alledem sind wir verschwiegener als das Grab, wie die Poeten sagen. Indem Jeder für das Gesammtwohl arbeitete, hat bis jetzt Jeder in den Andern würdige Gefährten gefunden, immer bereit zu wirken, zu sekundiren, sich zu schlagen, zu leben und zu sterben für einander. So haben wir unsere schönsten Jahre zugebracht, als eines Tages . . . ."

Hier trank der Vortragende eine Tasse Thee, Jeder folgte seinem Beispiel, worauf man sich wieder auf seinen Platz begab. „Als eines Tages," begann Montbryon wieder, „Einer von uns, der hier anwesende Herzog Lairville, einer unserer ausgezeichnetsten Mitarbeiter, unserer lustigen brüderlichen Fahne untreu wurde."

„Montbryon," unterbrach ihn Heinrich, „ich bin nicht in der Stimmung, länger Euren albernen Späßen zuzuhören. Ich weiß nicht, wo Ihr hinaus wollt. Diese beiden Herren haben mich beleidigt, ich fordere Genugthuung. Die Sache ist einfach, denke ich, und bedarf nicht Eurer rednerischen Erläuterungen."

„Lairville, lassen Sie sich nicht durch meinen Styl beirren, wir sind in einem ausgezeichnet parlamentarischen Zeitalter. Einen Augenblick später werden Sie mir mit mehr Interesse zuhören."

Statt aller Antwort zuckte der junge Mann mit den Schultern.

„Der Herzog von Lairville also," fuhr der Graf fort, „wurde lächerlich, d. h. ernsthaft verliebt. Das war nur die Hälfte des Uebels; sein unverzeihlicher Fehler war, diese Krankheit„ von der er bis in's innerste Mark getroffen war, uns zu verhehlen. Indem er schwieg, verkannte er unsere Freundschaft; denn er hat uns verhindert, für sein Glück zu arbeiten. Endlich wird das Portrait, was ich Euch mit einigen Worten von der Frau entwerfen werde, die er so rasend liebte, genügen, Euch von der ganzen Größe seines Fehlers zu überzeugen. Wisset denn, daß Euer undankbarer Freund für Frau von Brabantane entbrannte, eine Frau, die den Syrenen gleicht an Coquetterie, Schlauheit, Verrätherei und Grausamkeit. Als junges Mädchen ohne Namen und Vermögen, war ihre erste That, einem alten sechzigjährigen Greise den Kopf zu verdrehen, der bis dahin im sicheren Gleise der Vernunft gegangen war. Als der alte General starb, hinterließ er ihr sein Vermögen, was zwar bescheiden war, aber jedenfalls seinem Neffen Herrn von Elzeur, der hier eben seine Cigarre raucht und dermalen in seinen Finanzen etwas heruntergekommen ist, sehr willkommen gewesen wäre. Wittwe und also frei, dankte sie es der Familie des Generals, daß sie in unsere Salons eingeführt wurde. Sie wußte durch die ausgesuchtesten Künste alle jungen Leute von Rang an sich zu ziehen und sie durch ihre Gleichgültigkeit zur Verzweiflung zu bringen. Warum? Das ist leicht zu begreifen; sie hoffte Besseres; eine Herzogskrone stach ihr in die Augen. Unser Freund, der Herzog, ließ sich, gegen wie die Uebrigen, und vielleicht hätte er sie geheirathet, der Unglückliche, wenn nicht glücklicher Weise Frau von Brabantane in ihre eigenen Schlingen gefallen wäre. Sie hatte geglaubt, daß Lairville, um die Frage zum Abschluß zu bringen, ihr seinen Namen und seine Hand anbieten würde. Es kam aber anders.

(Fortsetzung folgt.)

Die europäischen Fürstenhäuser im Jahre 1861.

In dem Jahre, dessen letzten Tag wir kürzlich verlebten, sind in den Regentenfamilien unseres Erdtheils, so viel bis jetzt bekannt, die nachstehend verzeichneten Personal-Veränderungen eingetreten:

Verstorben sind 18 Glieder derselben und zwar 9 männlichen und 9 weiblichen Geschlechts. Jene sind: 3 regierende Fürsten, nämlich der Großsultan Abdul-Medschid und die Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Dom Pedro V. von Portugal; Prinz Albert von Sachsen-Koburg-Gotha, Gemahl der Königin Viktoria von Großbritannien; Infant Dom Fernando, Bruder des Königs von Portugal; die spanischen Infanten Don Carlos (Graf von Montemolin) und dessen Bruder Don Fernando, Prinz Franz August von Hessen-Philippsthal und Prinz Heinrich XXIII. von Reuß-Greiz, präsumtiver Nachfolger des regierenden Fürsten; 5 derselben, die größere Hälfte, ledigen Standes. Die weiblichen sind: 2 Wittwen, die Herzogin Viktoria von Kent, Mutter der Königin Viktoria von Großbritannien, geb. Prinzessin von Sachsen-Koburg-Gotha, und Fürstin Thekla von Schönburg-Waldenburg, geb. Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt; 3 vermählte Prinzessinnen, Infantin Karoline von Spanien (Gemahlin des Grafen von Montemolin, geborne Prinzessin beider Sicilien), Prinzessin Mathilde Bonaparte (Gemahlin des Grafen von Cambacérès) und Fürstin Elisabath von Fürstenberg, geborne Prinzessin von Reuß-Greiz; 4 noch ledige Prinzessinnen, Infantin Maria de la Concepcion, Tochter der Königin von Spanien (2 Jahre alt), Infantin Maria de Regla, Tochter des Herzogs von Montpensier (5 Jahre alt), Maria von Sachsen, Tochter des Prinzen Georg (1 Jahr alt) und Sophie von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Cardinäle starben 6: della Genga-Sermattei, Brunelli Villadicani, Piccolomini, Recanati und Santucci (letzterer nur Cardinaldiakon, die anderen Cardinalpriester), und da in diesem Jahre 7 neue Cardinäle ernannt wurden, so beträgt die Zahl der Cardinäle dermalen 61.

Geboren wurden 17 und zwar 9 Prinzen: Söhne des Großfürsten Michael von Rußland, der Prinzen

Digitized by Google

Oskar von Schweden, Alexander von Hessen-Darmstadt (aus morganatischer Ehe), August von Sachsen Koburg-Gotha und Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, des Infant.u Sebastian von Spanien, der Erbprinzen von Anhalt-Dessau und Sachsen-Meiningen, des Grafen Julius von Lippe-Biesterfeld; 8 Prinzessinnen: Töchter der Königin von Spanien, des Fürsten von Waldeck, der Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel, Rudolf von Liechtenstein und Georg von Mecklenburg-Strelitz, der Grafen Hugo, Franz und Armin von Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld.

Vermählungen fanden 5 statt: 1) zwischen Prinz Ludwig (Graf von Trani), Bruder des Königs Franz II. beider Sicilien, und Prinzessin Mathilde von Bayern (Schwester der Kaiserin von Oesterreich); 2) zwischen Erzherzog Karl von Toscana und Prinzessin Immaculata, Schwester des Königs beider Sicilien; 3) zwischen Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen und Infantin Donna Antonia von Portugal; 4) zwischen dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und Fräulein Marie Schulze (erhoben zur Freifrau v. Brockenburg); 5) zwischen Prinz Leopold von Sachsen-Koburg-Gotha und Fräulein Konstanze Geiger. (Die beiden letzten Ehen sind nur morganatische.) Außerdem verlobte sich Prinz Moritz von Sachsen-Altenburg mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Meiningen. Die Ehe des Landgrafen Alexis von Hessen-Philippsthal mit Prinzessin Louise von Preußen wurde durch Scheidung getrennt.

Unter den sämmtlichen 48 Souveränen (mit Einschluß des Kaisers von Brasilien und des Fürstin von Monaco, so wie der zur Zeit vertriebenen italienischen Regenten, deren Länder Sardinien annectirt hat) sind 2 weiblichen Geschlechts. Der älteste ist der König von Würtemberg, 80¼ Jahre alt; außer diesem sind noch drei über 70 Jahre alt: der Landgraf von Hessen-Homburg, der Fürst von Reuß-Schleiz und der König der Belgier. Von den übrigen sind sieben zwischen 60 und 70 Jahren, sieben 50—60 Jahre, vierzehn 40—50 Jahre, zehn 30—40 Jahre, vier 20—30 Jahre und endlich zwei noch nicht 20 Jahre alt. Diese letzteren sind: der Fürst von Reuß-Greiz und der zur Zeit vertriebene Herzog von Parma, jener 15⅔ Jahre, dieser 13½ Jahre alt, beide unter Vormundschaft ihrer Mütter stehend. Das durchschnittliche Alter beträgt 46 Jahre ⅚ Monate, welches 19 Regenten bereits überschritten und 29 noch nicht erreicht haben.

Am längsten regiert der Herzog von Sachsen-Meiningen und nächst ihm der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, resp. seit 58 und 54¾ Jahren (mit Einrechnung der Jahre der Minderjährigkeit.) Von den übrigen regieren 2 seit 40—50, 3 seit 30, 6 seit 20—30. 15 seit 10—20 Jahren. Die übrigen 20 sind erst im verflossenen Jahrzehnd und 3 darunter (der König von Preußen, der Großsultan und der König von Portugal) erst in dem verflossenen Jahre zur Regierung gekommen.

Im Durchschnitt hat jeder der jetzt lebenden Regenten bis jetzt 15 Jahre 10½ Monate regiert und ist in einem Alter von 30 Jahren 2½ Monaten zur Regierung gekommen. Unverheirathet und noch nicht verheiratet gewesen sind 7 Souveräne: außer dem Papst der König von Portugal, die Herzoge von Braunschweig und Parma, die Fürsten von Liechtenstein und Reuß-Greiz und der Landgraf von Hessen-Homburg. Von den übrigen sind 5 verwittwet (die Königin von Großbritannien, die Königin von Sardinien (Italien) und Belgien, der Großherzog von Toscana und der Herzog von Anhalt-Dessau (Köthen); 3 leben in morganatischer Ehe (der König von Dänemark, der Kurfürst von Hessen und der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt) und 1 (der Großsultan) in Polygamie. Regelmäßig vermählt sind außer der Königin von Spanien 3 christliche Souveräne. Von den Gemahlinnen derselben sind die ältesten die Fürstin von Reuß-Schleiz und die Königin von Würtemberg, beide über 60 Jahre alt; die jüngste ist die Königin beider Sicilien, erst 20 Jahre alt.

25 Souveräne haben Söhne zu muthmaßlichen Nachfolgern 1, (der Kaiser von Brasilien) eine Tochter 12 (einschließlich des Königs von Griechenland, dessen Nachfolger aber noch nicht mit Sicherheit anzugeben ist) Brüder, 5 (einschließlich des Großsultans) andere Seitenverwandte, wozu noch 4 Souveräne (von Anhalt-Bernburg, Braunschweig, Hessen-Homburg und Reuß-Greiz) kommen, nach deren Tode die Regierung auf eine andere Linie übergehen würde, so wie einer (der Papst), dessen Nachfolger erst nach seinem Tode gewählt wird. Von den 43 Erbprinzen und präsumtiven Nachfolgern sind die ältesten die von Modena und Kurhessen, über 70 Jahre alt; von den übrigen sind zwei 60—70, einer über 50, zehn 30—40, acht 20—30, dreizehn 10—20, endlich sieben noch nicht 10 Jahre alt, von denen der Kronprinz von Oesterreich, 3½ Jahre alt, der jüngste ist. Verheirathet sind darunter 15, von denen 10 bereits Kinder haben. Die ältesten Erbprinzessinnen sind die von Kurhessen und Dänemark, resp. 72 und 68 Jahre alt, die jüngste, die beider Sicilien, erst 18¼ Jahre alt.

Folgende Fürstenhäuser stehen auf zwei Augen: Anhalt-Bernburg, Brasilien, Griechenland, Hessen-Homburg und Reuß-Schleiz; so wie folgende auf vier Augen: Braunschweig, Dänemark, Hannover, Modena und Monaco. (D. A. Z.)

Mannigfaltiges.

Die „Fiumaner Zeitung" bringt eine philologische Abhandlung über die deutsche Sprache, welche mit folgender Betrachtung schließt: „Die Leute an der Elbe und Oder, welche bombenfeste Kinnbacken haben, können ungestraft die Sprache reden, aber wir zarten Sprößlinge des Japhetischen Stammes können unsere Zunge nicht für so schwierige Coolutionen brechen und Gefahr laufen, Jemanden unsere Zähne in's Gesicht zu spucken."

Verantw. Redakt. Th. Bauer.

Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 8. Sonntag den 19. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Sie schüttelte lachend den Kopf. Ihr Deutschen seid ein sonderbares Volk, sagte sie. Ihr macht Euch selbst unglücklich, blos der poetischen Melancholie und Grübelei halber, und härmt Euch über Dinge, worüber ein Anderer lachen würde. Etwas davon, fuhr sie fort, und betrachtete Richard spöttisch, habe ich freilich auch bekommen, als Erbtheil meiner Mutter. Aber gut, mein Vetter, wir wollen Frieden schließen. Ich bleibe und will versuchen, die Verzweiflung, welche sie zum Davonlaufen treibt, zu heilen.

Richard erwiderte mit einer halblauten Betheuerung seiner Folgsamkeit, und in Recha's Lächeln und Drohen erkannte er leicht, wie mächtig er sei.

Der Abend war nun der Freude gewidmet. Ein kleiner gewählter Kreis von Familiengliedern und nahen Freunden fand sich ein, welche spät, bezaubert von der Schönheit und dem Geiste der Engländerin, aber auch mit der Gewißheit, daß Richard jede Bemühung hier überflüssig mache, das gastliche Haus verließen.

Als sie Alle gegangen waren, und Recha selbst in ihre Zimmer sich zurückgezogen hatte, faßte der alte Herr lächelnd die Hand seines Sohnes. Nun, Richard, sagte er, ich bin mit Dir zufrieden. Deine schnelle Abreise aus Kraftonhouse hielt ich bisher für einen Thorenstreich; nun sehe ich aber, Du wußtest genau, was Du thatest.

Ich hatte diese Folgen zwar nicht vermuthet, erwiderte der Sohn, bin aber darum nicht weniger erfreut. Ich hoffe, lieber Vater, Sie haben nichts dagegen, wenn ich Recha meine Hand antrage.

Nicht im geringsten, sagte der alte Herr, und ich bin überzeugt, Du thust keine Fehlbitte.

Recha ist schön und gut, auch was die Welt geistvoll nennt, vertraut mit allen Forderungen der Sitte, und in den Vorurtheilen der vornehmen Gesellschaft erzogen, die sie mit bewunderungswürdiger Grazie handhabt.

Und vor allen Dingen, sie ist reich.

Eben so reich als seltsamer Laune voll, erwiderte Richard lächelnd.

Eine echte Engländerin, eine reiche Erbin, ein verzogenes Kind, eine angebetete schöne Frau; mit diesen Prädicaten kann es aber kaum anders sein. Allein sie liebt Dich, und zwar wie ich merke, mit einer glühenden Leidenschaft, die vergebens von Klugheit und Sitte gezügelt werden soll.

Sie liebt mich, sagte der Sohn mit gewaltsamer Ruhe, und diese Liebe würde mich beglücken, wenn sie nicht so leidenschaftlich wäre.

Und Du? fragte der alte Herr aufmerksam.

Ich wollte, lieber Vater, ich könnte Ihnen sagen: ich liebe sie nicht!

Das heißt, rief der Baron mit kaltem Lächeln, indem er seinen Sohn scharf beobachtete, Du könntest dann besser alle Vortheile benutzen, welche eine mariage d'inclination gewöhnlich in dem Rausch sogenannter Liebe untergehen läßt.

Ich würde dann Recha's Besitz weder wollen noch annehmen, sagte Richard.

Du würdest den dümmsten Streich Deines Lebens begehen, versetzte der Vater, aber Du willst Dich selbst täuschen. Du bist ehrgeizig und zu klug, um nicht einzusehen, welche Vortheile eine reiche und vornehme Verbindung gibt. Du am allerwenigsten bist geschaffen, einer bloßen Neigung zu folgen, noch viel weniger aber, eine Mesalliance zu schließen; Du würdest überdies der Erste in der langen Reihe Deiner Ahnen sein. Dein Kopf ist zu klar, mein lieber Richard, Du bist so wenig von Phan-

Digitized by Google

taſterei beherrſcht, mehr zum Staats- und Weltmann als zum Poeten geboren. Dergleichen Hirngeſpinnſte verwehen daher ſchnell an Deiner ſicheren Verſtändigkeit, und ſollteſt Du ja irgend eine leidenſchaftliche Thorheit auf Augenblicke begangen haben, wie das der Jugend zuweilen geſchieht, ſo bin ich überzeugt, Du wirſt Dich wie ein Edelmann benehmen, das heißt, wie ein Mann der eingedenk iſt, daß das Leben andere Anſprüche an ihn macht, als an den großen Haufen.

Richard fühlte ſeine Stirn heiß werden, er ſah ſeinen Vater forſchend an, aber das Geſicht des alten Herrn war unburchdringlich. Wußte er von ſeinen geheimen Sünden, und war es Rath und Warnung, oder ein zufälliges Begegnen.

Welche Wege ſich Dir öffnen, Dir und Deinen Nachkommen — denn auch auf dieſe muß ſich der Blick des Verſtändigen richten — wenn Recha Deine Gattin wird, darf ich Dir nicht weiter erklären, begann er nach einer Pauſe wieder, aber ich habe etwas Anderes hinzuzufügen. Ich hatte eine weitläufige Unterredung mit dem Miniſter. Unſer Prozeß nimmt eine vollſtändig ungünſtige Richtung; es iſt kein Zweifel, daß wir ihn verlieren, und ich mache mir keine Illuſionen, daß die Gnade des Königs wieder geben wird, was ein ungerechtes Urtheil uns nimmt.

Glauben Sie das? ſagte Richard.

Ich habe die Ueberzeugung. Der Miniſter ſprach mit jener Art von halber höflicher Hoffnung und Tröſtung, die ich kenne. Als ich ſtärker in ihn drang, ſagte er mir gerade heraus, daß bis jetzt ſeine Bemühungen fruchtlos geweſen ſeien, daß Se. Maj. einige haſtige Worte geäußert hätten, in ſolchem Falle ſolle und müſſe das ſtrenge Recht entſcheiden; daß dieſe reichen Güter, welche der Krone heimfallen, nicht einer Familie zurückgegeben werden könnten, die ganz unerwieſene Anſprüche mache, und deren Verdienſt um ihn und ſein königliches Haus nicht ſo groß ſeien, um eine ſolche Gunſt zu fordern.

Das iſt ungerecht! rief Richard. Wie viele Glieder unſeres Hauſes haben dem Staate mit Auszeichnung gedient.

Das vergißt ſich, mein guter Freund, erwiderte der alte Herr. Ich habe allerdings in meiner Jugend nur Weniges geleiſtet, Dir macht man es zum beſondern Vorwurf, nicht Fürſtendiener werden zu wollen, was Du gelegentlich mit mehr als zuviel Freimuth geäußert haſt. In Wahrheit aber iſt das Alles nur ein Vorwand, fuhr er lächelnd fort; die Hauptſache iſt, daß die Güter einträglich ſind und das Vermögen der Chatoulle beträchtlich vergrößern werden. Was uns nach dieſem ſchweren Verluſte bleibt, iſt kaum hinreichend für mich, in gewohnter Weiſe fortzuleben. Dein mütterliches Gut iſt gering, und, wie man mir erzählt, haſt Du es nebenher ganz verbraucht. Ich frage nicht danach, Richard aber Du weißt nun, warum Recha's Leidenſchaft auch einen reellen Werth beſitzt.

3.

Am nächſten Morgen nahm die Familie in dem Tempel und den anſtoßenden Treibhäuſern des parkartigen Gartens, der zum Palais des Barons gehörte, das Deſeuner ein. Recha ging mit haſtigen Schritten unter den alten Bäumen fort. Sie trug ein aufgeſteckte Reitkleid, einen Kaſtor mit langem ſilbergeſtickten Schleier, und eine zierliche Peitſche, mit welcher ſie die Blätter heftig von den Bäumen hieb.

Die Geſellſchaft mit ihrem gewöhnlichen Treiben ermüdete ſie; ſie hatte ſich davon gemacht und lächelte über das laute Klopfen ihres Herzens, als ſie Richard's feſten, ſchnellen Tritt hinter ſich hörte.

Daß er nachkommen ſolle, deßhalb war ſie gegangen; daß er es wußte, wußte ſie, und doch ſah ſie ſich nicht um, und ſchien zu fliehen, denn ſie eilte durch die grünen Gehege, den Kopf ſtolz in den Nacken geworfen, mit den glücklichen Augen den Flug der kleinen Wölkchen verfolgend, leicht hinſchwebend in der Trunkenheit eines Entzückens, das ihr ungeſtümes Herz kaum bändigen konnte.

So erreichte ſie den kleinen künſtlichen Hügel am Ende des Parks, einen jener alterthümlichen Erdaufwürfe, mit Fliederbüſchen umzogen, wie ſie ſich in Gärten nach altengliſchem Geſchmack finden, Schneckenberge in der Volksſprache genannt, durch welche man kleinen und oft kleinlichen Anlagen Fernſichten zu verſchaffen ſuchte. Hier ragte der Hügel über die Stadtmauer hinaus, und gewährte den Blick auf einen Theil der Vorſtadt, auf Landhäuſer und Kornfelder, auf die fernen Windungen des Stromes und die weißen flatternden Segel ſeiner Schiffe.

Recha war auf die Bank geſtiegen, ſie lehnte den Arm an den niederhängenden Aſt einer alten Akazie und blickte mit Spott und Trauer über die ſtille ſonnigwarme Herbſtlandſchaft.

Hab' ich meinen lieben Flüchtling endlich gefangen, ſagte Richard und faßte ihre Hand.

Sie blickte zu ihm nieder mit einer reizenden Miſchung von Freude und Wehmuth. Reden Sie, Vetter Richard, flüſterte ſie, würden Sie dieſen Flüchtling überall verfolgen?

Durch die ganze Welt! erwiderte er zärtlich.

Ich könnte nicht wohnen in dieſem Lande! rief Recha und mit einer heftigen Bewegung legte ſie beide Hände auf ſeine Schultern. O, Richard! ja, ich will Dir gehorſam ſein, Du haſt mein Herz ſo umgewandelt, daß es allen Zorn und Ernſt verloren hat, daß es demüthig wie eine Magd zu Dir ruft: Liebe mich wieder, wenn ich länger leben ſoll. —

Sie redete nicht weiter, denn ihre Stimme brach, aber ihre Augen ſprühten in dem Feuer der Leidenſchaft, und ſo ſprang ſie von der Bank, nahm ſeine Hände, die ſie in den ihren zuſammenpreßte, und ſagte: Nein, Du ſtolzer Mann, ich will mit Dir wie eine Freie, Gleiche unterhandeln, nicht wie eine Beſiegte. Daß ich

Digitized by Google

Dich liebe, daß ich Dich wie Deinen Gott verehre, wie wollte ich es leugnen. Bin ich Dir doch nachgezogen über Meer und Land, wie Clorinde ihrem Tankred. Aber, ach! mein Panzer war längst geschmolzen und meine Brust ohne Schutz. Nun will ich, wie die schönen Feen der alten Zeit, Dich mit mir nehmen in die grünen Berge Northumberlands; nun sollst Du bei mir wohnen und selig sein; nun will ich allen Stolz ablegen und Dir dienen um Deine Liebe. Willst Du schwören, mich immer zu lieben, willst Du schwören, mir ein treuer Hort und Herr zu sein, willst Du schwören, mit mir zu ziehen in mein freies, edles Vaterland, das das Deine sein soll: so nimm mich auf, so nimm mich hin, auf Erden Deine Leibeigene, und meine Seele verschmelze mit der Deinen auf alle, alle Zeit!

Und ohne seine Antwort zu erwarten, fiel sie in schwärmerischer Zärtlichkeit an seine Brust, umschlang ihn, als wollte sie ihn nimmer lassen, und drückte heiße Küsse auf seine Lippen, indem sie immer wieder ihn mit banger Lust betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortsetzung.)

Lairville reiste in Verzweiflung ab und floh nach Afrika, ohne der Coquette Zeit zu lassen, sich anders zu besinnen. Heinrich, wären Sie einen Tag länger in Paris geblieben, so waren Sie verloren, Sie wären Ehemann geworden!"

Ein beifälliges Murmeln begleitete die Worte des Redners. Lairville selbst fühlte nach und nach unter der parodoren Beweisführung des Grafen seine Hitze verrauchen.

„Endlich," fuhr Letzterer fort, „komme ich auf die heutigen Ereignisse. Heinrich, setzen Sie bei diesem Thema nur nicht wieder Ihre erhabene Miene auf. Bald werden Sie mir danken. Also auf dem Ball bei dem dummen Stopford treffe ich unsern unglücklichen Freund wieder, unsern vergessenen Bruder, unsern geschwornen Kumpan. Ich rede mit ihm, ich frage ihn aus; er entschuldigt seine Gleichgültigkeit und spricht von seiner Reue. Ich nenne ihm Frau von Brabantane. Sie ist auf dem Ball, sage ich ihm, und schnell stellt er sich ihr vor. Ich merke: zwei Verliebte sehen sich wieder. Von einer Seite, sehe ich, wird man blaß, von der andern roth; Aufregung, Verwirrung, Beklemmung, vertrauliche Unterhaltung, alles das folgt sich, und endlich die Aufforderung zum Tanz. Gewiß, es war hohe Zeit, daß unsere Macht einschritt. Glücklicherweise begegnete ich Zweien der Unsrigen; es sind zwei Neulinge, die erst seit dem Verschwinden des Flüchtlings zu uns getreten waren. Im Ganzen geschickt, schmiede ich augenblicklich meinen Plan; meine zwei Gehülfen führen ihn aus; das Uebrige wißt Ihr. Heinrich kann nicht böse sein, daß wir ihn gerettet haben; es ist nicht einmal von der Ballgesellschaft bemerkt worden; eigentlich bin ja ich der Strafbare, und mir wird Heinrich Verzeihung angedeihen lassen." Bei diesen Worten reichte Montbryon Lairville die Hand; dieser gab ihm die seinige, so war der Graf also der Mitschuldige.

So wurde eine Beleidigung vergessen, die unter andern Umständen Lairville nie vergessen haben würde. Aber die Frau, die sie getheilt hatte, war vor seinen Augen auf eine so natürliche und glaubwürdige Art entlarvt, daß er ein gewisses Vergnügen darin fand, sich an der Rache, die ihr geschworen wurde, zu betheiligen. Nach zweijährigem Soldatenleben fand er sich plötzlich in Mitte seiner alten Vergnügungskameraden wieder, er athmete von Neuem die berauschende Luft, in der er so lange gelebt hatte; die Traurigkeit, die sich seiner Gefühle bemächtigen wollte, verschwand. Nur ein einziger Zweifel blieb ihm noch.

„Ich erlaube mir nur eine Frage," sagte er. „Ich sehe nicht die Nothwendigkeit ein, weßhalb auf so gewaltsame Art mein Contretanz unterbrochen wurde."

„Kindskopf!" rief der Graf, „zehn Minuten längere Unterhaltung, und Du bekamst einen Rückfall! Man mußte die Hunde zurückrufen, wie man auf der Jagd zu sagen pflegt, und das Manöver war nur auf diese Art möglich. Aber das ist noch nicht genug. Unsere Sache ist noch unvollkommen. Es handelt sich darum, sie zu vervollständigen. Frau von Brabantane hat alle ihre fein berechneten Kunststückchen an Euch erprobt, Ihr Alle habt an ihrem Wagen gezogen. Ich bin der Einzige, der sich ihr Luger Weise fern gehalten hat. Mit einem Wort, Ihr Löwen von Paris, diese Frau hat Euch die Tatzen beschnitten, Euch an der Nase herumgeführt."

Bei diesen Worten erhob sich ein stürmisches Geschrei.

„Der schmeichelhafte Beifall, der meine Rede unterbricht, meine Herren," fuhr der Sprecher fort, „dieser Beifall macht mich stolz. Ich habe die schmerzhafte Stelle berührt, wie ich sehe. Es ist Euch peinlich, zu hören, daß eine Frau sich über Euch lustig gemacht hat; ich verletze Eure Eigenliebe, desto besser! Wie Catilina werde ich zu sterben wissen, aber dafür hege ich auch das edle Bewußtsein, Rom aus der verderblichen Unthätigkeit gerissen zu haben, in der es untergeht."

„ — Quousque tandem, Catilina, mißbrauchst Du unsere Langmuth?" schrieen die Versammelten. „Was soll das Geschwätz? Was bedeutet Dein classischer Schwulst?"

„Ihr werdet es sehen! Was, Ihr bewährte Männer, Ihr fühlt den Schimpf und Ihr denkt nicht an Rache?"

Tolles Lachen begleitete diese Wendung des Redners.

Digitized by Google

„Was der Graf da sagt, scheint mir einige Beachtung zu verdienen," rief der Baron Costal.

„Ich," sagte Preval, „will hier keine Meinung geltend machen, ich füge mich der Mehrheit; man könnte sonst glauben, ich beklagte die eingebüßte Erbschaft. Pfui, mich für einige Louisd'or zu rächen; das wäre erbärmlich! Wenn ich als Liebhaber zurückgestoßen wäre, möchte es anders stehen; aber ich bin nun als Erbe abgewiesen, ich bescheide mich!"

„Sei nur still!" unterbrach ihn Chateau Renard, „Du erheuchelst Tugend. Ich ergreife mit beiden Händen den Plan, den uns unser Wirth zu so guter Stunde vorschlägt, wiewohl mich diese Frau nicht öffentlich lächerlich gemacht hat. Aber wenn Niemand zu mir tritt, stehe ich allein."

„Ich schlage mich zu Ihnen," schrie Einer der jungen Leute. „Eine solche Coquette bestrafen, das heißt hohe Gerechtigkeit üben. Aber wie sollen wir uns rächen?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Nach der Schlacht von Bullrun machten englische Blätter die Bemerkung: es sei gefährlicher auf einer amerikanischen Eisenbahn zu fahren, als in eine amerikanische Schlacht zu ziehen. Die Amerikaner werden dies Witzwort wohl noch lange nicht zurückgeben können (Engländer stehen fest); aber was die englischen Eisenbahnen angeht, so vollzieht sich an ihnen zuerst der Prozeß den John Bright mit dem ganzen Lande vornehmen möchte, sie veramerikanisiren sich. Von den Unglücksfällen auf der Brightoner Bahn und kurze Zeit darauf auf der Londoner Verbindungsbahn wurde seiner Zeit erzählt. Vor einigen Tagen kam zwar kein Unglück vor, aber ein Dialog fand auf dem Perron der Ostbahn statt, den Ohrenzeugen nicht verabsäumt haben, der „Times" wieder zu erzählen, die nun alles ausplaudert. Liebhabereien werden in England leichter als wo anders zur „Passion"; ein Cricketspieler, der nach Melbourne in Australien fährt, um eine „Partie" zu gewinnen, ist keine seltene Erscheinung, und der auf's Angeln versessene Podagrist, der sich einen Fischzuber an sein Schmerzenslager stellen läßt, existirt nicht blos in der Phantasie eines humoristischen Malers. Auf dem thurmhohen Sitz einer schweren Reisekutsche sitzen und mit Vieren vom Bock fahren, ist eine alte Gentleman-Passion, von der die chaussirten Wege in Hydepark jeden Tag Beweis und Zeugniß ablegen, — aber im Zeitalter der Lokomotiven und Eisenbahnen genügt die traditionelle Wagenlenkerkunst nur noch halb, und die wachsende Passion sucht das Alte durch Neues zu überbieten. Kurz heraus, es gibt jetzt Zugführeramateurs in London. Sie besteigen nicht mehr den Kutschenbock, sondern die Lokomotive (aber ein Schnellzug muß es sein), und wie zum Wettrennen jagen nun zwanzig Waggons über die Schienen hin. Ein gutes Trinkgeld reicht aus (gelegentlich und im Geheim), den eigentlichen Zugführer von seinem Platze zu eskamotiren. Diese Art von Liebhaberei ist schlimm genug. Auf der Ostbahn aber kam Schlimmeres vor. Einer der Reisenden, der täglich auf dieser Bahn fährt, winkte einem der Kondukteure und rief ihm vertraulich zu: Ich hoffe doch, man wird dem jungen Windham heute nicht erlauben, den Zug zu führen, er ist verrückt. Diese Warnung war nur allzu sehr angebracht; denn Young-Windham, in einen Zugführer-Phantasiekostüm, schritt bereits mit fieberhaftig auf und ab, um im letzten Moment die Gelegenheit „zum Ritt in's schöne, romantische Land" wahrnehmen zu können. Der partielle Wahnsinn „Young-Windhams" ist seitdem festgestellt worden. Ein furchtbarer Gedanke, unter der Führung eines Tollen durch's Land zu fliegen! —

Die „Voz. Ztg." meldet aus Brixen: Am 2. Dez. Abends wurden in einem Wirthshause nicht weit von Brixen von einem Gensdarm zwei verdächtige Italiener festgenommen, nachdem ein dritter bereits die Flucht ergriffen hatte. Während der Escorte warf der Eine seinen Regenschirm weg, in welchem sich 56 Goldstücke à 5 Francs und ein Zwanzigfrancsstück vorfanden. Der Andere war im Besitz von 33 Goldstücken à 10 Francs, die er bei der Visitirung im Arreste zu vertuschen sich bemühte. Eine spätere Prüfung dieser Goldstücke ergab, daß sie sämmtlich falsch waren. Die darauf gepflogenen Erhebungen konstatirten, daß im Pusterthal bereits mehrere derartige Münzen in Umlauf gesetzt worden waren.

Im Circus Renz produzirte sich zu Berlin dieser Tage zum Erstenmale ein Herr Palm, welcher den Kopf nach unten gekehrt an der Decke des Circus entlang spazierte. Dieser Spaziergang wird durch eine Art von Gummischuhen ermöglicht, die, mit einem Apparat versehen, sich fest saugen und so den Künstler an dem dazu an der Decke befestigten Brette halten. Die zu durchschreitende Bahn ist circa 20 Fuß lang und wird von dem Künstler mit etwa 14 Schritten abgethan. Vorgestern passirte ihm das Unglück, daß auf der Hälfte der Bahn die Schuhe nachließen und der Künstler von der schwindelnden Höhe herabstürzte, indessen glücklicherweise nicht bis zum Boden, sondern nur etwa 20 Fuß in ein vorsichtigerweise dort angebrachtes Netzwerk. Er arbeitete sich jedoch sofort an Tauen wieder empor und legte den Rest der Bahn ohne weiteren Unfall zurück. — Dieses Kunststück soll furchtbar angreifend sein, daher es so selten produzirt wird, und erfordert einen ungewöhnlichen Muth und eine kernige Gesundheit.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 5:

Ganz im Charakter der Neuzeit.

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 9. Dienstag den 21. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Meine edle, theure Recha! rief Richard. Ja, Deine Liebesweihe ist auch eine Geisteweihe, sie macht mich glücklicher und reiner, sie erhebt mich bis zu den äußersten Kreisen des Menschenglücks.

Als er das sagte, knarrte es plötzlich in dem alten Baume. Der Ast, an welchem Recha sich festgehalten hatte, brach nieder; wie von Geisterhand geknickt, fiel er jäh herab, und indem er Richard's Stirn streifte, ließ er eine Schramme zurück, aus welcher Blutstropfen schnell über sein Gesicht rannen.

Einen Augenblick sah Recha erschrocken auf die kleine Wunde, dann aber lachte sie laut, umfaßte seinen Kopf, legte die Lippen an die blutende Stelle, und sog den rothen Lebenssaft gierig ein. So gehöre ich Dir nun ganz, sagte sie, so rollt Dein Blut nun in meinen Adern, so theilt sich mir nun Dein Leben mit, Dein Denken und Empfinden, Dein ganzes stolzes, bewußtvolles Dasein. Und darum liebe ich Dich ja so sehr, mein Richard. Es gibt Männer mit weit schönern Leibern, mit weit lieblichern Zügen und volleren Locken, aber es gibt keinen, der an Reinheit, Größe und Kraft seines innern Lebens sich mit Dir messen könnte. Ich habe Dich beobachtet, und mit jedem Tage stieg meine Verehrung für Dich. Was ist Liebe ohne jene schwärmerische höchste Achtung vor dem theuren Gegenstande? Ich peinigte mich, um Deine Schwächen zu entdecken, und ärgerte mich, daß es mir niemals gelingen wollte. Hätte ich eine nur finden können, ich würde gesagt haben: Es ist ein Mann, wie sie Alle sind, ein wenig besser, ein wenig schlechter, gleichviel. Dann Recha, wähle den unter den Sklaven, der der gehorsamste und schwächste ist.

Aber ich fand keine Mängel, und nun bin ich davon überzeugt, daß Du keine haben kannst. Du bist einer von den selten gebornen Sterblichen, welchen es vergönnt ist, über dem Staube zu stehen. Dein klarer Geist weiß nichts von den Qualen wüster Leidenschaften, Du kennst die Gemeinheit der gewöhnlichen Menge nicht, Du wirst nie zweifeln, nie wanken, nein, Du wirst niemals fehlen können.

Lächelnd antwortete Richard: Du liebst mich, meine Recha, und daß Deine Liebe mich zum Gott erhebt, ist in schwärmerischer Täuschung doch ein heiliges Zeichen der Wahrheit. Ich aber sehe in Dir das reizende, hochgeartete Weib, den mit allen Vollkommenheiten geschmückten Leib und, wie der Diamant in goldner Krone, die schöne stolze Seele darin, die mich aus den leuchtenden Augen anstrahlt. So, meine theure Recha, liebe ich mit gleich inniger Gewalt Körper und Geist an Dir. Ich trenne nicht das Eine von dem Andern; ich weiß von Beiden nichts Schöneres und Lieblicheres zu finden in allen Landen, und daß Beides nun mein sein soll, das macht mich wahrlich zum Gott, das muß jeden Menschen von der Erde fort zum Himmel heben, denn das schönste edelste Weib ist mein!

So saßen sie lange noch und tauschten ihre Gedanken, Liebesworte und Küsse, denn keiner störte sie. Der alte Baron mußte wohl ahnen, was vorgehe, er wußte es so zu ordnen, daß Niemand sich aus dem Gartentempel entfernte.

Als Beide ruhiger geworden waren, verabredeten sie Alles für die nächste Zukunft. Daß sie im genauen Herzensbunde ständen, meinte Recha, würde schwerlich zu läugnen sein, auch solle das gar nicht verneint werden; offene Erklärungen aber dürften nicht eher Statt finden, bis in England Alles bereit sei, während dessen solle auch hier in größter Stille Dispensation von jeder Förmlichkeit nachgesucht werden. Dann müsse Alles

Digitized by Google

Schlag auf Schlag folgen: Bekanntmachung und Trauung an einem Tage, und von dem Hochzeitstische in den Wagen, fort auf ein Dampfschiff das bereit liegen sollte, für die Liebenden ganz allein, die dann, von Wogen und Stürmen umtanzt, ihr Liebesleben reich und einsam beginnen wollten.]

Nun malte Recha das Alles mit phantastischen Träumen aus, und ihre heißen Augen blitzten dazu in Wonne und Begeisterung. Dann lehnte sie sich an seine Brust und streckte den Arm stolz verächtlich über dies weite arme Land. Kann man hier unter Sand und Fichten denn auch lieben? sagte sie. Die Liebe ist eine Himmelstochter, sie will Freiheit, Licht, grüne Berge und Wälder, stolze, kühne Menschen voll Kraft und Muth, sonst wird sie zum Naturbedürfniß entwürdigt. Du kannst nicht lieben hier, mein Richard, diese Püppchen, ohne Herz und Willen, können Dir nicht gefallen.

Seit ich Dich gesehen habe, sagte er feurig, ist mir die Liebe erst aufgegangen.

Ich glaube Dir, erwiderte sie. Du kannst und darfst auch nie einem andern Weibe gehört haben. Wer Recha liebt, muß wie Du nichts kennen, als diese erste, einzige Liebe.

Und weißt Du wohl, fuhr sie lächelnd fort, daß, indem ich dort nach der Landstraße hinüber sehe, ich Dir Abbitte leisten muß. Ja, das ist der Weg, von dort kam ich her und fuhr in der tiefen Dämmerung zwischen den Gärten und einsamen kleinen Häusern hin. Da stand ein elender Wagen und mehrere Menschen traten hervor. Ein junger Mann führte ein Weib, die ein ganz junges Kind trug. Ihr Gesicht schien bleich und kummervoll, und das Gesicht des Mannes, den sie anblickte, das Deine zu sein. Ich sah es ziemlich genau, darum erschrack ich so sehr, dann lachte ich über meine Täuschung und endlich faßte mich Unruhe und Eckel. Es fehlte nicht viel, ich hätte halten lassen und wäre hingerannt, aber die Besinnung kam mir zurück. Vor wenigen Tagen, gestern erst, warst Du wiedergekommen, und was hattest Du mit dieser Gemeinheit des niedern Menschenlebens zu schaffen, dem man nicht gern die Fingerspitzen reicht? Daß ich das einen Augenblick denken konnte, ist ein Frevel, den Du bestrafen mußt, den ich Dir tausendmal abbitte.

In ihren Liebkosungen ging das schmerzhafte Zucken seiner Lippen verloren, und nach einer heftigen Anstrengung war seine Unruhe ganz überwunden. Diese eine Thorheit seines Lebens sollte und mußte vergessen sein; er war entschieden, kein Opfer war zu groß, Recha durfte nie davon erfahren.

Jetzt kam ein Theil der Gesellschaft den großen Baumweg lustig herauf; die beiden Liebenden hielten es daher für Zeit, ihr entgegenzugehen. Es war Besuch gekommen, man scherzte viel und fand zu fragen und zu erzählen. Die Stunden vergingen schnell und als Recha dann mit Richard und dem Vetter Willfried einen Spazierritt durch den nahen Park gemacht hatte, war dieser so entzückt von der verkörperten Liebenswürdigkeit, daß er Richard zuschwor, er sei sein Nebenbuhler, und werde sich keine Mühe verdrießen lassen, ihn aus dem Sattel zu werfen.

Er zählte seine Vortheile und fand, daß er ein weit besserer Tänzer, Reiter und Fechter sei, daß er weit gescheidter, witziger und lebendiger eine Dame zu unterhalten wisse, daß er selten oder nie in Verlegenheit gerathe, und daß er mit seinen geselligen Talenten überall gern gesehen werde, während Richard mit seinem schroffen kalten Wesen den meisten Menschen Widerwillen einflöße. Da er nun ohnedies eine große Lust zum Wetten, und eine Art Manie für Pferde, Hunde, Hetzjagden und Wettrennen in sich spürte, so schien es ihm, er sei mehr als jeder Andere von der Natur bezeichnet, der Gemahl einer reichen Engländerin zu werden, und dieser Gedanke wuchs mit jedem Tag.

Es schien die schöne Frau zu belustigen, mit Richard auch eine Art Gegenfüßler um sich zu dulden, oder, wie sie lachend meinte: es gehöre zum Hofstaate eines Fürsten, über seinen weisen Kanzler auch den lustigen Rath nicht zu vergessen. Sie trieb Possen mit dem verliebten Vetter, der alle seine Künste vor ihr auskramte, und nichts errang, als Spott, den er aber häufig für Ernst nahm, und sich rühmte, er sei seiner ausländischen Muhme keineswegs gleichgültig, ja endlich ein paar Wetten machte, daß er sie, trotz des steifen, schweigsamen Richard heimführen werde.

Richard sah es Anfangs vielleicht ungern, daß Willfried sich so oft zu ihrer Begleitung drängte, aber er war zu stolz, um eine eifersüchtige Besorgniß zu hegen, zu vertrauungsvoll auf Recha. Er wußte, wie sie die Alltagsgeschwätzigkeit und die gewöhnliche sociale Bildung achtete, wie sie selbst vorzüglich begabte und seine Männer der großen Welt verspottet hatte. Was sollte er von dem armen Willfried fürchten? Er belächelte seine Tollkühnheit, und fand mit einigem Wohlgefallen öfter einen Grund darin, seinen schwermüthigen bangen Gedanken einen Deckmantel zu leihen.

Recha lachte laut und zauste in seinen Locken. Ist es möglich, rief sie, könnte dies lustige Geschöpf Dir eine kummervolle Minute machen? Wie es das Pfötchen gibt, wie es aufwartet und dient, nie ist mir ein trefflicheres Exemplar des Mannes in seiner Entwürdigung vorgekommen. Du bist krank, mein guter Freund, denn Recha ist auch zornig in Hoffen und Harren, darum bedarf sie der Capriolen. Ach! wie wird das arme Kärrchen Sprünge machen, wenn ich ihm plötzlich die Peitsche gebe und es fortjage.

Aber Du reitest zu wild mit ihm, sagte Richard, Du hörst sein Geschwätz gütig an, Du läßt Dir von ihm vorsingen und spielen; Du lernst von ihm die neuesten Walzer, fährst mit seinen tollen Pferden, schießest mit seinen Pistolen und lachst über seine Witzeleien.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Mencianx.

(Fortsetzung.)

„Das Mittel ist einfach," erwiderte Costal. „Wir müssen um die werthe Frau von Brabantane einen Gesundheitscordon ziehen; wir müssen junge Leute verhindern, sich ihr zu nähern. Dazu müssen wir Ueberredung und Gewaltthätigkeit anwenden und müssen sie so, weil sie Huldigungen liebt, durch Hunger nach Weihrauch bestrafen."

„Bravo!" schrie der Chor, „ein richtiger Schlachtplan!"

„Das Mittel taugt den Teufel Nichts!" sagte Montbryon. „Bei diesem Handwerk würden wir keine zwei Monate mehr leben, und ich habe noch keine Lust zu sterben. Also bringt was Anderes vor!"

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, in welcher man nur den Hauch der Cigarrenraucher hörte. Dann ergriff Heinrich zuerst das Wort.

„Meine Herren, mir ist bange um Euch, Ihr seid nicht stark. Seit zwei Jahren bin ich in Afrika strapazirt, verthiert: ich muß Euch zu Hülfe kommen. Hört mich an. Was Ihr Alle zusammen unternehmen wollt, kann nur Einer vollführen. Ihr wollt Euch so plump rächen? Das muß man mit Geist und Zartheit anfangen. Ihr wollt diese Frau entlarven, wollt zu ihr sagen können: „Madame, Sie brüsten sich mit Ihrer Tugend? Aber Sie erheuchelten nur diesen Ihren tugendhaften Schein; hier sind die Proben!" — Wenn Einer von Euch die Geistesstraft, List und Gewandtheit dazu hat, so muß er sie in sich verliebt machen; das sei unsere Rache."

„Bravo, Afrikaner, bravo!" war der einstimmige Ruf. Der Beifall war übrigens nur eine Eingebung des Augenblicks. Die Frage handelte sich alsbald darum, ob die Ausführung überhaupt möglich sei. Alle jungen Männer der Versammlung waren bereits abgewiesen, und hatten demnach keine Aussicht auf Erfolg. Wie immer, kam auch hier Montbryon ihnen zu Hülfe. „Alles wohl erwogen," sagte er, „ist die Sache nur unter einer Bedingung möglich, das ist: wer den Vorschlag gemacht hat, der führe ihn auch aus! Er allein kann Glück machen. Heinrich, meine Herren, hat diese Frau geliebt; eine ernsthafte Neigung schmeichelt immer, selbst einer Coquette; er kehrt nach Afrika zurück, zum Entzücken verwundet und reizend geschmückt. Er ist geschätzt, geliebt mit derselben Wärme; während der zwei Jahre Abwesenheit hat man ihm Nichts entzogen, Nichts vergessen; er ist Herzog und Millionär, was — wie Frau von Brabantane denken wird — Nichts an der Sache verdirbt; sie hofft endlich Herzogin und Millionärin zu werden. Endlich vergessen wir nicht die heutigen Vorfälle; welche Frau ist nicht mehr oder weniger entzückt, wenn man sich für sie schlägt!"

„Das ist Alles herrlich überlegt," erwiederte Lairville, „es ist nur ein kleines Hinderniß dabei. Ich komme von Afrika wieder, um mich zu verheirathen mit Fräulein von Lubersac, der einzigen Tochter des Herzogs von Lubersac, meines Vetters. Ich will mich nach der Provinz zurückziehen und in der Auvergne wohnen, bei meiner Mutter. Daß ich hier in Paris bin, geschah nur, weil ich zwei Monate Urlaub erhielt, ehe ich mich von der Welt zurückziehe."

„Zwei Monate?" warf der Graf ein. „Das ist zehnmal mehr, als Du zu Deinem Siege brauchst. Sieh die Feldzüge Alexanders, Don Juans, Cäsars, Bonaparte's, Richelieu's, aller großen Sieger!"

Heinrichs Eigenliebe konnte eine solche Beweisführung nicht widerlegen.

Da der Held einmal gefunden war, brauchte man nur noch den Gang des Treffens anzuordnen. Jeder der Herren sollte insheim am großen Werke arbeiten, aber behutsam und mit Vorsicht. Es wurde bestimmt, daß Lairville von heute an öffentlich jedem Betheiligten fremd sein solle; man versammelte sich nur des Abends. Endlich nach Verlauf des zweiten Monats, oder nach Umständen früher, sollte ein großes Diner der Gesellschaft die Sache veröffentlichen, d. h. wenn Grund dazu vorhanden war; wo nicht, so solle es die Verschworenen über das Mißlingen ihres Unternehmens wenigstens trösten.

Die Stutzuhr in Montbryons Cabinet schlug die fünfte Morgenstunde an, als man sich trennte.

Den andern Tag las man in allen Journalen die Anzeige: „Diesen Morgen fanden zwei auf einander folgende Duelle statt, das erste zwischen dem Herzog von Lairville und Baron Costal, das zweite zwischen demselben Herzog und dem Vicomte von Chateau-Renard. Der Herzog, der einer der besten Soldaten unserer braven afrikanischen Armee ist, hat seine beiden Gegner leicht verwundet."

Graf Montbryon war Verfasser dieser erdichteten Anzeige. Der Vicomte und der Baron gingen einige Tage mit verbundenem Arm spazieren. Das waren die ersten Vorpostengefechte zu dem beschlossenen Schlachtplan.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Beim Lichte einer Cigarre. Es dürfte schwerlich der deutschen Lesewelt bekannt sein, daß die verbreitetste Zeitschrift Deutschlands, die allbekannte Gartenlaube, beim Lichte einer Cigarre und hinter Eisengittern entstanden ist. Es war im Jahre 1852, als der Buchhändler Ernst Keil in Leipzig in Folge politischer Vergehen eine 9monatliche Haft im Schlosse Hubertsburg zu verbüßen hatte. Die damaligen Gefangenen hatten strenge Ordre, nach 6 Uhr das Licht zu löschen, und so blieb den armen Leuten in den langen Herbstabenden

Digitized by Google

nichts übrig, als durch die Eisengitter hindurch Sternkunde zu treiben, oder stundenlang mit der Cigarre im Munde in der dunkeln Zelle auf- und abzugehen, bis sie schließlich durch die Langeweile auf das Lager getrieben wurden. An einem dieser Abende stieg in Keil die Idee seiner Zeitschrift auf und schnell entschlossen wie er ist, schrieb er beim Lichte seiner helleuchtenden Cigarre auf einen halbzerrissenen Bogen mit kurzen Worten die Idee und zugleich die Titel der zunächst zu bringenden Artikel mit dem Bleistift nieder. Er besitzt jetzt noch dieses Stück Papier, das nun unter Glas und Rahmen ruht, und mit Rührung gedenkt er jener Stunde und der Anfänge eines Unternehmens, das nun durch alle Gegenden der entdeckten Welt, selbst Asien und Afrika nicht ausgenommen, seinen Namen trägt. Ende desselben Jahres, kaum aus der Haft entlassen, ging er mit Eagerie an die Ausführung seines Unternehmens, dessen erste Nummer er fast allein schrieb, und hatte bereits im zweiten Jahre die Freude, seine Zeitschrift in einer Auflage von 15,000 Exemplaren drucken zu können, womit aber keineswegs die Kosten dieses beispiellos billigen Blattes gedeckt waren. Die wissenschaftliche Tüchtigkeit sowohl, wie die humane, freisinnige Tendenz des schön illustrirten Blattes, vertreten durch eine Reihe der trefflichsten Mitarbeiter, unterstützten seine Bemühungen auf das Kräftigste, und heute, nach 10 Jahren, wird das Blatt — das erste Beispiel in Deutschland — schon in einer Auflage von 125,000 Exemplaren gedruckt und bringt in alle Winkel der Erde. Drei Wochen lang drucken vier, durch calorische Maschinen getriebene Doppelschnellpressen an der riesig en Auflage einer Nummer, zu deren Herstellung Hunderte von Menschen Tag und Nacht in Bewegung gesetzt und deren Kosten bereits auf 2800 Thaler berechnet werden; nahe an 15 Millionen Bogen werden jährlich verbraucht, und siebenzehn Mal im Jahre müssen die Lettern umgegossen werden, so stark werden dieselben beim Druck der Auflage abgenutzt. Es ist in der Presse schon früher hervorgehoben worden, daß die Gartenlaube die höchsten Honorare zahlt und nur Original-Illustrationen deutscher Künstler bringt. In welcher Weise die Zeitschrift verbreitet ist, geht daraus hervor, daß die Leipziger Zeitungs-Expedition allein über 16,000 Exemplare bezieht und einzelne deutsche Sortimentshandlungen 5, 6 und 700 Exemplare empfangen. In Ost und West-Indien, Australien, Amerika, ja sogar in China sieht man das beliebte Blatt, und Gerstäcker fand es auf auf seinen Reisen selbst in den entlegensten Colonien Brasiliens.

(Hof-Anekdote.) Der französische General Goyon wurde, bevor er neulich nach Rom abging, bei der Verabschiedung von Kaiser und von der Kaiserin von letzterer beauftragt, der Gemahlin des Königs von Neapel, Franz II, unter anderem auch zu sagen, daß sie die Kaiserin Eugenie, sich sehr glücklich schätzen würde, J. M. die Königin bald wieder auf ihrem Thron zu sehen. Goyon blickte bei diesem Auftrage den Kaiser scharf an, der zuerst die Augen niedersenkte, bald aber lächelnd solche wieder mit den Worten erhob: „Sagen sie dies nur immerhin; es schadet nichts."

Nach den Papieren eines französischen Offiziers erließ im Jahre 1802 der damalige Oberst, spätere Marschall Lannes vor der Wahl des Generals Bonaparte zum lebenslänglichen Ersten Consul an sein Regiment folgenden Tagesbefehl: „Soldaten! Es handelt sich darum, den General Bonaparte zum Ersten Consul auf Lebenszeit ernennen zu lassen. Die Meinungen sind frei und ich habe keine Lust, Jemand zu beeinflussen. Ich thue blos zu wissen, daß ich den ersten, der nicht zu seinen (Bonapart's) Gunsten stimmt, vor der Fronte des Regiments als einen Sakrementer erschießen lasse. Es lebe die Freiheit! Koblenz 1802. Der Oberst Lannes."

Eine telegraphische Unterhaltung zwischen Dresden, Leipzig, London und Smyrna. Am 6. d. Mts., Abends gegen 10 Uhr, fand zum Erstenmale eine direkte telegraphische Korrespondenz zwischen Dresden und Leipzig einerseits und Smyrna andererseits statt, sodann auch, ebenfalls direkt, zwischen London und Smyrna. Auf den Gruß von Dresden an Smyrna sagt letzteres: Smyrna: „Hier. Danke für den Gruß. Asien gibt ihn Sachsen zurück." — Hierauf Leipzig an Smyrna: „Wie viel Grad kalt haben Sie? Schnelt's?" — Smyrna: „Sechs Grad warm, schlicht Wetter, seit drei Tagen reguet's. Was für Wetter bei Ihnen?" — Leipzig: „Viel Schnee und 10 Grad Kälte. Rufen Sie einmal London an." — London: „Hier. Was gibt's?" — Smyrna: „Guten Tag! Nichts Neues?" — London: „Nein! Sehr erfreut, Sie zu sprechen. Wie viel Uhr? Hier 8 Uhr 58 Minuten Abends." — Smyrna: „Hier 1 Uhr Morgens. Was für Wetter?" — London: „Hübsch. Ihre Name?" — Smyrna: „Leclerc. Gute Nacht! Auf Wiederseh'n!" und so fort.

Ein netter Witz wurde am 4. Januar in einer sächsischen Provinzialstadt losgelassen. Dort liegt nämlich Cavallerie, und ein Soldat, der schon manchen Scherz ausgeübt, macht bekannt: in seinem Stalle sei für heute ein rosenfarbenes Pferd zu sehen, das so viele Beine habe, als Tage im Jahre. Es koste dieser Anblick nur einen Neugroschen. Natürlich fanden sich Viele, die das Wunder anschauen wollten. Sie wurden in den Stall eingelassen, und da stand — der Schimmel des Reiters, weiter nichts, ein Pferd wie andere Pferde. Aber man verlangt Erklärung. Der Reiter ist mit einer solchen zur Hand. Er sagt: ein rosenbarbiges Pferd, hier; es gibt auch weiße Rosen. So viele Beine als Tage im Jahre: vier, denn heute ist der 4. Januar. Die Angeführten lachten und schlichen, als sie herauskamen, noch so manchen Anderen hin, damit er auch einen Neugroschen zahle.

Verantw. Redakt. Th. Bauer.

Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 10. Donnerstag den 23. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Du thust Alles das auch, erwiderte sie, und es freut mich innig, wenn ich Dich neben ihm und mir sehe und Euch vergleiche. Du in Deiner Würdigkeit, in Deinem angebornen Geistesrechte, er mit dem dürftigen Affentriebe im Nachahmen. Dann liebe ich Dich tausendfach mehr, dann fühle ich mein Glück erst ganz; ich möchte es dem Willfried in's Ohr schreien; es in den Himmel hineinjauchzen, daß Du mein bist.

Wie lange wird es noch währen, bis ich es laut sagen darf! flüsterte er in ihren Armen.

Wie weit ist Dein Vater? fragte Recha.

Der Minister hat das Gesuch dem Könige vorgelegt, und sicher wird die Erlaubniß zur ungesäumten Heirath uns nicht versagt werden. Solche Dinge gewährt man uns wohl noch, andere gerechte Ansprüche beseitigt man.

Euer Prozeß, sagte Recha, er ist verloren. Willfried hat mir davon gesagt.

Er faselt, erwiderte Richard stolz. Es ist nichts entschieden.

So wünsche ich es, rief sie freudig, ja, ich wünsche von Herzen, daß sie Dir Alles nehmen, was Dein ist, dann müßtest Du mir den Stolz lassen, Dich auch reich machen zu können, und ich hätte neue Freuden und tausend glückliche Stunden, wo ich Dich mit meinen Gaben und Gütern erfreuen könnte.

Unter solchen Scenen waren fast zwei Wochen vergangen; Richard zu verschiedenen Malen in dem Landhäuschen gewesen. Aber seine Besuche waren kurz; es war ihm unmöglich, zu täuschen, unmöglich, eine Zärtlichkeit zu heucheln, deren letzte Spur verloschen war. Diese schwache furchtsame Liebe und jene starke und stolze boten zu entscheidende Contraste. Jenny's Dasein schien erst zum Leben zu werden, wenn er kam. Ein unaussprechliches Glück sprach aus ihren dankbaren Blicken, eine rührende Freude, die sie gleichwohl mäßigte, weil Richard sie durch seine Ruhe zurückwies. Sie legte ihm das Kind in die Arme, und er schauderte heimlich, und dachte, wenn Recha einträte und ihn so fände. Er gab es schnell zurück, ohne es zu herzen, fast, ohne es anzusehen; das durchschnitt ihre Brust. Dann war es ihm ein Ausweg seiner peinlichen Empfindungen, wenn er recht eifrig fragen konnte, ob es auch an nichts fehle? oder, wenn er kleine Mängel oder Wünsche entdeckte, wo er mit hastigem Eifer der Mutter Geld aufdringen durfte, um es sogleich anzuschaffen. Diese weigerte sich, und nun konnte er mit wahrer Herzlichkeit betheuern, daß er heilige Pflichten habe für seine arme bleiche Jenny, daß ihm nichts zu theuer und kostbar sei, wenn es ihr Vergnügen mache.

Als er zum letzten Male kam, war er eifriger als je, und Jenny war von seiner Güte bis zu Thränen gerührt.

Die Mutter dagegen war voll tiefen Ernstes. Sie hatte wohl bei ihrer scharfen Beobachtungsgabe gemerkt, daß Richard mit jedem Male seines Kommens stiller und kälter werde, und sie glaubte aus halben Worten und Winken, die Jenny nicht verstand, seine Absichten zu errathen. Sie nahm sich auch vor, ihn zu befragen, und ließ Worte fallen, die ihn bestürzt und verlegen machten.

Alles ist schön hier, sagte sie, und sah ihn scharf an. Manches ist viel zu prächtig und doch genügt es nicht, weil die Ruhe und der heilige Frieden des Herzens nicht mit uns einzogen. Gut kann es nur werden, wenn Jenny vor den Menschen auch ist, was sie Ihnen geworden; wollen Sie sie wahrhaftig glücklich machen, so

Digitized by Google

lassen sie das ihr Streben sein, Geld und Gut bedürfen wir nicht.

Richard schwieg und die Mutter ging hinaus.

O sei gut, sagte Jenny zärtlich, kannst Du es verdenken, wenn sie für mich besorgt ist? Aber ich fürchte nichts, Du wirst Alles ordnen, und wer weiß, wie es sich fügt. In der letzten Nacht hatte ich einen Traum: Ich lag kalt und bleich, mein Kind ruhte auf meinem Herzen, sein kleiner Körper wollte mich wärmen, es weinte und rüttelte sich, ich konnte es deutlich fühlen. Plötzlich kamst Du zu Pferde und neben Dir war eine wunderschöne Frau mit stolzen Mienen. Meine Augen waren geschlossen, aber ich sah Dich doch und mein Herz fing leise wieder an zu schlagen. Du sahst mich an, so voller Liebe und Erbarmen, voll ungeheurem Schmerz und großer Angst, daß ich unaussprechlich selig war, denn nun wußte ich, Du liebtest mich noch. Da rief die stolze Dame Dir zu, mich liegen zu lassen und weiter zu reiten, ja, sie faßte Deine Hand und den Zügel Deines Pferdes, aber plötzlich rissest Du Dich los, warfst Dich an meiner Seite nieder und weintest und küßtest mich. Da schlug ich die Augen auf, und meine Arme um Deinen Hals, und das Kind streckte seine Händchen aus und liebkoste Dich. Ein unermeßliches Glück stürzte sich über mich, ich verlor das Bewußtsein, — und erwachte allein und traurig.

Das Todte erwacht nie wieder, murmelte Richard, und verbarg das Gesicht in seinen Händen.

Mein Traum hat mich den ganzen Tag begleitet, sagte Jenny lächelnd und leise, er hat mir neuen Glauben gegeben, daß nach harter Prüfung Du mich noch einmal lieben wirst, wie in früherer schöner Zeit.

Ich muß fort, sagte er, und stand auf. Wir schwatzen wie die Kinder von Träumen, und vergessen das Leben. Ich habe heut' noch viel zu schaffen. — Ich muß zu einem lauten Feste, fuhr er fort, als sie schwieg, zum Ball bei meinem Vater, und wäre doch weit lieber allein. Aber morgen wird unsere große Rechtssache entschieden, und so soll denn heut noch ein jeder Hebel in Bewegung gesetzt werden, der Minister, der Prinz, die Oberhofmeisterin der Königin und viele einflußreiche Personen sind geladen, obwohl es, ausgemacht, nichts helfen wird.

Und wann sehe ich Dich wieder, Richard? fragte sie. —

Ich weiß es nicht; morgen oder übermorgen, vielleicht aber auch nicht; bestimmen kann ich nichts, ich werde sehen, wie es geht, oder schreiben, ja schreiben werde ich. Gute Nacht! Es ist kalt, Du sollst mich nicht begleiten.

Sie that es dennoch und sah und hörte seinem Pferde nach, das schnaubend durch die Nacht eilte. Die Funken unter seinen Hufen tanzten ihr vor den Augen, sie glaubte den Reiter zu erkennen, und feurige Wirbel, die hinter ihm herzogen. So stand sie zitternd an dem Thore, als eine Hand leise die ihre faßte und die freundliche Stimme des Hofraths sie begrüßte.

Werner hatte sie schon öfter besucht, und Jenny empfand eine Abneigung gegen den Mann, dessen streng religiöse Richtung sich in einer Art Bekehrungs-Eifer zeigte; noch mehr wurde sie jedoch von ihm durch seinen Groll gegen Richard entfernt, den er nur ungeschickt verbarg. Die Mutter hatte dagegen an Werner einen Verbündeten ihrer eigenen Gedanken; Jenny verlor allen Trost, mit ihm von ihren Hoffnungen sprechen zu können, für welche er nur Schweigen oder Zweifel hatte. Endlich nistete sich auch ein seltsam furchtsames Gefühl ein, denn Werner war in früheren Tagen oft gekommen, und Viele hatten geglaubt, er würde einst die schöne Muhme heimführen. Obwohl er nie seine Wünsche geäußert, so schien Jenny doch Manches davon zu wissen, und wenn er ihr jetzt gegenüber saß, die großen Augen schmerzhaft sinnend auf sie gerichtet, kam es ihr vor, als fordere er sein Leben und seine Zukunft von ihr. Dann sprach er vor sich hinblickend von der Versöhnung des Menschen mit dem Geschick und mit Gott, von der Sündhaftigkeit und Tugend, von der Erhörung im Gebet und von dem Quell der Gnade, der sich tief in der Brust öffne. Seine Worte strömten immer lauter und eifriger, der Geist des Herrn schien über ihn zu kommen, er verkündete Vergebung und Strafe und versenkte sich zuletzt in ein prophetisches Entzücken über den Sieg Gottes über alles Böse auf Erden.

Die Mutter fand an dieser Erbauung ungemeinen Trost, Jenny aber ängstigte sich davor, denn Werner's Ermahnungen drohten Richard mit göttlichen Strafen. Sie sah es gern, wenn er ging, und jetzt, als er ihre Hand ergriff, überfiel sie eine leise Bangigkeit.

Hast Du ihn gesehen, sagte sie und deutete den Weg hinab.

Den Mann, der durch des Bösen Hülfe Dich unglücklich machte, erwiderte er, der Dich mit seinen elenden Künsten noch jetzt betrügt? Ja, ich habe ihn gesehen. Wie von Furien gejagt, sprengte er in die Nacht hinaus. Das böse Gewissen treib ihn; aber wie schnell sein Roß auch ist, es bleibt nicht hinter ihm zurück.

Du verstehst ihn nicht, Konrad, sagte sie, Du verlästerst ihn, weil Du ihn hassest. Er hat viele schwere Sorgen.

Wie lange, Du thörichtes Mädchen, willst Du den Betrüger vertheidigen, wie lange willst Du Dich täuschen lassen? rief Werner zornig. Glaubst Du noch daran, daß er Dich zu Ehren bringen will? Seine schöne reiche Muhme aus England ist hier, sein Vater will Beide schnell und heimlich verheirathen, sie suchen die Genehmigung des Königs. Dann werden sie an einem Tage plötzlich auf und davon sein, dann wird sein letztes kaltes Wort Dir sagen, daß es so sein muß, daß Du ihn vergessen, glücklich werden und dieß Landhaus als Entschädigung seines Treubruchs betrachten sollst.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred des Menelaux.

(Fortſetzung.)

3. Marie Dupont.

Ein Monat war ſeit dem Ball bei Stopford verfloſſen. Lairville hatte einen glänzenden Wiedereintritt in die Welt gefeiert. Sein doppeltes angebliches Duell, während man ihn noch in Afrika glaubte, war vierzehn Tage lang das allgemeine Salongeſpräch. Man wollte die Gründe ermitteln, und blieb endlich dabei ſtehen, das Ereigniß einem heftigen Streite zuzuſchreiben, über die beſte Art ein Pferd zum Wettrennen einzuſchulen und abzumagern, ein Streit, der in Perſönlichkeiten übergegangen.

Unterdeſſen man ſo plauderte, verlor Lairville nicht ſeine Zeit. Einige Tage nach dem faſchen Duell, von dem Frau von Brabantane allein die wahre Urſache zu kennen glaubte, fand er ſie auf einem Ball beim neapolitaniſchen Geſandten. Er näherte ſich ihr ſchüchtern, demüthig, mit hülfeflehendem Blick. Die junge Frau empfing ihn mit einem ſehr natürlichen Gemiſch von beleidigter Würde und heimlicher Erkenntlichkeit. Heinrich, der ſie beſtochen von der ſchlechten Meinung ſeiner Freunde beobachtete, fand, daß ſie ihre Rolle bewundrungswürdig ſpielte. Er erbat ſich ironiſch Verzeihung für ſein Unrecht, daß er nicht begangen hatte; man gewährte ſie ihm, indem man, wie er dachte, ſich den Anſchein gab, Thränen zu unterdrücken.

Als er dieſe Scene am andern Morgen den Mitverſchwornen des Hotels Montbryon beſchrieb, verglich der Graf dieſe Thränen mit den Thränen des Krokodils, wenn es ſeine Beute verſchlingt.

Die beiden Gegner hatten ſich alſo perſönlich wieder begegnet. Nachdem Heinrich die anmuthige Verzeihung erhalten hatte, dachte er, wie alle ſeine Freunde, daß der Augenblick des Angriffs gekommen ſei, und er war entſchloſſen, ihn zu beginnen mit der ganzen Geſchicklichkeit, zu der ihn ſeine Kaltblütigkeit befähigte.

Nach dieſem Ball ſah er Frau von Brabantane faſt jeden Abend. Der Carneval war dieſes Jahr ſehr kurz und in Paris, wo jeder Vorwand, ſich zu amüſiren, willkommen iſt, verſteht man es, ſich raſch zu amüſiren, ſobald man es nicht auf lange kann. Man kann das nicht verlorene Zeit wieder einholen, wohl aber die eingeholte Zeit angenehm verlieren nennen.

Von dieſer Zeit an umgab er die junge Frau mit der unabläſſigſten, beſtiſſenſten und zarteſten Aufmerkſamkeit; er heuchelte Schüchternheit, Zurückhaltung, Traurigkeit, ſchien Einſamkeit mitten im Feſte zu ſuchen, ſich von ſeinen Freunden abzuſondern, ja ſie augenſcheinlich zu fliehen; mit einem Wort, er ſtellte alle Anzeichen einer großen unglücklichen Leidenſchaft zur Schau. Frau von Brabantane traf ihn überall, auf dem Ball, im Theater, im Wald, in der Kirche ſogar. Der nächtlichen Verbindung im Hauſe Montbryon, der eifrig ſeine Schliche beobachtete, würzte er die Unterhaltung, indem er ihnen ſelbſt die tollen Manöver jedes Tages beſchrieb, damit ſie nicht glaubten, er ſei wirklich von der Coquette gefangen.

Die junge Wittwe war nie einen Augenblick aus ihrer frühern Zurückhaltung, Lairville gegenüber, gewichen. Zu ihm wie zu jedem Andern nicht mehr und nicht weniger freundlich, ſchien ſie ſeine Leidenſchaft, die er ſo auffallend für ſie zeigte, gar nicht zu bemerken. Die Verſchworenen begannen faſt am Erfolge zu verzweifeln, und Montbryon ſprach davon, ſich das Haupt mit Aſche zu beſtreuen und ſeinem Pferd zum Zeichen der Trauer Flor anzulegen.

Mittlerweile wurde von Neuem das Hotel des Amerikaners Stopford eröffnet. Der Hausherr, von der Liebenswürdigkeit ſeiner Gäſte entzückt, wiewohl Keiner ein Wort an ihn richtete, hatte eine glänzendere Gaſtfreiheit als jemals entfaltet. Der Herzog traf dort ebenfalls Frau von Brabantane. Dieſen Abend war er, nach ſeiner raffinirten Berechnung, blaß und angegriffen; er hatte matte, träumeriſche Augen; die Kunſt hatte ihm dieſen ſtaunenswerthen Ausdruck gegeben. Wie immer der Schwäche ſeines Charakters nachgebend, war er Montbryons Rath gefolgt, und hatte eine Nacht am Spieltiſch verbracht, wo er eine ziemlich bedeutende Summe verlor. „Das iſt eine gute Vorbedeutung,“ hatte ihm der Graf geſagt, „Lairville, mein guter Junge, Sie kennen das Sprichwort: Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!“

Von den Vorrechten des Balls Gebrauch machend, nahm der junge Herzog, wie das erſte Mal, ſeinen Platz zur Seite der Frau von Brabantane. Bei ſeinem Anblick griff die junge Frau mit der Hand nach dem Herzen und ſagte dann mit trübem Lächeln: „Sie ſcheinen zu leiden, Herr Herzog.“

Heinrich verſtand ſogleich, welchen Vortheil er von den Waffen ziehen konnte, die ihm der Feind ſelbſt in die Hände geliefert.

„Ja der That, gnädige Frau,“ ſeufzte er, „ich leide an einem Uebel, das ich für unheilbar halte.“

„Unheilbar, mein Herr? Ich verzweifle nicht, wie Sie, an der Weisheit unſerer berühmten mediziniſchen Fakultät.“

„Ich zweifle eben ſo wenig, wie Sie, gnädige Frau, an der Weisheit unſerer Aerzte, denn an unſerer Fakultät zweifeln, heißt noch halb an ſie glauben; ich glaube aber gar nicht an ſie, alſo kann ich auch nicht an ihrer Weisheit zweifeln. Glücklicherweiſe kenn' ich ein Mittel, mich ihren Verordnungen zu entziehen; die heißen Länder ſind mir zuträglich: ich kehre nach Afrika zurück.“

Bei dieſen Worten warf die junge Frau einen beinahe entſetzten Blick auf Lairville, ſchlug dann die Augen nieder und ſchwieg einen Augenblick. Endlich, nachdem ſie ſich ein wenig erholt hatte, warf ſie den Kopf zurück und ſagte mit einer meiſterhaft verſtellten Gleichgültigkeit: „Herr Herzog, da Sie entſchloſſen ſind, uns ſo bald Ihre Gegenwart zu entziehen, ſo erlauben Sie

Digitized by Google

wohl, daß wir wenigstens so lange noch Ihre Hülfe in Anspruch nehmen. Sie, der Sie Afrika so genau kennen, können mir gewiß bei einem afrikanischen Costüm, das ich auf dem Ball des englischen Gesandten tragen will, guten Rath ertheilen. Haben Sie die Güte, morgen zu mir zu kommen. Ich erwarte Sie, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, morgen um zwei Uhr."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zu Nagasaki in Japan ist eine Art medizinischer Schule gegründet worden. Ein holländischer Marinearzt Dr. P. wurde dazu berufen und hat 40 japanesischen Aerzten, welche auf den Schulen von Miaco und Jeddo eine Vorbildung genossen haben, schon seit 5 Jahren Vorlesungen gehalten. Die Schüler wurden ihm theils von der Regierung, theils von den einzelnen Fürsten zugesanot, um nach Ablauf ihrer Studien zurückberufen zu werden und als Hof- und Leibärzte zu fungiren. Sie gehören meist den besseren Ständen an, dem niedrigen, zwei Schwerter tragenden Adel. Dr. P. trägt holländisch vor; Jene schreiben japanisch nach. Motsmoto, der älteste und befähigste Schüler, versieht die Stelle als Assistent und Repetent und hat die Aufsicht in dem Tempel, wo nach Art einer Pepinière ein Theil der Schüler zusammenwohnt und, wie sich das in solchen Instituten überall gehören zu müssen scheint, hinter waldren Bergen von Büchern mit Schlafrock, Pantoffel und Pfeife sobst Um die europäische Medizin auch praktisch zu lehren, ist nach den Angaben Dr. P.'s ein Lazareth auf der östlichen Hügelreihe, oberhalb des englischen Settlements gebaut worden. Es ist ausschließlich für Japaner bestimmt und auf 120 Kranke berechnet. Es war im Oktober noch nicht ganz vollendet, zum Theil aber schon bezogen worden, weil der Gouverneur, der so eben nach 5jähriger Verwaltung zum Bedauern der Europäer aus dem Amt gegangen ist, es dringend wünschte, um nach Jeddo berichten zu können, daß noch unter seinen Auspizien es eröffnet worden sei. Es kommt hier nicht darauf an, auseinanderzusetzen, wie sehr oder wie wenig dies Lazareth dem europäischen Muster nahe gekommen ist. Neuerungen im Osten wollen nicht einseitig nach unserem Maßstabe gemessen, sondern im Zusammenhang mit den Verhältnissen aufgefaßt sein. Augenscheinlich haben bei dem Bau beide Elemente, das japanische und europäische, im Kampf gelegen, und Dr. P. hat in nebensächlichen, mehr auf die Verwaltung sich beziehenden Sachen Zugeständnisse machen müssen, um in wichtigen prinzipiellen Fragen, welche auf die Einrichtung der Säle und den Krankendienst direkt sich erstrecken, durchdringen zu können. Fast spaßhaft klingt die Erzählung von dem Anstoß und den Schwierigkeiten, welche die europäischen Glaseniler bei dem Gouverneur fanden. Wenn man nun noch die Umständlichkeit der Herbeischaffung der Hilfsmittel, die Ungewohnheit des Baues in Anschlag bringt, so muß man das Lazareth, als das erste japanische, ganz vortrefflich nennen. Als erste Humanitätsanstalt aber, welche eine ostasiatische Regierung aus eigenem Antriebe und eigenen Mitteln gründete, ist es eine große moralische That; und es ist der Geist moderner Gesittung mit Freuden zu begrüßen, welcher — eine selten gesehene Erscheinung im Orient, aber eine unmöglich scheinende bei einem durch Kasten- und tiefgreifende Standesunterschiede gespaltenen Volke — hier zum ersten Male der tiefsten und verachtetsten Klassen sich annimmt und der herrschenden Minderheit die Fürsorge für die unterdrückte Vielheit als eine Verpflichtung zuspricht. Dr. P. wird im nächsten Jahre nach Europa zurückkehren und dann wird Matsmoto, ein junger, intelligent aussehender Japaner, die Leitung selbst übernehmen. Man sagt, daß er, vom Taikun hierhergesandt, in noch späterer Zeit nach Jeddo berufen werden wird, um eine Hospitalleitung einzunehmen und ein ähnliches Etablissement zu gründen. Die Japaner lieben es, sich frühzeitig von dem direkten europäischen Einfluß in allen Zweigen der Industrie und Wissenschaft zu emanzipiren.

Aus Wien wird folgendes „Neujahrsgeschichtchen" erzählt: „In einer der reichsten und angesehensten wiener Bürgerfamilien trat am Vormittag des Neujahrstages der Mann in das Boudoir seiner jungen Frau und überreichte ihr mit einem zärtlichen Kuß ein Dutzend Handschuhe, mit dem Bemerken, es sei dies ihr Neujahrsgeschenk, welches sie, wie er wisse, wohl brauche. Nach seiner schleunigen Entfernung hatte die über des reichen Mannes Geiz empörte Frau nichts Eiligeres zu thun, als voll Entrüstung das „miserable" Geschenk in den lodernden Kamin zu werfen. Beim Mittagstisch kam es zur Erklärung, und wer beschreibt das Entsetzen beider, — um jeden Handschuh war eine Hundertgauldennote gewickelt gewesen."

Der Artilleriehauptmann Frhr. v. Kleinert ist am 10. Januar im Alter von 30 Jahren in Brünn gestorben. Dieser Held, ein gebornor Mährer, vollbrachte in der Schlacht bei Magenta eine von Erfolg gekrönte That. Er deckte aus eigenem Impuls den Rückzug der kaiserlichen Armee gegen die feindliche Macht, und als die sämmtliche Mannschaft seiner Batterie dienstunfähig geworden, besorgte er selbst die Geschütze und richtete mit Kartätschenladungen eine große Verheerung im Feinde an. Der Kaiser zeichnete ihn durch Verleihung des Leopoldoordens, Vorrückung in einen höheren Offizierstrang und schließlich durch die Dekoration des Militär-Maria-Theresienkreuzes nebst dem Freiherrntitel aus — eine Auszeichnung, die nur dem größten kriegerischen Verdienste, dem erfolgreichen die Pflichterfüllung überragenden Heldenmuthe zu Theil wird.

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 11. Sonntag den 26. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Du lügst, rief sie mit äußerster Anstrengung; es ist eine schändliche Verläumdung. Allbarmherziger Gott! wie schlecht sind die Menschen, die sich fromm und Deine Freunde nennen.

Armes Mädchen, sagte Werner, wie viele Verlassene dachten wie Du, und verzweifelten, weil sie Menschen mehr liebten, als Gott.

Aber Eines, fuhr er mit feierlichem Tone fort, ist mir vorbehalten; eine Rache hat der Himmel in meine Hand gelegt, und in seinem Namen will ich sie üben.

Hättest Du Recht, sagte Jenny heftig, welche Rache reichte denn aus gegen solchen Elenden!

Weßhalb sind diese schwachen Geschöpfe so hochmüthig, sagte Werner, und warum verspotten und verachten sie ihre Mitbrüder? Sie dünken sich besser wie wir, sie sondern sich zu einer Kaste, sie glauben, ein Recht erlangt zu haben, Gott zu verhöhnen und seine Gesetze, weil die Gesetze der Staaten zu ihren Gunsten lauten. Finstere, ungerechte Zeiten, Gewalt und Raub, haben sie in Besitz von Macht und Herrlichkeit gesetzt, und ihre Enkel nennen sich nun die Stützen der Throne, und prassen und schwelgen in dem Mark derer, die, Lastthieren gleich, für sie arbeiten.

Arm müssen sie werden, ablassen von dem ungerechten Gut, Menschen sein im Schweiße ihres Angesichts, denn vor Gott ist ewige Gleichheit; alle seine Geschöpfe sollen in Arbeit und Sorgen leben, um zur Wahrheit und Erkenntniß zu gelangen. Wehe den Pharisäern, welche die Sünde und Schande auf Erden groß zogen, Knechtschaft über die Menschen brachten und Armuth und Elend; sie sollen gedemüthigt werden! Und dieser Stamm, zu welchem er gehört, der die Kunst der Sünde an Dir versuchte, er ist einer der schändlichsten, weil er einer der ältesten ist. Gott hat ihn in meine Hand gegeben, und ich will nicht säumen, seinen Willen zu thun.

Zertritt ihn! rief Jenny heftig, zertritt die Schlange. Wie vermagst Du das?

Du hast vielleicht gehört, sagte Werner, daß sie einen großen Prozeß führen um den ganzen Besitz ihres Eigenthums. Es handelt sich um die Auffindung einer Urkunde, die Alles gut machen könnte, aber diese wird nie gefunden werden, denn sie ist in meinen Händen, von Gott mir überliefert.

Du hast sie verborgen, Konrad? flüsterte Jenny, zitternd vor Aufregung.

Du weißt, daß ich im Archiv arbeite, sagte der Hofrath. Unter alten Papieren lag sie in einem der Schränke in einen Spalt geklemmt, und fiel mir vor die Füße, als ich ihn öffnete. Ich warf das Papier gleichgültig fort, aber wie von unsichtbarer Hand fiel es von neuem auf mich, und zwischen Weste und Unterkleid blieb es stecken, als wollte es andeuten: Nimm und verbirg mich!

In dem Augenblicke sagte eine Stimme in mir: Es ist Gottes Gebot, Du sollst seinen Befehl erfüllen! Mit ahnungsvollem Sinn öffnete ich den starken Umschlag und dankte dem Herrn. Es waren lange genaue Nachsuchungen angestellt worden, und man hatte diesen wichtigen Gnadenbrief nicht aufgefunden; mir fiel er entgegen. Der Himmel wollte sichtlich die Sünde rächen, welche dies Geschlecht an Dir begangen hat. Ja, wunderbar sind die Wege des Herrn!

Und Du hast es aus dem Archiv genommen? sagte Jenny.

Ich komme davon her, erwiderte Werner. Keine

Digitized by Google

Sünde trifft mich; Gott hat gerufen, ich thue eine gute That. Dies Document eines ungerechten Besitzes soll in wenigen Minuten in Asche zerfallen. Indem er dies sagte, zog er die Urkunde in ihrem Umschlag hervor, als Jenny mit Blitzesschnelle sich auf ihn warf, ihm das Pergament entriß, mit ihrem Raube aus dem Gitter sprang und den Weg zur Stadt eilig hinablief.

Einen Augenblick lang war Werner ganz starr vor Schrecken, dann schlug er sich an die Stirn und lief ihr nach. Wie konnte ich dieser Verblendeten die Energie der Rache zutrauen, rief er. Jenny, thörichtes Mädchen, halt, halt!

Aber die Finsterniß war groß und Jenny war darin verschwunden. Werner lief, was er laufen konnte. Bald glaubte er sie erreicht zu haben, aber es war eine abgeschälte Weide, dann begegnete er einem Manne, der hatte jedoch Niemand gesehen.

Er eilte zurück, weil er meinte, er sei auf einem Umwege in's Haus gekommen, aber die Mutter kam ihm fragend und bestürzt entgegen.

Mit furchtbarem Zorn erzählte er, was er gesehen, und warf sich, die Hände faltend und Verwünschungen murmelnd, in einen Stuhl.

Lieber Vetter, sagte die alte Frau, Gottes Wille hat hat sicher Alles so geordnet, Jenny's Entschluß ist so großherzig und kühn, daß sein Segen wohl davon zu hoffen ist.

4.

Jenny hatte in einem Versteck den Vetter vorüber und zurückgelassen, dann eilte sie keuchend vorwärts, den langen öden Weg bis in die Vorstadt, dann durch die innern Quartiere, und endlich stand sie vor dem hohen glänzenden Hause, wo viele Menschen sich neugierig aufgestellt hatten, und lange Wagenreihen mit den Ballgästen langsam vorrückten.

Es war kaltes, trübfeuchtes Wetter. Tagelang hatte es geregnet, und Jenny war in ihrer Hast durch den tiefen Schmutz gelaufen. Ihr leichtes Haukkleidchen, das kleine Tuch, das über das wirre Haar gedeckt war und das Gesicht halb verdeckte, ihre erhitzten erschrockenen Mienen, ihr scheues, ängstlich schamvolles Auge: Alles machte ihre Erscheinung fremdartig, unpassend zu dem Aeußern und sonderbar.

Die kleine zarte Gestalt drängte sich durch die Reihen der Neugierigen mühsam hin, und als sie endlich den Eingang erreicht hatte, wo eine Polizeiwache die Abwehr der Diener verstärkte, fragte sie zur Bestürzung und zum Lachen der goldbortirten plumpen Gesellen nach dem jungen Herrn des Hauses; ja, als man sie abweisen wollte, bestand sie darauf, daß sie ihn sogleich sprechen müsse.

Da die Diener vornehmer Herren gewöhnlich weit hochmüthiger und nebenbei auch gröber sind als jene, so fehlte nicht viel, daß aus den unverschämten Witzeleien ein böser Ernst geworden wäre, denn schon trat einer der Polizeibeamten herbei und fragte mit amtlich neugieriger Brutalität, wer sie sei und was sie hier wolle, und womit sie sich ausweisen könne?

Jenny sah ihn furchtlos an. In diesem Augenblicke hatte sie ungewöhnlichen Muth. Ich befehle Ihnen, sagte sie mit Stolz, unverzüglich dem Herrn zu sagen, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche.

Der herrische Anstand dieser seltsamen Dame, aus welcher man nicht wußte, was zu machen sei, bewirkte noch eine gewisse zögernde Verlegenheit, und plötzlich hüpfte aus dem nächsten Wagen Wilfried, der sie sogleich erkannte.

Um des Himmels Willen, mein gnädiges Fräulein, sagte er erschrocken und halblaut, was wünschen Sie, was soll geschehen?

Ich wünsche Richard zu sprechen, ich muß ihn sprechen! erwiederte sie ruhig.

Bedenken Sie auch, sagte er bittend und warnend aber doch mit einer gewissen schwer unterdrückten Schadenfreude, was daraus entstehen kann?

Ich habe Alles bedacht, mein Herr, erwiederte sie stolz.

So kommen Sie, erwiederte er, und reichte ihr den Arm.

Diese zuvorkommende Höflichkeit des vornehmen Herrn schüchterte die Bedienten ein. Auf Wilfried's Wink öffnete der gröbste mit einer tiefen Verbeugung ein Zimmer und zündete schnell ein paar Kerzen an.

Verziehen Sie eine Minute, sagte Wilfried, Richard soll sogleich hier sein.

Er sprang die Treppe hinauf und sagte lachend: Das ist eine verflucht lustige Geschichte. Jenny in Recha's Zimmer! Es fehlte aber nichts zu einem Trauerspiele, als daß diese sie und ihn überraschte, und, auf Ehre! ich weiß nicht, was geschieht.

Als er in den Saal trat, suchte er Richard, der so eben mit Recha den Tanz eröffnen wollte. Du darfst nicht, sagte er, geh' schnell hinunter, wenn Du Unheil verhüten willst. Schaff das Mädchen, die Jenny, aus dem Hause, so schnell Du kannst.

Fast mechanisch folgte Richard seinem Winke und überließ ihm Recha's Hand. Er hatte es Wilfried's Gesicht und dem Hohne darin angesehen, daß er die Wahrheit sprach. Ein furchtbarer Zorn und Schmerz erfüllte ihn, bebend hielt er sich an der Fassung der Treppe und schritt vorsichtig hinab, denn es dunkelte vor seinen Augen. Er sah die Diener nicht an, die ihn neugierig und heimlich lachend betrachteten, er fühlte sich erniedrigt und beschämt. So öffnete er die Thür, aber kaum erblickte er Jenny, die ihm ängstlich entgegeneilte, als er seine ganze Ruhe wieder fand.

Was willst Du hier, sagte er leise, ist Deine Narrheit noch nicht erschöpft, willst Du mich und Dich erniedrigen, hast Du kein Gefühl für den Schimpf, der mir geschieht? Wer hat Dich hierher geheißen? Welcher Schelm oder Schurke gab Dir den klugen Rath? Zu

Digitized by Google

welchem vernichtenden Schritt soll mich Dein boshafter Verrath treiben? — Thörichtes Mädchen, kennst Du mich so wenig, daß Du glauben kannst, ich werde mich zwingen lassen? Bei meinem Leben! bei meiner Ehre! ich könnte einen Schritt thun, der Dir und Deinen Bundesgenossen ewig leid sein sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortsetzung.)

„Ich stehe zu Ihrem Befehl, gnädige Frau," sagte Lairville, sich tief verneigend.

Diesen Abend machte Montbryon keinen Vorschlag zu einem Trauerflor; im Gegentheil sprach man davon, sein Haus mit bunten Lampen zu illuminiren.

Der Herzog verlor sich nicht weniger in eiteln Muthmaßungen. Was bedeutete diese morgentliche Einladung? eine Einladung, die mit lauter Stimme in Gegenwart der alten Baronin von Brabantane gemacht wurde, der Schwägerin des verstorbenen Generals, deren Haus die junge Wittwe bewohnte. Was sollte er glauben? War der Augenblick seines Triumphes gekommen? War diese Aufregung keine Komödie? Hatte er den rechten Fleck getroffen? War er geliebt? Oder hatte seine erfahrene Gegnerin nur ein neues artiges Kunststückchen aufgeführt? Wie dem auch sein mochte, (und er hätete sich wohl, diesen Umstand seinen lustigen und skeptischen Genossen einzugestehen) — Frau von Brabantane's Blick, wahr oder geheim, hatte sein Herz aufgestört, er hatte eine Erregung zurückgelassen, die freilich vorübergehend war, aber der er sich doch nicht erwehren konnte. Seit einem Monat zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, diese Frau könne ihn wahrhaft lieben, und sein Betragen gegen sie sei unwürdig, verwerflich. Aber die Erinnerung an die Vergangenheit entgegnete ihm bald, es sei unmöglich, und die Stimmen seiner Freunde genügten, alle seine Bedenken sogleich zu ersticken. Er schloß damit, seine Schwäche bitter zu belachen. Den andern Tag um zwei Uhr hielt ein Wagen mit zwei Vollblutspferden von ausgezeichneter Schönheit vor dem Thor des Hotel Brabantane. Der Herzog von Lairville, in eleganter Morgentoilette, stieg aus. Er war noch bleicher als gestern, und selbst etwas Aufregung schien sich in seiner Haltung zu verrathen. Frau von Brabantane bewohnte allein die untere Etage. Ihre Schwägerin, die sie zärtlich liebte, hatte ihr ein reizendes Gemach einrichten lassen, ein auserlesenes Nest von Sammet und Seide, vollkommen würdig, eine so feine und auserlesene Schönheit zu beherbergen.

Nahe dem Kamin lag Frau von Brabantane lässig ausgestreckt in einem großen Lehnstuhl ihres Boudoirs, in tiefes Sinnen verloren. Ein schmerzlicher Ausdruck bedeckte ihr schönes Gesicht; sie war sehr blaß. Thränen traten ihr in die Augen und rollten langsam über ihre Wangen. Wer sie nur als Weltdame gesehen hatte, würde sie in diesem Augenblick nicht wieder erkannt haben.

Das Rollen des Wagens weckte sie aus ihrer Träumerei; sie raffte sich lebhaft auf wie ein überraschtes Reh. Ihr Blick flog auf den Zeiger; sie besann sich, trocknete rasch mit dem Tuch, das bis jetzt zusammengepreßt in ihrer Hand gelegen, die Augen, und erwartete Heinrich.

Nach einem Augenblick öffnete sich die Thür, und man meldete den Herzog von Lairville, der sich mit langsamen Schritten näherte. Die junge Frau erhob sich leicht und ihre Blicke trafen sich. Beide wurden von demselben Gedanken ergriffen, Keins erkannte im Andern die Person, die er im Geräusch der Welt zu sehen gewohnt war. Der Diener brachte einen Stuhl und entfernte sich. Man grüßte sich von Neuem und der Herzog setzte sich.

Um seine verlorene Sicherheit wieder zu erlangen, suchte Heinrich einen humoristischen Ton, in der Hoffnung, sich so am Besten zu ermuthigen. „Gnädige Frau," begann er, „wie ich mit Bedauern sehe, kommt hier ein Kranker, den andern zu besuchen; Sie scheinen leidend zu sein."

„Ach nein, mein Herr," erwiderte Frau von Brabantane mit sanfter, rührender Stimme, „ohne Zweifel macht Sie mein Aeußeres dies glauben. Ich bin nicht vernünftig genug, ich tanze zu viel, das ist Alles."

„In diesem Fall, gnädige Frau, gefallen Sie sich darin, der Gefahr zu trotzen. Denn wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, so haben Sie ja noch große Ballpläne, worüber ich mich sehr freue, da ich es ja diesem Umstand verdanke, daß Sie mir die doppelte Ehre erweisen, bei einem afrikanischen Anzug meinen soldatischen Geschmack zu Rathe zu ziehen, während hierbei der Geschmack eines Künstlers nach Ihrem eigenen allein competent wäre."

„Nein, Herzog, ich habe es aufgegeben, ich gehe nicht auf diesen vermeintlichen Ball," antwortete die junge Frau mit Anstrengung. Hierauf schwieg sie, ergriff eine kleine Zange und begann in den Kohlen zu rühren, indem sie die Gluth ungeduldig aus einander trieb.

„Ich muß es Ihnen wohl gestehen," sagte sie nach Augenblicken sichtbarer Verlegenheit, „das algerische Costüm war nur ein Vorwand, ich wollte, ich mußte Sie ohne Verzug sprechen, ausführlich und freimüthig. Auf einem Ball wär' es unmöglich gewesen; deßhalb ersuchte ich Sie, zu mir zu kommen."

„Ich erwarte Ihre Befehle."

Das waren die einzigen Nichts sagenden Worte, die der Herzog vor Ueberraschung hervorbringen konnte.

„Reden wir frei, Herr von Lairville!" fuhr Frau von Brabantane fort. „Sie wollen eine neue Thorheit begehen, wollen Ihre alte Mutter zur Verzweiflung bringen und wieder nach Afrika gehen?"

Digitized by Google

„Beklagen Sie mich, gnädige Frau! Es ist nur zu wahr; es wird ein Abmarsch vorbereitet, unsere Schwadron soll vervollständigt werden, der Befehl des Marschalls ruft mich, die Ehre macht es mir zur Pflicht“ —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Schon mehrfach sind Fälle vorgekommen, daß Kinder von Katzen erstickt worden sind. Vor Kurzem hat sich dieser Fall in Stubendorf bei Neisse wieder ereignet. Ein 3jähriges Kind lag allein in der Stube in seinem Bettchen. Eine Katze, die in der Stube sich befand, folgte dem eigenthümlichen Triebe dieser Thiere nach Wärme und legte sich auf die Brust und den Mund des Kindes, das so erstickt wurde. Wir fügen hier gleichzeitig einen anderen Fall bei, der sich allerdings vor Jahren ereignet hat, aber die Gefährlichkeit dieser Thiere auch in anderer Beziehung recht deutlich zeigt. Es hielten Leute eine Katze die allabendlich sammt dem Hunde aus der Wohnstube entfernt wurde. Mit der größten Bewunderung fand sie aber die Hausfrau jeden Morgen, sobald sie das Wohnzimmer betrat, bereits darin vor, obwohl die Fenster und Thüren fest verschlossen waren und nirgends ein Eingang vorhanden schien. Endlich klärte sich das Räthsel auf. Eines Tages stürzten nämlich mit lautem Gepolter die brennenden Scheite aus dem Ofen und durch dieselben bahnte sich die Katze, zwar etwas versengt, aber wohlgemuth ihren Weg. Das schlaue Thier hatte also durch den Schornstein und das Ofenrohr den Weg in die warme Stube gefunden. Die Leute ließen es natürlich nicht auf die Gefahr ankommen, daß, wenn vielleicht Niemand im Zimmer anwesend sei, durch die Katze Feuer entstehe. Ihr Todesurtheil ward augenblicklich gefällt.

In Udine ist die Flucht von 8 Gymnasialschülern Gegenstand des allgemeinen Stadtgespräches. Die Ursache der Entweichung ist, wie dem „Osservatore triestino“ gemeldet wird, — die Furcht vor der Ablegung der Maturitätsprüfungen!

Die „Vossische Zeitung“ enthält folgendes interessante Inserat: Am 3. Januar 1862 hat mir ein Schauspiel-Direktor, E. H., 52 Jahre alt, meine Frau Pauline mit Gewalt entführt; ich warne jeden, derselben auf meinen Namen etwas zu borgen, indem ich für nichts aufkomme.

H. Fürkert, Schankwirth.

In der Wiener „Morgenpost“ wird erzählt: Herr v. Schmerling habe auf die Frage eines Bekannten nach seinem Befinden erwidert: „Ich bin müde, müde.“ Und auf die Bemerkung des Anderen, daß dafür auch die Gegner des Staatsministers ermatten müßten, habe dieser entgegnet: „Die werden niemals müde.“

Die Oelquellen in Britisch-Nordamerika — schreibt die „Times“ — versprechen eine thatsächlich unerschöpfliche Ergiebigkeit. Nach dem Ausbau der kanadaschen Eisenbahnlinien werde dieser Oelreichthum ein Revolution in verschiedenen Handelszweigen hervorbringen.

Wie man aus Berlin berichtet, erweist sich die Einrichtung der Sandheizung in den Eisenbahnwagen erster und zweiter Klasse auch in diesem Winter sehr praktisch. Es sollen nun auch die Wagen der dritten ꝛc. Klassen mit Sandheizung versehen werden.

Der „Temps“ meldet als ein höchst interessantes Ereigniß, daß in Brüssel ein blinder französischer Musiker, Hr. Dubois, eine ebenfalls blinde französische Virtuosin, Frln. Pettijean, geheirathet hat.

Briefe aus St. Petersburg berichten von einer Demonstration im Theater bei Aufführung der Oper: „Wilhelm Tell.“ In der Scene, wo die drei Männer den Schwur leisten, die Schweiz zu befreien, und der Sänger mit Engerie das Wort „Freiheit“ aussprach, erdröhnte das Haus von Beifall so lange, bis der Sänger das Wort „Freiheit“ dreimal wiederholt hatte. — Dieser Vorfall hat in St. Petersburg großen Eindruck gemacht.

Ein Seitenstück zu der bekannten „Weibertreue von Weinsberg“ bildet folgender Vorfall: Eine Bauersfrau aus Rothwester bei Kassel fuhr vor wenig Tagen durch die Straße von Kassel ihren Mann auf einem Schiebkarren der Heimath zu. Sie hatte ihn aus dem kasseler Krankenhause abgeholt, weil er gewünscht, bei den Seinigen zu sein; denn seine Heilung in der Anstalt hatte wenig Aussicht. Wie die dortige Bevölkerung einen edlen Zug stets würdigt, beweisen die reichlichen Gaben, welche dem treuen Weibe zufließen. Dortige Blätter eröffneten eine Subskription für „das Rothwester Weib.“

Bis jetzt hat man den großen Alpen-Tunnel des Mont Cenis auf französischer Seite bis auf 730 Metres gefördert und auf italienischer bis auf 950, im Ganzen also 1700 von 12,000 Metres, welche dieser Durchbruch haben wird. Jetzt sind 9 Maschinen in Anwendung genommen, die sehr praktisch sein sollen. Merkwürdiger Weise war in den ersten Tagen dieses Jahres auf der Cenis-Straße noch gar kein Schnee gefallen, der Dienst der Diligencen noch nicht unterbrochen gewesen.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 5:

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

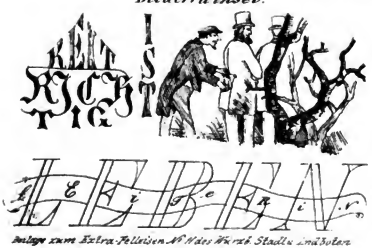
des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 12. Dienstag den 28. Januar. 1862.

Bilderräthsel.



Beilage zum Extra-Felleisen No. 11 des Würzb. Stadt- u. Landboten

Ich gehe, sagte sie, und ließ die gehobenen Arme sinken, doch nimm dies Papier. Es ist die Urkunde, die Deiner Familie fehlt. Mein Vetter fand sie im Archiv, und da morgen früh schon das Urtheil gefällt wird, so ließ ich mich nicht von dem bösen Wetter und der Nacht halten; ich lief heimlich bis hieher und bringe es Dir. Nimm, da ist es.

Richard hatte mit der einen Hand das Pergament ergriffen, mit der andern hielt er den schwachen Körper fest, der unter der Last des Unglücks und der Erschöpfung zusammenbrechen wollte. Jenny lag mit halbgeschlossenen Augen, leise und krampfhaft schluchzend, an seinem Herzen. Er hielt sie fest, und setzte sich, indem er das todtenbleiche Gesicht mit seinem Arm stützte. Der matte Schein der Kerzen zuckte über sie hin, und große heiße Thränen fielen aus seinen Wimpern. Dann beugte er sich zu ihr nieder, und küßte sie, und küßte sie immer wieder, bis er mit seiner erstickten Stimme Worte für sein Denken sammeln konnte.

[illegible] fuhr er, großmüthiges Herz! welche [illegible]hnt in diesem Körper? Welche [illegible]e Liebe! Reiß sie aus mit ihren [illegible] sie nicht. Ach! könnte ich Dich [illegible]ht, ich darf nicht! — Guter Gott! [illegible]nterzugehen in diesem Kampfe.

[illegible]licke wurde leise geklopft und Ri[illegible]rat herein. Er hatte das Ver[illegible]ußte Manches, und hatte genaue [illegible]erhältnissen zu Recha.

[illegible] flüsterte er, Sie werden ver[illegible]sucht Sie, sie kommt die Treppe

[illegible]? fragte er hastig.

[illegible]ädigen Herrn hält im Hofe.

[illegible]nmächtige Jenny auf und legte [illegible] Arm, indem er sie nochmals küßte.

Trage sie sanft, sagte er gerührt und drückte angsthaft dessen Schulter; hier, schnell durch die Tapetenthür und Mylady's Schlafzimmer. Führe sie zu ihrer Mutter zurück nach dem Landhaus meiner verstorbenen Tante. Tröste sie, bitte sie, sich zu beruhigen, ich würde Alles zum Besten ordnen. Und Verschwiegenheit! strenge Verschwiegenheit!

Der Diener eilte mit der leichten Last davon, denn draußen hörte man Recha's Stimme. Richard warf sich in den Stuhl, riß den Umschlag von der Urkunde und begann hastig zu lesen.

Was hast Du hier einsam zu schaffen, sagte sie, indem sie mißtrauisch umherblickte.

Auf seltsame Weise, erwiderte er, ist mir plötzlich dies wichtige, verlorene Document zugekommen, das meiner Familie Alles sichert: Unser Prozeß ist gewonnen.

Wie kam es her? fragte sie heftig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 12. Dienstag den 28. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Du sollst mich hören, Richard, sagte Jenny. Ach! ich bin Dir allzugehorsam, um Rechenschaft von Dir zu fordern.

Du willst Rechenschaft? fiel er ein; welche Rechte hast Du daran? Ich will nicht hören, ich darf nichts hören! Ich verlasse Deine falschen Schritte, aber um so weniger kann ich sie beachten. — Geh fort, schnell! — Was soll das jämmerliche Possenspiel? Dein und mein Schicksal schweben hier an einem Haar über uns. Geh, oder meine Verachtung, mein Haß soll Dich verfolgen, Deine unkluge Mutter, Deinen heuchlerischen Vetter. — O! hätte ich Euch Alle nie gesehen!

Ich gehe, sagte sie, und ließ die gehobenen Arme sinken, doch nimm dies Papier. Es ist die Urkunde, die Deiner Familie fehlt. Mein Vetter fand sie im Archiv, und da morgen früh schon das Urtheil gefällt wird, so ließ ich mich nicht von dem bösen Wetter und der Nacht halten; ich lief heimlich bis hieher und bringe es Dir. Nimm, da ist es.

Richard hatte mit der einen Hand das Pergament ergriffen, mit der andern hielt er den schwachen Körper fest, der unter der Last des Unglücks und der Erschöpfung zusammenbrechen wollte. Jenny lag mit halbgeschlossenen Augen, leise und krampfhaft schluchzend, an seinem Herzen. Er hielt sie fest, und setzte sich, indem er das todtenbleiche Gesicht mit seinem Arm stützte. Der matte Schein der Kerzen zuckte über sie hin, und große heiße Thränen fielen aus seinen Wimpern. Dann beugte er sich zu ihr nieder, und küßte sie, und küßte sie immer wieder, bis er mit seiner erstickten Stimme Worte für sein Denken sammeln konnte.

Arme Jenny, seufzte er, großmüthiges Herz! welche edle, schöne Seele wohnt in diesem Körper? Welche Liebe, welche allmächtige Liebe! Reiß sie aus mit ihren Wurzeln, ich verdiene sie nicht. Ach! könnte ich Dich beglücken! Ich kann nicht, ich darf nicht! — Guter Gott! gib mir Kraft, nicht unterzugehen in diesem Kampfe.

In diesem Augenblicke wurde leise geklopft und Richard's Kammerdiener trat herein. Er hatte das Vertrauen seines Herrn, wußte Manches, und hatte genaue Kenntniß von seinen Verhältnissen zu Recha.

Gnädigster Herr, flüsterte er, Sie werden vermißt. Mylady Recha sucht Sie, sie kommt die Treppe herab.

Ist ein Wagen da? fragte er hastig.

Der Wagen des gnädigen Herrn hält im Hofe.

Richard hob die ohnmächtige Jenny auf und legte sie in seines Dieners Arm, indem er sie nochmals küßte.

Trage sie sanft, sagte er gerührt und drückte angsthaft dessen Schulter; hier, schnell durch die Tapetenthür und Mylady's Schlafzimmer. Führe sie zu ihrer Mutter zurück nach dem Landhaus meiner verstorbenen Tante. Tröste sie, bitte sie, sich zu beruhigen, ich würde Alles zum Besten ordnen. Und Verschwiegenheit! strenge Verschwiegenheit!

Der Diener eilte mit der leichten Last davon, denn draußen hörte man Recha's Stimme. Richard warf sich in den Stuhl, riß den Umschlag von der Urkunde und begann hastig zu lesen.

Was hast Du hier einsam zu schaffen, sagte sie, indem sie mißtrauisch umherblickte.

Auf seltsame Weise, erwiderte er, ist mir plötzlich dies wichtige, verlorene Document zugekommen, das meiner Familie Alles sichert: Unser Prozeß ist gewonnen.

Wie kam es her? fragte sie heftig.

Digitized by Google

Die Art muß für jetzt noch ein Geheimniß sein, sagte er ruhig, aber Du sollst es erfahren.

Sein offenes Vertrauen rührte sie. Ich will es nicht wissen, Du theurer Bösewicht, sagte sie lachend; ich bin thöricht genug gewesen, mir ein dummes Mißtrauen einflößen zu lassen. — Vergebung, mein Richard! die erbärmlichen Menschen sollen mich nicht schwach sehen; Du und ich, wir stehen zu hoch für sie, aber freuen wollen wir uns. Dein Vater hat soeben die Genehmigung seiner Bitte erhalten, und nichts steht unser'm ewigen Bunde mehr entgegen.

5.

Am nächsten Morgen hatte der Hofrath Werner soeben eine steife Halsbinde angelegt, als es an seiner Thür pochte und Richard hereintrat. Werner's blasses Gesicht wurde noch länger und bleicher, er erwiderte den Gruß des jungen Mannes mit Unmuth und Verlegenheit, und schien nicht recht zu wissen, welche Rolle er zu spielen habe. Er sah ihn finster und erwartend an.

Ich komme, Herr Hofrath, begann Richard, ihm die Hand bietend, um Ihnen meinen und meiner Familie herzlichsten Dank zu sagen. Sie haben uns einen so großen Dienst geleistet, daß wir auf immer Ihre Schuldner bleiben müssen.

Sie meinen das Document, sagte Werner. Glauben Sie mir, Sie haben mir weit weniger zu danken, als meiner Muhme Jenny; meinen Sie aber dennoch, mir Dank schuldig zu sein, so erfüllen Sie meine Bitte, es immer ein Geheimniß sein zu lassen, daß ich damit zu schaffen hatte.

Bei der Erwähnung Jenny's röthete sich Richard's Stirn, und mühsam schien er eine heftige Empfindung zu unterdrücken. Sein Sie unbesorgt, sagte er dann, ich sah diese Bedingung voraus, und mein Vater, der heut in der ersten Frühe schon zum Präsidenten des Gerichtshofes fuhr, bemerkte diesem, daß die Urkunde glücklicherweise in unserem Familienarchive in einem ganz verborgenen Fache entdeckt sei. — Sie dürfen jedoch nicht meinen, Herr Hofrath, fuhr er fort, daß meine Familie Willens ist, ihren Dank in so kahlen Worten abzumachen; nein, wir fordern Sie dringend auf, uns eine Gelegenheit zu geben, Ihnen zu beweisen, daß Sie dankbare Schuldner haben; und wenn ich wüßte —

Ich weiß in der That nicht, Herr Baron, fiel Werner hastig und sich höflich kalt verbeugend ein, was ich für meine Handlung annehmen könnte.

Richard betrachtete ihn mit einem langen forschenden Blicke. Ich muß diese Stunde benutzen, sagte er, Ihnen auf jede Gefahr Eröffnungen zu machen. Ich habe ein starkes Herz und kräftige Nerven, aber in den furchtbaren Gemüthsstürmen, die mich nun seit Monaten heimsuchen, wankt endlich Alles in und an mir.

Wenn uns Stürme heimsuchen, erwiderte Werner, ist der höchste Vertraute, der einzige wahre Helfer, Gott, dem wir unser Herz erschließen sollen.

Weisen Sie mich nicht ab, sagte Richard sanft. Gott öffnet die Herzen der Menschen und gibt uns Trost, indem wir gemeinsam den rechten Weg suchen, Unglück mildern oder abwenden. — Was ich sagen will, betrifft mich und Sie; es betrifft theure Wesen, die uns nahe stehen.

In diesem Augenblicke betrachteten sich Beide mit tiefem wachsendem Ernst. Richard schien seine Rede ordnen zu wollen, Werner diese zu errathen.

Plötzlich faßte der erste die Hand des Hofraths und sagte mit ruhiger Festigkeit: Ich täusche mich nicht, Sie lieben Jenny.

Und wenn es wäre? erwiederte Werner eben so fest und ruhig, wenn ich dies arme verlassene Mädchen mit dem mitleidigen Erbarmen liebte, wie man eine Blume liebt, einen schönen Schmetterling, einen goldgefiederten Vogel, den man betrübt an sein Herz drücken und sorgsam bewahren möchte, daß der Winter, der ihn tödten wird, nicht so schnell kommen kann.

Wenn Sie das vermöchten, rief Richard tief seufzend, o! so wäre uns Allen geholfen. Was kann ich, was soll ich leugnen, was Sie, ein lebenskluger Mann längst wissen müssen.

Meine Neigung zu Jenny ist in ihrer Gluth längst ausgebrannt. Ich habe mich im Taumel der Empfindungen eines schrecklichen, folgenschweren Leichtsinns schuldig gemacht; es ist mehr ein Unglück, als ein Vergehen, aber die Welt richtet erbarmungslos und bricht den Stab über menschliche Schwächen. Ich büße die Verirrung hart, soll ich ihr mein Glück und Leben opfern?

Sie kennen die Verhängnisse der menschlichen Gesellschaft, die Fesseln des Standes, die Forderungen der Welt; aber wenn ich Alles auch verachten wollte, großer Gott! mein Herz ist empfindungslos geworden; ich kann mein Wort, meine Schwüre nicht halten, ich bin elend, unglücklich; ich ringe vergebens mit Pflicht, Ehre und Gewissen, mit Mitleid und Bewunderung. Ich liebe Jenny nicht mehr, ich kann und darf sie nie heirathen.

Armes, unglückliches Mädchen! murmelte Werner und faltete die Hände vor seinen Augen.

Gibt es keine Buße für den Reuigen? rief Richard heftig, kann ich mich nicht loskaufen; nicht durch gute That, durch zärtliche Sorge, durch treue Freundschaft unsere Zukunft versöhnen? Muß denn der Mensch mit dem Märtyrertod seines höchsten und edelsten Lebens für eine Schwäche seines heißen Blutes bezahlen, um vor Gott und Welt tugendhaft zu heißen? Und welche Zukunft würde der armen Jenny erwachsen, wollte ich mein Haupt beugen?! Ich würde niemals vergessen können, sie eben so wenig, und der Kreis kalter, von Vorurtheilen erfüllter Menschen, unter denen sie leben sollte, würde uns täglich mit frischen Dornen stechen. Wie den heiligen Sebastian, von Pfeilen durchbohrt, deren Schmerzen ich vermehren müßte, würde ich sie leiden und sterben sehen, wie ich stürbe, voll Groll, voll Kummer und Verzweiflung.

Digitized by Google

Das darf, das soll nicht geschehen, sagte Werner gebietend. Ihre Schilderung ist allzuwahr, Jenny darf nicht diesem furchtbaren Schicksal verfallen; doch, mein Gott und Herr! welchen Engel willst Du Deinen zitternden Geschöpfen senden?

(Fortsetzung folgt.)

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortsetzung.)

„Dem ist nicht so!“ rief Frau von Brabantane mit entschiedenem Tone. „Ihre Entlassung ist angenommen, mein Schwager, der Freund des Ministers, sagte es mir vor vierzehn Tagen.“

„Nun wohl, sei es so, ich gestehe es; aber was nicht minder wahr ist, ich reise doch nach Afrika, verlasse Frankreich, wo Nichts mich zurückhält.“

„Haben Sie auch die Folgen eines solchen Entschlusses erwogen, Herr von Lairville?“ fragte die junge Frau mit strengem und kaltem Blick.

„Vollkommen, gnädige Frau; wir sind nicht verurtheilt, ewig zu leben.“

„Aber wissen Sie, Herzog, ob Sie das Recht zu sterben haben?“

Diese kraftvollen Worte warfen einen Freudenstrahl in Lairville's Augen; was er hörte, war es nicht ein halbes Geständniß?

Frau von Brabantane fuhr fort: „Ich habe jetzt den Muth, Ihnen Alles zu sagen. Schon einmal, Herr von Lairville, gingen Sie fort, und setzten damit eine Frau den unwürdigsten Verläumdungen aus. Gott sei Dank, der Himmel hatte Ihr Leben erhalten und mich vor den Beschuldigungen der Welt bewahrt, die unaufhörlich auf mich gefallen wären. Was hatte ich verbrochen? Sie liebten mich; ich will es glauben, weil Sie mir es sagten. Und nun, wenn ich, wie ich Ihnen sagte, Sie nicht liebte: war das ein Unrecht? Aber lassen wir das Vergangene! Sie wollen wieder fort, auf die Gefahr hin, mir dasselbe Uebel zuzufügen, wie früher, nachdem Sie mich seit einem Monat ohne Scheu öffentlich mit Aufmerksamkeiten überhäuft, die ich sicher bis zu dieser Stunde nicht gesucht habe. — Diese Gerechtigkeit werden Sie mir widerfahren lassen!“

Heinrich, der die Augen niedergeschlagen hatte, schien vom Gewicht der Reue überwältigt zu sein. „Barmherzigkeit, gnädige Frau!“ murmelte er, „ich hielt mich nicht für so strafbar. Man kann nicht unglücklicher sein, als ich es bin.“

Es trat ein Augenblick der Stille ein. Lairville hörte nicht mehr die Stimme der jungen Frau, er suchte ihren Blick. Er sah sie in ihren Lehnstuhl zurückgesunken, die Brust beklommen, heiße Thränen vergießend, die sie nicht länger zurückzuhalten vermochte, durch die heftigste Erschütterung überwältigt.

Ein solcher Schmerz konnte nicht erkünstelt sein; Heinrich verstand Alles. Frau von Brabantane wollte seiner Abreise entgegentreten, aber ihre angeführten Gründe waren nicht die richtigen. Er war geliebt!

In einem Augenblick war der Ausdruck der Verzweiflung, den er seinem Gesicht so geschickt zu geben gewußt hatte, dem seiner wahren Gefühle gewichen. Er empfand brennende Reue. Wie ein zerknirschter Sünder sank er vor dem Sessel nieder, in welchem die junge Frau unbeweglich lag. Außer Stande, ein Wort hervorzubringen, begann er die hohe und reine Schönheit Derjenigen zu bewundern, die er so heiß geliebt, die er ohne sein Wissen noch so heiß liebte, und die ihm in ihrem Schmerz noch schöner erschien, ihm, der so große Schmach über sie bringen wollte.

Einen Augenblick, nachdem er diese flehende Stellung eingenommen, ergriff Lairville, von unwiderstehlicher Macht getrieben, sanft eine ihrer weißen Hände und führte sie an seine Lippen. Diese Hand, kalt und erstarrt, schien sich nach und nach in der seinigen zu erwärmen, ein sanfter Druck schien ihm zu antworten.

„Marie, ich liebe Dich,“ rief er, „mein Leben gehört Dir!“

„Und nicht wahr, Sie reisen nicht?“ hauchte eine schwache, sanfte Stimme. Und Mariens Kopf lehnte sich verschämt an die Schulter des jungen Mannes. Beide blieben so in dieser stillen Träumerei, in der man sich versteht, ohne mit einander zu sprechen. Endlich erhob Frau von Brabantane ihr bleiches Antlitz, legte ihre Hand auf die Stirn des jungen Mannes und sah ihm mit einem unbeschreiblich glücklichen Lächeln in's Antlitz.

„Marie, ist es wahr, daß Sie mich lieben, ist es möglich, daß mir eine solche Seligkeit bestimmt ist?“

„Ja, ich liebe Sie, ich bin stolz, es Ihnen zu gestehen, Ihnen, der Sie sterben wollten!“

Heinrich hörte diese Worte ohne Gewissensbisse; schon seit einigen Augenblicken fühlte sich sein Herz rein bei der jetzigen Aufrichtigkeit seiner wahren Empfindung.

„Heinrich,“ fuhr die junge Frau fort, „ich werde Ihnen unbegreiflich erscheinen. Hören Sie mir zu; Sie sollen Alles wissen. Sie kennen Frau von Brabantane nur so, wie die Welt sie beurtheilt; Sie müssen aber in ihr die Frau kennen lernen, die Sie liebt.“

Der Herzog wollte widersprechen, aber eine weiße Hand verschloß ihm den Mund.

„Still, ich will es so!“ sagte sie anmuthig, „es muß so sein um meiner selbst willen! Nach dem Gerede der Leute bin ich eine Frau ohne Herz, die nur nach kalter Berechnung lebt.“

„Marie, um Gotteswillen, warum Sie das? Wer kann so von Ihnen denken?“

„Alle Welt, glaube ich, denkt so, oder nein, giebt vor, so zu denken. Erwarten Sie nicht, daß ich hier Punkt für Punkt alle Verleumdungen wiederholen werde, die man auf meinen Charakter geworfen hat. Ich werde sie mit Verachtung beantworten, wie ich es bisher bei

Digitized by Google

den abscheulichsten Dingen that. Ihnen, Heinrich den ich liebe, den ich glücklich bin zu lieben, habe ich Anderes zu sagen." — Und Frau von Brabantane erhob stolz ihr schönes, edles Haupt. — „Sie wissen," fuhr sie fort, „ich bin die Tochter des Hauptann Dupont, des Kameraden, des Freundes vom General de Brabantane. Mit zwölf Jahren wurde ich Waise. Mein späterer Gemahl, dessen Namen ich die Ehre habe zu tragen, fand mich arm, leidend, unglücklich; er vertraute mich seiner Schwägerin an, einer herrlichen, vortrefflichen Frau, die mich wie ihre Tochter behandelte. Von Sorgfalt und Zärtlichkeit umgeben, lernte ich wie ein verzogenes Kind mehr zum Vergnügen wie zur Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der ächt englische Plumpudding hat in dem Feuilleton der „Nat.-Ztg." seinen Apicius gefunden, der ihn etymologisch und geschichtlich abhandelt und zu Nutz und Frommen der Feinschmecker auch ein Arcanum zur Bereitung dieser Lieblingsspeise der Britten mitgetheilt, welches sich Jahrhunderte lang in einer englischen Familie vererbt haben soll. 1¼ Pfund Korinthen, 1¼ Pfund große Rosinen ohne Steine, 1 Pfund Weizenmehl, 1 Pfd. fein geschabtes Rindernierenfett, 1 Pfund braunen Kochzucker, ½ Pfund kandirte Schalen von Orangen und Limonen (Citronat), die Rinde einer halben Citrone, fein gehackt (in dieser Anwendung ist sonst das seltene Wort rhind, die Rinde, gebräuchlich), eine halbe Muskatnuß gerieben, 12 bittere Mandeln enthüllt und gerieben, ein halber Theelöffel voll gemischtem Gewürzpulver (Cardamom, Nägelein und Zimmt, der letztere überwiegend), 12 große Eier, das Weiße nur von sechsen, 1 Weinglas (deutsches, nicht englisches) voll Cognac. Schlage die Eier gut, rühre das Mehl dazu bis der Teig ganz leicht ist; füge die übrigen Bestandtheile hinzu, schlage das Ganze tüchtig, binde es so fest wie möglich in ein Stück Leinwand; hänge es in kochendes Wasser, laß es 8 Stunden kochen und habe wohl Acht, daß das Wasser nie unter den Siedepunkt fällt. Dieser Pudding wird im allgemeinen nur um die Weihnachtszeit gegessen; am 25. Dezember ist er unentbehrlich und wird sogar den Bewohnern der Gefängnisse und Armenhäuser geliefert. Man hat bemerkt, daß eine Menge von Personen sich kurz vor Weihnachten zur Aufnahme in die letzteren melden, und man weiß, daß sie es um des Plumpuddings willen thun. Auch auf die Tafel der Königin kommt das Nationalgericht, aber in flüssiger Gestalt als plum pudding-broth — eine zweite, aber ganz vereinzelte Anwendung des Wortes broth; denn das Rezept ist ein streng bewährtes Geheimniß der königlichen Küche. Auf dem Lande kocht man den Plumpudding zuweilen 1, auch 2 Wochen vorher und hängt ihn in dem Tuche an den Balken. In diesem Falle wird er nur 6 Stunden gekocht, und erhält die fehlenden zwei erst an dem Tage, wo er gegessen werden soll. Die Sauce ist brennender Rum oder eine Mischung von Arrowroot, Zucker und weißem Cognac. — Wörterbücher übersetzen plum pudding in der Regel mit Rosinenklos, mit welcher Uebersetzung der Verfasser sich nicht einverstanden erklärt, indem die Engländer das Wort dumpling für Klos halten.

Der als erste Autorität im Schiffsbau bekannte Herr Scott-Russel verwirft entschieden den Bau hölzerner Schiffe zu Marinezwecken. Seine Gründe sind nicht nur für Techniker, sondern auch für Laien klar dargelegt. Er weist nach, daß die hölzernen Schiffe den neuen Geschützen und Schießmethoden, besonders den mit geschmolzenem flüssigen Eisen gefüllten Kugeln durchaus keinen Widerstand leisten, sondern in wenigen Minuten durch sie bis auf den Wasserspiegel herunter in Flammen gesetzt werden. Alle Versuche, welche Seitens der englischen Admiralität angestellt sind, um die Widerstandsfähigkeit eiserner Schiffswände zu prüfen, und welche bewiesen haben sollen, daß sie den 68-Pfündern der Armstrong-Kanonen nicht widerstehen können, beweisen, wie Herr Russel sagt, gerade das Gegentheil. Die Admiralität ließ diese Versuche in der Absicht ausführen, um ihre Lieblinge, die hölzernen Schiffe, in den Augen des Publikums zu retten. Sie ließ unaufhörlich konische Stahlkugeln des schwersten Calibers auf denselben Fleck feuern, bis endlich die Platte borst. Es ist aber bekannt, daß nur in äußerst seltenen Fällen ein Schiff im Kampf auf derselben Stelle getroffen wird. Eine hölzerne Schiffswand wäre schon durch den ersten Schuß durchbohrt und hätte den inneren Raum mit einer Menge tödtlich wirkender Holzsplitter beworfen. Eine Kugel, welche durch eine eiserne Schiffswand schlägt, macht dagegen ein rundes Loch — „wie wenn man einen Finger durch ein Stück Papier steckt," erklärte ein Seeoffizier, als Sachverständiger von der betreffenden Commission examinirt. — Herr R. behauptet, die Idee, bei den heutigen Wurfgeschossen hölzerne Schiffe anzuwenden, sei eben so unvernünftig, als ob man statt der steinernen Festungswerke die Festungen mit hölzernen Mauern umgeben wollte. Als beredter Vertheidiger der eisernen Schiffe weist er nach, daß diese aus zusammengesetzten Theilen, wie aus einem Stück geschmiedet, die hölzernen an Festigkeit weit übertreffen, daß sie überdies geringeren Tiefgang haben, viel weniger theuer zu unterhalten, von weit längerer Dauer und weniger feuergefährlich sind. Diese Schrift, welche die Grundzüge zur Umformung der heutigen hölzernen englischen Flotte in eine eiserne Dampfflotte enthält, ist bei den gegenwärtigen Bestrebungen zum Neubau einer deutschen Flotte auch für uns von allgemeinem Interesse. Herr R. war einige Zeit in Berlin und läßt sich daher erwarten, daß seine Ideen von der preußischen Admiralität der genauesten Prüfung unterworfen werden.

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 13. Donnerstag den 30. Januar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Hören Sie mich an, Herr Werner, sprach Richard. Ich habe in dieser Nacht einen schrecklichen Kampf mit meinem Herzen bestanden, aber es soll, es muß der letzte gewesen sein. Jenny's Erscheinung gestern, ihre Liebe, die Alles verachtete, hatte mich so innig gerührt, daß ich noch einmal schwanken konnte. Ich prüfte jede Faser meines innern Lebens und fand, daß Glück für uns nur noch möglich sei, wenn wir den Knoten rasch und sanft lösen, ehe er uns erwürgt. — Jenny hat einen Platz in meinem Herzen, den ich ihr bis über alles Leben hinaus treu bewahren will; ich seufze allein über die Unvollkommenheit menschlicher Zustände. Sie ist ein Engel an Frömmigkeit und Herzensgüte; o, bei Gott! sie ist tausendmal reiner und schuldloser als die Elenden, welche sie verdammen. Ich kann es nicht sein, den sie beglückt, aber jeder Andere müßte mit einem solchen treuen schönen Herzen ein seliges Liebesleben führen. Es bedarf dazu eines Mannes, der sorgsam ihre kranke Seele heilt, der, mit starkem Willen begabt, Trost in ihre Brust bringt, der mit Verstand und Liebe sie Fassung für das Unvermeidliche lehrt. Dann wird sie vergessen lernen, ihr Schmerz wird milder werden, sie wird neue Hoffnungen lieben und mir nicht zürnen. — Herr Werner, dieser Mann sind Sie!

Eine helle Röthe überflog Werner's Gesicht, es zuckte darin Schmerz und Freude, Zorn und Hoffnungen, die vergebens unter einer frommen Ruhe verborgen werden sollten.

Wenn Gott es gefügt hätte, sagte er nach einer Pause, daß Jenny's Herz sich zu dem meinigen gewendet, ich würde ihm hohes irdisches Glück zu verdanken haben; ja, wenn es noch jetzt sein könnte, daß ich die Kraft empfinge, ihr gebrochenes Gemüth aufzurichten, o, wie gern würde ich dem Herrn dies verlorene Lamm retten!

Lassen Sie uns in dieser bangen Minute einfach reden, wie es Männern geziemt, erwiderte Richard. Sie haben Jenny immer geliebt, und auch sie ehrt und achtet Sie hoch. Eine Liebe auf Achtung gebaut, ist edler und dauernder, als leidenschaftliche Neigung. Ich will thun, was ich nur vermag, um ihr Lebensglück materiell zu sichern. Jenny gehört das Landhaus, wie Sie wissen, ich zahle aber am Tage ihrer Verbindung mit Ihnen, würdiger Freund, ein Capital von zwanzigtausend Thalern, und eine Rente für die Erziehung meines Kindes. Nichts soll fehlen, immer will ich in Noth und Tod ein wahrhafter treuer Freund sein.

Und legten Sie alle Schätze der Erde zu meinen Füßen, erwiederte Werner feierlich, diese würden mich wahrlich nicht verlocken. Ich gehöre einer streng gläubigen Richtung an, Herr Baron, die in Vieler Augen ein Anstoß ist, aber mein Wandel ist rein und mein Glaube gebietet mir Wahrheit.

Ja, ich liebe Jenny, und wenn es mir möglich ist, ihr krankes Herz zu heilen, so will ich es versuchen. — Sie muß erfahren, daß sie verlassen ist, sie muß den bittern Trank trinken, Gott wird sich ihrer erbarmen!

Richard sah ihn forschend an. Machen Sie Jenny glücklich, sagte er, dann werden auch Sie glücklich sein, denn ihr schönes Gemüth wird auch das Ihre sanfter stimmen. Die Tröstungen der Religion und die Liebe eines gläubigen, edlen Mannes, sind diesem armen, weichen Herzen nöthig.

Dann zog er einen Brief hervor und reichte ihn Werner. Geben Sie ihr dies, sagte er. Es muß sein, daß wir scheiden, aber Niemand soll es ihr verkünden, als ich. Es ist Schmerz und Trost darin. Wenige

Digitized by Google

Zeilen, ich konnte nicht mehr, Hand und Kopf versagten mir den Dienst.

6.

Am Abend trat Werner in das einsame Haus. Er fand Jenny allein, die Mutter war in der Stadt. Sie kam ihm mit einem bittenden Lächeln entgegen.

Lieber Konrad, sagte sie, ich hoffe, Du hast mir verziehen. Ich mußte thun, wie ich that, ich konnte wahrhaftig nicht anders.

Ich empfinde das wohl, erwiderte er, Du bedarfst keiner Entschuldigung.

Und nun wird Alles zum Guten werden, antwortete sie freudig. Er war wohl zornig, aber dann sah er mich unaussprechlich liebevoll an, und wie ich in seine Arme fiel und die Besinnung verlor, fühlte ich noch seine Thränen und heißen Küsse. Er muß bald kommen.

Er wird nie mehr kommen, sagte Werner.

Sie lächelte und doch ward sie bleicher. Wie kannst Du das wohl sagen, rief sie, ja, wie kannst Du es nur denken und mich so sehr betrüben? Aber Du hasseſt ihn, das ist nicht recht, Konrad, Du bist ein frommer, christlicher und guter Mensch, und ich dachte, Du wärst mir auch gut.

Lies diesen Brief, sprach er, und bedenke dann, daß, wenn irdische Liebe uns verläßt, wenn ein ungeheurer Schmerz und zur Verzweiflung führen will, wir fest vertrauen sollen auf die Gnade des Erlösers.

Sie hatte ihm das Papier längst abgenommen und die Zeilen mit gieriger zitternder Hast durchflogen. Ohne Wort, ohne Klage starrte sie darauf hin; ihre Augen verloren den Glanz des Lebens, eine sinnverwirrende Angst schien sie aus den Höhlen zu pressen. Dann legte sie die kleine Hand auf ihre Stirn und sagte fast tonlos: Ich kann es nicht verstehen. Er schreibt, Richard schreibt, es muß so sein, wir sollen uns nicht wieder sehen; das Schicksal, die Menschen, die bösen, entsetzlichen Menschen! Es ist nicht wahr! nein! er hat gesagt: Ich will, ich bin auch ein Gott, mein Wille ist ewig! Lies Du es, Konrad, sage mir, ob es so dasteht, ich bitte Dich, mein Auge ist so dunkel, ich bin krank.

Es steht da, erwiderte er, Du bist verlassen. Er will Dich immer lieben, als ein treuer Freund, er will Dir Geld und Gut geben, aber seine Hand einer Andern. — Jenny, Du hast einen schweren Kampf zu kämpfen, sieh' wohl zu, daß es ein guter Kampf sei. — Es gab eine Zeit, wo auch mein Gemüth zum Tode erkrankt war, wo ich nicht zu genesen hoffte. Mein Herz wollte brechen, denn ich liebte ein Weib, und ach! sie hatte keinen Blick für meine Schmerzen. Welche Qual ist die größere?! Du hast einen Mann geliebt und bist seiner glühend heißen Liebe gewiß gewesen. Alle Himmel hast Du durchflogen, alle Seligkeiten hast Du empfunden,' nun empfinde und trage die Schmerzen, und bete und büße, daß ein kurzes irdisches Glück Dir höher dünkte, als alle Ewigkeit. Welche grausamen Prüfungen habe ich ertragen ohne Erfüllung, welche entsetzliche Nächte, wo ich auf meinen Knieen ringend um Erlösung bat und meine Seligkeit hingegeben hätte um einen Blick, um einen Kuß, um ein einziges Liebeswort. Während meine Brust blutig zerbrechen wollte, und mein Auge vergebens den Himmel durchirrte, lag ein Mensch in den Armen des geliebten Weibes, ein Elender, der es dann eine Verwirrung nannte und sie verließ. Allmächtiger Gott! ich danke Dir, Du hast mich vom Wahnsinn gerettet, der mich umgarnte, Du hast mir Kraft geschenkt, die fürchterlichen Leidenschaften zu bewältigen, Du lösest den Schmerz in Ruhe und Glauben auf. Du schenktest mir Deinen heiligen Frieden. Ja, Glauben gilt Frieden. O! so senke den Glauben auch in dies arme gequälte Herz, so öffne ihm Deinen Himmel, so laß es der Gnade theilhaft werden, so gönne mir, o Vater! das unaussprechliche Glück, ihr Leiter, ihr Freund und Hort zu sein. Er sprach dies Alles langsam und still, fast ohne Bewegung. Jenny saß ihm gegenüber, wie eine Todte, so starr, und sah in die Flamme des Lichts.

Bei seinen letzten Worten ward die Thür geöffnet und die Mutter trat herein. Sie schien heiter gestimmt und das Elend in Jenny's Zügen gar nicht zu bemerken. Ich bringe gute Nachricht, sagte sie, in der ganzen Stadt ist es schon bekannt, daß Richard's Prozeß gewonnen ist. Stellen Sie sich vor, Vetter, vertraute Leute gratuliren mir ordentlich, und ich kann es nicht leugnen, ich erzählte Manches, was bisher verschwiegen war, denn nun muß ja der Tag nahe sein, der uns in Ehren die Welt wiedergibt.

Und dennoch thaten Sie Unrecht, werthe Frau, sagte Werner. Wissen Sie nicht, daß oft, wenn es scheint, wir sind am Ziele, dies am weitesten von uns ist!?

Was soll das heißen, rief sie bestürzt. Ihr warnender Ton thut mir wehe, und was ist denn mit Jenny? Was ist geschehen?

Was ich längst ahnete, erwiderte er, was auch Sie, liebe theure Muhme, wohl denken können, als der junge vornehme Verführer Sie in dies Haus brachte. Wahrlich, er gehört zu den Schlechtesten nicht, denn er hat noch eine Art Gewissen und Großmuth, und sucht seine Schlechtigkeit, die er tief empfindet, durch reiche Gaben abzukaufen.

Was wollen Sie damit sagen, Vetter Werner? sagte sie bebend.

Daß Jenny zu der großen Classe treulos verlassener Mädchen gehört, daß Richard im Begriff ist, sich mit seiner reichen Cousine aus England zu vermählen, und daß er diesen Abschiedsbrief schrieb, in welchem er Wahres mit Falschem mischt, um sein Opfer zu überzeugen, daß Pflicht, Ehre und Gewissen ihm gebieten, so zu handeln.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Musset.

(Fortsetzung.)

So erreichte ich mein achtzehntes Jahr. Von dieser Zeit an zählt mein Leben, wenn es wahr ist, daß Leben und Leiden dasselbe ist.

Eines Morgens trat der General zu mir ein: Marie, sagte er mir mit seinem militärischen Freimuth, Sie sind im Begriff, in die Welt einzutreten. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, den ich reiflich überlegt habe. Sie brauchen einen Vertheidiger, eine Stütze, einen Gatten; mit einem Wort, Sie haben kein Vermögen, die Ehre berichert Keinen; oft bringt sie sogar Verderben. Ich kann Ihnen keine Mitgift geben; was ich Ihnen anbieten kann, ist mein einziges Hab und Gut: mein Name. Marie, wollen Sie meine Frau werden? Ich liebe, und werde Sie immer als Vater lieben. Wenn Sie einwilligen, sterbe ich über Ihr Geschick beruhigt, und mein alter Freund, Ihr Vater, hat mir dort oben Nichts vorzuwerfen. Willigen Sie ein, so wird es das Glück meiner letzten Lebenstage sein.

Ich ergriff die einzige Gelegenheit, die sich mir darbot, um Demjenigen meine Dankbarkeit zu erweisen, der Vaterstelle bei mir vertreten hatte; ich wurde seine Gattin, oder besser die Gefährtin seiner alten Tage.

Bei meinem Eintritt in die Welt lehrten mich zahlreiche Huldigungen, daß man mich schön fand. Dieser traurige Vorzug hat mir viel Thränen gekostet. Vielleicht überlistig ich mich allzusehr dem Glück, bewundert zuwerden; vielleicht war ich, was man coquet nennt. Wie dem auch sei, inmitten so vieler Versuchungen blieb Frau von Brabantane ihrer Pflicht treu. Das war es gerade, wodurch sie ihren Ruf verlor. Nachdem sie Gecken gedemüthigt hatte, deren Namen ich nennen könnte, verstel sie der Verleumdung der beleidigten Eitelkeit. Ein edler Greis hatte mir seine Ehre anvertraut, und ich wollte sie ungetrübt bewahren. Das, Heinrich, war mein ganzes Verbrechen! Als ich Wittwe wurde, änderte man das System. O Sie werden sehen, Heinrich, daß ich um all' diese Schändlichkeiten weiß. Frau von Brabantane, sagte man, übt nun, nachdem sie den alten General zu der Thorheit, sie zu heirathen, verführt hat, ihre Anziehungskraft auf Söhne aus großen Familien aus, in der eitlen Hoffnung, einen Titel und ein Vermögen zu erhaschen! — Da kamen Sie, Heinrich. Ihre aufrichtige Liebe rührte mich, aber wenn ich auch genug Verachtung gegen falsche Beschuldigungen besaß, so liebte ich Sie doch zu sehr, um Sie auch diesen auszusetzen. Die Ehre machte es mir zur Pflicht, Ihnen ein Gefühl zu verbergen, das ich Ihnen mit Stolz gestanden hätte. Dieser Entschluß machte, daß Sie Frankreich verließen, und Sie wissen selbst, Heinrich, welche boshafte Verantwortlichkeit man deßhalb meiner Coquetterie machte. Was soll ich nun noch sagen? Sie kamen zurück, die zwei Duells, an denen Sie Ihr Leben für mich in Gefahr setzten, Ihre Traurigkeit, Ihre Liebe, die die Abwesenheit nicht verlöschen konnte, Ihre Verzweiflung, die Sie von Neuem hinwegtrieb, Alles dies, Heinrich, hat mich dem Versprechen, das ich mir gab, untreu werden lassen. Als ich Sie plötzlich wieder sah, suchte ich nach harten Worten, ich wollte mir Muth machen, aber ich weiß nicht, welche Schwäche mich überkam; meine Kraft hat mich verlassen, ein Geständniß ist mir entschlüpft; aber glauben Sie, Heinrich, ich bedaure es nicht: Sie sehen mich glücklich über meine Schwäche."

„Marie, mein Engel, mein Weib!" flüsterte der junge Herzog.

„Ihr Weib?" erwiderte sie traurig. „Ach nein! Mein Gott! Was würde die Welt von Ihnen sagen? Ihre Frau — niemals; aber Ihre Freundin — ewig!"

Lairville antwortete Nichts, er hielt es für unnütz, jetzt einen Streit zu erheben über einen Zweifel, den er mit Sicherheit später zu besiegen gedachte. In diesem Augenblick dachte er nur an das Glück, zu lieben und geliebt zu werden.

Endlich mußte er sich trennen. Heinrich drückte einen letzten langen Kuß auf die Hand der jungen Frau und entfernte sich ganz berauscht und beäubt von seinem Glück. Sie folgte ihm mit Aug' und Ohr, und als das Geräusch des Wagens sich verlor, sank sie zurück in den Lehnstuhl, und ihre Augen strömten von Thränen über. Diesmal waren es Freudenthränen. —

Eine Stunde, nachdem Lairville in sein Haus zurückgekehrt war, kam ein Diener und brachte ihm ein Paquet aus dem Hotel Brabantane. Es enthielt ein Buch und dieses ein Briefchen.

„Sie werden mich für närrisch halten," schrieb ihm Frau von Brabantane; „ich sende Ihnen ein Buch, das, wie ich vorgab, Ihnen gehört und das Sie hier liegen ließen. Sie verließen mich wie ein Undankbarer, ohne mehr als ich daran zu denken, darnach zu fragen, wann wir uns wiedersehen würden. Ich bin so ausgelassen glücklich, daß ich alle Vorsicht verstere. Wie heute, so kommen Sie auch morgen um zwei Uhr. Und bis dahin lieben Sie mich recht, denken Sie mein, Heinrich; Sie wissen nicht, wie ich Sie liebe.

Marie."

„Da Sie diesen Abend nicht zu Lord Clarence gehen, werde ich mich krank melden lassen, um in meinem Zimmer bleiben zu können, wo ich heute so glücklich war."

„Ich vergaß, Ihnen zu sagen, Herr Herzog," fügte der Diener hinzu, „daß während Ihrer Abwesenheit der Herr Graf Montbryon hier war, um Sie zu besuchen."

Bei diesen Worten erblaßte Heinrich. Der Name des Freundes, des Vorstehers der strafwürdigen Genossenschaft machte sein Herz vor Kälte erzittern. In heftiger Bewegung schritt er lange Zeit im Zimmer auf und nieder. Endlich, nachdem er reiflich nachgedacht hatte, setzte er sich an den Tisch, schrieb, und schellte dem Diener. „Bringen Sie diese Briefe an ihre Adres-

Digitized by Google

sen," sagte er. Lairville hatte seine trefflichen Freunde eingeladen, den folgenden Tag beim Felsen von Cancale mit ihm zu speisen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Man schreibt aus Paris, vom 20. Januar: Eine Depesche aus Marseille hatte vor einigen Tagen berichtet der reiche Schatz des Ali Pascha von Tebelen sei wieder aufgefunden. Das Journal „Le Temps" gibt nun hierüber nach einer aus Konstantinopel erhaltenen Mittheilung folgende Details: „Im Jahre 1826 erhielt Ali Pascha, welcher für den reichsten Mann im Orient galt, vom Sultan die seidene Schnur, d. h. den Befehl, sich selbst umzubringen. Bevor er aber demselben nachkam, ließ er alle seine Schätze vergraben und tödtete dann mit eigener Hand die Diener, welche er hierzu verwendet hatte. Seitdem waren alle Nachforschungen zur Auffindung dieses Schatzes vergebens und die ganze Geschichte war beinahe vergessen, als im vergangenen Jahre der ungarische General Gall, der ehemals im Dienste der Pforte gestanden und mit Garibaldi den Feldzug in Neapel mitgemacht hatte, in dieser Stadt eine alte Frau antraf, welche den Ort zu kennen vorgab, wo der berühmte Schatz begraben sei. Diese Frau war vordem im Harem Ali-Pascha's gewesen und von Allen, die darum wußten, allein verschont worden. Um diese mysteriöse Geschichte weiter zu verfolgen, wandte sich General Gall an seinen Landsmann, den Oberst Schneider, der durch den Einfluß des englischen Gesandten einen Firman von der Pforte erwirkte, welcher der alten Frau und den ungarischen Offizieren die Hälfte des Schatzes zusicherte. Bei der Abreise des Herrn von Konstantinopel, dem wir diese Mittheilung verdanken, war der Oberst Schneider auf dem Wege nach Corfu, wo er mit der alten Italienerin der Hauptheldin dieser, einem Märchen aus „Tausend und einer Nacht" ähnlichen Geschichte, zusammen treffen sollte. Die Entdeckung des Schatzes, der, wie man zu Lebzeiten Ali-Pascha's glaubte, unermüdlich sein soll, wäre ein großes Glück für die Pforte, die mit ihren Finanzen gewaltig auf dem Trockenen sitzt."

Unbegründete Todesfurcht. Der „Courier an der Weser" erzählt: „Ein junger Franzose, welcher sich mit seiner Frau während der letzten Fahrt der „Hansa" von New-York nach Bremen am Bord derselben befand, lebte in der festen Ueberzeugung, daß er unterwegs sterben müsse, obgleich er gesund und wohl sich befand. Da er sich für diesen, wie er meinte, unausbleiblichen Fall zugleich auch vor der Versenkung in die schauerliche Wassertiefe fürchtete, so ließ er vorsorglicher Weise in New-York ein Faß Spiritus an Bord schaffen, in welches seine entseelte Hülle gesteckt werden sollte, um später vom Schooße der heimathlichen Erde aufgenommen zu werden. Als aber der eingebildete Todes-Candidat in Southampton lebendig ankam, machte er mit dem Spiritus dem Schiffsarzt ein Geschenk. Dieser brachte denselben mit nach Bremerhaven, wo er ihn versilberte."

Lebernes. Polizei. Auf der Sattlerherberge einer großen schweizerischen Handels- und Universitätsstadt am Rhein steht folgende Weisung angeschlagen: „Jeder fremde in Arbeit kommende Sattlergeselle hat sich zuerst vom Altgesellen seinen Arbeitsschein unterstempeln zu lassen, da er nicht eher von der Polizei seine Aufenthaltskarte bekommt; bekommt er keine Arbeit, so erhält er von dem Gesellen ein Zeichen, welches auf der Herberge zu verzehren ist. G. R., Altgeselle."

In Breslau bestet ein Industrieritter die Lecture der Tagesblätter zu einem besonderen Erwerbszweige aus. Er liest, wo irgend etwas verloren worden und geht dann zu dem Verlustragenden mit der freudigen Nachricht, daß der betreffende Gegenstand gefunden und da oder dort abzuholen sei. Die Nachricht wird gewöhnlich mit einem guten Trinkgeld belohnt.

In Edinburg passirte vor einigen Tagen während der Vorstellung der „Norma" ein halb komischer, halb unangenehmer Vorfall. In der Scene des dritten Aktes nämlich, in welcher Norma dem Sever seine Untreue vorwirft und dann durch das Anschlagen an den Schild des Götzenbildes die Druiden- und Kriegerschaar herbeiruft, um den Verräther und sich selber der Vernichtung zu weihen — in dieser Scene versah sich Fräulein Tietjens (die Darstellerin der Norma) in der Hitze des Gefechtes insofern, als sie bei beregtem Schildanschlagen mit dem Riech-Organ (vulgo Nase) des Prokonsuls — Hrn. Giuglini — in Berührung kam und den Hammer mit dem Blute des Römers röthete. Natürlich hatte dieser unfreiwillige Aderlaß eine kleine Unterbrechung der Vorstellung zur Folge; der Vorhang fiel, ohne daß eigentlich das Publikum wußte warum, und erst, nachdem der Impressario die nöthige Aufklärung gegeben hatte, auch wahrscheinlich nachdem die nöthigen Kaltwasser-Umschläge applizirt worden waren, konnte die Oper zu befriedigendem Ende gebracht werden.

Man schreibt aus Wien, 9. Januar: Ein seltsamer militärischer Zug bewegte sich heute Morgen 8 Uhr durch die Alleegasse der Herrenalser Linie zu; eine halbe Batterie Gebirgsgeschütze (4 Bergkanonen) machte einen Uebungsmarsch. Je ein Pferd trug das Geschützrohr, dem je ein Pferd mit der leichten Geschützlavette folgte. Sechzehn mit Munition und Fourage bepackte Lastpferde, endlich ein halbes Dutzend Reservepferde beschlossen den Zug. Die Leichtigkeit und Beweglichkeit der ganzen Ausrüstung sowohl, als die Absonderlichkeit dieses kriegerischen Apparates erregte allgemeines Aufsehen.

Verantw. Redakt. Th. Bauer.

Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 14. Sonntag den 2. Februar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Die alte Dame sank in einen Stuhl, aber ihr Schreck machte schnell einer unbezähmbaren Wuth Platz. Daß sie, die immer Zweifelnde, gerade jetzt das Beste geglaubt hatte, daß sie in diesem Wahne schwatzhaft geworden war, erhöhte ihre rücksichtslose leidenschaftliche Bitterkeit. Sie rief die Rache Gottes auf den Elenden herab, der eine schuldlose, ehrenhafte Familie so unglücklich gemacht habe; sie verfluchte ihn, sein Geschlecht und seine Nachkommen, uns schien mit jedem neuen Ausruf an Heftigkeit zu gewinnen. Die mächtige hohe Gestalt hatte etwas Entsetzliches in diesem Zorne. Die Haube war von ihrem Haar gefallen, bei ihren heftigen Bewegungen hatte sich dies aufgelöst, und mit den krampfhaft zuckenden Fingern und gerungenen Händen durchwühlte sie die greisen, wirren Flechten.

Kann ein Mensch elender und gestrafter sein, rief sie, als ich arme alte Frau es bin. Ein einziges Kind hatte mir Gott gegeben, es war meine Freude und mein Stolz, nun ist es der Fluch meiner alten Tage. Wohin ich sehe, trifft mich Spott und Schande, und sie, die Quelle aller meiner Schmerzen scheint es nicht zu fühlen, ja sie möchte wohl gar den schändlichen Böswicht noch vertheidigen. — Ach! das ist die Strafe meiner schwachherzigen Liebe; daß ich zu mild gegen sie war, das bringt mich nun mit Leid in die Grube. Ja, Du unnatürliches Kind, Du bist es, Du tödtest Deine alte Mutter; Du vergiftest mein Leben; welchen Kummer, welch' Elend hast Du mir bereitet! Nein, ich kann es auch nicht ertragen, Dich und den Zeugen Deiner Schande immer um mich zu sehen. — O! Gott erlöse mich von dieser Qual, daß ich sie nicht verfluchen muß in meinem Elende. Mein Herr und Gott! was habe ich gethan, daß Du mich so heimsuchst.

Hier löste sich ihr Schmerz in einem Strom von Thränen, und mit lautem Weinen senkte sie das Haupt in ihre Hände.

Langsam stand Jenny auf, sie schien gefaßten Muthes, und wie sie vor ihrer Mutter niederkniete und deren Hände demüthig faßte, sagte sie mit fester, leiser Stimme: Du arme Mutter! Ja wohl, ich habe Dir so schweres Leid gethan, daß ich es nimmermehr abbüßen kann. Vergib mir um meinen eigenen Schmerz, der mein Herz verbrennt, daß ich schreien möchte.

Die die Mutter nicht antwortete, stand sie auf, nahm ein Licht und ging der Thüre zu.

Wohin gehst Du, Jenny? sagte Werner.

Sie wendete sich um und sah ihn an. Ich will zu meinem Kinde, sprach sie; ich muß ihm sagen, daß es keinen Vater hat. Gute Nacht, Konrad!

Er blieb allein mit der ächzenden Frau, welche erst nach langer Zeit so viel Ruhe gewann, um seinen Trost und seine verständigen Gründe zu hören. Werner trug ihr diese mit Beredtsamkeit vor, und mischte so geschickt weltliche Vortheile, Fügung des Himmels, die unlöslichen Hindernisse einer Heirath zwischen Richard und Jenny und die hochmüthige Kälte der erloschenen Liebe des jungen vornehmen Mannes, daß er endlich zu dem Schlusse gelangte, es werde eine Zeit kommen, wo, was die Mutter jetzt beweine, als eine weise Schickung sich erkennen lasse, welche sie segnen werde. Weiter ging er nicht, aber er deutete in wenigen Worten es an, wie ein besserer Mann als dieser hochmüthige, verschrobene und lasterhafte Mensch sich finden werde, der Jenny zum Glück leite; wie sie, geborgen vor aller Noth, ruhig hier wohnen könnten, bis die Zeit den Schmerz gemildert habe, und wie er selbst dann sorgen wolle, daß die Welt sich ihnen öffne.

Nach manchen Gesprächen darüber war die Mutter sichtlich beruhigt. Es dämmerte in ihr die Ahnung auf, daß der fromme, rechtschaffene und begüterte Vetter wohl

Digitized by Google

selbst noch, trotz aller Schmach auf Jenny's Haupt, sie zu Ehren bringen könne. Als er ging, drückte sie ihm die Hände. Kommen Sie bald, recht bald wieder, sagte sie, wir bedürfen Ihrer Freundschaft und Jenny wird dankbar sein.

(Fortsetzung folgt.)

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortsetzung.)

4. Die Löwen halten Fütterung.

Es schlug sechs Uhr, als ein eleganter Wagen aus dem Labyrinth fuhr, welches die zahlreichen Straßen im Quartier des Halles bilden. Im Winter breitet sich um sechs Abends schon die Nacht auf diese Gegend, und gerade heute vermehrte ein dicker Nebel, der mit dem Londoner wetteifern konnte, eine Dunkelheit, welche die Gaslampen vergeblich zu zerstreuen sich bemühten. Der Wagen ging nur langsam vorwärts. — Endlich hielt der Kutscher beim Felsen von Cancale, diesem Stelldichein, den sich die schöne Welt in der häßlichsten Gegend von Paris auserwählt hat. Ein junger Mann stieg aus. Trotz der rauhen Jahreszeit hatte er nur einen leichten Oberrock an, er hatte es vergessen oder verschmäht, sich mit einem Mantel aus wärmerem Stoff zu bekleiden, der neben ihm gelegen hatte und dessen Kragen mit reicher Stickerei in maurischem Geschmack verziert war. Ein rothes Band war in seinem Knopfloch befestigt; neben diesem Bande steckte eine frisch gepflückte Rose. Das Gesicht des jungen Mannes strahlte vor Freude; — man erkennt in ihm den Herzog von Lairville. In das Gasthaus eintretend nannte er gleichgültig dem Wirth seinen Namen. Dieser grüßte ihn und geleitete ihn, die Serviette unter'm Arm, nach einem besonderen Zimmer. Ein reich gedeckter Tisch erwartete dort die Genossen. Heinrich hatte im Lauf des Tages durch seinen Kammerdiener das Essen bestellen lassen. Noch war Keiner der Eingeladenen angekommen, aber es schien Lairville nicht unangenehm zu sein, daß er warten mußte. Er rückte einen Stuhl an's Kamin, wo eine dunkle Kohlenmasse glühte. Er schürte, um sich zu zerstreuen, eine Weile darin herum, dann fiel sein Blick auf die Blume, die sein Knopfloch schmückte. Ein Liebesangedenken spiegelte sich in diesem Blick. Zu gleicher Zeit, von einem unbeschreiblichen Stolz ergriffen, verzog sich sein Gesicht, und ein spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen. Laute Stimmen, und zahlreiche Schritte erschollen plötzlich im Vorzimmer. Die Thür öffnete sich und der Graf Montbryon mit fünf Genossen traten über die Schwelle.

„Ihr kommt spät, meine Herren, es ist halb Sieben, und wenn wir um ein Uhr Morgens schlafen gehen wollen, haben wir keine Zeit zu verlieren."

„Sie haben sich in Afrika recht verwöhnt, lieber Heinrich!" rief Montbryon. „Glauben Sie immer noch im Regiment zu sein, wo Alles nach dem Glockenschlag geht? Der Magen eines Edelmannes läßt sich nicht nach der Uhr stellen."

„Ohnedies," unterbrach ihn Costal, „ist Preval an unserm Spätkommen Schuld."

„Ich sehe ihn nicht unter Euch, kommt er nicht?" fragte Lairville.

„Früher oder später wird er kommen. Er fährt im Fiacre. Zur Rettung seiner Ehre ist es sehr nebelig; denn wenn man Preval in diesem abscheulichen Fuhrwerk sähe, wäre sein Ruf dahin."

„Preval in einem Fiacre!" schrieen die jungen Leute. „In dem schauderhaftesten aller Fiacres, den mein Diener auftreiben konnte," sagte Costal. „Ich hoffe sehr, daß wenn ihn der Gastwirth aus diesem grünlichen Kasten steigen sieht, er ihm die Thüre weist. Was wird er von dem Zahlungsvermögen eines Menschen denken, der so angefahren kommt?"

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

Anklageakt,

gefertigt in Gemäßheit eines, von dem Kriminalsenat großherzogl. Hofgerichts der Provinz Starkenburg unter dem 8. Januar 1852 erlassenen, die Anklage gegen

Georg Heinrich Jakoby,

52 Jahre alt, Hofbuchdrucker von Darmstadt und beschuldigt der Verpfändung seiner Ehrenrechte, erkennenden Verweisungsurtheils.

Der Angeklagte Georg Heinrich Jakoby, ein Sohn der verstorbenen Schneidermeister Heiß Wittwe, hat die Buchdruckerei erlernt und betrieb dieselbe zuletzt in seinem vor etwa 4 Jahren vor dem Mainthore daher an der Frankfurter Straße neuerbauten Hause. Zugleich war er der Herausgeber eines Lokalblattes, des „Hessischen Anzeigers." Sein Vermögen besteht in diesem Hause, auf welchem jedoch 10,500 fl. Schulden haften. Sein übriges Vermögen besteht in dem Geschäfts- und Haushaltungsinventar.

Im Jahre 1831 hatte er sich zum Erstenmale verheirathet mit Dorothea Grimm von hier, die 500 fl. in die Ehe brachte, während er selbst kein Vermögen hatte. Seine Frau war 5 Jahre älter wie er. Beide erkauften später ein Haus hinter der Kavalleriekaserne am Neckarthore, in welchem die Frau eine Wirthschaft betrieb, während Jakoby in Buchdruckereien arbeitete. Im Jahre 1839 verkauften sie das Haus wieder, wobei sie 3000 fl. erübrigten, welche ihn in den Stand setzten, eine eigene Druckerei zu errichten, die er in der Schulstraße, dann in einem Hause in der Schloßgasse und zuletzt vor dem Mainthore betrieb. Ende Juli 1851, während er noch in der Schloßgasse wohnte, starb seine Frau, nachdem sie ihn kurz vorher testamentarisch zum Erben eingesetzt hatte. Ende August war er schon wieder Bräutigam mit der Wittwe des Metzgermeisters Peter Nungesser, geb. Sohl, mit welcher er sich am 5. Oktober 1851 verheirathete. Auch diese war 4 Jahre älter wie er. Sie brachte ihm eine hübsche Mobiliarausstattung und später noch etwa 1400 fl. an elterlichem Vermögen zu, das ihm nach dem Ehevertrag zu lebenslänglicher Nutznießung zu verbleiben hatte. Am 3. August 1861 jüngsthin starb auch diese Frau. Die Ehe war, wie die frühere, kinderlos geblieben. Seine Frau hatte jedoch aus der Ehe mit Nungesser einen Sohn hinterlassen, den jetzigen Metzger Georg Nungesser, der verheirathet ist mit einer Tochter des Lohnkutschers Gerhard dahier. Schon alsbald nach dem Tode auch dieser Frau versprach sich Jakoby zum dritten Male mit Marie Huber, einem 24jährigen Dienstmädchen, Tochter des Schuhmachers Huber in Stuttgart, welche er kennen gelernt hatte, während diese bei dem neben ihm in dem Gärtner'schen Hause wohnenden großherzogl. Kreisassessor Küchler gedient, zuletzt aber in Homburg

Digitized by Google

konditionirt hatte, von wo Jakoby sie schon am 10. Sept. als seine Verlobte in sein Haus brachte. Er hatte bereits gedruckte Verlobungsanzeigen in der Stadt herumgeschickt, hatte Brautvisiten mit ihr gemacht, die Braut hatte ihr Einstandsgeld mit 50 fl. in die Stadtkasse bezahlt und war überhaupt der Zeitpunkt der Verheirathung schon in naher Aussicht, als am Abend des 31. Oktober Jakoby unter der Anschuldigung, seine Ehefrau durch Gift aus dem Weg geschafft zu haben, in seinem Hause durch die Gensdarmerie verhaftet und in's Arrestlokal abgeführt wurde. Noch an demselben Abend wurde auch die Huber, als der Betheiligung an diesem Verbrechen verdächtig, eingezogen und wurden alle Wohnungsräume unter gerichtliche Siegel gelegt. In der Folge wurde jedoch die Huber, da sich der Verdacht gegen sie nicht bestätigte, wieder entlassen.

Der Tod der Frau des Jakoby war selbst für die Nachbarn so unerwartet und überhaupt unter so vielen verdächtigen Umständen erfolgt, daß sich alsbald das Gerücht verbreitete, sie wäre von ihrem Manne vergiftet worden. Selbst der großherzogliche Kreisassessor Küchler war so durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Frau Jakoby keines natürlichen Todes gestorben sei, daß er sich aufgefordert fühlte, noch vor der Beerdigung dem behandelnden Arzte, Obermedizinalrath Dr. Leibbecker, seine und die Zweifel anderer Nachbarn mitzutheilen, um diesen Arzt zu bestimmen, eine Sektion der Leiche vorzunehmen. Dr. Leibbecker lehnte diesen Antrag aber mit der Versicherung ab, daß er sich in keiner Weise hiezu veranlaßt finden könne, indem die Frau, die er schon lange Jahre kenne und schon oft an den Folgen einer verkehrten Lebensweise und diätetischer Fehler behandelt habe, an einem brechruhrartigen Anfall gestorben sei, wie er damals ziemlich allgemein grassirt habe. Auch der Sohn der Verstorbenen, Metzgermeister Georg Nungesser, dem die Gerüchte über eine stattgehabte Vergiftung seiner Mutter immer dringender und lauter zu Ohren kamen, suchte sich durch Erkundigungen bei dem Arzte zu beruhigen. Der Stadtgerichtsdirigent selbst wählte später diesen Weg, um zu ermessen, in wie weit die Gerüchte zu einem Einschreiten Veranlassung geben könnten, jedoch sprach sich der Arzt auch hier in gleicher Weise aus. Da nichts geschah, so verlor sich das Gerede auch allmälig wieder und waren solche, die mit den Verhältnissen nicht näher bekannt waren, selbst geneigt, den Ursprung in Gehässigkeiten gegen Jakoby und gegen die Tendenzen des von ihm herausgegebenen Blattes zu finden. Doch der Sturm brach von neuem los, als man den Jakoby schon so bald mit der früheren Dienstmagd Huber am Arm durch die Straßen gehen sah.

Die Gerüchte hatten nun neue Nahrung gefunden, ja man sprach sogar bald davon, die Leiche sei ausgegraben worden, Jakoby sitze im Arrestlhaus und selbst hieß es, er habe sich erhängt. Unter diesem Drang der öffentlichen Stimme und von vielen Seiten selbst mit Vorwürfen überhäuft, fand sich endlich am 18. Oktober der Sohn der Verstorbenen zur Beruhigung seines Gewissens veranlaßt, eine Anzeige zu erheben, in Folge deren das Stadtgericht auch sehr bald so viele Verdachtsgründe erhob, daß es eine Ausgrabung der Leiche für unerläßlich erkannte, um dadurch eine Gewißheit über den Grund oder Ungrund der Gerüchte zu erlangen.

Diese Ausgrabung der Leiche fand am 29. Oktober auf dem Erbbegräbniß des Jakoby im Beisein der als Experten zugezogenen und beeidigten Aerzte: Großherzoglichen Ober-Medicinalrath Dr. Pfannmüller und praktischem Arzte Dr. Carl Weber, sowie der Chemiker Ober-Medicinalrath Dr. Winkler und dem Lehrer an der Gewerbschule, Dr. Thiele, statt. Die Leiche wurde in das Todtenhaus auf dem Friedhof gebracht und dort, nachdem die Identität genugsam constatirt worden war, secirt. Die Leiche fand sich, obgleich fast 3 Monate in der Erde liegend, auffallend erhalten. Sie war weniger verwesen als vermodert, doch lösten sich die Haare leicht ab. Die Haut an Kopf und Hals, sowie theilweise der Brust war lederartig und trocken; nicht war dies der Fall an der Haut des eingesunkenen Bauchs; die Haut an den Beinen und das darunter liegende Fett ließen dagegen kaum eine Zersetzung wahrnehmen. Die Muskeln an Beinen und Armen waren von hellrother fast frischer Beschaffenheit. Ebenso zeigten sich bei der Section die Muskeln des Unterleibs wohl erhalten, das Bauchfell war blaß und glänzend wie in frischem Zustande; die geöffnete Bauchhöhle zeigte wenig Verwesungsgeruch; die Eingeweide waren von fast normaler Beschaffenheit, nur blässer von Farbe. Der auffallend blasse Magen und Darmkanal lagen dem äußeren Anschein nach leer zusammen da. An der vorderen Wand des Magens zeigten sich jedoch einzelne höchst auffallende gelbe Flecken und damit correspondirend eben solche gelbe Flecken an der inneren Bauchwand da, wo diese auf dem Magen aufgelegen hatte. Auch auf beiden Seiten der Bauchhöhle fiel eine tief weingelbe, klarlige, etwa 6 Unzen betragende Flüssigkeit in die Augen.

In dem Inneren des geöffneten Magens, namentlich an dem Magenmund, traten wieder eine Menge gelber Flecken hervor. Sonst fand sich der Magen mit etwas gräulich weißem Speisebrei überzogen, der nach der Ausmündung hin wieder mit gelber Farbe vermischt war. In dem Darmkanal fand sich etwas weniges Kothwasser, gelbe Flecken waren darin nicht zu erkennen. Die Leber war blutleer und im Inneren schiefergrau; die Gallenblase leer. Der Schlund war auf seiner Schleimhaut schiefergrau ohne Röthung. Im Uebrigen bot die Section nichts Besonderes dar. Die Techniker enthielten sich eines vorläufigen Ausspruchs, obwohl die gelben Flecken am und im Magen sammt der gelben Flüssigkeit, in Verbindung mit dem verzögerten Fäulnißprozeß und der lederartigen Beschaffenheit der Haut, schon jetzt ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade erregten. Sie erklärten nur vorläufig, daß die anatomischen Ergebnisse allein sich noch nicht zu einer entscheidenden Aeußerung qualifizirten und erst eine chemische Untersuchung der Eingeweide abgewartet werden müsse.

Den Chemikern wurde darauf der unterbundene Magen, der Darmkanal sammt Schlund, Leber und Gallenblase, Milz und Nieren, sowie eine Quantität der in der Bauchhöhle vorgefundenen gelben Flüssigkeit und auch noch etwas von der dem Sarg zunächst gelegenen Erde zur Untersuchung übergeben, die Leiche aber wurde wieder beigesetzt.

Schon am 2. Tage nachher, nachdem inmittelst die Chemiker in der Secirstube des stets verschlossen gehaltenen und Tag und Nacht bewachten Leichenhauses damit begonnen hatten, vorbereitende Untersuchungen anzustellen, und auch den Magen auf seiner inneren Fläche von den daselbst befindlichen Stoffen zum Zwecke weiterer Untersuchung zu reinigen, gewahrten diese in der Gegend des Magenmundes eine ziemlich beträchtliche Menge jener schmierigen Masse von intensiv goldgelber Farbe und die Stelle des Magens unter jener Masse in der Größe eines halben Guldenstücks auffallend fleischfarbig gefärbt und von einem 2 Linien breiten Rand umwusstet, der von jener gelben Substanz infiltrirt war. Diese Erscheinung hatten die Chemiker für in so hohem Grade wichtig erachtet, daß sie sofort ihre Arbeit einstellten und eine weitere anatomische Untersuchung durch die Aerzte beantragten.

Es fand diese am folgenden Tage, dem 31. Oktober, im Leichenhause Statt. Nach dem Befund der Aerzte bestätigte sich das von den Chemikern an jener Stelle Wahrgenommene vollkommen. Es zeigten sich aber auch sonst noch, namentlich in der Gegend des Einganges und des Ausganges des Magens eine große Menge anderer solcher mit gelber, schwieriger Masse bedeckten kleineren und größeren Flecken, die sich über die ganze Schleimhaut

Digitized by Google

verbreiteten und beim Halten des Magens gegen das Licht wie dunkle Inseln hervortraten. Es ergab sich aber auch weiter, und zwar am auffallendsten an jener großen Stelle, daß sich der gelbe Stoff in den Boden aller dieser Stellen fest eingebettet hatte, daß darunter die Schleimhaut fehlte und die braunliche Muskelhaut, auf der der Stoff auflag, geschwärzig war. Ja an einigen Stellen schien selbst die Muskelhaut durchfressen zu sein. Von den Rändern dieser Geschwüre verbreitete sich dann eine gelbe Färbung in die Umgebung, von zum Theil zwei Zoll.

Nach diesem Befund sprachen sich die Aerzte sogleich dahin aus:

„daß diese Geschwüre von der ätzenden Einwirkung eines Stoffes auf die Magenhaut herrührten, und daß dieser ätzende Stoff die darauf liegende gelbe Masse sei, dergleichen in der Medizin nicht in der vorgefundenen Weise als innerliche Arznei angewendet werde."

Die Chemiker aber erklärten:

„daß sie sich nach einer vorläufigen qualitativen Untersuchung verpflichtet glaubten, sich schon jetzt dahin auszusprechen, daß sie die gelbe Masse für nichts anderes als gelben Arsenik hielten."

Diese Ansicht fand denn auch im Laufe der weiteren chemischen Analysen und Untersuchungen ihre vollständigste Bestätigung. Nach den Resultaten dieser Untersuchungen, die von den Herren Chemikern in ihrem späteren schriftlichen Gutachten auf das ausführlichste dargelegt wurden, war die gelbe überall im Körper verbreitete Masse Gift, nämlich sogenanntes Schwefelarsen mit arseniger Säure. In größter Menge fand sich diese Giftmasse und insbesondere auch die arsenige Säure im Magen vor, ebenso aber auch in der Leber und in den Eingeweiden. Nur der Schlund ergab keine nachweisbare Menge von arseniger Säure; das Abwaschwasser der Eingeweide und Leber stellte nur Schwefelarsen und die Untersuchung der zunächst dem Sarge gelegenen Erde nichts von beiden dar.

Die beiden Chemiker sagen unter anderm in ihrem Gutachten: „Aus den Gesammtresultaten ihrer mitgetheilten Untersuchungen gehe hervor, daß in allen von ihnen untersuchten, aus der Leiche der verstorbenen Frau des Jakoby erhobenen Organen und ebenso in der öligen Flüssigkeit und dem Abwaschwasser von den Eingeweiden Arsen entweder als Schwefelarsen oder arsenige Säure oder beide in Verbindung enthalten gewesen seien. Erwäge man auch, daß sich an der Einmündung des Magens eine nicht unbeträchtliche Quantität Schwefelarsen vorgefunden, von welcher die Schleimhaut infiltrirt gewesen sei, daß sich aber auch derartige kleinere und größere mit gelbem Schwefelarsen infiltrirte Stellen in dem Magen, den Därmen und an der Leber nachgewiesen hätten, — so könne darüber kein Zweifel sein, daß die Verstorbene im Leben eine beträchtliche Quantität der aufgefundenen Gifte auf die eine oder andere Weise in sich aufgenommen habe und der Tod durch die Einwirkung des Giftes erfolgt sei. Hiefür spreche insbesondere weiter das im Magen aufgefundene, von der Schleimhaut ganz entblößte und mit breitem Rande umgebene Geschwür, sowie die unter einzelnen Stellen im Magen aufgelöste Schleimhaut, offenbar die Folge der Einwirkung eines corrosiven Giftes, welches, wie die aufgefundenen Reste zeigten, in größerer Menge vorhanden gewesen sein müsse, aber höchst wahrscheinlich zu einem großen Theile vor dem Tode durch Erbrechen und Stuhlgänge entleert worden sei, wie der äußerst geringe Inhalt des Magens und der Därme darthue.

Schon die eigenthümliche Beschaffenheit, in der die Leiche gefunden worden, lasse über die außergewöhnliche Todesart bestätigende Schlüsse ziehen, da die auffallende Hemmung der Verwesungsmetamorphose einen außergewöhnlichen Grund haben müsse."

Die beiden Chemiker vereinigten sich in ihrem Gutachten weiter dahin: daß die nachgenannte „arsenige Säure," der bekannte weiße Arsenik, auch Giftmehl genannt, sei, dessen höchst giftige Wirkung schon aus der Anwendung zu Vertilgung schädlicher Thiere überall bekannt und zu dessen Anschaffung in leichter und nicht auffallender Weise vielfach Gelegenheit gegeben sei. In neuerer Zeit weniger verwendet sei der sogenannte Schwefelarsen, der früher viel als Farbmaterial und jetzt noch in manchen Gegenden namentlich von Juden als bekanntes Enthaarungsmittel (Rusma) gebraucht werde. Dieser gelbe Schwefelarsen komme im Handel als natürlicher, d. h. von der Natur fertig gebildeter krystallinischer oder als künstlicher, durch Zerlegung der arsenigen Säure mit Schwefelwasserstoff erhaltenes Produkt vor. Der dem animalischen Leben gefährlichste Bestandtheil des Schwefelarsen sei aber jener weiße Arsen, die arsenige Säure.

Je nach dem größeren oder geringeren Verhältnisse nun, in welchem auf den Arsenhütten der weiße Arsen mit Schwefel zusammengeschmolzen werde, ergebe sich der Grad seiner giftigen Wirkung und liege darin auch der Grund, warum hin und wieder früherhin an der Bedeutung des Schwefelarsens als Gift gezweifelt worden, wiewohl seit Orfila, der sich in seinem toxicologischen Handbuche über die giftige Wirkung des Schwefelarsens verbreitete, diese Zweifel nicht mehr bestünden, vielmehr künstlicher wie natürlicher Schwefelarsen den Giften beigezählt werde. Es enthalte aber vorzugsweise der im Handel vorkommende emaillehnliche Schwefelarsen die größte Menge arseniger Säure, oft zu 96%, während der natürliche krystallin'sche oft nur wenig enthalte und hiernach also sich auch die Wirkungen dieses Giftes der Zeit und Tödtlichkeit nach richteten."

Die Herren Chemiker sprechen sich schließlich weiter dahin aus:

„daß, da sie die arsenige Säure in der Leiche nicht als solche in Substanz aufgefunden hätten, sie annehmen müßten, daß dieselbe zugleich mit Schwefelarsen der Frau Jakoby im Leben zugeführt worden sei, daß also in der That zwar eine Vergiftung durch Schwefelarsen als vorliegend angenommen werden müsse, daß aber gleichwohl mit Rücksicht auf die Reichhaltigkeit des in der Leiche gefundenen Schwefelarsen an arseniger Säure, wie es eben bei der im Handel vorkommenden Sorte der Fall sei, — die Vergiftung richtiger als eine an schwefelarsenhaltiger arseniger Säure geschehen bezeichnet werden müsse.

Dem gutachtlichen Ausspruch der beiden Herrn Aerzte wurde außer den Resultaten der chemischen Untersuchung erst noch das Ergebnis über die letzte Krankheit der Frau Jakoby, insbesondere die Krankengeschichte des behandelnden Arztes Dr. Leibdecker und die Angaben der Zeugen, namentlich der Jakoby'schen Magd, Elisabeth Sanierr, unterbreitet.

Bezüglich der letzten Krankheit der Verstorbenen hat sich nun das Folgende herausgestellt:

Die Frau Jakoby war am Montag den 29. Juli noch frisch und gesund und heiterer wie sonst. Sie hatte am Nachmittag den Kaufmann G. H. Schmidt, ihren früheren Nachbar in der Schloßgasse, und auch eine Bekanntin, die Frau des Krausbauaufsehers Härter, bei der sie seit Ostern nicht mehr gewesen war, besucht.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 11:

Aufrichtigkeit ist die beste Leiterin durch's Leben.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Bilderräthsel.

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 15. Dienstag den 4. Februar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Werner ging sinnend durch die Nacht. Sie war still und vom Dämmerschein der unermeßlichen Sternendecke erhellt. Der reine Himmel ließ die Myriaden Welten auf die kleine dunkle Erde hinabschauen. Der Strom spiegelte sich in ihnen, die nackten alten Bäume schienen mit ihren spitzen Zweigen gleich Fingern hinauf zu drohen und die Sternschnuppen abzuschlagen, welche in seltener Menge über den lichten Bogen kreuzten.

Sonderbar, sagte Werner leise, ich empfinde bei ihren Leiden ein Gefühl des Glücks und der Genugthuung, und während ihr Herz fast zerbricht, richtet sich das meine endlich auf. Das ist die göttliche Vergeltung! Er hat Recht, meine Rolle ist einfach. Es müßte seltsam kommen, wenn ich nicht bald in seine Stelle treten sollte, denn ihr Schmerz ist eines Weibes Schmerz, schnell verweht und verwandelt.

Wie wunderbar! ich wollte sie arm und nun bringt sie mir ein schönes Landhaus und zwanzigtausend Thaler. Gott! ich danke Dir!

Hier hob er den Kopf zu den Sternen auf und fühlte es heiß über sein Gesicht laufen. Ein prostituirtes Mädchen, murmelte er, was wird die Welt sagen!

In diesem Augenblicke sah er dicht am Flusse eine weiße Gestalt sich langsam fortbewegen. Es ging ein schmaler Steg über das Wasser hinaus, wo Schiffe landen konnten, dorthinauf ging die Gestalt. Ein Zittern lief durch Werner's Glieder, er sprang von dem Fußweg und eilte herbei. Jenny, rief er, unglückliches Weib, was thust Du?! Rette Deine unsterbliche Seele, Dein Kind. Mörderin! Im Namen Gottes, steig herab!

Sie streckte die gerungenen Hände zum Himmel aus und schien sie über ihren Kopf zu falten. Es gibt keinen Gott! nein, es gibt keinen Gott! schrie sie gellend — ein dumpfer Fall, ein Aufschlagen des Wassers folgte Das letzte schreckliche Wort glitt flüsternd über die Wellen hin, dann ein erstickter Schrei, eine plätschernde Hand, das weiße versinkende Kleid und Alles war still.

Werner hielt die Augen starr auf den Punkt gerichtet, wo sie verschwunden war. Viele Sterne stürzten plötzlich aus dem Firmament und schienen in das Wasser zu fallen; es dunkelte vor den Augen des hülferufenden Mannes, er sank bewußtlos nieder.

7.

Die schöne Morgensonne ging golden über den Wald. Welch heiterer lieblicher Tag, welche Lust, die frische Herbstluft einzusaugen; wie beneidenswerth, wer auf schnaubendem Roß die Waldwege durchkreuzt. Viele Spaziergänger standen still und sahen der schönen Recha nach, die so leicht den türkischen Schimmel lenkte. Willfried ließ seinen schwarzen Hengst daneben courbettiren, und Recha nickte ihm zu, daß die Langaben des wilden Thiers ihn nicht im Sattel rücken konnten; dann sprach sie leise mit Richard an ihrer Seite, lachte laut und schlug ihr Pferd.

So, sagte sie, werden wir bald in den Bergen meiner Heimath umherstreifen, wenn die Hörner rufen und die Hunde die Fährte des Fuchses verfolgen. Es ist langweilig bei Euch und Eure Sitten gefallen mir gar nicht. Das Volk hat keine Hochachtung gegen die Vorrechte der Geburt, es dünkt sich als gleich, während in dem freien England die niederen Stände voll Ehrerbietung und Demuth sind.

Wir sind, wie wir sind, das Produkt der Stürme, welche Europa seit fast fünfzig Jahren erschüttern, sagte Richard. Nach England drangen sie nicht.

Nein, rief sie, das ist es nicht, Ihr seid es, Ihr habt Euch selbst erniedrigt. In falscher Anmaßung habt Ihr die rechte Würde aufgegeben und Jedem erlaubt, sich als Eures Gleichen zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortsetzung.)

„Ja mein Lieber," fuhr Montbryon fort, „Preval fürchtete den Schnupfen für seine Pferde, und er schrieb mir, ich möchte ihn abholen. Ich antwortete, daß ich mit dem größten Vergnügen bereit wäre; in diesem Augenblick kam Costals Diener, mit dem härtesten, erbärmlichsten, langsamsten numerirten Korbwagen."

Bei diesen Worten öffnete sich mit Getöse die Thüre, und Preval erschien, bis auf den Rücken bespritzt; er hatte einen ungeheuren Weg zu Fuß gemacht.

„Nicht ein einziges Cabriolet stand mir auf meinem Weg zu Gebot!" rief er. Montbryon, Sie werden mir den schlechten Spaß bezahlen. Wenn ich so herzlos wäre wie Ihr, so hätte ich freilich meine armen Pferde durch das Unwetter getrieben. Glücklicherweise bleiben mir noch meine Beine. Ihr Fiacre, lieber Costal, mit Ihrem Diener geschmückt, erwartet Sie vor meinem Haus. Ich habe dem Kutscher Ihre Adresse gegeben und ihm befohlen auf Sie zu warten; ich sagte ihm, welche Zeit es war, und versicherte ihm, er würde fünf Francs Trinkgeld bekommen."

Jetzt warrn die Lacher auf Preval's Seite. Alle Genossen waren indeß beisammen; die Kellner bekamen Befehl aufzutragen. Montbryon setzte sich an die Seite des Gastgebers. Die ersten Augenblicke wurden dem Hunger gewidmet. Tiefes Schweigen herrschte im Zimmer. Sämmtliche Verbündete schienen in sehr sorgloser Stimmung zu sein, während sie doch im Gegentheil eine lebhafte Erwartung innerlich aufregte.

Der Brief, den Ihnen Lairville geschickt hatte, enthält nichts Besonderes; es war nur eine einfache Einladung zum Mittagessen mit der Stunde und dem Ort der Zusammenkunft. Unter Leuten aber, die, wie wir wissen, ein Geheimniß verband, die um derselben Sache willen zu Felde lagen, demselben Ziele zuschritten, konnte das Diner eine Bedeutung haben. War es nur eine Artigkeit des Herzogs, wie er sie früher wohl in der Gewohnheit hatte? Aber dann hätte er noch mehr Freunde eingeladen, und diesmal waren es nur die sieben Verbündeten. Lairville mußte also seine Absicht erreicht haben, der Tag der Rache mußte gekommen sein. Aber in der That, das Diner konnte eben so gut eine Niederlage anzeigen! — Die ungezwungene Miene des Gastgebers hätte genügt, um es aufzuklären. Jeder Eingeladene machte es sich zur Pflicht, über dies Capitel ganz zu schweigen, mit Lairville die Initiative zu überlassen. Die Unterhaltung ging also ihren natürlichen Gang; es erfolgten kecke, anstößige, bisweilen groteske, selten geistreiche Gespräche, wie sie glücklicherweise nur ein gewisser Theil unserer Jugend zu führen pflegt.

„Meine Herren," begann Preval, „ich bringe Euch heute durch meine Gegenwart ein großes Opfer, ich hatte ein Pferd zu besuchen."

„Und hast uns den Vorzug gegeben?" sagte Montbryor, „das ist schmeichelhaft! Es giebt Leute, die in Gesellschaft zu gehen, einem Minister oder einer Dame aufzuwarten haben: Du hattest ein Pferd zu besuchen; das nenne ich mir die französische Sprache gut gebrauchen!"

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Sie hatte dieser früher einmal ihr Leid über ihren Mann geklagt, war aber an diesem Tage sehr munter, sagte ihr, es gehe ihr jetzt wieder gut, ihr Mann sei sehr ordentlich und aufmerksam gegen sie, denn er habe ihr vor Kurzem einen Hut gekauft. Sie äußerte, daß ihr der Hut sehr viele Freude gemacht und daß sie sich nicht wünsche, daß es ihr im Leben besser gehe. Sie fügte sogar noch scherzend hinzu, daß sie jetzt auch recht oft ausgehen wolle und daß sich ihr Mann daran gewöhnen müsse, auch als einmal allein zu Haus zu bleiben. Ja sie machte sogar Projekte für den Winter, indem sie zur Härter sagte, sie hoffe, sie würden sich im nächsten Winter wieder im Theater sehen. Sie hatte in dieser Weise über eine Stunde bei der Härter verweilt.

Zwischen 5 und 6 Uhr kam sie wieder nach Haus, fand ihren Mann an einem Tische sitzen, Bier trinkend und Käsebrod verzehrend, und nahm unter den Worten, „ei was hast Du denn da?" sofort an der Mahlzeit Theil. Jakoby klagte darüber, daß er noch einen Ausgang besorgen müsse und daß es ihm nicht wohl sei. Sie erbot sich deßhalb sofort diesen Ausgang für ihn zu besorgen und that dies auch. Als sie gegen halb 9 Uhr zurückkam, hatte sich Jakoby schon zu Bette gelegt. Sie aß dann auch etwa 1½ Schoppen saure Milch von ihrer Ziege und legte sich dann ebenfalls.

Am anderen Tag, Dienstag, klagte sie über Unwohlsein und zeigte vielen Durst, den sie durch Ludwigsbrunnen-Wasser zu stillen suchte; ihre Klagen waren jedoch nicht sehr erheblich. Mittwochs Morgens klagte sie sich jedoch sehr und blieb im Bett liegen. Es hatten sich heftige Magenschmerzen mit Erbrechen und Abweichen eingestellt, da jedoch das Erbrechen nicht stark genug war, um ihr die Uebelkeit zu nehmen; so verlangte sie öfters warmes Wasser, um weiteres Erbrechen herbeizuführen. Es half aber nicht viel. Die Magd schüttete die erbrochene Substanz und was durch den Stuhlgang abgegangen war, in den Abtritt, ohne darauf zu achten. Zuletzt aber fiel es ihr auf, daß sowohl das Gebrochene wie der Stuhlabgang eine entschieden grüne Farbe an sich trug. Donnerstag den 1. August wurde der Arzt von Jakoby gerufen und zwar gegen den Willen der Kranken. Der Arzt, Obermedizinalrath Dr. Leibbecker, fand bei ihr verminderte Hautwärme, blasses Gesicht, beschleunigten etwas fieberhaften schwachen Puls von 80—85 Schlägen, blasse schleimig belegte Zunge, Magen und Bauchgegend etwas aufgebläht, doch weich und wenig schmerzhaft. Sie litt an Aufstoßen, klagte über üblen Geschmack, Appetitlosigkeit, Durst, Uebligkeit, Reiz zum Erbrechen und große Mattigkeit. Es war ihm gesagt worden, daß sie an Erbrechen und Abführen erkrankt sei, angeblich in Folge von Erkältung durch kalte Waschungen, und Diätfehlern. Sie gab an, daß sie an Erbrechen und etwas Abweichen mit bei beiden vorhergegangenen Leiwech gelitten habe. Dr. Leibbecker verordnete ihr außer Arznei, bestehend in kohlensaurem Natron mit Essig, Wasser und Kirschlorbeer, Spiritusaufschläge auf den Magen, warmes Verhalten und warme Get änke, wie Thee, schwarzen Kaffee und Gerstenschleim. Die Arznei wurde ihr an's Bett gestellt und nahm sie dieselbe selbst nach Vorschrift ein. Die Magd besorgte die anderen Getränke, Jakoby ging nur ab und zu und hatte überhaupt der Magd die Pflege seiner Frau Tag und Nacht überlassen, da er sich in eine andere Stube gelegt und der Magd sein Bett im Kranken-

Digitized by Google

zimmer eingeräumt hatte. Am folgenden Tage, Freitag den 2. August, war der Zustand der Kranken entschieden besser. Sie nahm an diesem Tage wieder Gerstenschleim mit Eiergelb und mußte ihr die Magd sogar auch in den Thee und Kaffee Eiergelb thun. Sie war sogar etwas aufgestanden und hatte sich von der Magd in's Nebenzimmer führen lassen, wo sie sich auf's Kanapee setzte. Dann ging sie in's Comptoir zu ihrem Mann. Da sie sich aber sehr matt fühlte, so legte sie sich wieder, wobei sie von der Magd und Jakobv unterstützt wurde. Der Arzt hatte an diesem Tage seinen Besuch wiederholt. Er fand sie im Bette aufsitzend, die Haut wieder warm, Zunge und Geschmack fast rein, auch war wieder etwas Appetit vorhanden. Sie hatte etwas geschlafen gehabt, Erbrechen hatte nicht mehr stattgefunden und Uebelkeit aufgehört; Abweichen nur gering und mit wenigen Schmerzen. Nach der Angabe des Arztes ließ ihr Zustand baldige Wiederherstellung hoffen. Er verordnete regelmäßigen Genuß von Fleischbrühe und das Fortsetzen des Restes der Mixtur. Ferner verschrieb er ihr, um das nächtliche Abweichen und die dadurch bedingte Störung der Ruhe und Ausdünstung zu verhüten, 2 Pulver, bestehend aus je einem Grane wässerigem Opium-Extract, 1/4 Gran Brechwurzel mit arabischem Gummi, Austernschalen und Pfeffermünzzucker, von welchem Pulver eines vor dem Einschlafen und das andere nur dann genommen werden sollte, wenn demungeachtet Abweichen eintrete.

Jedoch trat von dem Augenblicke an, als sie um 6 Uhr Abends das eine Pulver erhalten hatte, von Neuem eine auffallende Verschlimmerung in ihrem Zustande ein. Kaum hatte sie das erste Pulver genommen, so machte sie ein Gesicht, als wenn sie etwas sehr widrig schmeckendes genommen hätte. Sie trank auch gleich ein Wasserglas voll Wasser darauf und nach wenigen Minuten fing sie wieder und zwar ziemlich stark zu brechen an und sah das Erbrochene wie Schleim aus. Dabei steigerte sich ihr Durst außerordentlich, so daß ihr die Magd abwechselnd Thee, Kaffee, Wasser und Gerstenschleim reichen mußte.

Die Nacht verlief ebenso schlimm. Sie verlangte zweimal auf die Bettpfanne, die ihr die Magd in's Bett reichte. Obgleich sie jedesmal etwa eine Viertelstunde darauf sitzen blieb, so war der Abgang doch gering. Er sah wieder grün und wie zäher Schleim aus und wurde von der Magd in den Abtritt geleert. Um 3 Uhr hatte sich die Magd auf das andere Bett gelegt und war eingeschlafen. Gegen halb 5 Uhr wurde sie durch den Zuruf der Frau Jakoby geweckt. Zu ihrem Erstaunen fand sie dieselbe, mit dem Oberkörper an der Wand angelehnt, wiederum auf der Bettpfanne sitzen, die sie sich selbst genommen hatte. Die Jakoby sagte ihr, sie sitze schon ziemlich lange darauf und hieß die Magd die Pfanne wegnehmen. Es war nur wenig Abgang darin. Sie verlangte dann in das andere Bett gebracht zu werden und zeigte große Unruhe. Jetzt fingen auch die Schmerzen im Magen wieder heftig an, so daß sie laut krächzte und nach dem Arzt verlangte. Jakoby schickte deshalb um halb 7 Uhr zu Dr. Leibdecker, dem er sagen ließ, er möge doch beim ersten Ausgange seine Frau besuchen, da sie schwächer geworden sei. Dieser traf jedoch in Folge anderer ärztlicher Abhaltungen erst gegen halb 10 Uhr ein, als gerade zum Zweitenmale nach ihm geschickt worden war. Die Schmerzen der Jakoby hatten inmittelst so sehr zugenommen, daß sie immer lauter lamentirte. Auf einmal hatte sie auch einen glühend heißen Kopf und so heiße Hände bekommen, daß sie nach einer Waschschüssel mit kaltem Wasser verlangte, in welches Jakoby selbst ein Tuch legte. Kaum hatte sie aber das Tuch an das Gesicht gebracht, so verfiel sie in einen krampfartigen Zustand, in welchem sie den Kopf und die Augen verdrehte. Dieser Zustand ließ zwar bald wieder etwas nach, dagegen begannen die Schmerzen von Neuem unter lautem Lamentiren der Kranken, so daß man sie auf dem Gang hörte. Sie äußerte damals in ihren Schmerzen: „es ist doch unverantwortlich, daß der Doktor nicht kommt!“ Bald verdrehte sie auch die Augen wieder, so daß die Magd dem Jakoby sagte, der gerade wieder in's Zimmer kam, und indem sie ihm dabei ein Zeichen gab, um ihn auf die Augen seiner Frau aufmerksam zu machen, daß er nochmals zum Arzte schicken möge.

Dieser war bei seiner Ankunft im höchsten Grade über die große und auffallende Veränderung in dem Zustande der Kranken überrascht. Er fand sie bleich mit verfallenen Zügen in jenem anderen Bette liegen, am ganzen Körper kalt, Puls meist nicht zu fühlen oder fadenförmig, die Haut blieb lederartig, in eine Falte gehoben, emporstehen, die Zunge war blaßbläulich kaum belegt; Aufstoßen, namentlich bei Druck auf die weiche Herzgrube, vermehrt, aber geruchlos und mit Beklemmungen; Bauch mehr eingefallen und unempfindlich; Erbrechen und Abführen hatte aufgehört. Dr. Leibdecker erkundigte sich nun gleich, was vorgekommen sei, um diese auffallende Veränderung erklären zu lassen und hörte von Jakoby, der allein im Zimmer war, daß der Zustand bis gestern Abend gut gebliehen, daß sie von dem Dienstmädchen, welches die ganze Nacht allein bei seiner Frau geblieben, um die bestimmte Zeit das eine Pulver bekommen, dasselbe aber aus Widerwillen, und nur dieses, wieder weggebrochen, das andere aber gar nicht erhalten habe; daß sie sodann um Mitternacht die Bettpfanne verlangt und bei leichter Bekleidung in dieser kühlen Nacht mehrere Stunden, den Bestrebungen der Magd ungeachtet, sie zum Niederlegen zu bewegen, aufsitzen geblieben sei und sich erst am Morgen wieder niedergelegt habe, wo sie ganz kalt und schwach gewesen.

Der Arzt war unter obwaltenden Umständen nur darauf bedacht, durch sofort angeordnete Senfteige Auflegen von warmen Decken, Spiritusaufschläge auf den Bauch, so wie durch innere Mittel das schwindende Leben zu erhalten, jedoch es gelang ihm nur vorübergehend, dem Körper wieder etwas Wärme einzuflößen, und bereits zwischen 11 und 12 Uhr erfolgte der Tod ohne Krampf und Kampf, nachdem die Kranke selbst bei äußerster Ohnmachtsschwäche die Besinnung nicht verloren und willig alles ihr vom Arzt Angedeutete noch bis zuletzt genommen hatte.

Dr. Leibdecker erwähnte noch in seiner am 24. Oktober, also vor der Ausgrabung der Leiche, übergebenen Krankengeschichte, daß er die Bettpfanne, die bei seiner Ankunft schon ausgeleert gewesen, nicht zu sehen bekommen. Auch habe er von erbrochenen Substan en nichts gesehen, da die Patientin nach seinem ersten Besuche nicht mehr eigentlich erbrochen, sondern nur öfters starkes Aufstoßen gehabt, und, wie ihm angegeben worden, das am Abend bis 2. August gegebene Pulver allein ohne weitere Stoffe wieder von sich gegeben haben solle. Der Tod betreffe noch weiter, daß, wie er bei seinem ersten Besuche am 1. August die objektiven Erscheinungen und den Charakter des Gastricismus mit großer Schwäche ohne alle Spur von Entzündung vorgefunden, so auch der Zustand der Krankheit bei seiner Ankunft am Morgen des 3. August nur das Gepräge der Erschöpfung der Lebensk-äfte, ohne jede Spur einer entzündlichen Reizung an sich getragen habe. Er erwähnte endlich, daß er die Verstorbene schon seit Jahren kenne und schon öfter an gastrigen Störungen behandelt habe, welche sich in der Regel in Anfällen von heftigen Leibschmerzen, Aufblähen, Erbrechen ꝛc geäußert hätten und daß sie mitunter auch schwerer erkrankt gewesen sei, wie namentlich vor 2 Jahren an allgemeiner Wassersucht und voriges Jahr an einem „gastrisch-nervösen Fieber mit Geistesverwirrung.“

Obermedizinalrath Dr. Leibdecker fand am andern Tag, als er den Todesschein ausstellte, den Leib der Leiche nicht sehr aufgetrieben, dagegen fand er Arm und Hände sowie Beine und Füße von blaurother Farbe. Der von ihm ausgestellte Todesschein lautet nach einer von der

Digitized by Google

Hand des Jakoby herrührenden Abschrift, die sich bei der Haussuchung unter seinen Papiern vorgefunden, also:

Frau Elisabetha, geb. Sohl, Gattin des Gr. Hofbuchdruckers Herrn Heinrich Jakoby dahier, starb gestern um 11½ Uhr im 56. Jahre an Brechruhr, zu welcher sich Unterleibslähmung gesellte. Da die Zeichen der beginnenden Verwesung an der Leiche bemerkbar sind, so kann die Beerdigung morgen, den 5. August, Nachmittags vorgenommen werden.

Darmstadt, 4. Aug. 1861. Dr. Leibhecker I.

Bei seiner späteren Vernehmung im Laufe der gerichtlichen Untersuchung sprach sich Obermedizinalrath Dr. Leibhecker wiederholt darüber aus, wie er am Samstag Morgen durch den veränderten Zustand der Kranken überrascht worden sei. Er erklärte ferner: daß die Ursache der großen Veränderung im Zustande der Kranken, vom Abend auf Morgen eingewirkt haben müßte und daß an die Stelle des von ihm verordneten Pulvers, das unmöglich Schuld an der Veränderung trage, ein anderes gegeben worden sein könne. So wie die Sachen damals gestanden, habe er Grund gehabt, den Tod einem unvernünftigen Diätfehler zuzuschreiben, und sich auch dahin ausgesprochen. Einen Verdacht habe er um so weniger schöpfen können, als Jakoby auch den Sohn der Verstorbenen habe rufen lassen, gegen den die Mutter immer erbittert gewesen wäre.

Der Sohn der Verstorbenen, Metzgermeister Georg Rungesser, war der einzige, der sonst noch die Verstorbene auf ihrem Krankenlager gesehen hat. Jakoby ließ ihn rufen. Er war am Donnerstag, den 1. August, da, fand aber seine Mutter nicht sehr krank. Er sah sie dann wieder am Samstag, und schildert ihren Zustand am letzten Tage Morgens dahin, daß er seine Mutter in den fürchterlichsten Schmerzen gefunden habe, daß sie endlich schwächer geworden, und dabei plötzlich in einen Krampfzustand verfallen wäre, in welchem sie ihre Hände mit Einschlagung des Daumens zusammengeballt und Kopf und Augen verdreht habe. Nachher sei sie in bewußtlose Ruhe verfunken, nach welcher sie in zehn Minuten ihren Geist aufgegeben. Rungesser sah die Leiche seiner Mutter noch einmal an demselben Abend. Es fielen ihm hier die eigenthümlich rothen Flecken an Händen und Füßen auf, dabei standen ihre Augen weit offen wie im Leben und ließen sich auch mit der Hand nicht schließen.

Der bei der Todesnachricht hingeeilte Kaufmann Schmidt machte bezüglich der Augen dieselbe Bemerkung. Anderen Personen, wie dem Schreiner, der Todtenfrau und der Stiefschwester der Verstorbenen fiel außer verschiedenen Flecken der ungeheuer aufgetriebene Leib und ein blauer Schleim im Munde auf.

Der Sohn des Obermedizinalraths Dr. Leibhecker, der praktische Arzt Dr. Leibhecker II., den sein Vater in's Jakoby'sche Haus hatte rufen lassen, war erst dahin gekommen, als die Jakoby eben verschieden war. Er spricht sich dahin aus: „Er müsse gestehen, daß er sich auf die ersten ihm von seinem Vater gemachten Mittheilungen über den rapiden Verlauf der Krankheit, des Gedankens nicht habe entwehren können, daß hier eine Vergiftung vorliegen könne. Er habe sich jedoch durch die Angaben seines Vaters, daß der Tod in der Art der Erkrankung und in der Constitution der Verstorbenen seine Erklärung finde, wieder beruhigt, bis andern Tags Kreis-Assessor Küchler gekommen sei und seinem Vater die Verdachtsgründe mitgetheilt habe, worauf auch er bei seinem Vater mit seinem Bedenken hervorgetreten sei."

Das Pulver, welches die Verstorbene am Abend vor ihrem Tode bekommen, hat weitere Ermittlungen veranlaßt. Es waren die zwei von Obermedizinalrath Dr. Leibhecker verordneten Pulver in der Calmbergischen Apotheke auf dem Markte durch den Provisor Gravelius genau nach Vorschrift zubereitet worden und hat derselbe nachträglich noch ein solches Pulver nach dem Rezepte angefertigt, und zu Gerichtshanden gegeben. Denn bei der Haussuchung im Jakoby'schen Hause fand sich von Medicamenten nichts mehr vor. Es hat dieses Pulver eine gelblich gräuliche Farbe und enthält nichts, was irgendwie einen nachtheiligen Einfluß auf den Zustand der Kranken hätte äußern können. Gewiß ist, daß die in der Apotheke an jenem Freitag gefertigten Pulver in das Jakoby'sche Haus gekommen sind. Es konnte jedoch nicht mehr ermittelt werden durch wen, da sich der Druckerlehrling Wilhelm Dietz, der sie höchst wahrscheinlich geholt hat, nicht mehr darauf besinnen kann. Derselbe erklärte jedoch, daß, wenn er die Pulver geholt, er sie jedenfalls dem Jakoby selbst gegeben habe, weil sie streng angewiesen gewesen seien, solche Sachen an ihn selbst abzuliefern. Die Magd hat die Pulver nicht bekommen. Auch sind sie nicht auf den Nachttisch zu der anderen Arznei und den Gläsern gekommen. Doch war Jakoby in deren Besitz und auch nur er und nicht die Magd war es, welcher um 6 Uhr Abends seiner Frau jenes verhängnißvolle Pulver gegeben hat. Er hatte sich von der Magd einen Löffel geben lassen und hat das Pulver, in dem Löffel mit Wasser angerührt, seiner Frau gegeben. Als er es in dem Löffel hatte und Wasser dazu schüttete, hat es die Magd, obwohl sie unten am Bett beschäftigt war und Jakoby ihr den Rücken zuwandte, gesehen. Aus was er das Pulver nahm, konnte sie nicht bemerken. Als es aber in dem Löffel war, sah sie, daß es weiß war. Als Jakoby seiner Frau das Pulver gegeben hatte, ging er aus der Stube weg in die Wohnstube. Er blieb in dieser Nacht ungewöhnlich lang auf, weil er, wie er sagte, viel zu korrigiren hatte. Während er sich sonst gegen 10 Uhr zu Bette zu legen pflegte, legte er sich erst gegen ½12 Uhr. Als er nach längerer Zeit wieder in das Krankenzimmer kam, theilte ihm die Magd mit, daß sich seine Frau auf das Pulver so gebrochen habe, worauf er sagte, daß er unter diesen Umständen seiner Frau das zweite Pulver nicht mehr geben wolle.

Wie bereits bemerkt, hatte Dr. Leibhecker in seiner Krankengeschichte angeführt, daß der Kranken das Pulver von dem Dienstmädchen gegeben worden. Dr. Leibhecker konnte es aber später nicht mehr gewiß sagen, ob ihm dies ausdrücklich so von Jakoby sei angegeben worden, oder ob er es nur unterstellt habe. Jedenfalls ist die Magd von Dr. Leibhecker nur danach allein gefragt worden, was die Kranke getrunken habe, um ihren Durst zu stillen. Das Referat des Jakoby, welches dieser dem Arzt machte, enthielt jedoch noch mehr Unwahres, wie namentlich die Erzählung von der Bettpfanne und das darin gelegene Beitreten, den Zustand seiner Frau einer sich bei dieser Gelegenheit zugezogenen Erkältung zuzuschreiben.

Auch Jakoby will nicht wissen, wie das Pulver aus der Apotheke in das Haus gekommen sei. Bei seinen ersten Vorhören schlüpfte er jedesmal über den Punkt: wer seiner Frau das Pulver gegeben habe? hinaus. Später gab er auf die Frage: wann das Pulver von seiner Frau genommen worden sei? an:

„Ich kam an jenem Abend um 7 Uhr in das Krankenzimmer und fragte meine Frau: hast Du das Pulver genommen? Sie sagte: Ja!

Als ihm vorgehalten wurde, daß er seiner Frau das Pulver gegeben haben solle, läugnete er dies beharrlich mit dem Bemerken, daß er ja gar nicht dabei gewesen sei und sich überhaupt um die Arzneien gar nicht bekümmert habe. Gleich darauf antwortete er wieder:

„Ich weiß mich nicht mehr zu besinnen, ob ich meiner Frau das Pulver gegeben habe oder das Mädchen. Lassen Sie mich ihr aber auch das Pulver gegeben haben, so ist dies ja einerlei, es ist ja etwas unschuldiges."

(Fortsetzung folgt.)

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 16. Donnerstag den 6. Februar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

In einem Lande der Wissenschaft muß die Aristokratie der Bildung hohe Rechte genießen, sagte Richard lächelnd.

Wenn es die Bildung allein wäre, erwiederte sie; aber bei Euch ist Alles Aristokratie oder will es sein. Ihr wißt die Kuckuckseier nicht aus Euren Nestern zu werfen, und geht mit Leuten um, wo man sich in England die Hände wäscht, wenn man mit ihnen zufällig und unabweisbar in Berührung kommt. Ich gehöre nicht zu den Strengsten, aber ich muß auch Deine Schwäche tadeln, Richard, weil sie mich ärgert. Du sprichst mit dem niederen Volke, ja Du reichst dem schmutzigen Pöbel die Hand, wie heut dem alten Bettler an Deiner Thür.

Es war kein Bettler, sagte er sanft, es war ein redlicher, tüchtiger Mann, den ich von Jugend auf kenne.

Gib ihm Geld! rief sie, aber nicht Deine Hand. Geld ist für diese Menschen das rechte Mittel, sie zu belohnen und in Ehrfurcht und Ergebenheit zu halten. Das ist die Art, wie man die Schranken erhält; nur keine Annäherung zu der Gemeinheit des Lebens. Nichts ist hassenswerther, nichts verächtlicher, als diese freiwillige Entwerthung.

Willfried, der voraus war, hielt sein Pferd an und deutete den Weg hinunter. Was gibt es dort an der Brücke? rief er, was stehen die Menschen dort? Schnell darauf und dran, eine Neuigkeit, die wir sehen müssen.

Sie näherten sich rasch; viele Menschen hatten am Ufer einen Kreis gebildet, und mitten darin waren Fischer, welche scheltend den Leichnam eines Weibes aus den Maschen ihres Netzes lösten.

Da lag sie auf dem sonnenvollen Rasen, so weiß und kalt, so still und schön, als schlafe sie. Die Furchtbarkeit und das Geheimnißvoll-Entsetzliche, das auf dieser Todten ruhte, schien selbst in der rohen Menge den Spott zu verscheuchen. Ein alter Mann tadelte laut die scheltenden Fischer. Seid doch Christen, sagte er, und denkt nicht an die kleine Arbeit und Mühe. Das unglückliche Weib da hat eine so gräßliche That gethan, daß man lieber beten soll, Gott möge ihr verzeihen und denen, die es vielleicht verschuldet haben.

Die Reiter hatten sich näher gedrängt, Recha wandte sich schnell ab. Fort, sagte sie, eine Scene des menschlichen Elends, wir können hier weder beten noch Geld vertheilen.

Aber Richard saß starr auf dem Pferde, alles Blut und Leben war von ihm gewichen. Er hörte nicht.

Fort mit Dir, flüsterte Willfried und ergriff die Zügel, hier ist kein Platz für Dich. Er wendete das Thier um, aber mitten in dieser Bewegung sprang Richard ab. Er durchbrach den Kreis und kniete an der Leiche nieder. Langsam hob er ihren Kopf empor, strich das Haar von ihrer Stirn und suchte mit der Hand ihr Herz. Da bin ich, murmelte er, da bin ich mit meinen unermeßlichen Schmerzen. — Erwache Jenny, erwache! Du hast mir gesagt, Du fühltest meine Liebe, die allmächtig wiederkehrt, so richte Dich auf, und stehe meine Liebe und mein Elend. Entsetzlicher Traum! O! warum hast Du mir das gethan?

Seine Lippen bewegten sich, aber Niemand hörte, was er sprach.

Lieber Herr, sagte der alte Mann, Da ist alle Mühe umsonst. Hier hat nur der Todtengräber sein Amt zu verwalten.

Und ich, sagte Richard mit dumpfer Stimme, indem er aufstand.

Er blickte zurück, Recha und Willfried waren fort, der Diener hielt sein Pferd. Sorge für diese Leiche, sagte

Digitized by Google

er. Laß sie in das Haus dort bringen, hier ist Geld, spare nichts, ich werde für alles Weitere sorgen.

Wie er durch den Wald fortsprengte, fühlte er eine überirdische Kraft in seinem Herzen. Nun will ich sie ewig lieben, sagte er, und die Thränen flossen über sein Gesicht, ewig um sie trauern; aber mein Gewissen klagt mich nicht an, ich schlage meine Blicke frei und stolz zum Himmel auf, ich frage laut: Wer klagt mich an? Wer wagt es, mich zu verdammen? — Dann drückte er die Hand auf seine heiße schmerzende Stirn und sagte mit furchtbarer Gewalt: Ich! ich! —

Als er nach Haus kam, wurde Recha's Reisewagen soeben herausgezogen; der alte Baron kam verstört und zornig aus den Zimmern der stolzen Frau. Nun, sagte der alte Herr, wir werden das Gespött der ganzen Welt sein, so ungeschickt hast Du Dich benommen. Geh und sieh, was Du gut machen kannst.

Da ist nichts mehr zu ändern und gut zu machen, erwiderte Richard. Recha hat, wie ich sehe, für immer zwischen uns entschieden. Ich lobe sie.

Der Vater faßte seinen Sohn an der Hand und hielt ihn fest. Ich befehle Dir, mich zu begleiten und um Verzeihung zu bitten! rief er.

Herzlich gern, versetzte Richard, aber Sie sollten uns diesen Weg sparen.

Wie er die Thür öffnete, stand Recha mitten in dem Zimmer und Wilfried küßte zärtlich ihre Hände. Sie wandte sich rasch, ihr Gesicht strahlte vor Zorn. Hier, sagte sie, stelle ich Ihnen meinen Verlobten vor, der mich in wenigen Stunden nach England begleiten wird. Ich weiß, wie ich getäuscht bin, und hoffe, Vetter Richard, Sie machen keine Ansprüche mehr auf meine Hand.

Keine, sprach er. Gott mache Sie glücklich, Muhme Recha.

Er kniete nieder und küßte ihre Hand, dann sah er ihr in's Gesicht und sagte leise: glücklich, wie ich es hoffte und wollte.

Sie blickte ihn vorwurfsvoll an. Plötzlich fiel sie um seinen Hals, küßte ihn heftig und weinte laut. Geh, sagte sie; Gott segne, Gott behüte Dich! O, Richard! mußtest Du mich so gräßlich täuschen, mußte sich Alles so enthüllen?! Geh, ich verzeihe Dir und will Dich nie vergessen. — Sie riß sich los und eilte zu Wilfried zurück, an dessen Schulter sie ihr Gesicht verbarg.

Du hast mir einen Dienst geleistet, Wilfried, sagte Richard, obwohl Du es nicht gut meintest; habe Dank. Nach dem, was wir gesehen, hätte ich Recha's Liebe aufgeben und ihr selbst sagen müssen, daß ich ihre Hand nicht annehmen könne. Genieße Dein Glück und suche sie glücklich zu machen. Lebe wohl, Recha, lebe ewig wohl! —

(Schluß folgt.)

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Meneiaux.

(Fortsetzung.)

„Meiner Treu!“ rief Chateau-Renard, „ich stimme mit Preval überein; das Pferd ist, wie Buffon sagt, die nobelste Eroberung des Mannes!“

„Du irrst Dich,“ unterbrach ihn Montbryon; „denn wenn man Dich, mein armer Chateau-Renard, zu Pferde sieht, wird man viel eher versucht sein zu glauben, der Mann sei die schönste Eroberung des Pferdes.“

„Nun ich bitte die französische Sprache um Verzeihung, aber das Pferd, was ich besuchen wollte, beunruhigt mich. Neulich ist es im Walde so lahm geworden, daß mein Diener die größte Mühe hatte, es beim Haupt bis zu Palmer zu führen, dem Einwohner von Porte Maillot.“

„Schönen Dank für das „Haupt“ Deines Pferdes,“ erwiderte der Graf, der Einzige, der nicht die Pferdeliebhaberei hatte. „Ich nenne das einen Kopf, und glaube noch sehr höflich zu sein. Wenn's beliebt, Herr Preval, wer ist denn der Schmied, der die Hände Ihrer Herren Pferde beschlägt?“

„Montbryon,“ Du bist unausstehlich, Du übertreibst immer. Wenn Du so unglücklich bist fortzufahren enthülle ich augenblicklich Deine choregraphischen Schändlichkeiten.“

Rede nur, guter Freund! Aber, meine Herren, ein Wort wird genügen, um mich im Voraus zu rächen für Alles, was der hier anwesende Centaur auf meine Rechnung erfinden könnte. Sein Stallknecht hat mir gestanden, daß er auf Befehl seines Herrn Butter in den Hafer thut, den er seinen Pferden giebt.“

„Das ist nicht wahr, ich wette tausend Louisd'or darum!“

„Bezahle' mir erst die fünfhundert, die Du mir von der letzten Wette her schuldig bist.“

„Hast Du Angst, ich sei banquerott?“ rief Preval, indem er ihm seine Börse zuwarf. „Da ist das Zeug; was ich zurück bekomme, gieb dem erst-n Kellner, der eintritt.“

„Meine Herren, meine Herren,“ sagte Lairville, „Ihr habt Unrecht. Eines Scherzes wegen erzürnt man sich nicht in dem Maße!“

„Ich mich erzürnen? Warum nicht gar! Wenn ich Montbryon bezahlte, so geschah es nur, um Gewissensfreiheit zu haben und Euch erzählen zu können, was Ihr sogleich hören werdet.“

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Die beiden in der Untersuchung als Techniker zugezogenen Aerzte sprachen sich auf Grund dieser ihnen mitgetheilten Ergebnisse über die letzte Krankheit der Frau Jakoby, so wie auf Grund der Ergebnisse bei der Sektion der Leiche und des Resultats der chemischen Untersuchungen, in ihrem Gutachten im Wesentlichen dahin aus:

„Obgleich die vorliegenden Krankheitserscheinungen Symptome enthielten, welche bei mehreren Krankheiten vorkamen und deßhalb für sich allein nicht ausreichten, um eine bestimmte Todesursache zu erkennen, so seien diese Krankheitserscheinungen doch jedenfalls auch unerläßliche Symptome einer Vergiftung durch ätendes Gift, so zwar, daß sie, unterstützt durch andere Beweismittel, selbst zum Beweismittel für eine solche Todesart würden.

Digitized by Google

Diese Unterstützung hätten sie schon in gewissem Grade in dem auffallend verzögerten Verwesungsprozeß der Leiche, in der Vertrocknung und lederartigen Umbildung der Haut, der verminderten Befestigung der Kopfhaare und in den verdächtigen gelben Flecken auf der äußeren und inneren Magenwand gefunden. Durch die im Innern des Magens entdeckten Geschwüre sei ferner die ätzende Einwirkung eines Stoffes und zwar des gelben Stoffes erwiesen worden; und nachdem durch die chemische Analyse in den Eingeweiden der Leiche, namentlich in dem Magen, der Leber, und dem Darmkanal Schwefelarsen von der im Handel vorkommenden Sorte und arsenige Säure, welche beide zu den heftigsten Giften gehörten, in genügender Menge hergestellt worden wäre, so sei schon in jenen Krankheitserscheinungen örtlich wie allgemein der verderbliche Einfluß des Giftes auf die Organe als verwirklicht zu betrachten"

Die Herren Aerzte sprachen sich am Schlusse ihres ausführlich motivirten Gutachtens weiter dahin aus:

„Das in dem Körper der Frau Jakoby gefundene Gift sei von einer Art und Menge, daß es den Tod nicht nur zur Folge gehabt haben könne, sondern gehabt haben müsse und es sei nach dem Endresultate aller Ergebnisse mit voller Gewißheit erwiesen, daß die Ehefrau des Hofbuchdruckers Jakoby durch in ihren Magen gebrachten Schwefelarsenik und arsenige Säure den gewaltsamen Tod der Vergiftung gestorben sei."

Die Frage: ob das in den Eingeweiden aufgefundene Gift im lebenden Zustande in den Körper der Verstorbenen gelangt sei? beantworteten die Experten mit Bezug darauf, daß sich das Gift schon zum Theil in den zweiten Magen, wie der Leber, Milz 2c. befunden, wohin es nur im Zustande des Lebens hatte gelangen können, unbedingt mit „Ja!"

Die Frage: in welcher Gestalt und auf welchem Wege das Gift in den Körper gekommen? beantworteten sie in Bezug darauf, daß sich das Gift am Magenmund und in dem Magen und zwar als eine Art von Kruste auf vielen getzten Stellen gefunden: „daß das Gift durch den Schlund dem Magen zugeführt worden sei, und zwar in Pulvergestalt, entweder seiner ganzen Menge nach, oder doch zu einem Theile derselben."

Ueber die weitere Frage endlich: ob die ganze Quantität des Giftes auf einmal oder in verschiedenen Abtheilungen und zu verschiedenen Zeiten dem Magen zugeführt worden sei und ob die in den ersten Tagen der Erkrankung der Frau Jakoby von Dienstag den 30. Juli an aufgetretenen Krankheitserscheinungen schon Symptome der Vergiftung gewesen seien? verbreiteten sich die Herren Aerzte im Wesentlichen dahin:

Die von Dienstag dem 30. Juli bis zum Freitag Abend den 2 August, wenn auch weniger stürmisch aufgetretenen Krankheitssymptome müssten schon für Erscheinungen der Vergiftung erkannt werden, weil das Gift wenigstens 24 Stunden in die ersten Wege — Magen und Darmkanal — aufgenommen gewesen sein müsse, bis es in die zweiten Wege — Leber, Milz 2c. — übergegangen und daselbst gefunden worden sein könnte. Wenn sich nun die Krankheitserscheinungen nach Zuziehung des Arztes vermindert und der Zustand der Kranken am zweiten August selbst Hoffnung zur baldigen Genesung gegeben, dieser Zustand sich aber am Abend desselben Tages plötzlich nach Einnahme des der Frau Jakoby von ihrem Manne gegebenen Pulvers wieder so sehr verschlimmert, sich namentlich von Neuem durch sofortiges Erbrechen, heftigen Durst, Abführen, Magenschmerzen u. s. w. zu erkennen gegeben, auch die Kranke sofort beim Einnehmen durch ihr Gesicht den widrigen Geschmack angezeigt habe, während das von Dr. Leidhecker verordnete Pulver nicht gerade einen sehr unangenehmen Geschmack habe und auch keinen Durst erzeuge, so sei es fast keinem Zweifel unterworfen, daß die Verschlimmerung die Folge einer weiteren und stärkeren Gabe von Gift gewesen sei und daß das von Jakoby seiner Frau gereichte Pulver das Gift enthalten habe.

Es ist hiernach gewiß, daß die Frau des Angeklagten den Tod durch Vergiftung gestorben ist. Zur Zeit ihrer Erkrankung und bis zu ihrem Tode war Niemand um sie als ihr Mann und die Mago. Nur ihr Sohn, Metzgermeister Georg Nungesser, den der Angeklagte hatte rufen lassen, besuchte sie am Donnerstag und Samstag Morgen. Für einen Selbstmord liegen nicht die entferntesten Anhaltspunkte vor. Hatte die Frau Jakoby auch viel Kummer über die Behandlung und das Betragen ihres Mannes, wie sich öfters durch ihre Klagen bei Dritten kund gab, so war doch nicht das Geringste vorgekommen, was einen Lebensüberdruß bei ihr nur im entferntesten hätte andeuten lassen. Im Gegentheil wird sie als eine an sich sehr munteren, lebensfrohe Frau geschildert Kaufmann Schmidt, der sie seit Jahren kennt, bezeichnet sie dabei als eine gutmüthige biedere Frau und aufrichtige treue Freundin. Sie scheint etwas heftigen Temperaments gewesen zu sein. Dabei wird sie auch als etwas schwärmerisch bezeichnet, wozu namentlich ein gewisses poetisches Talent, das sie besaß, und sich zuweilen in Gedichten, die sie machte, äußerte, Anlaß gegeben haben mag. Das Verhältniß zu ihrem Sohne war ein nicht freundliches. Schon als ihr erster Mann noch lebte, wurde die Veranlassung dazu gegeben, daß beide Eltern gegen die Heirath ihres Sohnes mit seiner jetzigen Frau gewesen, weil er noch sehr jung war. Auch waren die später bei der Wiederverheirathung der Mutter Seitens des Sohnes gerichtlich geltend gemachten Ansprüche auf Herausgabe väterlichen Vermögens nicht geeignet, das wieder bestandene bessere Vernehmen zu erhalten. Gleichwohl hatte wieder eine Aussöhnung stattgefunden, bis auf einmal die Mutter sich vom Sohne und dessen Frau wieder ganz zurückzog, ohne daß ein besonderer Grund hiefür vorgelegen hätte. Dieser Grund hat sich inzwischen aufgeklärt. Er lag in Zwischenträgereien Jakoby's, der fortwährend einen freundlichen Verkehr mit Nungesser's unterhielt, diese namentlich im letzten Jahre beständig besuchte und bei ihnen stets Klagen über seine Frau und umgekehrt bei seiner Frau Klagen über jene zu hinterbringen wußte, so daß zwischen Mutter und Sohn ein stets gespanntes Verhältniß blieb, was die Ursache war, daß die jungen Leute fast nie zur Mutter kamen und mit dieser nur durch ihr Kind, welches sie sehr gern hatte, in gewisser Verbindung blieben. Klagte nun auch die Jakoby manchmal bei Kaufmann Schmidt über ihren Sohn, so zeigte sie sich sowohl stets als eine wohlwollende, gefühlvolle Mutter und gab stets ihre Liebe zu ihm zu erkennen. Nungesser sah seine Mutter gewöhnlich nur dann, wenn er von Jakoby benachrichtigt wurde, daß sie krank sei, und hatte sie auch vor ihrer letzten Krankheit seit Neujahr nicht gesehen. In einem solchen Falle trat einmal das Bestreben des Jakoby, die jungen Leute von seiner Frau fern zu halten, recht auffallend hervor. Es war im Juli 1860. Nungesser fand damals seine Mutter recht krank, lief in die Apotheke, holte Senfmehl und badete ihre Hände und Füße darin. Als er Morgens von ihr fortging, dankte sie ihm für die Sorgfalt, womit er sie behandelt. Er wollte sie Nachmittags wieder besuchen, aber Jakoby kam und sagte ihm, er solle dieß ja nicht thun, denn sie ne Mutter sei außerordentlich erbost auf ihn, weil er sie so mit dem Senfmehl gequält hätte. Nungesser blieb deßhalb auch weg, merkte aber später, daß nicht ein Wort davon wahr war.

Nur allein der Angeklagte selbst scheint, — abgesehen davon, daß er bemüht ist, den Tod der Frau als eine Folge krankhafter Zustände, an denen sie schon so oft gelitten, hinzust llen, — wohl auf die Möglichkeit eines Selbstmords anspielen zu wollen, wenn er unter anderem davon spricht, daß seine Frau manchmal „wie verrückt" gewesen sei. Indessen weiß der Arzt, abgesehen von jener schweren Krankheit mit Irrsein, gar nichts davon; dafür

Digitized by Google

angeführte Beispiele sind meistens sehr gesucht, und wenn endlich auch Zeugen manchmal Wahrnehmungen in dieser Beziehung gemacht haben wollen, so scheinen sie doch meist auf falscher, durch Gespräche des Jakoby selbst veranlaßter Beurtheilung zu beruhen. Ferner erwähnt Jakoby gelegentlich, daß sich seine Frau von dem Rattengift genommen habe, welches er einmal von dem Rattenvertilger Metzer gekauft habe. Indessen sind diese Hindeutungen, wenn es überhaupt solche sein sollen, keiner Beachtung werth und schwinden gänzlich beim Hinblick auf die früher erwähnte Stimmung der Verstorbenen unmittelbar vor ihrer Erkrankung und im Hinblick auf ihr ganzes Benehmen während derselben.

Ingleichen wird wohl bei der Magd, Elisabetha Ganfert, im Ernste nicht einmal der Gedanke an die Möglichkeit eines Verdachtes aufkommen. Es sei deßhalb nur bemerkt, daß sie erst seit Johanni, also kaum fünf Wochen vor dem Tode der Frau Jakoby bei dieser im Dienste war, daß sie die 24jährige Tochter des Forstwarten Ganfert zu Nieder-Beerbach ist und daß sie von ihrer Heimathsbehörde das Zeugniß erhält, sich stets gut betragen, noch nie in Untersuchung gestanden zu haben und daß sie, wenn auch etwas eigensinnig, doch nie lügenhaft gewesen sei.

Hiernach kann der Mörder, auch abgesehen von dem bereits Erörterten und weiteren Beweisen, nur in dem Angeklagten G. H. Jakoby, dem eigenen Gatten der Unglücklichen, gefunden werden.

Das gewöhnliche Motiv, welches meistthin den Gattenmord kennzeichnet und in Ueberdruß, genährt durch andere lüsterne Neigungen besteht, findet sich auch bei Jakoby in reichem Maaße. Sein Leben, sein hinter seiner Frau her angeknüpftes sträfliches Verhältniß zu der Maria Huber, und das damit gleichen Schritt haltende Verhalten zu seiner Frau geben nicht minder den Schlüssel dazu, — als sein Benehmen nach dem Tode der letzteren und die Heimführung der Huber dem Ganzen die Krone aufsetzen.

Das ortsgerichtliche Zeugniß spricht sich über Jakoby dahin aus: „daß derselbe schon früher die Achtung seiner Mitbürger nur in geringem Maaße besessen und dieselbe in letzter Zeit ganz verloren habe."

Es ist dieses Zeugniß unter Anderem darauf gestützt: „daß Jakoby schon bei seiner ersten Ehefrau Verhältnisse mit verschiedenen Weibspersonen unterhalten und in Folge davon auch einmal mit Wagen, Pferd, Geld und anderen Effekten mit einer Dienstmagd durchgegangen sei; nach seiner Wiederherkunft habe er dann wegen Bevortheilung seiner Gläubiger vier Monate in Untersuchungshaft gesessen, sei jedoch freigesprochen worden."

Kaufmann Schmidt gibt zu: Jakoby habe schon zu Lebzeiten seiner ersten Frau mit einem Mädchen ein Kind gezeugt. Die erwähnte heimliche Entfernung des Jakoby fand im Jahre 1833 statt, während er und seine Frau damals am Neckarthore eine Wirthschaft betrieben. Während seine Frau Morgens auf dem Markte war, um die Einkäufe zu besorgen, hatte sich Jakoby mit Wagen und Pferd, einer vollgepackten Commode und mit 70 bis 80 fl. an baaren Geld davongemacht. Er hatte sich über Straßburg nach Frankreich begeben, hatte unterwegs Pferd und Wagen verkauft, war 2 Monate ausgeblieben, und wurde nach seiner Rückkunft und nachdem inmittelst ein Schuldenwesen eingeleitet worden war, sofort wegen betrügerischer Bevortheilung seiner Gläubiger in Untersuchung genommen, jedoch später gegen den Antrag beider Hofgerichts-Referenten, die bis zu 6 Monaten Correktionshaus gegen ihn beantragt hatten, freigesprochen.

Aehnliche Neigungen, wie zu Lebzeiten seiner ersten Frau regten sich in Jakoby auch wieder in seiner zweiten Ehe. Seine Frau klagte öfter bei Freundinnen, daß er allen Mädchen nachlaufe, und war einmal im Winter 1860 außer sich darüber, daß sie ihn bei ihrer Nachhausekunft mit ihrer Magd eingeschlossen gefunden habe. Am ernstesten und bedenklichsten für ihr eheliches Geschick hatte sich jedoch das Verhältniß gestaltet, welches Jakoby mit der Marie Huber angeknüpft hatte. Dieselbe hatte von 1857 bis Ostern 1859 bei dem im Nachbarhaus wohnenden Großherzogl. Kreisassessor Küchler als Kindermädchen gedient. Sie hatte Reiz für ihn, er gab dies dem Mädchen bald durch sein Benehmen zu erkennen, wenn er von seinem Garten aus hinüber nach dem Nachbarhaus blickte, oder er das Mädchen über die Straße gehen sah, und nachdem er einmal Abends Gelegenheit gefunden hatte, sie am Mainthore zu sprechen, er ihr darauf ein Paar goldene Ohrringe zum Präsent gemacht hatte, so war das Liebesverhältniß bald geknüpft und die heimlichen Zusammenkünfte fanden öfter Statt. Man wußte längere Zeit nicht, was das Mädchen für einen Liebhaber habe, bis einmal beide durch den inzwischen verstorbenen Nachbar Gärtler belauscht, die Sache jetzt bekannt, und die Huber sogleich von Küchler aus dem Dienste weggeschickt wurde. Sie wollte gern in Darmstadt verbleiben und hatte sich bereits anderweit verdingt. Als jedoch ihre Mutter, die gerade damals in der Frankfurter Messe Schuhe feil hielt, Kenntniß von der Sache bekam, beland sie darauf, daß sie fort müsse und nahm sie erst mit nach Frankfurt und dann nach Stuttgart. In Frankfurt kam noch einmal Jakoby mit ihr und ihrer Mutter zusammen.

Doch die Entfernung der Huber hörte jedoch die Neigung, welche Jakoby zu diesem Mädchen gefaßt, nicht auf und auch die Huber blieb gefesselt an ihn durch das Bewußtsein, daß es Jakoby gut mit ihr meine und daß sie durch ihn ihr Glück begründen könne. Jakoby hatte ihr nämlich in der That damals schon Aussichten, sie zu heirathen, eröffnet gehabt. Er hatte ihr bei einer Zusammenkunft auf dem Friedhofe, wie die Huber selbst angiebt, gesagt:

„daß man ja nicht wissen könne, was über Einem verhängt sei; seine Frau sei 6 Jahre älter wie er, sei öfter krank und wenn sie etwa sterbe, so werde er an sie denken."

Die Huber konnte dieses natürlich in der Freude ihres Herzens nicht verschweigen. Sie hatte es gleich der Nachbarin, Gärtner Wagners Wittwe, welche in das Liebesverhältniß eingeweiht war und überhaupt eine sehr unrühmliche Rolle uebenbei spielt, im Vertrauen dahin mitgetheilt: „Jakoby habe zu ihr gesagt, daß nach der Angabe des Arztes seine Frau entweder einmal närrisch oder Knall und Fall sterben werde und daß er sie dann heirathen wolle." Der mit ihr zugleich bei Küchler dienenden Köchin Henriette Wolf vertraute sie ebenfalls an: „Jakoby habe ihr versprochen, sie nicht zu verlassen." Ja! sie sagte dieser sogar noch, daß ihr Jakoby auf dem Grabe seiner ersten Frau Treue versprochen und gesagt habe, er werde nicht ruhen, bis sie Besitzerin seines Hauses und Gartens wäre!! Wenn nun auch die Huber in der Untersuchung erklärte, daß sie in letzter Beziehung der Wolf zu viel gesagt habe, so geht doch aus allem hervor, welchen Eindruck eine solche Zusicherung des Jakoby auf sie gemacht hat und wie sich solche Hoffnungen bei ihr befestigen mußten, je mehr ihr Jakoby durch sein späteres Verhalten Gelegenheit gab, an die Ernstlichkeit und Dauer seiner Absichten zu glauben.

Denn das Verhältniß des Jakoby zur Huber war durch ihre Entfernung nach Stuttgart keineswegs abgebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 17. Sonntag den 9. Februar. 1862.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Schluß.)

Drei Jahre hatte Richard Jenny betrauert. Sein Vater war todt, er hatte die reichen Güter in Besitz genommen, und mit Sohnesliebe für die verlassene Mutter seiner Geliebten gesorgt. Fast täglich hatte er sie besucht, und sein theilnehmender Schmerz, wie seine Sorgfalt hatten endlich Trost in das vereinsamte Herz der alten Frau zurückgeführt. Das Kind war ihre einzige Hoffnung, ihr Haltpunkt am Leben, das höchste Glück ihres Daseins. Richard hatte ihr versprechen müssen, es ihr nie zu nehmen, so lange sie lebe, und nun trieb ihn der unerforschlich süße Trieb zu seinem Kinde hinaus, um es zu sehen, zu küssen, die kleinen Züge zu durchmustern, um Aehnlichkeiten mit seiner armen Mutter zu entdecken und über verschwundene Zeiten nachzusinnen. Je öfter er kam und je liebender und versöhnter die alte Mutter ward, um so mehr zog sich Werner zurück, der nach Jahr und Tag endlich eine Ehe schloß und dann gar nicht mehr erschien.

Als der alte Baron starb, nahm Richard das Kind und die Mutter in sein eigenes Haus, und die Genugthuung, welche er Beiden in den Augen der Welt gab, erhöhte die Zuneigung zu ihm. Er hatte auch den stolzen trotzigen Sinn seiner Jugend ganz abgelegt. Mit ernstem festem Charakter verband er die Milde und Nachsicht eines vielgeprüften Menschen, den Alle ehren und lieben, weil sie wissen, daß die Leidenschaften ihn nicht erreichen. Endlich zog er ganz auf seine Güter, und getrennt von dem städtischen und weltlichen Getreide, versenkte er sich in ein Naturleben, pflanzte, ordnete, verwaltete und gewann im rüstigen Schaffen die ganze Ruhe seines Lebens zurück.

So saß er einst in der Dämmerung eines reizenden Abends, seinen Sohn auf dem Schooße, dessen blonde Locken er streichelte und sich an dem unschuldigen Geplauder erfreute, als die alte Mutter hereintrat, die ihn lange betrachtete und ihn dann freundlich anredete: „Lieber, theurer Richard," sagte sie, „ich muß Ihnen beweisen, daß ich in Wahrheit den Mutternamen verdiene, den Sie mir geben. Welche Rechte haben Sie, Ihr Leben so zu vereinsamen, da Sie doch vor Vielen berufen sind, es zu genießen? Sie leben hier wie ein guter Hausvater, rings umher ist Ihre Familie, für deren Glück und Freuden Sie sorgen; denken Sie denn nicht daran, sich auch selbst zu beglücken?"

„Sie meinen," sagte er lächelnd, „daß ich ein Weib wähle und mein Haus lebendig mache. Nein, werthe Frau; nach so vielen Stürmen bin ich in einen Hafen gelaufen, von wo ich die theuer erkaufte Ruhe nicht noch einmal in Gefahr bringen will."

„Ist das ein Seemann," erwiederte die alte Frau, „der sein Schiff lieber als und unbrauchbar werden läßt, weil er sich vor dem Meere fürchtet?"

„Ich habe geliebt," sprach Richard, „und lebe für dies theure Kind."

„Sie lieben noch," sagte die Mutter lächelnd und ihm drohend. „Viele schöne Fräulein gibt es hier im Lande, wie würde Ihnen sonst wohl keine gefallen?"

„Es gibt keine, welche die Mutter meines Knaben sein könnte," erwiederte er.

„Das scheint Ihnen so," meinte sie, „weil Ihre Gedanken weit übers Meer hinziehen."

„Zu Recha," sagte er ruhig. „Warum soll ich es leugnen? Ich habe Ihnen längst jede Falte meines Herzens enthüllt. Ja, ich habe sie geliebt in schrecklichen Stunden, ihr Andenken ist mir noch immer ein theures und heiliges. Jenny und Recha, sie wohnen Beide in meiner Seele. Der Kampf ist aus, es ist tiefster Friede in mir, ich denke an sie wie an verklärte Freunde."

Bei einem Geräusch an der Thür sah er sich um und stieß einen Schrei aus, indem er die Hände wie nach

Digitized by Google

einer Erscheinung ausbreitete. „Recha!“ schrie er, „ist es Wahrheit, ist es eine Todesahnung!“

„Eine Ahnung neuen Lebens!“ rief Recha und sank an seine Brust. — Erst nach einer langen Pause flüsterte er: „Wo ist Willfried?“

„Unser falsch geschlossener Bund ist aufgelöst,“ sagte sie. „Mit einer reichen Jahresrente hab' ich mich losgekauft von meiner Verirrung, meiner hochmüthigen Verderbtheit, die mich unaussprechlich elend machte. Nun komme ich zu Dir, mein Richard, und frage demüthig: Willst Du mich annehmen? An Gottes Thron will ich es schwören, ich war immer Dein. Du liebst mich noch, ich habe es gehört. Laß mich Dein Weib, die Mutter Deines Kindes, Jenny's Schwester, und die Tochter dieser edlen Frau sein. Nehmt mich auf! Nach so vielen Leiden und Schmerzen, Versöhnung in menschlich schöner Schwäche und Liebe!“

Richard hielt sie entzückt an seinem Herzen und küßte sie wie mit erster Leidenschaft. „Und Sie, meine Mutter!“ rief er, „Sie segnen unsern Bund!“

Die alte Mutter legte das Kind in Recha's Arme und küßte Beide. „Ich wußte ja Alles,“ sagte sie, „ich hatte Recha seit einer Stunde gesehen. Meinen Segen und Jenny's Segen über Euch!“ —

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Mencianx.

(Fortsetzung.)

Preval trank ein großes Glas Madeira und erzählte folgendermaßen:

„Wenn Ihr weniger blind wäret, so hättet Ihr schon die unerklärliche, fortwährende, eigensinnige Abwesenheit eines der Freunde unserer sechsitzigen Opernloge bemerkt, die wir unserer Fünfzehn gemiethet haben, nicht aus Sparsamkeit, sondern einfach deßhalb, weil wir es sonst mit vollem Recht für unanständig halten würden, hinter den Coulissen zu erscheinen. Wir lassen die andern Logen zu drei oder vier Personen unsern Wechselagenten, unsern „kleinen Freunden,“ — dies ist der geweihte Name auf dem Boulevard. Ich, der ich ein geborner Beobachter bin, Andere nennen es noch richtiger, aber das ist einerlei, — ich habe mich auf's Kundschaften gelegt und habe Folgendes beobachtet: Unser Freund, eine der schönsten Zierden unserer modernen Gesellschaft, hat nach glorreichen Siegen sein Waterloo gefunden. Dieser Held ist gefallen und ihr könnt ihn auf seinem Felsen von Sanct Helena sitzen sehen, der, ich schäme mich, es zu sagen, links zwischen der ersten und zweiten Coulisse des Operhauses steht. Der Wellington des großen Mannes ist Léocadie, die dritte Nonne rechts von Robert dem Teufel. Da habt Ihr's.“

Colles Lachen folgte dieser Eröffnung. Der Graf spielte die verleumdete Tugend und begnügte sich, die Achseln zu zucken.

„Deine wichtige Miene, lieber Freund, beweist Nichts, denn Du siehst mich bereit, auf der Stelle tausend Louisd'or zu wetten.“

„Eine Wette, meine Herren, beweist Nichts.“

„Deshalb will ich, ohne zu wetten, Euch was erzählen. Warte nur, ich thue also Butter in's Heu für meine Pferde! Gut, aber nun höre, was Du thust. Du bist Nichts als ein alter, verliebter Löwe, ein Akademiker von der Sorte, welcher einer Frau die Zähne, ausfeilt. Ich denuncire Euch diesen Menschen wie er leibt und lebt als toll verliebt in die schüchterne Léocadie, die ihn ganz beherrscht und leitet, ihn spazieren führt, ihn bei der Nase herumführt, ja ihn vielleicht auch prügelt, und ihm verbietet, in unsere Loge zu kommen, weil er dann ihrer Wachsamkeit entwischen könnte, und die ihn, wenn sie austritt, auf besagten Felsen verbannt unter die hohe Polizei ihrer Mutter, der kolossalen Madame Pichard, und die ihm endlich nur soviel das Maul aufzumachen gestattet, als ein dienstthuender Pumpenmann nöthig hat.“

„Nun wohl!“ rief der Graf, „Alles das ist wahr, aber es beweist Nichts. Wer sagt Euch denn, Ihr unwissenden Menschen, daß ich aus geheimen Gründen diese schmachvolle Knechtschaft trage, und daß der Tag kommen wird, an dem ich Mamsell Pichard wieder an ihren Platz stellen werde. Geht und verbreitet, was Preval Euch erzählt hat, ich bitte Euch sogar darum. Ich zählte auf Euer Aller Verschwiegenheit, aber diesmal müßt Ihr guten Glauben zu mir haben.“ —

Die Unterhaltung blieb lange Zeit, Dank sei es den zehnerlei Sorten Wein, die die Runde machten, in diesem lebhaften Tone. Die Zeit verging. Heinrich schien keinen andern Zweck zu haben als zu essen und zu trinken. Sicher war das Diner Nichts als eben ein Diner. Montbryon selbst fing an es zu glauben. Das Dessert kam. Die Diener besetzten den Tisch mit neuen Flaschen und gingen wieder.

Seit einem Augenblick war der junge Herzog ernsthaft geworden. Montbryon, der ihn den ganzen Mittag beobachtet hatte, suchte mit seinem Blick das Innere seines Freundes zu durchdringen. Das Stillschweigen der beiden Hauptpersonen steckte nach und nach auch die Uebrigen an, und eine tiefe Ruhe trat an die Stelle des noch eben herrschenden Lärmes. Heinrich glaubte, jetzt sei der rechte Augenblick gekommen.

„Es findet sich also Niemand unter Euch,“ sagte er der mich zur Rede stellen will?“

„Sie zur Rede stellen?“ fragte Costal, „mein Gott, weßhalb denn?“

„Ihr habt mich also Nichts zu fragen? Dies Mittagessen läßt Euch nichts vermuthen?“

Ein allgemeiner Freudenausbruch war die Antwort auf diese, Allen so verständliche Frage. Die sechs Verbündeten erhoben sich wie ein Mann, als wenn es sich darum handelte, einen Toast zu bringen. Lairville hatte alle Mühe, den Aufruhr zu dämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Beide wechselten vielmehr von nun an Briefe, deren Vermittlerin für Jakoby die Nachbarin, Gärtner Wagners Wittwe, machte. Die Briefe an Jakoby gingen nämlich unter der Adresse der Wagner, damit sie der Frau des Jakoby nicht in die Hände fielen und so oft ein Brief kam, gab die Wagner dem Jakoby über die Mauer ein Zeichen, worauf dieser hinüber ging und den Brief in Empfang nahm. Jakoby besuchte aber auch die Huber zweimal in Stuttgart. Das erstemal auf Pfingsten 1859 und das zweitemal im Winter 1859/60. Bei seinem ersten Besuch scheint er dem Vater der Huber beruhigende Justicrungen wegen seines Verhältnisses zu dessen Tochter gemacht zu haben, denn er wurde freundlich in der Familie aufgenommen und führte ihn der alte Huber sogar in der Stadt herum. Der zweite Besuch nahm jedoch einen schlimmeren Ausgang. Der Vater betrat damals seine Tochter mit Jakoby in einem verschlossenen Zimmer im Gasthaus zum Hirsch, wo letzterer logirt hatte, war diesem sehr grob, so daß er alsbald abreiste und schluz nachher seine Tochter solchermaßen, daß sie ärztlich behandelt wurde, aus dem Hause ging und sich über einen Monat bei den Fabrikarbeiter Michelfelders Eheleuten in Stuttgart aufhielt. Diesen Leuten erzählte die Huber vieles über ihr Verhältniß zu Jakoby. Sie erzählte ihnen, daß sie in Darmstadt ihm gegenüber gesteht habe, daß sie auf dem Kirchhofe Zusammenkünfte gehabt und sich Zettelchen unter einen Stein gelegt hätten und sagte ihnen, daß ihr Jakoby versprochen habe, sie zu heirathen, wenn er es nur erst herausgebracht hätte, daß er geschieden würde. Auch sprach sie davon, daß Jakoby zu seiner Frau gar nicht mehr in's Zimmer gehe, daß sie auch kränklich sei und vielleicht bald sterben werde, und bemerkte dabei: wenn das nur Gottes Willen wäre, das wäre ihr am liebsten!

Die Huber hatte den Michelfelder'schen Eheleuten auch einen der von Jakoby angekommenen Briefe vorgelesen, der, wie die Michelfelders sich ausdrückten, ein sehr verliebter war und worin gestanden, daß die Huber nur wieder nach Darmstadt kommen solle, indem er ihr daselbst für ein einstweiliges Unterkommen gesorgt, bis sie einen Dienst haben werde, und daß es sich mit dem Heirathen bis nach Ostern entschieden werde!

In der That hatte Jakoby, wie die Huber selbst angibt, diese damals brieflich bestimmt, wieder nach Darmstadt zu kommen und hatte ihr auch 5 fl. geschickt. Das Unterkommen, was er ihr ausgemacht, war bei der Nachbarin Wagner. Eines Abends, es wird Anfangs März 1860 gewesen sein, traf sie auch dahier wieder ein. Jakoby brachte sie selbst von der Eisenbahn zur Wagner, während ein Mann ihre Kiste nachtrug. Sie hielt sich nun etwa 5 Tage bei der Wagner auf, wo Jakoby seine Zusammenkünfte mit ihr hatte. Sie verdingte sich dann wieder und kam später zu Frau Präsident Minnigerode in Dienst, ging mit dieser den Sommer über nach Baden-Baden, kam im Herbste zurück, blieb in diesem Dienste bis Februar 1861, hielt sich dann dahier wieder einige Tage bei Bekannten auf, logirte auch wieder eine Nacht bei der Wagner und begab sich alsdann, unter Begleitung des Jakoby bis an die Eisenbahn, nach Frankfurt in einen Dienst, weil sie dahier einen solchen wegen ihres Verhältnisses zu jenem nicht mehr bekommen konnte. Sie hatte dem Jakoby, der während der ganzen Zeit in brieflicher oder persönlicher Relation mit ihr geblieben war, noch zuletzt unter Thränen Vorwürfe darüber gemacht, indem er Schuld daran sei, daß es ihr jetzt so gehe und sie ihren guten Namen verloren habe. Zu sie sagte ihm sogar, daß er sie gehen lassen solle und sie nichts mehr von ihm wissen wolle! Es kam aber nicht dazu, und von Frankfurt aus wurde der Briefwechsel durch Vermittlung der Wagner von neuem fortgesetzt. Die Huber äußerte in Frankfurt einmal zu der in demselben Hause dienenden Köchin, die sie nach dem Grund ihres häufigen Briefschreibens fragte: „sie werde einen Mann heirathen, der wenigstens 60,000 fl. im Vermögen habe und 20 Gesellen beschäftige!" Schon Ende April trat die Huber, nachdem sie Jakoby auch dort einmal besucht, wieder aus, kam auf einige Tage nach Darmstadt zur Wagner, hatte nachher noch eine Zusammenkunft mit Jakoby in einem Wirthshause in Frankfurt und vermiethete sich dann nach Homburg. Jakoby hatte letzteres durchaus nicht haben wollen, indem er sagte, daß die Mädchen in einem Badeorte verdorben würden und daß er dann Anstand nehmen müsse, noch zu ihr zu kommen! Die Huber aber that es doch. Sie war überhaupt bös auf Jakoby geworden, offenbar weil kein Ende von der Sache abzusehen sei, und hatte darüber auch noch einige stürmische Auftritte mit ihm. Sie schrieb ihm daher auch von Homburg aus, wohin sie im Mai ging, nur noch einmal und hatte wirklich den festen Vorsatz gefaßt und auch zu erkennen gegeben, das Verhältniß mit ihm gänzlich abzubrechen.

Beide sahen, sich nun auch nicht mehr, bis auf einmal im August ein Brief von Jakoby in Homburg eintraf und gleich darauf er selbst kam. Der Inhalt seines Briefes und der Zweck seines Kommens war klar. Er hatte der Huber angezeigt, daß seine Frau gestorben sei und erklärt, daß er sie jetzt heirathen wolle.

Die Huber konnte dies im Anfang gar nicht glauben und zögerte sogar mit ihrer Zusage, die aber doch bald erfolgte, nachdem innttleist Jakoby auch bei der Mutter der Huber, die wieder in der Messe in Frankfurt feil hielt, gewesen war und dieser gesagt hatte, daß er jetzt sein Versprechen erfüllen und ihre Tochter heirathen wolle. Er verlangte zugleich, daß die Huber sofort mit ihm nach Darmstadt kommen sollte und war zu diesem Zwecke bereits zum zweitenmale nach Homburg gereist. Er kehrte aber unverrichteter Sache zurück, da die Huber erklärte, ihren Dienst nicht so schnell verlassen zu können. Jakoby hatte aber keine Ruhe. Während er ihr sogleich wieder schrieb, daß, wenn sie nicht bis zum 10. September bereit wäre, zu ihm zu kommen, er Alles als einen schönen Traum betrachten müsse — schrieb er an demselben Tage, den 8. September, gleichzeitig an deren Mutter nach Frankfurt und auch an den Vater der Huber nach Stuttgart, beide darum bittend, ihrer Tochter doch ernstlich zuzureden, bis dahin zu ihm zu kommen. Der Brief an letzteren fängt also an:

„Werthester Herr Huber!

Durch das Ableben meiner Frau trete ich mit diesen Zeilen als Wittwer vor Sie, um meine Ihnen gegebenes Ehrenwort in Betreff Ihrer Tochter Marie einzulösen und Sie um Ihre Einwilligung zu ersuchen."

Der Schluß des Briefes lautet:

„Zu versichernd, Herr Huber, haben Sie meine Gesinnungen erkannt. Ich stehe als Mann von Ehre vor Ihnen, zeigen Sie mir jetzt auch durch schnelle Abberufung Ihrer Tochter Marie aus Homburg, daß ich es auch mit einem Ehrenmann zu thun habe."

In dem Antwortschreiben des alten Huber vom 8. September heißt es darauf:

„Ihr werthes Schreiben habe erhalten, und ersehe, daß Sie gesonnen sind, meine Marie zu ehelichen. Ich habe in dieser Beziehung nichts einzuwenden, wenn Sie das mir gegebene Ehrenwort einlösen, wie es einem rechtschaffenen Manne gebührt."

Am 10. September holte Jakoby darauf die Huber in Homburg ab und brachte sie in sein Haus. Die Briefe der Huber an ihre Eltern geben Zeugniß von ihrem Glück, das jedoch nur zu bald von der nachhinkenden Nemesis zerstört werden sollte.

Es bedarf kaum der Erwähnung, welchen Einfluß das Verhältniß des Angeklagten mit der Huber auf dasjenige zu seiner Frau üben mußte. Als diese zuerst da-

Digitized by Google

von erfuhr, ließ sie die Huber, die damals noch bei Küchler war, kommen und machte ihr ernstliche Vorwürfe. Doch sagte sie auch der Huber, daß, wenn sie glaube, in ihrem Hause glücklich zu sein, sie ihr Platz machen und die Zimmer räumen wolle! Von dieser Zeit an, mehr aber noch im Jahre 1860 und 1861 hörte man sie oft bei nahen Bekannten über ihren Mann klagen und quälende Eifersucht gab sich bei ihr zu erkennen. Doch entsprach es vollkommen ihrem Charakter, wenn sie auf der anderen Seite auch wieder ihren Mann in Schutz nahm, bei entfernter stehenden Personen, namentlich Herren, die zuweilen wegen des Geschäftes zu ihrem Manne kamen, nicht das Mindeste über ihre ehelichen Verhältnisse merken ließ und selbst durch häufiges Ausgehen mit ihrem Manne an öffentliche Orte dem Publikum gegenüber die Gerüchte über diesen Lügen strafen wollte.

Doch dieses edle Benehmen wurde von dem Angeklagten nicht erkannt, Um sich bei denen, welche um sein eheliches Verhältniß wußten, rein zu waschen, klagte er vielmehr über das Benehmen seiner Frau gegen ihn, suchte ihre Eifersucht als eine unerträgliche und ganz unbegründete hinzustellen, und sagte seiner Frau sogar nach, daß sie häufig nicht recht im Kopfe sei und man ihr manches zu gut halten müsse, so wie auch er große Last mit ihr habe. Ja, bei einer Freundin seiner Frau, bei der solche Reden des Verrücktseins Eingang gefunden zu haben scheinen, sagte er sogar noch im Winter 1860:

„Eine solche Person, wie die Huber, rühre er noch nicht mit dem Fuße an und zu dem sei er ein gebrochener Mann!"

Das persönliche Einvernehmen der beiden Eheleute in ihrem häuslichen Zusammensein mußte natürlich unter solchen Verhältnissen mehr und mehr untergraben werden. Je inniger und ernster sich das Verhältniß des Jakoby zu der Huber gestaltet hatte, desto mehr mußte seine Abneigung und selbst Haß gegen seine Frau, die ihm überall im Wege stand und ihn quälte, überhand nehmen. Es äußerte sich dieses allmälig durch ein grobes abstoßendes Betragen gegen sie, wovon ebenfalls ihre Klagen bei einzelnen Personen, namentlich im Jahre 1860 und noch bis kurz vor ihrem Tode Zeugniß geben. Ja selbst Thätlichkeiten fielen vor. Er schlug sie einmal Nachts auf dem Canapee und ein andermal schlug er ihr mit seinem Hut auf den Kopf.

Je mehr unter solchen Umständen seine der Huber für den in Aussicht gestellten Fall „des Sterbens" seiner Frau gemachten Versprechungen, wie nicht minder jene ominösen Aeßerungen, welche die Huber im Februar 1860 gegen die Michelfelder'schen Eheleute in Stuttgart that, denen zu Folge die Verheirathung der Huber und somit der Eintritt des diese bedingenden Falles schon nach Ostern 1860 in Aussicht genommen war, — an Bedeutung gewinnen müssen, desto mehr erhalten die nach jener Zeit so häufig eingetretenen Erkrankungen der Frau des Angeklagten Gewicht. Die Rungesser'schen Eheleute erzählen von solchen Erkrankungen der Jakoby im Juli 1860 und September 1860 und Kaufmann Schmidt erwähnt einer solchen vom Februar 1861. Alle diese Fälle gingen bald wieder vorüber und bei allen nahmen die Zeugen ein krampfhaftes Verdrehen der Augen wahr, so daß sogar Schmidt an momentane Geistesstörung glaubte. In jenen ersteren Fällen insbesondere fand auch Erbrechen und Leibschmerz mit kalten Extremitäten statt.

Der Verdacht gegen den Angeklagten, daß er diesen Erkrankungen seiner Frau nicht fern stand und schon damals successive Versuche machte, den Fall, den er der Huber in Aussicht gestellt hatte und auf den diese mit Ungeduld wartete, allmälig herbeizuführen, steigert sich um so mächtiger, wenn man erfährt, daß die Unglückliche schon damals eine große Furcht vor Jakoby zeigte, und geradezu ihre Besorgniß aussprach, er wolle sie vergiften. Denn als sie damals im Juli 1860 von ihrer Schwiegertochter am Krankenbett besucht wurde, sprach sie bei dieser eine große Abneigung gegen ihren Mann aus und weigete sich Thee zu nehmen, den Jakoby bereitet hatte und auf dem Ofen stand, indem sie dabei sagte: „Sie fürchte, er habe etwas hineingethan!"

Wenn sie ihren Mann im Zimmer nicht bemerkte, fragte sie ängstlich: ist er fort? ist er noch da? Auch sagte sie: ihr erster Mann sei ihr so lebhaft in der Phantasie erschienen und habe ihr zugerufen: „Lieschen, nimm Dich in Acht!

Als damals die Schwiegertochter das von der Kranken Erbrochene wegtragen wollte, litt es Jakoby nicht, sondern trug es selbst hinaus. Diese Dienstwilligkeit ist schwer zu vereinen mit den damaligen Klagen der Kranken über die grobe Behandlung, der sie Seitens ihres Mannes ausgesetzt sei und wovon sich die Schwiegertochter sogar selbst überzeugte!

Auch die Ganzert erwähnt eines ähnlichen Angst-Gefühls, das die Verstorbene in ihrer letzten Krankheit zu erkennen gegeben habe. Denn, sagt sie, wenn die Kranke sie nicht bemerkt habe, so habe sie gleich gerufen und dann gesagt: „sie habe Angst, wenn sie nicht da wäre." Sonderbar auch, daß der Angeklagte selbst gelegentlich seiner Behauptung, daß er seiner Frau keinerlei Arzenei gereicht, anführt: „Meine Frau war eigen darin, sie hat sich so etwas nicht geben lassen!"

Soll Obermedicinalrath Dr. Leibbecker wohl auch diese erwähnten früheren Krankheitserscheinungen gemeint haben, wenn er, — wohl auf Mittheilungen Jakobys hin, — von gakrischen Störungen spricht, welche sich die Verstorbene häufig durch „grobe Diätfehler und unsinnige Erkältungen" zugezogen habe?

Es ist bereits erwähnt, wie auffallend sich das Streben Jakobys kund gegeben hat, selbst den eigenen Sohn und die Schwiegertochter durch beständige Klagen, Auslassung und falsche Hinterbringung von seiner Frau fern zu halten, während er selbst doch, namentlich seit dem letzten Winter 1860/61 jene beständig besuchte und sich auf dem freundlichsten Fuße mit ihnen zu halten suchte. Diese Tendenzen des Angeklagten treten hauptsächlich gerade seit jenem Kranksein der Jakoby im Juli und September 1860 hervor. Beide Rungesser'schen Eheleute, denen nur zu spät alles klar wurde, und welche leider zu sehr dem als wahr vertrauten, was ihnen Jakoby beständig vorsprach, so daß auch sie unter anderem in dem Glauben befangen wurden, daß die Mutter wirklich geisteszerstört sei, — führen in dieser Beziehung die sprechendsten Belege an. Als nämlich bei jenem Krankseim im Juli 1860 die junge Frau Rungesser den ganzen Sonntag Nachmittag bei ihrer Schwiegermutter verweilt, diese ihr beim Weggehen die Hand gegeben und sich für ihre Pflege bedankt, auch der Sohn Georg Rungesser gleich am nächsten Morgen seine Mutter wieder besucht und diese bei dieser Gelegenheit sich mit großer Liebe über dessen Frau ausgesprochen hatte, so daß die Schwiegertochter ihrerseits am Nachmittag ihren Besuch wiederholen wollte, — so erschien plötzlich Jakoby in ihrer Wohnung und hielt sie dadurch davon ab, daß er sagte: sie möge ja nicht hingehen, indem seine Frau mit großer Erbitterung von ihr gesprochen und von ihr gesagt habe, daß sie die größte Schlange sei, die existire.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 14:

„Im Jahre 1490 entdeckte Columbus Amerika."

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 18. Dienstag den 11. Februar. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortsetzung.)

„Dies Diner," sagte er, „habe ich Euch freiwillig gegeben, hört Ihr? Denn einerseits ist unser Zweck nicht erreicht, andererseits aber bin ich nicht besiegt."

„Was bedeutet dieser Spaß?" rief Montbryon, indem er seine Serviette zusammenwarf.

„Ist das eine Verrätherei?" fuhr Preval fort.

„Still, meine Herren! reden wir nicht so laut, man könnte uns hören. Es ist keine Verrätherei, noch weniger ist es ein Scherz; ich will Euch sagen, was es ist. Ihr könnt selbst urtheilen: Ich habe mein Versprechen gehalten, ich habe vor Aller Augen gehandelt; ich habe mir keine Lächerlichkeit erspart, der sich ein verliebter Mensch in den Augen der Welt aussetzt. Nun wohl, ich will es gestehen, Frau von Brabantane — er konnte diesen Namen nur mit Mühe hervorbringen — ist gleichgültig geblieben. Mag ein Geschickterer oder Glücklicherer mich ersetzen, ich ziehe mich vom Kampf zurück."

„Lairville, Sie täuschen uns," antwortete Montbryon. „Das ist unmöglich."

Lairville konnte sich nicht zurückhalten und rief mit Heftigkeit: Sei es drum, meine Herren, ich täusche Sie, aber worüber ich schweigen wollte, das zwingen Sie mich zu sagen. Ein Wort wird Sie es lehren; wir haben eine Schändlichkeit ersonnen, das ist Alles."

„Er ist verrückt geworden! murmelte der Graf und zuckte die Achseln.

„Ich bin Soldat, Graf Theodor von Montbryon, ich ziehe meinen Säbel im hellen Sonnenschein, meine Feinde zu bekämpfen, ich werde nicht den Schatten treffen."

„Bravo," gut gesprochen," erwiderte der Graf. „Das ist Beredsamkeit, aber ich verstehe Nichts mehr davon."

Zum Glück überzeugte sich Lairville, daß er sich vom Zorn zu weit hatte treiben lassen und daß er auf einem gefährlichen Pfade ging. Er beruhigte sich und erklärte, daß er, ohne sich besser machen zu wollen, als er sei, nach einiger Ueberlegung einen unwiderstehlichen Abscheu empfände, auf so grausame Art Rache gegen eine Frau zu üben, die ihnen eigentlich doch nichts Böses zugefügt hätte, daß er diese späten Bemerkungen den Erwägungen seiner Genossen unterwerfe, indem sie als Garantie seines guten Willens die Anstrengung nehmen möchten, mit der er den Angriff begonnen habe. Ein anderer mächtiger Grund habe ihn gezwungen, die Rolle des falschen Verführers zu verlassen. Die Heirath, die seine Mutter zwischen ihm und seiner Cousine stiften wollte, und wegen welcher er Afrika verlassen habe, diese Heirath konnte nicht durch einen Skandal wie der beabsichtigte, bei dem er die Hauptrolle spielen sollte, zurückgehen.

Wie gewöhnlich: was er mit den in Worte gefaßten erhabensten Gedanken nicht hätte ausrichten können, erreichte Lairville durch diese letzte einfache, einleuchtende Erörterung. Seine Freunde fanden keinen Einwurf darauf. Der Herzog wollte sich vermählen, er heirathete eine unermeßliche Mitgift, dieser Beleg erschien unumstößlich!

„Die Abdankung Lairville's," schrie Preval, in dessen Gehirn die zahlreichen Trankopfer aufzulodern anfingen, „diese Niederlegung seiner Mission hat wenigstens den Vortheil, daß sie uns ein herrliches Mittagessen eingebracht hat. Für den Augenblick gestehe ich sterblicher Mensch gern ein, daß ich der Rache dieses Göttervergnügen vorziehe; dieses Fest würden selbst die Unsterblichen für ihren Gaumen nicht verschmäht haben. Alles das hindert mich aber nicht zu bemerken, daß unser Freund seine Zeit eingebüßt, seine Kräfte und Mittel verloren hat. Bei Gott, Lieber, es hat Dich angegriffen, Du bist darüber alt geworden!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Bei der nächsten Krankheit im September ging deßhalb die Schwiegertochter auch nicht hin, zumal Jakoby damals wieder gekommen war und hinterbracht hatte, daß sie ihren Sohn, den Rungesser, wenn er wieder zu ihr komme, mit Genebarmen fortjagen lassen wolle. Dennoch ließ Jakoby damals, als der Zustand seiner Frau bedenklich genug schien, den Rungesser in der Nacht rufen, der dann, wie bereits oben erwähnt, gleich in die Apotheke sprang und Senfmehl holte, dann aber durch die früher erwähnte Hinterbringung des Jakoby wieder von allen weiteren Besuchen abgehalten wurde und einen solchen überhaupt in der ganzen Zeit von da bis zu ihrer letzten Krankheit nur einmal noch auf Neujahr 1861 wiederholte.

Ueber die wahren Zwecke, welche der Angeklagte mit diesem sonst unerklärlichen, unmöglich blos auf reiner Bosheit beruhenden Benehmen verband, wird nun dann Licht verbreitet, wenn man weiß, daß ihm bewußt war, daß seine Frau bereits Verdacht geschöpft hatte, daß er sie vergiften wolle, und er Grund hatte, zu fürchten, daß sie in dieser Beziehung ihren Kindern Mittheilung machen werde und ihrer Schwiegertochter damals im Juli bereits wirklich gemacht habe. Eine solche Befürchtung seinerseits sprach sich schon dadurch aus, daß er die Rungesser fast nie allein bei seiner Frau ließ. Er hatte aber auch Grund dazu: denn die Rungesser hatte ihrer Schwiegermutter gar wohl angemerkt, wie sie noch manches auf dem Herzen getragen, was sie ihr hatte mittheilen wollen, aber durch das jedesmalige Dazukommen Jakobys unterblieben war. Weiter ist es aber Thatsache, daß der Angeklagte, als er am anderen Tage zu Rungesser's ging und die Schwiegermutter von dem beabsichtigten weiteren Besuche bei seiner Frau in der angegebenen Weise abhielt, sich gleich in Klagen über das Benehmen seiner Frau gegen ihn ausließ und dabei selbst erwähnte: „daß sich seine Frau sogar einbilde, er wolle sie vergiften."

Durch diese kluge Offenherzigkeit benahm er sofort bei dem Rungesser dem Gerede jeden Eindruck, welchen etwa die Aeußerungen seiner Frau bei dieser gemacht haben könnten, und indem er auch solche Reden auf Rechnung der angeblichen Geistesstörung seiner Frau zu setzen verstand, so tritt zugleich der wahre Zweck, den er mit diesem von ihm über seine Frau verbreiteten Gerüchte verband, noch klarer hervor.

Suchte er sich anderen Theils auch wieder für die Zukunft durch möglichste Isolirung seiner Frau zu sichern, so mag ihm doch die Vorsicht ein thunlichstes Hinausschieben des Zieles seiner verbrecherischen Gedanken vorgezeichnet haben, die ihn dann später einestheils die wiederholten Vorwürfe der Huber, die Erklärung derselben, nichts mehr von ihm wissen zu wollen, ihre längere Entbehrung und dabei wohl der quälende Gedanke ihrer Untreue in dem Badeort Homburg, anderseits aber auch die fortdauernde Abneigung gegen seine Frau jenem Zeitpunkte näher geführt haben.

Die Magd Ganfert bestätigt die Kälte, welche sich zwischen Jakoby und seiner Frau gegenseitig kundgab, weiß auch von zweimaligen bedeutenden Streitigkeiten, welche vorgefielen und kam es ihr überhaupt vor, als wenn sich Eins vor dem Andern fürchte. Auch noch in der Woche vor der letzten Krankheit der Frau, klagte Jakoby bei Rungesser's, daß es mit ihrer Eifersucht gar nicht mehr auszuhalten wäre. Und doch hat sie selbst sich noch am Tage vor ihrer Erkrankung so zufrieden geäußert und sogar Projekte für den Winter gemacht! und siehe da! auch der Angeklagte versäumte es an demselb n Tage nicht, den Rungesser's zu erzählen, daß wieder Alles gut sei, daß er seiner Frau einen Hut und einen Schirm gekauft habe, worüber sie sich sehr gefreut hätte und daß er sie nächsten Winter auch wieder im Theater abonniren wolle. Es waren die ersten Geschenke seit sehr langer Zeit, die er ihr gemacht hatte. Der Angeklagte selbst führt noch an, daß sie ihm auch nun eine goldene Damen-Uhr angelegen habe, daß er aber in Frankfurt keine habe finden können und ihr deßhalb einen Schirm mitgebracht hätte. Es waren jene Geschenke ihre letzte kurze Freude. Doch im Vergnügen, darin wohl ein Zeichen einer besseren ehelichen Zukunft zu finden, sah sie nicht die schwarze Wolke, welche sich über ihrem Schicksal zusammenzog; sie ahnte nicht, daß sie selbst die arge Täuschung vollführen heifen mußte, auf welche jene Gaben der Welt gegenüber berechnet waren!

Sie lag noch in derselben Woche auf dem Todesbette, an Arsenik vergiftet!

Sonderbar, daß nur Jakoby den schlimmen Ausgang voraussah. Er kam am Mittwoch Abend zu Rungesser's, zeigte diesen an, daß seine Frau sehr krank sei und setzte hinzu: „daß sie sehen sollten, daß sie sich diesmal nicht durchreiße." Rungesser ging gleich am anderen Morgen hin, fand sie aber durchaus nicht so, wie sie Jakoby geschildert hatte. Er sagte dies nachher dem Jakoby; dieser aber äußerte sich wiederholt bedenklich und sagte zu Rungesser: „er werde sehen, daß etwas vorfalle!"

Auch zur Ganfert war Jakoby zweimal ohne weitere Veranlassung in die Küche gekommen und hatte geäußert: „Ach Gott, wenn es nur nicht so schlimm wird, wie das vorige Mal, als sie die Wassersucht hatte!" Und was geschah? Wirklich war seine Frau schon wieder auf dem Wege der Besserung und abermals schien sie, wie früher dem Tode zu entgehen, als ihr von ihrem Manne, obwohl er sich sonst nur ihre Medizin gar nicht bekümmert haben will und auch die ganze Pflege seiner Frau der Magd überlassen hatte, jenes vermeintliche von dem Arzte verordnete Pulver gereicht wurde, das jetzt nur zu bald seine Ahnung wahr werden ließ.

Dieses Pulver war aber der Arsenik und der Angeklagte war im Besitz von Arsenik! Er hatte solches Gift im Hause zur Vertilgung des Ungeziefers, wie er dem Rattenvertilger Metzger, der ihm im Frühjahr von seinem Mittel, bestehend in einer Mischung von Gyps, Kalk und Mehl gegeben hatte, selbst sagte. Auch zeigte er damals dem Metzger noch einen Rest seines Giftes in einem alten Teller, das wie Mehl aussah und Metzger selbst für Arsenik hielt, weil nur dieser in solcher Weise mit Mehl vermischt gegeben wird. Jakoby wollte sein Gift in einem Schränkchen, zu dem er den Schlüssel stets bei sich trage, gut eingeschlossen haben. Auch sagte er dem Metzger, daß die Ratten nicht mehr daran gingen, was wiederum bei Arsenik der Fall ist, wenn sie einmal an diesem gewesen sind.

Zu Rungesser's, die dem Angeklagten einmal eine Kur zur Verminderung des Ungeziefers in seinem Hause schenken wollten, sagte er, daß er Gift habe und eine Katze nicht brauchen könnte. Als ihm die Rungesser bemerkte, daß es mit dem Gift etwas gefährliches sei, versetzte er: „er habe es gut aufgehoben, es könne Niemand daran kommen."

Der Ganfert hatte er einmal vergiftete Haferkörner, die er bei dem Materialisten gekauft hatte, zum Gebrauche gegen die Mäuse in der Küche gegeben, die jedoch nichts halfen. Von anderem Gifte hat ihn die Ganfert nicht sprechen hören. Aber nach dem Tode seiner Frau brachte er einmal auf einem Teller ein Stück mit Mehl bestreutes Brod, das in die Küche geteilt wurde und sich alsbald so wirklich zeigte, daß sich keine Spur von Mäusen mehr sehen ließ. Jakoby nahm später den Rest wieder mit in sein Comptoir und sagte, er halte es dort verschlossen.

Bei der Haussuchung endlich wurde in einem Kästchen in der Schlafstube, das oben auf einem Schranke stand, und noch andere Dinge zum Theeanmachen enthielt, eine gewöhnliche weißporzellanene Obertasse mit irdenem Deckel vorgefunden, welche zwar sichtbar ausge-

Digitized by Google

hält war, aber doch noch zahlreiche festanhaftende horizontale Streifen von intensiv bräunlichgelber Farbe zeigte, die sofort von dem Experten, Obermedizinalrath Dr. Winkler, für verdächtig erklärt und nachher von beiden Experten trotz unwägbaren Quantums, nach vorgenommener Analyse, für gelben Arsenik erkannt wurden, soll zwar, daß sich beide Techniker in ihrem Gutachten selbe dahin aussprachen, daß das Gift, welches die Verstorbenen erhalten, höchstwahrscheinlich in dieser Tasse gewesen sei. Die Gansfert weiß nicht, daß diese Obertasse während der Krankheit im Gebrauch war. Der Angeklagte aber weiß nichts anderes davon zu sagen, als daß sich seine Frau einmal von dem Metzer'schen Mäusegift mit in die Schlafstube genommen habe, das sie wahrscheinlich in die Tasse gethan. Das Metzer'sche Mittel enthält jedoch keinen Arsenik.

Der Angeklagte sagte Jedermann, daß sich seine Frau am Genusse von Bier und Dickmilch verdorben habe, oder auch wohl an allen Uebeln gestorben sei. Seine Gedanken waren indessen bereits bei der Huber. Doch war es gefährlich mit seinen Absichten jetzt schon hervorzutreten und er ergriff daher mit Freuden die erste ihm gebotene Gelegenheit zu einer neuen großartigen Täuschung, um, ohne Verdacht zu erregen, schon bald die Huber zu sich in sein Haus aufnehmen zu können.

Diese Gelegenheit bot sich ihm schon am anderen Tage dar bei einem Condolenzbesuche seines Nachbars Lautenschläger. Als dieser ihm unter anderen üblichen Redensarten des Trostes sagte, daß er sich nach einiger Zeit wieder verheirathen müsse, erfaßte er dies mit solch freudiger Aufregung, daß sich Lautenschläger nicht enthalten konnte, zu Hause seine Bemerkungen darüber zu machen. Schon am nächsten Tage, dem Begräbnißtage seiner Frau, besuchte er die Härter, klagte, daß er jetzt so allein sei, sprach von seiner Fräulein Dressel und nahm keinen Anstand, die Härter darum anzugehen, ein gutes Wort für ihn einzulegen. Nachher erzählte er bei Nungesser's: Lautenschläger habe ihm seine Schwägerin angetragen. Bei zwei anderen Frauen sprach er wieder über die Dressel und selbst bei der Härter erkundigte er sich nach den Erfolgen ihrer Bemühungen. Es war dieser aber nicht entfernt eingefallen, einen Schritt in dieser Beziehung für Jakoby zu thun, bei dem sie sich nur, wenn Frauenzimmer gegenüber, hätte compromittiren können. Aber auch dem Jakoby selbst galt es im Ernste gar nicht darum. Denn gleichzeitig nahm er wieder bei Schreinermeister Schmitts die Miene an, als wolle er eine seiner Töchter heirathen und trieb sein Spiel mit diesem Manne sogar so weit, daß er Einsicht von dessen Haus nahm und ihm auch sein Besitzthum zeigte. Es war ihm nur darum zu thun, sich ins Gerede zu bringen, wie auch sein anstößiges Benehmen bei dem 8 Tage nach dem Tode seiner Frau stattgehabten Turnerfeste bewies, wo er überall mit Mädchen scherzte und den Hof zu machen suchte, so daß ihn selbst sein Stiefsohn Nungesser empört verließ. Es galt ihm nur, die Leute über sein wahres Vorhaben zu täuschen, ehe er den mißlichen Schritt that und mit der Huber hervortrat.

Denn schon nach weiteren 8 Tagen, also 14 Tage nach dem Tode seiner Frau, war er nach Homburg gefahren und hatte sich mit der Huber verlobt. Er kam von da zurück, zeigte bei Nungesser die Photographie der Huber, als seiner Braut, rief sie als einen wahren Engel und fügte, um die Täuschung voll zu machen, hinzu: „Wie vom Himmel sei ihm auf einmal der Gedanke eingegeben worden, die Marie zu heirathen!" Am 7. September sandte er schon große, gedruckte Verlobungsbriefe herum, deren Inhalt noch weiter den Angeklagten als großen Heuchler charakterisirt. Sie lauten:

Herr Hofrathdirector Jakoby in Darmstadt wird die Güte haben, meine nachstehende Entschließung seinen Freunden und Bekannten sowie, unter herzlicher Begrüßung den in Briefe näher bezeichneten Personen im Badischen und Württembergischen Oberland bekannt zu geben:

Mit großer Freude, begleitet mit meinem innigsten Segenswunsche, ertheile ich, als senior familiae, meine Einwilligung zur Verlobung unserer lieben Marie Huber mit dem Großherzoglichen Hofbuchdrucker Georg Heinrich Jakoby in Darmstadt. Indem ich Ihnen dieses anzeige, beten Sie mit mir, daß der Friede und Segen des Allmächtigen über dem Geschicke der Verlobten walten möge!

Johann Huber, Präsident des kaiserlich-russischen evangelisch-lutherischen Consistoriums und General-superintendent.

Indem wir Ihnen Vorstehendes mittheilen, bitten wir ergebenst um Ihre fernere Freundschaft und Gewogenheit.

Homburg im Sept. 1861. Marie Huber.
Darmstadt Georg Heinrich Jakoby.

Jener im Briefe genannte Präsident Huber existirt nicht. Jakoby hatte nur einmal von der Huber gehört, daß sie eigentlich von Adel seien und daß einmal ein Verwandter von ihnen in Rußland eine hohe Stelle bekleidet habe. Jakoby hatte dann, wie er selbst bekennen mußte, dieß benutzt, um vor den Leuten der Huber den Schein einer besseren Abkunft zu geben! —

Der Angeklagte trauerte scheinbar um seine Frau und heuchelte die Miene des Betrübten, als er ihrem Sarge auf den Friedhof folgte. Wie es aber mit seinem Innern beschaffen war und wie sehr mit jenem Tode seine Wünsche sich verwirklichten, dieß beweist nicht bloß sein nachheriges Benehmen, sondern es spricht sich auch genugsam in einer Aeußerung aus, die er gegen den Lohnkutscher Gerhard that. Gerhard hatte nämlich den Geistlichen auf den Friedhof gefahren und, als er 14 Tage nachher das Geld dafür von Jakoby in Empfang nahm und bei dieser Gelegenheit dem Jakoby sein Beileid über den Todesfall ausdrückte, antwortete Jakoby: „hin ist hin! und fort ist fort!"

Es ist bereits früher erwähnt, welche Gerüchte sich sofort über den auffallend schnellen Tod der Frau in der Stadt verbreitet hatten und welche dringende Veranlassung dem Angeklagten, wenn er sich schuldfrei gewußt, gegeben war, kein Mittel unversucht zu lassen, um der furchtbaren Beschuldigung, seine Frau vergiftet zu haben, mit Aufopferung aller Mittel entgegen zu treten und sich vor der Welt zu rechtfertigen. Schon am Sonntag Abends nach dem Tode seiner Frau, als er um 10 Uhr sein Hofthor schließen wollte, wurde ihm von Vorübergehenden zugerufen: „die Frau ist todt; morgen wird sie begraben; sie wird aber auch wieder ausgegraben!

Die Stimmung, die auf dem Friedhof herrschte, konnte ihm eben so wenig entgangen sein. Es wurde ziemlich laut unter Murren geäußert: „die Erbe deckt Vieles!"

Und was that der Angeklagte, um sich gegen diese Beschuldigungen, die immer lauter hervortraten und ihm zuletzt in's Gesicht gesagt wurden, zu rechtfertigen? — Nichts! — Dr. Leibfecker, seine einzige Stütze, fragte er, was er thun solle und dieser rieth ihm, zum Stadtrichter zu gehen und diesen um Rath zu bitten. Jakoby ging aber nicht hin, sondern zog es vor, zu Hause die Huber, seine Magd und einen Buchdruckergehülfen um sich zu versammeln und diesen mitzutheilen, was ihm Dr. Leibfecker über die Todesursache seiner Frau gesagt habe.

Von zwei Bekannten war ihm gesagt worden, daß in allen Wirthshäusern das Gespräch gehe, er habe seine Frau vergiftet, daß sie sich seiner aber angenommen und erklärt hätten, daß sie so etwas von ihm nicht glauben könnten. In Folge dessen beschränkte er sich darauf, in sein Blatt einzurücken: daß er seinen vielen Freunden und Bekannten für die ihm bewiesene herzliche Theilnahme und Theilnahme seinen verbindlichsten Dank sage.

Mit Bezug auf Aeußerungen der Nungesser'schen Magd, schrieb er an Nungesser einen Brief, den dieser,

Digitized by Google

wie mehrere frühere, unterbrochen zurückgehen ließ, des nichtssagenden Inhalts: „daß sich seine Magd habe belachen lassen; Aeußerungen über ihn zu thun, daß er sich aber die Aeußerungen gemerkt habe und sie, wie jede andere, dem Stadtgerichte mittheilen werde."

Seine Schwester setzte ihn davon in Kenntniß, daß Rungesser die Leiche wolle ausgraben lassen. Er antwortete darauf: „Das könne Rungesser machen, wie er wolle, jetzt sei es schon kalt, da sei die Sache nicht so stinkig!" Und als ihn die Schwester darauf befragte: „Du wirst doch Deiner Frau nichts gethan haben?" antwortete er: „wenn sie ihm so etwas noch einmal sage, würde er ihre Schwelle nicht mehr betreten."

Als er durch einen seiner Gehülfen erfuhr, daß die Leiche ausgegraben worden sei, begab er sich auf den Friedhof, überzeugte sich davon, fragte den Friedhofaufseher, ob auch seine erste Frau herausgegraben worden sei, und belog diesen, indem er sagte: er habe bei seinem Doktor selbst darauf angetragen, daß die Leiche untersucht werde, und habe er auch 100 fl. ausgesetzt, wer ihm den ermittle, durch den das Stadtgespräch entstanden sei.

Dieß war es, was Jakoby that! Außerdem hielt er es für angemessen, sich in den Straßen sehen zu lassen und den Blicken der Leute frech zu begegnen. Er besuchte auch noch das Theater; aber wo er sich hinstellte, wichen die Leute von ihm zurück.

Den Besitz von Arsenik läugnete er und bezeichne die Anaben Metzers als Lügen.

Die Entstehung der Gerüchte über die Vergiftung seiner Frau schreibt er theils Gehässigkeiten politischer Gegner von ihm und seinem Blatte, theils den Rungesserischen Ehekeuten zu.

Einen Antrag auf Ausgrabung der Leiche will er darum nicht gestellt haben, weil er die Kosten gescheut. Auch habe er das Gerücht von dem Ausgraben nur so verstanden, als habe Rungesser die Leiche in sein, Rungessers, Begräbniß bringen lassen wollen. Der Gedanke an eine Sektion sei ihm nicht gekommen.

Als dem Angeklagten wiederholt die Beschuldigung, seine Frau vergiftet zu haben, vorgehalten wurde, betheuerte er, daß ihm so etwas nicht in den Sinn gekommen sei.

Als ihm schließlich die Verdachtsgründe und Beweise noch einmal vorgehalten wurden und er gefragt wurde, was er sagen würde, wenn ihm, als Unpartheiischen, alle diese Gründe bezüglich eines Dritten zur Beurtheilung vorgelegt würden? antwortete er: „Er hat es gethan!"

Hiernach wird Georg Heinrich Jakoby, Hofbuchdrucker von Darmstadt, angeklagt: daß derselbe seiner am 3. August 1861 verstorbenen Ehefrau Gift, oder überhaupt Substanzen, von denen ihm bekannt war, daß sie wie Gift den Tod bewirken konnten, beigebracht, und dadurch den Tod derselben verursacht habe.

Darmstadt, den 14. Januar 1862.

Die Staatsanwaltschaft
am Kriminalsenat großherzogl. Hofgerichts der Provinz Starkenburg.
Dr. Siebert.

Der Angeklagte läugnet die That und läugnet auch Alles, was im Einzelnen belastend gegen ihn vorliegt.

Das eheliche Verhältniß zu seiner Frau schildert er als ein in jeder Hinsicht glückliches und verfährt nicht, zum Belege dafür jene Geschenke anzuführen. Im Uebrigen führt er im Verlauf seiner Erzählungen Eigenschaften seiner Frau auf, welche nichts weniger als geeignet sind, an sein eheliches Glück zu glauben, viel eher aber den Wunsch bei ihm unterwellen lassen, von ihr erlöst zu werden. Er schildert sie als heftig und eigensinnig, bemüht sich sie als geistesgestört hinzustellen, nannte sie putzsüchtig, unordentlich in der Haushaltung und klagte, daß sie auch kränklich gewesen sei und fast die ganze zweite Ehe hindurch gehustet habe. Nichts destoweniger sagt er dann wieder, daß, wenn ihre Heftigkeit vorüber gewesen sei, sie das liebenswürdigste Geschöpf unter der Sonne gewesen wäre! Um so mehr bedauert er eine Scene, bei der er sich einmal habe hinreißen lassen, ihr seinen Hut auf den Kopf zu schlagen.

Die Angaben der Rungesser'schen Eheleute stellt er fast durchweg in Abrede oder anders dar; sucht diese Leute überhaupt zu verdächtigen, indem er ihnen vorwirft, daß sie aus Eigennutz über seine beabsichtigte Wiederverheirathung auf ihn erbost gewesen seien. Das Verhältniß zur Huber sucht er nach Möglichkeit als ein sehr unschuldiges hinzustellen und beriet sich zum Beweise dessen darauf, daß er mit einem körperlichen Gebrechen behaftet sei. Er wurde deßhalb vom Arzte untersucht, seine Angabe aber in der hier zur Sprache kommenden Beziehung ganz unbegründet befunden. Er will die Huber nur wegen seines Geschäftes so bald in sein Haus genommen haben und beruft sich darauf, daß er sie erst gefreit, nachdem sich andere Parthieen, um die er sich bemorben, zerschlagen gehabt hätten! — Nicht viel, wenn auch etwas offenherziger benahm sich die Huber, die seit ihrer Entlassung aus der Haft ihren Aufenthalt einstweilen wieder im Jakobyschen Hause genommen hat.

Von der Ursache der letzten Krankheit seiner Frau will Jakoby wenig wissen und kommt auch hier auf das „Bier und die Dickmilch" sowie auf „alte Uebel" zurück. Wer seiner Frau das Pulver gegeben, will er ebenso wenig wissen als es wahr sei, daß er Todesbefürchtungen seiner Frau geäußert habe.

Unter dem Zudrange eines zahlreichen Publikums, welches die vorhandenen Räumlichkeiten kaum zu fassen vermochten, und der Anwesenheit einer Anzahl Correspondenten einheimischer und auswärtiger Blätter begann am 27. l. M. Morgens 9½ Uhr die öffentliche Verhandlung.

Präsident des Assisenhofes ist der großherzoglich hessische Hofgerichtsrath Drautz, Vertreter der Staatsbehörde der Staatsanwalt Dr. Siebert und Vertheidiger des Angeschuldigten der Hofgerichtsadvokat Dr. Vogel von Darmstadt.

Das Schwurgericht besteht aus den Hauptgeschwornen: 1) Christian Julius de Bary, Maschinenfabrikant von Offenbach; 2) Steuerkommissär Repp von Dieburg; 3) Johannes Germenot II., Bauunternehmer von Mörfelden; 4) Georg Niklas H., Landwirth von Groß-Gumpen; 5) Johann Friedrich Reroth, Chaisen-Fabrikant von Offenbach; 6) Carl Anton Münch, Etuisfabrikant von da; 7) Ludwig Leibhecker, Hofgerichtsadvokat von Darmstadt; 8) Philipp Göbel, Bauunternehmer von Groß-Gerau; 9) Feibel Levi, Fruchthändler von Großbieberau; 10) Kaspar Hasenbach, Bauunternehmer von Offenbach; 11) Michael Rapp I., Bürgermeister von Großzimmern und 12) Jean Petri, Etuisfabrikant von Offenbach; so wie den Ergänzungsgeschwornen: 1) Christian Wilhelm Diefenbach, Kaufmann und 2) Carl Bachner, Justizrath, beide von Darmstadt.

Unter den zur Ziehung gekommenen Geschwornen hatte sich auch der Hofgerichtsadvokat August Reh von Darmstadt, bekannt als eines der thätigsten Mitglieder des Nationalvereins, dessen eifriger Gegner das seiner Zeit bis zu seiner Verhaftung von den Angeklagten Jakoby redigirte Blatt: „Der Darmstädter" — oder wie es später hieß: „Der hessische Anzeiger", welches Blatt sich häufig in maßlosen Ausfällen gegen Reh ergangen hatte, gewesen war, — befunden. Reh wurde jedoch, nachdem er, gestützt auf Verhinderung durch dienstliche Geschäfte, vergebens beim Assisenhofe um Dispensation von der Theilnahme an den Sitzungen der Geschwornen nachgesucht hatte, von der Vertheidigung abgelehnt. (Forts. f.)

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 19. Donnerstag den 13. Februar. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Meneiauz.

(Fortsetzung.)

„Was mich anbelangt," sagte Montbryon, „ich nehme die Sache nicht so heiter, wie Du, Preval; aber wie Du, finde ich auch, daß Herzog Heinrich ganz und gar würdig ist, ein Ehemann zu werden. Seine Tugenden werden der Größe seiner Aufgabe gewachsen sein."

„Alles das sind Narrheiten!" schrie Chateau-Renard. „In großen Verlegenheiten entwickeln sich große Charaktere. Hört mir zu, noch ist Nichts verloren. Ein neuer Einfall erleuchtet meinen Kopf."

Ein Vorschlag, wozu?" fragte Lairville lebhaft.

„Die Frage ist naiv! Das Schlechte wird immer leichter als das Gute geglaubt. Nichts ist leichter, als eine anstößige Neuigkeit in Umlauf zu bringen, sei sie wahr oder falsch. Wenn sie recht skandalös ist, macht sich's alle Welt zur Pflicht, ihr Glauben beizumessen. Meine Herren, ich habe also die Ehre, Euch ein Geheimniß anzuvertrauen. Ihr müßt wissen, daß ich der Geliebte der Frau von Brabantane bin. Ich zähle auf Euch, daß Ihr es Euren Freunden und Bekannten mittheilt."

„Lüge!" schrie der junge Herzog, indem er wüthend das Weinglas auf den Tisch warf, so daß es in Scherben zerbrach.

„Lüge?" erwiederte Chateau-Renard. „Diese Bemerkung macht mir Spaß. Wo wäre denn das Komische von der Geschichte, wenn's die Wahrheit wäre?"

„Heinrich fühlte, wie ihm die Wuth in's Gehirn stieg. Er hatte nicht übel Lust, den Kopf seines Gegners durch den Schlag mit einer Flasche zu zerspalten. Montbryon fuhr fort, seinen Nachbar scharf zu beobachten; ein boshafter Strahl schimmerte in seinen Augen, ein spöttisches Lächeln kräuselte Lippen.

„Chateau-Renard, Sie sind betrunken, mein Lieber," sagte er, „und im Vertrauen gesagt, Sie sind nicht geistreich im Rausch. Sie gewinnen im Trinken nur noch mehr Fehler und zeigen einen lächerlichen Dünkel. Sie wollen vollbringen, was Lairville nicht einmal hat zu Stande bringen können? Gehen Sie! Bleiben Sie bei Ihrem Leisten! Sie haben nur einen Faustkampf vor, wenn Sie den Degen ziehen. Es bleibt uns nur Eins übrig; wir sind Alle Ueberwundene, ertränken wir denn unsere Schande in köstlichen Weinen. Ich fordere Euch Alle heraus; ich weiß nicht, welcher Moralist sagte: Was den Menschen vom Thier unterscheidet, ist, daß er ohne Durst trinkt. Meine Herren, ich trinke auf Eure werthen Gesundheiten!"

Alle Welt folgte dem Grafen. Heinrich war glücklich über diese Wendung, denn das mußte sie natürlich von einer weitern Erklärung abbringen. Er wollte ihnen im Trinken mit dem Beispiel vorangehen. Montbryon, mit der Flasche in der Hand, füllte unaufhörlich die Gläser wieder. Die Toaste kreuzten sich, man trank auf das Eine und auf das Andere, auf die Frauen, auf die Pferde, auf die Sonne, auf den Mond und auf Abdel Kader. Eine Stunde später hatten die Weingeister ihre Köpfe völlig verdunkelt. Dahin wollte Montbryon, der nüchtern geblieben und all seinen Verstand beisammen behalten, es kommen lassen.

„Ich verlange, für zehn Minuten eine politische Debatte eröffnen zu dürfen!" schrie mit schwerem Kopf Costal; „ich habe einige Ansichten zu äußern über das Recht der Haussuchung."

„Ich fordere Costals Kopf!" entgegnete Einer der Kumpane, der seinem Vorhemdchen zu trinken gab. „Meine Meinung ist bekannt, ich verlange das Recht der Haussuchung von Grund aus, und ich appellire an Jeden in dieser liebenswürdigen Gesellschaft, der kein Schneider ist. Es sind Leute unter uns, die nicht gelacht haben, es werden Schneider sein, denen wir einige Aufmerksamkeit zollen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Die Verhandlung selbst begann mit Verlesen des Verweisungsurtheils und des (von uns bereits mitgetheilten) umfangreichen Anklageaktes. Der Angeklagte, ein großer hagerer Mann mit starkem Backenbarte und unangenehmen Gesichtsausdrucke, hörte mit äußerer Fassung und gespannter Aufmerksamkeit zu und gab seine Theilnahme nur durch mehrfaches Kopfschütteln bei besonders grabirenden Stellen des Anklageaktes zu erkennen. Letzterer befand sich in vervielfältigten Exemplaren in den Händen der Geschwornen und es gab dieser Umstand dem Vertheidiger Veranlassung, den Präsidenten zu ersuchen, die Geschwornen darauf aufmerksam machen zu wollen, daß nicht der Inhalt dieses Schriftstückes, sondern lediglich das Resultat der von ihnen geführten mündlichen Verhandlungen für ihre Beurtheilung maßgebend sein dürfe. Nachdem der Präsident diesem Gesuche entsprochen und der Staatsanwalt eine kurze Ansprache an die Geschwornen gehalten hatte, worin sie auf die Wichtigkeit der Sache und die bei der Anklage in Betracht zu ziehenden wichtigsten Fragen hingewiesen wurden, erfolgte der Aufruf der geladenen Experten und Zeugen. In dem Verweisungsurtheile sind deren im Ganzen 36 — 4 Experten und 32 Zeugen — aufgeführt. Es kommen hiezu die von der Vertheidigung angegebenen Zeugen — etwa 16 an der Zahl — und 2 Experten, sowie ferner 2 weitere, von dem Präsidenten in Folge der von dem Vertheiger verlangten Zuziehung von Experten geladenen, Sachverständige.

Die Experten sind die Herren: 1) Obermedizinalrath Dr. Pfannmüller; 2) Dr. Carl Weber, beide Aerzte zu Darmstadt; 3) Obermedizinalrath Dr. Winkler, Apotheker das.; 4) Dr. Thiel, Lehrer der Chemie an der Gewerbeschule das.; 5) Professor Delfs zu Heidelberg und 6) Obermedizinalrath Metzger das., (die beiden letzteren auf Veranlassung der Vertheidigung zugezogen); 7) Dr. Will, Professor der Chemie zu Gießen, sowie endlich 8) Obermedizinalrath Simeons zu Mainz.

Nach Verlesung der Zeugenliste wurde die Sitzung vom Präsidenten aufgehoben und deren Fortsetzung auf den Nachmittag anberaumt.

Des Nachmittags hatte nach Beeidigung der Experten Dr. Pfannmüller, Dr. Weber, Dr. Winkler und Dr. Thiel die erste umfassende Vernehmung des Angeklagten durch den Präsidenten, sowie durch den Staatsanwalt statt. Das Benehmen Jakoby's hierbei war im Ganzen gefaßt und ruhig, sein Vortrag zusammenhängend, wohlgesetzt und verständlich, sein Ton, namentlich anfangs etwas gedrückt, wie aus dem Gefühle gedrückter Unschuld hervorgehend, und bei mehreren Gelegenheiten, namentlich als der Angeschuldigte von den Vorzügen seiner angeblich von ihm vergifteten Ehefrau sprach, ergriffen und erregt. Einmal sah man ihn mit dem Schnupftuche über die Augen fahren, als hätte er eine Thräne abzuwischen. Das eifrige Bestreben, sich selbst als einen in jeder Beziehung durchaus braven und tüchtigen Mann darzustellen, machte sich, soweit nur irgend möglich, bei allen seinen Angaben geltend. Die ihm im Laufe der etwa von 3 bis 7 Uhr mit kurzer Unterbrechung dauernde Vernehmung von dem Präsidenten ertheilte Erlaubniß, sich setzen zu dürfen, lehnte er in bescheidener Weise und mit dem Bemerken ab, daß er das Stehen ja gelernt habe.

Seine Aussagen sind im Wesentlichen namentlich in so weit sie mit dem Inhalte des Anklageaktes nicht im Einklange stehen die folgenden:

Hinsichtlich seines früheren Lebens behauptet er mit seiner ersten Ehefrau in glücklicher Ehe gelebt zu haben, zum Beweise hiefür führt er namentlich an, daß sie ihm in einer Krankheit habe zum Erben einsetzen wollen, er dies aber abgelehnt habe. Die Behauptung, daß er im Jahre 1838 in Begleitung eines Frauenzimmers sich von Darmstadt entfernt und nach Paris ꝛc. begeben habe, leugnet er und gibt an, daß diese Entfernung lediglich deßhalb stattgefunden habe, um sich dem Drängen seiner Gläubiger, welche er später, nachdem sie eine Untersuchung, in welcher er freigesprochen worden sei, gegen ihn veranlaßt hätten, sehr bald befriedigt habe, zu entziehen. Seine Verlobung mit seiner zweiten Ehefrau fand, nach seiner Angabe, einige Wochen nach dem Tode der ersteren und zwar an demselben Tage statt, an welchem sich ein von ihm angeknüpftes Verhältniß mit einer andern zerschlagen hatte.

Seine zweite Ehe schilderte er als eine durchaus glückliche, von beiden Seiten durch Liebe versüßte, seine Ehefrau als ein zwar etwas heftiges, aber sonst gutmüthiges, als das „liebevollste" Wesen, welches ohne ihn kein Vergnügen kennt, dar, welches „Alles mit ihm getheilt habe, und das er auch seinerseits auf das innigste geliebt, deßhalb jeden Abend am Arme spazieren geführt und mit Geschenken auf das Reichlichste bedacht habe. Zum Beweise der Richtigkeit dieser Behauptung ließ er sich von dem Vertheidiger ein, wie es schien, von ihm selbst aufgesetztes Verzeichniß jener in den letzten 3 oder 4 Jahren von ihm gegebenen Geschenke reichen und verlas dasselbe. Es fanden sich darin meist Kleidungsstücke aufgeführt und die betreffenden Preise jedesmal beigesetzt. Die Geschenke will er stets ohne Wissen und Willen seiner Ehefrau rein aus eigenem liebevollen Antriebe dieser verehrt haben. Als er sich mit ihr verheirathet, habe er ihr, die ihm damals noch gar kein Vermögen zugebracht, 500 fl. gegeben resp. dieselben für sie oder ihren Sohn, den jetzigen Metzgermeister Rungeisser zu Darmstadt, zur Schlichtung von Erbschaftsstreitigkeiten geschenkt, sie, wie er sagt, mit dieser Summe „ausgekauft." Nur einmal will er mit ihr einen in Thätlichkeiten übergegangenen Streit gehabt haben, zu welchem sie übrigens die alleinige Veranlassung gewesen sei; dieser Streit thue ihm aber jetzt noch, wie er sich ausdrückte, „in der Seele wehe." Eifersucht und Mißtrauen gegen ihn habe sie seines Wissens nie gehegt. Ihr Verhältniß zu ihrem Sohn, den vorerwähnten Rungesser, schildert Jakoby als ein schlechtes, durch häufige Streitigkeiten getrübtes. Die in dem Anklageakt enthaltene Behauptung, daß Streitigkeiten hauptsächlich durch seine, des Angeklagten Zwischenträgereien veranlaßt und gemehrt worden seien, stellt er als unrichtig in Abrede; gibt aber zu, daß er mitunter den Rungesser, dessen Kind seine größte Freude gewesen sei, aus verwandtschaftlichen Gründen ohne Wissen seiner Ehefrau mitunter besucht habe, wie er ihn denn auch mehrmals bei Krankheiten seiner Mutter habe in sein Haus zu dieser rufen lassen. Hinsichtlich der letzten Krankheit seiner Ehefrau gibt Jakoby an: dieselbe sei, als er sie geheirathet und während ihrer Ehe mit ihm, sehr häufig und mehrmals sehr heftig, an Wassersucht und Lungenentzündung, krank gewesen. Dreimal sei bei ihrem Unwohlsein vollständiger Irrsinn eingetreten, der sie zu den auffallendsten Handlungen verleitet habe, aber schnell vorübergegangen sei. Die verletzendsten Diätfehler und leichtsinnige Erkältungen seien meist die Ursachen dieser Krankheiten gewesen. — Einen solchen Diätfehler habe er denn auch für die Veranlassung der letzten Krankheit gehalten, nachdem ihm seine Magd Elisabeth Ganfert gesagt habe, daß seine Ehefrau, welche vorher mit ihm Bier getrunken gehabt, des Abends spät noch Dickmilch gegessen habe. Nachdem sich am Dienstag den 30. Juli v. J. die ersten Spuren der Krankheit in Uebelkeit gezeigt hätten, sei er am darauf folgenden Donnerstag zu seinem Hausarzte, dem Obermedizinalrath Dr. Leibrecker, gegangen und habe ihn bestellt. Derselbe habe der Kranken unter Anderem am Freitag zwei Pulver verschrieben, von welchen das eine alsbald, das andere aber nur für den Fall, daß darauf keine Besserung eingetreten sei, gegeben werden sollte. Wer das Pulver in der Apotheke gebeilt und wer das erste seiner Ehefrau eingegeben habe, wisse er, der

Digitized by Google

Angeklagte nicht; er vermuthe aber, daß es die Kranke selbst gethan habe. Er habe ihr Nichts eingegeben, da sie es nicht gewollt habe und überhaupt „darin eigen gewesen sei.“ Von großen Schmerzen, welche seine Ehefrau alsbald nach Einnahme des Pulver's gefühlt habe und vom heftigen Erbrechen derselben in der Nacht vom Freitag auf Samstag habe er Nichts wahrgenommen; übrigens habe er auch in einem anderen Zimmer, getrennt von demjenigen der Kranken durch eine dazwischenliegende Stube, jedoch bei offenen Thüren geschlafen und seiner Magd Elisabethe Gansert sein Bett in jenem Zimmer eingeräumt. Am Samstag Morgen habe er das noch übrig gebliebene zweite Pulver gesehen, es habe eine weiße Farbe gehabt. Die Verpflegung seiner krank n Ehefrau habe er seiner vorerwähnten Magd fast allein überlassen und sei er nur zeitweise ab- und zugegangen und habe sich nach dem Befinden jener erkundigt. Ob die Verpflegung sehr sorgfältig gewesen sei, wisse er nicht, er hoffe es aber und habe in dieser Voraussetzung der Magd, an welcher er nur ihren allzugroßen Trotz auszusetzen gehabt habe, nach dem Tod seiner Ehefrau einen guten Trauer anzug kaufen lassen. Durch den am Sonntag (3. August v. J.) Morgens um etwa halb 12 Uhr erfolgten Tode dieser sei er auf's höchste überrascht gewesen, denn daran hätte er gar nicht gedacht.

Bei deren Begräbniß sei er nicht zugegen gewesen, da dies seines Wissens nicht Sitte sei und er sich auch zu angegriffen gefühlt habe. Die in Darmstadt grassirenden Gerüchte, er habe seine Ehefrau vergiftet, habe er bald nach deren Tod durch Bekannte und Verwandten, insbesondere seinen Bruder, gehört. Er sei darauf hin zu Herrn Dr. Leibbecker gegangen und habe von diesem den Rath erhalten, mit Herrn Stadtrichter Pistor über die Sache zu sprechen. Er habe dies jedoch, nachdem er gehört, daß sein Stiefsohn Nungesser eine Anklage gegen ihn erhoben, um deßwillen unterlassen, damit es nicht aussehen solle, als wolle er damit „der Sache die Spitze abbrechen.“ Davon, daß in dem Leichname seiner Ehefrau wirklich Gift vorgefunden worden sei, habe er bei seiner am 16. Dezember v. J. vor dem Criminalgerichte stattgehabten Schlußvernehmung das erste Wort gehört und sich selber vergebens den Kopf darüber zerbrochen, auf welche Weise das Gift dahin gekommen sein könne. Seine Ehefrau habe früher einmal die Möglichkeit ausgesprochen, daß Nungesser ihn, den Angeklagten, vergiften könne, er habe jedoch daran nicht geglaubt, und wolle auch hierüber durchaus keinen Verdacht gegen jenen ausgesprochen haben. Als er von dem Ausgraben des Leichnams gehört, habe er sich gedacht, es sei dies vielleicht von Nungesser veranlaßt worden, um die Leiche aus seinem, Jacobs, Erbbegräbniß in das Nungesser'sche zu schaffen. Er sei damals auf dem Friedhofe gewesen und habe den dortigen Diener über das Nähere gefragt, von ihm den gewünschten Aufschluß erhalten und ihm selbst gesagt, welches Gerücht über ihn verbreitet sei. Da er nachher die Begräbnißstätte in Ordnung gefunden, habe er sich bei der Sache beruhigt. Sein Vorhaben, 200 fl. als Belohnung für den Entdecker jenes verläumderischen Gerüchtes auszusetzen, sei hauptsächlich auf Zureden seines Maschinenmeisters nicht zur Ausführung gekommen. Arsenik habe er wissentlich nie in seinem Hause gehabt, wenigstens wisse er nicht, ob das ihm von dem Rattenvertilger Metzler früher einmal gegebene Rattengift Arsenik gewesen sei oder nicht. Unwahr sei, daß er jemals zu Metzler die Aeußerung gethan, er habe solches im Hause. Wie das nach dem Tode seiner Ehefrau in einer Tasse gefundene Arsenik dahin gekommen, sei ihm unbekannt, da er die Tasse niemals in Händen gehabt habe. — Nach dem Tode seiner Frau sei er durch seine Verhältnisse, sein Geschäft und seine Haushaltung genöthigt gewesen, sich baldigst nach einer anderen Frau umzuthun und er habe dieses auch mehrfach, jedoch ohne Erfolg gethan, bis er endlich sich an Marie Huber gewendet habe und von dieser erhört worden sei.

Ueber sein Verhältniß zu Marie Huber macht Jacoby folgende Angaben: demselben habe blos Freundschaft und keineswegs Liebe zu Grunde gelegen; sein zufälliges Zusammentreffen mit ihr sei stets zufällig gewesen. Bei einer ihrer ersten zufälligen Begegnungen des Abends habe sie ihm zu seinem Geburtstage gratulirt und ihm, der sich darüber gefreut, die Zeit ihres Geburtstages gesagt. Zu diesem habe er ihr sodann ein Paar goldene Ohrringe geschenkt. Dieß sei so eine Schwäche von ihm gewesen, worin er aber wohl nicht der einzige Mann seines Alters sei. Durch die Nachbarsfamilie Görtler sei jedoch jenes Geschenk seiner Frau hinterbracht worden. Darauf habe diese die Huber kommen lassen, sie in seiner Gegenwart über die Sache gefragt, und als sie erfahren, es sei dieß das einzige Geschenk gewesen, das Mädchen mit einer Ermahnung und dem Bemerken, daß sie die Ohrringe behalten könne und ihr an der Sache nichts liege, entlassen. Durch die erwähnte Familie Görtler sei nun aus Haß gegen ihn das Geschwätz, er habe ein Liebesverhältniß mit der Huber und wolle sie heirathen, in der Stadt so allgemein verbreitet worden, daß diese selbe ihren Dienst bei Kreisassessor Küchler verloren und einen anderen nicht habe erhalten können. Sie sei darauf nach Frankfurt, woselbst ihre Mutter auf der Messe Waaren feil geboten habe, gereist und dort nochmals in Gegenwart der Mutter mit ihm, dem Angeklagten, zusammengetroffen und habe hierbei von ihm vorher die erbetene Erlaubniß erhalten, ihm schreiben zu dürfen. Die Absicht, sie zu heirathen, habe er nie zu erkennen gegeben, sondern lediglich in Andetracht, daß sie seinetwegen in Darmstadt verläumdet worden wäre, ihr seinen freundlichen Schutz angedeihen lassen. Ob sie sich etwa Hoffnungen gemacht, wisse er nicht. Später habe er sie, als sie zu Hause bei ihrem Vater, Schuhmacher Huber, in Stuttgart gewesen sei, zweimal besucht. Beidemal habe ihn Huber freundlich empfangen, und der in dem Anklageakt erwähnte, angeblich bei seinem zweiten Besuch stattgehabte Streit sei nur vorübergehend gewesen und dadurch entstanden, daß die Marie Huber, als sie ihn in seinem Gasthof besuchte, bei der Ankunft ihres Vaters selbst die Thüre zugereigelt habe. Seine beiden Besuche in Stuttgart habe er übrigens zunächst nur im Interesse seines durch ganz Deutschland verbreiteten Geschäftes unternommen, was er durch sein Memorial beweisen könne. (Das Memorial wurde auf Verlangen des Präsidenten beigebracht und darauf eine von Jakoby bezeichnete Stelle verlesen, aus welcher hervorging, daß er allerdings mit einer Stuttgarter Buchhandlung in Verbindung stand.) Zwischen ihm und der Huber seien mehrere Briefe gewechselt worden, in denen jedoch nicht von Liebe die Rede gewesen wäre. Ihre Briefe seien theilweise direkt an ihn adressirt gewesen und gegangen, theils durch die Hände seiner Freundin und Nachbarin Wittwe Wagner, an welche die Huber seines Wissens stets zu gleicher Zeit geschrieben habe. Seine Frau hätte von diesem Briefwechsel nichts erfahren; denn obwohl sie sämmtliche Briefe der Huber ohne Anstand hätte lesen dürfen, so habe er doch auch der gegenüber Eifersucht vorbeugen wollen. Im Januar 1862 habe er der Huber auf ihre Bitte aus reiner Freundschaft 5 fl. geschickt, damit sie behufs ihrer Wiederverdingung in Darmstadt dahin hätte reisen können. Dies sei auch geschehen und habe er sie, da sie mehrere Tage bei der Wagner logirt, einmal gelegentlich daselbst gesprochen. Im Jahre 1861 sei sie dann, nachdem sie ihren vorherigen Dienst in Frankfurt verlassen, in Homburg in Dienst getreten, und von da an seien ihre Beziehungen bis nach deren Tode seiner Frau gänzlich abgebrochen gewesen. Auch nach dem Tod habe er zunächst an

Digitized by Google

eine Verbindung mit ihr nicht gedacht und sich vorerst auf das Anraten seiner Freunde um die Hand mehrer Frauenzimmer beworben bemüht. — Der Gedanke an die Huber ist ihm erst dann wieder gekommen, als ihn deren Mutter bei zufälliger Begegnung in Frankfurt auf der Messe auf ihre Tochter hingewiesen und ihm gesagt habe, daß sie sich noch in Homburg aufhalte. Als er sie dasselbst aufgesucht, habe sie nicht alsbald in eine Verbindung mit ihm eingewilligt, und erst, als er ihr geschrieben, sie müsse kommen, sonst würde er Alles für einen Traum ansehen, was übrigens eine bloße Redensart ohne besonderen Sinn gewesen sei, und als er wiederholt nach Homburg gegangen, habe sie eingewilligt und sei ihm nach Darmstadt gefolgt. Inzwischen habe er auch bei ihren Eltern um Einwilligung zur Verbindung gebeten und dieselbe in freundlichster Weise erhalten. Die damals von ihm an seine Freunde versendete Verlobungsanzeige, worin ein Präsident Huber unterschrieben sei, sei fingirt. — Auf Anordnung des Präsidenten wurden die in dem Anklageakte erwähnten Briefe Jakobs an den alten Huber und dieses an jenen verlesen. Die in diesen Briefen gebrauchten Ausdrücke, er, Jakob, werde sein gegebenes Ehrenwort in Betreff der Marie Huber einlösen, und der Ausdruck Habers, er habe nichts dagegen einzuwenden, wenn er das ihm gegebene Ehrenwort einlöse, erklärt er damit, daß er sagt, er habe dem Huber bei seiner ersten Anwesenheit in Stuttgart in Bezug darauf, daß die Marie seinetwegen gelitten habe, bemerkt, er werde das Mädchen bedenken, d. h. für ihr Fortkommen sorgen, sie etwa, da er kinderlos sei, in seinem Testamente bedenken; an Heirathen habe er nicht dabei gedacht. — Interessant waren einige andere, gleichfalls verlesene Briefe Jakobs und seiner nunmehrigen Verlobten an Herrn und Frau Huber. In beiden wird das Glück des liebenden Brautpaares, ihre gegenseitige Achtung und innigste Liebe in blendenden Farben gemalt. In dem langen und wohlgesetzten Briefe der Marie Huber an ihren Vater, worin von der Achtung, die ihr Mann bei seinen Mitbürgern genieße, die Rede ist, finden sich insbesondere die komische Bemerkung, daß ihnen bei ihren gemeinsamen Spaziergängen Schimmäthe und Consistorialräthe auf's Freundlichste entgegengekommen seien.

Selbstverständlich wurde diese Stelle vom Publikum mit bedeutender Heiterkeit aufgenommen. Zu wünschen wäre übrigens, daß die Haltung dieses Publikums im Ganzen eine anständigere und ruhigere wäre; das bei dem Fahren des Angeklagten aus dem Stunglokale in's Gefängniß auf der Straße erhobene roh: Gebrüll war geradezu ekelerregend.

Dienstag, 28. Januar. Heute Morgen 9 Uhr fand zunächst die Vernehmung des Zeugen, Obermedicinalraths Dr. Leidecker 1. zu Darmstadt, des Arztes, welcher die Eheleute des Angeklagten in ihrer letzten Krankheit behandelt hatte, und sodann die Vorlage des Ergebnisses der zur Feststellung des objectiven Thatbestandes vorgenommenen Untersuchungen, durch gerichtlichen Beitrag der erschienenen sämmtlichen Experten und Verlesung der über den Befund der Leich: erhobenen gerichtlichen Protokolle, sowie der chemischen und medizinischen Gutachten — Statt. Der Angeklagte folgte der Verhandlungen mit gespannter Theilnahme und machte sich nicht selten schriftliche Notizen darüber. Die Aussagen des Zeugen Dr. Leidecker 1. waren, hauptsächlich durch sein Bestreben, den ihm hier und da darüber gemachten Vorwurf, daß er die Spuren der Vergiftung seiner Patientin nicht erkannt und ein gerichtliches Einschreiten nicht alsbald veranlaßt habe, zu entkräften, höchst umfangreich. Wir geben seine Aussagen hier im Auszuge wieder:

Er habe Jakobs Ehefrau schon seit einer Reihe von Jahren, schon zur Zeit ihrer ersten Ehe, häufig, insbesondere auch in den Jahren 1859 und 1860 in schweren Krankheiten, bei welchen mehrfach bei vorhandenem gastrischem Fieber vorübergehende Delirien stattgehabt hätten, in ärztlicher Behandlung gehabt. Sie habe im Allgemeinen an Hysterie gelitten und sich ihre mehrfachen Krankheiten meist durch leichtsinnige Diätfehler und Erkältungen selbst zugezogen. Von dem Verhältnisse zwischen Jakobs und seiner Ehefrau wisse er nichts Genaues anzugeben. Nur bei jener schweren Krankheit im Jahre 1858, der Wassersucht, habe er wahrgenommen, daß jener sich mit liebevoller Sorgfalt der Kranken angenommen habe. Ihr Verhältniß zu ihrem Sohne sei dagegen seines Wissens kein freundliches gewesen, vielmehr habe sie sich im Jahr 1860 mehrfach über ihn gehässig ausgesprochen. Bezüglich ihrer letzten Krankheit habe er allen Grund gehabt, dieselbe für die damals notorisch herrschende Brechruhr, die sogen. einheimische Cholera zu halten. Alle vorhandenen Symptome hätten ihn hierzu berechtigt und überdies der ihm angegebene Diätfehler — das Genießen des Biers und der sauren Milch — den Ausbruch jener Krankheit erklärlich gemacht. Zur Untersuchung der Stoffe, welche die Kranke von sich gegeben, habe er sich nicht veranlaßt gefunden, solche, da sie bei seinen Besuchen bereits weggeschüttet gewesen seien, auch nicht wohl untersuchen können. Am 2. August habe er ihr, um den angeblich eingetretenen Durchfall zu heben, zwei Pulver, hauptsächlich aus Opium und Brechwurzel bestehend, mit der Vorschrift verschrieben, das zweite Pulver erst dann der Kranken zu reichen, wenn das erste den beabsichtigten Erfolg — Hebung des Abweichens — nicht gehabt habe. Als er am 3. August des Morgens, da gerade zum zweitenmale aus dem Jakobs'schen Hause nach ihm geschickt worden, zur Kranken gekommen sei, habe er sie sehr schwach gefunden; über Schmerzen habe sie jedoch in seiner Gegenwart nicht geklagt, Erbrechen habe damals nicht stattgefunden, obwohl solches zukungen aber dergleichen, wohl aber mehrfaches Aufstoßen. Den Leib, die Herzgrube 2c. der Kranken habe er nicht aufgeschwollen gefunden, was doch sonst als ein Zeichen vorhandener Vergiftung betrachtet werde. Als er sich, höchst überrascht über den Zustand der Kranken, nach ihrem Verhalten seit seinem letzten Besuche erkundigt, habe er von Jakob selbst und seiner Magd Elisabethe Sanfert, abwechselnd, jedoch so, daß sie beide dabei meist zugegen gewesen seien, insbesondere erfahren, daß die Kranke in leichter Bekleidung am Morgen früh mehrere Stunden auf der Bettpfanne zugebracht habe. Von stattgehabtem heftigen Erbrechen, von Krämpfen und starken Schmerzen sei ihm nichts gesagt worden, und er habe deßhalb, da er auch von Fieber, Entzündung 2c., den gewöhnlichen Zeichen des Vorhandenseins corrosiven Giftes, Nichts wahrgenommen, an eine Vergiftung nicht entfernt gedacht. Davon, wer das erste Pulver der Kranken gereicht habe, sei ihm nichts gesagt worden; das noch übrige zweite Pulver habe er nicht gesehen. Die Farbe des Pulvers sei gräulich-gelb gewesen. —

Für unmöglich habe er unter den vorhandenen Umständen eine Vergiftung nicht halten können, wohl aber für unwahrscheinlich. Damit habe sich auch sein Sohn, Dr. Leidecker II., welchen er habe rufen lassen, und der von der Möglichkeit einer vorliegenden Vergiftung gesprochen, alsbald einverstanden erklärt, nachdem er ihm den Verlauf der Krankheit mitgetheilt. Er habe somit keinen Anstand genommen, den Angeschuldigten den in dem Anklageakte enthaltenen Todesschein ausgestellen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantw. Redakt. Th. Bauer.

Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 20. Sonntag den 16. Februar. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Meuciaux.

(Fortsetzung.)

Unsere Gesellschaft ist gemischt, meine Herren, wir nähren Schneider in unserm Busen!"

„Und ich verlange," sagte Montbryon, indem er den Betrunkenen spielte, „daß man nicht von Politik spricht, das könnte dem herzlichen Einverständniß schaden, in welchem wir mit England leben. Ich will lieber von Botanik reden."

„Und ich von Frauen," unterbrach ihn Chateau-Renard. „Ich werde damit anfangen, Euch den Katalog meiner Triumphe vorzulegen."

„Bravo!" rief Preval. „Das ist neu, Deine Verschwiegenheit war bis jetzt so groß wie Dein Glück."

„Wir Alle, die wir hier sind," erwiderte Montbryon, „können ohne Eigenliebe sagen, daß wir glückliche Schurken sind."

„Ich für mein Theil," sagte Lairville, „bin albern genug, — nicht wahr, Montbryon, mein Engel?"

„Schweig, Unglücklicher, Du bist hier der Letzte, der den Mund aufmachen darf!"

„Und warum denn, Ben Mustapha-Montbryon-Bey?"

„Weil ich mich an Deiner Stelle vor mir selber schämen werde. Da, trinke Rheinwein, Du bist zu nichts Anderem mehr gut. Ein lustiger Bruder, wie Du, schön, verwundet, Ordengeschmückt, man kann sich's nicht besser vorstellen, und hast nicht einmal eine einfache Coquette erobern können!"

Lairville schüttelte schweigend den Kopf und trank sein zehntes Glas Rheinwein.

„Ja es ist schändlich!" rief Preval.

„Es ist entehrend für unsere Verbindung," fügte Costal hinzu.

„Meine Herren, wir wollen großmüthig sein," sagte Montbryon; „kränken wir nicht die Eigenliebe unseres Freundes; er will sich verheirathen; rufen wir nicht seine Tugend von Neuem zum Kampf auf! Was uns betrifft, wir verstehen besser unsere Aufgabe in dieser Welt, wir sind die einzigen Männer."

„Ihr seid Alle gezeichnet, geächtet," erwiederte endlich Heinrich, indem er einen wirren Blick auf die Gesellschaft warf. „Ich verachte Euch, denn ein Kind kann Euch betrügen. Ihr wäret Männer? Nun gut, dann bin ich ein Halbgott!"

„Meine Herren, er rächt sich," entgegnete Montbryon, „ich denke ihn zu verstehen; er will uns glauben machen, was nicht wahr ist. Gehen Sie, mein Lieber, Sie sind nicht bei Kräften!"

„Ich wäre nicht bei Kräften, meine lieben Kleinen? Ach, Ihr dauert mich!"

„Das ist eine Lüge!"

„Eine Lüge, Du Unglücksgraf. Da nimm, stieß einmal diese kleine Rose, die man mir diesen Abend gab!"

„Was, Du machst einer Blumenhändlerin den Hof?" fuhr der Graf fort, „nun das hat man seit Anakreon nicht gesehen!"

„Das genügt Euch noch nicht?" fragte Heinrich. „Nun wohl, wartet, meine kleinen Freunde!"

Mit diesen Worten griff der Herzog, vollkommen betrunken, in seine Tasche und warf Montbryon eine Brieftasche in's Gesicht, rufend: „Auf auf!"

Der Graf warf sich darüber her wie der Tieger über seine Beute. Die Brieftasche enthielt einen einzigen Brief, den von Marie. Ihn öffnen und lesen war das Werk eines Augenblicks. „Ach, ich hatte es wohl errathen!" sagte er.

Während dieser Zeit war der junge Herzog beinahe ohnmächtig auf seinen Stuhl gesunken, sein Kopf hing auf die Brust heraus. Die Genossen konnten mit Muße das unglückliche Schreiben lesen und lästern; die unerwartete Entdeckung hatte sie Alle etwas nüchtern gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage sei Kreisassessor Küchler (derselbe, bei welchem Marie Huber zur Zeit, als sie Jakoby kennte, diente) zu ihm, Dr. Leibbecker I., gekommen und habe ihn unter Hinweisung auf das Verhältniß des Angeklagten zur Huber gefragt, ob er keinen Verdacht gegen jenen habe und keine Sektion der Leiche vornehmen wolle. Er habe hierauf entgegnet, daß er von jenem Verhältniß nichts wisse und dessen Vorhandensein ihn auch keineswegs zur Vornahme der Sektion bestimmen könne. Er, Dr. Leibbecker I., müsse sich auf's Entschiedenste gegen die seines Wissens mehrfach erhobene Behauptung, er habe sich in der fraglichen Beziehung eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen, verwahren. Eine Sektion hätte er ohne Einwilligung der Behörde oder der Angehörigen der Todten gar nicht vornehmen dürfen. Zu einer gerichtlichen Anzeige habe er sich unter den bereits angegebenen Umständen, zumal gerade dem praktischen Arzte Schweigen obliege, so lange nicht die Thatsachen unwiderleglich sprächen, nicht veranlaßt gesehen. Das wäre wohl weit eher Sache des Kreisassessors Küchler in seiner Eigenschaft als Polizeibeamter gewesen. Mit dieser seiner Anschauung hätten überdies diese seiner Herren Collegen, denen er den Sachverhalt mitgetheilt, sich vollkommen einverstanden erklärt. Es sei ihm dies eine wohlthuende Genugthuung gewesen.

Nach mehreren Wochen sei Jakoby selbst zu ihm gekommen, habe mit ihm gesprochen und ihn, wie es ihm geschienen habe, zur Ausstellung eines Zeugnisses über die Krankheit bewegen wollen. Er habe ihn jedoch mit seinem Anliegen an Herrn Stadtrichter Pistor zu Darmstadt gewiesen und ihm zugleich sein unpassendes Benehmen (sein Spazierengehen mit der Huber) vorgehalten. Erstaunt sei er gewesen, als er den andern Morgen, als er auf dem Stadtgericht auf Ladung erschienen sei, gehört habe, daß nicht Jakoby, sondern Angesser die Sache zur Anzeige gebracht habe. Noch müsse er, Zeuge Dr. Leibbecker, bemerken, daß ihn der in dem Anklageakte sich vorfindende Ausdruck, „er sei die einzige Stütze“ des Angeklagten, verletzt habe.

Der Staatsanwalt fand sich daraufhin veranlaßt, den Zeugen zu verschern, daß er nicht im Entferntesten damit habe sagen wollen, der Zeuge habe mit Wissen den Angeklagten, etwa bezüglich seines Verbrechens unterstützt. Auf besondere Fragen des Staatsanwalts erklärte Zeuge, daß die vorhererwähnten Symptome: der plötzlich heißgewordene Kopf und die Hände, ebensowohl bei einheimischer Cholera, als bei Vergiftung mit corrosivem Gift vorkämen. Die Frage des Vertheidigers, ob das in dem Magen der Gestorbenen gefundene angebliche Gift nicht etwa von in früheren Krankheiten angenommenen ätzenden Stoffen übrig geblieben sein könne, beantwortete Zeuge mit: nein, das sei höchst unwahrscheinlich, ja unmöglich.

Nach Beendigung der Vernehmung des Zeugen wurde zum Vortrage zuerst der chemischen und sodann der ärztlichen Expertise geschritten.

Anwesend waren sämmtliche Experten mit Ausnahme des Herrn Medicinalrath Dr Metzger von Heidelberg, auf dessen Vernehmung die Vertheidigung vorläufig verzichtete. Nach Beendigung der nachträglich zugezogenen Experten Professor Dr Delfs von Heidelberg, Professor Dr. Will von Gießen und Kreisarzt Dr. Simeons von Mainz hielt Dr. Winkler einen längeren Vortrag über den Verlauf der gepflogenen von ihm und Dr. Thiel auf Veranlassung des Untersuchungsgerichts vorgenommenen chemischen Expertise, deren wesentliches Resultat bereits im Anklageakte enthalten ist. Er reihte hieran einen populäreren, für das Verständniß des größeren Publikums bestimmten, Vortrag über die Beschaffenheit der verschiedenen arsenikartigen Gifte, von deren jedem er ein kleines Quantum in verschlossenen Gläsern den Geschwornen zur Erläuterung vorzeigte.

Wir heben hieraus nur das sogenannte „Schwefelarsen (welches in dem Leichnam vorgefunden worden sein sollte) und das weiße Arsen, sogenanntes Giftmehl, hervor. Bezüglich des ersteren wurde besonders bemerkt, daß es in dem Verkehr immer in Verbindung mit arsenischer Säure, welche letztere jedoch allein einen höheren Preis haben, vorkomme und eine solche Verbindung auch in dem hier fraglichen Giftstoffe ohne Zweifel vorhanden sei. Den Geschwornen wurden sodann verschiedene, in Gläsern als corpora delicti (Ueberführungsstücke) aufbewahrte, Stücke des Magen's der Leiche, an welchem zum Theile nicht unbedeutende, deutliche, mit einer gelben Masse überzogene Flecken sich zeigten, während an einem anderen ganz weißen Stücke diese Flecken angeblich durch Ammonick gelöst waren, vorgezeigt. Dr. Winkler legte den Experten Dr. Delfs und Dr. Will zugleich verschiedene von ihm resp. Dr. Thiel, aus dem vorgefundenen Giftstoffe dargestellte sogenannte Arsenspiegel vor und stellte selbst im Augenblicke vor den Augen der Geschwornen einen solchen Spiegel dar.

Hierauf ergriff Dr. Thiel das Wort und erging sich in lebendig in fließenden Vortrage, auf die specielleren wissenschaftlichen Fragen, — auf welches Gebiet wir ihm zu folgen nicht vermögen — eingehend und vorzugsweise zu den Experten Dr. Delfs und Dr. Will gewendet, über die vorgenommenen Untersuchungen. Wir heben daraus nur die Behauptung hervor, daß letztere sich insbesondere auch auf die Prüfung der Frage, ob nicht etwa, statt Arsen, das demselben ähnliche „Antimon“ vorgelegen, bezogen habe. Dr Thiel bemerkte zugleich mit besonderem Nachdrucke, daß die Expertise mit aller nur denkbaren Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit vorgenommen worden sei, und die Richtigkeit ihres Resultates einem Zweifel wohl nicht unterzogen werden könne. Ihrer Erachtens hätte sich im Ganzen etwa eine Grammie = 16 Gran Schwefelarsen in dem Körper der Verstorbenen vorgefunden.

Nachdem Dr. Thiel geendet, erhob sich Professor Dr. Delfs und bemerkte, daß er sich hier in einer eigenthümlichen Lage befinde, da er die Art der Vornahme der Expertise nur aus dem von dem Vertheidiger mitgetheilten Gutachten der Herren Dr. Winkler und Dr. Thiel habe kennen lernen, darin aber eine bedeutende Lücke, die das Resultat der gesammten Untersuchung in Frage stelle, wahrgenommen habe. Die Lücke bestehe in dem Fehlen der Behauptung, daß die Möglichkeit des Vorhandenseins von Antimon, statt des behaupteten Arsen's, bei der Expertise gehörig in's Auge gefaßt worden sei. Heute höre er nun aber mündlich, daß dies allerdings geschehen sei und einschlagende Versuche stattgefunden hätten. — Auf eine beifallige Frage des Präsidenten, bemerkte Dr. Delfs weiter, daß er jetzt nur noch einen Versuch an einem der vorhandenen Stücke des Leichnams für nöthig erachte — Nachdem der Versuch alsbald von Delfs selbst vorgenommen worden war, erklärte er sich mit den Ansichten der ersten Experten nunmehr im Wesentlichen durchaus einverstanden. Dieselbe Erklärung gab sodann auch der Experte Professor Dr. Will ab, während Dr. Thiel mit der Kürze der bewilligten Zeit den von Dr. Delfs gerügten Mangel des Gutachtens zu entschuldigen suchte. — Es erfolgte hierauf der Schluß der morgentlichen Sitzung.

In der am Nachmittage des 28. um 3 Uhr fortgesetzten Sitzung des Assisenhofes kam es zuerst zur Verlesung der über die Ausgrabung der Leiche und die an ihr vorgenommenen acht mehreren Untersuchungen aufgenommenen gerichtlichen nur schwer zu lesenden Protokolle, die ihrem wesentlichen Inhalt nach in den Anklageakt aufgenommen sind. Es folgte sodann die Verlesung der höchst umfangreichen chemischen Expertise durch Herrn Dr. Thiel. Da sie streng wissenschaftlich gehalten und

Digitized by Google

ihr Hauptresultat gleichfalls in den Anklageakt aufgenommen ist, so glauben wir, einfach darauf verweisen zu dürfen. Nur der eine Umstand dürfte daraus hervorzuheben sein, daß den Experten auch eine in einer Tasse, welche sich in dem Krankenzimmer befunden hatte, vorgefundene gelbe Masse zur Prüfung vorgelegen hatte, und von ihnen für Arsen erkannt worden war. Der hieraus dargestellte Arsenspiegel wurde den HH. Dr. Delfs und Dr. Will vorgezeigt. — Es folgte hierauf die Verlesung der von den Experten Dr. Pfannmüller und Dr. Lieber abgegebenen verschiedenen ärztlichen Gutachten, deren Zusammenziehung in eins nach der Angabe Weber's bei ihrer Uebereinstimmung in fast allen wesentlichen Punkten nur wegen Kürze der Zeit unterblieben sein soll.

29. Januar. Vor der Eröffnung der Sitzung war die Nachricht gekommen, daß die wichtige Zeugin Elisabethe Ganfert gestern niedergekommen und damit ihre baldige Vernehmung in Frage gestellt sei.

Nach Eröffnung der Verhandlungen machte der Präsident zunächst darauf aufmerksam, daß ein Zweifel an der Identität des von den Experten untersuchten Leichnam's und der Leiche der Frau Jakoby deßhalb nicht zulässig sei, weil die von dem Leichnam weggenommenen falschen Zähne von Zahnarzt Dr. Jochheim zu Darmstadt für dieselben anerkannt worden seien, welche er der Frau Jakoby eingesetzt habe.

Hierauf erstattete der Experte Dr. Will in kurzem mündlichen Vortrage Bericht über die seit der letzten Sitzung von ihm und Dr. Delfs vorgenommene chemische Untersuchung des von den anderen Herren Chemikern aus dem, in der früher erwähnten Tasse, vorgefundenen gelben Stoffe dargestellten Arsenspiegels. Das Resultat der Untersuchung war die Ermittelung der höchsten Wahrscheinlichkeit (wenn auch nicht, wegen der Kleinheit des Materials und der deßhalb vorliegenden Unmöglichkeit erschöpfender Untersuchung — der absoluten Gewißheit), daß jener Spiegel aus Arsenik bestehe. Hinsichtlich der in der Leiche vorgefundenen gelben Substanz bemerkte Dr. Delfs, daß er nach wiederholter Besprechung mit Dr. Will gleich wie dieser die feste Ueberzeugung gewonnen habe, es sei jene Substanz Arsenik und es habe dieselbe in der vorgefundenen Masse den Tod der Frau Jakoby bewirken müssen. Professor Dr. Will beantwortet sodann verschiedene durch den Vertheidiger und den Präsidenten an ihn gerichteten Fragen dahin:

Er sei in Uebereinstimmung mit Dr. Delfs der Ueberzeugung, daß das Arsen als Pulver in fester Form, als Schwefelarsen oder einer anderen löslichen Arsenverbindung und zwar bei Lebzeiten der Frau Jakoby durch den Schlund in den Körper gelangt sei. Wie lange vor dem Tode? — könne er mit Bestimmtheit nicht angeben. Aus dem in dem Magen gefundenen Geschwüre schließe er, daß hier eine lösliche Arsenverbindung eine gewisse Zeit aufgelagert gewesen, hierselbst gelöst worden und in Folge hiervon jenes Geschwür entstanden sei, da, im Falle das Arsen bereits in gelöstem Zustande in den Körper gelangt wäre, die Wirkung allgemeiner verbreitet gewesen sein müsse. — Dr. Weber wünschte die in seinem Gutachten berührte Frage, ob nicht etwa weißes Arsen in den Körper eingeführt und dort durch chemischen Prozeß in Schwefelarsenik verwandelt worden sein könne, — welche Frage in unserem Falle vielleicht von großer Wichtigkeit wäre, von dem Herrn Chemiker beantwortet zu wissen. Es entgegnete hierauf:

Dr. Will: Es sei dies ganz gleichgültig für Beurtheilung dieses Falles, jedoch liege die Möglichkeit einer solchen Verwandlung vor, ja diese trete durch den Fäulnißprozeß und der damit verbundenen Bildung von Schwefelwasserstoff stets ein. Hierauf

Dr. Delfs: Er glaube nicht, daß die gesammte in dem Leichname von den Experten vorgefundene Masse des Schwefelarsens (1 Gramm) durch bloße Verwandlung aus weißem Arsen (arseniger Säure) entstanden sein könne, nehme vielmehr an, daß ein Theil als Schwefelarsen eingeführt sein müsse.

Die Frage, wie viel Arsen zur Herbeiführung des Todes nöthig sei, wurde von den Experten dahin beantwortet, daß sich dies allgemein und absolut nicht sagen lasse, unter Umständen aber schon ein Quantum von zwei Gran dazu hinreichend sei. Die weitere Frage, ob das Schwefelarsen noch als Farbstoff vorkomme, beantwortet der Dr. Thiel unter Mittheilung der von ihm eingezogenen Erkundigungen mit: ja.

Nachdem hierauf von den Herren Chemikern die mikroskopische Untersuchung des an einem Stück des Leichnams vorgefundenen Gifts vorgenommen und von Dr. Delfs deren Resultat dahin verkündigt worden war, daß das Arsen amorph sei und somit entweder aus künstlichem Schwefelarsen (mit Beimischung von arseniger Säure, vielleicht bis zu 97%) oder aus Schwefelarsen, das sich erst im Körper aus arseniger Säure gebildet habe, bestehe, — fand die Entlassung der Herren Experten des Dr. Will und Dr. Delfs, statt.

Als zweiter Zeuge wurde sodann vernommen Dr. Leibdecker II. von Darmstadt. Er deponirte: Als er an dem fraglichen Samstage auf Urlaub seines Vaters, des Dr. Leibdecker I., zu der Frau Jakoby gekommen, sei diese bereits todt und sein Vater, Jakoby und Georg Rungeffer anwesend gewesen. An der Leiche, die er nur oberflächlich besichtigt und an dem Benehmen Jakoby's habe er nichts Auffallendes wahrgenommen. Der Gedanke an die Möglichkeit einer Vergiftung sei ihm damals, jedoch nur im Hinblick auf den plötzlichen Tod der Kranken, zwar gekommen, er habe sich jedoch desselben, nachdem ihm sein Vater die Krankheitsgeschichte mitgetheilt, alsbald entschlagen, und auch später das Verfahren seines Vaters nur billigen können.

Der dritte Zeuge, Apotheker Calmberg von Darmstadt, wußte nur anzugeben, daß die am Freitag der Kranken verschriebenen Pulver, nach dem eingesehenen Rezepte zu schließen, von bräunlich grauer Farbe gewesen sein mußten und in ein weißes Papier eingeschlagen worden seien, so wie, daß die Pulver selbst gewöhnlich in Wasser, mitunter auch in Oblaten genommen würden.

Zeuge Wilhelm Dietz, 16 Jahre alt, zu der in Rede stehenden Zeit Lehrling bei Jakoby (unbeeidigt), will zwar öfters Arzneimittel, namentlich auch an jenem Samstag Morgen, in der Calmberg'schen Apotheke geholt haben, kann sich aber nicht entsinnen, daß er am Freitag jene Pulver geholt habe. Die von ihm geholten Gegenstände will er bald an Jakoby selbst, bald an seine Frau abgegeben, manchmal will er sie auch auf einen Tisch im Jakobyschen Hause gestellt haben. Es folgte hierauf eine nochmalige Vernehmung des Dr. Leibdecker I. und resp. des Angeklagten. Sie war im Wesentlichen die Folgende:

Präsident. Er habe angegeben, daß er am Samstag das noch übrig gebliebene Pulver dem Doktor gezeigt habe; ob dies wahr sei?

Angeklagter. Ja, es sei wahr; ob es der Doktor aber gesehen habe, wisse er nicht mehr.

Präs. Der Herr Obermedicinalrath Dr. Leibdecker I. habe angegeben, daß das zweite Pulver dann gegeben werden solle, wann auf das erste Pulver das Abweichen nicht aufgehört habe; auffallend sei nun, daß er, Jakoby, der ja von dem fortdauernden Abweichen Nichts gewußt haben wolle, dennoch die Zurückstellung des zweiten Pulvers angeordnet habe.

Angekl. Er habe jedenfalls nach der ärztlichen Ordination gehandelt; er habe nicht gewußt, daß diese dahin gegangen sei, daß im Falle der Verschlechterung oder Besserung des Zustandes das zweite Pulver gegeben werden solle.

Präs. Warum er es dann weggelassen habe?

Angekl. Weil er den am Freitag Abend zwischen 6 und 10 Uhr wahrgenommenen Zustand der Kranken

Digitized by Google

für Schwäche gehalten habe. Von eingetretenem Brechen und Abweichen habe er Nichts gewußt. Er könne das Alles nicht mehr genau nach der langen Zeit wissen, übrigens hätte ja seine Frau die Vorschrift so gut, wie er, gekannt, und hätte ja selbst das Pulver nehmen können, möglich sei es übrigens auch, daß er damals an eingetretene Besserung geglaubt habe.

Präs. Ob er selbst die Weisung gegeben habe, das zweite Pulver der Kranken nicht zu reichen?

Angekl. Ja, wegen der großen Schwäche derselben. Auch habe er selbst gehört, wie der Arzt seine desfallsigen Vorschriften ertheilt habe. Daß seine Ehefrau das erste Pulver erhalten habe, habe sie ihm selbst am Freitag Abend etwa um 7 Uhr gesagt.

Staatsanwalt (zu Dr. Leibhecker I.). Es sei ihm auffallend, daß er, der behandelnde Arzt, die Krankheit für Brechruhr erklärt, da er selbst doch von deren gewöhnlichen Erscheinungen, insbesondere dem Brechen, an der Kranken nach seiner Angabe in der dem Tode unmittelbar vorausgegangenen Zeit Nichts wahrgenommen habe.

Zeuge Dr. Leibhecker I. Er sei zu dieser Annahme durch den ganzen Verlauf der Krankheit berechtigt gewesen und habe bei der Brechruhr mehrfach selbst einen solchen plötzlichen Tod in Folge hinzugetretener Erkältungen, Diätfehler ꝛc. beobachtet.

Staatsanwalt. Er habe gelesen und gehört, daß die Krankheiten, welche, wie hier mehrfach angegeben, Frau Jakoby früher gehabt habe, also Wassersucht, Fieber, Lungenentzündung, Husten ꝛc., Erscheinungen seien, welche oft in Folge einer Arsenikvergiftung vorkämen. Ob dies wohl auch im vorliegenden Falle möglich sei?

Zeuge Dr. Leibhecker I. Er gebe diese Möglichkeit zu, nur habe die fragliche Wassersucht andere Erscheinungsformen gezeigt, als solche bei einer in Folge von Arsenikvergiftung eingetretenen Wassersucht vorzukommen pflegten.

Vertheidiger. Ob nicht die vorerwähnten Geistesstörungen der Frau Jakoby in deren Blut ihre Veranlassung haben könnten?

Dr. Leibhecker I. Von eigentlichen Geistesstörungen habe er bei Frau Jakoby nie Etwas wahrgenommen; die vorübergehenden Delirien seien nur Fieberzustände gewesen.

Vertheidiger. Ob sie nie bei ihm, dem Zeugen, geklagt, daß ihr Jakoby Etwas eingegeben habe, worauf es ihr schlecht geworden, und daß sie sich von ihm Nichts wolle eingeben lassen?

Dr. Leibhecker I. Das sei nie geschehen.

Staatsanwalt. Ob die Kranke am Samstag in seiner Gegenwart nicht über Schmerzen geklagt habe?

Dr. Leibhecker I. Nein, sie sei nur schwach, aber bei Bewußtsein gewesen und habe auch in seiner Gegenwart keine Krämpfe gehabt.

Es folgte hierauf die Beeidigung und Vernehmung des Apothekergehülfen Gravelius von Darmstadt, gegenwärtig in der Kalmergischen Apotheke daselbst. Er gibt an, daß er die am Freitag verschriebenen, aus Opium-Extract, Brechpulver ꝛc. zusammengesetzten beiden Pulver für Jakoby's Ehefrau genau nach Vorschrift angefertigt habe. Ein Vergreifen in den Stoffen sei hierbei nicht wohl möglich gewesen. Wahrscheinlich sei das Pulver behufs des Einnehmens mit Wasser, wobei es eine etwas dunklere Farbe erhalten, angerührt worden.

Dr. Leibhecker. Er habe die Pulver wegen den Magenbeschwerden der Kranken gewöhnlich in Thee einnehmen lassen.

Angekl. Er wisse durchaus nicht wie jenes erste Pulver von seiner Ehefrau eingenommen worden sei.

Staatsanwalt (zu Jakoby). Warum die bei dem Tode seiner Ehefrau noch vorhandenen Arzneimittel weggeschüttet worden seien?

Angekl. Ihres widerlichen Geruchs wegen.

Zeuge Gravelius. Es sei allerdings ein sehr übelriechendes Mittel darei gewesen.

Vertheidiger (zu Dr. Leibhecker.) Ob es denn ganz unmöglich sei, daß ihm von Jakoby am Samstag Morgen das noch vorhandene zweite Pulver vorgelegt worden sei?

Dr. Leibhecker. Er wisse davon durchaus nichts.

Vertheidiger. Ob nicht das der Kranken gereichte Opium manchen Personen widrig sei?

Dr. Leibhecker. Das sei bei dem in den Pulvern enthaltenen Opium-Extract wohl nicht der Fall.

Vertheidiger. Ob nicht das Erbrechen eines jeden Stoffes bei dem Zustande der Kranken erklärlich gewesen sei?

Dr. Leibhecker. Ein solches Erbrechen sei deßhalb nicht wahrscheinlich gewesen, da die Kranke damals andere Stoffe zu sich genommen, ohne daß dies diese Wirkung gehabt habe.

Es wurde hierauf zur Vernehmung des beeidigten Zeugen Carl Melzer, Rattenvergifter zu Darmstadt, geschritten. Derselbe deponirt:

Als er im Frühjahr 1861 einmal bei Gelegenheit des Legens von Rattengift in der Nachbarschaft Jakoby's mit diesem zufällig zusammen gekommen sei, habe er von ihm erfahren, daß er auch viele Ratten in seinem Hause habe und von ihm Gift zu deren Vertilgung haben wolle. Er habe ihm solches — bestehend aus Gyps, Mehl und Talg — auch gegeben und bei dieser Gelegenheit bei Jakoby einen Teller gesehen, auf welchem sich noch ein Rest einer weißlichen Masse befunden habe. In der Meinung, es sei dies noch von dem Arsenik, von welchem ihm Jakoby damals erzählt und welches er früher zu 3 bis 4 verschiedenen Malen von dem Rattenvergifter Fries erhalten haben wollte, habe er ihn zur Vorsicht ermahnt, worauf er ihm erwidert habe, daß er, der Angeklagte, die Behandlung des Gifts wohl verstehe und es in einem Schränkchen, dessen Schlüssel in seinem alleinigen Besitze sei, aufbewahre.

Der Angeklagte behauptet hiergegen, daß er zu Melzer kein Wort von Gift gesprochen, solches d. h. Arsenik, auch nie im Hause gehabt, nicht von Fries gekauft habe, ferner daß auf dem vorerwähnten Teller nur die Reste von Hirsen und Wasser, womit er damals seine jungen Hühner gefüttert habe, gewesen seien.

Vertheidiger (zu dem Zeugen Melzer.) Ob er denn überhaupt Gift verkaufen dürfe?

Zeuge Melzer. Nein, das dürfe er nicht, thue es auch nicht; wohl aber sei es ihm erlaubt, Gift für Ungeziefer selbst zu legen. Uebrigens werde solches Gift häufig verkauft, und sei nicht sehr schwer zu erlangen.

Vertheidiger. Ob Zeuge nicht früher wegen Verleumdung und Bedrohung seiner Mutter vor Gericht gestanden habe?

Zeuge Melzer. Ja, dies seien aber nur Familiensachen gewesen und er habe jedesmal gewonnen.

Am Schlusse der Vernehmung übergibt der Vertheidiger dem Präsidenten des Assisenhofs ein in jener Untersuchungssache ausgestelltes ortsgerichtliches Leumundszeugniß, in welchem sich anzeigen findet, daß Melzer in keinem ganz guten Ruf stehe. — Sodann folgte Schluß der Sitzung für den Vormittag.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 17:

„Wer sich der Spielsucht überläßt, ist seiner Ruhe Feind."

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.**

Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Digitized by Google

image
not
available

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 21. Dienstag den 18. Februar. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Meneiaux.

(Fortsetzung.)

„Mein Brief!“ murmelte endlich Lairville, „ich will meinen Brief, meine Trophäe. Auf die Kniee, Ihr von Gott Verlassenen! Nieder mit Euch und betet an!“

Niemand antwortete. Montbryon wollte Heinrich beruhigen, indem er seine Gedanken auf etwas Anderes lenkte.

„Tausend Donner, meinen Brief her! Ich will eine Frau nicht Preis geben, die ich liebe!“ Und Thränen stürzten ihm bei diesen Worten aus den Augen. „Meinen Brief, Graf, meinen Brief, sage ich Euch, oder ich schlage Euch Alle todt!“

Montbryon sah, daß er es ihm nicht verweigern durfte. Seine Augen entdeckten die Rechnung, die ein Kellner auf den Tisch gelegt hatte. Er ergriff sie, faltete sie wie einen Brief und gab sie dem Herzog, der sie maschinenmäßig an seine Lippen führte und sie in die Tasche steckte.

Eine halbe Stunde später ließ Montbryon den schlafenden Lairville nach Hause bringen.

5. Der Graf von Montbryon.

Zwei Tage waren seitdem verflossen, daß Frau von Brabantane durch eine Schwäche, die sie nun segnete, dem jungen Herzog gestanden, seine Liebe finde Erwiderung.

Es war ein herrlicher Dezembertag, das Straßenpflaster war trocken, denn es hatte gefroren. Die heitere Sonne warf auf unsere Halbkugel ihre schrägen und kaum lauwarmen Strahlen. Ein solches Wetter ist immer ein Festtag für die müßige Welt. Zahlreiche Wagen wurden in den Champs-Elysées und im Gehölz von Boulogne sichtbar. Einige unternehmende Cavaliere schossen im Galopp die Alleen des Wäldchens hinunter, was in Sonnenschein so lachend und jetzt so traurig aussah. Heller Sonnenschein ist nämlich zur Winterszeit in Paris eine Seltenheit, alle Welt wird dann von einer Raserei der Bewegung erfaßt, die die Bewohner der Provinz nicht begreifen würden, sie, welche mit Sonnenschein überschwemmt werden, sie, die die Annehmlichkeit haben, keine ungeheure Steinmasse zu bewohnen, sie, die endlich nicht nöthig haben, ihre Wohnung zu verlassen, um das kleinste Stückchen blauen Himmel zu sehen.

Ihrer Gewohnheit zuwider saß Frau von Brabantane schon von Mittag angekleidet, einen Hut auf und in einen warmen Pelz gehüllt, ihre kleinen Füßchen auf einen Schemel streckend, und erwartete ihre Schwägerin zur Promenade. Sie verfolgte mit den Augen den Zeiger der Uhr, die zum Verzweifeln langsam, den Tag eher zurück als vorwärts zu bringen schien.

Diese Ungeduld war sehr natürlich bei einer Frau, die liebt und die sich geliebt weiß, und die ohne Zweifel im Mädchen den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit treffen sollte. Seit einem Monat hatte Heinrich keinen Tag vorbeigehen lassen, ohne sie zu sehen. Konnte er nicht auch jetzt dort sein? Diese Hoffnung bewegte sie. Das Leben der jungen Frau war bis jetzt nur ein Leben des Zwangs gewesen. Der Edelmuth ihres Charakters hatte ihr ein peinliches Schweigen auferlegt; endlich hatte sie es gebrochen, und ihr Gefühl ergoß sich nun, außer sich vor Glück, eben so leidenschaftlich, als sie es früher streng gefesselt hielt. Sie überließ sich nun ohne allen Rückhalt der Seligkeit, zu lieben, von dem geliebt zu werden, in welchem sie die edelsten Gefühle zu finden glaubte. Einige Sorgen mischten sich jedoch in ihre süßen Gedanken. Konnte der Herzog von Lairville eine Frau ohne Namen und Vermögen heirathen? Hieß das nicht der Welt, die sie verläumdet hatte, Recht geben, jener Welt, die sie der Selbstsucht, der Coquetterie und Eitelkeit beschuldigt hatte?

Plötzlich wurde Frau von Brabantane durch den Eintritt eines Dieners aus ihren Betrachtungen gerissen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Nachmittags 3 Uhr wurden die Verhandlungen und zwar unter besonders lebhafter Theilnahme des Publikums fortgesetzt. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Haltung dieses Publikums sowohl in dem Saale selbst, in welchem die Verhandlungen geführt wurden, als auch außerhalb desselben in den nahen Straßen ꝛc. eine höchst unangemessene war, welche die Anwendung der bezüglich der Aufrechthaltung der Ordnung bestehenden Bestimmungen bringend erfordert hatte. In dem Saale wurde insbesondere dem Zuhörange so wenig gewehrt, daß eine Masse Personen, ohne das geringste Recht hierzu zu haben, sich bis dicht an die Plätze der Richter, hinter dieselben, und in die dem Sekretariat angewiesenen Räume eindrängten und daß ungenirte Zeichen des Beifalls oder Mißfallens laut werden konnten. Einen widerwärtigen Eindruck machte auch das rohe Geschrei, welches die Hefe der Bevölkerung Darmstadts jedesmal Abends auf der Straße erhob, sobald der Angeklagte in das Arresthaus zurückgefahren wurde.

Während den Verhandlungen an dem Nachmittage war der Angeklagte, wie selther, mit Sammlungen von Notizen, welche er bei seinen Antworten wohl zu Rathe zog, aus Eifrigste beschäftigt. — Zuerst fand die Vernehmung des Stiefsohns des Angeklagten, des Georg Ruugeisser, Metzgermeister zu Darmstadt, und seiner Ehefrau statt.

Die Angaben des Ersteren, dessen Beeidigung wegen seiner Verwandtschaft mit Jakoby unterblieb, sind im Wesentlichen die folgenden: Sein Verhältniß zu seiner Mutter sei seit längerer Zeit kein besonders einträchtiges gewesen, feindselig sei es jedoch erst mit Ende des Jahres 1860 geworden. Er habe mit ihr früher einen Prozeß geführt, welcher im Jahre 1852 vergleichen worden sei, — ob auf Betreiben Jakobys, wisse er nicht.

Seine Mutter sei bis Juli 1860 im Allgemeinen gesund und kräftig gewesen. Damals sei er jedoch zu ihr gerufen worden, und habe sie in krankem, geistesabwesendem Zustande, in welchem sie die sonderbarsten Dinge getrieben, gefunden. Auffallend seien ihm namentlich ihre eiskalten Hände und Füße und ihr heißer Kopf gewesen. Auch habe sie damals das Trinken einer Tasse Thee, welche auf dem Ofen gestanden habe, und welche ihr von Jakoby angeboten worden sei, unter dem Bemerken verweigert, sie trinke den Thee nicht, weil Etwas darin sei. Die Krankheit sei jedoch nach wenigen Tagen wieder gehoben gewesen. Ein ähnlicher krankhafter Anfall sei dann ferner im September 1860 bei ihr eingetreten und sei er, Zeuge, damals des Nachts zu ihr gerufen worden, habe in der Apotheke Senfmehl für sie geholt und ihr die Hände mit Gewalt, da sie von sich gewesen sei, hineingehalten. Gegen Morgen sei sie wieder wohl geworden und habe ihm am anderen Tage für seine Dienstleistungen gedankt. Als er nun aber an diesem Tage mit seiner Ehefrau wieder einen Besuch bei ihr habe abstatten wollen, sei Jakoby zu ihnen gekommen und habe sie durch die Bemerkung von diesem Besuche abgehalten, daß seine Ehefrau höchst ergiftet auf ihn, den Zeugen, sei und gesagt habe, sie würde ihn, falls er wieder komme, mit Grobdarmen wegtransportiren lassen. Als wahrscheinliche Veranlassung dieses letzten Unwohlseins habe Jakoby die Alteration angegeben, welche die Kranke am vorhergehenden Abend bei dem Besuche des Theaters durch das Ansehen der in dem aufgeführten Stücke „Adrienne Lecouvreur“ vorkommende Vergiftungsscene gehabt habe. Von dieser Zeit — dem September 1860 — an habe er eine Veränderung in dem allgemeinen Befinden seiner Mutter wahrgenommen, welche oft über Hitze geklagt, ihre Hände und Füße eingewickelt gehabt und namentlich auch gesagt habe, da in der Herzgrube säße es ihr. Später, insbesondere nach Ablauf des Jahres 1860, sei er nicht mehr bis in die letzte Zeit zu seiner Mutter gekommen und sei ihr gegenseitiges unfreundliches Verhältniß besonders durch die Zwischenträgereien Jakoby's hervorgerufen und unterhalten worden.

Im Jahre 1861 sei Jakoby fast täglich in sein, des Zeugen, Haus gekommen und habe oft darüber geklagt, daß er mit seiner Ehefrau so viele Unannehmlichkeiten, namentlich durch ihre unbegründete Eifersucht, hätte. Wenn er, Zeuge, seine Vermittlung angeboten habe, so sei sie von Jakoby immer abgelehnt worden. In der letzten Zeit vor dem Tode seiner Ehefrau habe er namentlich sich über deren Putzsucht, Verschwendung und schlechte Führung der Haushaltung aufgehalten.

In ihrer letzten Krankheit habe er Anfangs, nachdem er am Donnerstag auf die Einladung Jakoby's, bei welcher dieser bemerkt, daß seine Ehefrau sehr krank sei und diesmal sich nicht herausreißen werde, dieselbe nicht so krank und jene Aeußerung auffallend gefunden. Als er dann am Samstag, nachdem er von seiner Ehefrau gehört habe, daß Jakoby am Abend vorher zu seiner, des Zeugen Tochter gesagt, daß die Großmutter sehr krank sei und Niemanden mehr kenne, wieder zu ihr gekommen sei, habe er sie allerdings sehr krank gefunden und sie schon vor der Thüre stöhnen und jammern hören. Er sei an jenem Morgen zweimal bei ihr gewesen und auch beim zweiten Besuche habe sie in Gegenwart des Dr. Leibdecker l. oft gestöhnt, auf einmal krampfhaft die Augen und den Kopf verdreht, sei sodann wieder ruhiger geworden und gestorben. Pulver zum Einnehmen habe er damals nicht bei ihr gesehen.

Große Betrübniß über den Tod sei bei Jakoby nicht vorhanden gewesen, habe er ja doch schon 14 Tage nachher Heirathspläne geäußert und von vielen Anträgen erzählt, welche ihm gemacht worden seien. Solche Gespräche Jakoby's hätten ihn, den Zeugen, förmlich angeekelt. Nachdem ihm die Gerüchte einer möglicherweise vorliegenden Vergiftung zu Ohren gekommen, sei er zu Dr. Leibdecker l. gegangen, habe ihn über die Sache gefragt und die Antwort erhalten, daß er, Dr. L., den Tod durch Vergiftung nicht annehme und den durch sonstige Krankheit wohl unterscheiden könne, und daß der erstere ganz gewiß nicht vorliege. Auch den Herrn Stadtrichter Dr. Pistor habe er über die Sache gefragt und habe dieser geantwortet, es sei nichts zu machen, da Dr. Leibdecker so aussage; wo kein Kläger, sei auch kein Richter. Später (am 18. Oktober) habe er jedoch, da jenes Gerücht nicht verschwunden sei, polizeiliche Anzeige erhoben und etwa 4 Wochen nach dem Tode auch eine Civilklage gegen Jakoby auf Sicherstellung seines, des Zeugen mütterlichen Vermögens, dessen Nutznießung dem Angeklagten durch Ehevertrag zugesichert gewesen sei, erhoben.

Staatsanwalt. Wie es sich mit der Krankheit der Verstorbenen im Jahre 1860 verhalte?

Zeuge Ruugesser. Das sei so viel er wisse, keine Lungenentzündung gewesen. Er erinnere sich, daß in diesem Jahre seine Mutter auch einmal eine Torte nicht habe essen wollen und dabei gesagt habe, sie esse davon nicht, weil man die Absicht habe, sie damit aus der Welt zu schaffen.

Frage eines der Geschwornen. Ob er, Ruugesser, am Samstag Morgen den Jakoby davon abhalten wollte, zum Arzte zu schicken?

Zeuge Ruugesser. Nein, im Gegentheil, er habe dazu gerathen.

Angekl. Das sei unwahr.

Präs. (zu dem Angeklagten). Wie es sich mit seinem Vorhersagen des Todes seiner Ehefrau am Mittwoch verhalte?

Angekl. Davon sei gar nichts wahr, wie habe er das thun können, Gott bewahre!

Präs. Wie es sich mit der Aenderung des Gesundheitszustandes der Verstorbenen seit dem Jahre 1860 verhalte?

Digitized by Google

Angell. Das sei ganz falsch.

Rungesser. Es sei richtig, sie habe sogar offene Füße und Beine gehabt.

Angell. (mit dem Tone gekränkter Unschuld und aus seinem von ihm mit Notizen angefüllten Buche lesend). Das sei ihm auch unbekannt. Gegen die Angabe des Zeugen: er, Jakoby, habe die Kluft zwischen ihm und seiner Mutter zu erhalten und zu erweitern gesucht, spreche doch ganz klar der Umstand, daß derselbe schon während des Wittwenstandes jener, wo er doch genug nicht gehegt habe, vorhanden gewesen sei. Wie man nur so etwas sagen könne! Er sei vielmehr stets für Herstellung der Einigkeit eifrig bemüht gewesen und habe sich gegen Rungesser nur gut benommen. Auch dessen Angabe, die Kranke habe am Samstag Morgen so gejammert und Schmerzen gehabt, beruhe auf der Unwahrheit, da sie auch mit der Angabe des Arztes nicht übereinstimme. Sonderbar wäre doch wohl auch, daß Zeuge, nachdem er durch sein Kind am Freitag Abend von der schweren Erkrankung der Mutter gehört gehabt, nicht alsbald noch in der Nacht zu ihr gekommen sei. Das hätte sich für einen guten Sohn geschickt. Ebenso falsch sei die Erzählung bezüglich des Thees, den die Verstorbene im Juli des Jahres 1860 nicht habe von ihm nehmen wollen. Im Juli stelle man keinen Thee auf den Ofen, wo er genauen haben soll; auch habe er den Thee für seine Frau nie gemacht. (Lächeln.) Wenn diese Torte vorgesetzt bekommen, so habe sie dabei stets wacker zugegriffen.

Berth. Dr. Vogel. Die Aussagen des Rungesser widersprächen sich darin, daß er in einem früheren gerichtlichen Protokolle angeführt habe, daß Jakoby nach dem Tode seiner Ehefrau eine ungebeuchelte Ergriffenheit gezeigt habe, während er jetzt das Gegentheil sage.

Rungesser. Er habe keine besonderen Zeichen von Ergriffenheit an ihm wahrgenommen.

Berth. Ob Jakoby dem Kind Rungessers nicht große Liebe erwiesen und es mit Geschenken überhäuft habe?

Rungesser. Das sei richtig, die Schwester Jakoby's, Frau Gruber, habe aber mit Bezug darauf später bemerkt, daß ihr Bruder, der ein durch und durch schlechter Kerl sei, dies nur zur Täuschung gethan habe.

Berth. Er bitte diese Frau Gruber als Auskunftsperson hier vernehmen zu lassen.

Warum Zeuge so schnell nach dem Tode seiner Mutter (am demselben Morgen) schon den Schreiner zur Anfertigung des Sarges bestellt habe?

Rungesser. Er habe dies auf das Geheiß des Angeklagten gethan.

Berth. Ob Zeuge diesen nach dem Tode seiner Ehefrau nicht habe veranlassen wollen, seine Haushaltung zu verkleinern und sein großes Logis zu vermiethen?

Rungesser. Nein, Jakoby habe von selbst darüber gesprochen.

Berth. Warum Zeuge vor längerer Zeit sein väterliches Haus habe verlassen und nach Mannheim gehen müssen?

Rungesser. Das seien alte, schon vor vierzehn Jahren geschehene, Geschichten, welche nicht hieher gehörten.

Berth. Ob nicht Zeuge früher einmal einen ihm von seiner Mutter geschriebenen Brief, welcher ehrenrührige Aeußerungen über eine Verwandte enthalte, an diese selbst geschickt habe?

Rungesser. Das wisse er nicht.

Berth. Ob Zenge nicht früher zu Frau Gruber geäußert habe, er wolle seine Mutter lieber gar nicht sehen, wenn sie auch sterbe?

Rungesser. Das habe er gerne gesagt, aber nur im Hinblick auf die mehrerwähnte, bei der Krankheit im Juli 1860 eingetretene Geistesstörung. Es sei gewiß ein christlicher Wunsch, Jemanden, der seinen Verstand verloren, lieber todt wissen zu wollen. (Das Publikum ruft Bravo, der Präsident ermahnt wiederholt zur Ruhe).

Es wird hierauf die Zeugin Elisabetha Rungesser, Ehefrau des vorigen Zeugen, geborene Gerhard, 32 Jahre alt, vorgeführt und beeidigt. Sie sagt hinsichtlich der Krankheit der Frau Jakoby im Juli 1860 (namentlich auch hinsichtlich des Thees) dasselbe aus, wie der vorige Zeuge. Hervorzuheben ist nur ihre Angabe, daß die Kranke damals sehr kalte Hände und Füße, heißen Kopf und heftiges Kustoßen gehabt habe; auch habe sie damals Angst vor Jakoby geäußert, der unfreundlich und grob gegen sie gewesen sei. Zeugin bestätigt ferner dasjenige, was ihr Ehemann hinsichtlich der seinseligen Aeußerungen sagte, welche Jakoby's Ehefrau nach dessen Angabe über sie, die Rungessers Ehekente, gethan haben solle. Sie erwähnt ferner, daß Jakoby sich im Jahre 1861 oft unzufrieden über seine Ehefrau geäußert. Kurze Zeit vor ihrem Tode habe sich dies jedoch geändert, und er damale über sein eheliches Glück sowie darüber gesprochen, daß er seiner Frau Geschenke gebe, sich für sie im Theater abonniren wolle u. s. w. Als sie nach dem Tode der Frau Jakoby in dessen Haus gekommen sei, habe sie gesehen, wie er oft, wie es geschienen, aus Betrübniß seinen Kopf aufstützt und sogar einige Thränen vergossen habe, die Betrübniß habe jedoch nicht lange gedauert, denn schon nach 14 Tagen habe er ihr häufig über die Masse von Heirathsanträgen, die ihm von allen Personen gemacht worden seien, gesprochen. Es habe ihr dieses Gerede Spaß gemacht, und sie habe es aus Scherz oft angefangen, obgleich sie innerlich doch darüber empört gewesen sei.

Präs. Wie es mit der Nachricht gewesen sei, welche am Freitag ihr Kind von Jakoby über die Kranke gebracht habe?

Frau Rungesser. Dies verhalte sich so, wie angegeben.

Angell. Daran sei gar nichts wahr, er habe das Kind damals gar nicht zu sehen bekommen.

Präs. Wie es sich mit seinem heftigen Benehmen während der früheren Krankheit der Frau Jakoby verhalten habe?

Frau Rungesser. Dies sei sehr auffallend gewesen. Er habe damals namentlich die Thüre aufs Heftigste zugeschlagen. Auch habe er das, was die Kranke damals gebrochen, selbst weggetragen.

Angell. Gott bewahre, das sei seine Art gar nicht; wie hätte er denn dazu kommen können, das Erbrochene wegzutragen; das hätte sich ja gar nicht geschickt. Gott im Himmel, was ist das für Gerede! Unwahr sei auch, daß er gesagt, das früher einmal plötzlich die Unwohlsein seiner Ehefrau habe von dem Ansehen der Vergiftungsscene in Adrienne Lecouvreur hergerührt; er wisse ja gar nicht, daß in diesem Stücke so Etwas vorkomme.

Frau Rungesser. Der Angeklagte sei im Jahr 1860 des Abends auch einmal ganz verheert zu ihr gekommen und habe ihr erzählt, daß er seine Frau, weil sie ihn mit Eifersucht geplagt, damals geschlagen oder gestoßen habe.

Angell. Auch das sei unwahr.

Frau Rungesser. Jakoby habe auch gesagt, daß seine Frau damals das Kindermädchen bei Küchler so weit gebracht, daß sich dasselbe in den Herrengartenteich habe stürzen wollen und er und Zimmermeister Lautenschläger sie nur mit Mühe davon zurückgehalten hätten.

Angell. Gott bewahre, das sei falsch; übrigens müsse ja darüber der Zeuge Lautenschläger aussagen können.

Frau Rungesser. Jakoby sei auch schon am Sonntag Abend, wie sie gehört habe, ausgegangen und habe die Leiche allein zu Hause gelassen.

Angell. Auch das sei falsch; er sei vor Dienstag oder Mittwoch gar nicht aus dem Hause gekommen.

Dr. Weber fragt hierauf die Zeugin, ob bei den früheren Unwohlsein die Frau Jakoby Leibweh, Brand,

Digitized by Google

Durst, Würgen, Aufstoßen und Diarrhöe vorhanden gewesen sei.

Frau Nungesser. Ja, dies Alles sei vorhanden gewesen.

Dr. Weber. Warum man denn diese Krankheit gerade „Narrheit" genannt habe?

Frau Nungesser. Weil die Frau so verkehrtes Zeug dabei gemacht, ihre Haare aufgelöst, eine Crinoline über die Kleider gezogen habe u. so w.

Staatsanw. Was ihr Jakoby von seiner Bewerbung um Marie Huber gesagt habe?

Frau Nungesser. Er habe gesagt, Gott habe ihm damals den Gedanken eingegeben, nach Homburg zu reisen, er habe es gethan, sie dort gesehen und sofort um sie geworben, da sie französisch und englisch gesprochen und ihre Herrin, eine Fürstin von ihr gesagt habe, sie sei eine Perle, ein Juwel. Auch habe er ihr Bild damals bei sich gehabt und habe sie, die Zeugin, davon, daß diese Person das Dienstmädchen bei Köchler gewesen sei, nichts gewußt.

Staatsanw. In welcher Weise sich Jakoby über seine Dienstmagd Gaulert ausgesprochen habe.

Frau Nungesser. Vor dem Tode seiner Ehefrau habe er über sie raisonnirt, nachher habe er sie gelobt und ihr durch sie, die Zeugin, eine Trauerkleidung kaufen lassen.

Der Zeuge Nungesser wird wieder vorgerufen und mit Dr. Leibbecker I. über die Schmerzen und das Stöhnen der Frau Jakoby in der letzten Krankheit befragt.

Dr. Leibbecker. Gestöhnt habe sie nicht, sondern nur schmerzliche Laute bei dem Aufstoßen, an welchem sie schon lange gelitten, ausgestoßen; über Schmerzen habe sie nicht geklagt.

Nungesser. Allerdings habe sie stark gestöhnt und zwar in Gegenwart des Herrn Dr. Leibbecker, auch habe sie geklagt und gesagt, sie müsse ersticken.

Angekl. Nungesser habe ja ausgesagt, sie habe Krämpfe gehabt; dagegen sage aber der Herr Doktor etwas ganz anderes.

Nungesser. Ja, sie habe namentlich die Daumen eingeschlagen gehabt in Anwesenheit des Arztes.

Dr. Leibbecker. Krämpfe seien nicht dagewesen, sondern die gewaltsamen Bewegungen, welche dem Tode fast immer vorausgingen.

Angekl. Er müsse noch erwähnen, daß seine Ehefrau ihn vor Vergiftung Seitens der Nungesser'schen Eheleute gewarnt und ihn namentlich einmal davon abgehalten habe, diese, als sie ihn zu Leberklösen eingeladen, zu besuchen.

Nungesser. Er sei damals allerdings gekommen und habe sogar alle Klöße allein aufgegessen.

Angekl. Das sei ganz falsch. Seine Ehefrau habe ihn auch davon abgehalten, Aepfel zu essen, die sie von Nungesser erhalten hätten.

Nungesser. Das sei unrichtig; im Gegentheil habe Frau Jakoby später zu ihm gesagt: die Aepfel seien sehr gut gewesen.

Es folgte hierauf die Vernehmung des Zeugen Schreinermeister Friedrich Kunz von Darmstadt, welcher angibt:

Er habe am Samstag Nachmittag mit Frau Bissinger die Leiche der Frau Jakoby angekleidet. Es sei ihnen dabei hauptsächlich ein großer blauer Flecken in der Seite aufgefallen; auch hätten die Augen weit offen gestanden. Jakoby habe bemerkt, der Flecken rühre von den heißen Krügen her, die der Kranken angelegt worden seien.

Angekl. Ob er ihn, den Zeugen, nicht von dem baldigen Zumachen des Sarges abgehalten habe?

Kunz. Ja, dies habe er zwei- bis dreimal gethan und dabei geweint.

Die Zeugin Bissinger will gleichfalls jenen Flecken wahrgenommen haben; ebenso sei ihr ein bläulicher Schaum an dem Munde der Leiche aufgefallen; auch sei der Leib der Leiche beim Anziehen stark geschwollen. Jakoby habe ihr gesagt: sie brauche nicht wieder zu kommen, er werde des Abends ausgehen. Ob dies geschehen sei, wisse sie nicht.

Angekl. Davon wisse er nichts; es habe ihm nicht gefallen, daß die Leiche so schnell nach ihrem Tode angekleidet worden sei. Vielleicht habe er seine Aeußerung gethan, doch nur bedhalb, um die Zeugen am Wiederkommen zu hindern.

Frau Bissinger. Sie habe den Angeklagten schon früher gekannt und ihm die Gansert, die sie für ein braves Mädchen gehalten, verdingt.

Dr. Leibbecker I. vorgerufen, erklärte hierauf auf Befragen: daß die von den letzten Zeugen hervorgehobenen Erscheinungen an der Leiche nichts Auffallendes darböten; vielmehr sehr häufig vorkämen.

Donnerstag, den 30 Januar 1862. Nach eröffneter Sitzung wurde weiter, wegen ihres jugendlichen Alters jedoch unbeeidigt, vernommen: die 8jährige Anna Nungesser, Tochter des gestern abgehörten Metzgermeisters Nungesser. Sie erzählte, daß sie am Abend des Freitags um 6 Uhr vor dem Tode der Frau Jakoby auf den Befehl ihrer Mutter zu ihr gegangen sei, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Die Großmutter Jakoby habe im Bette gelegen, sehr gejammert und nichts zu ihr gesprochen; ihr Großvater Jakoby sei auch in dem Schlafzimmer gewesen und habe ihr den Auftrag nach Hause gegeben, ihren Eltern zu sagen, die Großmutter sei sehr krank, könne nicht mehr sprechen und auch Niemanden mehr erkennen. Auf die Frage des Präsidenten, ob sie die Pulver auf dem Nachttische gesehen habe, antwortete das Kind, davon wisse sie nichts, sie hätte nicht auf das Nachttischchen gesehen. Aber sie hätte bemerkt, wie die Großmutter der Magd befohlen habe, ihr den Thee zu bringen. — Als hierauf der Angeklagte von dem Präsidenten befragt wurde, ob er mit den Aeußerungen des Kindes einverstanden sei, antwortete er, das Kind sei eingelernt worden, bevor es hierher gekommen sei; er habe es am fraglichen Freitag gar nicht in seinem Hause gesehen. — Hierauf wurde weiter, als Schwester der Ehefrau des Georg Nungesser, ebenfalls nur als Auskunftsperson unbeeidigt vernommen:

Eva Gerhardt, Tochter des Lohnkutschers Gerhardt, 22 Jahre alt, von Darmstadt, welche Folgendes deponirt: Sonntag Abends gegen 7 Uhr, nach dem Tode der Frau Jakoby, sei ihr, als sie zu Jakoby's Haus gehen wollte, an der Promenade der Angeklagte begegnet; schon dies und namentlich der Umstand, daß er ihr auszuweichen versucht, habe sie dazu bestimmt, ihn nach der Ursache seines Ausgangs, so kurz nach dem Tode seiner Frau, zu fragen. Seine Antwort sei gewesen, er wolle hierdurch den vielen Condolenzbesuchen entgehen und habe auch sein Haus zugeschlossen, und sie hätte ihm ihre Verwunderung darüber ausgedrückt. — Die Frage des Präsidenten, warum sie so selten die Familie Jakoby's besucht habe, beantwortete sie dahin, daß sie das oft vorgekommene, heftige und unbarsche Benehmen Jakoby's davon abgehalten habe. —

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Die kalten Worte, welche in die Liebe und Freundschaft fallen, sind Frühlingsschnee, welcher bald zu glänzendem Thau einschmilzt — die kalten Worte, die der Haß hagelt, sind herbstlicher Schnee, welcher den hohen winterlichen Frost verkündigt. Jean Paul.

Verantw. Redakt. Th. Bauer.

Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 22. Donnerstag den 20. Februar. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Meneiaux.

(Fortsetzung.)

„Ist der Wagen bereit?“ fragte sie.

„Nein, Madame,“ antwortete der Diener; „es kommt Besuch; der Herr Graf von Montbryon erbittet sich von Madame die Ehre, aufwarten zu dürfen.“

Bei diesem unerwarteten Namen zitterte Marie; ein Frösteln schüttelte ihre Glieder, sie glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Der Herr Graf von Montbryon, sagen Sie?“

„Ja, Madame.“

Marie blieb einen Augenblick stumm, wie von Schrecken überwältigt. Aber bald schien sie ihren Muth wieder zu finden.

„Sagen Sie, ich könne den Herrn Grafen nicht empfangen, weil ich die Baronin von Brabantane zur Spazierfahrt begleite.“

Der Diener ging, kam aber nach einem Augenblick wieder.

„Herr von Montbryon läßt Madame sagen, daß er wegen einer Sache von hoher Wichtigkeit käme; wenn Madame ihn gehört, würden Sie sicher nicht spazieren fahren.“

Bei dieser Unverschämtheit bedeckte zornige Röthe das Gesicht der jungen Frau. Eine räthselhafte Unruhe hatte sich ihrer Seele bemächtigt. Dieser unbegreifliche Besuch eines Mannes, dessen gehässigen Charakter sie kannte, konnte allerdings nichts Gutes bedeuten. Und dieser Mann hatte etwas Wichtiges mit ihr zu sprechen? Montbryon war früher Heinrichs Freund gewesen. Kam er von ihm? Neugier und Schrecken trugen den Sieg in ihr davon. — „Lassen Sie ihn eintreten,“ sagte sie.

Beim Anblick des Grafen setzte sich Frau von Brabantane in ihrem Stuhl zurecht und nahm die Haltung einer kalten Würde an. Der Graf grüßte mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit, aber einem Lächeln auf den Lippen, die junge Frau, die sich begnügte, ihm einen Sitz anzubieten.

„Verzeihung, gnädige Frau,“ sagte Montbryon mit einem formellen Ton, „Verzeihung, daß ich beinahe mit Gewalt bei Ihnen eindringe, aber Sie werden mich der Wichtigkeit meiner Gründe wegen entschuldigen.“

„Herr von Montbryon,“ sagte Frau von Brabantane ernst, „ich habe mich entschlossen, Sie selbst ohne die Dazwischenkunft meiner Leute zu hören, um zu erfahren, was für angenehme und liebenswürdige Dinge Sie mir ohne Zweifel zu sagen haben.“

Der Graf blieb unbeweglich, als wenn er nichts gehört hätte. „Es scheint mir, gnädige Frau,“ erwiederte er, „Sie haben vergessen, Ihre Frau Schwägerin zu benachrichtigen, daß Sie verhindert sind, sie zur Spazierzu begleiten.“

Frau von Brabantane erhob sich zitternd vor Entrüstung, um die Klingelschnur zu ergreifen.

„Ich werde schellen, Herr Graf,“ sagte sie stammelnd.

Statt aller Antwort lächelte Montbryon spöttisch, drückte sich in seinen Sessel und sagte: „Das wird mir Vergnügen machen, gnädige Frau.“

„Herr von Montbryon, Sie verletzen mich. Sie vergessen, daß Sie mit einer Frau in ihrer eigenen Wohnung reden!“

„Zwischen uns, Frau von Brabantane, ist nicht von Mann und Frau die Rede, wie Sie wohl wissen,“ antwortete der Graf, die Achsel zuckend, „es handelt sich hier nur um zwei menschliche Wesen, die sich gegenseitig verachten. Ich bin nicht hergekommen, um von der gestrigen Oper, vom heutigen Ball, oder von neuen Moden zu reden. Nein, etwas Anderes treibt mich her; klingeln Sie also und lassen Sie Ihrer Schwägerin sagen, daß sie allein fahren kann. Thuen Sie es, ich bitte Sie, denn Sie würden es vielleicht bedauern müssen, meinem Rathe, einem Freundesrathe, nicht gefolgt zu sein. Läßt Sie meine Gegenwart hier, wo ich noch nie war, auf Nichts schließen?“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Dr. Leibhecker I. referirte sodann auf Befehl des Präsidenten, mit Bezugnahme auf die ihm jetzt zu Gebot stehenden, von ihm für Frau Jakoby verschriebenen Rezepte, noch einmal ausführlich über die verschiedenen Krankheits-Erscheinungen und beantwortete insbesondere die Frage des Präsidenten nach der Natur der in dem Zeitraume vom 5. bis 8. Dezbr. 1860 vorgekommenen Geistesstörung dahin, daß er auf diese Symptome keinen Werth lege, daß sie nur die gewöhnliche Folge eines fieberhaften Zustandes sei und in ihrer kurzen Dauer durchaus nicht bedenklich erschienen habe. — Verth. Ob Dr. Leibhecker I. mit Wissen Jakoby's gerufen worden sei und ob dieser des Arztes Ordination pünktlich befolgt habe? Dr. Leibhecker. Ja. —

Es wurde dann Frau Reichardt, die Ehefrau des Uhrmachers Peter Reichardt von hier, als Stiefschwester der Frau Jakoby, jedoch unbeeidigt, als Auskunftsperson vernommen, wie folgt: Am Morgen des Montag nach dem Tode der Jakoby sei sie zu Jakoby gegangen, um ihr Beileid auszudrücken und sei der Aufforderung Jakoby's, mit in's Sterbezimmer zu gehen, gefolgt. Hier wären ihr nun sogleich die merkwürdig gelben Flecken an den Händen der todten Frau aufgefallen, namentlich ein Flecken, so groß wie ein Guldenstück, auf der Hand, in die ihr ein Blumenstrauß gesteckt gewesen sei, auch sei der Leib sehr dick aufgetrieben gewesen. Jakoby habe ihr darauf, um sie hierüber zu beruhigen, den von Dr. Leibhecker I. ausgestellten Todesschein gezeigt und ihr gesagt, sie sei in Folge des Genusses von Bier und Dickmilch gestorben, und es sei gut, daß sie todt sei. —

Angekl. Ob sie, die Zeugin, nicht einmal gesagt hätte, seine Frau sei verrückt gewesen?

Die Zeugin. Dieß sei eine Lüge! So etwas habe sie in ihrem Leben nicht gesagt! — Frau Reichardt schien schon bei ihrem Auftreten sehr angegriffen zu sein und dies steigerte sich so, daß sie nach abgelegtem Zeugniß ohnmächtig weggetragen wurde. Die Erinnerungen an den Tod ihrer Schwester und der Gedanke, weßhalb sie hier Zeugniß ablegte, hatte die leicht erregbare Frau überwältigt.

Kaufmann Georg Schmidt von Darmstadt, der Nachbar Jakoby's, legte Folgendes nieder: Am Montag vor dem Ende der Frau Jakoby ging Zeuge zwischen 2 und 3 Uhr mit dieser in seinem Garten spazieren, bei welcher Gelegenheit sie sehr munter war und zum Zeugen sagte, sie habe heute einen frohen Tag. — Präs. Ob Zeuge etwas Näheres über das Leben der Frau Jakoby und insbesondere über ihr Verhältniß zu ihrem Manne wisse? — Schmidt. Die Frau Jakoby sei eine Hausfrau, eine brave Mutter, eine Freundin gewesen, und sie habe sich auch als Wittwe „ausnahmsweise" betragen. Von den Klagen der Frau Jakoby über den Liebeshandel des Angeklagten wisse er nichts Näheres; einmal habe sie so etwas hingeworfen, sie schien es aber nicht so ernst genommen zu haben. — Auf die Frage des Präsidenten, ob er nicht auf dem Kirchhof bei der Beerdigung oder nachher verdächtigende Aeußerungen vernommen habe, sagte er, es habe ihm ein Frauenzimmer bemerkt, die Erde decke Vieles; den Namen des Frauenzimmers vermochte Zeuge jedoch, auf die deßfallsige Frage des Vertheidigers, nicht zu nennen. Noch ist zu bemerken, daß sowohl der Präsident, als der Staatsanwalt einige, jedoch unbedeutende Widersprüche der Aussagen des Zeugen Schmidt in heutiger Sitzung mit den von ihm in den Protokollen der Voruntersuchung deponirten, aus den Akten constatirten. Auf die Frage des Präsidenten nach der Art des Verhältnisses der Frau Jakoby zu Georg Nungesser erwiderte er, sie habe ihren Sohn sehr lieb gehabt und auch das seltene Kommen desselben habe diese Liebe nicht erschüttert, sondern habe nur öfters Klagen zur Folge gehabt. Die Frage: „warum meidet mich nur mein Sohn" hätte die Frau Jakoby oft an ihn, den Zeugen, gerichtet.

Präs. Hat sich nie der Georg Nungesser Ihnen gegenüber dahin geäußert, daß Jakoby an dem schlechten Einvernehmen mit der Mutter schuld sei?

Schmidt. Bei Lebzeiten seiner Mutter hätte er dieß von ihrem Sohne nicht gehört; aber nach ihrem Ableben habe er seinem Stiefvater Jakoby die Schuld zugeschrieben. — Zum Schlusse deponirte noch der Zeuge, Jakoby habe, als der Schreiner das Maß zum Sarge an der Leiche nehmen wollte, zu diesem gesagt: er solle die Leiche nicht aufoecken; warum, könne er nicht sagen.

Als ihn der Staatsanwalt, auf die oben angedeuteten Widersprüche Bezug nehmend, fragte, ob ihm nicht vielleicht gesagt worden sei, er solle hier mit seinen Sohlen auftreten, antwortete er, er bleibe seinem Eide getreu und wisse, was darin enthalten sei.

Christian Lautenschläger, Hofzimmermeister aus Darmstadt, ein Nachbar des Angeklagten, sagte folgendes aus: Bei seinem dem Jakoby am Sonntag Morgen nach dem Tode der Frau abgestatteten Condolenzbesuche habe er denselben sehr angegriffen gefunden. Auf die Frage nach der Ursache des plötzlichen Todes habe er gesagt, sie habe Bier und Dickmilch getrunken. Im Laufe des Gespräches habe er, der Zeuge, Jakoby darauf hingewiesen, sich nach einer ebenso braven, aber ja nicht jüngeren Frau, wie seine verstorbene, umzusehen. Jakoby habe dies aber mit einer solchen Erregtheit und Freudigkeit aufgenommen, daß ihn dies sehr frappirt hätte und er es deßhalb seiner Familie erzählt habe. Auch habe sich Jakoby nach den zur Heirath nothwendigen Papieren bei ihm erkundigt.

Präs. Ob Angeklagter sonst von seinen Beziehungen zu Frauenzimmern mit ihm gesprochen habe?

Zeuge. Ja, er habe zu ihm gesagt, es wären ihm schon einige Frauenzimmer angeboten worden, namentlich die Fräulein Dreffel.

Präs. Ob Jakoby ihm das Verhältniß mit Marie Huber mitgetheilt habe?

Zeuge. Ja, aber erst nach der Anzeige seiner Verlobung mit ihr; er habe ihm gesagt, er heirathe Marie Huber, die bei einem Fürsten in Homburg sich aufhalte.

Präs. Haben Sie nicht bei Ihrer Vernehmung am Stadtgerichte etwas in Abrede gestellt?

Zeuge: Ja; daß ich meine Schwägerin dem Jakoby als Frau angetragen habe, ist die infamste Lüge! — Als Zeuge weiter nach der Rettungsgeschichte im Herrngarten gefragt wurde, erwiederte er, er wisse gar nichts davon.

Als Zeuge von dem Präsidenten gefragt wurde, wie ihm das Verhältniß Jakoby's zu seiner Frau vorgekommen sei, erklärte er dieses, wie er es beobachtet, als ein äußerlich zärtliches.

Auf die Frage des Präsidenten, ob er nichts davon wisse, daß Jakoby mit der Huber, die Wasser holen wollte, und den Wasserkrug am Brunnen stehen gelassen, im Herrngarten spazieren gegangen und inzwischen der Krug entzwei geschlagen worden sei, antwortet der Zeuge, daß er dies Gerücht gehört habe.

Der Angeklagte, von dem Präsidenten befragt, ob er mit der Aussage des Zeugen einverstanden sei, erklärte zwar die Angabe, daß ihm die Schwägerin des Zeugen von diesem nicht gefreit worden sei, für richtig; dies habe Herr Nungesser aufgebracht; aber er gab nicht zu, daß er sich über den ihm vom Zeugen gemachten Vorschlag, sich wieder zu verheirathen, so sehr gefreut habe.

Zeuge Johannes Gerhardt, Schwiegervater des Gg. Nungesser, beeidigt, gibt an: Etwa 14 Tage nach dem Tode der Frau Jakoby habe der Angeklagte, als er, Zeuge, ihm sein Beileid ausgedrückt, gesagt: „Hin ist hin, verloren ist verloren." Auch habe ihm seine Tochter Eva am

Digitized by Google

Tage nach dem Todestage Abends auf der Straße am Mainthor gehen sehen.

Angekl.: Dies sei nicht der Fall; er würde es ja nicht läugnen, wenn er damals seiner Gesundheit wegen eine Stunde spazieren gegangen wäre. Dabei sei ja nichts. Der Ausdruck „bin ist hin, verloren ist verloren“ — beziehe sich darauf, daß seine Ehefrau früher einmal wegen einer Predigt, welche Pfarrer Strack gehalten, an diesen geschrieben, und dieser dann bei seiner Antwort den Ausdruck mehrfach gebraucht habe. Seine Frau habe dieß denn auch im gewöhnlichen Leben oft gethan und so sei ihm derselbe zufällig in den Mund gekommen.

Die beeidigte Zeugin Elisabetha Härter, Baumternehmer Härters Ehefrau zu Darmstadt, deponirt:

Die verstorbene Ehefrau Jakoby's, welche sie gut gekannt, sei am Montag vor ihrem Tode bei ihr gewesen und habe damals ihren Ehemann sehr gelobt, besonders erwähnt, daß er ihr einen neuen Hut gekauft habe, und sei ungemein heiter gewesen. Von Ostern 1861 hingegen habe sie bei Gelegenheit einer Zusammenkunft mit ihr, der Zeugin, sich über die Rohheit ihres Mannes auf's heftigste beklagt, habe bitter geweint und geäußert, daß ihr Mann sie habe fortbringen lassen wollen. Auch habe sie ihr einmal erzählt, sie habe ein Stück im Theater gesehen „Adrienne Lecoureur“, das ganz auf ihre Verhältnisse gepaßt habe, und worüber sie aus Alteration krank geworden sei. — Am Montag nach dem Tode seiner Ehefrau — also an deren Begräbnißtag — sei Jakoby zu ihr und ihrem Ehemann gekommen, habe erst geweint, sich dann aber bald gefaßt. Ihr Ehemann habe dabei zu ihm geäußert, er müsse seiner Verhältnisse wegen wieder heirathen, er wisse Jemand für ihn, es sei Fräulein Dressel. Hierbei habe sie, die Zeugin, ihm versprochen, für ihn zu werben, aber nicht im Ernste, da sie von der Erfolglosigkeit der Verlobung überzeugt gewesen sei. Später habe Jakoby sich einmal nach dem Stande der Sache erkundigt.

Staatsanw. (zu dem Angekl.) Wie er dazu gekommen sei, am Begräbnißtage seiner Ehefrau sich schon mit Heirathsprojekten abzugeben?

Angekl. Gott bewahre, das könne er gar nicht thun; soviel Pietät müsse man doch von ihm erwarten, das sei gar nicht möglich; auch sei er damals gar nicht ausgegangen.

Die Nachmittags-Sitzung begann mit Vernehmung des Zeugen Schreiner Schmitts von Darmstadt. Derselbe gibt an: Etwa 12 Tage nach dem Tode seiner Ehefrau sei Jakoby bei ihm gewesen, habe eine Arbeit bei ihm bestellt und dabei, als er seine Töchter gesehen, gesagt, sie seien schön, davon werde er sich eine holen. Er, Zeuge, habe dies keineswegs für Ernst gehalten.

Zeuge Kreisrath v. Stein (pensionirt) zu Darmstadt. Seit 9 Jahren kenne er den Angeklagten und habe fortwährend wegen Druckereigeschäften mit ihm, wenn auch meist in längeren Zwischenräumen, verkehrt. Das Verhältniß bestehen mit seiner Ehefrau sei ihm, wie er aus vielen Kleinigkeiten geschlossen, immer als ein freundliches und liebevolles erschienen.

Vertheidiger. Ob Zeuge, als geblieteter Mann, den Jakoby der ihm zur Last gelegten That für fähig halte?

Der Staatsanwalt erklärt sich gegen Zulässigkeit dieser Frage und der Präsident stellt darauf die Frage dahin, ob Zeuge den Angeklagten für einen ordentlichen, rechtschaffenen Mann halte. Die Frage wird von dem Zeugen bejaht und von ihm weiter bemerkt, daß Jakoby einige Zeit nach dem Tode seiner Ehefrau geäußert habe, er müsse sich seines Geschäftes wegen wieder verheirathen; auch habe er ihm einmal das Portrait der Marie Huber gezeigt und zu ihm auch von anderen Frauenzimmern gesprochen, welche er heirathen könnte.

Zeugin Hofgerichtscanzlisten Langheinz Ehefrau von Darmstadt. Sie habe die Ehefrau Jakoby's längere Zeit gekannt und sie immer für eine brave, vernünftige Frau gehalten. Oefters habe sie über ihren Mann geklagt, insbesondere über seine Barschheit, jedoch habe sie dabei zugesetzt, das dürfe man nicht so genau nehmen. Einmal — im Frühjahr 1861 — habe sie auch geäußert, sie sei unglücklich, denn sie habe vor Kurzem, als sie Abends nach Hause gekommen sei, das Dienstmädchen aus dem Zimmer ihres Mannes, worin kein Licht gewesen, kommen sehen. Hingegen habe sich auch Jakoby über seine Ehefrau beklagt und besonders bemerkt, daß sie ohne Grund eifersüchtig sei, namentlich auf Fräulein Gärtler, die ihm doch nicht mehr werth sei, als daß er sie mit dem Fuße anrühre, auch sei er ja ein geschworener Mann (in dem Anklageakte werden die Aeußerungen irrthümlich auf die Huber bezogen).

Drei Tage nach dem Begräbnißtage der Frau Jakoby sei sie zu dem Wittwer gegangen, um ihm ihr Beileid auszudrücken. Jakoby habe aber damals keinen Schmerz gezeigt, vielmehr bemerkt, daß er noch vor Ablauf von 3 Wochen wieder heirathen müsse. Sie, die Zeugin, sei über diese Aeußerung ganz empört gewesen.

Angekl. Das könne Alles möglich sein, er wisse es nicht; die sich auf die Eifersucht seiner Frau auf Gärtler beziehende Eifersucht der Zeugin sei richtig; von der seine Magd betreffenden Erzählung wisse er nichts. Grob sei er nie gewesen, sein lautes Sprechen habe vielmehr in Gewohnheit wegen des Lärmens seiner nahen Maschinen seinen Grund gehabt.

Zeugin Emilie Achenbach von Bessungen. Frau Jakoby habe sich über die Untreue ihres Mannes und seinen Umgang mit ihren Mägden oft ihr gegenüber beklagt, insbesondere habe sie von einem Mädchen gesprochen, dem ihr Mann ein Paar Ohrringe geschenkt und erzählt, daß sie das Mädchen zu sich habe kommen lassen, ihr gesagt habe, sie wolle ihr ihren Platz einräumen, und sie dann, da das Mädchen gewinnt, in aller Ruhe wieder entlassen habe. Auch davon habe Jakoby gesprochen, daß ihr Ehemann mit dem Mädchen Zusammenkünfte gehabt habe und sie ihnen nachgegangen sei.

Angekl. Mit seinen Mägden habe er nie etwas gehabt; man könne sie alle vorladen lassen, das sei ja seine Art gar nicht.

Zeuge Christoph Nungesser, Ochsenmezger zu Darmstadt, Neffe der verstorbenen Ehefrau Jakoby's, deponirt hierauf:

Frau Jakoby, seine Tante, habe am 19. Juli 1861 von dem Verhältnisse Jakoby's zu dem Dienstmädchen bei Küchler gesprochen und namentlich erzählt, wie sie gesehen, daß jener aus seinem Hause „verklärte“ Blicke nach ihr gesendet habe, so daß sie, die Ehefrau, in die Erde habe sinken mögen, sowie daß er ihr ein Paar Ohrringe geschenkt und sie ihr darüber Vorstellungen gemacht habe.

Zeuge Georg Nungesser nochmals vorgerufen, gibt auf deßfallsiges Befragen von Seite des Präsidenten an, daß, als er nach dem Tode seiner Mutter Jakoby auf die an dem Leichname noch befindlichen Schmuckstücken aufmerksam gemacht, Jakoby dieselben schon abgemacht gehabt und sie ihm vorgezeigt habe. Der Angeklagte stellt dies in Abrede und behauptet, daß er die Ringe und Ohrringe erst auf die Ermahnung Nungesser's hin von dem Leichname weggenommen habe.

Staatsanw. Ob Zeuge dem Angeklagten nicht einmal eine Katze angeboten habe?

Zeuge Nungesser. Ja, Jakoby habe sie aber unter dem Bemerken, daß er sie nicht brauche, da er immer im Besitze von Gift sei, nicht angenommen.

Angekl. Das sei nur deßhalb geschehen, weil seine Ehefrau die Katzen nicht habe leiden können. Er habe nur vergiftete Körner im Hause gehabt.

Zeugin Christiane Gärtler, ledig, 40 Jahre alt, wurde hierauf vernommen, war jedoch wegen ihrer leisen Sprache und des durch den unanständigen Zuorang des Publikums in das ohnehin zu einem Assisensaale höchst ungeeignete Lokal fortwährend herrschenden Lärmens nur

Digitized by Google

schwer zu verstehen. Aus ihren Angaben dürfte besonders die Aeußerung hervorzuheben sein, daß Jakoby bereits im Jahre 1859 zu ihr gesagt habe, seine Frau lebe wohl nicht mehr lange, dann müsse er eine andere haben. Sie, die Zeugin, sei selten bei Jakoby's gewesen.

Angekl. Das sei Alles unrichtig; Zeugin sei fast alle Abende hierselbst gewesen, auch habe sie selbst zu ihm geäußert, wenn seine Frau sterbe, so müsse er eine so gesunde Person heirathen, wie sie sei, u. dgl.

Zeugin Gärtler. „Herr Präsident, ich bin da, um die Wahrheit zu sagen, ich bin doch ein Mädchen, das ist reine Bosheit."

Angekl. Es ist mir leid genug, daß ich solche Sachen hier sagen muß.

Es wurde hierauf zur Vernehmung der mehrerwähnten, sehr wichtigen Zeugin Maria Huber geschritten. Sie ist die 24jährige Tochter des Schuhmachers Georg Adam Huber zu Stuttgart, ist ein ziemlich hübsches Mädchen, von bescheidenem Anstande, mit feinen Gesichtszügen, insbesondere einer hervortretenden Stirne, länglicher Nase und großen Augen. Sie spricht in zusammenhängender Rede, die hier und da den Eindruck des Eingelernten macht und hat eine angenehme klangvolle Stimme.

Bevor die Vernehmung stattfand, erklärte der Staatsanwalt, daß er in Anbetracht der eigenthümlichen Lage, in welcher sich Zeugin, die über Vieles für sie Unangenehme hier aussagen müsse, befinde, auf deren Beeidigung verzichte. Da von Seiten der Vertheidigung das Gleiche geschah, so erklärte der Präsident, daß die Beeidigung unterbleiben und er vermöge seiner d'cretionären Gewalt die Zeugin nur als Auskunftsperson vernehmen werde. Sie machte hierauf die folgenden Depositionen: Im Jahre 1859 sei sie während ihres Dienstes bei Kreisassessor Küchler mit dem Angeklagten zum erstenmale Abends zufällig auf der Straße, da sein Hund auf sie zu gesprungen sei, zusammengetroffen. Er habe sie damals nach ihren Verhältnissen gefragt. Als sie ihm einige Wochen später zu seinem Geburtstage, welchen sie von seinem Dienstmädchen zufällig erfahren, gratulirt habe, habe er sich nach der Zeit ihres Geburtstages bei ihr erkundigt und ihr um die Zeit desselben ein paar Ohrringe geschenkt. Dies hätten Gärtler's erfahren und darüber einen großen Lärm erhoben und ihr einen schlechten Ruf gemacht. Dadurch sei sie aber erst recht mit Jakoby verbunden worden. Später sei sie nach Frankfurt gekommen und auch dort einmal in Gegenwart ihrer Mutter mit Jakoby zusammen gekommen und habe ihn damals um die Erlaubniß gefragt, ihm schreiben zu dürfen. Später habe sie Jakoby zweimal in Stuttgart besucht, das erste Mal mit Wissen ihrer Eltern, das zweitemal ohne vorheriges Wissen derselben, wobei sie jedoch von ihrem Vater, welchen eine Bekannte von seiner Anwesenheit in Kenntniß gesetzt habe, mit Jakoby in dessen Logis im Wirthshause betroffen worden sei. Längere Zeit, — bis Februar 1860 — hätte sie sodann mit dem Angeklagten in keinem Verkehre gestanden und ihm erst wieder geschrieben, als sie wegen häuslichen Zwistigkeiten nach Darmstadt habe zurückkehren wollen, dieß sei denn auch geschehen, nachdem ihr Jakoby auf ihre Bitte 5 fl. geschickt habe. Jakoby habe sie damals zu ihrer Bekanntin, Frau Wagner, gebracht, sie sei bei dieser einige Tage logirt und habe sich während der Zeit in Darmstadt, Frankfurt und Soden nach einer neuen Condition eifrig umgethan. Dieselbe habe sie auch erhalten zuerst bei Frau Oberst Reitdardt und dann bei Präsident Miningerode zu Darmstadt, mit welch letzterer sie im Sommer 1860 im Bad Lichtenthal bei Baden-Baden gewesen sei. Von hier aus habe sie ein- oder zweimal an Frau Wagner „mit Inhalt an Jakoby" geschrieben. Nach dem Tode der Frau Präsident im Februar 1861 habe sie sich noch einige Tage in Darmstadt bei Steindrucker Schüler verweilt und sei sodann, da sie einen anderen ihr angebotenen Dienst in Folge der Verläumdungen der Familie Gärtler in Darmstadt nicht habe erhalten können, zunächst in einen Dienst nach Frankfurt, woselbst sie Jakoby noch einmal gesehen habe, und nach kurzer Zeit in einen solchen nach Bad Homburg gegangen. Während ihres letzten Aufenthaltes in Darmstadt habe sie den Angeklagten nur sehr selten gesprochen. In Homburg habe sie derselbe zweimal besucht, um sie zur Heirath mit ihm zu bestimmen, das zweitemal sei sie ihm denn auch, nachdem sie sich von ihrer Mutter die Einwilligung hierzu in Frankfurt geholt habe, nach Darmstadt „gegen ihren Willen" gefolgt. Es sei dies am 10. September 1861 gewesen.

Präs. „Wie oft haben Sie mit dem Angeklagten Briefe gewechselt?"

M. Huber. „Das weiß ich nicht."

Präs. „Wer schrieb am häufigsten?"

M. Huber. „Ich."

Präs. „Wer hat die Correspondenz angefangen?"

M. Huber. „Ich."

Präs. „Unter welcher Adresse haben Sie die Briefe an Jakoby geschickt?"

M. Huber. „Ein- oder 2mal unter der Adresse seiner Schwester, Frau Gruber, von Lichtenthal und Frankfurt aus unter der der Frau Wagner, sonst, namentlich von Stuttgart aus, unter seiner eigenen Adresse."

Präs. „Warum haben Sie diese falschen Adressen gebraucht?"

M. Huber. „Weil einmal ein von mir an Jakoby direkt adressirter Brief verloren gegangen ist."

Präs. Welche Briefe sind Ihnen von denjenigen, welche sie unter der Adresse der Frau Wagner geschrieben haben, die wichtigsten gewesen, die an diese Frau oder die an Jakoby?

M. Huber. Die an Jakoby.

Präs. Warum haben Sie denn eigentlich diese falschen Adressen gebraucht?

M. Huber. Ich habe geglaubt, Frau Jakoby habe den erwähnten Brief unterschlagen. Sie hätte aber den Inhalt aller lesen dürfen. Eigentlichen Argwohn habe ich aber gegen die Frau nicht gehabt. Dieselbe hat mich früher, da mir Jakoby die Ohrringe geschenkt, zu sich kommen lassen und gesagt, wenn ich weiter Nichts erhalten habe, so sei es gut. Dieser Auftritt ist ganz gut vorübergegangen.

Präs. Wie es gekommen sei, daß sie bei ihrer Rückkehr von Stuttgart bei Frau Wagner logirt habe?

M. Huber. Jakoby habe ihr darüber geschrieben und sie, da sie von ihrer Ankunft benachrichtigt, an der Eisenbahn abgeholt. Ihn selbst habe sie damals bei Frau Wagner nicht oft gesehen.

Präs. Ob ihr Verhältniß zu Jakoby immer das gleiche geblieben sei.

M. Huber. Nein, es sei öfters unterbrochen gewesen, namentlich in Stuttgart vom Oktober 1859 bis Februar 1860 und während ihres Dienstes bei Frau Minnigerode, da sie ihn damals nur 1 oder 2 Mal gesehen habe.

Präs. Ob sie Heirathspläne gehabt hätten?

M. Huber. Nein, sie habe es zwar verschiedenen Leuten gesagt, allein nur, um Alles auf ihn zu wälzen, da er ein Mann gewesen sei, und es besser habe tragen können.

Präs. Ob ihr Jakoby nicht Treue geschworen?

M. Huber. Das habe sie nur aus Unvorsichtigkeit gesagt, namentlich in Stuttgart bei Michelfelders und anderen Leuten.

Präs. Ob sie das Verhältniß im Frühjahre 1861 nicht habe abbrechen wollen?

M. Huber. Ja, ehe sie nach Homburg gegangen sei, habe sie gesagt, sie wolle mit einer Herrschaft weit weg reisen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.**

Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 23. Sonntag den 23. Februar. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Meneiany.

(Fortsetzung.)

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr."

„Auf der Stelle werde ich deutlicher sein."

Und Montbryon ging an das Kamin, ergriff die seidene Schnur und zog sie mit gebieterischer Hand. So viel Frechheit verwirrte Frau von Brabantane. Ein Diener erschien; sie zögerte einen Augenblick sich einer gerechten Entrüstung überlassend; sie befahl nicht, den Grafen hinauszugeleiten, denn eine geheime Unruhe erfaßte sie. Welche geheime Angelegenheit konnte ihrem Gegner diese Dreistigkeit geben? Sie mußte es wissen. Sie ließ ihrer Schwägerin sagen, daß sie nicht ausgehen würde.

„Sehr wohl," sagte Montbryon, als der Diener fort war, „ich bin entzückt, Sie so vernünftig zu finden."

Trotz der Angst, die sie erfüllte, rang die junge Frau nach Fassung. „Was mich anbelangt," sagte sie mit erzwungenem Lächeln, „da Sie nicht erlauben wollen, daß ich ausfahre, Herr von Montbryon, so gestatten Sie mir wenigstens, daß ich mich dieses Hutes und dieses Pelzes entledige, die ich hier beim Feuer nicht nöthig habe."

Während sie dieses that, gelangte sie wieder zu etwas Zuversicht; sie setzte sich und wartete einige Augenblicke. „Ich bin bereit, Sie zu hören, mein Herr," sagte sie endlich.

„Ich habe Ihnen eine ganze Geschichte zu erzählen, gnädige Frau," sagte der Graf, aber ich werde mich so kurz als möglich fassen; ich zweifle nicht, daß die Sache Sie interessiren wird."

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich bereit bin, Sie zu hören."

„Ich will denn als getreuer Historiker damit anfangen, Ihnen die Personen meiner Geschichte genau zu schildern. Vor zwei Jahren glänzte in unsern Pariser Salons unter Andern eine anmuthige, schöne Frau, deren unvergleichlicher Reiz den weiblichen Theil unserer Gesellschaft außer sich vor Aerger brachte. Unter den Männern war, wenn sie ehrlich sein wollten, Keiner, der nicht gestehen mußte, daß er bei ihrem Anblick mehr oder weniger laut geseufzt hatte. Ich sage bei ihrem Anblick, denn bis jetzt habe ich blos ihr Aeußeres geschildert; ich habe es gethan, um Ihnen desto besser begreiflich zu machen, mit welchen Dornen die schönsten Blumen umgeben sind. Aber einer Frau von solcher Fassungskraft, wie Sie gegenüber, ist das vielleicht überflüssig. Sie haben ohne Zweifel schon errathen, daß dieses himmlische Lächeln eine Schlinge war, der wahren Liebe oder der Eigenliebe gelegt, daß dieser rührende Blick einer Lücke entsprang, die Lieblichkeit dieser Rede eine Lüge war. Nun gab es in derselben Gesellschaft einen Mann, dessen Bild ich Ihnen ebenfalls entwerfen werde; ich werde bei dieser Schilderung nicht mehr schmeicheln als bei jener. Dieser Mann besaß bei seinem Eintritt in die Welt eine Menge herrlicher Eigenschaften, die ihm sein Vater durch lange Predigten und namentlich durch Peitschenhiebe eingetrichtert hatte. Die Erziehung der alten Zeit war außerordentlich edelmännisch. Die Frauen vollendeten seine Erziehung durch Treulosigkeiten. Sie errathen, was folgt. Sein bis dahin unterdrückter Charakter entwickelte sich, er wurde heftig, eitel, zweifelsüchtig, der früher von einer evangelischen Gutmüthigkeit und Gläubigkeit war. Die Menschen nannten ihn einen Egoisten, der ein Weiser zu sein glaubte, sie nannten ihn abscheulich, was er für eine Schmeichelei nahm."

„Glücklicherweise," unterbrach ihn Frau von Brabantane, „ist die Philosophie dieses Herrn nicht Jedermanns Sache. Ohnedies versprachen Sie kurz zu sein."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Präs. Ob ihr Jakoby abgerathen habe, nach Homburg zu gehen?

M. Huber. Ja, er habe gesagt, ein Badeort sei Nichts für sie.

Staatsanwalt. Welcher Namen denn ihrem Verhältnisse zu Jakoby beizulegen sei?

M. Huber. Es sei ein Freundschafts-Verhältniß gewesen.

Staatsanwalt. Ob denn solche Verhältnisse öfters vorkommen?

M. Huber. Ja, sie habe ja mit ihm nichts Verbotenes gehabt.

Staatsanwalt. Ob sie der Frau Jakoby, als diese mit ihr über die Ohrringe geredet, Etwas versprochen habe?

M. Huber. Es sei ja Alles nur Verleumdung gewesen; Frau Jakoby habe gesagt: „Ich bin Ihnen nicht bös." — Sie, M. Huber, habe ihr damals die Hand gegeben und ihr versprochen, mit ihrem Manne Nichts mehr machen zu wollen und das habe sie auch von da an gehalten.

Staatsanwalt. Wie sich damit ihr späteres Verhalten und ihre Correspondenz mit Jakoby zusammen reimen lasse? —

M. Huber. Sie habe ihn später nur einmal zufällig an dem Kirchhofe gesprochen und darauf hin dem Dienstmädchen bei Küchler, Jette Wolf eine Scene erzählt, welche gar nicht vorgefallen sei. Sie habe ihr Versprechen wirklich halten wollen.

Staatsanwalt. Ob sie mit Jakoby im Herrngarten Zusammenkünfte gehabt habe und ob an dem dortigen Teiche eine besondere Scene vorgefallen sei.

M. Huber. Nie.

Staatsanwalt. Was bei der Zusammenkunft an der Friedhofsmauer gesprochen worden sei?

M. Huber. Es sei so gesprochen worden, daß sie gesagt habe, jetzt werde sie ihren eigenen Weg gehen, er möchte auch seinen Weg gehen.

Staatsanwalt. Wie es sich mit den Ohrringen verhalten habe?

M. Huber. Das sei ein schuldloses Geschenk gewesen. Sie habe noch nie ein Verhältniß gehabt und habe es für nichts Unrechtes gehalten.

Staatsanwalt. Was sich in dem Wirthshause zu Stuttgart zugetragen habe?

M. Huber. Nichts Unrechtes.

Staatsanwalt. Warum sie die Anwesenheit Jakoby's damals ihrem Vater verheimlicht habe?

M. Huber. Das wisse sie nicht.

Staatsanwalt. Warum sie damals ihrem Vater die Thüre verriegelt habe?

M. Huber. Das sei nur aus Unschuld geschehen.

Staatsanwalt. Ob das Alles nur Freundschaft gewesen sei?

M. Huber. Ja.

Staatsanwalt. Was Jakoby in ihrem elterlichen Hause ihren Eltern versichert habe?

M. Huber. Das wisse sie nicht. Er habe es gut gemeint.

Staatsanwalt. Das habe er bewiesen.

M. Huber. Sie selbst habe allein das Gerücht in Stuttgart verbreitet, daß Jakoby sie heirathen wolle.

Staatsanw. Ob Jakoby ihr nach Stuttgart geschrieben und sie aufgefordert habe, nach Darmstadt zu kommen?

M. Huber. Sie wisse es nicht, nein!

Staatsanw. Sie habe es doch in der Voruntersuchung gesagt?

M. Huber. Dann müsse es wahr sein, sie wisse es nicht.

Staatsanw. Ob Jakoby Etwas nach Stuttgart geschickt habe?

M. Huber. Ja, 5 fl., aber sonst Nichts, im Gegentheil habe sie ihm öfters ihren Lohn aufzuheben gegeben.

Staatsanw. Ob sie mit Jakoby keine unangenehmen Auftritte gehabt habe, ehe sie nach Frankfurt gegangen sei?

M. Huber. Ja, sie habe ihm Vorwürfe gemacht, aber nur deßhalb, weil die Leute ihr Verhältniß falsch aufgefaßt hätten. Jakoby habe ja keine Kinder gehabt und darum habe dieses unschuldige Verhältniß für erlaubt gehalten.

Staatsanw. Ob ihr Jakoby Briefe geschrieben habe, ehe er zu ihr nach Homburg gekommen sei.

M. Huber. Nein!

Staatsanw. Was der in dem Briefe ihres Vaters vom 8. September 1861 gebrauchte Ausdruck, „wenn Sie das mit gegebene Ehrenwort einlösen ꝛc." — für eine Bedeutung habe?

M. Huber. Dies habe sich nur darauf bezogen, daß Jakoby ihrem Vater in Stuttgart sein Ehrenwort darauf gegeben habe, daß er sie, da durch ihn ihre Ehre angegriffen gewesen sei, immer unterstützen wolle. Auf etwas Anderes habe es sich nicht bezogen, denn dann hätte ihr Vater das Ehrenwort gar nicht angenommen, sondern sie eher durchgeschlagen.

Einer der Geschwornen. Ob Jakoby etwa davon gesprochen habe, daß er sie in einem Testamente bedenken wolle?

M. Huber. Ja, das habe er gegen ihren Vater gethan.

Frage des Geschwornen. Ob sie einmal nach Darmstadt geschrieben, sie betrachte diese Stadt als ihre zweite Heimath?

M. Huber. Ja, das sei möglich, namentlich da ihre Schwester, Ehefrau des Kaufmanns Breitwieser zu Ober-Ramstadt, so nahe bei Darmstadt wohne.

Staatsanw. Warum sie nicht bei dieser logirt habe statt bei Frau Wagner?

M. Huber. Weil ihre Schwester wegen des Reichthums zu sehr auf sie herabgesehen habe.

Auf die Schlußfrage des Präsidenten, ob dies (auf den Angeklagten deutend) Jakoby sei, entgegnete sie: „Gewiß."

Die Zeugin Henriette Wolf, 29 Jahr alt, vorgeführt und beeidigt, erzählt: Sie habe zu gleicher Zeit mit der Huber bei Kreisassessor Küchler gedient. Zur fraglichen Zeit (im Jahre 1859) habe ihr dieselbe mitgetheilt, daß sie eine Bekanntschaft habe, mit wem, habe sie Anfangs nicht angegeben, sondern bald von einem Beamten, bald von einem Geschäftsmann ꝛc. gesprochen. Erst nachdem sie, Zeugin, von dem verstorbenen Herrn Gärtler gehört, daß er die Huber mit Jakoby Abends zusammen gesehen, habe diese ihr Verhältniß mit diesem eingestanden und zu gleicher Zeit erzählt, daß er ihr am Grabe seiner ersten Ehefrau Treue geschworen und gesagt habe, er ruhe nicht eher, als bis sie im Besitze des Hauses und Gartens sei. Nachdem Frau Küchler das Verhältniß entdeckt, habe die Huber den Dienst verlassen müssen.

Marie Huber, vorgerufen, erklärt: Sie habe der Wolf so viel nicht gesagt, als sie hier behaupte. Auch habe die Wolf selbst und deren Mutter ihr damals in der Küche gerathen, das Verhältniß mit Jakoby ja nicht aufzugeben.

Zeugin Wolf. Das sei nicht wahr; im Gegentheil hätte sie die Huber vor dem Jakoby, der ein Ehemann sei, gewarnt. — Die Huber stehe hier als große Lügnerin da.

Marie Huber. Die Mutter der Wolf habe sogar gesagt, sie, die Huber, möge von Jakoby nur Geschenke nehmen und sie mit ihnen theilen. Die Wolf habe dabei bemerkt: „Jakoby der gibt."

Digitized by Google

Staatsanw. Ob sie Abends mit Jakoby spazieren gegangen sei?

Marie Huber. Sie fordere die Wolf auf, sich darüber zu erklären, ob sie mit Jakoby ein unmoralisches Verhältniß gehabt. Sie selbst, die Wolf, habe sie ja immer in dieser Beziehung in Schutz genommen. Der gräfliche Gärtler hat mich gestürzt.

Zeuge Wolf. Von einem unmoralischen Verhältnisse wisse sie Nichts.

Berth. Ob nicht die Wolf, welche selbst ein Verhältniß mit Georg Gärtler gehabt, diesen aufgehetzt habe gegen Jakoby und die Huber?

Zeugin Wolf (in giftigem Ton). Das sei falsch, übrigens sei ja Gärtler ledig gewesen.

Es wurde hierauf zur Vernehmung des Zeugen Johann Friedrich Michelfelder, Konlenzmaler aus Stuttgart und dessen Ehefrau geschritten. Ersterer deponirt:

Vor mehreren Jahren sei die Huber in Stuttgart von seiner Ehefrau in sein Haus aufgenommen worden, da sie ihr elterliches Haus, nachdem sie ihr Vater heftig, so daß sie mehrere Tage bettlägerig krank war, geschlagen hatte, verlassen gehabt habe. Sie sei 33 Tage bei ihm in Kost und Logis gewesen. Während dieser Zeit habe sie häufig von Jakoby gesprochen und auch 4 bis 6 Briefe von ihm erhalten und eben so viel etwa an ihn geschrieben.

Die Briefe habe er, Zeuge, zum Theile selbst gehört, und deren Inhalt von der Huber vorlesen hören. Auch habe sie das Bild ihres Liebhabers vorgezeigt, es sei das Bild des hier sitzenden Angeklagten, jedoch mit keinem oder einem kleinen Barte, gewesen. Aus einem der Briefe habe Huber insbesondere vorgelesen, daß er, Jakoby, sie heirathen würde, wenn seine Ehefrau, die immer kränklich gewesen sei, stürbe; geschehe das nicht bald, so würde er sich scheiden lassen. Auch habe ihr Jakoby einmal 5 fl. Reisegeld geschickt. Sie habe wiederholt von ihm gesprochen, als einem reichen Mann, der 60.000 fl. habe und auch einmal geäußert: wenn es nur Gottes Wille wäre, daß sie, Jakoby's Ehefrau, stürbe.

Berth. Ob die Huber nicht damals aufgeregt und krank gewesen sei?

Zeuge Michelfelder. Nein, sie sei ganz bei sich gewesen.

M. Huber wird vorgeführt, erklärt hiergegen: Sie habe dem Zeugen, der immer den ganzen Tag auswärts in Arbeit gewesen sei, durchaus nicht solche Mittheilungen gemacht, wie er behaupte. Die Michelfelders seien böse auf sie, weil sie fürchteten, die 10 fl., die sie sich, obgleich sie, M. Huber, ihnen jeden Tag 24 kr. für den Tag bezahlt gehabt, von ihrem Pfleger in Stuttgart hatte geben lassen, wieder herausgeben zu müssen. Sie habe damals nur 2 bis 3 Briefe von Jakoby erhalten und diese nicht vorgelesen; das Vermögen desselben habe sie gar nicht gekannt und deßhalb jene Aeußerung nicht thun können. Wenn sie dennoch so gesprochen, so sei das nur ein Beweis, daß sie mehr gesagt habe, als wahr sei.

Zeuge Michelfelder. Die Briefe der Huber an Jakoby seien, wie dieselbe selbst gesagt, an eine Frau in Darmstadt gerichtet gewesen, damit Jakoby's Ehefrau von der Sache Nichts erfahre.

Präs. Ob Zeuge schon in Untersuchung gestanden?

Zeuge Michelfelder. Ja, einmal wegen Diebstehlerei.

M. Huber. An eine Heirath mit Jakoby habe sie damals nicht gedacht, vielmehr einen Lakai heirathen wollen, der von ihr weggeblieben sei, da er ein Mädchen mit 20.000 fl. bekommen habe.

Zeuge Michelfelder. Der Lakai habe sie gar nicht gewollt.

Die Zeugin Rosalie Michelfelder, Ehefrau des vorigen Zeugen macht über das Verhalten der Huber während ihrer Anwesenheit in ihrem Hause, über ihre Correspondenz mit Jakoby ꝛc. dieselben Angaben wie ihr Ehemann und fügt noch folgendes bei: die Huber habe das Bild des Jakoby häufig geküßt, sei ganz entzückt darüber gewesen, habe keinen Hunger und Durst mehr gehabt, wenn ein Brief von ihm gekommen sei und habe erzählt, daß er ihr in Darmstadt auf dem Kirchhofe Treue geschworen und sie mit ihm durch Legen von Zetteln unter einem Stein correspondirt habe; die Behauptung der Huber, sie, die Zeugin, habe von ihr das volle Kostgeld erhalten und für sich trotzdem noch von ihrem Pfleger Geld geben lassen, sei ganz falsch, da sie ihr fast Nichts gegeben, sie vielmehr mit dem ganzen Unterhalt an ihren Pfleger gewiesen.

Staatsanw. Ob M. Huber die Briefe Jakoby's vorgelesen habe?

Zeugin Michelfelder. Sie habe einzelne Stellen verlesen, z. B. die Stelle, er, Jakoby, würde sich scheiden lassen, wenn seine kranke Frau nicht stürbe. Auf den Briefen Jakoby's habe immer gestanden, „eigenhändig zu übergeben."

Staatsanw. Ob es verliebte Briefe gewesen seien?

Zeugin Michelfelder (lachend). O arg! das habe die Huber selbst gesagt.

M. Huber (vorgerufen). Von dem Treueschwören auf dem Kirchhofe habe sie Nichts gesagt.

Zeugin Michelfelder. Sie, Zeugin, hätte das doch nicht riechen können.

M. Huber. Die Photographie Jakoby's habe dieser ihrem Vater geschenkt und sie dieselbe von ihm erhalten. Gefüßt habe sie es nie. Die angegebenen Dinge habe Jakoby nicht geschrieben; ob sie es damals gesagt, wisse sie nicht, jedenfalls sei es gelogen gewesen.

Angekl. Von allen diesen Geschichten wisse er Nichts.

Staatsanw. (zur Huber). Wo die Briefe Jakoby's hingekommen seien?

M. Huber. Sie habe sie später vernichtet, da ihr Verhältniß abgebrochen worden sei.

Staatsanw. In ihrem früheren Protokolle stehe, daß Jakoby auf dem Kirchhofe zu ihr gesagt, er werde an sie denken.

M. Huber. Sie habe immer gelogen, sie sei damals noch dumm gewesen und habe das Verhältniß bei Seite schieudern wollen.

Es fand hierauf der Schluß der Sitzung statt. Ueber dem Weggehen des Publikums begab sich M. Huber zu Jakoby, sprach mit ihm, reichte ihm die Hand und ging sogar mit jenem in das ihm angewiesene Zimmer. Kaum war sie dort, so eilte der Staatsanwalt ihr nach und ließ sie von Jakoby trennen.

Freitag, den 31. Januar, Vorm. 9 Uhr. Nach eröffneter Sitzung entwickelt Herr Obermedicinalrath Dr. Simeons aus Mainz in einer ausführlichen und durch Klarheit ausgezeichnete Rede all seine Ansichten über die vorliegenden technischen Fragen. Da der Redner in den meisten Beziehungen mit den schon vorgebrachten und motivirten Ansichten der Experten Dr. Lieber und Dr. Pfannmüller vollständig übereinstimmte, so wollen wir nur kurz die Hauptpunkte erwähnen.

Dr. Simeons begann damit, daß er es für die gegenwärtige Verhandlung für gleichgiltig erkläre, ob arsenige Säure oder künstlicher Schweielarsen, wie er käuflich zu haben ist, in den Leib gebracht worden sei, da dieser immer eine beträchtliche Menge von arseniger Säure enthalte, sogar bis zu 98%, also eben so giftig wie diese, wirke. Die Vergiftungen mit weißem Arsen seien übrigens viel häufiger, wie die mit Schwefelarsen.

In vorliegendem Fall hätten wir es unzweifelhaft mit einer akuten Arsenikvergiftung zu thun. In fester Form wirke der Arsenik am stärksten, in gelöster Form käme es auf die Concentrirung oder Verdünnung an; je concentrirter der Arsen sei, desto stärker wirke er. Es läge in unserem Falle unzweifelhaft eine Einverleibung von Arsenik in fester, etwa in Pulverform vor. Die Angabe des Dr. Leibecker i., daß die Frau Jakoby nach

Digitized by Google

dem Einnehmen des Pulvers, um ihren plötzlichen Durst zu stillen, Wasser, Kaffee, Bouillon, Suppe getrunken habe, habe ihm zu Dr. Simeons, zur Annahme gestellt, diese Flüssigkeiten hätten die Lösung des Arseniks beschleunigt. Die Frage des Präsidenten, ob der Tod der Frau Jakoby nicht auch durch eine andere Krankheit mitherbeigeführt worden sein könne, beantwortete Dr. Simeons dahin, daß dies aus wissenschaftlichen Gründen durchaus zu verneinen sei. Es sei unzweifelhaft nachgewiesen, daß eine große Quantität Arsenik bei Lebzeiten der Frau in deren Körper gebracht worden sei, und dieß allein den Tod erzeugt habe. Auch sei es möglich, daß schon früher, am Montag und Dienstag vor dem Tode der Jakoby, derselben kleinere Dosen von wenig concentrirtem Arsenik gereicht worden seien, wenigstens seien alle eingetretenen Krankheitserscheinungen, wie Kälte der Extremitäten, Abweichen, Erbrechen ꝛc. und namentlich das rasche Verschwinden dieser Symptome als die möglichen Folgen einer solchen Vergiftung anzusehen; es fehle jedoch dieser Vermuthung ein unumgänglich nöthiges Requisit, um sie als höchst wahrscheinliche Thatsache aufzustellen, es fehle ihr nämlich der Nachweis, daß wirklich Arsenikpuiver von damals im Körper der Frau Jakoby aufgefunden worden seien.

Staatsanwalt. Ob eine Affektion des Gehirns eine Folge einer Arsenikvergiftung sein könne?

Dr. Simeons. Ja wohl; hauptsächlich, wenn der Arsenik in sehr löslicher Form in den Körper gebracht werde und darum schnell in's Blut übergienge; es zeigten sich dann oft Krämpfe, Blutandrang nach dem Kopf und daraus entstehendes Irrsein. Dr. Simeons spricht sich weiter in seinem Gutachten in Bezug auf die bei der Ausgrabung der Leiche von den Experten als auffallend erkannte Mumificirung und wenig vorgeschrittenen Verwesung dahin aus, daß auch er in seiner langjährigen Praxis oft die Erfahrung gemacht habe, daß die von Arsenik vergifteten Körper noch nach einem Zeitraume wohl erhalten und vertrocknet gefunden worden seien, nach welchem sich die gewöhnlichen Leichen schon längst in dem Zustande der Verwesung befänden. Er habe diese Erfahrung vor nicht langer Zeit in Mainz gemacht; hier sei nach 19 Tagen eine Leiche, auch wegen des Verdachtes eines Giftmords, ausgegraben worden, und sei schon total vertrocknet gewesen; auch sie sei mit Arsenik vergiftet worden.

Zeuge Kreisassessor Küchler zu Darmstadt gibt an: Es seien ihm zur fraglichen Zeit Gerüchte zu Ohren gekommen, wonach sein Dienstmädchen Maria Huber mit Jakoby Verhältnisse gehabt, von ihm das Versprechen der Ehe erhalten habe u. s. w. Seine, des Zeugen, Ehefrau habe daraufhin der Huber Vorstellungen gemacht, und habe diese erwidert, daß dieß ja nichts Unmoralisches sei, da Jakoby gesagt habe, er wolle sich scheiden lassen und sie heirathen. Nach der Rückkehr der Huber von Frau Jakoby, welche sie damals habe rufen lassen, sei erstere sehr aufgeregt gewesen. Die Huber habe er daraufhin aus seinem Dienste entlassen. Als er später erfahren, das Verhältniß dauere fort, Jakoby habe die Huber in Stuttgart besucht, und als sodann der plötzliche Tod der Frau unter Symptomen der Vergiftung eingetreten sei, habe er sich für verpflichtet gehalten, den Hrn. Dr. Leibdoctor I. noch vor der Beerdigung auf die Sache aufmerksam zu machen. Er habe demselben ausdrücklich bemerkt, daß er nicht käme, um Jakoby des Giftmordes zu beschuldigen, sondern nur um auf die Möglichkeit eines solchen hinzuweisen und eine Sektion zu veranlassen. Zu einer Anzeige bei Gericht habe er sich nicht veranlaßt gefunden, da dies bei dem gänzlichen Mangel des objektiven Thatbestandes einer Vergiftung ein baarer Unsinn gewesen sei. Die Huber sei immer anständig gegen die Kinder, aber in der letzten Zeit ihres Dienstes etwas zerstreut und nachlässig gewesen. Im Uebrigen sei er mit ihr zufrieden und es sei höchstens ein Mangel an Offenheit an ihr zu tadeln gewesen. Erst 14 Tage vor Ostern habe er von dem Verhältnisse zu Jakoby etwas gemerkt. Von Zusammenkünften derselben mit dieser und von einer Scene zu der Hermannscentaine wisse er Nichts. Ehe die Huber von ihm weggekommen, sei ihre Mutter bei ihr gewesen und habe sie wegen ihres Verhältnisses zu Jakoby mit nach Frankfurt nehmen wollen. Marie Huber habe ihm, den Zeugen, damals gebeten, von jenem Verhältnisse ihrer Mutter nichts zu sagen. Mit der Jette Wolf sei er sehr zufrieden gewesen, wisse von einem Verhältniß derselben zu Herrn Gärtner nichts und glaube, daß höchstens Neckereien zwischen beiden vorgefallen seien.

Marie Huber vorgerufen gibt hierauf an: Sie wisse nicht, ob ihr Frau Küchler Vorstellungen über ihre Beziehung zu Jakoby gemacht.

Auf Vorhalt des Staatsanwalts:

Sie erinnere sich jetzt, daß ihr Frau Küchler Vorstellungen gemacht; dabei aber gesagt habe, sie sei wohl bethört worden, es sei aus einer Mücke ein Elephant gemacht worden. Davon, daß Jakoby ihr die Ehe versprochen, habe sie Nichts gesagt.

Zeuge Küchler. Ob sie sich nicht erinnere, daß sie zu Frau Werner gesagt, Jakoby wolle sich scheiden lassen?

Marie Huber. Sie gebe es zu. Wenn sie so Etwas gesagt, so sei es geschehen, um sich herauszureißen; Jakoby habe das nie gesagt.

Die beeidigte Zeugin Katharine Wagner, Wittwe, 38 Jahre alt, gibt auf spezielle Fragen die folgenden Antworten:

Von dem Verhältnisse des Jakoby mit der Huber habe sie zuerst von Jette Wolf Etwas gehört, welche, wie es schien, auf die schönen Kleider der Huber neidisch gewesen sei. Vor zwei Jahren etwa sei Jakoby einmal zu ihr, der Zeugin, gekommen und habe ihr gesagt, daß die Huber zu ihr auf Besuch von Stuttgart kommen wolle, so lange, bis sie sich einen Dienst in Darmstadt verschafft habe. Bald darauf sei sie denn auch in Begleitung Jakoby's gekommen und habe mehrere Tage bei ihr logirt. Jakoby habe sich damals nicht lange bei ihr aufgehalten und sei auch erst einige Tage darauf einmal mit der Huber bei ihr, der Zeugin, zusammengetroffen, aber nur für einen Augenblick, da er schnell von seinem Dienstmädchen abgerufen worden sei. Bezahlung habe sie von der Huber für Kost und Logis nicht erhalten, sondern diese habe nur manchmal ihren Kindern Etwas gegeben und ihr auch hin und wieder geholfen. Sie habe sie nur aus Freundschaft aufgenommen. Während ihrer Anwesenheit habe sie sich in Frankfurt und Soden nach einem Dienst umgesehen, und endlich einen solchen zuerst bei Frau Oberst Reichhardt und sodann bei Frau Präsident Mingerode gefunden. Sie habe sie, die Zeugin, nur noch zweimal vor ihrer Abreise nach Baden-Baden besucht und bei dem letzten Besuche gesagt, sie wolle später an sie schreiben. Nach zwei Monaten sei auch ein Brief gekommen, welchen sie, obgleich er an sie gerichtet gewesen, doch in ihrem Garten ihrem Nachbar Jakoby gegeben habe. Sie habe damals wegen Krankheit ihrer Kinder zum Lesen wenig Lust gehabt und gedacht, Jakoby könne den Brief jedenfalls lesen. (Der Präsident erinnert hiebei die Zeugin an den geleisteten Eid und ermahnt sie zur Angabe der Wahrheit). Den zweiten Brief von M. Huber habe sie erbrochen, aber gesehen, daß er nicht für sie, sondern für Jakoby, dem sie ihn auch gegeben, bestimmt gewesen sei, von dem dritten Briefe wisse sie es nicht, die folgenden Briefe habe sie unerbrochen an Jakoby abgegeben. (Fortsetzung folgt.)

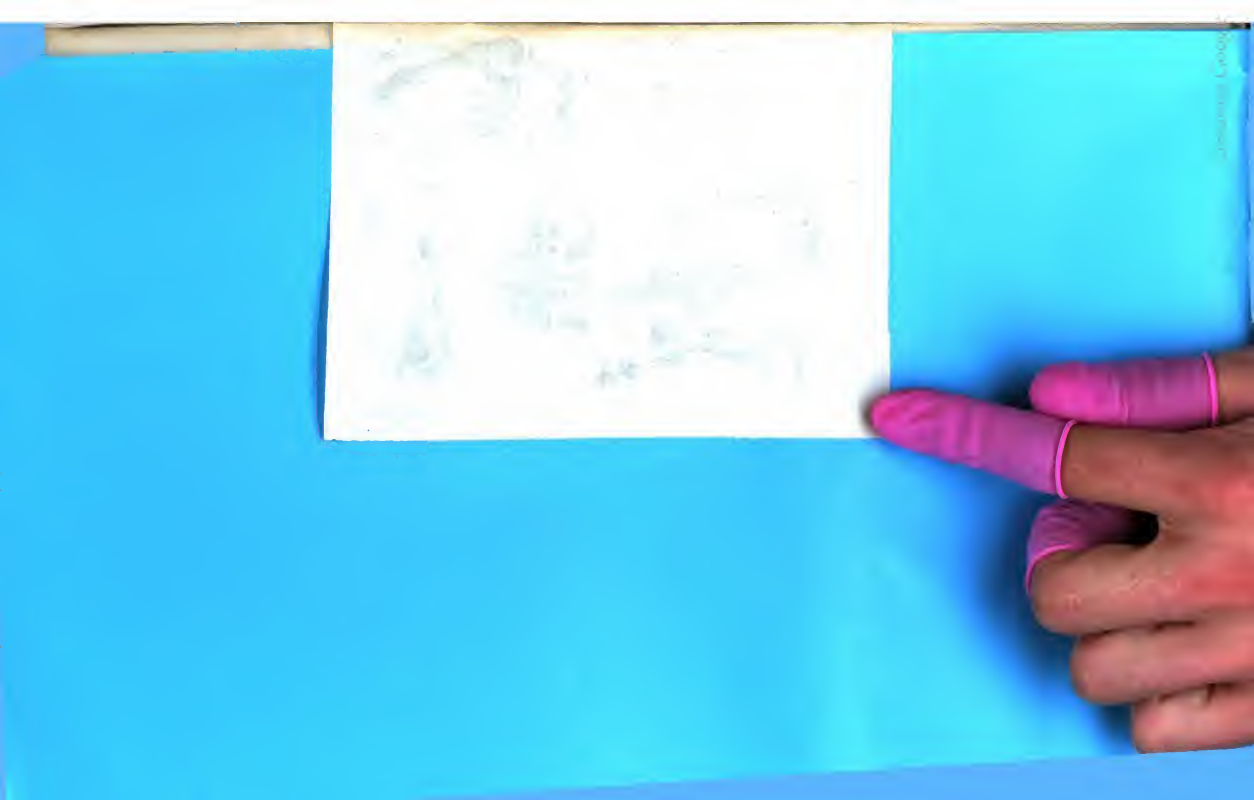
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 20:

„Gar vieles mangelt auf der Welt."

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Rebus.
R
& E
an
D
E
N



Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 24. Dienstag den 25. Februar. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortsetzung.)

„Verzeihung, gnädige Frau, die Beleuchtung dieser beiden Charaktere ist zur Klarheit meiner Erzählung nöthig. Ich fahre fort. Die Frau, oder vielmehr die Coquette, denn mit diesem unschuldigen Ausdruck bezeichnet man diese Art von Personen, — die Coquette lebte von einem zahlreichen Hofstaat umgeben. Die andere Person, der Edelmann, von dem ich sprach, war der Einzige, der die Kraft besaß, der allgemeinen Knechtschaft fern zu bleiben. Diese Zurückhaltung verschuldete vielleicht seine spätere Schwäche. Nachdem er eine Thorheit begangen, dem Ideal zu trotzen, beging er die zweite, dies Ideal auf Kosten der Uebrigen erobern zu wollen. Armer Narr! Er hatte nicht überlegt, daß diese Unempfindlichkeit, die sie sich mit so viel Kunst der Gefallsucht angeeignet hatte, ein eitles Spiel, eine Verstellung, eine Komödie war."

„Mein Herr," unterbrach ihn unbesonnen die junge Frau, „das ist eine abscheuliche Verläumdung."

„Ich danke, gnädige Frau," erwiederte mit Ruhe Montbryon. „Dieser Ausruf erspart mir zahlreiche Einzelnheiten. Meine Portraits sind ähnlich: Sie haben sich selbst erkannt."

„Es bedarf blos einiger Erinnerungsgabe, mein Herr, denn Sie wiederholen sich ein wenig; Ihre Verläumdung ist nicht erfinderisch, Alles dies haben Sie mir schon im Schlosse Orbigny gesagt."

„In diesem Fall haben wir Beide ein treffliches Gedächtniß. Urtheilen Sie selbst, gnädige Frau. Ich nehme meinen Faden wieder auf, und der Leichtigkeit wegen werde ich meine Person nennen. Welcher Aufruhr durchtobte damals den Graf Montbryon? Er hat sich selbst niemals darüber Rechenschaft geben können. Immer fand er seinen Meister. Ihre Kunstgriffe, gnädige Frau, waren geschickt, denn Sie riefen in seinem Herzen Etwas hervor, was er nie für möglich gehalten hätte: eine heftige, tiefe, unerhörte Liebe."

„Noch einmal, mein Herr, Sie beleidigen mich, indem sie mir die geringste Absicht, Ihnen zu gefallen, zuschreiben."

„Sei es, gnädige Frau; ich gebe Ihnen zu, daß Sie nie mit mir coquettirt haben, daß Sie unschuldig an der Liebe sind, die ich für Sie gefühlt habe; ich gestehe Ihnen Alles zu, was Sie wollen, denn darum handelt es sich jetzt nicht mehr. Ich gestand Ihnen damals meine Leidenschaft; Sie stießen sie zurück. War es Berechnung oder Aufrichtigkeit: was thut das zur Sache? Wie gesagt, die Frage ist jetzt gleichgültig. Ihre Unempfindlichkeit, weit entfernt, meine Tollheit zu dämpfen, stachelte sie nur noch mehr auf. Einzig durch diese Schwäche gerieth ich unter die Schaar Ihrer Märtyrer. Es war bemitleidungswerth, oder besser, es war lächerlich, den Grafen Montbryon ernstlich verliebt zu sehen, verzweifelt und traurig wie einen Schüler. Während dieser Vorgänge fand sich in der schönen Jahreszeit eine zahlreiche Gesellschaft auf das Schloß Orbigny, bei meinem Onkel, versammelt. Sie, gnädige Frau, waren auch da, mit Ihrer Schwägerin. Mehrere Wochen mit der Frau seiner Liebe zusammen zu sein, das ist mehr als nöthig, um den besten Kopf zu verdrehen. Der meinige verwirrte sich."

„Genug, mein Herr!" sagte Frau von Brabantane und erhob sich stolz.

„Sie sollen mich hören, Madame, und sollte ich vor Ihren Leuten reden! Eines Tages also war ich unsinniger als je, und drang in Ihr Zimmer. Ich erinnere mich, als wär' es in diesem Augenblick erst geschehen. Sie lagen nachlässig hingegessen, den Kopf auf eine Hand gestützt, Sie schienen zu träumen. Niemals, ich gestehe es, hatte ich Sie so schön gesehen. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

[Fortsetzung.]

Sie selbst habe auch einmal ein Paar Zeilen von der Huber von Baden-Baden aus geschickt bekommen und darauf geantwortet. (Die Huber weinte während dieser Vernehmung auf dem ihr angewiesenen Platze in dem Saale.) Von Stuttgart aus habe die Huber keinen Brief an sie, unter ihrer Adresse, geschickt. Ihre Angabe in einem früheren Protokolle, daß die Huber nach ihrem Austritte aus dem Dienste bei Frau Minigerode während ihres mehrtägigen Aufenthaltes bei Steinbrucker Schüler einmal eine Nacht bei ihr gewesen sei, beruhe auf Irrthum; es sei das früher geschehen, als sie während ihres Dienstes bei Frau Reichardt einmal spät aus dem Theater nach Hause gekommen sei und ihr Haus zugeschlossen gefunden habe. Später sei sie noch einmal zwei Tage bei ihr gewesen, nachdem sie in Frankfurt Dienste genommen gehabt. Am zweiten Tage sei sie längere Zeit ausgeblieben und sodann wieder nach Frankfurt zurückgekehrt. Von da aus sei wieder ein Brief an Jakoby angekommen, worin die Huber geschrieben habe, sie gehe nach Homburg.

Von der Ankunft des Briefes habe sie dem Jakoby von ihrem Hause durch Zurufen benachrichtigt. Ob Frau Jakoby etwas davon gewußt habe, das sei ihr unbekannt. Ebenso wisse sie nicht, warum die Briefe gerade an sie adressirt worden seien. Sie habe die Besorgung übernommen, um dem Jakoby einen Gefallen zu thun. Die Huber selbst habe sie früher darum gebeten. Das Porto sei ihr auch von dieser, nicht von Jakoby ersetzt worden. Bevor M. Huber nach Homburg abgereist sei, habe sie ihr, der Zeugin, bei ihrem letzten Besuche in Darmstadt gesagt, sie wolle wegen der Verleumdungen, die die Gärtners über sie in der Stadt verbreitet hätten, weit weggehen. Nach dem Tode der Frau Jakoby habe der Angeklagte, der öfters zu ihr gekommen sei, ihr mehrfach gesagt, daß er sich mit einem Mädchen versprechen wolle, daß er schon um eine angehalten habe ꝛc. — Namen habe er hierbei nicht genannt. M. Huber habe nie von einer Verheirathung mit Jakoby gesprochen, ja sie habe im Gegentheil geäußert, das käme ihr nie in den Sinn.

Der Präsident nimmt hierbei Veranlassung, die Zeugin wiederholt auf den von ihr geleisteten Eid hinzuweisen und auf Antrag des Staatsanwaltes anzuordnen, daß das Sekretariat ihre Aussagen wörtlich aufnehmen solle.

Präs. Er frage sie nochmals, ob die Huber nie über ihre Verheirathung mit Jakoby mit ihr gesprochen habe?

Zeugin Wagner. Von einer Heirath mit ihm habe sie nie gesprochen, sondern nur geäußert, Jakoby habe ja keine Kinder und ließe es seine Frau nicht entgelten.

Die Zeugin, welche schon vorher lebhafte Aufregung gezeigt hatte, fällt nach diesen Worten in Ohnmacht und muß aus dem Saal getragen werden. — Es wurde hierauf zur Vernehmung der weiteren Zeugen geschritten.

Rosa Groß, ledig, von Frankfurt, gibt an: Sie habe ein Vierteljahr lang mit M. Huber zugleich bei Moses Trier in Frankfurt gedient. Eines Tages habe ihr diese gesagt, sie erwarte einen Brief von einer Blitzfrau, welche ihr Auskunft über einen Mann ertheilte, der 60,000 fl. im Vermögen habe und den sie heirathen könne. Sie habe ferner einmal einen Mann vor dem Hause auf- und abgehen sehen, welcher sie nach der Huber gefragt und zu welchem sie diese dann geschickt habe. Sie hätten nur kurze Zeit mit einander gesprochen und habe ihr die Huber, welche viel gelogen habe, nachher gesagt, dies sei ein Herr gewesen, welcher sie zu dem Herrn bestellt habe, den sie heirathen wolle.

Angekl. Er sei jener Herr gewesen, welchen die Zeugin gesehen habe.

Zeugin Katharina Kraut, ledig, von Homburg: Sie sei im verflossenen Jahre eine Zeitlang mit M. Huber, welche sie für brav und ordentlich gehalten habe, zusammen in Homburg bei ihrer, der Zeugin, Tante, welche Badegäste beherberge, gewesen. Jakoby sei während dieser Zeit dreimal nach Homburg zur Huber gekommen und zwar in den Monaten August und September. Das erstemal habe sie, Zeugin, ihn nicht zu sehen bekommen. Das zweitemal, Ende August oder Anfang September, habe ihn die Huber, mit welcher er in einem besonderen Zimmer eine längere Unterredung gehabt, ihn als ihren Bräutigam vorgestellt. Jakoby habe sie damals gebeten, dahin zu wirken, daß Maria recht bald zu ihm nach Darmstadt käme; bei ihm in seiner Haushaltung ginge mehr zu Grunde, als sie hier verdiene. Später sei er noch einmal mit einer Schwester der Huber nach Homburg gekommen und habe diese mit sich genommen. Die Fürstin Lignitz, bei welcher M. Huber Stubenmädchen gewesen sei, habe sich ihres Busens um ihr Weggehen gar nicht bekümmert. Sie, die Huber, habe damals französische Stunde gehabt, weil sie die Absicht gehegt, nach Frankreich zu gehen und sich dahin auch eine Adresse verschafft gehabt habe. Von Jakoby habe sie einige Briefe erhalten; einer derselben, welchen sie vorgelesen, sei sehr grob gewesen und habe es darin geheißen, daß er, Jakoby, falls sie nicht innerhalb einer bestimmten Zeit zu ihm käme, „die ganze Sache als einen Traum betrachten müsse.“ Welche Sache wisse sie nicht. Die Huber habe darauf weinend geäußert, jetzt käme sie gerade nicht; er sei ja auch nicht gekommen.

Verth. Ob die Huber damals nicht mit einer russischen Familie habe fortreisen wollen?

Zeugin Kraut. Davon sei keine Rede gewesen. Die Huber habe nur fort gewollt.

Die Zeugin Wagner hat sich inzwischen erholt und wird vorgeführt. Sie erklärt, ehe sie gefragt wird, daß sie die vorhinnige letzte Frage gar nicht verstanden habe und deßhalb den Präsidenten bitte, dieselbe nochmals an sie zu richten.

Präs. Was die Huber ihr gegenüber über eine Heirath mit Jakoby gesprochen habe?

Zeugin Wagner. Sie habe ihr gesagt, daß Jakoby ihr versprochen habe, sie zu heirathen, wenn seine Frau sterbe; der Doktor habe geäußert, sie könne einmal schnell todt sein oder närrisch werden. Sie, die Huber, habe ihm aber entgegnet, das wolle sie nicht mehr von ihm hören, das solle er dem Allmächtigen überlassen. Hierauf habe sie, die Huber, von Jakoby gar nichts mehr wissen wollen.

Staatsanw. Wann M. Huber dies gesagt habe?

Zeugin Wagner. Vor etwa 1½ bis 2 Jahren, nachdem sie von Stuttgart hierher gekommen gewesen sei; genauer wisse sie es nicht, — — doch jetzt falle ihr es ganz bestimmt ein, es sei im Frühjahr 1861 gewesen, als sie von Frankfurt hierher und von da nach Homburg gereist sei. Früher habe sie ihr gegenüber von einer Heirath nicht gesprochen.

Staatsanw. Sie habe in einem ihrer früheren Protokolle gesagt, daß M. Huber geäußert, sie werde von Jakoby verfolgt.

Zeugin Wagner. Ja, das habe sie auch einmal gesagt.

Staatsanw. Ob ihr Jakoby von seinem Briefwechsel mit ihr vorher etwas gesagt habe?

Zeugin Wagner. Nein, das habe nur die Huber gethan.

Staatsanw. Ob sie mit Jakoby gesprochen habe, ehe die Huber zu ihr von Stuttgart gekommen sei?

Zeugin Wagner. Ja, er habe dieser das Logis ausgemacht.

Staatsanw. Ob sie mit Jakoby verabredete Zeichen gehabt habe, um ihn von dem Empfang der Briefe zu benachrichtigen?

Digitized by Google

Zeugin Wagner. Nein, sie habe ihn nur, wenn er in seinem Garten gewesen sei, gerufen.

Staatsanw. Sie habe in ihrem früheren Protokolle angegeben, daß die Huber auch einmal zur Zeit, als sie bei Schüler's logirt, bei ihr über Nacht gewesen sei?

Zeugin Wagner. Das sei, wie sie schon angegeben habe, ein Irrthum gewesen.

Staatsanw. Ob sie in allerletzter Zeit vor Eröffnung der Assisenverhandlungen mit der Huber in Verbindung gestanden habe?

Zeugin Wagner. Ja, sie hätten sich öfter gesprochen.

Staatsanw. Ob nicht die Huber über die Gansert geklagt habe?

Zeugin Wagner. Höchstens habe sie gesagt, die Gansert habe sich nicht gut betragen, sonst Nichts.

Staatsanw. Ob nicht die Huber zur Gansert gesagt habe, sie solle es wieder gut machen?

Zeugin Wagner. Davon wisse sie Nichts.

Staatsanw. Ob nicht die Huber ihr, der Zeugin, in Beziehung auf ihre Aussagen zugeredet?

Zeugin Wagner. Nein!

Staatsanw. Warum sie sich heute in der Sitzung widersprochen habe?

Zeugin Wagner. Sie habe vor ihrer Ohnmacht die Frage gar nicht verstanden.

Verth. Dr. Vogel. Ob nicht die Gansert gesagt habe, sie sei überzeugt, daß Jakoby unschuldig sei?

Zeugin Wagner. Ja sie habe gesagt, daß sie diese Ueberzeugung habe und daß sie ja die Frau ganz verpflegt habe.

Marie Huber, vorgeführt, erklärt auf Befragen. Jakoby habe ihr davon, daß seine Ehefrau schnell sterben oder närrisch werden könne, Nichts gesagt. Sie selbst habe nie ein Wort gegen seine Ehefrau gesprochen und gerade dieses habe ihm so gut gefallen.

Zeugin Wagner. Das, was sie vorhin in dieser Beziehung geäußert, sei wahr.

Marie Huber. Nein, es sei unwahr. Wenn Jakoby etwa gesagt habe, er wolle sie später heirathen, so habe er sie damit nur erproben wollen. Vielleicht habe sie sich auch die Verliebtheit Jakoby's eingebildet gehabt. Von seinen Verfolgungen habe sie Nichts gesagt.

Zeugin Wagner. Ihre Aussage sei auch in dieser Beziehung richtig.

Marie Huber. Sie könne das vielleicht mit Rücksicht auf die Verleumdungen der Familie Gärtler gegen sie gesagt haben; daß es aber nicht wahr sei, beweise ja das Zeugniß der Frau Präsident Mittigerode, um dessen Verlesung sie bitte.

Staatsanw. Ob Jakoby sie einmal, während sie bei dieser gewesen sei, auf der Straße gesprochen habe?

Marie Huber. Ja, das sei ja nicht verboten.

Der Präsident verliest hierauf die Dienstzeugnisse der Huber aus ihrem Dienstbuche, welche sämmtlich gut lauten, und schließt die Sitzung.

Nachmittags 3 Uhr. Nach eröffneter Sitzung wurden mehrere an die Staatsanwaltschaft gerichteten Briefe auf Anordnung des Präsidenten durch das Sekretariat verlesen, deren Schreiber, Hofconditor Baier, Kaufmann Theodor Walther und Salzmagazinverwalter Marloff sich gegen die, aus Lange's stenographischem Bericht von ihnen entnommenen, Aeußerungen Jakoby's dahin verwahrten, daß sie erklärten, niemals in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Angeklagten gestanden zu haben.

Als Defensionalzeugen wurden vernommen:

Elise Gerhardt von Darmstadt, 21 Jahre alt, die, wie sie aussagt, vom 24. Aug. 1858 bis 24. August 1860 bei Jakoby Magd war: Jakoby habe mit seiner Frau einig gelebt. Ueber das Verhältniß des Angeklagten zur Huber weiß Zeugin Folgendes: Sie habe Jakoby einmal vor Küchlers Haus mit Küchlers Magd, die Anna (diesen Namen führte sie in dem Küchler'schen Hause) geheißen habe und aus Stuttgart gewesen sei, stehend getroffen. Die Anna habe ihr dann den Jakoby als einen liebenswürdigen, freundlichen Mann geschildert.

Präs. Was Zeugin über den Gesundheitszustand der Frau Jakoby sagen könne und ob sie dieselbe nicht manchmal geistesverwirrt gefunden habe?

Zeugin. Die Frau habe öfters über Kopf- und Magenweh geklagt und sei auch öfters bettlägerig gewesen; einmal habe Jakoby den Dr. Leidecker l. zu seiner Frau gerufen. Geistesverwirrt habe sie jedoch die Frau Jakoby nie gesehen; sie habe immer ordentlich und vernünftig mit ihr gesprochen.

Verth. Ob Zeugin bemerkt habe, daß Jakoby bei Gelegenheit einer Erkrankung seiner Frau dieser Thee gebracht und Erbrochenes aus dem Zimmer getragen habe?

Zeugin. Sie wisse nichts davon.

Verth. Ob der Zeugin bekannt sei, daß Frau Jakoby sich über das Benehmen ihres Mannes mit Fräulein Gärtler bei diesem beklagt habe.

Zeugin. Nein.

Johannes Rahn, Friedhofaufseher von Darmstadt, sagte folgendes aus:

Am 30. Oktober, Morgens zwischen 10 und 11 Uhr sei Jakoby zu ihm auf den Friedhof gekommen und habe ihn gefragt, ob auch seine erste Frau ausgegraben worden sei (es lag nämlich frische Erde auf dem restaurirten Grabe); er sei froh, wenn endlich einmal das Stadtgespräch über ihn aufhörte; er wolle 200 fl. für den aussetzen, der ihm den Urheber dieses Gerüchtes angäbe und er hätte schon bei seinem Arzte den Wunsch ausgesprochen, daß deßhalb eine Untersuchung anhängig gemacht werde.

Christian Härter, Kreisbauaufseher von Darmstadt, deponirte, da der Staatsanwalt nicht, wie der Vertheidiger auf seine Abhör verzichtete, Folgendes:

Er habe mit Jakoby am Todestag seiner Frau etwa um 7 Uhr Abends sich unterhalten. Jakoby sei sehr angegriffen gewesen, habe sogar geweint; er habe sich jedoch bald trösten lassen. Als er ihm gerathen habe, bald wieder zu heirathen, habe er geantwortet, er habe schon ein Mädchen in Aussicht, und er, der Zeuge, solle ihm dabei ein gutes Wort einlegen.

Jakoby. Er wisse davon nichts; es könnte jedoch möglich sein.

Johannette Hipp, Ehefrau des Georg Hipp, von Darmstadt: Jakoby sei am Dienstag nach der Beerdigung seiner Frau zu ihr gekommen, und habe sie gebeten, bei dem Fräulein, welches neben ihr im Theater in der Parkettloge, worin sie, die Zeugin, abonnirt sei, säße, doch ein gutes Wort für ihn einzulegen, was sie ihm jedoch abgeschlagen habe.

Heinrich Arnold, Buchhändler von Darmstadt, 75 Jahre alt, sagte aus, daß er über das Verhältniß der Jakoby'schen Eheleute nichts wisse, da er sie nur selten besucht habe.

Jakoby. Der Herr Arnold sei oft zu ihm gekommen, namentlich im letztverflossenen Jahre.

Peter Häberich, Buchdruckergehilfe bei Bekker von Darmstadt: Zeuge war vor längerer Zeit 5½ Jahre und später in den Jahren 1859, 60 und 61 Gehilfe in Jakoby's Geschäft.

Etwa 8 Tage nach dem Tode der Frau Jakoby habe ihn der Angeklagte nach den Verhältnissen der Familie des Schreiners Schmitts befragt und ihm auch später aufgetragen, einen Brief dahin zu tragen. Ueber das Verhältniß Jakoby's zu seiner Frau wisse er nur, daß manchmal Wortwechsel zwischen ihnen stattgefunden hätten; dieß komme aber in jeder Familie vor; Frau Jakoby habe sich zwar leicht geärgert, bösartig sei sie aber nicht gewesen. An das in der Stadt über Jakoby nach dem Tode seiner Frau verbreitete Gerücht habe er und die anderen Gehilfen nicht geglaubt, „Niemand habe an eine

Digitized by Google

Idee gedacht von ihnen." Auch am Tage der Verhaftung habe die Gansert und er dies ausgesprochen. Von Arsenik habe er nichts im Hause bemerkt. Der Schrank in der Druckerei habe die Farben Jakoby's enthalten und unter dem Schrank habe ein Teller für die Hinkel gestanden. Zeuge habe sich oft Gedanken über die Entstehung des Gerüchtes, daß Jakoby seine Frau vergiftet, gemacht; er habe geglaubt, es sei von den wegen des von Jakoby herausgegebenen Blattes gegen diesen erbitterten Leuten und von Georg Jungesser ausgegangen.

Staatsanwalt. Hat Ihnen dies vielleicht Jakoby gesagt?

Zeuge. Nein.

Vertheidiger. Ob Frau Jakoby öfter in die Druckerei gekommen sei?

Zeuge. Ja.

Vertheidiger. Ob Zeuge nichts davon wisse, daß für Jakoby Giftkörner bei Liebig geholt worden seien?

Zeuge. Ja. Ein Lehrjunge habe sie geholt.

Jakoby. Können Sie etwas Nachtheiliges über mein Verhältniß zu meiner verstorbenen Frau sagen?

Zeuge. Nein. Es sind zwar manchmal Wortwechsel vorgefallen, aber das kommt ja in jeder Familie vor.

Zeuge Ortsgerichtsvorsteher Johannes Jordan von Darmstadt tritt vor und wird zu Erläuterungen über den Inhalt des von dem Ortsgerichte Darmstadt über den Angeklagten erstatteten Leumundsberichtes aufgefordert. Dieser Bericht, welchen der Präsident verlesen ließ, lautet folgendermaßen:

Der Hofbuchdrucker G. H. Jakoby trieb in den dreißiger Jahren Wirthschaft und Oekonomie. Derselbe soll in seiner ersten Ehe schon mit verschiedenen Weibspersonen unmoralischen Verhältnissen sich hingegeben haben und ist in Folge davon mit Wagen, Pferd, Geld und anderen Effekten mit einer Dienstmagd von hier heimlich entfernt gewesen. Bei seiner Wiederherkunft hat derselbe wegen Uebervortheilung seiner Gläubiger 4 Monate in Untersuchungshaft sich befunden, ist aber von Strafe freigesprochen worden. Später gab derselbe seine Wirthschaft auf und errichtete eine Buchdruckerei. Seine erste Frau starb im Juli 1851 und er verheirathete sich schon wieder im nächsten Oktober mit seiner letztverstorbenen Frau. Auch soll er mit der verhaftetenen Marie Huber schon länger als ein Jahr vor dem Ableben seiner letztverstorbenen Frau in sehr vertrautem Verhältniß gestanden haben.

Dadurch, daß er die genannte Huber schon wenige Wochen nach dem Tode seiner zweiten Frau zu sich in's Haus genommen, mit derselben gelebt, selbst öffentliche Orte besucht, hat er sich die Achtung seiner Mitbürger, die ihm überhaupt in geringem Maße zu Theil geworden, gänzlich entzogen. Er besitzt einiges Vermögen, ist Wittwer zweiter Ehe und hat kein Kind.

Der Vorsteher: Die Gerichtsmänner:
J. Jordan. Fuchs, Bernthseisel, G. Amendt, Orth, Klein, Harres.

Zeuge Jordan erklärt, daß das in diesem Berichte erwähnte Durchgehen Jakoby's mit einem Dienstmädchen von dem Ortsgerichte, erst in das Leumundszeugniß aufgenommen worden sei, nachdem man bei einem Schwager Jakoby's darüber Erkundigungen eingezogen gehabt habe.

Vertheidiger. Ob Jakoby ein Spieler oder Trinker sei?

Zeuge Jordan. Davon wisse er Nichts.

Vertheidiger. Ob die Mitglieder des Ortsgerichts, als es jenen Bericht erstattet, zugleich Mitglieder des Gemeinderaths gewesen seien?

Zeuge Jordan. Ja, alle außer zweien.

Vertheidiger. Ob nicht der Gemeinderath damals sehr bös gewesen sei über einen Artikel, welchen Jakoby in sein Blatt aufgenommen gehabt habe und der aus der Feder des Zeugen geflossen sei?

Zeuge Jordan. Dieser Artikel habe nur von Stadtbauten und dergleichen gehandelt und habe kein böses Blut gesetzt, auch habe ihn ja Jakoby gar nicht geschrieben.

Zeuge Philipp Probst, früher im Dienste bei Jakoby, deponirt: Etwa 4 Wochen nach dem Tode der Frau Jakoby habe ihn Georg Jungesser, als er ihm das von Jakoby redigirte Blatt gebracht, ihn alsbald wieder fortgeschickt, habe ihm sein Neujahrsgeschenk gegeben und gesagt, er, Zeuge, solle ihm nicht mehr über die Schwelle kommen.

Die Aussagen der hierauf vernommenen Zeugin Ida Langheinz sind ohne alle Erheblichkeit.

Zeugin Kaufmann Walters Ehefrau gibt an: Jakoby habe sie kurz nach dem Tode seiner Ehefrau gebeten, für ihn um Fräulein Dressel zu werben. Später — 8 Tage nach dem am 18. August 1861 abgehaltenen Sängerfeste — sei sie mit Jakoby nochmals zusammengetroffen und habe derselbe ihr erzählt, daß er in einem benachbarten Bade ein Frauenzimmer getroffen, das ihm sehr gefallen und welches er um ihre Hand gebeten habe. Er habe auch ihre Einwilligung erhalten, sie müsse aber noch die Einwilligung ihres Onkels in Moskau einholen. Die Fürstin, bei welcher das Mädchen gewesen, habe sie gar nicht hergeben wollen.

Zeuge Friedrich Dieffenbach war bis zur Verhaftung 3½ Jahr Lehrling bei Jakoby. Er setzte im Februar 1860 im Auftrage der Frau Jakoby in der Druckerei ein von ihr zum Geburtstage ihres Mannes angefertigtes kleines Gedicht und übergab es ihr dann wieder.

Das von dem Vertheidiger angeblich in der Wohnung Jakoby's vorgefundene, in bunten Farben gedruckte Gedicht wird auf Anordnung des Präsidenten verlesen. Es ist das Folgende:

Am 50. Geburtstage meines theuren Gatten
G. H. Jakoby.

Erwacht und froh gestärkt!
Grüß' ich dies Tageslicht:
Wo aus des Schlummers Banden,
Bist heut' vor 50 Jahren entstanden!
Heiliger Meister! König der Geister!
Sei ferner Dein Schutz und Licht!
Bis dann Dein treues Auge bricht.

Am 21. Februar 1860.

Von Deiner Gattin Elise, geb. Sohl.

Die Zeugin Margaretha Schüler, Tochter des Steindruckers Schüler zu Darmstadt, gibt an, daß M. Huber, die früher in ihrem Hause bei Frau Oberst Reidhardt gedient gehabt, früher einmal, nachdem sie den Dienst bei Frau Präsident Mittgerode verlassen, einige Tage bei ihnen logirt habe.

Zeuge Schweinemetzger Peter Jost von Darmstadt deponirt: Elisabetha Gansert habe früher bei ihm in Diensten gestanden und sei er mit ihr wohl zufrieden gewesen. Er habe sie nur deßhalb aus dem Dienste entlassen, weil sie in das Geschäft nicht gepaßt habe.

Berth. Ob dies nicht deßhalb geschehen sei, weil ihre Treue verdächtig gewesen sei, weil sie Geld unterschlagen, das ihr einer der Kunden des Zeugen gegeben habe? Ob nicht ihr Lebenswandel schlecht gewesen sei?

Zeuge Jost. Davon wisse er nichts.

Der Vertheidiger drückt sein Bedauern darüber aus, daß Frau Jost, welche über jene Punkte Auskunft zu geben wisse, durch Krankheit am Erscheinen verhindert sei.

Der Präsident verliest das betreffende ärztliche Zeugniß, sowie andere Zeugnisse, wonach auch die weiteren Defensionalzeugen Major v. Kreß und Bäckermeister Röhrig von Darmstadt in Folge Unwohlseins vor den Assisen nicht erscheinen können.

(Fortsetzung folgt.)

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würzburger Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 25. Donnerstag den 27. Februar. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Meneiaux.

(Fortsetzung.)

Aber wie wurden Sie noch schöner, als Sie mir mit einer gebieterischen Bewegung befahlen, mich beim ersten Wort, das ich von Liebe sprach, zu entfernen. Sie sehen, gnädige Frau, daß ich keine Leidenschaft in meine Erzählung mische. Ich fiel Ihnen zu Füßen, ich bat, ich flehte wie ein Kind. Sie harte und gefallsüchtige Frau blieben ungerührt, als ich, der Graf von Montbryon, mich zu Ihren Füßen krümmte. Es war vergebens, und wie ich dabei beharrte zu bleiben, griffen Sie zu einem schändlichen Mittel, sich von meiner Gegenwart zu befreien. Die Klingel, heftig von Ihnen gezogen, rief den Herrn und die Frau vom Hause, von Ihrem Gesinde begleitet, in Ihr Zimmer. Sie frohlockten: denn Sie hatten mich besiegt."

„Warum erinnern Sie mich an dies Alles?" murmelte die junge Frau. „Das tiefste Schweigen . . . ."

„Allerdings, gnädige Frau, haben alle Zeugen dieser unerhörten Scene Schweigen beobachtet."

„Alle Welt, mein Herr, hat es ohne Zweifel vergessen." —

„Alle Welt, nur ich nicht!" unterbrach sie der Graf mit finsterem, schrecklichen Blick. „Wenn Sie vergessen können, ich kann mich erinnern! Sie haben wirklich geglaubt, daß Graf Montbryon in seiner Liebe gekränkt, in seinem Stolz beleidigt, ohne Rache leben und sterben würde, ohne sich jemals zu erinnern, daß Sie ihn grausam mißhandelt haben, da Sie ihn dem Gelächter der Dienstboten aussetzten? Sie haben sich geirrt, Madame."

„Mein Herr, erklären Sie sich!" rief Frau von Brabantane zitternd vor Schreck.

„Auf der Stelle. So wissen Sie denn, daß ich eine geheime Beleidigung mit öffentlicher Beschämung vergelte."

„Herr von Montbryon, ich will glauben, daß Alles, was Sie bis jetzt sagten, nur ein Scherz war. Aber ich finde diesen Scherz von einem abscheulichen Geschmack."

„Das ist möglich, aber dieser Scherz, wenn auch von — abscheulichem Geschmack, wird wenigstens viele Leute belustigen."

„In diesem Fall, mein Herr, befehle ich Ihnen zu reden. Welche neue Lüge haben Sie erfunden? Glücklicher Weise hat mein Wandel Nichts zu fürchten von Ihrer wohlwollenden Erfindungsgabe. Die Probe ist seit lange gemacht."

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein; Frau von Brabantane stellte sich ruhig, aber eine unerklärliche Angst preßte ihr das Herz. Der Graf schien zu überlegen. Plötzlich zuckte er, wie sich selbst antwortend, die Achseln und griff mit einer Hand in die Tasche seines Rocks.

„Ich will Sie zufrieden stellen, gnädige Frau. Erkennen Sie dies?"

Er entfaltete vor den Augen der jungen Frau den Brief, den er dem Herzog von Lairville am Abend zuvor geraubt hatte.

Frau von Brabantane ward beim Anblick dieses anklagenden Papieres wie geblendet. Der Graf suchte auf dem Antlitz der armen Frau alle Schmerzen zu lesen, die ihre Seele zerrissen, aber er fand sich in seiner Erwartung getäuscht. Was Frau von Brabantane erschreckt hatte, war nicht Angst vor der Meinung der Welt, es war ein quälender Zweifel an der Rechtschaffenheit des Mannes, dem sie drei Tage zuvor ihr Leben geweiht hatte. Plötzlich schüttelte sie das Haupt, wie um sich diesem schrecklichen Gedanken zu entreißen, und rief mit entschlossener Verachtung: „Wo haben Sie diesen Brief entwendet, Graf? Welchen Schreibtisch haben Sie erbrochen?"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Der Vertheidiger verzichtet auf die Abhörung dieser Zeugen unter dem Bemerken, daß die Sitzung nicht ausgesetzt werden könne bis zu deren Wied-erherstellung.

Die Sitzung wird geschlossen.

Den 1. Februar, Vormittags 9 Uhr. Der von der Vertheidigung angegebene Zeuge, Oberapellations- und Cassationsgerichts-Rath Scheime-Rath Schenk wohnt seit 4 Jahren im mittleren Stocke des Jakoby'schen Hauses (Jakoby selbst wohnte im unteren Stocke). Er gibt an:

Im Anfang seiner Miethzeit habe seines Wissens das schönste Verhältniß zwischen Jakoby und seiner Ehefrau bestanden. Später habe er von öfteren Uneinigkeiten reden hören; er selbst habe einmal — etwa im Frühjahr 1861 — einen heftigen Wortwechsel zwischen beiden in ihrem Wohnzimmer von außen gehört und sogar Schläge vernommen; wer diese erhalten, wisse er nicht, er habe jedoch damals, da Frau Jakoby dabei lamentirt habe, schließen müssen, daß sie geschlagen worden sei. Kurze Zeit darauf seien aber beide Eheleute wieder in voller Einigkeit zusammen spazieren gegangen. Ein weiterer auffallender Vorfall habe im Jahr 1860 oder Anfangs 1861 stattgehabt. Frau Jakoby habe nämlich damals seine, des Zeugen, Familie bitten lassen, ihr, da sie krank war, Suppe zu schicken, weil ihr Mann ihr kein gutes Essen gebe. Das sei dann auch während 8 Tagen geschehen. Jakoby habe damals herausfragen lassen, jene Angabe sei falsch, seine Frau könne von ihm zu essen bekommen, was sie wolle. Als er von dem Verhältnisse Jakoby's zur Huber, von welchem er aus eigner Wahrnehmung nichts anzugeben wisse, zuerst gehört, habe er es nicht geglaubt, da er an Jakoby nie etwas Unrechtes bemerkt habe. Derselbe habe sich stets als gefälliger Hausherr gezeigt; seine Ehefrau sei etwas leidenschaftlich gewesen. Alsbald nach dem Tode der letzteren habe er bei Jakoby einen Condolenzbesuch gemacht und den Hrn. Dr. Leidhecker I. bei ihm angetroffen. Derselbe habe bemerkt, daß sie an der Brechruhr gestorben sei und hinzugefügt, daß er die Krankheit für die asiatische Brechruhr gehalten haben würde, falls solche damals in der Gegend gewesen sei. Jakoby habe ihm betrübt geschienen, und ihn gefragt, ob er nicht die Todte zu sehen wünsche, was er jedoch abgelehnt habe. Ob Jakoby aus dem Hause noch während der Leichnam daselbst gewesen, gegangen sei, wisse er nicht genau, glaube es aber.

Angekl. Die Erzählung des Zeugen bezüglich des Essens stehe richtig; seine Magd habe damals das nöthige Essen nicht kochen können und Zeuge ihm selbst für diesen Fall das Anerbieten gemacht, ihm mit Essen für die Kranke auszuhelfen.

Zeuge Schenk. Davon wisse er Nichts.

Angekl. Auch der von dem Zeugen erzählte Vorfall bei welchem er, Jakoby, seine Frau geschlagen, stehe richtig; es sei das derselbe traurige Fall gewesen, von welchem er schon bei seiner ersten Vernehmung das Nöthige angegeben habe.

Der Defensionalzeuge Hofschauspieler Wilke, welcher vom September 1858 bis zum Sommer 1859 in dem Hause des Angeklagten wohnte, weiß über das zwischen ihm und seiner Ehefrau bestandene Verhältniß nichts Näheres anzugeben.

Der hierauf als Auskunftsperson vernommene Hofschauspieler und Regisseur Ferd. Pirscher von Darmstadt erzählt in fließender wohlgesetzter Rede den Geschwornen den Inhalt des Trauerspiels „Adrienne Lecouvreur“ und auf Verlangen des Staatsanwaltes auch den der Oper „Lucretia Borgia.“ Beide Stücke schließen mit Giftmord. In dem ersten tödtet die Herzogin von Bouillon zu Paris ihre Nebenbuhlerin, die Schauspielerin Adrienne Lecouvreur aus Eifersucht und Rache durch ein starkes, in einem Bouquet verborgenes Gift, und in dem letzterwähnten Stücke mordete die Giftmischerin Lucretia Borgia ihre Freunde, und darunter auch ihren Sohn, der das ihm von ihr rechtzeitig gereichte Gegengift zu nehmen sich weigert, gleichfalls durch Gift.

Chirurg Nikolaus Jochheim von Darmstadt, ein Schwager der ersten Ehefrau des Angeklagten, wird vorgeführt. Derselbe war am Tage vorher durch die Staatsanwaltschaft zur Vernehmung als Zeuge geladen worden. Da jedoch die nach dem Gesetze erforderliche Notification hiervon dem Vertheidiger nicht in dem vorgeschriebenen Zeitraum vor seiner Abhör — 24 Stunden — gemacht worden war, so beanstandete die Vertheidigung seine Vereidigung als Zeuge. Er wurde demzufolge unbeeidigt als Auskunftsperson vernommen und deponirt Folgendes: Davon, daß Jakoby früher ein uncheliches Kind gezeugt, wisse er Nichts; wohl aber habe er von der ersten Ehefrau desselben gehört, daß er während ihrer Ehe einmal mit ihrer Magd, wegen deren sie von ihm öftere Mißhandlungen zu erdulden gehabt, sowie mit Pferd und Wagen sich heimlich von zu Hause entfernt habe. Wie lange er weggewesen, wisse er nicht. Daß die Magd damals auch nicht mehr im Hause gewesen sei, könne er aber bestimmt sagen. Die zweite Ehefrau Jakoby's sei vier Wochen etwa vor ihrem Tode einmal zu ihm, dem N. Jochheim gekommen, habe sehr gut ausgesehen und gesagt, sie sei eben recht gesund und wolle ihrem Manne die Zeit noch recht lang machen. An der ersten Ehefrau sei es ihm mehrfach aufgefallen, daß sie sehr häufig Wasser getrunken und Durst gehabt habe.

Vertheidiger. Er müsse bitten, daß die Aerzte, welche die erste Ehefrau Jakoby's behandelt hinsichtlich des Verdachtes, daß auch damals ein Verbrechen verübt worden sein könne, zu vernehmen.

Staatsanw. Er habe einen solchen Verdacht nicht erhoben; ihn zwar Anfangs selbst gehegt und eine Ausgrabung auch der ersten Ehefrau veranlassen wollen, sei aber später hiervon gänzlich abgestanden und glaube sonach nicht, daß jene Vernehmungen nöthig seien.

Vertheidiger. Mit Rücksicht auf diese Erklärung nehme er seinen Antrag zurück.

Der Geschworne Advokat Leidhecker. Er und andere Geschworne wünschen doch sehr, daß in der fraglichen Richtung Ermittelungen erhoben würden. Der Präsident ordnet die Ladung des Dr. Heidenreich an, welcher an der ersten Ehefrau Jakoby's kurz vor ihrem Tode eine Operation vorgenommen haben soll. Der Angeklagte bemerkt, daß seine angebliche Entfernung mit der Person nach Inhalt der Untersuchungsakten sich als nicht geschehen erwiesen habe.

Präs. Jene spätere Untersuchung habe sich hierauf nicht bezogen.

Ludwig Riedlinger, Schlossergeselle, 20 Jahre alt, von Darmstadt, wird auf dem bezüglich des Nik. Jochheim vorhin angegebenen Grunde nur als Auskunfts-Person vernommen. Er deponirt:

Im Laufe des Jahres 1860 habe er mehrmals bei Jakoby in dessen Haus Schlosserarbeiten vorgenommen. Er habe dabei mehrfachen Streit zwischen ihm und seiner Ehefrau mit angehört. Einmal habe Jakoby gegen letztere Schimpfworte gebraucht — welche? wisse er nicht mehr; ein andermal habe er sie sogar mit einem Strumpfe, der auf der Erde gelegen, geschlagen, worauf sie geweint habe. Namentlich habe zwischen beiden auch über die Schellenzüge, welche er, Schlosser Riedlinger, damals gemacht, Streit geherrscht.

Angekl. Von jenem Vorfalle mit dem Strumpfe wisse er durchaus Nichts. Bei dem Anmachen der Schellenzüge sei er allerdings böse gewesen, aber nur über den Riedlinger selbst, welcher dabei von der Leiter gefallen sei und ihm ein schönes Bild zerbrochen habe.

L. Riedlinger. Letzteres stehe richtig, aber Jakoby

Digitized by Google

sei damals nicht böse auf ihn, sondern lediglich wegen des Falles besorgt um ihn gewesen.

Die Wittwe Elise Eisenmenger zu Darmstadt, wird aus dem mehrberührten Grunde ebenfalls nur als Auskunftsperson vernommen und sagt aus: Sie sei nach dem Tode der Ehefrau des Angeklagten zu diesem gekommen, um über eine Stelle bei einem Manne als Haushälterin, welche in dem Jakoby'schen Blatte angekündigt gewesen, Erkundigungen einzuziehen. Als damals die Rede darauf gekommen sei, daß jener Mann seine Frau verloren gehabt, habe Jakoby bemerkt, er wisse wie traurig das sei, denn er sei in derselben unglücklichen Lage, und müsse Alles der Magd überlassen. Da sie, E. Eisenmenger, hierauf entgegnet, daß ein Mann in seiner Lage ja wieder heirathen könne, habe Jakoby erzählt, daß er dies auch vorhabe und schon ein bestimmtes Mädchen, die jüngere Fräulein Dreffel, dabei im Auge habe. Sie habe sich hierbei im Stillen über diese Courage Jakoby's gewundert. Letzterer habe nun fort gefahren von seinen günstigen Verhältnissen, von seinem schönen Hause und seinen vielen Freunden und Gönnern zu reden. Unter letzteren habe er insbesondere den alten Herrn von Gagern und einen Herrn von Dalwigk (den verstorbenen Oberfinanzrath und Theaterintendant Alex. von Dalwigk) genannt.

M. Huber wird wieder vorgeführt.

Präs. (zu ihr gewendet). Ob sie mit Jakoby seit vorigem Herbste das Theater besucht habe?

M. Huber. Ja öfters.

Präs. Ob sie bei einer Aufführung nicht einmal unwohl geworden sei.

Marie Huber. Ihres Wissens nicht, sie sei immer vergnügt nach Hause gekommen.

Präs. Ob dies nicht bei Aufführung der Oper „Lucretia Borgia" der Fall gewesen sei.

Marie Huber. Davon wisse sie Nichts.

Angekl. Er sei von der zweiten Abonnementsabtheilung der Theater-Vorstellungen im Winter 1860/61 — vom Oktober an — abonnirt gewesen.

Der anwesende Hoftheaterregisseur Wirscher wird von dem Präsidenten ersucht, Erkundigung darüber einzuziehen, wenn jene Oper in dem letzten Herbste zur Aufführung gekommen sei, und wann die zweite Abonnements-Vorstellung begonnen habe.

Herr Kriegsministerialsekretär von Carlsen, als Auskunftsperson vernommen, weiß nur, daß im verflossenen Herbste einmal während einer Theater-Vorstellung ein Frauenzimmer unwohl geworden sei und er ihr Erfrischungen angeboten habe. Wie er gehört, sei es Frau Jakoby gewesen; was damals aufgeführt worden sei, wisse er nicht mehr.

Philipp Meier, Tapezier und Theaterdiener zu Darmstadt, gleichfalls als Auskunftsperson vernommen, hat gesehen, daß im vorigen Herbste einmal ein Frauenzimmer im Theater unwohl wurde, daß sie die Loge verließ, auf den Gang heraus kam, sich weinend erzählte, das Stück sei so kraß, es habe sie so angegriffen. Es war die zukünftige Frau Jakoby, wie er nachher hörte; des aufgeführten Stückes erinnert sich Meier nicht mehr genau, er meint, es sei ein Lustspiel gewesen.

Berth. Ob Jakoby seine verstorbene Ehefrau im Theater freundlich behandelt habe?

W. Meier. Ja, sie seien gegenseitig freundlich gewesen und habe er sie oft aus dem Theater geholt.

Marie Huber wird vorgeführt, bemerkt auf Vorhalt aus den Aussagen Meier's: Sie erinnere sich, daß sie allerdings einmal die Loge verlassen habe, sie sei aber nachher wieder hineingegangen. Darüber, daß sie das krasse Stück so angegriffen, habe sie nichts geäußert.

Staatsanw. Sie müsse sich doch gewiß erinnern, welches Stück das gewesen sei?

Marie Huber. Das wisse sie mit dem besten Willen nicht.

Staatsanw. Warum sie Anfangs den ganzen Vorfall geleugnet habe?

Marie Huber (lächelnd). „Thränen sind ja frei, das macht ja Nichts."

Der als Auskunftsperson fernerhin vernommene Drehermeister David D. Fair deponirt: In der Zeit vom Herbst 1859 bis Anfang 1860 habe er in Folge besonderer Ueberreichung die Briefe in Empfang genommen, welche sein Geschäftsfreund Gruber resp. dessen Wittwe von auswärts erhalten habe. Es seien ihm unter diesen Briefen auch mehrere von Stuttgart kommend aufgefallen, welche nicht die Form von Geschäftsbriefen gehabt hatten. Er habe darüber den Sohn der Frau Gruber gefragt und von diesem die Auskunft erhalten, daß diese Briefe für seinen Onkel (Jakoby) seien, welcher etwas in Stuttgart hätte. Er, Fair, habe sich dabei gedacht, daß dies wohl eine Liebhaft sei. Es seien etwa 6 bis 8 solcher Briefe gewesen. — Als er später nach dem Tode der Frau Jakoby von dem Gerüchte gehört, daß Jakoby sie vergiftet habe und arretirt sei, habe er diesem in der Böttinger'schen Brauerei gesagt, daß er ihm etwas mittheilen habe, und als Jakoby am andern Tage zu ihm gekommen sei und selbst von jenem Gerüchte unter dem Anfügen gesprochen habe, daß er so etwas nicht auf sich sitzen lassen könne, habe er ihm entgegnet, er solle sich in einer Droschke in der Stadt herumfahren lassen, um die Leute vom Gegentheil zu überzeugen.

Angekl. Es seien nur 2 Briefe von der bezeichneten Art an ihn durch seine Schwester, Frau Gruber, gelangt.

D. Fair. Es seien wenigstens 6 gewesen.

Staatsanw. (zu Jakoby). Warum er sich von dem Todesscheine seiner Frau die Abschrift genommen habe, welche bei seinen Papieren gefunden worden sei?

Angekl. Das habe er gern und auch bei seiner ersten Frau gethan.

Staatsanw. Das sei doch sonderbar!

Angekl. Er finde darin gar Nichts. Solche Dokumente lege man zu den Familienpapieren.

Regisseur Wirscher erscheint wieder und weist durch einen übergebenen Theaterzettel nach, daß Lucretia Borgia am 3. Oktober 1861 aufgeführt und die zweite Abonnementsabtheilung am 15. d. M. begonnen worden sei.

Dorothea Gruber, Wittwe des Knopffabrikanten Gruber, die Stiefschwester Jakoby's, unbeeidigt als Auskunftsperson vernommen: Frau Jakoby sei 14 Tage vor ihrem Tode sehr munter gewesen und habe nie bei ihr über Jakoby's Benehmen geklagt. Im Sommer 1859 seien 1—2 Briefe von Stuttgart, an sie adressirt, beim Fabrikanten Fair abgegeben worden; sie habe dieselben ihrem Stiefbruder, an den sie gerichtet gewesen, übergeben. Ob sie von Frauenhand geschrieben gewesen seien, wisse sie nicht.

Präs. Haben sie sich nicht nachtheilig über ihren Bruder ausgesprochen, haben Sie ihn nicht „Flapps" genannt?

Gruber. Nein; Schimpfworte habe ich nicht gegen ihn gebraucht; ich war nur sehr böse über ihn wegen seines Verhältnisses mit der Huber.

Berth. Wie die verstorbene Frau Jakoby die Frau Rungesser genannt habe?

Gruber. Sie hat sie immer eine Schlange genannt. Ihr Bruder, Jakoby, habe einmal über den Tod seiner Frau geäußert, Gott habe wohl gethan, daß seine Frau geisteskrank gewesen sei.

Wilhelmine Dreffel, 34 Jahr alt, als Auskunftsperson vernommen:

Präs. Haben Sie niemals einen Heirathsantrag von Jakoby erhalten?

W. Dreffel. Nein, niemals. Ich habe mich sehr über dies Gerücht alterirt. Es ist mir lieb, daß es mir erst spät, erst nach der Verlobung Jakoby's mit der Huber zu Ohren kam.

Alexander Rinn, 20 Jahre alt, früher Drucker bei

Digitized by Google

Jakoby, unbeeidigt, als Auskunftsperson vernommen: Er habe nichts von Klagen der Frau Jakoby über ihren Mann gehört. Einmal habe er mit zugesehen, wie dieser sich mit seiner Frau gezankt und sie zuletzt mit Strümpfen geschlagen habe.

Jakoby. Er habe nur die Strümpfe nach ihr geworfen.

Staatsanw. Es sei einmal in diesen Verhandlungen von seinen Beziehungen zu Herrn v. Gagern und v. Dalwigk die Rede gewesen, wie es sich damit verhalte?

Angell. Der verstorbene Herr Oberfinanz-Rath Alexander v. Dalwigk sei sehr gut mit ihm befreundet gewesen.

Barbara Schwinn von Darmstadt, war 1½ Jahr, bis Michaeli 1861, in Jakoby's Hause bei Geheimerath Schenk Dienstmagd, unbeeidigt vernommen: Im Jahre 1861 seien die Jakoby'schen Eheleute sehr einig gewesen. 1860 seien aber einige Streitigkeiten zwischen ihnen vorgekommen. Frau Jakoby habe sie in ihrer Krankheit darum gebeten, ihr Suppe zu kochen; Frau Jakoby habe dies wohl deßhalb gethan, weil ihre Magd nicht habe kochen können und sie mit ihrer Schwiegertochter, der Frau Rungesser, die damals bei ihr gewesen sei, nicht gut gestanden habe. Es habe ihr geschienen, als habe es die Frau Jakoby vor ihrem Mann verbergen wollen, weil sie sich, wenn sie ihr die Suppe gebracht, immer so ängstlich nach ihrem Mann umgesehen habe.

Verth. Ob Jakoby mit dieser Einrichtung einverstanden gewesen sei?

B. Schwinn. Er habe es gesehen, wie sie seiner Frau die Suppe gebracht und habe nichts darüber bemerkt. Nach dem Tode der Frau Jakoby habe der Angeklagte öfters mit ihr über seine Wiederverheirathung gesprochen; in den ersten Tagen nachher habe er von Fräulein Dressel gesprochen; später habe er bemerkt, er habe die Wahl; den Namen eines Frauenzimmers habe er dabei nicht genannt; er brauche nur an die Eisenbahn; da wär's bald geschehen.

Ernst Böttinger, 26 Jahre alt, war von Herbst 1857 bis Frühjahr bei Gärtler, unbeeidigt vernommen: Jakoby habe ein Verhältniß mit Küchlers Magd, der Anna (M. Huber) angeknüpft. Er, Böttinger, habe auf Gärtlers Antrieb, der ihm von dem von Jakoby auf dem Grabe seiner ersten Frau der Huber gegebenen Versprechen ewiger Treue erzählt habe, die Huber über diese Geschichte befragt, und sie habe ihm gesagt, daß sie wahr sei.

Jochheim, Chirurg, Jakoby's Schwager, von dem Präsidenten über die letzte Krankheit der ersten Frau Jakoby's befragt, deponirt Folgendes: Er habe die Frau Jakoby den Abend vor ihrer letzten Nacht elekalt und in Krämpfen gefunden; nur ein Dienstmädchen sei im Hause gewesen; es sei hierauf von ihm Dr. Heydenreich gerufen worden.

Jakoby. „Meine erste Frau hat sich gegen meinen Willen in meiner Abwesenheit operiren lassen."

Nach einem heftigen Wortstreite der Frau Rungesser und der Frau Gruber, der namentlich darüber ausbrach, daß jene dieser nachsagte, sie habe Jakoby als einen „Flapph" bezeichnet, welches Frau Gruber entschieden in Abrede stellte, nachdem diesem Streite, der zuletzt in gegenseitige Beschimpfungen ausartete, von dem Präsidenten das erwünschte Ziel gesetzt war, wurde weiter als Auskunftsperson vernommen:

Dr. Heydenreich, Stabsarzt von Darmstadt, wie folgt: Sommer 1851 habe er an der ersten Frau Jakoby's, die einen Gebärmutterpolyp gehabt habe, die entsprechende Operation vorgenommen. Der Polyp sei erst am 10. Tage gefallen. Der Tod sei in Folge der nach der Operation eingetretenen Pyämie erfolgt.

Präs. Ist die Operation mit Vorwissen Jakoby's vorgenommen worden?

Dr. Heyd. Ja; er hat es ja gesehen.

Präs. Ist es möglich, daß die von Ihnen beobachteten Krankheitserscheinungen von einer Vergiftung herrühren?

Dr. Heyd. Die gemachten Beobachtungen konnten mich nicht zu dieser Annahme führen; aber es ist möglich, daß die wahrgenommenen Krankheitserscheinungen von einer Vergiftung herrühren; sie waren jedoch von der Art, daß sie gerade so gut einer anderen Krankheit zugeschrieben werden können; von Krämpfen, die Chirurg Jochheim bemerkt haben will, habe ich nichts wahrgenommen.

Verth. Haben Sie gesehen, daß Frau Jakoby von ihrer Familie nachlässig behandelt wurde?

Dr. Heyd. „Nein; es ist mir nicht so vorgekommen."

Der Staatsanwalt machte sodann darauf aufmerksam, wie auffallend es sei, daß Jakoby in der Todesanzeige (über den Tod seiner ersten Frau) ausdrücklich die Ursache des Todes angäbe; es heiße nämlich darin, seine Frau sei in Folge einer Operation gestorben.

Auf die Abhör des Zeugen Dorsten von Bechtold, der sich in einem an die Staatsanwaltschaft gerichteten Schreiben wegen Unwohlsein entschuldigte, wurde verzichtet, und statt dessen das die früheren Aussagen dieses Zeugen enthaltene Protokoll verlesen. Zeuge sagt hierin aus, es habe nach seiner Wahrnehmung das beste Verhältniß zwischen den Jakoby'schen Eheleuten bestanden, er sei sehr überrascht über das Gerücht nach dem Tode der Frau Jakoby gewesen, und habe die Wahrheit desselben nicht für möglich gehalten. Der Präsident schließt hierauf die Sitzung.

Montag den 3. Februar, Vormittags 9½ Uhr. Die mit Spannung er artete Vernehmung der Zeugin Elis. Ganfert konnte auch heute noch nicht erfolgen, da dieselbe in Folge ihrer in der verflossenen Woche vorgenommenen Niederkunft noch zu unwohl ist, um vor den Schranken des Gerichts erscheinen zu können.

Vernommen wurden heute die folgenden Personen:

Dr. Verdier macht seine ärztlich erhärteten Angaben dahin: Er habe die erste Ehefrau Jakoby's in ihrer letzten Krankheit Ende Juni oder Anfangs Juli 1851 in ärztlicher Behandlung gehabt. Sie habe an einem Gebärmutterpolypen gelitten und sei ihre Heilung nur durch ope ative Entfernung desselben zu bewerkst ligen gewesen. Die Operation habe denn auch am 10. Juli 1851 stattgehabt und zwar unter Zuziehung des Herrn Dr. Heydenreich, welcher die Kranke, da er, Zeuge, bald darauf nach London gereist sei, bis zu ihrem Tode weiter behandelt habe. Bei seiner Zurückkunft von der Reise habe er vernommen, daß sie gestorben sei und zwar in Folge des bei derartigen Fällen nicht seltenen Eintrittes des Ueberganges des Eiters in das Blut. Die bei einem solchen Eintritt gewöhnlichen krankhaften Erscheinungen bestanden in Frost, Ohnmachten, leichten Krämpfen ꝛc. Jakoby habe gewiß Kenntniß von der Operation gehabt o er wenigstens keine irgend erheblichen Bedenken gegen deren Vornahme erheben, denn sonst sei sie sicher unterblieben. Er glaube sich zu erinnern, daß er sogar öfter mit ihm darüber gesprochen habe.

Verth. Dr. Vogel. Er nähme sich veranlaßt für den Fall, daß der von der Staatsanwaltschaft gegen den Angeklagten bezüglich des Todes seiner ersten Ehefrau geschleuderte Verdacht durch die Zeugenaussagen irgendwie begründet würde, im Einverständnisse mit dem Angeklagten selbst, den Antrag zu stellen, daß auch die Leiche der ersten Ehefrau ausgegraben werde. Die Auffindung des etwa vorhandenen Giftes sei ja jetzt ohne Zweifel noch möglich.

(Fortsetzung folgt.)

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 26. Sonntag den 2. März. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Meneiaux.

(Fortsetzung.)

Vor dieser unerwarteten Frage blieb Montbryon sprachlos; aber er war nicht der Mann, um sich auf lange einschüchtern zu lassen.

„Nur Dumme stehlen," sagte er kalt, „nur Einfältige erbrechen Sekretäre."

„Wie kommt denn dieser Brief in Ihre Hände? Ich habe einiges Recht, darum zu wissen. Sie sehen, ich nehme mir nicht die Mühe, meine Handschrift zu verleugnen. Rächen Sie immerhin auf nichtswürdige Art Ihre beleidigte Eitelkeit, geben Sie mich Preis, was thut mir das? Aber was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie mir sagen, wer ihnen den Brief gab."

Bei diesen Worten zerschmetterte sie den Grafen durch die Verächtlichkeit ihres Blickes.

„Sie lieben ihn wohl sehr, gnädige Frau?" stotterte er.

„So sehr, als ich Sie verachte."

„Nun wohl, desto besser, meine Rache wird desto vollkommener sein. Ah, Sie beleidigen Ihren Besiger? Sie denken also nicht, daß ich die Waffe gegen Sie umkehren kann? Erfahren Sie denn, Frau von Brabantane, daß der Herzog Ihrer spottet, daß seine Leidenschaft Nichts als Komödie ist, daß die Rolle, die er Ihnen vorspielte, jeden Tag ihm von seinen Freunden vorgeschrieben war, daß es eine verabredete Rache war, und daß ich, ich allein alle diese Marionetten am Faden hielt. Scheint Ihnen dieser Scherz immer noch von — — abscheulichem Geschmack, gnädige Frau? Ach, Sie wissen nicht, mit welchem Feinde Sie's zu thun haben. Ich habe den Haß gegen Sie so weit getrieben eine alberne Leidenschaft für eine Tänzerin zu heucheln, damit das Geschrei über diese Lächerlichkeit Sie noch sicherer machte, aber heute endlich erhebe ich mich, heute gebe ich Sie Preis, heute räche ich mich! Frau von Brabantane, Sie strenge Tugend, der Mann, der Sie liebt, ich sage Ihr Liebhaber, verstehen Sie mich wohl? der Herzog von Lairville gab uns gestern bei einem freundschaftlichen Diner, wo wir unsere Triumphe besprachen, Ihren rührenden Brief zum Besten; er ist es, der ihn mir zum Geschenk gemacht hat!"

„Nein, mein Herr, das ist nicht möglich!" murmelte Marie schwach, trostlos, sterbend.

„Glauben Sie nicht, Madame, daß ich mir die Mühe gebe, Sie zu besiegen!"

„Um Gotteswillen, mein Herr, im Namen Ihrer Mutter, die Sie, wie man sagt, lieben, antworten Sie mir: hat Ihnen Herr von Lairville freiwillig diesen Brief gegeben?"

„Er wird es Ihnen selbst gestehen, gnädige Frau," sagte der Graf, die junge Frau aufrichtend, die sich zu seinen Füßen wand.

In diesem Augenblick überfiel ihn ein Taumel; er neigte sich und streifte die Stirn der Dame mit einem Kuß: „Marie," sagte er, „wenn Sie mich erhören wollen?"

Bei diesen Worten stürzte, einer verwundeten Löwin gleich, Frau von Brabantane in den Hintergrund ihres Zimmers und rieb mit unsagbarem Ausdruck von Ekel und Widerwillen mit beiden Händen ihre schöne Stirn. Dann zeigte sie mit majestätischer Haltung auf die Thür und sagte kalt: „Entfernen Sie sich!"

„Bedenken Sie, gnädige Frau, ich biete Ihnen Frieden," sagte Montbryon.

„Entfernen Sie sich, mein Herr!"

„Sie wollen es So!" sagte der Graf, der bei diesen Worten mit erhobenem Haupt und drohender Haltung das Zimmer verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Präs. Eine solche Untersuchung würde ohne Zweifel im Interesse des Angeklagten liegen, falls er sich in der fraglichen Beziehung frei von Schuld wisse. Ihm selbst sei es zweifelhaft; ob die Ausgrabung noch im Lauf dieser Verhandlung vor sich gehen könne und er werde sich darüber noch mit den Experten benehmen. Sollte die Möglichkeit nicht vorliegen, so setze er voraus, daß jenem Verdachte, bezüglich der Beurtheilung des jetzt zunächst in Rede stehenden Falles keinerlei Bedeutung geschenkt werde.

Staatsanw. Es sei ihm, nachdem er hier schon erklärt, daß er einen solchen Verdacht nicht gehegt habe, befremdend, daß von Seiten der Vertheidigung jene Aeußerung gefallen sei. Nunmehr, nachdem Hr. Dr. Dendenreich hier andere Angaben gemacht habe, als dies ihm gegenüber früher, als er ihn gleichsam amtlich darüber gefragt, geschehen sei, versichere er, daß die Leiche allerdings ausgegraben werde, und er Alles aufbieten werde, um über die Sache volle Klarheit zu schaffen.

Angekl. Dr. Verdier habe ihn, ehe er zur Operation geschritten sei, mit Hinblick auf den möglicherweise eintretenden Tod der Kranken, darüber gefragt, ob seine Vermögensverhältnisse geordnet seien.

Zeuge Dr. Verdier. Das könne wohl möglich sein.

Angekl. Dr. Verdier möge Aufschluß darüber geben, wie er, Jakoby, mit seiner ersten Ehefrau gelebt habe; er könne dies, da sie in seinem elterlichen Hause mehrere Jahre gewohnt hätten.

Präs. Davon solle später die Rede sein. Wie es sich, den Aussagen des Zeugen gegenüber, mit seiner Angabe, daß die Operation wider seinen Willen geschehen sei, verhalte?

Angekl. Das sei so, wie er gesagt; seine Ehefrau habe ihm sogar damals einen Brief geschrieben, worin sie gesagt habe, daß sie die Operation ohne sein Vorwissen gewollt habe.

Zeuge Dr. Verdier. Er müsse wiederholt bemerken, daß die Operation unterblieben sei, falls Jakoby sie mit Entschiedenheit nicht gewollt hätte.

Präs. In welchem Verhältnisse beide Ehegatten zu einander gestanden hätten?

Zeuge. Er habe während der Zeit, in welcher sie in seinem elterlichen Hause gewohnt hätten — vom 15. März 1841 bis 31. Januar 1844 — von Zwistigkeiten Nichts gehört.

Die Zeugin Dorothea Walther, ledige Tochter des Schuhmachers Walther zu Darmstadt, 28 Jahre alt, deponirt: die erste Ehefrau Jakoby's habe sie, die Zeugin, aus der Taufe gehoben und sie sei in Folge davon in den 40er Jahren oft zu ihr und umgekehrt sie, die Frau Jakoby oft in ihr elterliches Haus gekommen. Zwischen den Jakoby'schen Eheleuten habe öfters Streit geherrscht über eine Person, mit welcher er ein Verhältniß unterhalten habe. Seine Ehefrau habe davon zuerst durch einen Brief den sie aufgefangen, Kenntniß erhalten, habe diesen Brief damals ihrem, der Zeugin, Vater vorgelesen und dabei bitterlich geweint. Auch habe sie ihren Ehemann, nach ihrer Angabe selbst einmal im Herrngarten erwischt, als er die fragliche Person unter dem Mantel gehabt habe. Während der letzten Krankheit der Frau Jakoby und namentlich auch nach überstandener Operation habe der Angeklagte sie, die Zeugin, nicht mehr zu ihr gelassen. Während seiner zweiten Ehe sei sie nur etwa vier- oder fünfmal bei ihm gewesen. Als sie ihn nach dem Tode seiner zweiten Ehefrau besucht habe, sei er betrübt gewesen. Die Leiche habe damals einen dicken blauen Mund und einen aufgeschwollenen Leib gehabt.

Staatsanw. Was das für ein Brief gewesen sei, den Frau Jakoby aufgefangen habe?

Zeugin. In dem Brief habe jene Person geschrieben, sie hätte lange genug gewartet und ginge weg, wenn er jetzt nicht käme. Frau Jakoby sei darauf an den bestimmten Platz — das Beisunger Thor — gegangen und habe auch dort die Person gesehen.

Staatsanw. Ob Jakoby nicht einmal ein uneheliches Kind von sich in seinem Hause gehabt habe?

Zeugin. Jakoby habe einen etwa 10 bis 12 Jahren alten Knaben, welcher sich Adolf Jakoby genannt habe, und welcher seiner Ehefrau ein Dorn im Auge gewesen sei, längere Zeit in seinem Hause gehabt. — Später sei ihres Wissens Adolf Jakoby nach Amerika gegangen. Auf weitere Fragen des Staatsanwalts, Frau Jakoby habe gar oft bei ihrem, der Zeugin, Vater über ihren Mann geklagt. In ihrer letzten Krankheit habe sie ihr Testament gemacht; wer darin zum Erben eingesetzt worden sei, wisse sie nicht. Nach dieser Zeit habe Jakoby seine Frau aber auffallend freundlicher behandelt, und habe sie sodann einige Jahre vor ihrem Tode ein neues Testament gemacht und ihn in diesem zu ihrem Erben eingesetzt.

Staatsanw. Ob Frau Jakoby nach überstandener Operation nicht wieder bedeutend wohler geworden sei?

Zeugin. Das wisse sie nicht. Zuletzt sei eine Pflegerin, welche in ihrem Hause gewohnt und sich freiwillig zu diesem Dienste angeboten habe, bei ihr gewesen.

Der Vertheidiger bittet den Präsidenten, die die fragliche Testamentserrichtung betreffenden Akten von dem Stadtgerichte requiriren zu lassen.

Angekl. (auf Befragen im Tone großer Entrüstung). Das sei fast Alles Lüge; die Zeugin sei äußerst selten zu ihm gekommen; ein zweites Testament sei nie und das erste nach Inhalt der Ehepakten bereits im Jahre 1847 errichtet worden. Das in Rede stehende, angeblich uneheliche Kind von ihm, habe den Namen Adolf Erdmannsdörfer geführt und sei aus Frankfurt gewesen. Er habe es zu sich genommen, nachdem er in dem Frankfurter Journal eine Anzeige gelesen, worin kinderlose Eltern gebeten worden seien, ein Kind zu sich in Verpflegung zu nehmen, und nachdem er mit dessen beiden Vormündern darüber verhandelt gehabt habe. Seine erste Ehefrau habe dieses Kind sehr lieb gehabt, er habe es jedoch, bei Gelegenheit seiner zweiten Verehelichung, da es als sein uneheliches Kind gerichtsweise bezeichnet worden sei, aus dem Hause gethan. — Von einem Verhältnisse, daß er damals gehabt, und von Zusammenkünften mit seiner Geliebten wisse er nichts. — Ueber die Krankheit seiner ersten Ehefrau wisse deren Pflegerin, die Hebamme Haaf die beste Auskunft zu geben. Daß er die Zeugin, Dorothea Walther, damals nicht mehr zu seiner Frau gelassen habe, wisse er nicht.

Die Zeugin wird entlassen und verläßt weinend den Saal.

Der weitere Zeuge Friedr. Christ. Urhahn, Unteroffizier in dem Garde-du-corps, deponirt: Er sei früher, als er noch Ehevauxleger gewesen, öfters in das nahe bei der Caserne gelegene Jakoby'sche Wirthshaus gekommen. Als Jakoby sich damals vom Haus entfernt hätte, seien ihm zwei Ehevauxlegers während der Abwesenheit seiner Ehefrau auf dem Markte, bei dem Auskaden seines Wagens behülflich gewesen, wie dies in der darüber erhobenen Untersuchung ermittelt worden sei. Jakoby's Ehefrau habe damals behauptet, daß Jakoby ihr Dienstmädchen mitgenommen habe. Als später Jakoby nach beendigter Untersuchung aus dem Arreste in seine Wohnung zurückgekehrt sei, habe ihn seine Frau sehr herzlich empfangen.

Der Vertheidiger bittet den Präsidenten, aus der Antwort constatiren zu wollen, daß Jakoby nach seiner Entfernung seine Ehefrau brieflich über sein Wiederkommen beruhigt habe.

Der Präsident bestätigt die Richtigkeit dieser Angabe mit dem Anfügen, daß Jakoby damals auch an seine Mutter geschrieben habe.

Philippine Jochheim, Ehefrau des Chirurgen Joch-

Digitized by Google

heim, Schwester der ersten Ehefrau des Angeklagten (unbetheiligt) hörte von ihrer Schwester, mit der sie übrigens nicht oft zusammenkam, Klagen über die Untreue ihres Gatten und über von ihm erhaltene körperliche Mißhandlungen. Während der letzten Krankheit derselben ging sie gegen Abend zu ihr und fand sie bereits sterbend. Später etwa um 9 Uhr machte sie Jakoby darauf aufmerksam, daß jetzt ihr Haus zugeschlossen würde, und er auch das seinige verschließen würde. Es schien ihr, daß er sie forthaben wolle, sie ging deßhalb auch nach Hause. In derselben Nacht sei ihre Schwester gestorben.

Der Geschworene Advokat Leibbecker fragt, wie sich Jakoby damals gegen seine Frau betragen habe?

Ph. Jochheim. Er ließ auf ihren Wunsch 2 Flaschen Wein holen und stieß diese, als sie gebracht wurden, heftig auf den Tisch. Eine Pflegerin sei nicht bei ihr gewesen.

Angeklagter (in indignirtem Tone). Es sei sehr Unrecht, daß sie erzähle, seine Frau habe über Schläge geklagt. Sie hätten im Gegentheil sehr gut zusammen gelebt, er hätte auch sonst das Vermögen mit ihr nicht erwerben können. Die Hebamme Haak sei als Krankenwärterin bei ihr gewesen; die Flaschen hätte er nicht hingestoßen, so viel Gefühl habe er doch. Frau Jochheim sei ja fast nie bei ihm gewesen und wisse wohl gar nicht, wo er wohne.

Staatsanw. Was sie von der zweiten Ehefrau Jakoby's wisse?

Antwort. Etwa 8 Wochen vor ihrem Tode sei dieselbe zu ihr gekommen und habe scherzend geäußert, sie werde ihrem Manne die Zeit noch recht lange machen. Sie bleibe auf ihrem Protokoll bestehen, wisse aber nicht genau, ob nicht doch die Haak damals zugegen gewesen sei. —

Zeuge Jochheim, auf Verlangen des Vertheidigers wieder vorgerufen, bemerkt auf Befragen: Er habe dem Angeklagten mehrfach mit Geld ausgeholfen, das Umgekehrte sei aber durchaus nicht der Fall gewesen.

Angekl. Im Frühjahr 1851 sei dies allerdings der Fall gewesen und habe er ihm damals 50 fl. geliehen.

Jochheim. Davon sei ihm nichts bekannt.

Staatsanw. (zu Jakoby). Ob er dem Kaufmanne Schmidt Geld geliehen?

Angekl. Ja, vor mehreren Jahren, es sei aber zurückbezahlt.

Der Präsident läßt hierauf die bei dem Tode seiner ersten Ehefrau von Jakoby in das von ihm redigirte Blatt, das Darmstädter Journal, aufgenommene Todes-Anzeige verlesen; sie lautet folgendermaßen;

„Es hat dem Allmächtigen gefallen, meine geliebte Frau, Dorothea Jakoby, geb. Grimm, in einem Alter von 48 Jahren von meiner Seite abzurufen; eine vollzogene ärztliche Operation sollte sie von einem langjährigen Leiden befreien; aber ein nervöses Fieber kam dazu, und sie mußte unterliegen. Indem ich diese Trauer-Anzeige nahen und entfernten Verwandten mittheile, bitte ich um stille Theilnahme."

Darmstadt, 21. Juli 1851.

G. Jakoby, Hofbuchdrucker.

Staatsanw. Ob Dr. Heydenreich damals einen Todesschein ausgestellt habe?

Angekl. Ja, und wahrscheinlich habe er darin die Todesursache angegeben; sonst hätte er sie ja gar nicht in die Anzeige aufnehmen können.

Staatsanw. Warum er überhaupt diese Ursache angegeben habe?

Angekl. Dieß käme häufig vor; man könne es in vielen Blättern bei Todes-Anzeigen lesen.

Staatsanw. Es sei doch auffallend, daß er bei dieser und der späteren Todes-Anzeige, bei jener durch Erwähnung der Krankheit, bei dieser durch Angabe ihrer Dauer (fünf Tage) sich gewissermaßen für seine Person vor dem Publikum habe rechtfertigen wollen.

Angekl. (in wegwerfendem Tone). „Ach, Gott bewahre!"

Zeugin Auguste Rau, Laufmädchen, diente bei Jakoby etwas über ¼ Jahr bis zum 11. Febr. 1861. Sie hörte, daß Jakoby gegen seine Frau öfters barsch war. Letztere kam einmal kurz vor Weihnachten sehr alterirt aus dem Theater und war die Nacht hindurch ganz verwirrt, löste ihre Haare auf, wollte schreiben, spinnen u. dergl. Sie, die Zeugin, mußte in der Nacht mehrmals aufstehen und bei ihr sein. Um 1½ Uhr holte sie Georg Rungeisser, und blieb dieser bis gegen Morgen da. Er holte die Nacht Sachen aus der Apotheke und badete die Hände seiner Mutter, welche er dabei mit Gewalt festhalten mußte, in Senfmehl. Den andern Morgen war sie noch verwirrt, und sagte dieß selbst mehrmals. Ihre Krankheit hat ein Paar Wochen angedauert; davon, daß die Kranke auf ihren Sohn erzürnt gewesen sei, weiß sie nichts; ebenso wenig, warum er später nicht mehr zu ihr gegangen ist. Frau Jakoby äußerte später, daß sie das, was auf dem Theater gespielt worden wäre, gar nicht hätte sehen können, zu schwach dazu gewesen sei, und einen andern Weg gesehen hätte. Von Gift hat sie nichts erwähnt. Das im Theater Gesehene tauchte in jener Nacht während ihrer Geistesverwirrung oft in ihren Gedanken auf.

Der Experte Dr. Weber. Ob die Kranke damals Erbrechen, Diarrhöe ꝛc. gehabt habe?

Zeugin Rau. Ja; Erbrechen und Schmerzen in den Beinen, an welchen offene Wunden gewesen seien; von Diarrhöe und Leibweh wisse sie nichts.

Dr. Weber. Dr. Leibbecker habe der Kranken damals ein Brechmittel verschrieben; ob das Erbrechen darauf hin oder schon vorher erfolgt sei?

Zeugin. Das wisse sie nicht.

Zeugin Minna Schenk, Tochter des Gemeinderaths Schenk, von Darmstadt, hörte in den 4 Jahren, während deren sie in Jakoby's Haus wohnte, öfters Dispute zwischen ihm und seiner zweiten Ehefrau; einmal im Juni oder Juli 1860 hörte sie, daß zwischen Beiden Schläge fielen, und daß Frau Jakoby darauf jammerte und stöhnte. Auf die Bitte derselben hat sie ihr später, etwa im September, 8—10 Tage lang Suppe geschickt; Jakoby behauptete zwar, sie bekäme Alles; ihre Köchin sagte aber, der Herd sei kalt und sie bekäme wohl Nichts. Wie es ihr, der Zeugin, schien, hat Jakoby von dem Schicken nichts wissen sollen. Nach dem Tode seiner Frau sah sie diesen einige Tage nach dem Begräbnißtage, und schien er ihr nicht sehr traurig zu sein.

Die Zeugin Dorothea Schmidt, 18jährige Tochter des Kanzleidieners Schmidt, zugleich Tochter einer Stiefschwester des Jakoby, war wegen ihres leisen Sprechens schwer verständlich; sie stellte die Richtigkeit verschiedener Angaben der Ehefrau des Georg Rungeisser in Abrede und behauptet namentlich, daß, als sie mit jener bei Frau Gruber zusammen getroffen sei, letztere in keiner Weise geäußert habe, ihr Bruder, der Angeklagte, sei ein „Flappsch," und die Geschenke an Anna Rungeisser habe er nur zur Täuschung gegeben. Zeugin meint, sie hätte dies hören müssen, wenn es gesprochen worden sei.

Staatsanw. Ob Frau Rungeisser nur einmal bei Frau Gruber gewesen sei?

Dor. Schmidt. Das wisse sie nicht. Frau Gruber habe sich übrigens bei der angegebenen Gelegenheit höchst mißbilligend darüber ausgesprochen, daß Jakoby sich so schnell wieder verheirathen wolle.

Staatsanw. Ob sie, Zeugin, in der letzten Zeit oft mit Frau Gruber zusammengewesen sei?

Dor. Schmidt. Ja.

Staatsanw. Ob auch die Huber bei derselben gewesen sei?

Dor. Schmidt. Ja öfters.

Der Vertheidiger bittet den Präsidenten, die Aussagen der Frau Rungeisser nachträglich durch das Sekretariat zu Protokoll nehmen zu lassen.

Digitized by Google

Der Präsident erwidert, daß dies jetzt, nachdem jenes Protokoll geschlossen sei, nicht mehr angehe.

Staatsanw. Es könne ja eine Confrontation der Zeugen stattfinden.

Der Präsident will, da dadurch ein Resultat voraussichtlich doch nicht erzielt werde, von einer solchen absehen.

Der hierauf vernommene Zeuge Philipp Gerlach, Bürgermeister zu Nieder-Beerbach, beruft sich, über den Leumund der Elis. Sanfert befragt, auf das von dem Ortsgericht Nieder-Beerbach hierüber halb an das großh. Landgericht Darmstadt eingeschickte Leumundszeugniß vom 3. Dezember 1861.

Dasselbe wird verlesen und lautet folgendermaßen: „Die bei dem Hofbuchdrucker Jakoby zu Darmstadt dienende Elisabetha Sanfert ist die Tochter des hiesigen Forstwarten Georg Sanfert. Dieselbe ist 24 Jahre alt und besitzt kein Vermögen. Was den äußeren Ruf derselben anbetrifft, so können wir nur das bemerken, daß sich dieselbe stets gut betragen hat, dabei aber etwas eigensinnig und störrisch ist, jedoch nicht lügenhaft. Auch hat dieselbe noch in keiner Untersuchung gestanden."

Der Zeuge bestätigt, daß die Sanfert immer ordentlich und brav gewesen sei, namentlich auch während des Jahres, in welchem sie bei ihm gedient habe. Zeuge gibt dann weiter an: Am 15. Januar d. J. sei Advokat Dr. Vogel (der Vertheidiger) mit der von dem Landg. richt Darmstadt ertheilten schriftlichen Weisung zu ihm nach Nieder-Beerbach gekommen, bei der Sanfert Haussuchung zu halten und diejenigen vorgefundenen Gegenstände, welche Dr. Vogel besonders bezeichne, in amtliche Verwahrung zu nehmen. Die Haussuchung habe denn auch in der Gegenwart des Dr. Vogel und der M. Huber, welche kurze Zeit nach ihm gekommen sei, in Anwesenheit der Sanfert in ihrer Wohnung stattgehabt. In der Kiste hätten sich zwei Nachthauben mit Spitzen vorgefunden, welche von Dr. Vogel resp. der Huber als entweder bezeichnet worden seien. Nachher seien aus der Wohnung noch erhoben worden: etwas Kaffee, Reis (in Düten, wie sie die Kaufl.ute abgeben, verwahrt), ein Kalender, ein Schoppen geläutertes Oel, ein Stückchen Seife und eine Parthie Baumwollenzeug. Nachher sei die Sanfert auf Bestellung zu ihm gekommen und habe in ruhiger Weise gesagt, daß sie das Baumwollenzeug, den Kaffee, Reis und das Oel gekauft, daß ihre Mutter das Stückchen Seife, mit dem sie sich schon gewaschen gehabt, aus dem Jakoby'schen Hause mitgenommen; sowie daß sie selbst die beiden Hauben, welche daselbst im Schmutze herumgefahren seien, sich angeeignet habe. Auf die Frage der Huber, was aus den seinenen Ueberzügen geworden sei, welche zu Hause fehlten, habe die Sanfert erwidert, daß dieselben schon bei ihrem Eintritte in den Dienst bei Jakoby gefehlt hätten. Am 16. Januar sei er, Zeuge, sodann an das Landgericht gegangen und habe sich daselbst zu Protokoll nehmen lassen.

Der Präsident bemerkt, daß ihm die ganze Sache unbekannt sei und er die Akten von dem Landgericht requiriren wolle.

Der Vertheidiger Dr. Vogel gibt hierauf zur Aufklärung der Sache folgende Erläuterungen: Er sei zwei Tage nach der Verhaftung Jakoby's zu dessen Vermögensverwalter gerichtlich bestellt worden und habe in dieser seiner Eigenschaft auf Weihnachten v. J. die Gansert wegen ihrer vorgeschrittenen Schwangerschaft aus dem Dienste entlassen. Einige Tage später habe sie, nachdem sie die feste Versicherung gegeben, daß keine fremden Sachen sich in ihrer Kiste befänden, diese aus Jakoby's Haus abholen lassen. Als nun einige Zeit darauf in dem Hause verschiedene Gegenstände, insbesondere eine beträchtliche Quantität Seife, vermißt worden seien, habe er sich selbst über seinen Mangel an genauer Aufsicht Vorwürfe gemacht, und nachdem er auch von den Trägern jener Kiste gehört habe, daß dieselbe auffallend schwer gewesen und bei dem Oeffnen derselben durch die Gansert ein Stück Seife herausgefallen sei, habe er über die Sache mit dem Großherzoglichen Landrichter Kattwein gesprochen und von diesem die Weisung erhalten, auf Grund einer ihm mitgegebenen schriftlichen Auflage an das Ortsgericht Nieder-Beerbach daselbst bei Gansert Haussuchung halten zu lassen. Er habe die Huber dabei zur Auskunftsertheilung zugezogen und seien sodann die bereits bezeichneten Gegenstände vorgefunden und in Gewahrsam genommen worden; die Seife insbesondere habe Seifensieder Schmidt als die von ihm Jakoby gelieferte bezeichnet. Der gegenwärtige Stand der sofort eingeleiteten Untersuchung sei ihm unbekannt. Er habe die bezeichneten Schritte nur in seiner Eigenschaft als Verwalter des Vermögens Jakoby's gethan und nicht als Vertheidiger des Angeklagten, um einen Eclat zu veranlassen.

Dr. Vogel fragt sodann den Zeugen, ob nicht ein Bruder der Gansert wegen Diebstahl bestraft worden sei?

Zeuge Gerlach. Ja.

Vertb. Ob nicht eine ihrer Schwestern sich wegen einer Entwendung erhängt habe?

Zeuge Gerlach. Ja, sie habe dies als junges Mädchen, aber nur aus Ehrgefühl, weil sie entdeckt worden sei, gethan.

Staatsanw. Die übrigen Glieder der Familie Gansert seien durchaus brav und er wundere sich, daß hier nur die üblen Eigenschaften derselben, und nicht auch ihre Vorzüge hervorgehoben worden seien.

Vertb. Er überlasse dies der Staatsbehörde.

Der Zeuge bestätigt, daß die Familie Gansert im Allgemeinen durchaus brav sei.

Zeuge Stadtrichter Pistor von Darmstadt erzählt: Er sei, nachdem er von dem Gerüchte einer Vergiftung der Frau Jakoby durch ihren Ehemann vernommen, zu Dr. Leibbecker gegangen, und habe ihn über die Sache gefragt. Derselbe habe unter Erzählung des Verlaufes der Krankheit den Tod für einen natürlichen erklärt und habe er, Zeuge, deßwegen keine weitere Schritte in der Sache gethan, zumal eine Anzeige nicht vorgelegen habe. — Etwa 8 Tage später sei Georg Nungesser zu ihm gekommen, habe über seine Vermögensansprüche an Jakoby, welcher sich anderweit verheirathen wolle, gesprochen, und von ihm den Rath erhalten, er möge den Weg der Klage betreten. Ganz nebenbei habe Nungesser auch von jenem Gerüchte gesprochen, und habe er, Zeuge, ihn darauf mit der Angabe des Dr. Leibbecker bekannt gemacht. Am anderen Morgen sei d.:an die polizeiliche Anzeige eingelaufen, welche Anlaß zur Aufnahme der Untersuchung gegeben habe. An dem Tage vor jenem Vorfalle mit Nungesser, oder d:n Tag nachher, sei auch Jakoby auf das Gericht gekommen und habe sich darnach erkundigt, welche Schritte er wegen seiner weiteren Verheirathung zu thun habe. Von einer angeblichen Vergiftung seiner Frau habe er damals nichts gesprochen.

Angekl. Er sei bei dem Herrn Stadtrichter gewesen, ehe Nungesser ihn besucht g.habt habe, damals habe er von jenem Gerüchte noch nichts gewußt und sei er selbst auch erst später deßhalb zu Dr. Leibbecker gegangen.

Vertb. Am 19. Oktober sei Jakoby bei diesem gewesen und am 18. d. Mts. sei jene polizeiliche Anzeige gemacht worden.

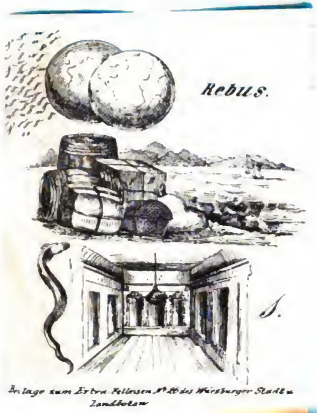
Zeuge Pistor. So genau wisse er die Zeit nicht, in welcher Jakoby bei ihm gewesen sei. (Forts. folgt.)

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 23:

„Ein großer Fuß und große Hand gehören nicht zu den 7 Schönheiten."

Verantw. Redakt. Th. Bauer.

Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.



Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 27. Dienstag den 4. März. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Menciaux.

(Fortsetzung.)

6. Am andern Tage.

An dem Tage, der dem Mittagessen unserer Helden auf dem Felsen von Cancale folgte, trat gegen zwei Uhr Nachmittags der Kammerdiener des Herzogs von Lairville in das Zimmer seines Herrn, öffnete die innern Fensterladen und zog die seidenen Vorhänge zurück. Heinrich schlief nicht mehr, er hatte eine sehr unruhige Nacht gehabt und seit langer Zeit schon den Kopf noch vom Rausch betäubt, auf den Arm gestützt, vor sich hingestarrt. Sein erster Gedanke gehörte der Frau, die er liebte. Die wahre Liebe macht den Menschen besser und weckt seine zartesten Gefühle. Heinrich machte sich lebhafte Vorwürfe über seine gestrige Tollheit, wiewohl er keine deutliche Erinnerung des Vorgefallenen hatte; er besann sich nur auf eine Orgie in schlechtem Geschmack.

Mariens Bild, das immer deutlicher vor seine Seele trat, verwischte nach und nach die üble Stimmung, die er gegen sich selbst empfand. Er überließ sich ganz der Empfindung seines Glücks, eines Glücks, das ihm für seine Absicht, Uebeles zu thun, eingetauscht war, und das sein Herz mit einer süßen Mischung von Dankbarkeit, Demuth und Zärtlichkeit erfüllte.

Aber ein bitterer Gedanke mischte sich in seine angenehmen Träumereien. Merkwürdigerweise erinnerte er sich seit einem Monat zum ersten Mal wieder an den Grund seiner Rückkehr nach Frankreich, an die Heirath, die seine Mutter eingeleitet hatte. Ein liebender Mensch betrachtet selten eine schwierige Sache mit Ruhe. Ein Stecknadelstich erscheint ihm wie ein Lanzenhieb. Dieser Gedanke brachte Heinrich wahrhaft in Verzweiflung. Wie wird es kommen? Was sollte er thun? Seine und Frau von Brabantane's Ehre waren in diese Frage verwickelt. Sein Wort war gegeben; wie konnte er es ohne Grund, ohne Vorwand zurücknehmen? Und hieß es nicht, was Marie anbetraf, der Welt gewonnen Spiel geben, die sie als eine harte und ehrgeizige Frau, die nur nach Vermögen und Titel jagte, verschrieen, sie, die ein Engel an Zartheit und Großmuth war!

Um sich in seinem Kummer zu zerstreuen, verlangte er seine Pferde. Erwartete ihn nicht Marie im Wäldchen? In diesem Augenblick hielt ein Wagen vor dem Hotel, ein Livreediener stieg aus und schritt auf den jungen Mann zu, der sich eben in den Hof begeben hatte, um zu Pferde zu steigen. „Herr Herzog," sagte er, „hier ist ein Brief. Er muß Eile haben, wie es scheint, denn man befahl mir einen Wagen zu nehmen."

Heinrich nahm und öffnete den Brief; aber schon bei den ersten Zeilen veränderte sich sein Gesicht, er schien zu wanken. Folgendes enthielt der Brief:

„Ich bin verloren, ich bin entehrt, Heinrich. Im Namen Ihrer Ehre und dessen, was Ihnen das Heiligste auf der Welt ist, antworten Sie mir. Erhielt der Graf Montbryon durch Sie den Brief, den ich Ihnen schrieb und den er mir zeigte? Heinrich, sind Sie es, der mich tödtet? Soll ich an einen schändlichen Verrath glauben? Ist es wahr, was er mir sagte?"

Lairville griff schnell mit der Hand in die Tasche; er faßte, strahlend vor Freude, ein Papier. Es war die Rechnung des Gastwirths, die der Graf mit dem Brief vertauscht hatte! Seine Haare sträubten sich; jetzt besann er sich: es war, um den Verstand zu verlieren!

Plötzlich schwang er sich in den Sattel, drückte die Sporen seinem Pferde in die Flanken und durchflog, wie mit Windeseile die Straßen von Paris.

Er trat bei Frau von Brabantane ein. Was sollte er thun, was sollte er ihr sagen? Die Unterredung, die er jetzt mit ihr halten wollte, mußte allein darüber entscheiden. Er hatte nur einen Gedanken, nicht sich zu

Digitized by Google

rechtfertigen; denn das war unmöglich; sondern sie zu retten und sie der erniedrigenden Rache des Grafen zu entziehen.

Frau von Brabantane hatte noch nicht das Zimmer wieder verlassen, in welchem sie der Graf fast sterbend zurückließ. Heinrich blieb am Eingang des Zimmers stehen, und wagte nicht der jungen Frau näher zu treten. Sie war bleich wie Marmor und glich in ihrer Erstarrung der Schmerzensgestalt auf einem Grabmahl. Heinrich stand wie vernichtet, Thränen perlten aus ihren Wimpern und rannten langsam über ihre Wangen.

„Marie," sagte er endlich, „Sie haben mich gerufen: hier bin ich."

Bei diesen Worten erhob Frau von Brabantane die Augen, die schon wieder thränenlos waren, und ohne Beachtung, ohne Zorn sah sie Heinrich fest in's Gesicht, wie wenn sie bis in's Innerste seiner Gedanken hätte dringen wollen. Was in ihrer Seele vorging, ist leicht zu sagen. Ein schrecklicher Zweifel regte sie auf. War der Herzog wirklich der Schlechtigkeit fähig, deren ihn der Graf anklagte? Sein Ankläger schien seiner Sache gewiß zu sein, aber Heinrich scheute ja nicht, ihr vor die Augen zu treten.

„Ich danke mein Herr," sagte sie mit einer Art Erkenntlichkeit und Freude. „Ich war davon überzeugt, der Graf Montbryon ist ein niederer Verläumder; nicht wahr, Heinrich, Sie lieben mich? Ihre Liebe war kein grausames Spiel, keine rohe Komödie?"

Ob ich Sie liebe!" sagte Lairville mit tiefer Bewegung, „ob ich Sie liebe! — Oh mein Gott!"

„Gut, sehr gut. Schweigen Sie jetzt, ich habe Sie gesehen, ich bin von Ihrer Unschuld überzeugt. Aber ich bin thöricht, Sie werden mich nicht verstehen, Sie können sich nicht denken, was mich anwandelt. Sie lieben mich, Heinrich, nicht wahr? Sie kommen, es mir zu versichern, Sie geben mir Muth gegen eine Welt, die mich verstoßen wird; ich bin stark, Sie lieben mich!"

Jedes dieser Worte traf in das Herz des jungen Mannes wie ein Dolchstich. Seine Lage war entsetzlich. Mit einem Worte mußte er die letzte Hoffnung zerreißen, an der sich Frau von Brabantane aufzurichten schien. Konnte sie noch an seine Liebe glauben, wenn sie hörte, wie er in einem Anfall von Eitelkeit das Geheimniß und die Ehre einer Frau Preis gegeben hatte? Konnte die augenblickliche Verirrung seines Bewußtseins eine Entschuldigung sein? Einen Augenblick wollte er seinen unfreiwilligen Antheil an den Ränken des Grafen läugnen; aber die Offenheit seines Charakters hielt ihn davon zurück; eine erlistete Verzeihung widerstand seinem Herzen.

„Hören Sie, Heinrich," fuhr Frau von Brabantane fort, „ich will Ihnen Alles sagen. Das soll die Strafe für meine thörichte Leichtgläubigkeit sein. Zwischen unser Glück drängt sich etwas Schicksalvolles. Morgen bin ich vielleicht eine Frau, auf die man mit Fingern zeigt, vielleicht eine Verachtete! Durch Ihre Liebe stark, hätte ich Alles ertragen, aber der Mann, der mich unglücklich macht aus Rache für seine beleidigte Eitelkeit, dieser Mann weiß die empfindliche Stelle zu treffen. Er wagte es, mir zu sagen, Sie hätten ihm meinen Brief gegeben; Ihre Liebe sei nur ein zwischen Ihnen und Ihren Freunden beabsichtigtes Spiel; Sie wären, ohne es zu wissen, nur ein Werkzeug seiner Rache gewesen, mit dem er nach Belieben geschaltet habe. Können Sie sich vorstellen, Heinrich, daß ich dieser Abscheulichkeit einen Augenblick Glauben schenkte? Aber Sie sind hier, ich sehe Sie, und glaube Nichts mehr davon!"

„Marie!"

„Nein, nein, rechtfertigen Sie sich nicht, es ist nicht nöthig, mein Freund. Ich wiederhole Ihnen, daß ich Nichts mehr davon glaube. Der Graf hat diesen Brief entwendet, es ist klar, und alles Uebrige ist ein Gewebe der abscheulichsten Lügen."

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Dr. Heydenreich, nochmals vorgerufen, erklärt, daß er in der letzten Zeit des Lebens der ersten Ehefrau Jakoby's der behandelnde Arzt derselben gewesen, daß aber auch Dr. Jochheim im Hause ab- und zugegangen sei. Ob er einen Todesschein ausgestellt, wisse er nicht.

Staatsanw. Ob er dem Angeklagten von dem nervösen Fieber gesprochen habe, welches in der Todesanzeige erwähnt sei?

Dr. Heydenreich. Das sei wohl möglich. Jenes durch Uebergang des Eiter's in's Blut veranlaßte Fieber äußere sich durch Frost, Erbrechen und Diarrhöe und alle diese Erscheinungen hätten ihm damals, falls sie alle vorhanden gewesen sein sollten, nicht auffallen können.

Staatsanw. Der Zeuge habe ihm früher gesagt, es sei kein Anlaß zu einem Verdachte der Vergiftung vorhanden gewesen.

Dr. Heydenreich. Einen solchen hege er auch jetzt noch nicht.

Staatsanw. Falls der Arzt damals auch nur die Möglichkeit einer Vergiftung zugegeben und die Ausgrabung der Leiche nicht für eine vergebliche Arbeit erklärt hätte, würde er jedenfalls die Ausgrabung veranlaßt haben. Er habe damals auch an Dr. Jochheim deßhalb geschrieben, und von diesem die Antwort erhalten, daß er, da er nicht der behandelnde Arzt gewesen sei, Nichts von der Sache wisse. Der Brief Dr. Jochheims wird verlesen und hat den angegebenen Inhalt.

Hebamme Katharina Hack, Wittwe, als Auskunftsperson vernommen, gibt an: Sie habe 2 Jahre mit den Jakoby'schen Eheleuten, bis zur Zeit des Todes der ersten Ehefrau, in einem Hause gewohnt. Beide Ehegatten hätten glücklich zusammen gelebt, er habe als ein rechtschaffener Mann an ihr gehandelt, sie habe nie über seine Untreue geklagt, nie Schläge von ihm bekommen, ja selbst einmal gesagt, daß er ihr nie einen „Stumb oder einen Schlag" gegeben, das könne sie, Zeugin, beschwören; die Frau hätte nur Etwas zu wünschen brauchen, so hätte er es schnell gethan. Während ihrer letzten Krankheit hätte sie die Frau gepflegt; Jakoby sei bei der Operation Anfangs zugegen gewesen, sei aber auf ausdrücklichen Wunsch seiner Frau, welche bemerkt habe,

Digitized by Google

daß er gegen deren Vornahme gewesen sei, weggegangen. Sie sei in Krämpfen gestorben, nachdem sie sich von der Operation wieder ziemlich erholt gehabt hätte. Alles, was die Kranke in der letzten Zeit erhalten hätte, sei durch ihre, der Zeugin, Hände gegangen. — Frau Jakoby sei eine sehr verwöhnte Frau gewesen, die bei jedem Anlasse, z. B. wenn sich die Kinder auf der Straße gebalgt hätten, geweint habe.

Angekl. Frau Hack sei zuletzt immer bei seiner Ehefrau gewesen, er habe gar keine bessere Frau gewußt, als sie.

Landgerichtsassessor Kornmesser erscheint mit den Akten, betreffend die Untersuchung gegen Clif. Ganfert wegen Diebstahls und erklärt auf Befragen als Auskunftsperson: Am 14. v. M. habe er eine von Dr. Vogel gegen Clif. Ganfert wegen Diebstahls erhobene Anzeige von Großv. Landrichter zur Aufnahme der Untersuchung zugetheilt erhalten, und habe daraufhin dem Dr. Vogel die Erlaubniß ertheilt, der von dem Ortsgericht auf besondere Weisung bei der Ganfert vorzunehmenden Haussuchung beiwohnen zu dürfen. Die Vornahme dieser geführten Untersuchung habe bis jetzt folgendes Resultat gehabt:

Die Ganfert sei geständig, die beiden vorgefundenen Hauben, zu 8 kr. gerichtlich taxirt, welche sie im Schmutze gefunden haben wolle, in Jakoby's Haus sich angeeignet zu haben. Die Untersuchung über das zu 3 kr. taxirte Stückchen Seife sei noch im Gange und hinsichtlich des Kaffee's, des Zucker's und des Baumwollenzeuges lägen Angaben von Kaufleuten vor, welche der Ganfert diese Gegenstände verkauft haben wollten. Die Seife wolle die Ganfert deßhalb mitgenommen haben, weil sie solche zum eigenen Gebrauche erhalten habe.

Der Geschworne Adv. Leidhecker fragte, ob sich die Ganfert nicht über die Veranlassung der Untersuchung ausgesprochen habe?

Assessor Kornmesser. Ja, sie habe gesagt, daß Marie Huber, nachdem sie aus der Untersuchungshaft entlassen, in das Jakoby'sche Haus zurückgekehrt gewesen sei, zu ihr geäußert habe, sie würde sich an ihr rächen, falls das, was sie, die Ganfert in der Voruntersuchung ausgesagt, für Zukoby ein Nachtheil sein würde.

Schluß der Sitzung Nachmittags 1½ Uhr.

Dienstag den 4. Februar. Vormittags 9½ Uhr. Nach eröffneter Sitzung erklärte der schon früher vernommene Zeuge Fabrikant Fair auf Befragen des Präsidenten Folgendes: „Ich habe dem Jakoby in Böttinger's Brauerei Nichts von dem über ihn verbreiteten Gerücht gesagt. Erst am folgenden Tage sprach ich mit ihm davon; er sagte mir, er wolle an's Stadtgericht gehen. Dieß war, glaub' ich, am 19. Oktober, etwa 10—12 Tage vor Jakoby's Verhaftung."

Jakoby. „Ich war am Samstag bei Ihnen."

Der schon früher vernommene Zeuge Hädrich sagt aus, Jakoby habe etwa 3 Wochen vor seiner Verhaftung mit ihm über das Gerücht der Vergiftung gesprochen.

Der Präs. constatirte, daß die von Jakoby nach seiner Angabe auf den Rath des Stadtrichters Pistor von dem Ortsgericht verlangte Taxation seiner Immobilien, am 15. Oktober v. J. stattgatte.

Auf Antrag des Vertheidigers wurde ferner aus den Akten erwirt, daß in Wirklichkeit nur ein eigentliches Testament von der ersten Frau Jakoby's am 9. Dezember 1847 errichtet wurde, aber außerdem noch ein Eintrag von 1851 in den Akten enthalten ist, wonach sie ihm 100 fl., er ihr hingegen 200 fl. als Vermächtniß ausletzte.

Der Präs. ließ hierauf eine im Gesangbuche der Frau Jakoby, in welchem sich noch viele andere Notizen vorfanden, im März v. J. von dieser geschriebene Bemerkung folgenden Inhalts durch das Sekretariat vorlesen:

„Am Palmsonntage in der Stadtkirche 1 fl. für Kranke, mit der Bitte!! mich mit in's Gebet einzuschließen, daß mein Gott! mich stärke!! und bei mir bleiben möge! wenn Angst und Verzweiflung Sich mir Nahn, am 24. März 1861."

Pause von 10 Minuten.

Elisabeth Ganfert, die 26jährige ledige Tochter des Forstwarts Ganfert von Nieder-Beerbach, wird in Begleitung eines Frauenzimmers, (wahrscheinlich der Hebamme), welche neben ihr vor den Geschworenen Platz nimmt, vorgeführt, beeidigt und von dem Präsidenten unter dringender Ermahnung zur Angabe der Wahrheit vernommen. Sie antwortet ruhig und klar, ihre Aussagen tragen das Gepräge der Wahrheit an sich; der Eindruck, welchen ihr ganzes Auftreten und Benehmen macht, ist ein durchaus angenehmer. Sie gibt an: Sie habe von Johanni (24. Juni) bis Weihnachten 1861 bei Jakoby gedient. Während dieser Zeit habe sie wahrgenommen, das keines der Ehegatten das andere lieb gehabt habe; im Gegentheil hatten sie sich vor einander gefürchtet. Gleich Anfangs habe Jakoby's Ehefrau zu ihr gesagt, sie solle ihrem Ehemann nur immer folgen; sie selbst müsse es gerade so machen. Jakoby habe einmal beim Essen Messer, Gabel und Löffel hinweggeworfen und Nichts essen wollen. Auch sei er einmal in die Küche gekommen, habe Brod für die Enten geholt und dabei gesagt, sie möge hiervon Nichts zu seiner Ehefrau sagen. Ueber die Veranlassung zu diesen Vorfällen wisse sie Nichts anzugeben. Auch habe Jakoby eines Tags's Rosen in seinem Garten geschnitten und da habe Frau Jakoby, nach seiner Angabe, geglaubt, daß er die Rosen dem Dienstmädchen bei Schenks (in demselben Hause wohnend) geben wolle. Zugleich habe er sich bei dieser Gelegenheit über die Eifersucht seiner Frau b klagt, und namentlich erzählt, daß diese ohne Grund auf Fräulein Gärtler eifersüchtig sei. Darüber, daß Jakoby mit anderen Frauenzimmern Umgang gehabt habe, wisse sie, Zeugin, nichts. Nur habe er ihr etwa 14 Tage nach dem Tode seiner Ehefrau und noch bei späterer Gelegenheit von der Huber, von seiner ersten Begegnung mit ihr, davon, daß er sie mit einem andern Manne vom Ertränken zurückgehalten habe, von den Verfolgungen, die sie von Gärtlers erlitten z. gesprochen und dabei auch ihr Bild vorgezeigt. Die Huber selbst habe, nachdem sie in's Haus aufgenommen worden sei, gesagt, daß ihr Jakoby versprochen, ihr noch Alles zu vermachen, wenn sie allein bliebe. Schon 8 Tage nach dem Tode seiner Ehefrau habe Jakoby von Wiederverheirathung gesprochen. Hinsichtlich des Verlaufes der letzten Krankheit der Frau Jakoby macht Zeugin folgende Angabe auf specielle Frage:

Am Montag vor ihrem Tode war sie noch wohl und heiter. Nachmittag's war sie aus und besorgte auch noch des Abends, nachdem sie mit Jakoby Bier und Käse zu Nacht gespeist, für denselben einen Ausgang in die Stadt und aß nach ihrer Rückkehr um 9 Uhr noch etwa 1½ Schoppen Dickmilch, eine Speise, welche sie nicht häufig genoß. Wie viel Bier sie trank, weiß Zeugin nicht.

Dienstag begann die Krankheit und zwar, so viel sich Zeugin erinnert, am Nachmittag. Sie klagte damals über Magenweh und schrieb dies dem Genusse der Dickmilch zu; sie trank zugleich öfters Wasser und klagte über Durst. Ob sie am Dienstag sich auch schon erbrach, weiß Zeugin nicht. Am Abend aß sie nichts. In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch schlief noch Jakoby in dem Schlafzimmer zusammen mit ihr, während er in den folgenden Nächten bis zu ihrem Tode sein Bett ihr, der Zeugin, überließ und in einem andern Zimmer schlief und zwar auf ausdrückliches Verlangen der Kranken. Während des Dienstags war Zeugin nicht immer um die Kranke und weiß nicht, ob ihr nicht Jemand außer ihr etwas reichte.

Am Mittwoch bekam die Kranke Erbrechen und

Digitized by Google

öfteren Stuhlabgang; wie häufig? — weiß Zeugin nicht anzugeben. Das von ihr auf diese Weise Abgegangene hatte eine grünliche Farbe; das Erbrochene war zugleich mit Schleim vermischt. Während des Tages reichte sie der Kranken zur Stillung ihres heftigen Durstes auf ihr Verlangen abwechselnd Thee, Fleischbrühe, gewöhnliches und Ludwigsbrunner Wasser und des Nachmittags auch Griesmehlsuppe. Darüber, daß sie, die Zeugin, damals bei der Kranken schlafen solle, hätten beide Ehegatten mit einander gesprochen. Ueber den Grund dieser Maßregel sei nichts gesagt worden. Die Nacht von Mittwoch auf Donnerstag verging ziemlich ruhig; die Kranke hatte einmal Stuhlabgang, schenkte sich selbst Wasser ein und trank es. Der Zustand schien der Zeugin nicht bedenklicher zu sein, wie vorher.

Donnerstags trat hinzegen entschieden Verschlimmerung ein, die Kranke hatte öfteres Erbrechen, häufiger, als dies bisher der Fall gewesen war. Dabei krank sie öfters warmes Wasser, um das Erbrechen noch zu befördern. Das Erbrochene hatte, wie früher, eine grünliche Farbe. Jakoby hat sich um die Kranke wenig bekümmert, obwohl er manchmal in das Krankenzimmer kam. Davon, daß er an diesem Tage seiner Ehefrau Etwas darreichte, weiß Zeugin Nichts. Sie war jedoch damals öfter außerhalb des Zimmers, im Garten, in der Küche und besorgte das Essen. Wenn Zeugin das Zimmer verlassen hatte, was gewöhnlich beim Schlafe der Kranken geschah, hat diese sie beim Wiedersehen, am Freitag Mittag, sie möge sie doch nicht verlassen, da sie sich sonst fürchte; warum? — gab sie dabei nicht an. Außer Nungesser war damals Niemand Fremdes bei Frau Jakoby. Ob jener gerade am Donnerstag da war, weiß Zeugin nicht genau. Ebensowenig weiß sie die Zeit des ersten Besuches des Dr. Leibbecker anzugeben; sie glaubt, derselbe habe gleichfalls am Donnerstag, ehe Nungesser da war, stattgehabt. Jakoby hat damals mit dem Arzte in einem anderen Zimmer gesprochen und die Kranke bei dieser Gelegenheit geäußert: die werden über mich da drüben raisonniren. Den Verlauf der Krankheit erzählte Zeugin selbst dem Jakoby, einmal fragte er auch darnach. In der Küche äußerte er am Donnerstag oder Freitag einmal, wenn seine Frau nur nicht wieder die Wassersucht bekäme. Für so gefährlich habe sie jedoch die Krankheit nicht halten können. Am Donnerstag gab Jakoby aus einem Glase mit Arznei der Kranken den ersten Löffel voll ein. Die weiteren Löffel voll nahm die Kranke sich selbst; ob sie, die Zeugin, ihr auch damals auf ihren Wunsch Arznei gab, weiß sie nicht. Jakoby gab ihr jenen Löffel aus eigenem Antriebe, als die Arzenei aus der Apotheke gebracht worden war. Die Nacht von Donnerstag auf Freitag verlief ziemlich gut, die Zeugin mußte nur zweimal aufstehen; es erfolgte noch mehrmals Erbrechen und Stuhlgang, aber seltener; die Farbe war dieselbe, wie früher. Auch am Donnerstag wurde der Kranken Thee, Fischbrühe u. s. w. verabreicht.

Am Freitag befand sich die Kranke wohler, ja stand des Nachmittags sogar auf, ließ sich in das Nebenzimmer führen, ging dann von da ohne Hülfe in eine andere Stube und wurde von hier in's Comptoir zu ihrem Ehemanne geführt, mit welchem sie sprach. Im Comptoir wurde sie aber wieder unwohler und deshalb von ihrem Ehemanne und der Zeugin in's Bett gebracht. Erkältet hat sie sich bei dieser Gelegenheit schwerlich, da sie warm angezogen war. Ob der Arzt am Freitag da war, weiß Zeugin nicht, eben so wenig, ob die Kranke damals Arznei verschrieben bekam. Die schon früher bemerkte Aeußerung der Frau Jakoby, daß sie Angst habe, wenn Zeugin nicht bei ihr sei, soll sie nach der Zeugin wiederholten Angabe an diesem (Freitag) Nachmittags gethan haben. Jakoby war dabei nicht anwesend. Am Nachmittage war Anna Nungesser in dem Hause; was sie sagte, weiß Zeugin nicht, wohl aber hörte sie, daß Jakoby zu ihr sagte, sie möge zu Hause angeben, die Großmama sei sehr krank. Davon, daß er äußerte, wenn sie noch Jemand sehen wolle, so müsse dies bald geschehen, — weiß Zeugin nichts. Etwa um 3 oder 3½ Uhr legte sich Frau Jakoby wieder zu Bett. Später zwischen 6 und 7 Uhr gab ihr Jakoby das verhängnißvolle Pulver ein, nachdem er vorher bemerkt hatte, daß er ihr das andere um 9 Uhr eingeben würde. Jakoby ließ sich von der Zeugin einen auf dem an dem Bette stehenden Nachttische liegenden Löffel reichen, that gegen das Fenster zugewendet, das Pulver hinein, wendete sich dann herum gegen die Kranke zu, schüttete Wasser zu dem Pulver in den Löffel und gab das Pulver der Kranken ein, welche den Löffel vollständig leerte. Woher Jakoby das Pulver genommen hat, konnte Zeugin nicht sehen. Auf dem Nachttische befand sich kein Pulver, kein Schächtelchen, in welchem es sein konnte; Zeugin hätte es sonst sehen müssen. Als sich Jakoby herumdrehte, um das Wasser zu dem Pulver zu schütten, sah sie letzteres, es füllte den Eßlöffel etwa zur Hälfte, während er durch das Hinzuschütten des Wassers ganz voll wurde. Das Pulver hatte eine weiße Farbe, wie Mehl. Als die Kranke das Pulver genommen hatte, trank sie schnell Wasser, als wenn es einen schlechten Geschmack gehabt habe. Das zur Bereitung des Pulvers genommene und von der Kranken nachher getrunkene Wasser stand in einem Glase auf dem Tische. Mehrere Minuten, vielleicht eine Viertelstunde nach dem Genusse des Pulvers bekam die Kranke Erbrechen. Sie übergab sich in eine Schüssel, die die Zeugin wegtrug. Das Erbrochene war von geringer Quantität und weißlicher Farbe. Als hierauf Jakoby, welcher, nachdem er das Pulver eingegeben, aus dem Zimmer gegangen war, wieder kam, erzählte ihm Zeugin, daß seine Ehefrau sich erbrochen hatte — ob auf sein Befragen? weiß sie nicht — und er entgegnete darauf, daß er ihr nun das zweite Pulver nicht eingeben würde.

Dieses Pulver sah Zeugin nicht und sie weiß überhaupt gar nicht, woher er jenes erste Pulver nahm. Frau Jakoby sagte über das Pulver Nichts. In der Nacht darauf hatte sie mehrmals Erbrechen. Jakoby kam noch einmal um 9 Uhr und sah nach der Kranken, arbeitete dann an Correkturbogen im vorderen Zimmer, erschien sodann noch einmal um etwa 12 Uhr an der Thüre des Krankenzimmers und bemerkte, daß er sich jetzt zu Bette legen würde. Von dem Befinden der Frau sei hierbei nicht die Rede gewesen. Nachdem sie sich das erstemal erbrochen, erhielt die Kranke zur Stillung ihres starken Durstes abwechselnd Thee, Wasser, Haferschleim und schwarzen Kaffee; sie klagte über heftige Schmerzen im Magen und jammerte. Ob Jakoby dies Jammern in seinem Zimmer gehört, weiß Zeugin nicht. Den ersten Stuhlabgang hatte die Kranke etwa um 10 oder 10½ Uhr, sodann vor 3 Uhr noch zwei weitere. Um diese Zeit legte sich Zeugin auf Geheiß der Kranken auf ihr Bett und schlief ein. Um 5 Uhr wurde sie von ihr geweckt und fand sie auf der Bettspanne mit dem Rücken an die Wand gelehnt, im Bette aufsitzen. Die Zeugin trug die Bettspanne mit dem geringen Inhalt weg. Der Inhalt hatte eine mehr weißliche Farbe, war weniger grün, als dies früher der Fall gewesen war. Ob Jakoby während des Schlafes der Zeugin im Krankenzimmer gewesen war, weiß Zeugin nicht. Nach 5 Uhr kam er jedoch und trug mit der Zeugin Hülfe die Kranke, auf ihr Verlangen in das andere, im Zimmer befindliche Bett. Sie war sehr kalt, verlangte dringend nach dem Arzte, Jakoby entgegnete, daß er jetzt nicht weggehen könne und die Ankunft seiner Arbeiter, von welchen er einen wegschicken würde, abwarten wolle.

(Schluß folgt.)

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 28. Donnerstag den 6. März. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Meneiaux.

(Fortsetzung.)

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein.

„Und wenn der Graf die Wahrheit gesagt hätte?“ antwortete der Graf mit schwacher Stimme und verbarg sein Gesicht in beiden Händen.

„Gerechter Himmel!“ schrie die junge Frau, „Sie liebten mich also nicht?“

„Ich liebe Sie mehr als das Leben, Marie; glauben Sie mir!“ erwiderte Lairville lebhaft, auf beide Kniee sinkend und ihre zitternden Hände ergreifend. „Sie können es nicht fassen, hören Sie mich im Namen des Himmels!“

„Oh, lassen Sie mich, Sie stoßen mir Schauder ein!“

„Wenn Sie mich geliebt haben, so beschwöre ich Sie, im Namen dieser Liebe, mir Gehör zu schenken. Sagten Sie nicht selbst, daß Sie in allem dem etwas Schicksalvolles finden, und daß ich nicht strafbar bin?“

Noch einmal schüttelte Frau von Brabantane begierig die Zweifel ab, die sich ihrer Seele in Folge des Gespräches mit ihrem Geliebten bemächtigt hatten. Sie richtete sich in ihrem Sessel auf und trocknete ihre Thränen. „Etwas Schicksalvolles,“ wiederholte sie, — „reden Sie, Heinrich, sagen Sie mir, daß ich unrecht that, an Ihnen zweifeln. Lesen Sie nicht in meinem Herzen? Nur ein Gedanke erfüllt es. Ich sagte es Ihnen schon; was sicht mich die Welt an, wenn Sie mich lieben!“

„So hören Sie mich, Marie, ich werde Alles erzählen, was mich anklagt und was mich entschuldigt; Ihr Herz soll richten!“

„O, sprechen Sie, sprechen Sie!“

Lairville erzählte hierauf mit vollkommener Aufrichtigkeit Alles, was seit dem Ball bei Stopford vorgefallen war. Da er jetzt wußte, welches Ziel sich eigentlich Montbryon gesteckt hatte, konnte er den Gang der Ereignisse mit Klarheit entwickeln. Als er zu dem Augenblick kam, wo er, ein Mann von Ehre, eine unwürdige Rolle übernommen und ein noch schlimmeres Spiel getrieben, als sie für möglich gehalten hatte, schien ihm die Stimme auf den Lippen zu ersterben; aber er fand glühende Worte, um den Wechsel, der in seiner Seele vorging, zu beschreiben, als er gefühlt, daß er diejenige täglich heißer zu lieben anfing, die er nur scheinbar lieben sollte.

Ja, Marie, schloß er, wenn ich Ihnen an dieser Stelle sagte, daß ich Sie liebe, war meine Liebe so aufrichtig, als sie es noch ist; ich schwöre es zu Gott! Ich hoffte, durch eine unbegrenzte Hingebung, indem ich Ihnen mein ganzes Leben widmete, Sie zu entschädigen für die strafbaren Ränke, die Sie nie erfahren haben würden. Ach! ich habe nicht die Kraft, weiter zu reden. Ich darf Sie nicht fragen, ob Ihr Herz mich freispricht. Eh' ich Ihre Verzeihung beanspruche, muß ich sie verdienen. Ich verlasse Sie, Marie, ich verlasse Sie, um meinen Fehler wieder gut zu machen, und der Himmel wird mir helfen, daß es noch Zeit dazu ist!

Während dieser ganzen Erzählung hatte Marie die Augen niedergeschlagen; kein Wort, keine Regung hatte ihn ermuthigen oder vernichten können. Sie sprach kein Wort, als er geendet hatte. Ein düsterer Gedanke überkam Heinrich. Vielleicht sah er jetzt zum letzten Male die unglückliche Frau, der er das Herz gebrochen hatte. Sie hatte ihre Stellung nicht verändert. Er ergriff sie schüchtern bei der Hand; diese stumme Bitte blieb ohne Antwort.

„Marie,“ sagte der junge Mann. „Sie verwerfen mich also? Sie glauben nicht meinem Leiden, meiner Liebe und meiner Reue?“

Die junge Frau bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Es waren trostlose Gedanken, die sie bewegten.

Digitized by Google

Die Zweifel, die sie bis jetzt mit aller Kraft eines liebenden Herzens zurückgestoßen, hatten sich nach der Beichte des Herzogs in ihre Seele gegraben. Heinrichs Liebe war also erst eine unwürdige Parodie; er hatte es selbst gestanden. Gezwungen, an der Vergangenheit zu zweifeln, konnte sie an die Zukunft glauben? Und dann, konnte sie wohl die Eitelkeit ganz entschuldigen, die sich seiner im Rausch bemächtigt hatte? Der Brief war ihm also wirklich nicht entrissen worden; er hatte ihn freiwillig gegeben. Sie betrachtete sich demnach als verrathen, verlassen, ihren Ruf für vernichtet in den Augen der Welt, der gegenüber ihr nun keine Stütze mehr blieb. Alles fehlte ihr auf einmal.

„Marie," begann Lairville wieder, der immer noch harrte, „wollen Sie mich so gehen lassen? Haben Sie kein Mitleid für mich?"

Frau von Brabantane schlug noch immer unbeweglich die Augen nieder. Der Herzog stürzte in Verzweiflung der Thüre zu; aber an der Schelle blieb er stehen, kam langsamen Schrittes zurück und erhob von Neuem bittend die Hände. Als ihm keine Antwort wurde, bemächtigte er sich schüchtern der Hand, die man ihm verweigerte; aber diese Hand blieb starr in der seinigen.

Leben Sie wohl! rief er, Sie haben Recht, Marie, ich verdiene nur Ihre Verachtung! Leben Sie wohl, ich werde Sie retten oder sterben! —

Und er stürzte aus dem Zimmer.

7. Der Herzog von Lairville.

Der junge Herzog hatte noch keinen Plan entworfen, als er Frau von Brabantane verließ und sich zum Grafen von Montbryon begab. Der Graf war ausgegangen, aber man erwartete ihn jeden Augenblick; er hatte sogar befohlen, seinen Wagen bereit zu halten.

Der Pförtner, der den Herzog als einen der vertrauten Freunde des Grafen kannte, klingelte dem Kammerdiener, der den Besuch in das Zimmer seines Herrn führte. Lairville, allein gelassen, begann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Zwanzigmal ging er mit der fieberhaften Unruhe an's Fenster, mit der man mit den Augen den Weg durchläuft, welchen Personen, die man erwartet, kommen sollen, als wenn man damit ihren Gang beschleunigen könnte. Dann stellte er sich maschinenmäßig vor eine Vase, ein Bild, oder vor die tausend Kleinigkeiten, mit denen die Prunktische gefüllt waren, und auf die er hinstarrte ohne sie zu sehen.

Ein einziger Gegenstand fesselte wahrhaft seine Aufmerksamkeit: es war eine prächtige Waffensammlung aus allen Zeiten und aus allen Ländern. Herrliche getriebene Arbeiten waren hervorstechend; Benvenuto Cellini konnte sie in Händen gehabt haben. Heinrich hatte ein langes Fechtrapier herunter und preßte den Griff convulsivisch in seine Hand; alsbald aber, wie um sich vor seinen eigenen Gedanken zu schützen, stellte er die Waffe wieder an ihren Platz und begann wieder seinen eifrigen Gang durch's Zimmer.

In diesem Augenblick kam Montbryon zurück. Der Pförtner zeigte ihm Lairville's Gegenwart an. Diese Nachricht schien dem Grafen überquer zu kommen; er runzelte die Stirn und schien nachzudenken, welcher Entschluß zu fassen sei.

„Schon?" sagte er zu sich selbst, „zum Teufel, daran hätte ich denken sollen! — Aber warum," fügte er laut hinzu, „habt Ihr ihm nicht gesagt, daß ich ausgegangen?"

„Ich hatte die Ehre, es zu thun, Herr Graf," antwortet der Pförtner; „aber ich fügte hinzu, wie der Herr Graf es mir befahlen, daß der Herr Graf nicht lange ausbleiben würde; der Herr Herzog wollte warten; es ist also nicht meine Schuld, wenn — —"

„Gut! Schweigt!" sagte Montbryon.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Jakoby,

verhandelt vor dem Assisenhof zu Darmstadt.

(Schluß.)

Die Zeugin Gaulser selbst wurde von der Kranken nicht fortgelassen, vielmehr von ihr gebeten, von dem Bette nicht wegzugehen. Als Zeugin später sich wegbegeben, wollte, um die Ziegen zu melken, sagte die Kranke in Gegenwart ihres Ehemannes, er möge die Ziegen melken. Gegen 7 Uhr wurde einer der Jungen, welcher sich etwa halb 7 Uhr eingefunden hatte, nach dem Arzte geschickt. Als dieser nicht alsbald kam, äußerte die Kranke, daß das doch unverantwortlich von ihm sei. Gegen 8 Uhr wurde sie unwohler, verdrehte die Augen, und jammerte über Schmerzen im Magen. Die Zeugin schellte daraufhin dem Angeklagten, er kam und sie machte ihn auf das Verdrehen der Augen mit der Aufforderung aufmerksam, nochmals nach dem Arzte zu schicken. Dieser kam gegen 8½ Uhr, nach ihm Ringesser, welcher schon einmal etwa um 7 Uhr dagewesen war. Jakoby machte selbst dem Arzte Mittheilung über den Zustand der Kranken und Zeugin referirte ihm, was sie genossen hatte. Ob damals auch das Erbrechen und der Stuhlabgang erwähnt wurde, weiß Zeugin nicht. Während der Erzählung war sie übrigens auch einmal in der Küche. Nachher ging sie während des Morgens ab und zu und weiß deßhalb über den damaligen Zustand der Kranken nur anzugeben, daß sie in Gegenwart des Arztes und des Ringesser laut stöhnte. Bei dem etwa um 11¼ Uhr erfolgten Tode der Frau Jakoby war Zeugin nicht zugegen.

Der Präsident schließt hier, seinerseits das Verhör der Zeugin und bemerkt, daß er die Vernehmung über die nach dem Tode der Frau Jakoby stattgehabten Vorfälle einer späteren Zeit vorbehalte.

Es wird hierauf der Elise Gaulser das zu den Akten genommene, nach dem vor Dr. Leibecker geschriebenen Rezepte, in der Calmberg'schen Apotheke von demselben Gehülfen, welche auch die hier fraglichen Pulver angefertigt hat, vorschriftsmäßig bereitete Pulver zuerst in trockenem Zustande und sodann in Wasser gelöst vorgezeigt. Sie erklärt auf das Bestimmteste, daß dieses Pulver eine entschieden dunklere Farbe hat, als dasjenige, welches Jakoby seiner Ehefrau an jenem Freitag Abend eingab. Auf Befragen erklärt sie sodann weiter, daß sie auf den Geruch des damals gebrauchten Löffels, welchen sie am andern Morgen auf Jakoby's Geheiß gespült habe, nicht geachtet. Ob der Löffel nach dem Gebrauche nicht alsbald in Wasser gestellt wurde, weiß sie nicht.

Digitized by Google

Der Experte Dr. Weber bemerkt, daß in den verschriebenen Pulver ein Tropfen sehr stark riechenden Pfeffermünzöles enthalten gewesen sei und daß dasjenige, was Frau Jakoby damals alsbald nach dem Einnehmen erbrochen habe, sehr intensiv nach Pfeffermünz gerochen haben müsse.

E. Gansert. Sie habe an dem Erbrochenen, welches sie weggetragen, Nichts gerochen, während sie es doch hätte riechen müssen und ihr der Geruch von Pfeffermünz wohl bekannt sei.

E. Gansert macht über die nach dem Tode der Ehefrau Jakoby's stattgehabten Vorfälle die nachstehenden Angaben: Jakoby ging am Abend des Todestages gegen 8 Uhr aus; dasselbe that er am darauffolgenden Tage (Sonntag) und am Montag Abend nach der Beerdigung. Wohin er ging und wie lange er ausblieb, weiß Zeugin nicht. Sehr bitterbar war Jakoby über den Tod, er sprach vielmehr bald nach dem Begräbnisse davon, daß ihm Lautschläger seine Schwägerin, daß ihm Frau Harter die Fräulein Dressel zur Heirath vorgeschlagen habe und er auch noch ein anderes Mädchen erhalten könne. Auch zeigte er ihr damals das Bild der Huber; zuerst sagte er, es sei ihm geschickt worden, nachher, er habe es schon vor 2 Jahren erhalten, dabei stellte er sich, als wenn er es gar nicht haben wolle, und gab ihr auf, es fortzutragen. Sie erwiderte ihm, daß sie weit fortlaufen müsse, wenn sie es hintragen wolle. Frau Wagner kam damals etwa zwei- bis dreimal in Jakoby's Haus, vor der Ankunft der Huber und auch nachher, als die Huber im Hause war. Diese und Frau Wagner waren sehr freundlich gegen einander. Frau Gruber war nur bei der Beerdigung in Jakoby's Haus.

Von dem Verdachte der Vergiftung hörte sie erst, als es hieß, der Leichnam der Frau Jakoby werde herausgegraben. Sie selbst theilte diesen Verdacht nicht und traute dem Angeklagten ein solches Verbrechen nicht zu.

Auf Befehl des Präsidenten gibt Obermedicinalrath Dr. Pfannmüller sein mündliches Gutachten folgendermaßen ab: Daß Frau Jakoby an einer Arsenikvergiftung gestorben, darüber habe er nach dem Vortrage des Medicinalraths Dr. Simeons keinen Zweifel mehr. Auch die Krankheitserscheinungen vom 30. Juli bis 2. August 1861 rührten, seinem Glauben nach von solchen Vergiftungen her. Die Einnahme des Arseniks in Pulverform wirke langsam, aber dafür gräßlicher, wie es sich in den letzten Stunden der Frau Jakoby gezeigt habe. Die Wirkungen des gelösten Arseniks hingegen treten schneller ein, vergingen aber auch schneller; unter diese Wirkungen sei namentlich eine plötzlich auftretende, aber bald wieder verschwindende Geistesstörung zu rechnen.

Die Frage des Staatsanwalts, ob wohl die nach dem Theaterbesuche bei Frau Jakoby eingetretene Geistesverwirrung als die Folge einer Arsenikvergiftung anzusehen sei, wurde von Dr. Pfannmüller verneint. Ebenso die Frage, ob es möglich sei, daß der Genuß von Bier und Dicknilch erst nach 2 Tagen seine Wirkung auf den Magen ausübe.

Berth. Ob es möglich sei, daß das im Magen der Frau Jakoby vorgefundene Geschwür schon lange Zeit vor dem Tode derselben existirt habe?

Dr. Pfannmüller. Dies sei schlechterdings unmöglich.

Am 5. Februar. Beginn der Sitzung um 9½ Uhr. Die Zuhörerräume sind wieder überfüllt.

Nach Verlesung einiger hier nicht wesentlicher Aktenstücke ertheilt der Präsident dem Staatsanwalte das Wort zur Begründung der Anklage.

Der Vortrag des Staatsanwalts dauerte bis 12½ Uhr und war ein meisterhafter.

Nach den Einleitungsbemerkungen, in welchen er auf die Schwere des Verbrechens und die Art und Weise hindeutete, wie die öffentliche Meinung dem Urtheil der Geschworenen bereits vorausgeeilt sei und einen Akt der Gerechtigkeit verlange, erörterte er unter Zugrundelegung des bereits mitgetheilten Anklageakts zunächst den objektiven Thatbestand des Verbrechens, dessen Vorhandensein durch die übereinstimmenden Gutachten der Chemiker und Aerzte über allen Zweifel erhaben sei. Von der „festen festen“ Grundlage des objektiven Thatbestandes geht er dann in subjektiver Richtung direct auf die Person des Mörders los, um den er das dichte Netz der Indicien immer enger und enger zusammenzieht, so daß zuletzt bei dem Mangel jeglichen Anhaltspunkts für eine zufällige Vergiftung oder für einen Selbstmord, nur der Angeklagte als Derjenige übrig bleibt, welchem das Verbrechen zuzuschreiben ist. Jeden Zweifel in dieser Beziehung beseitigt der Staatsanwalt durch Hervorhebung der bestimmten und unter allen Voraussetzungen den Glaubwürdigkeit gemachten Angaben der Elisabethe Gansert, welche sah, wie der Angeklagte am Freitag Abend seiner Frau dasjenige weiße Pulver gab, welches nach dem einstimmigen Gutachten der Aerzte das den Tod verursachende Gift enthalten haben muß.

Der Angeklagte saß während des ganzen Vortrags des Staatsanwalts, in welchem dieser auch das Verhalten der „ehr- und pflichtvergessenen Marie Huber, sowie der Kupplerin Wagner“ in zeigneter Weise charakterisirte, wie vernichtet da und richtete oft die Augen in scheinheiliger Weise zum Himmel empor.

Am Schlusse fordert der Staatsanwalt die Geschworenen auf: „den Spruch zu thun, durch welchen der von Gott und den Menschen verlassene Verbrecher aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen werde.“

Schluß der Sitzung um 12½ Uhr.

Die Sitzung begann wieder um 3 Uhr Nachmittags mit der Vertheidigung, welche bis nach 6 Uhr Abends andauerte.

Der Vertheidiger versiest zunächst eine längere Einleitung, in welcher er die gegen den Angeklagten so laut und entrüstet auftretende öffentliche Meinung hauptsächlich der Erbitterung zuschreibt, welche derselbe durch das nur unter seinem Namen erschienene, in Wirklichkeit aber von ganz anderen, dem Angeklagten als Autoritäten geltenden Persönlichkeiten geleitete und zu ihren Zwecken benutzte Blatt (den berüchtigten „Hessischen Anzeiger“) auf sich geladen habe. Er schildert den Angeklagten als einen geistig sehr untergeordneten Menschen, welcher sich dadurch geehrt gefühlt habe, daß Personen aus höheren Kreisen mit ihm in Verbindung getreten seien und in ihre Gesellschaft gezogen hätten. Nur dieser allgemeinen Erbitterung sei es zuzuschreiben, daß man den nach dem Tode der Frau des Angeklagten aufgetauchten Gerüchten so willig Glauben geschenkt habe und daß selbst die Untersuchungsrichter von vornherein von der vorgefaßten Meinung, daß der Angeklagte schuldig sei, ausgegangen seien. Der Vertheidiger begann sodann dem im freien Vortrage zunächst den objectiven Thatbestand in so fern, als nicht erwiesen sei, daß trotz des in den Eingeweiden der Verstorbenen vorgefundenen Arseniks, der Tod nicht in anderen Krankheiten, z. B. in einem Herz- oder Gehirnschlag seinen Grund habe, worauf er sodann zu einer Bekämpfung der Erheblichkeit und Schlüssigkeit der einzelnen von der Staatsbehörde aufgestellten Indicien überging, welche er zur Begründung einer festen Ueberzeugung der Geschworenen nicht für zureichend erachtet. Auch die Aussagen der Elisabetha Ganfert, welche er durch Nachweisung verwandtlicher Widersprüche und sonstiger ihrer Glaubwürdigkeit entgegenstehender Momente zu entkräften sucht, bezeichnet er in dieser Beziehung als unzugänglich und machte darauf aufmerksam, wie bedenklich es sei, in dieser Sache, in welcher es sich um das Leben des Angeklagten handele, auf Grund der Aussage nur eines Zeugen ein Schuldig gegen den Angeklagten auszusprechen.

Den wesentlichsten Theil der Vertheidigung bildete alsdann der Nachweis der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, daß sich Frau Jakoby selbst vergiftet habe, sei

Digitized by Google

es nun durch den Genuß von Arsenik, welchen sie zur Erhaltung ihrer Schönheit und körperlichen Beschaffenheit eingenommen habe, oder absichtlich aus Lebensüberdruß und Verzweiflung über ihr Mißverhältniß zu dem Angeklagten.!

Hierauf folgte die Replik des Staatsanwalts, sowie die Duplik der Vertheidigung, welche wesentliche neue Momente nicht darboten. Bemerkt sei nur, daß der Staatsanwalt die Möglichkeit einer Selbstvergiftung schlagend widerlegte und namentlich auch darauf hinwies, daß die Erbitterung gegen den Angeklagten nicht etwa in Folge der politischen Haltung seines „armseligen" Blattes, sondern nur darum so groß sei, weil man ihn sein ausnahmslos für einen Menschen halte, welchem ein Verbrechen der vorliegenden Art vollkommen zuzutrauen sei.

Der Angeklagte, befragt, ob er zu seiner Vertheidigung noch Etwas zu sagen habe, erhob sich und erklärte: „er befinde sich in einer gräßlichen Lage und sei für seine unüberlegten Handlungen schon durch die Untersuchung und den gänzlichen Ruin seines Geschäftes schwer genug gestraft. Man behaupte, in der Leiche seiner Frau Gift gefunden zu haben und er müsse es glauben, könne aber in dieser Beziehung nur Vermuthungen hegen. Vor Gott und seinem Gewissen sei er unschuldig."

Der Präsident schloß darauf die Debatte und resumirte den Geschworenen in gedrängter unparteiischer Darstellung die wesentlichsten Be- und Entlastungsmomente.

Sodann behändigte er denselben die Akten mit Ausnahme der Zeugenprotokolle, so wie die zu beantwortende Frage, welche dahin lautete:

„Ist der Angeklagte G. H. Jakoby, 52 Jahre alt, schuldig, daß er seiner am 3. August 1861 verstorbenen Ehefrau im Leben Gift, nämlich Arsenik, in der Absicht, dieselbe zu tödten, beigebracht, und dadurch deren Tod verursacht habe?"

Um 9½ Uhr zogen sich die Geschworenen in das Berathungszimmer zurück und traten gegen 10¾ Uhr wieder heraus.

Der gewählte Obmann, Hofgerichts-Advokat Leibhecker, verkündigte den Ausspruch der Geschworenen mit den Worten!

„Bei meiner Ehre und bei meinem Gewissen vor Gott und den Menschen, der Ausspruch der Geschworenen auf die vorgelegte Frage ist:

Ja, der Angeklagte ist schuldig, das Verbrechen mit allen Umständen begangen zu haben, welche in der gestellten Frage enthalten sind."

Mit tiefer Stille hörte das Kopf an Kopf gedrängte Publikum die Verkündigung des Wahrspruchs an. Es war, als ob der Geist der unglücklichen, ruchlos gemordeten Frau durch den Gerichtssaal schritte. Nur von der Straße herauf hörte man zuweilen das Getös der Volksmenge, welche gespannt auf das Urtheil wartete.

Der Angeklagte, wieder vorgeführt, trat mit festem Schritt auf seinen Platz und blieb aufrecht stehen, deutlich genug die Spuren der furchtbaren inneren Aufregung verrathend. Das Verdikt der Geschworenen wurde ihm vorgelesen. Bei den Worten: „Ja, der Angeklagte ist schuldig," schlug er mit dem Ruf: „Ach Gott!" die Hände zusammen, ließ sich auf die Bank nieder und legte den Kopf auf das Geländer, die Hände vor die Augen haltend. Man hörte kein Schluchzen und sah keine Thränen bei ihm, sein ganzes Benehmen machte den Eindruck eines harten verstockten Verbrechers.

Der Staatsanwalt beantragt die einzige Strafe, welche das Gesetz im vorliegenden Falle kennt, den Tod.

Der Vertheidiger erklärte, daß ihm das Gesetz zu einem Antrag in Betreff der Strafe keine Gelegenheit biete. —

Der Assisenhof sprach nach kurzer Berathung die Todesstrafe aus, deren Verkündigung der Angeklagte sitzend und starr vor sich hinsehend, anhörte. Auch als sich der Gerichtshof zurückzog und das Publikum den Saal verließ, blieb er wie erstarrt auf der Anklagebank sitzen und ließ sich willenlos von der Gensdarmerie abführen.

Durch Spaliere von Soldaten, welche die in den Straßen Kopf an Kopf gedrängte Menge mit Gewalt zurück drängte, wurde er in einer Droschke nach dem Kriminalgefängniß zurückgebracht, auch dießmal wieder begleitet von Ausbrüchen der Erbitterung eines Theiles der Volksmenge.

Mannigfaltiges.

Einem Berichte Boudin's entnehmen wir folgende interessante Daten über die Statistik der Selbstmorde in den verschiedenen Staaten Europa's für 1861). In Belgien kamen 57 Selbstmorde auf eine Million Einwohner, in Schweden 67, in England 86, in Frankreich 100, in Preußen 108, in Sachsen 204, in Genf 265, in Dänemark 288. Die Art der Selbstmorde ist auch in den verschiedenen Ländern eine sehr verschiedene, so ist bei dem skandinavischen und deutschen Volksstamme das Erhängen beliebt, das Gift ist ein Lieblingsmittel der Schweden, während bei den Franzosen das Erschießen am häufigsten vorkommt.

In Rorschach trug sich in diesen Tagen folgender tragischer Fall zu. Ein unbekanntes Paar nahm in einem dortigen Hottel Aufenthalt und lebte mit dem Vorgeben, ein Ehepaar auf der Hochzeitsreise begriffen mit Namen Freitag, aus Nürnberg gebürtig zu sein, längere Zeit dortselbst. Da der Wirth keine Zahlungen erhalten konnte, drohte derselbe mit polizeilichen Recherchen über die Herkunft der Fremden, in Folge dessen das Pärchen aus dem Hotel heimlich sich entfernte. Vergangenen Freitag Morgens war es angestellten Nachforschungen möglich, die Entflohenen in einem Wäldchen bei Wöllerschloß bei Rorschach in einem Gebüsche aufzufinden und fand man das Mädchen in Mannskleidern mit abgeschnittenen Zöpfen. Beim Ansichtigwerden der aufsuchenden Personen nahm das Paar aus einem gläsernen Behältnisse — Gift und verschieden beide nach kurzer Zeit, ehe Rettung und Hilfe möglich waren. Die Aufgefundenen gehörten ihrer äußern Erscheinung, der Sprache und Benehmen nach, dem gebildeten Publikum an und sollen wie Versionen gehen, aus einer bayerischen Stadt sein, jedoch konnte über ihre Herkunft und die Ursache des furchtbaren Entschlusses noch nichts ermittelt werden.

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 29. Sonntag den 9. März. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Meneiaux.

(Fortsetzung.)

Der Graf hätte viel darum gegeben, wenn er nicht sobald mit dem Herzog zusammengetroffen wäre, mochte er nun von seiner Zusammenkunft mit Frau von Brabantane wissen oder nicht wissen; aber er konnte nicht zurück, und wollte sich auch nicht den Schein, ihn zu fliehen, geben. Er trat also ein; die Thüre des Zimmers öffnete sich, er befand sich dem Herzog gegenüber.

„Schon aufgestanden!" rief er mit schallender, lachender Stimme. „Teufel, mein Lieber, was sind Sie für ein Mann! Wenn ich so speise, wie Sie es gestern thaten, schlafe ich achtundvierzig Stunden, ohne mich zu regen, aber ich vergesse, daß ich es mit einem Afrikaner zu thun habe, mit einem Numidier, einem Jugurtha. Wie geht's?"

Der Herzog war trotz seiner Weltkenntniß doch erstarrt über die Heiterkeit und anscheinende Seelenruhe Montbryons. So viel Doppelzüngigkeit erbitterte ihn. Er hatte sich das Wort gegeben, sich zu beherrschen; aber trotz seines Vorsatzes fühlte er, wie der Zorn ihm zu Kopfe stieg.

„So wenig man auch schläft, Graf, so schläft man mitunter doch zu viel!" antwortete er mit strenger Stimme.

„Da bin ich nicht ganz derselben Meinung," fuhr der Graf in demselben nachlässigen Tone fort. „Schlafen ist leben! sagen die Philosophen, und ich habe immer geglaubt, man könne nie besser sein Dasein ausfüllen, als mit der süßen Vergessenheit des Schlummers."

Bei diesen Worten hielt er Latrville seine Hand hin; dieser zog sich barsch zurück.

„Potz! was soll das heißen, guter Freund?" sagte Montbryon, sich verwundert stellend.

Das will heißen, Herr von Montbryon, erwiderte Heinrich, der sich nicht mehr zurückhalten konnte, daß nur ein Ehrenmann einem Ehrenmann die Hand reichen kann, und daß demnach der Herzog Latrville nicht die Hand des Grafen Montbryon drücken kann, denn dieser ist ein Nichtswürdiger, der weder Glauben noch Ehre hat, denn er bestiehlt seine Freunde wie ein Felger, und stößt erbarmungslos eine arme Frau in's Grab.

Herzog, das wagen Sie zu sagen?

Ich wage zu sagen, was Sie thun. In diesem Augenblick weint und verzweifelt eine edle Frau, zerknickt durch öffentliche Beschimpfung. Und weßhalb? Weil sie Ihren Anerbietungen ein ruhiges, achtbares Leben vorzog. Ihre gekränkte und beleidigte Eitelkeit hat Ihnen eine Rache eingegeben, die Ihrer würdig ist. In der Verleumdung bewandert, fangen Sie damit an, ihren Ruf zu untergraben, den Ruf einer Frau, die sich nicht vertheidigen kann, da sie ohne Stütze ist. Im Schloß Drüigny wagten Sie noch mehr, und anstatt das zarte Schweigen, das man über diesen lächerlichen Auftritt walten ließ, mit Dankbarkeit zu entgegnen, legen Sie im Dunkeln Ihrem Opfer eine Schlinge; mißbrauchen die Freundschaft zu Ihren schändlichen Ränken, reizen die thörichte Eitelkeit in einem Manne auf, der sonst im Grund seiner Seele zu brav ist, um Schlechtigkeiten zu begehen, und machen einen Niederträchtigen aus ihm, der die Frau, die er liebt, selbst in's Unglück stürzt. Graf Montbryon, ich wiederhole es Ihnen, weil Sie es nicht verstanden zu haben scheinen: Sie sind ein Elender, ein Nichtswürdiger, der mir schreckliche Rechenschaft ablegen soll. Graf Montbryon, wo ist der Brief, den Sie mir gestohlen haben?

Statt aller Antwort zuckte der Graf verächtlich die Achseln, und stellte sich mit ruhigem Gesicht, die Arme über einander gekreuzt, vor Heinrich und sagte: „Heinrich, Sie sind toll."

„Lassen Sie die Phrasen!" unterbrach ihn der Her-

Digitized by Google

zog. „Meinen Brief, geben Sie mir meinen Brief. Ich will ihn augenblicklich haben!“

Aber in des Teufels Namen, Herzog, welcher Tanmel iſt über Sie gekommen? Sind Sie ſicher, allen Verſtand beiſammen zu haben? Nein, ich errathe Sie jetzt. Es bemächtigt ſich Ihrer eine Art mitleidiger Reue, im Augenblick, wo Sie einen großen Akt der Rache vollziehen wollen. Sie beſchuldigen mich, Ihnen dieſen Brief geſtohlen zu haben. Sie ſehen wohl, daß ich Recht hatte, es zu thun; Ihre tugendhaften Ausrufungen beweiſen es hinlänglich. Aber ich bin ſelbſt toll, daß ich ſo ernſt mit Ihnen rede; Sie machen mich am Ende auch glauben, daß wir eine Sache von höchſter Wichtigkeit verhandeln. Wir ſpielen einer Frau, die uns zum Beſten gehabt hat, einen kleinen, liſtigen Streich, eine wahre Spiegelfechterei, das iſt Alles. Uebertreiben wir nicht! Sehe ich aus wie ein Blutdürſtiger, wie der Böſewicht im Schauſpiel? Sie nehmen das Alles lächerlicher Weiſe ſehr hochtrabend, mein Lieber!

Montbryon, Sie ändern meine Meinung nicht! Sie ſind im Deuten geſchickt, aber ich kenne jetzt Ihre beiden Geſichter. Wenn meine angebliche Redlichkeit Ihnen Mitleid einflößt, ſo verachte ich Ihren Verſtand. Geben Sie mir meinen Brief zurück und verzichten Sie, ich rathe es Ihnen, auf Ihre ſogenannte Spiegelfechterei, denn ich verſichere Ihnen, daß zwiſchen Frau von Brabantane und Sie ein Mann treten wird, der entſchloſſen iſt, ſie zu vertheidigen und ihr Achtung zu verſchaffen. Ich warde darauf.

Am Ende, rief ſein Gegner, reißt doch auch die Geduld eines Engels über ſolche lächerliche Benommenheit! Sie werden kindiſch, Sie wehklagen laut über das Unglück einer Frau, die Sie ſelbſt der Erſte waren, ruiniren zu wollen! Bin ich es denn geweſen, der dieſen allerliebſten Verführungsplan entwarf, den Sie ſo geſchickt ausgeführt haben? Heute fällt es Ihnen ein, zur Tugend zurückzukehren, jetzt wollen Sie die Kugel, die Sie abgeſchoſſen haben, aufhalten! Das iſt recht ſchön, aber wüthen Sie gegen Niemand, als ſich ſelbſt! Mit welchem Recht trauen Sie mir verwerfliche Abſichten zu? Ich bemächtige mich Ihres Briefs, das iſt wahr, aber zu welchem Zweck? Wiſſen Sie es, wiſſen Sie wohl, daß, indem ich ſo handelte, meine Abſichten nicht edler als die Ihrigen waren? Wer ſagt Ihnen denn, daß ich nur zu Frau von Brabantane ging, um ſie ein wenig zu ängſtigen? Wer ſagt Ihnen denn, daß ich nicht ſelbſt erſchrack, was eine ſolche Waffe in Ihren Händen werden konnte? Wußte ich denn, ob Ihre Liebe zu dieſer Frau wahr oder falſch ſei? Ich bin der Aeltere von uns, ich bin der Vernünftigere, wiewohl ich Sie herausfordern ſollte, Sie, der Sie auf Rache ſo ſehr zu brennen ſchienen.

Wiewohl Lairville die Doppelzüngigkeit des Grafen erkannt hatte, war er doch betroffen über das Einleuchtende ſeiner letzten Worte. Sie erfaßten ihn um ſo mehr, je mehr ſie ſein Herz trafen. Wenn Montbryon wahr ſprach, ſo zeigte er ſich ja beſſer, als er ſelbſt geweſen. Sein Zorn legte ſich.

Nun gut, ſei es, ſagte er, ich will Ihnen glauben, Montbryon; ich hatte Unrecht, mich zu ereifern. Aber wir verlieren unſere Zeit in unnützen Redensarten. Es gibt ein ſehr einfaches Mittel, mich von Ihren guten Zwecken zu überzeugen: geben Sie mir den Brief zurück, er kann die Ruhe einer Frau gefährden, und dieſe Frau liebe ich, wie Sie wiſſen.

Montbryon hatte dem Herzog ruhig zugehört, und ein wohlwollendes Lächeln begann ſeine kalten, ironiſchen Züge zu mildern.

Ich will Ihnen dieſen Brief geben, ſagte er. Nun ſagen Sie, hatte ich nicht Recht, Sie verrückt zu nennen? Sie wollten mich umbringen; Sie ſind ein Kind! Wenn man zu einem Freunde ſpricht, redet man ſanft und mit offenem Herzen. Aber Sie fingen an zu ſchreien, zu deklamiren wie ein tragiſcher Schauſpieler, bevor er noch die Scene beginnt. Beruhigen Sie ſich alſo, ich will Ihnen dieſen koſtbaren Brief geben, aber — nur unter einer Bedingung.

Eine Bedingung? fragte der junge Mann, die Stirn runzelnd.

Ja, unter der Bedingung, daß wir ihn in dieſem Kamin verbrennen. Sie trauen mir nicht, mein luſtiger Kumpan, und ich, ich habe zu Ihnen nicht mehr Vertrauen. Erinnern Sie ſich, was Sie am Felſen von Cancale thaten. Sie könnten wieder auf ſolche Sprünge kommen!

Statt aller Antwort nahm der Herzog die Hand ſeines Gegners und preßte ſie in der ſeinigen; eine Thräne glänzte in ſeinen Augen.

Montbryon, ſagte er, Sie ſind beſſer als ich. Sie haben Einfluß auf Ihre Freunde, Sie werden ihnen die Nothwendigkeit, zu ſchweigen, begreiflich machen.

Was das anbelangt, ſo zählen Sie auf mich.

Der Graf ging bei dieſen Worten an den Schreibtiſch, ſtand dann plötzlich ſtill und ſchlug ſich an die Stirn. Oh mein Gott! rief er. Sie werden mir doch den Hals umdrehen müſſen; ich vergaß einen recht böſen Umſtand, der unglücklicherweiſe die Rückgabe des Briefes unnütz macht.

Was wollen Sie ſagen? unterbrach ihn erblaſſend der Herzog.

Oder vielmehr, fuhr der Graf fort, ein Umſtand, der mich entſchieden verhindert, ihn herauszugeben! Peſt! Ich verdiene nicht als Fälſcher betrachtet zu werden. Das Original ſteht nicht zu meiner Verfügung, ich kann es Ihnen nicht zurückgeben, beſter Freund.

(Fortſetzung folgt.)

Die Epaven.

1720.

Einige Meilen von Saint-Pierre, am Fuße jener erloſchenen Vulkane, welche man Höhen von Carbet nennt,

Digitized by Google

war ehemals eine der schönsten und beträchtlichsten Pflanzungen auf Martinique. Das Einkommen dieser ausgedehnten Besitzung war mehr werth, als das von mancher Grafschaft mit Schlössern, Wällen und Zugbrücken; dennoch sah man nur ein Haus von sehr bescheidenem Aussehen, dessen röthliches Dach sich unter grünen Tamarindenbüscheln und Manglien erhob; einige große Kokusbäume ragten mit ihren stolzen Gipfeln darüber hervor; seine zahlreichen Pertinenzstücke bildeten gleichsam ein Dorf um es herum, welches der Länge nach regelmäßig durch eine Reihe von Negerhütten durchschnitten ward, armselige Wohungen ohne Fenster, welche Bienenkörben ähnlich waren.

Wälder und Savanen umschlossen diesen blühenden Anban, jenseits welchem sich die Erde in dem wilden Reichthume ihrer Urvegetation befand. Gegen Südost, wo der Fluß Carbet entspringt, und etwa eine Meile von der Pflanzung La Rebeliere war noch eine andere, fast eben so beträchtliche Besitzungen, die Mornes (Hügel) genannt; seine Zuckerrohr- und Kartoffelfelder bildeten lange Furchen, welche sich bis an die gräuliche Gruppe der Carbetgebirge ausdehnten.

Gegen Weihnachten des Jahres 1720 saßen eines Abends nach dem Nachtessen drei Personen in einem Zimmer der Pflanzung La Rebeliere. Hohe Kandelaber, worauf französische Wachslichter brannten, erleuchteten das Gemach, worin eine sonderbare Mischung von Luxus und Einfachheit herrschte. Es waren keine Vorhänge an den Fenstern, wohl aber Roletten von Stramin, welche sorgfältig herabgelassen waren, und das unzählbare Heer von Mücken abhielten, welches außerhalb herumsummte, während sie zugleich dem Nachtwind, welcher sanft über das Getäfel hinstrich, freien Durchzug verstatteten.

Sklaven hatten den Tisch vom prachtvollen Silbergeschirr abgeräumt, um den Kaffee auf einem kleinen Gueridon zu serviren, einem Meisterstück von Marqueterie-Arbeit, welches würdig gewesen wäre, eher in dem Kabinet einer Königin, als in diesem großen mit Kalk getünchten Gemache zu prangen, welches, gleich einer Küche, mit Steinplatten angelegt war.

Die drei Personen, welche um den Gueridon versammelt saßen, waren so verschieden an Zügen und Physiognomien, daß es gleich bei dem ersten Blicke augenscheinlich war, daß sie weder derselben Familie, noch demselben Lande angehörten. Frau von La Rebeliere war der creolische Typus in seiner ganzen hochmüthigen und graziösen Nachlässigkeit. Ihre Taille verschwand in einem weiten, weißen Gewande, dessen Falten von keinem Gürtel zusammen gehalten wurden; aber durch diese Wolke von Mousselin errieth man ihre Schlankheit. Ihre Züge waren reizend, ihre Haare schwarz, ihre Haut zart und von feinen Aederchen durchzogen; sie hatte jene frische lebhafte Blässe, welche den Creolen eigen ist und jene großen dunkeln Augen, welche in allen Ländern eine Schönheit sind. Ihr Mann, Herr v. La Rebeliere, war ein noch junger Mann, welchen aber das Klima der Antillen vor der Zeit alt gemacht hatten. Er war ein Belgier von Geburt, und obgleich sehr jung nach Martinique gekommen, war er doch dem Einfluß dieser Temperatur erlegen, für welche er nicht geboren war. Seine schon spärlichen Haare, von einem zweifelhaften Blond, fielen in Büscheln um sein trüb-bleiches Gesicht; seine Physiognomie war blöd und ärmlich; aber etwas Stolzes, Absolutes in seinen Kopfbewegungen verkündigte den Mann, welcher gewohnt war, zu befehlen und gehorcht zu werden. Durch das Siegel der Freiheit und der Schwäche hindurch, welches die Natur seinem elenden Individuum aufgedrückt hatte, errieth man heftige Leidenschaften und einen festen, wenn nicht kühnen Willen.

Das junge Mädchen, welches zwischen dem Ehepaare saß, hatte die sammtartige Frische von Blumen und Früchten; es war eines jener sanften, heiteren Gesichter, aus welchen die Betrachtenden Ruhe schöpfen; die entnervende Hitze des tropischen Klima's hatte die schönen Rosen, welche auf ihren Wangen blühten, noch nicht welken gemacht: ihre Haare waren braun, ihre Augen blau. Sie war nach französischer Mode gekleidet, mit der züchtigen Koketterie einer jungen Dame von Stand; der Leib ihres Kleides, welcher über die Brust zugeschnürt war, hob ihre feine Taille hervor, und die Falten eines großen Linontuches ließen ihren feinen, schlanken Hals kaum sehen. Sie arbeitete fleißig an einer Stickerei, welche Blumen vorstellte, und deren Muster ein schönes Bouquet war, welches vor ihr auf dem Gueridon stand.

„Ich bestehe darauf, Ihnen zu bemerken, daß Sie großes Unrecht haben, mich nicht mit sich nach Fort-Royal zu nehmen," sagte Frau v. La Rebeliere gähnend, indem sie sich behaglicher in dem leichten Bambussessel ausdehnte, worin sie saß.

Herr v. La Rebeliere schüttelte den Kopf mit höflicher, aber sehr entschlossener Miene, und erwiederte langsam: „Liebe Freundin, das würde gar nicht amüsant für Dich sein, ich versichere Dich; wenn es nicht eine Pflicht für mich wäre, die Festtage bei Herrn v. Feuquires zuzubringen, so würde ich mich dieser Reise überhoben und sie auf eine andere Zeit verlegt haben; allein ich habe über wichtige Dinge mit unserem Vetter, dem Gouverneur, zu sprechen; ich habe stets etwas von ihm zu verlangen; aber Du weißt, wie leid es mir thut, Dich zu verlassen."

„So hättest Du mich wenigstens zu Saint-Pierre lassen sollen," unterbrach ihn die junge Frau ungeduldig.

„Aber mich däucht, daß Du während meiner Abwesenheit hier besser, wenigstens schicklicher aufgehoben bist." —

„Welche Unschicklichkeit wäre es denn, wenn ich Dich in unserem Hause zu Saint-Pierre erwartete? Dort, wie hier, ich weiß es, würde ich keinen Besuch erhalten, würde mit keiner lebenden Seele gesprochen haben; aber wenigstens hätte ich Leute durch das Fenster gesehen. Es

Digitized by Google

ist immer unterhaltender, als die Neger aus den Arbeitshäusern, die Zuckermühle und die Hütten anzustarren."

„Liebe Eleonore, wie kindisch bist Du!" sagte La Rebeliere ruhig; „Du mußt Dich nun einmal an das Alles gewöhnen, da wir hier fast das ganze Jahr leben werden. Die Luft dieser Pflanzung sagt meiner Gesundheit besser zu, wie die zu Saint-Pierre."

„Das bemerkst Du wohl jetzt zum Erstenmale seit den dreißig Jahren, welche Du auf Martinique bist. Vor unserer Heirath hast Du nicht daran gedacht, die Stadt zu verlassen."

„Weil ich mich allein hier langweilte, so lange ich ledig war; aber mit Dir, liebe Eleonore, ziehe ich diesen Ort jedem andern vor. Du wirst Dir auch noch hier gefallen. Hier herrschest Du unumschränkt und hast alle Freiheit."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auch ein Fortschritt berichtet das Tagblatt in Meiningen: In einem Hause hiesiger Stadt ging seit Jahren eine Arme aus und ein, erhielt auch jeden Sonnabend ihr bestimmtes Almosen. Nun hat kürzlich diese Familie eine andere Wohnung bezogen — am nächsten Sonnabend erscheint auch hier die Bettlerin, ihr Almosen zu holen. Doch, — kann man's glauben — als sie die die gewöhnliche Gabe erhält, erwidert sie dreist: „Nein, das geht nicht, dafür komme ich in Zukunft nicht mehr. Sie wohnen ja jetzt eine Treppe höher — das ist doch zu wenig!" — Man sieht, man muß auch da jetzt schon den Weg bezahlen.

(Ein Jagdabenteuer.) Das „Ausland" erzählt: „Vier Dienstleute der Dulcefeer Herrschaft begaben sich auf die Jagd und nahmen einen großen aufgejagten Eber in Verfolgung, welcher von einem der Leute auch im Genick angeschossen wurde. Durch die erhaltene Schußwunde in Wuth versetzt, stürzte sich der Eber auf seinen Gegner, welcher sich nur durch einen Sprung auf einen neben ihm befindlichen Baumstamm zu retten vermochte. Da stürzte sich das grimme Thier auf den unweit davon postirten zweiten Schützen, welcher dasselbe auf seinem Stand erwartete. Da jedoch das Gewehr versagte, suchte er sich durch die Flucht zu retten. Vom Wilde verfolgt, fiel er, als er um einen dicken Baumstamm drei Mal herumgelaufen war, wegen des tiefen Schnees vorn aufs Gesicht hin, worauf der Eber dem Jäger auf den Rücken sprang und in mit seinen Hauern zu zerfleischen begann, bis die Jagdhunde anlangten, das Wild anfielen und hin und her zerrten. Der zu Boden geworfene Schütze, zu entkommen trachtend, raffte seine letzten Kräfte zusammen und packte den Eber bei den Ohren, auf sein Geschrei kam der die Hunde leitende Treiber herbei und setzte dem Eber mit seiner Axt derart zu, daß dieselbe bei dem zweiten Hieb in den Rippen des Thieres stecken blieb, das damit erschrocken davon rannte, nachdem es noch vorher zwei Hunden die letzten Hauerstöße versetzt hatte. Der Verwundete wurde auf einem Schlitten nach Hause geschickt, die Uebrigen aber setzten die Verfolgung des Wildes noch anderthalb Stunden fort. Der Eber begegnete im Zimbroer Hotter einem Holzhauer, welcher aus Schrecken vor dem unerhört großen Thiere zu laufen begann und mit schwerer Mühe sich auf einen Baum rettete und so dem Schicksale entging, welches dem eben nach Hause geführten Schützen, der sein leiblicher Bruder war, zu Theil geworden. Endlich wurde das Ungethüm von den Verfolgern erreicht und auf den fünften Schuß erlegt, wo dann erst die Axt aus den Rippen desselben herausgezogen werden konnte. Der Eber war, trotz des starken und späten Winters (am 10. Februar) noch über 3 Centner schwer. Der tödtlich verwundete Jäger wird schwerlich aufkommen.

Aus dem Jahre 1846 erzählt Barnhagen in seinen Tagebüchern folgende Geschichte. Ein preußischer Offizier gibt einem Sandwagenkerl einen Thaler, um ein ihm dummgeworbenes Pferd, das nur noch zum Todtstechen taugte, zur Scharfrichterei zu führen. Der Kerl verkauft es für fünf Thaler an einen Karrenführer, den das Pferd dauert und der es mit Erfolg einspannt; nach einiger Zeit sieht es ein Roßhändler, den es auffällt, und der es um zwölf Thaler kauft, gehörig aufpußt und einübt, und es nach kurzer Zeit wieder an jenen Offizier, der es nicht erkennt, für fünfundzwanzig Friedrichsd'or verkauft. Das Pferd war im Stall zu gut gefüttert und zu fett geworden, im Karren wieder gesund. Der Offizier war — General v. Radowitz.

Von dem jüngst verstorbenen Castelli erzählt man sich folgende Anekdote. Er und sein Freund P., immer an tolle Streiche denkend, foppten sich oft, ohne dabei ihre Kasse zu sparen. Einst muß P. verreisen. Unterwegs schickt er auf Castelli's Kosten diesem eine Depesche mit der Nachricht zu: „Ich befinde mich noch ganz wohl." Kaum ist P. an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, als er von der Post ein schweres Paket erhält, für das er mehrere Gulden Porto zahlen muß. Er öffnet dasselbe und findet Nichts als einen Stein und einen Zettel mit den Worten: „Bei der Nachricht von Deinem Wohlbefinden ist mir beifolgender Stein vom Herzen gefallen. Castelli."

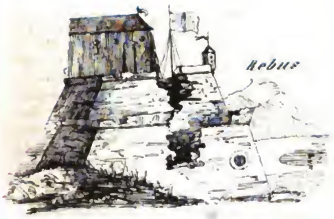
Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 26:

„Viele achten Erdengüter mehr als Alles."

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google


Hebue

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 30. Dienstag den 11. März. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Mencieux.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Weigerung, welche den ganzen Hohn einer grausamen Mystifikation allen vorangegangenen Motiven der Aufreizung hinzufügte, erblaßte Lairville, beobachtete starr seinen Gegner und drückte mit zusammengepreßter Hand wie mit einer Schraube dessen Arm.

Graf, sagte er mit drohender Stimme, keine Phrasen, keine Erläuterung; ich wiederhole es Ihnen zum dritten und letzten Male, Sie sind ein Elender! Antworten Sie nicht, ich befehle Ihnen zu schweigen. Meinen Brief! Ich will meinen Brief, zwingen Sie mich nicht, Gewalt anzuwenden!

Also keine Phrasen, weil Sie es so wollen, erwiderte Montbryon, es ermüdet mich endlich mehr als Sie. Ich habe beschlossen, mich an Frau von Brabantane, Ihrer tugendhaften Dame, zu rächen; verstehen Sie? Und ich halte meinen Schwur! Der Brief ist da im Schreibtisch, aber Niemand auf der Welt wird ihn mir entreißen!

Ist dies Ihr letztes Wort?

Mein letztes Wort.

Mit einem Sprung war der Herzog an der Waffensammlung, die wir vorhin erwähnten, ergriff einen Degen, schritt gerade auf den Grafen zu, und hielt ihm die Spitze entgegen. Dieser entwich bis an's Kamin.

Heinrichs Gesicht war schrecklich in diesem Augenblick. „Meinen Brief, oder ich steche Sie nieder!“ schrie er.

Ermorden Sie mich, aber Sie werden drum Nichts erhalten, antwortete kalt der Graf.

Diese Rede brachte den von Montbryon erwarteten Effect hervor. Das Wort „morden“ brachte Heinrich zu sich selbst.

Von Neuem schritt er den Waffen zu, ergriff einen zweiten Degen und warf ihn dem Grafen vor die Füße.

Vertheidige Dich denn, Schändlicher! Ich werde von nun an auf Nichts mehr hören; Du wirst mir meinen Brief geben, oder ich nehme ihn, nachdem ich Dich getödtet habe. Denn ich werde Dich tödten, hörst Du? Gib also Acht und vertheidige Dich, denn hier stehe ich und werde Dich am Fliehen hindern.

Im selben Augenblick fuhr Heinrichs Degen in Montbryons Gesicht. Dieser erhob zitternd vor Wuth die Waffe. Die beiden Gegner legten und fielen aus. Der Kampf ward hitzig. Schon hatte Lairville eine leichte Verwundung, als plötzlich der Graf den Arm sinken ließ, wankte, sich drehte und zu Boden sank. Heinrich hatte ihn quer über die Brust getroffen.

Ohne sich um seinen Gegner zu kümmern, ging er an den Schreibtisch, öffnete ihn und fand den verhängnißvollen Brief. Sein Zorn legte sich dann und das Gefühl des Mitleids folgte. Er drehte sich nach Montbryon um, der sich mit Mühe auf den Arm gestützt aufrichtete, und ihn mit haßerfülltem, obschon verstörtem Blick ansah.

„Montbryon,“ sagte ihm Lairville, fassen Sie Muth, ich will Hülfe rufen. Mein Gott, warum mußten Sie mich so weit treiben?

„Mörder!“ schrie der Graf mit heiserer gedämpfter Stimme. Dein Verbrechen ist überflüssig! Armer Thor, Du glaubst den Brief zu halten, es ist das Original, ja, aber in diesem Augenblick ist er autographirt und in tausend Abdrücken im Club und in allen Häusern beider Faubourgs verbreitet. So, Herzog von Lairville, rächt sich Graf Montbryon.

„Niederträchtigkeit!“ schrie Heinrich vernichtet und von Schreck wahnsinnig berauscht noch der Thür zustürzend.

Zwei Tage nachher hatte wirklich ganz Paris Frau von Brabantane's Brief gelesen. Ein einstimmiger Schrei

Digitized by Google

der Entrüstung erscholl. Namentlich die Frauen waren ohne Erbarmen. Der Herzog von Latrolle verließ noch an demselben Abend dieses Ereignisses mit Postpferden Paris, und schien so selbst die Frau, die er geopfert hatte, ohne Vertheidiger zu verlassen.

Frau von Brabantane hatte sich geweigert, ihn noch zu sehen.

Die Aerzte sagten gut für das Leben des Grafen von Montbryon.

8. Die briefliche Anzeige.

Während beim Grafen Montbryon die tragische Scene vorging, die wir soeben beschrieben, blieb Frau von Brabantane nach Heinrichs Abschied in ihrem Zimmer. Sie war ganz gebrochen von den so unvorhergesehenen, so plötzlich über sie hereingestürmten, durchbohrenden Bewegungen dieses verhängnißvollen Tages. Ein schrecklicher Zweifel peinigte ihr Herz. Heinrich hatte nach seinem eigenen Geständniß in einer abscheulichen Komödie eine Rolle gespielt; er bereute es, wie er sagte; aber Nichts konnte ihr für die Aufrichtigkeit seiner Reue einstehen. Seine Betheuerungen, seine Thränen, seine Leiden: konnte das nicht Alles berechnet sein? Konnten nicht alle diese schönen Gefühle, die er jetzt aussprach, eben so falsch wie die früheren sein?

In diesem Zustande der Vernichtung und der Zerstörung fand sie ihre Schwägerin, welche, beunruhigt durch die Absage der Spazierfahrt, in ihr Zimmer trat. Die alte Dame errieth Alles an den unzusammenhängenden Antworten, die sie erhielt; sie verschwendete alle zarten Tröstungen, die ihr die mütterliche Zärtlichkeit eingab. Nach Tagesablauf und nach dem Ausgang des Duells mit Montbryon, Nichts von dem Vorgefallenen wissend, und in der Besorgniß, Marie würde nicht im Stande sein, den Besuch zu empfangen, ließ sie Heinrich, als er sich anmeldete abweisen.

So verging der Abend. Frau von Brabantane wünschte allein zu sein. Die Nacht steigert gewöhnlich moralische, wie physische Leiden. Für einen Kranken, sei er krank am Geist oder am Körper, ist die Nacht furchtbar. Die Dunkelheit bringt, möcht' ich sagen, ein Gefühl der Verlorenheit über den Leidenden, das an Vernichtung grenzt. Für eine so fein fühlende Seele, wie Frau von Brabantane, mußte dieser Einfluß unsäglich heftig sein. Was fing Heinrich an? Hatte er Montbryon getroffen? Hatte Dieser den Brief herausgegeben? Hatte er es verweigert? In diesem Falle war ein feindlicher Zusammenstoß unvermeidlich geworden. Dieser letzte Gedanke machte sie vor Furcht erstarren; sie sah Heinrich, dessen Aufrichtigkeit sie sich anklagte, verkannt zu haben, blutend, sterbend ihr den unglücklichen Brief bringend, sie starr ansehend und ihr mit vorwurfsvollem Tone: „Marie, ich liebe Dich!" zurufend.

„Er liebt mich!" wiederholte sie laut. „Oh mein Gott, was anfangen! Aber nein, er liebt mich nicht, er hat mich nie geliebt! Komödie, Lüge, Nichtswürdigkeit! In diesem Augenblick vielleicht wird er mit seinen Freunden mich belachen, über meinen Schmerz spotten!"

Die Mitternacht überraschte sie in dieser grausamen Mischung von Hoffnung und Verzweiflung. In diesem Augenblick öffnete ihre Kammerfrau die Thür, trat sachte ein und gab ihr, da sie sie wach fand, ein Briefchen, welches ein Diener soeben abgegeben hatte. Marie öffnete es zitternd, nachdem sie ihre Kammerfrau verabschiedet. Sie las folgende Zeilen:

Marie,

Trösten Sie sich. Wenn ich auch das Uebel nicht verhindern konnte, so habe ich es doch wenigstens bestraft. In dieser Stunde, wo ich schreibe, ist Ihr gefährlichster Feind, Graf Montbryon, tödtlich verwundet, und bereut vielleicht im Todeskampf die Kränkung, die er Ihnen zugefügt. Ich, der ich das Unglück hatte, einen Augenblick vielleicht sein Mitschuldiger zu sein, bin noch grausamer bestraft durch die Weigerung, meinen Besuch anzunehmen, die Ihre Frau Schwägerin mir in Ihrem Namen sagen ließ, als ich mich vor einigen Stunden in Ihrem Hause melden ließ, nicht in der Absicht, von Neuem Ihre Verzeihung zu erflehen, die ich noch nicht verdiene, sondern um Ihnen zu erzählen, was ich, wenn auch nicht zu Ihrer Beruhigung, doch wenigstens für Ihre Rache that. Ich darf mich nicht über meine Verbannung beklagen, denn sie ist nur eine zu verdiente Züchtigung. Leben Sie wohl, Marie; ich reise; ich verlasse Paris noch diese Nacht. Sie werden mich nicht eher wiedersehen, als bis ich mich vor Ihnen rechtfertigen kann, indem ich Sie endlich von der Aufrichtigkeit meiner Liebe überzeuge.

Heinrich.

Frau von Brabantane stieß, als sie diese letzten Worte las, einen heftigen Schrei aus, drückte lebhaft den Brief an ihre Lippen, sprang aus dem Bett, zog sich eilig an und rief: Nein, nein, er soll nicht fort, er darf nicht fort! Wo wird er hinwollen? Nach Afrika ohne Zweifel, sich den Tod zu holen! Nein, nein, ich glaube an seine Liebe! Ich will, daß er bleibt! Ich will ihm sagen, daß ich ihm verzeihe, daß ich ihn liebe! Ich will es!

Mit diesem Entschluß warf sich Marie, durch den Tumult getrieben, der sich ihrer bemächtigt hatte, rasch ein Tuch um, vergaß selbst sich den Kopf zu bedecken, verließ das Zimmer, stieg, ohne von Jemand gesehen zu werden, in den Hof, kam beim Pförtner an und verlangte entschlossen das Oeffnen des Thores. Schon halb im Schlaf, gehorchte er maschinenmäßig ihrem Befehl, und die junge Frau befand sich auf der Straße. Ein dicker Nebel verfinsterte die Luft, aber weder die Feuchtigkeit, noch die Länge des Weges, nicht Kälte, nicht Furcht hielt Frau von Brabantane zurück.

An der Ecke der Straße von Bourgogne, nicht weit vom Hause des Herzogs, wäre sie fast von einem Postwagen mit vier galoppirenden Pferden umgefahren wor-

Digitized by Google

den. Ohne sich daran zu kehren, setzte sie ihren Weg fort und kam endlich zum Ziel.

Nach mehreren Schlägen an die Pforte, die in dem dahinterliegenden Hofe dumpf wiederhallten, stützte sie sich auf einen Eckstein und wartete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Epaven.

1720.

(Fortsetzung.)

„Das ist wohl das Wenigste. Ich werde morgen an die warmen Quellen gehen, und wenn ich mich dort wohl befinde, so werde ich 8, 10, 14 Tage, kurz, die ganze Zeit Deiner Abwesenheit dort bleiben."

„An die warmen Quellen! Aber das ist ja eine ganze Tagreise auf abscheulichen Wegen, durch öden Land, wo Maronneger umherstreifen. — Es ist keine andere Wohnung dort als eine verlassene Hütte, die schon vor 2 Jahren, als ich zum letztenmale dort gewesen, in sehr schlechtem Zustande war. Ich bin bereit, Jedem, der es haben will, dieses Grundstück zu überlassen, das zu entfernt liegt, um Nutzen daraus zu ziehen. Ich gebe dem ersten besten die Hütte sammt allen Pertinenzien."

„Warte zum wenigsten, bis ich erst wieder zurück bin." —

„Die Reise ist nicht ohne einige Gefahr."

„Gleichviel! ich langweile mich, und muß Bewegung haben. Hast Du mir nicht gesagt, daß ich hier volle Freiheit hätte?"

„Mein Gott, ja! Dennoch, wenn es sich um Deine Sicherheit, vielleicht um Dein Leben handelt...."

„Wolle mich doch nicht erschrecken. Was kann ich zu fürchten haben? Ersteus bin ich nicht allein, Cäcilie geht mit mir; ich hoffe, Du wirst ihr Deine Zustimmung geben."

„Ich werde meiner Mündel nicht verbieten, was ich meiner Frau erlaube."

„Wir werden morgen früh gleichzeitig mit Dir abreisen," erwiederte Eleonore. „Nicht wahr, Cäcilie, Sie sind froh, diesen Ausflug nach den warmen Quellen zu machen, denn Sie müssen sich hier auch zum Sterben langweilen."

Das junge Mädchen antwortete auf diese Doppelfragen durch ein einstimmendes Lächeln und eine verneinende Bewegung; dann ihre Stickerei ausbreitend, als wolle sie die Arbeit bewundern lassen, sagte sie wohlgefällig:

„Sehen Sie doch, wie das frisch und glänzend ist. Habe ich diese Frangipanblume, die einer Lilie gleicht, nicht gut nachgeahmt? Un diesen schönen, rosenrothen Jasmin? Meine Freundinnen in Saint-Cyr werden sich erstaunen über diese schönen Blumen; es giebt keine solche in Frankreich."

„Mein Gott!" unterbrach sie Frau v. La Rebeliere, das ist eine Ueberraschung, welche Sie viele Mühe gekostet hat; seit fast zwei Monaten arbeiten Sie beständig, um diesen Damen ihr Geschenk zu schicken. Ich begreife nicht, meine Liebe, warum Sie das nicht lieber durch Ihre Femi machen ließen; sie ist geschickt wie eine Fee."

„Und was hätte ich alsdann gethan, liebe Freundin?"

„Gar nichts, wie ich."

„Ja, aber dann hätte ich mich, wie Sie, tödtlich gelangweilt."

„Das ist wohl möglich, sagte Frau v. La Rebeliere zwischen einem Seufzer und einem leichten Gähnen. Dann erhob sie sich plötzlich und rief:

„Laßt uns noch von unserer Reise sprechen. Ich will Befehle geben. Wir lassen uns in Hamars tragen, und nehmen zehn Sklaven, nebst zwei Maulthieren, mit guten Vorräthen beladen, mit."

„Das rathe ich Dir auch, wenn Du nicht Hungers sterben willst," unterbrach sie v. La Rebeliere. „Ernstlich, diese Reise ist eine Thorheit. Wenn Ihr auf Maronneger träfet?"

„Du weißt wohl, daß sie sich schnell verstecken würden, um uns vorübergehen zu lassen."

„Das ist ganz die unvorsichtige Sicherheit der Creolen. Trotz so vieler schrecklichen Beispiele, mißtrauen sie den Negern noch nicht, sie gehen immer ihren Weg, als ob sie unverwundbar wären."

Frau v. La Rebeliere zuckte die Achseln, und Cäcilie hörte mit einer gewissen Angst zu. Seit ihrer Ankunft auf Martinique hatte sie sich schon mehr als ein Mal gefragt, wenn sie den elenden Zustand der Neger sah, ob die vierhundert Sklaven auf der Pflanzung ihres Vormundes sich nicht eines Tages gegen diesen Herrn empören würden, dessen unerbittliche Peitsche niemals ruhte. La Rebeliere sah hinter sich; dann hob er wieder an:

„Ich bin nicht ruhig, seitdem Palem Maron geworden ist. Das ist ein Verlust; er war wohl zwölfhundert Livres werth."

„Was, der weiße Sklave?" fragte Cäcilie.

„Es giebt keine weißen Sklaven," erwiderte La Rebeliere lebhaft: „Palem ist ein Mulatte, von irgend einer indianischen oder caraibischen Mutter geboren. Es ist eine solche Verwirrung in allen diesen Rassen, daß der Teufel selbst seine Kinder nicht darunter erkennen würde."

„Seine Haut ist doch eben so hell, wie die von Mathias, dem Verwalter meiner Besitzungen."

„Gleichviel! er ist ein Mulatte, ein Schurke von einem Mulatten, den ich zu sehr geschont habe."

„Er ward doch oft zwischen die vier Pflöcke gespannt," sagte Frau v. La Rebeliere. „Es ist Deine Schuld, daß Du nun die Sorge hast; denn ich habe Dir hundert Mal gesagt, keine Epaven zu kaufen; sie hören immer damit auf, durchzugehen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

In der Bukowina hausen die Wölfe in böser Art. Sie kommen nicht nur auf der Straße bis in die Nähe der Häuser, sondern dringen, sobald die Nacht einbricht, in die Höfe und Stallungen und richten gräulichen Schaden an. In Tereschény schleppten unlängst drei Wölfe aus einem hart an dem Poßgebäude stehenden Bauernhofe gemeinschaftlich ein großes Schwein, und trotzdem auf das Geschrei desselben der Wirth mit einem Stocke hinzueilte, zogen die Bestien doch ungescheut mit ihrer Beute nach dem nahen Walde.

(Für 90,000 Fr. Kupferstiche.) Trotz der Auseinandersetzungen Foulds gibt es in Frankreich immer noch etwas Geld für die Kunst. Soeben hat der Generaldirektor der kais. Museen in Paris Contrakte mit fast allen renomirten Kupferstechern daselbst abgeschlossen, nach welchen diese sich zum Copiren einer Anzahl der berühmtesten Gemälde im Louvre verpflichten. Die Summe, welche für ihre binnen den nächsten Jahren zu liefernden Arbeiten stipulirt worden ist, beläuft sich jährlich auf 90,000 Fr.

Die Wiener Hausbesitzer haben sich von jeher als ganz absonderliche Originale gezeigt. So erhielt kürzlich wieder ein alter Mann, ein Pensionist, die Aufkündigung. Warum kündigen Sie mir," fragte er den Hausherrn; „war mein Zins nicht stets in Ordnung, oder haben Sie sonst gegen mich etwas einzuwenden? Alles in Ordnung, erwiderte der Hausherr, bis auf Eines. „Nun?" Sie sind ein alter Herr, können bald sterben, und sollten Sie, ich mag keine Leiche im Hause. Und es blieb bei der Kündigung.

Ein gräßliches Unglück hat sich dieser Tage in Mannheim durch die Unbedachtsamkeit eines Dienstmädchens zugetragen, welches ein ihr anvertrautes Kind Weingeist in eine brennende Lampe nachgießen ließ. Die ganze Masse entzündete sich und der arme Knabe von 6 Jahren stand in lodernden Flammen. Kurz darauf ist er seinen Leiden erlegen. Die ganze Stadt widmet den bejammernswerthen Eltern die lebendigste Theilnahme.

(Einer, der kein Phidias werden will.) Im Laufe dieses Winters hat eine im Sperl-Hofe in Wien aufgestellte Schneejungfrau, das Werk eines Schneebergfellen aus Böhmen, einige Tage lang von sich reden gemacht. Man rühmte die hübschen Formen der aus dem so vergänglichen und schwer zu behandelnden Materiale gebildeten Figur und Alle, die sie besichtigten, schrieben einstimmig dem Dilettanten ein ausgesprochenes Talent für die Bildhauerkunst zu. Einige vornehme Herren, welche die Schneejungfrau ebenfalls mit Vergnügen besichtigt hatten, brachten unseren ehrsamen Gesellen in das Atelier eines bekannten Meisters, dort legte er einige höchst glückliche Proben seines unverkennbaren Talentes ab. Man ist darüber einig, ihn dem künstlerischen Berufe zuzuführen. Es handelt sich nun darum, ihn die Mittel für die Lehrjahre zu verschaffen. Eine Art Subscription wird in hohen Kreisen eröffnet. Die Existenz des künftigen Phideas ist auf drei Jahre gesichert — in diesem entscheidenden Augenblicke gibt er die höchst unromantische Erklärung ab, daß er doch lieber Schneider bleiben wolle und keine neue Lehrzeit durchmachen möge! !

In Magdeburg ist der Schauspieler S..... zu 9 Monaten Gefängniß und den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt worden, weil er mehrere in öffentlichen Lokalen aufgestellte kleine Schiffe (die Büchsen zur Sammlung der Beiträge für die deutsche Flotte) weggenommen, den Inhalt für sich verbraucht, die Schiffe aber selbst dem Flusse überantwortet hatte.

In der Nacht vom Montag zum Dienstag wurde mitten in Köln eine brütende Henne mitsammt den Eiern von einem unbekannten Räuber verspeist, der von dem gewordenen Hühnchen nur den Kopf, gleichsam als Wahrzeichen der begangenen Freveltat, übrig ließ. In der nächstfolgenden Nacht verübte der Räuber ein ferneres Attentat gegen die in anderen Nestern liegenden Eier. Die natürlichste Vermuthung war, daß ein Steinmarder in der Nähe sei. Man war daher nicht wenig überrascht, als man Morgens in der aufgestellten Falle einen jungen Fuchs gefangen sah. Ein derartiger Fang ist wohl im Mittelpunkte einer so großen und volkreichen Stadt, wie Köln, noch nie gemacht worden.

Der „Voß. Ztg." wird aus Rom geschrieben: Liszt wurde kürzlich von Marquis Lavalette, der ihn von Paris her kennt, zu einem Diner geladen. Nach aufgehobener Tafel ergingen sich beide in ein Zimmer, wo ein Flügel stand. Plötzlich öffneten sich zwei Thüren und eine glänzende Gesellschaft von etwa dreihundert Personen saß da und Liszt mußte sich nach langem Widerstreben den Bitten des Gesandten fügen und spielen. Nach wenigen Minuten verstummte das Spiel; er stand auf, verneigte sich gegen die Damen und sagte zum Marquis: „Das Diner ist bezahlt," worauf er sich eilends entfernte. Lavalette war jedenfalls indiscret, denn Liszt hatte ihm wie vielen Anderen ein für allemal betheuert, er wolle nicht mehr spielen.

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 31. Donnerstag den 13. März. 1862.

Frau von Brabantane.

Novelle von Alfred de Meneiaux.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein Livrediener öffnete die Thür, schritt auf sie zu, und als er eine bleiche, vom Wind zerzauste Frau sah, sagte er mürrisch: „Habt Ihr gepocht?"

Marie erhob den Kopf wie Jemand, den man unsanft weckt. Was wollen Sie? fragte sie.

Ob Ihr gepocht habt?

Ah ja, ich war's, sagte sie sanft. Ich frage nach dem Herzog Lairville, ich muß ihn durchaus sprechen.

Das ist keine Stunde, um Besuche zu machen. Wer sind Sie?

Um Gotteswillen erwiderte die junge Dame, sagen Sie Ihrem Herrn, daß — — Frau von Brabantane ihn sprechen will.

Bei diesem Namen, den er genau kannte, betrachtete der Diener die Fremde mit Aufmerksamkeit, und erkannte sie alsbald. Mein Gott, gnädige Frau, Sie hier und zu dieser Stunde? Treten Sie ein!

Wo ist Herr von Lairville? wiederholte Marie. Ich wünsche ihn augenblicklich zu sprechen.

Aber vor fünf Minuten ist er mit Postpferden abgereist.

Abgereist? und wohin? rief Frau von Brabantane in höchster Spannung.

Der Herr Herzog kam um elf Uhr nach Hause. Der Kammerdiener bekam den Befehl, schnell zu packen, ich mußte die Postpferde besorgen. So ist der Herr Herzog vor fünf Minuten abgereist, ohne uns zu sagen, wohin er ginge und wann er wiederkäme. Das ist Alles, was ich weiß, gnädige Frau.

Marie antwortete Nichts; sie war ins tiefste Herz getroffen; sie erstickte einen Schrei in ihrer Brust und floh wie eine Irrsinnige. —

Um fünf Uhr Morgens brachte eine arme Frau, die schon auf Arbeit ging, Marie in's Hotel Brabantane. Sie hatte die Unglückliche ohne Bewußtsein auf der Straße liegen gefunden. Nachdem sie ihr die thätigste Hülfe erwiesen, hatte sie ihr Namen und Wohnung entlockt.

Frau von Brabantane blieb zehn Tage lang in der Gewalt eines hitzigen Fiebers. Als sie die Augen öffnete erkannte sie ihre Schwägerin, die sie keinen Augenblick verlassen hatte. Marie erhob sich mühsam und umarmte zärtlich die mütterliche Freundin. Dann sich plötzlich des Vorgefallenen erinnernd, sank sie zurück und verbarg ihr Gesicht in beide Hände.

Marie, mein Kind, sagte die Baronin, bin ich nicht Deine Mutter? Eine Mutter hat nur Liebe!

Einige Tage später konnte Marie aufstehen. Wenn auch die Sorgfalt, mit der man sie pflegte, nicht ihre Seele heilen konnte, so hatte sie doch wenigstens die körperlichen Schmerzen beruhigt. Die arme Genesende schien bleich und schwach wie ein Schatten über den Teppich zu schweben. Einige Strahlen der December-Sonne, ein schmerzliches Lächeln der trauernden Natur, lockten sie an's Fenster. Ihre glühende Stirn lehnte sich an die gefrornen Scheiben. Ihr Geist schien sich bei dieser Berührung zu beruhigen und verlor sich nach und nach in jene süße Träumerei, die zwischen Wachen und Schlafen schwebt. Als sie sich aus dieser moralischen Erstarrung riß, trat ihr die Gegenwart verzweifelter als je vor Augen. Die arme Kranke erreichte mühsam einen Lehnstuhl und Thränen benetzten zum ersten Male wieder ihre welk gewordenen Wangen.

Auf einmal erhob sie sich wie von einem plötzlichen Einfall ergriffen, griff mit vor Aufregung zitternder Hand nach der Klingel und läutete.

Julie, sagte sie zu ihrer Kammerjungfer, die eintrat, während meiner Krankheit sind doch wohl, sollte ich denken, Briefe angekommen; wo sind sie, mein Kind?

Digitized by Google

Gnädige Frau, erwiederte das junge Mädchen, es ſind mehrere gekommen, unter andern geſtern ein ſehr großer; ſie liegen da im Arbeitstiſch, auf den ſich die gnädige Frau lehnen; ich habe ſie immer, wenn ſie ankamen, vorſichtig dahineingelegt.

Gut, laß mich! — Und Mariens Hand griff krampfhaft nach dem bezeichneten Tiſch. Sie hätte gern alle Briefe zugleich geleſen. Sie mußte ſich aber doch beſcheiden, einen nach dem andern zu öffnen. Bei dem erſten preßte ein verächtliches Lächeln ihre Lippen zuſammen, er war in der Art wie die übrigen, die ſie noch öffnete; zwanzigmal war ſie im Begriff, ſie ſämmtlich ohne weitere Unterſuchung dem Feuer zu überliefern, aber die Furcht, mit den andern den Einen zu vernichten, auf den ſie hoffte, hielt ſie zurück.

In der That enthielten faſt alle dieſe Papiere einige kleine Bosheiten und mehr für die traurige Chronik der großen Welt. Da zeigte unter Anderem die Frau Gräfin von L. Marien an, daß ſie mit ihren vierzehntägigen Geſellſchaften nicht fortfahren könne, da ſie auf's Land ginge. (Im Dezember!) —

Montbryon hatte, wie man ſieht, ſeinen Zweck erreicht. Sein Opfer wurde ſchon von der vornehmen Welt verſtoßen. Dieſe Gräfin von L., die ſich ſo in hohe Tugend hüllte, war bei alle dem eine Frau, von der mitleidige Seelen, welche die Salons bevölkern, behaupteten, ſie trüge das Herz auf der offenen Hand und biete dieſe Hand Jedermann. Aber ſie hatte die Geſchicklichkeit gehabt, jeden Skandal zu vermeiden. Und man weiß ja, daß dies Wort in den Augen der Welt alle menſchliche Moral umfaßt. An der zunehmenden Traurigkeit, die Mariens ſchöne Stirn verdunkelte, auf der die Hoffnung nur einen Augenblick geleuchtet hatte, war es leicht zu erkennen, wie vergeblich ihre Bemühungen. Es blieb ihr nur noch übrig, den großen Brief zu öffnen, der nach Ausſage der Kammerjungfer den Abend zuvor angekommen war, und den ſie bis dahin vernachläſſigt hatte, da ſie beim erſten Anblick einen jener Briefe in ihm erkannte, die nur als Vorwand dienen, um ſich vor ſeinen Bekannten mit Namen, Titeln und Eigenſchaften zu brüſten. Mit zerſtreuter und gleichgültiger Hand öffnete Marie endlich das Siegel. Der Brief enthielt Folgendes:

Frau Herzogin von Lairville hat die Ehre, Ihnen die Verheirathung ihres Sohnes, Herzog Heinrich von Lairville, mit Fräulein von Lubeſac anzuzeigen.

Das war zu viel; keine menſchliche Kraft kann ſolchem Schlage Stand halten. Die junge Frau ſank zuſammen, wie vom Blitz getroffen.

Drei Stunden blieb ſie in dieſem Zuſtande vollkommener Bewußtloſigkeit. Als ſie die Augen öffnete, glaubte ſie zu träumen. Neben ihrem Bette ſaß eine bejahrte Frau, mit edeln, noch ſchönen Zügen; ſie hielt eine ihrer Hände und nannte ſie mit ſanfter Stimme ihre Tochter.

Zu ihren Füßen, bleich und verzweifelnd, lag Heinrich von Lairville, er ſelbſt, der ſie anzuflehen ſchien. Ihr gegenüber ſtand die Baronin von Brabantane, ſie zärtlich anlächelnd und glücklich, ſie wieder in's Leben zurückkehren zu ſehen.

Sie ſind es, Sie! flüſterte die junge Frau auf den bittenden Blick des jungen Mannes.

Ja, ich bin es, Marie, ich, der Sie nie mehr verlaſſen will, der mit Einwilligung ſeiner Mutter Ihnen ſein ganzes Leben widmen will, wenn Sie ihm verzeihen.

Statt aller Antwort reichte ſie ihm den Brief, den ſie in ihre linke Hand gepreßt hatte, und den man ihr nicht hatte entwinden können. Ihr Geſicht drückte weder Verachtung noch Zorn aus, nur Furcht ſchien ſie noch zu bewegen.

Der Herzog ergriff ſchnell den Brief. Während er las, ſtieg ihm Zornesröthe in die Wangen. Sollte man ſolche Schändlichkeit für möglich halten? rief er aus. Dieſe Nichtswürdigkeit, glauben Sie, Marie, iſt wie die übrigen von Montbryon angeſtiftet. Marie, dieſe Heirath war im Plane, ehe ich Sie nach meiner Rückkehr von Afrika wiederſah. Aber ich habe nicht gezögert, ich mußte Sie vertheidigen, Ihnen Achtung verſchaffen, ich mußte das Recht dazu haben, ich warf mich in den Wagen, kürzte zu meiner Mutter, die Sie jetzt kennen, die Sie liebt, Sie achtet und ſegnet. Marie, ich bin frei; Marie, werden Sie mich für würdig halten, Ihr Gatte zu ſein?

Frau von Brabantane konnte nicht antworten; Thränen ſtürzten über ihre Wangen, aber diesmal waren es Freudenthränen; ſie erhob ſich und legte ihre Hand in die Heinrichs. —

Vierzehn Tage ſpäter führte Herzog Heinrich ſeine Frau in die Provinz fern von den Intriguanten, den Coquetten und den Böſewichtern, — wie Scribe ſagt.

Graf Montbryon war mit ſeiner Rache nicht glücklich. Die Pariſer Salons waren bald für ihn verſchloſſen auf die einſtimmige Forderung aller Damen; er ſah ſich beſchränkt auf die Geſellſchaft der Madame Pichard und des Pumpenmachers, von denen ſchon die Rede war. Was Preval, Coſtal und den Reſt der luſtigen Bande betrifft, ſo fuhren ſie fort, ein Engliſch wie ein Jockei, und ein Franzöſiſch wie ein Stallknecht zu ſprechen, zu dampfen wie ein Rauchfang und die Roſenjungfern der nationalen Akademie der Muſik zu verführen, vor allen Dingen aber ſich jeden Abend zu berauſchen. Sie ſind und bleiben junge Leute von ſehr gutem Ton.

Die Epaven.

1720.

(Fortſetzung.)

„Was iſt denn ein Epave?“ fragte Cäcilie.

„Das iſt ein Neger oder Mulatte, der Niemand angehört, und doch keinen Freibrief hat; die Regierung bemächtigt ſich ihrer und verkauft ſie zu ihrem Nutzen.“

Digitized by Google

„Mein Gott!“ fiel Cäcilie ein, „ist denn das auch gerecht?“

„Ohne Zweifel, es ist Gesetz“ antwortete La Rebeliere; „aber Eleonore hat Recht, man sollte um keinen Preis Epaven kaufen; das Vagabundenleben, welches sie oft lange Jahre geführt, hat sie verdorbt; sie sind von der Freiheit angesteckt, verabscheuen allen Gehorsam, und wenn man sie straft, so rächen sie sich, und rächen sich grausam.“

„Mein Gott! wirst Du denn immer solche Befürchtungen haben?“ unterbrach ihn Frau v. La Rebeliere spottend. Schon lange hast Du Angst, ohne daß man Dir auch nur ein Haar Deines Hauptes gekrümmt hätte. Deine Neger sind so strenge gehalten, Du flößest ihnen solche Furcht ein, daß sich selbst am Tage des letzten Gerichtes keiner von dem Fleck regen würde. Wenn sie jedoch ahnen könnten, in welcher beständigen Angst Du lebst . . . .“

„Ich habe keine Angst,“ fiel ihr La Rebeliere ein, indem er sich stolz empor richtete: „ich weiß, daß nicht einer dieser Elenden es wagen würde, die Hand gegen mich aufzuheben. Nein, ich fürchte nichts.“

Es trat eine Pause ein. La Rebeliere ging, die Hände auf den Rücken, in dem Zimmer auf und ab; seine Frau hatte sich in den Sessel zurück gelehnt, und spielte mit dem Bouquet, welches Cäcilie hatte fallen lassen. Das Herz des jungen Mädchens war gepreßt; diese Ideen, diese Gewohnheiten, auf welche ihre Erziehung sie nicht vorbereitet hatte, machten einen peinlichen Eindruck auf sie. Ihre ganze Seele empörte sich bei dem Anblick der barbarischen Strafen, welche die unglücklichen Neger erleiden mußten; und doch hatte sie auch Sklaven, welche arbeiten mußten und bestraft wurden. Sie hatte deren dreihundert auf der großen Pflanzung von Mornes, zu dessen Erbin sie das Testament eines entfernten Verwandten ernannt hatte,

Plötzlich sagte Eleonore zu ihrem Manne: „Wenn Dein Aufenthalt in Fort-Royal weniger als zwei Wochen betragen sollte, so kannst Du mich an den heißen Quellen aufsuchen. Ich werde dort Beschäftigung haben. Erstens werde ich die Hütte wieder aufbauen und einen Garten ringsum anlegen lassen. Man sagt, die Gegend soll sehr reizend und die Luft gesund sein. Unsere alte Kammerfrau Femi muß Ihnen eine schöne Schilderung davon gemacht haben, liebe Cäcilie.“

„Ja, sie erzählt, daß, als sie noch sehr jung gewesen, ein großes Hotel an jenem Orte gestanden, und daß die Caraiben bis dort hin gekommen, um schöne Hängematten von Baumwolle gegen Branntwein auszutauschen. Aber diese armen Leute sind längst verschwunden.“

„Man mußte ihnen einen tüchtigen Krieg machen,“ sagte Herr v. La Rebeliere. „Ich werde Ihnen das eines Tages erzählen; ich war noch ein kleines Kind, aber ich erinnere mich dessen wohl. Die junge Frau war aufgestanden und sah durch die Rollvorhänge hindurch die schlummernde Erde und den klaren, glänzenden Himmel an.

„Es ist spät,“ sagte Eleonore, „und Zeit zum Schlafengehen, wenn wir morgen mit Tagesanbruch bereit sein wollen.“ Sie wandte sich an ihren Mann und fügte hinzu: „Wir werden uns gegenseitig eine glückliche Reise wünschen. Geh' nur, ich verzeihe Dir nicht, daß Du mich nicht mit nach Fort-Royal nimmst. Es wäre übrigens noch Zeit . . .“

„Liebe Eleonore,“ sagte La Rebeliere, indem er die Hände seiner Frau ergriff: „da Du durchaus an die heißen Quellen willst, statt mich hier ruhig zu erwarten, so habe ich nichts dagegen; aber ich bitte Dich, sei vorsichtig. Versuche nicht in die Wälder einzudringen; hüte Dich vor den Maronegern, den Schlangen und giftigen Thieren. Laßt bei Eurer Ankunft ein großes Feuer anzünden, um die Hütte gesünder zu machen, und statt zehn Sklaven nehmt zwanzig mit, auf daß sie Euch bei Tag und Nacht wohl bewachen. Wenn Dir ein Unglück geschahe, liebe Seele, so würde ich trostlos sein, denn Du kennst ja meine Liebe zu Dir.“

Er küßte zärtlich die beiden Hände seiner Frau, welche sie nicht zurück zu ziehen wagte; aber ein ungeduldiges verächtliches Lächeln verkündete das Gefühl, mit welchem Frau von La Rebeliere diese Zärtlichkeitsbeweise aufnahm. Seit drei Jahren ertrug sie diese selbstsüchtige, tiefe, unerbittliche, eifersüchtige Liebe. Sie gestand es sich noch nicht selbst, aber sie haßte ihren Mann, und fürchtete ihn doch hinreichend, um ihm, trotz ihres Widerwillens, zu gehorchen. Sie versuchte es nicht, mit seinem Willen zu kämpfen, machte sich aber oft die traurige Freude, ihn in das Angesicht zu verspotten, und unterworfen, wenn nicht ergeben, in eine Lebensweise, für welche sie nicht gemacht war, verzehrte sie sich in Kummer und Langeweile. Wenn sie nur von der Welt entfernt lebte, so gestattete ihr La Rebeliere alle Phantasieen; sie war unumschränkte Gebieterin in der Art von Gefängniß, in welchem sie die zügellose Eifersucht ihres Mannes hielt, und manchmal mißbrauchte sie diese Freiheit bis zum Uebermaße. So wollte sie jetzt zu den heißen Quellen, und sich durch die öden Felder hinwagen, einzig um das Vergnügen zu haben, einmal die Stelle zu wechseln, und einige Abwechslung in die Einförmigkeit ihrer Gewohnheiten zu bringen. Bei solchen Gelegenheiten schüttelte sie ihre Nachlässigkeit und Faulheit ab; sie ward dann thätig und unermüdlich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bekanntlich gehören die jungen Wienerinnen zu den rasenden Tänzerinnen. Sie bemerken nicht einmal, oder wollen es nicht bemerken, wenn ihnen im wirbelnden Dahinfliegen ein Schuh abhanden kommt. Künstig wird auf dem dünnen Gewebe häuslichen Frauenfleißes, auf

Digitized by Google

dem Strumpf, fortgetanzt. Das glaube ich nicht, denkt hier gewiß manche unserer jungen tanzlustigen Leserinnen, und doch ist es so. Am Tage nach dem heurigen Juristenball in Wien, der für einen sehr distinguirten gilt, wurden der Polizei jenes Bezirkes, zu dem der Rayon des Sophienbades gehört, jene Gegenstände übergeben, die bei dem Juristenballe im Sophiensaal verloren und nachträglich aufgefunden wurden. Unter diesen verlornen Sachen befand sich natürlich kein einziges verlorenes Frauenherz, — es ist ein Glück, daß die Polizei mit diesen nichts zu thun hat — aber es fanden sich zwölf Ballschuhe, von denen jeder, abseits von seinem Angehörigen, zu einem langweiligen Einzelleben verdammt war. Ob sich wohl die zu diesen Schuhen gehörigen jungen Tänzerinnen melden? Wenn die tanzlustigsten jungen Damen am Ende des Faschings zu Kronen wären, so ginge man nicht fehl, wenn denen die ersten Preise im Carneval gäbe, die einen ihrer Ballschuhe auf dem Schlachtfelde gelassen haben.

Ein geringe Veranlassung, nämlich die unterlassene militärische Begrüßung eines Unteroffiziers (Sergeanten) vom 3. Artillerie-Regiment durch einen Musiker desselben Regiments, welches in Straßburg in Besatzung liegt, und worüber Letzterer, zur Rede gestellt, eine kurze Antwort gab und sich in in gleichen Rang stellte, war die Ursache eines Zweikampfes auf Stoßwaffen. Auf geschehene Anzeige von Unterlassung des Begrüßens hat der Unteroffizier bei seinem Regimentsbefehlshaber um die Erlaubniß, sich mit dem Musiker des Regimentes schlagen zu dürfen. Dieß wurde von Seiten des Obersten gestattet und der Zweikampf fand in der Reitschule der Wilhelmskaserne statt. Der Musiker erhielt hierbei einen Stich in die Lunge, woran er nach 6 Stunden im Spital starb. Der Unteroffizier erhielt ebenfalls einen Stich, war aber insoferne glücklicher wie sein Gegner, als sich der Degen dieses letzteren auf einer Rippe krumm bog und nicht weiter eindrang; ohne diesen glücklichen Zufall, wäre sicherer Tod auch für ihn die Folge gewesen. In solchen Fällen wird keine gerichtliche Bestrafung oder Verfolgung bei dem selbst tödtlichen Ausgang eines Duells von Seiten der Militärbehörden beantragt, und es wird ein einfacher Todesschein ausgestellt, mit dem Bemerken: durch „Unglücksfall" gestorben. Den französischen Zeitungen ist verboten, über diese Fälle zu reden, weßhalb bis jetzt darin nichts davon zu lesen ist.

(Ein Omnibusabenteuer.) In einem Berliner Omnibuswagen befanden sich in diesen Tagen zwei Damen und zwei Herren. Alle waren einander unbekannt. Plötzlich wurde eine der Damen so unruhig, daß es den anderen Fahrgästen auffiel. Sie wechselte mehrfach die Farbe, rückte hin und her, zuckte zusammen, als wenn ihr ein heftiger Schmerz zugefügt würde, genug sie benahm sich in einer Weise, welche die Mitfahrenden endlich veranlaßte, sie zu fragen, ob ihr etwas fehle. Die unruhige Dame stotterte endlich unter Erröthen heraus, es fehle ihr nichts, aber es beiße sie etwas so heftig an den Füßen, daß sie vor Schmerz immer laut aufschreien möchte. Die zweite Dame erbot sich sofort, suchen zu helfen; die Herren drehten sich auf Bitten der Damen nach der anderen Seite, mußten aber sehr schnell ihre Augen wieder auf die schmerzgeplagte Frau wenden, da nach wenigen Augenblicken der Ausruf ertönte: „Gott, zwei Blutegel." Es saugten, wie man sich jetzt zu Aller Schrecken überzeugte, an einem Fuße derselben zwei Blutegel, ohne daß irgend ein Arzt der unglücklichen Frau diese Blutentziehung angeordnet hatte. Alles sprang entsetzt im Wagen auf, der Conducteur ließ halten, es wurde ihm mitgetheilt, was sich ereignet hatte, und er erblaßte. Zugleich griff er nach einem unter eine Bank geschobenen Topf, und siehe da! es war der Deckel desselben ein wenig gelüftet und so zweien Blutegeln, die sich darin in Gesellschaft einer Menge Collegen befungen hatten, Gelegenheit gegeben worden, nicht nur sich die Welt anzusehen, sondern auch ihre blutgierigen Neigungen an den unschuldigen Fahrgästen zu befriedigen. Die arme Vampyristirte wird gewiß längere Zeit an das Abenteuer dieser Omnibusfahrt denken.

(Ein salomonisches Urtheil.) In den „Pesti Lapok" lesen wir, daß ein dortiger (Fünfkirchner) Bursche zwei Mädchen zu gleicher Zeit die Heirath versprochen hatte. Eine jede nahm ihre Zuflucht zur Polizei, und eine jede bewies die rechtmäßigen Ansprüche auf ihren Gatten durch sehr triftige Gründe und forderte im schlimmsten Falle Schadenersatz. Der Bursche behauptet, daß er eine Jede von Herzen lieb habe, und es ihm einerlei sei, welche er zur Frau nehmen müsse; er könne aber der andern keinen Schadenersatz geben, da er kein Vermögen besitze. Endlich ward die Sache dahin geschlichtet, daß das eine der Mädchen, das reicher war, der Anderen 300 fl. zahlte, und im ungetheilten Besitze des Burschen blieb.

Der verstorbene hochachtbare Bürgermeister von Bremen, Dr. Smidt, erzählte Varnhagen folgende kleine Geschichte von Göthe's Mutter. Er sah sie im Jahre 1795, als er von Jena kam, und brachte ihr Grüße; die Anfänge des „Wilhelm Meister" waren soeben erschienen und von dem nahm Frau Rath Gelegenheit, zu sagen: „Es ist recht übel von meinem Sohne, daß er, wenn er Etwas berühmt machen will, nicht vorher mir ein Wort schreibt; das Puppenspiel, das er nun eben berühmt gemacht, habe ich lange verwahrt, gerade vor vier Wochen aber leider weggeschenkt."

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer.

Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 32. Sonntag den 16. März. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

Die glühende Sonne eines Julitages warf fast senkrechte Strahlen auf das Plateau eines hohen Berggipfels in dem bayerischen Hochland. Wenig niedriges Wachholder-, Schwarzborn- und Schlehengebüsche steht auf einzelnen Punkten, während nur hie und da ein zwerghaft verkrüppelter Tannenbaum sich über dasselbe erhebt. Auf der einen Seite dieser beinahe sterilen Fläche ziehen sich graue, vielfach verwitterte, von keinem Laub und keinem Gras umgrünte Felsen wild und rauh in fast unabsehbarer Strecke fort, während sie auf dem Plateau selbst regellos aufgethürmt die sonderbarsten Gestalten bilden und in furchterregenden Massen über und unter einander liegend ihre nie besuchten schweigsamen Gipfel im Schooße dunkler Wolken verhüllen, obgleich dieses gerade heute bei klarem Himmel nicht der Fall, und der fellene Blick ganz unbeschränkt auf die höchsten Spitzen gestattet ist, wie sie aus dem Grau der Luft gleich einem ewigen Winterland weiß und kalt hervortreten. An mehreren Stellen kommen sie so nahe zur Straße heran, daß man erkennen kann, wie dort oben ein dichter Schnee sich zwischen die Klüften und Schluchten auf die Felsblöcken und Bergplatten legt, während unten im Thale die Sonne das Gras sengt.

Je tiefer der Berg sich hinabzieht, desto enger treten die wilden Gebirgsmassen zusammen, und bilden zwischen sich Schluchten, die in die Tiefe reichen, und enge Spalten, die sich in den seltsamen Biegungen durch die zerrissenen und vielfach zerklüfteten Felsen ziehen. Auf der andern Seite dieser kleinen Hochebene stürzt ein Waldbach von den beschäumten Höhen herab, seine brausenden Wellen durch eine enge Oeffnung hervordrängend, von Fels zu Fels mit Ungestüm den tiefen Fall herabschäumend, die untere Gegend mit thanigem Geflöber tränkend. Nur so weit dessen Wasser das Land berührt, keimt frisches, lieblich grünendes Gras hervor, und wachsen einige Pflanzen mit weißen und farbigen Blüthen, bis endlich thalabwärts nach und nach eine üppigere Vegetation den Uebergang zur fruchtbaren Landschaft vermittelt. Die Felsen treten hier immer mehr zurück, und dunkle Tannen und Fichten stehen erst einzeln, dann gruppenweise, dann dichtgedrängt, schweigend und düster zu beiden Seiten der Straße, welche in vielfachen Windungen in die Ebene hinabführt.

Aus einer jener finstern Schluchten trat eine alte, ärmlich gekleidete Frau hervor, gebückt, mit langsamen Schritten umhergehend, hin und wieder etwas aufhebend und in einen alten zerbrochenen, vielfach ausgebesserten Weidenkorb legend. Jetzt kam sie auf den Vorsprung des Berges und sah hinab in das Thal, das in bläulicher, ungewisser Tiefe unter ihr lag.

Eine Weile blieb sie so stehen, anhaltend hinabsehend, indem sie ihre Augen durch Vorhalten der Hand vor den blendenden Strahlen der Sonne schützte, — dann murmelte sie vor sich hin: So oft ich auf die Höhe komme, finde ich, daß meine Augen schwächer werden, denn immer weniger reichen meine Blicke hinab in das Thal und bald wird ein undurchdringlicher Schleier mir Alles verhüllen, was mich sonst ergötzte! — Nun, wie Gott will, — es hat auch dieses seine Vortheile, denn, wenn ich die schöne und fruchtbare Gegend da unten nicht mehr sehe, da beschleicht auch die Sehnsucht danach nicht mehr mein Herz, und ich kann keinen Vergleich mit früheren Zeiten anstellen, was mich doch jederzeit schmerzte und oft unzufrieden mit meiner Lage machte, die zu ändern einmal nicht in meiner Macht liegt. Nun, wie der liebe Gott will, ich bin ja zufrieden und murre nicht, sondern bin dankbar, daß es mir in meinen alten Tagen so gut geht; die paar Jahre, die ich vielleicht noch zu leben habe, werde ich wohl zubringen können, ohne

Digitized by Google

die Gegend zu ſehen, die ich doch nur einmal im Jahre beſuchen konnte! Ich darf nicht länger ſäumen, wenn ich nach Hauſe will, ehe der Abend herbeikommt; ich bin müde von dem Bergſteigen, aber das Hinabklättern fällt mir doch noch ſchwerer, und leicht könnte ich mich verſpäten!

Jetzt drehte ſich die Alte um und begann in die Schlucht zurückzuklettern, aus welcher ſie heraufgekommen war. Plötzlich blieb ſie jedoch ſtehen, richtete ſich aus ihrer gebückten Stellung hoch auf und lauſchte mit zurückgehaltenem Athem nach der rechten Seite hinab.

Ich höre noch beſſer als ich ſehe, fuhr ſie laut zu denken fort, und ich ſetz: meinen ſo mühſam geſammelten ſchönen Kräutervorrath zum Pfande, in einigen Minuten kommt ein Reiter hier vorbei. Ganz deutlich höre ich den weitausholenden Hufſchlag eines Pferdes. Da möchte ich doch wiſſen, was den in dieſe unwirthbare Gegend ſo hoch heraufbringt und wohin er will. Eile muß er haben, denn das geht in hellem Galopp und dazu den ſteilen Berg herauf! Wie ſchnell geht das voran, und wie der Wind kommt es näher und näher. Ich will mich doch verbergen, denn man kann nicht wiſſen, wer es iſt, — mit rechten Dingen geht das nicht zu.

Kaum hatte ſich die alte Frau hinter einen Felſen geſtellt, als ſie mit Erſtaunen ein Pferd vorbeiſprengen ſah, auf dem ein Weib ſaß. Dieſes trieb das durch die fürchterliche Anſtrengung ſichtbar außerordentlich ermattete Thier zu fortwährend raſchem und immer raſcherem Laufen mit wiederholten Stockſchlägen an. Im Augenblicke war die flüchtige Erſcheinung vorüber; — die Alte kam mit ſchnellen Schritten aus ihrem nahen Verſtecke hervor, als ob ſie im Sinne habe, der Reiterin zu folgen: — da durchzitterte die Luft ein heller Schrei, den das hundertfältige Echo der Felſen erſt laut, dann ſchwächer und immer ſchwächer wiederholte, bis er endlich in weiter Ferne erſtarb.

Haſtig kletterte die Alte an einer Klippe in die Höhe und ſtrengte ſich an, nach der Gegend zu ſehen, wohin die Reiterin geſprengt, und woher der Schrei, der wohl jedenfalls damit in Verbindung ſtand, gekommen war. Sie befürchtete, bei dem unſinnigen Jagen auf der durch darliegende Steine und hervorragende Wurzeln ſehr gefährlichen Straße werde ſich wohl ein Unglück zugetragen haben. So war es auch, denn kaum konnte ſie auf die Straße hinüberſehen, als das reiterloſe Pferd wieder zurück rannte, und um die Ecke biegend in wilden, raſenden Sprüngen den Berg hinab tobte. Sie ſtieg ſo ſchnell ſie konnte wieder herunter und nach der Gegend hin, wo das Unglück ſich ereignet hatte. Kaum hundert Schritte von jener Stelle traf ſie die Reiterin leblos auf dem Boden liegend an.

Es war ein junges Mädchen, wenn das Auge nicht täuſchte; die ſchönen regelmäßigen Züge des zarten blaſſen Geſichtes waren von braunen Locken umwallt, — aus einer leichten Stirnwunde quoll Blut hervor und rieſelte über die Wange der Ohnmächtigen, die nicht weiter verletzt und nur von dem heftigen Sturze betäubt ſchien. Noch hatte die Alte ihre Unterſuchung nicht beendet und eben ſo wenig Anſtalten zur nöthigen Hilfeleiſtung getroffen, als ein entfernter Lärm, der von Sekunde zu Sekunde näher kam, ſie aufmerkſam machte. Sie hörte wieder flüchtigen Hufſchlag — ſollte das Pferd wieder zurücklaufen? das war nicht wahrſcheinlich, — der Hufſchlag verdoppelte ſich — es waren mehrere Pferde — ſie dachte ſogleich an eine Verfolgung des ſchönen Mädchens, das zu ihren Füßen lag, — mit Aufwendung aller Kräfte hob ſie die Verunglückte in die Höhe, ſchleifte ſie aus dem Wege in ein nahes Gebüſch und legte ſie da nieder, indem ſie ſich ſelbſt, um nicht geſehen zu werden, daneben ſetzte. Kaum war das geſchehen, als ſie zwei Reiter vorbeiſprengen ſah.

Erſt als ihr lauſchendes Ohr keine Hufſchläge mehr vernahm, beſchäftigte ſie ſich wieder mit der Geretteten. Sie fand in einer Taſche derſelben ein Tuch, mit welchem ſie die Stirnwunde verband, nachdem ſie dieſelbe vorher ausgewaſchen hatte. Mit Hilfe des Waſſers gelang es ihr endlich, wieder Leben in die Ohnmächtige zu bringen; — dieſe ſchlug die Augen auf und ſagte wild umherblickend:

Gerechter Himmel! Wo bin ich? Was iſt mit mir vorgegangen? Sie ſprang auf, ſah ſich nach allen Seiten ängſtlich um, und fragte: Wo ſind Sie? Wo iſt mein Pferd? Werden ſie nicht hieher kommen? Ich muß fort — ich muß ſchnell weiter!

Jetzt griff ſie an ihre Stirne, die ſie wohl ſchmerzte, und fühlte den Verband: Ach ja, ich bin geſtürzt, das Pferd ſtieß an einen Stein und fiel, und ich —

Seien Sie ruhig, liebes Kind! tröſtete die Alte das klagende Mädchen: Ihre Verfolger ſind da vorbeigeritten und wohl ſchon weit von hier. Die werden Sie gewiß nicht finden, wenn Sie bei mir bleiben und mit mir gehen wollen!

Das Mädchen ſah die Alte mit großen Augen an und ſagte: Ich ſoll bei Euch bleiben — und ſoll mit Euch gehen? Ihr wollt Euch meiner annehmen und mich ſchützen vor meinen Feinden? Kennt Ihr mich denn? Wißt Ihr, wer meine Feinde ſind?

Ich kenne Sie nicht, und eben ſo wenig Ihre Verfolger, antwortete die Alte; Sie ſind unglücklich, Sie haben Hilfe nöthig, mehr brauche ich nicht zu wiſſen. Ihr Name und Ihr Schickſal ſind Nebendinge, von denen wir ſpäter einmal ſprechen können, wenn es Ihnen recht iſt, — fragen werde ich weder jetzt noch ſpäter darum!

Ach ja! Ich bin recht unglücklich, ſagte das Mädchen laut weinend und die Hände ringend. Ich weiß nicht, was ich anfangen und wo ich hingehen ſoll, — und doch habe ich nichts Böſes gethan!

Das wird ſich Alles finden, erwiderte die Alte. Jetzt dürfen wir aber nicht länger zögern, denn hier ſind wir nichts weniger als ſicher, indem jeden Augenblick Leute daherkommen und uns ſehen können.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Epaven.

1720.

(Fortſetzung.)

2.

Am andern Tage zog ſich gegen Abend ein Gewitter am Himmel zuſammen; ein drückender Wind erhob ſich von Zeit zu Zeit; die Gipfel des Carbets waren in einen dichten, ſchwebenden Nebel eingehüllt; dichte ſchwarze Wolken erhoben ſich raſch von der Seite des Meeres, und verbreiteten ſich über den Ajur, der plötzlich finſter geworden war: die Sonne ging röthlich und ohne Strahlen unter, und in der Tiefe der Wälder hörte man ein dumpfes, unaufhörliches Geräuſch, ähnlich dem von übergetretenem Gewäſſern.

„Halt!“ rief Frau v. Rebeliere in ihrer Hängematte, und alſobald hielt der ganze Zug ſtill. Der Anblick dieſer Caravane war ſehenswerth. Ein Führer leitete den Vortrab, der aus fünf oder ſechs Schwarzen von koloſſaler Statur beſtand, die mit Beilen und Flinten bewaffnet waren; dann kamen Frau v. La Rebeliere und Cäcilie, die in ihren Hängematten von ſtarken Sklaven getragen wurden, die ſich alle halbe Stunden ablöſten; einige Negerinnen und Maulthiertreiber ſchloſſen den Zug.

Zu dieſer ſpäten Stunde des Tages befanden ſich die Reiſenden am Fuße des Carbets in einem engen Thale, das von dichtem Buſchholz begränzt war. Der Weg, in welchem ſich große Kieſelſteine und dichtes Gras angehäuft hatten, war augenſcheinlich ein ausgetrocknetes Strombett. Tiefe Stille herrſchte in dieſer Einſamkeit, deren Entſetzen durch die Finſterniß der Nacht vermehrt werden ſollte.

„Sind wir noch weit von den heißen Quellen?“ fragte Frau v. La Rebeliere beſorgt.

„Noch ein Viertel des Weges, Herrin,“ antwortete der Führer, „aber es regnet jenſeits der Berge, die Bäche werden, gleich dem Meere, anſchwellen, und wir laufen Gefahr, von dem Waſſer fortgeſchwemmt zu werden, wenn wir durch den Bach gehen.“

„Wir müſſen durch einen Bach?“

„Bei ſchönem Wetter geht einem das Waſſer bis an die Knöchel, aber heute Abend treibt es vielleicht Felſen und große Bäume.“

„So müſſen wir dieſe Nacht diesſeits zubringen und erſt morgen weiter gehen.“

„Morgen,“ rief Cäcilie, „aber wo bleiben wir denn dieſe Nacht?“

„Man wird unſere Hängematten unter Bäumen aufhängen,“ erwiederte Frau v. La Rebeliere, indem ſie ruhig und unbeſorgt zu ſcheinen ſuchte; aber in der Tiefe ihrer Seele bereute ſie es, den Zufällen dieſer Reiſe getrotzt zu haben; denn ſie fürchtete ſich ſehr, die Nacht unter freiem Himmel in dieſer öden Wildniß zuzubringen.

„Herrin,“ hob der Führer mit demſelben ſorgenloſen und unterwürfigem Tone wieder an: „es wäre vielleicht nicht gut, hier Halt zu machen; der Wald iſt ſehr dicht, es ſind Schlangen hier, und wenn das Waſſer ſteigt, ſo bringt es auch hierher; wir müſſen uns wieder auf den Weg machen, ein wenig weiter iſt eine Pflanzung.“

„So geh' doch zu,“ fiel ihm Eleonore ſchnell in die Rede; „warum haſt Du das nicht gleich geſagt, großer Tölpel! O, ich habe einen böſen Augenblick gehabt. Faſſen Sie Muth, liebe Cäcilie, es iſt eine Pflanzung in der Nähe, wo wir Gaſtfreundſchaft, gute creoliſche Gaſtfreundſchaft finden werden.“

„Sie kennen alſo die Leute dort?“ fragte das junge Mädchen.

„Nicht im mindeſten, aber das thut nichts, man wird uns von ganzem Herzen aufnehmen; die Reiſenden ſind den Pflanzern immer willkommen; das iſt auch ganz natürlich in einem Lande, wo es keine Gaſthäuſer giebt.“

Der Führer hatte noch mehr geſprochen; am Ende des Thales auf einer Anhöhe, zu welcher man auf einem beſchwerlichen Wege emporſteigen mußte, und welche durch die unerſteigbaren Gipfel der Berge beherrſcht wurden, zeichneten ſich die weißen Wände einer Pflanzenwohnung auf den dunklen Schatten des Waldes ab. Der Tag war mit dem letzten Sonnenſtrahle verſchwunden, denn in jenen Climaten giebt es keine Dämmerung; Licht und Finſterniß folgen faſt ohne Uebergang aufeinander. Die Reiſenden erklommen langſam den Abhang, längs welchem große Bäume ſymmetriſch gepflanzt waren. Plötzlich ſah man am Ende dieſer Allee eine Fackel ſchimmern.

„Wir ſind am Ziele,“ rief Eleonore.

„Gott ſegne die guten Leute, welche uns aufnehmen werden!“ ſagte Cäcilie mit einem Gefühle von Dankbarkeit und Freude; „o, ich hatte große Furcht.“

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Pſchorr's berühmter Keller in der Baierſtraße in München, das Ziel aller Münchner Biertrinker, wurden, daß ſie an den Bahnhof ſtoßen und zu deſſen Erweiterung ſich als nothwendig erwieſen, von der Direktion der Verkehrs-Anſtalten requirirt. Da jedoch die Beſitzer ſich von den ausgedehnten Gebäuden, die bereits ſeit etwa 40 Jahren in ihren Händen ſind, nicht trennen wollten, wurde das zwangsweiſe Entäußerungsverfahren gegen ſie eingeleitet, ſo daß Mitte dieſes Monats der Staat, Eigenthümer dieſer Beſitzung wird.

(Die Braut vergeſſen.) In der jüngſten Faſtnacht ſollte die Trauung zwiſchen einem Schloſſergeſellen und ſeiner Braut in einer Vorſtadtpfarre Wiens ſtattfinden. Die Hochzeitsgäſte waren vor der kirchlichen Einſegnung ſchon luſtig bei einem Glas Bier, endlich ſetzten ſie ſich in die zwei bereitſtehenden Wagen, um aus der entlegenen Vorſtadt in die Kirche zu gelangen. Als ſie da an-

Digitized by Google

kamen, wurde die Braut vermißt. Die im ersten Wagen saßen, glaubten, sie sitze im zweiten und die im zweiten vermutheten sie im ersten. Der Bräutigam fuhr nun zurück und fand seine Braut in der Ecke der Stube — schlafend.

(Ein zweiter Esau.) Am 21. Januar gebar die Gattin eines Wiener Privatbeamten einen Knaben, welcher an den Backen Haare hat, die vollständig einem Barte gleichen. Der kleine, so früh schon die Spuren der Männlichkeit zeigende Weltbürger befindet sich frisch und gesund.

In einer Spielhölle in der Charlottenstraße in Berlin hatten die Spieler die Röcke ausgezogen, weil es ihnen bei ihrer Arbeit zu heiß wurde. Es wird fortgespielt bis nach Mitternacht. Da öffnet sich die Thür und herein tritt die Polizei, den Spielerclubb aufzuheben. Wie der Blitz springen die Spieler auf, einige zum Fenster, die anderen zu einer Hinterthür hinaus. Die Polizei läßt sie laufen, nimmt ruhig die Geldrollen und die Röcke in Beschlag und entfernt sich. Die Polizisten waren verkleidete Spitzbuben.

Wiener Blätter berichten von einem Todesfalle durch eine Stahlfeder. Ein junger Mann, Namens Weidhoffs, verletzte sich mit der Spitze einer Stahlfeder, die er bei sich in der Tasche trug, an der Hand und diese unscheinbare Verletzung veranlaßte die traurige Folge, daß der junge Mann am hinzugetretenen Brande starb.

Einer, dem jede Regierungsform recht ist.

(Zu sich:) Ich bin ein absonderlicher Kauz; ein helles Zimmer, bequeme Einrichtung und schöne Aussicht, die muß ich haben, lieber ein Paar Gerichte mehr; aber nachher muß ich mei' Ruh' haben. Ich seh' lieber Vormittag's zum Fenster naus, daß ich den Nachmittag für mich habe und geh' lieber die ganze Woche spazieren, nur nicht Sonntags arbeiten.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 29:

„Fort mit Schaden."

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Rebus.

Beilage zum Extra-Pollaisen. N.S.R. des Würzburg Stadt u. Landboten

Digitized by Google

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 33. Dienstag den 18. März. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Kommt! kommt! rief das Mädchen hastig, und wollte in den Wald hineinlaufen, jene aber sagte:

Hierher, mein Kind! Dort oben in dem Wege steht mein Korb mit heilsamen Kräutern, die ich den ganzen Tag über gesucht habe; den muß ich mitnehmen, und dorthin geht auch der Weg nach meiner Hütte.

Sie gingen nun mit einander nach der Schlucht, wo der Korb der Alten stand; — das Mädchen trug ihn und eilte den stellen, durch die hohen Felsen in vielfachen Windungen ziehenden schmalen Weg hinab. An einzelnen Stellen, wo tiefe Löcher und Spalten oder große Steine den Fußpfad beengten, so daß der alten, ohnedies ermüdeten Frau das Gehen beschwerlich wurde, unterstützte sie dieselbe, und als endlich die Breite des Weges es gestattete, daß Beide neben einander gehen konnten, führte sie sie beständig, und erleichterte ihr das Gehen so viel als möglich.

So waren sie mehr als zwei Stunden mit einander immer abwärts gegangen, und schon war die Dämmerung hereingebrochen, als sie an einer Hütte ankamen, welche die Alte als die ihrige bezeichnete. Sie stand am Ausgang eines Waldes und war auf drei Seiten von hohen Bäumen umringt, kunstlos aus rohen, unbehauenen Balken gezimmert, deren Zwischenräume, mit Erde ausgefüllt, nothdürftigen Schutz vor den Unbilden der Witterung gewährten.

Das ist meine Wohnung, sagte die Alte, nachdem sie eingetreten waren. Ihrer Kleidung, Ihren zarten Händen und dem feinen Gesichte sehe ich an, daß Sie Besseres gewöhnt sind — im Fall der Noth kann man sich aber auch mit Wenigem begnügen, und ich kann es nicht besser bieten, als ich es selbst habe. Satt zu essen und nicht von dem Schlechtesten sollen Sie bekommen, und sicher vor Verfolgung sind Sie auch hier; Sie können so lange hier bleiben, als es Ihnen gefällt, und können fortgehen, wann Sie wollen. Ich will jetzt eine Suppe kochen zum Nachtessen; — mein Sohn wird auch bald kommen und recht hungrig sein!

Sie sah zuerst nach der Stirnwunde ihres Schützlings und legte einen frischen Verband an. Das hat keine Bedeutung, sagte sie, und wird in ein paar Tagen geheilt sein, ohne eine Spur zurückzulassen. Dann ging sie in den Vorplatz, wo ein kleiner Herd aus übereinandergelegten Steinen gebildet war, über welchem ein Kessel hing, unter dem bald ein helles Feuer loderte.

Das Mädchen sah sich jetzt in dem Stübchen um, es waren die Wände ganz roh, der Boden festgestampfte Erde, ein kleines Fenster nothdürftig eingepaßt. In der Ecke stand eine gezimmerte Bettstelle, ebenso waren ein kleiner Tisch und einige alte Stühle da. Diese höchst ärmlichen Gegenstände und noch ein Kasten bildeten sämmtlichen Hausrath; doch herrschte überall große Reinlichkeit.

Auf einen der Stühle hatte sich das Mäden gesetzt, tiefe Seufzer hoben seine Brust, es verhüllte mit seinen kleinen weißen Händen das Gesicht und ließ den gewaltsam hervortretenden Thränen freien Lauf.

So mochte wohl eine halbe Stunde vorübergegangen sein, da hörte es auf dem Vorplatz sprechen, und bald darauf trat die Alte mit einer Schüssel dampfender Suppe herein und hinter ihr ein großer, kräftig aussehender Mann, der zwischen 40 und 50 Jahre alt sein mochte, und einen grauen Rock mit grünem Kragen und Aufschlägen anhatte.

Mein Sohn! sagte die Frau, worauf sich alle Drei um den Tisch setzten. Das Mädchen fand die Suppe zwar recht schmackhaft, aß aber nur wenig davon.

Nach dem Essen führte die Alte ihren Gast in die

Digitized by Google

Kammer, wo in einer Ecke ihr Bett ſtand, und in der anderen Ecke ein Lager von Stroh, Laub und Moos aufgeſchüttet war. Sie legte einen Teppich darauf und einige Stücke ihres Bettes, und bereitete ſo ein weiches Lager für das Mädchen.

2.

Martha, ſo hieß die Alte, trocknete zum Theil die geſammelten Kräuter, zum Theil bereitete ſie daraus, indem ſie dieſelben kochte und mit allerlei Ingredienzien vermiſchte, allerlei Salbenpflaſter und ſonſtige Arzneimittel, denn ſie war in der ganzen Gegend als eine vielerfahrene Heilkünſtlerin ſeit einer langen Reihe von Jahren bekannt. Es wurden ihr deßhalb von allen Seiten täglich Lebensmittel, ſo viel ſie deren bedurfte, gebracht, und gegen ihre Heilmittel ausgetauſcht, während es ihr auch nicht an Geld fehlte. Ueberhaupt lebte ſie beſſer, als es der dürftigen Wohnung nach zu ſchließen den Anſchein hatte, und ſo war auch die Schlafkammer — in welche freilich außer ihr und dem Mädchen niemand kam — beſſer eingerichtet als die Wohnſtube, und enthielt namentlich ein ganz gutes Bette.

Es vergingen mehrere Tage; das Mädchen ſuchte ſeiner Retterin ſich ſo gefällig wie nur immer möglich zu bezeigen, und half ihr bei allen Arbeiten mit vielem Geſchicke. Die Nachmittage ſaßen ſie vor der Hütte auf einer Raſenbank, und oft erzählte die Alte allerlei Geſchichten aus längſt vergangenen Tagen, beſonders aus ihrer Jugendzeit, die ſie in ferner Gegend zugebracht hatte, denn der Norden Deutſchlands war eigentlich ihre Heimath.

Sie ſuchte auf dieſe Weiſe ihren jungen Gaſt zu zerſtreuen, der ſo unglücklich zu ſein ſchien. Das arme Mädchen wälzte ſich Nachts faſt immer ſchlaflos auf ſeinem Lager umher, und ſo oft es am Tage allein war, brachen unaufhaltſam Thränen aus ſeinen Augen hervor, und vielfache ſchwere Seufzer, welche ſich ihrer gepreßten Bruſt entrangen, ſowie eine beſtändige fieberhafte Unruhe waren unverkennbare Beweiſe ihres gedrückten Seelenzuſtandes. Sie ſchentte jedoch dieſen Erzählungen der gutmüthigen Alten nur eine ſehr getheilte Aufmerkſamkeit, und nur einmal wurde ihr Intereſſe in hohem Grade angeregt, als ſie ihr nachſtehenden Vorfall mittheilte:

Vor vielen Jahren, ich weiß nicht wie lange es her iſt, ich war damals noch bei meinen Eltern, und es wird ſomit wohl in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts geweſen ſein, als faſt in allen Ländern Krieg geführt wurde, da ging ich einmal in das Holz. So nannte man es bei uns, wenn wir Kinder armer Leute in den Gemeindewald gingen und dürres Holz ſammelten, das wir zur Feuerung nach Hauſe trugen. Meine Eltern waren nämlich gar arm, ſie wohnten draußen im Reiche und nährten ſich mühſam im Taglohn. Es war ein gar ſtrenger Winter eingetreten, der Schnee lag überall einige Fuß hoch, und in den Hohlwegen, wo der Wind ihn zuſammengeweht hatte, konnten Menſchen und Pferde nicht durchkommen. Wir jungen Leute, ich mochte wohl 16 oder 17 Jahre alt geweſen ſein, vielleicht auch ein paar Jahre älter, ich weiß es, wie geſagt, nicht mehr recht, denn es iſt ſchon lange her, und jetzt, da ich ſo alt bin, verläßt mich oft mein Gedächtniß, wir jungen Leute alſo mußten in jeder Woche zwei- oder dreimal in den Wald, und da ſuchten wir über Aecker und Wieſen hin die beſten Stellen aus, wo der Schnee am wenigſten aufgehäuft war, weil eben der Wind ihn da weg und in die Hohlwege geweht hatte. In dem Walde angekommen, zerſtreuten wir uns nach verſchiedenen Richtungen hin und ſuchten emſig nach dürrem Holze. Ich war ein munteres, raſches Ding und war bald in meinem Eifer den anderen laut voran, als plötzlich lauter Hilferuf aus weiter Ferne her in mein Ohr ſchallte. Ich eilte ohne zu überlegen dem Rufen nach und kam an eine Stelle, wo eine hochbeladene, mit vier Poſtpferden beſpannte Kutſche umgeſtürzt zu Boden lag. Daneben ſtand der Herr Graf und ſeine Gemahlin, der Herr des Dorfes, in dem meine Eltern wohnten. Sie waren in der Reſidenz, wo vor einigen Wochen die Beerdigung des alten Grafen ſtattgefunden hatte, und wollten die Trauerzeit zurückgezogen von dem Geräuſche der Welt auf ihrem Schloſſe Eulenbuch, das etwa drei Stunden jenſeits unſeres Dorfes lag, zubringen. In der Stadt mochte man ſich wohl keine Vorſtellung davon machen, wie 20 Stunden weiter nach Norden hin das Wetter die Wege hin aufzufahren und gefährlich gemacht habe, ſonſt hätten ſie die Reiſe mitten im Winter gewiß nicht unternommen. Der Poſtillon, welcher den Wagen fuhr, ſah bald ein, daß er durch den Hohlweg nicht kommen könne, — er lenkte deßhalb auf die Seite, um neben her zu fahren, hatte aber das Unglück, die Kutſche umzuwerfen. Die Frau Gräfin hatte dabei ein Bein gebrochen! Daher der Hilferuf des Poſtillons und des Bedienten.

Der Herr Graf war in fürchterlicher Wuth, denn er war ungemein hitzig und jähzornig. Er tobte und ſchrie in einem fort, und drohte den Poſtillon zu erſchießen, ſo daß dieſer die Flucht ergriff, wodurch die Noth noch vermehrt wurde.

Ich erhielt den Auftrag, gegen gute Belohnung ſo ſchnell wie möglich einige Leute zur Hülfeleiſtung herbeizurufen, ſprang in das Dorf zurück und erzählte meinem Vater den Unfall. Während nun dieſer mit einigen Nachbarn hinaus in den Wald nach der von mir genau bezeichneten Stelle eilten, lief ich in das einzige in dem Dorfe befindliche Wirthshaus, und bereitete deſſen Bewohner auf die bevorſtehende Ankunft der hohen Gäſte vor. Zum Unglücke — aber vielleicht zum Glücke für mich — lag die Wirthin krank zu Bette. Ich brachte deßhalb auf Erſuchen der Frau die Oberſtube in die Reihe, überzog das Bett mit friſchem Linnen, fegte den Staub von Tiſch und Stühlen, und machte ein luſtiges Feuer in den Ofen.

Als endlich die Kutſche ankam, waren der Herr Graf

Digitized by Google

und seine Gemahlin sehr erfreut, daß alles so gut eingerichtet, und besonders, daß die Stube schon warm war. Sie lobten mich sehr und die Frau Gräfin wünschte mich zur Dienstleistung zu behalten, bis ihre Dienerschaft herbeigerufen wäre. Es war nämlich eine andere Kutsche mit der Dienerschaft eine Stunde vorausgefahren, um früher auf dem Schlosse anzukommen und das Nöthige zum Empfange der Herrschaft vorzubereiten. Alsbald waren zwei reitende Boten fortgeschickt worden, der eine um die Dienerschaft zurückzurufen, der andere um einen geschickten Doktor aus der Stadt zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Epaven.

1720.

(Fortsetzung.)

Der Führer klopfte an die Thüre, welche nur vermittelst eines hölzernen Drückers verschlossen war; sogleich erschien eine alte Negerin. Frau v. La Rebeliere war aus ihrer Hängematte gestiegen.

„Wo ist der Hausherr?“ fragte sie im Eintreten.

Die Negerin stieß eine Thüre auf, und zeigte mit dem Finger auf ein Gemach. Frau v. La Rebeliere trat ein, und Cäcilie folgte ihr; beide standen still bei dem Anblick eines Mannes, welcher ihnen entgegen kam. Die junge Frau hielt mitten in einer graziösen Verbeugung ein, und nachdem sie einen raschen Blick auf die Person des Pflanzers geworfen hatte, sagte sie erröthend:

„Ich bin Frau v. La Rebeliere, und reise nach den heißen Quellen; das schlechte Wetter hat mich auf dem Weg überfallen, und ich bitte um gastliche Aufnahme für diese Nacht.“

Auf Eleonorens bestimmtes und lakonisches Begehren, welches in dem creolischen Kauderwelsch gemacht worden war, verbeugte sich der junge Mann ehrfurchtsvoll, und erwiederte in sehr gutem Französisch:

„Ich schätze mich glücklich, gnädige Frau, Ihnen ein Asyl anbieten zu können; alles steht hier zu Ihren Befehlen; belieben Sie sich nieder zu lassen, Sie müssen ermüdet sein.“

Mit den ungezwungenen höflichen Manieren eines Edelmannes aus jener Zeit ließ er Stühle zurecht rücken, und ertheilte Befehle wegen der Aufnahme des Gefolges, das außerhalb geblieben war. Die junge Frau war ganz verdutzt; sie setzte sich nieder, ohne etwas zu sagen. Cäcilie rief:

„O mein Herr, wie glücklich sind wir, hier ein Obdach gefunden zu haben.“ Eleonore stieß sie leise mit dem Ellenbogen an, und sah sie unvermerkt an, gleichsam um ihr anzudeuten, daß sie etwas Unpassendes gesagt habe; das Mädchen schwieg erstaunt und sah sich mit einiger Besorgniß um; aber alles, was sie umringte, bot einen friedlichen, beruhigenden Anblick dar. Es war um die Stunde des Abendessens; ein Tisch mit einem einzigen Gedecke stand in der Mitte des Zimmers, und mit einem noch seltenen Luxus in den Colonien, mit Caraffen, Krystallgläsern und Porzellaintellern versehen. Sonst war das Gemach sehr einfach ausmöblirt; Fackeln von Lichterholz erleuchteten es mit einem röthlich unsäten Lichte; getrocknete Pflanzen, ausgebalgte Vögel, und die Häute von einigen wilden Thieren bekleideten die Wände; mitten in dieser sonderbaren Ausschmückung sahen zwei schöne Männerportraits in der Tracht Ludwigs XIV. in seidenen Röcken, Spitzenmanschetten und großen Perücken lächelnd aus ihren goldenen Rahmen herab.

„Ich hoffe, gnädige Frau, daß Sie dem einfachen Abendbrod, welches man Ihnen auftragen wird, Ehre anthun werden,“ sagte der Pflanzer, indem er der Negerin ein Zeichen gab, welche gekochten Reis und geröstete Bananen herbei brachte, ein zweites Gedeck aufzulegen, demjenigen gegenüber, welches bereits auf dem Tische war.

„O ja, sehr gerne, denn ich habe großen Hunger,“ antwortete Frau v. La Rebeliere, indem sie mit einem leichten Kopfnicken dankte; „und Sie auch, liebe Cäcilie, Sie sind ja fast noch nüchtern. Es war Zeit, daß wir ankamen; wie abscheulich ist es jetzt draußen.“

Das Gewitter war indessen ausgebrochen; Regengüsse schlugen gegen die Fenster; die tiefen Echo's der Gebirge schickten sich unaufhaltsam das furchtbare Gerausch des Donners zu.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Eleonore, über die Furcht ihrer jungen Begleiterin lächelnd, welche sich bebend an sie anschmiegte, „wir sind in Sicherheit, Cäcilie, lassen Sie uns ruhig speisen.“

„Wünschen Sie etwa durch Ihre Negerinnen bedient zu werden, gnädige Frau?“ sagte der Pflanzer. „Soll ich sie rufen lassen? sie sind dort unten in einer abgesonderten Hütte; man wird ihnen augenblicklich Ihre Befehle überbringen.“

„Ich danke,“ sagte Frau v. La Rebeliere, von so viel Höflichkeit und guter Lebensart überrascht. „Mein Gott, wie viele Beschwerden werde ich Ihnen verursachen! ich habe so viele Leute bei mir.“

„Sie sind schon in einer Hütte untergebracht, welche eben leer stand; haben Sie daher keine Sorge, ich werde selber Acht haben, daß sie gut behandelt werden.“

Er ging hinaus.

„Meine Liebe,“ sagte Frau v. La Rebeliere rasch, indem sie die Fragen beantwortete, welche Cäciliens Blicke seit einer Viertelstunde an sie richteten, „wir sind hier bei einem Mulatten.“

„Wie, ein Mulatte?“

„Nun ja, ich hatte es auf den ersten Blick bemerkt, dieser Mann ist kein Weißer. Sie müssen ihn nicht Herr nennen, Liebe.“

„Einen so höflichen Mann von so ausgezeichnetem Aeußeren und feinen Manieren, dessen Haut fast meine Farbe zu haben scheint; wie wollen Sie denn, daß ich ihn nennen soll?“

Digitized by Google

„Ganz kurzweg, bei seinem Namen, wenn Sie ihn wissen werden. Wenn Sie ihn als Herrn behandeln, wie wollen Sie dann einen Weißen nennen? Gnädiger Herr oder Durchlaucht, des Unterschiedes wegen?"

„Dieser Mann ist also von einem Stande weit unter dem unserigen?"

„Freilich, und er fühlt es wohl; sehen Sie, er wird sich nicht mit uns zu Tische setzen, es sind nur zwei Gedecke aufgelegt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Ballnacht in der Remise. Die Pracht der Berliner Opernhausbälle, die auch immer von der königlichen Familie besucht werden, war auch in den Provinzen nicht unbekannt geblieben. Als daher der zweite derartige Ball angekündigt war, machten sich viele reiche Leute auf nach Berlin, um diesem zweiten Subskriptionsball beizuwohnen. Unter diesen Vergnügungen befand sich auch ein Gutsbesitzer mit seiner Ehefrau. Beide Personen waren bereits bei Jahren, die Erzählungen von den Herrlichkeiten des Balles hatten aber doch noch das sonst ruhig rollende Blut in ihnen so in Aufregung zu setzen vermocht, daß auch diese alten Herrschaften lediglich dieses Vergnügens wegen nach Berlin gekommen waren. Sie waren im Hotel de France abgestiegen, hatten sich die nöthigen Billette besorgen lassen, den Wagen des Gasthofes zur richtigen Zeit bestellt und sich etwa gegen 6 Uhr Abends zu einem tüchtigen Diner gesetzt, weil ihnen gesagt worden war, daß es mit den Portionen im Opernhause nicht weit her sei, sie also gut thun würden, sich vor dem Balle ordentlich zu restauriren. Punkt 8 Uhr wurde gemeldet, daß der Wagen vorgefahren sei und im Augenblick darauf rollten die Herrschaften in großer Gala dem Opernhause zu. Sie kamen zur Zeit des größten Andranges der Wagen und es währte daher wohl eine halbe Stunde, in welcher der Wagen theils langsam fahren, theils stillstehen mußte, bevor die Ballgäste vor die Thür des Opernhauses gelangten. Jetzt wurde schnell von einem der dort vorhandenen dienstbaren Geister die Wagenthür aufgerissen; dieser hatte aber keine Zeit, auch den Insassen noch aus dem Wagen zu helfen; er sprang vielmehr eiligst zu einem zweiten und dritten Wagen, die gleichfalls der Entleerung harrten und kehrte zu dem ersten Wagen nach einiger Zeit zurück, die hingereicht hatte, um die Geste daraus steigen zu lassen. Ohne sich weiter um den Inhalt des Wagens zu kümmern, warf der dienstbare Opernhausgeist die Wagenthüre zu und die Kutsche rollte, zur Ecke von den vorhandenen Schutzleuten gemahnt, von dannen und nach Hause. Dort brachte man den Wagen, wie gewöhnlich, in einen verschlossenen Schoppen, die Pferde in den Stall und sich an den Ofen. Es mochte wohl gegen 1 Uhr Morgens sein, Thiere und Menschen schliefen im Hotel de France fest, als sich in dem Schoppen, der den Wagen aufgenommen hatte, ein Skandal erhob, als ob mehrere Personen gemordet würden. Der Portier des Gasthofes weckte seinen Herrn, dieser rief mehrere seiner Leute herbei, man eilte nach dem Schoppen, aus dem das Geräusch kam, in der festen Ueberzeugung, daß entweder Diebe oder Gespenster dort ihr Wesen trieben. Aber noch mehr fast erschrack das ganze Haus, als beim Oeffnen der Thür dasselbe Paar, das der Kutscher des Gasthofes um 8 Uhr in großer Toilette nach dem Opernhause gefahren hatte, in noch größerer Wuth vor dem Wirthe stand. Bald klärte sich natürlich das Erscheinen der Ballgäste an diesem Orte auf. Das Ehepaar ist in seiner Heimath gewöhnt, nach dem Essen etwas zu schlafen; das gute Diner im Gasthofe und das lange Halten in der Nähe des Opernhauses hatten nun den Schlaf, in den die Herrschaften bald nach dem Besteigen des Wagens gewiegt worden waren, so fest gemacht, daß sie das Oeffnen des Wagens nicht gehört, das Aussteigen versäumt, ja selbst keine Ahnung davon gehabt hatten, daß sie nun statt in das Opernhaus in den Schoppen geschoben worden waren. . . So geschehen am 15. Februar 1862 vor dem Opernhause, respektive im Schoppen des Hotel de France in der Leipzigerstraße zu Berlin.

Die Frau eines hohen Administrationsbeamten in Paris konnte neulich nicht der Verlockung widerstehen, einen Opernball zu besuchen. Sie gab dem Manne als Grund ihres späten Ausgangs die Erkrankung einer Tante an, die sie pflegen müsse, hüllte sich in einen Domino und begab sich auf den Ball. Doch dem Manne entging die List keineswegs; er folgte seiner Frau auf den Ball, beobachtete dort jeden ihrer Schritte, ohne von ihr bemerkt zu werden. Als er sah, daß sie sich zur Nachhausefahrt rüste, stieg er rasch in einen Wagen, kam fünf Minuten vor der Gattin in der gemeinsamen Wohnung an und hatte gerade noch Zeit, sich in Eile ins Bett zu legen und zu thun, als ob er im tiefsten Schlafe liege. — Guten Abend, liebe Freundin, wie geht es Deiner Tante? — Ich danke, sie befindet sich besser; es ist nicht so schlimm, als man fürchtete. — Ich bin recht froh, Dich wiederzusehen; denke Dir, ich hatte einen sehr peinlichen Traum; Du hattest mich getäuscht, Du warst auf den Opernball gegangen. Was man für lächerliche Träume hat! Doch Du bist ja da und nun ist Alles gut. Weiter sagte er nichts! Doch das genügte der jungen Frau, die sich insgeheim einer böslichen Verlassung schuldig wußte, einen Schreck einzujagen. Jedenfalls hatte sich der Ehemann sehr klug benommen, die List errathen, über sein Wohl gewacht und doch vermieden, daß es zu einem Auftritt kam, während er seiner Frau zeigte, wie gefährlich es sei, einen Gatten zu täuschen, der die Wahrheit im Schlafe erfährt. Die Dame, durch diese Hellseherei in Aufregung versetzt, begab sich alsbald zu den Somnambulen und Hexenmeistern, um sich das Wunder erklären zu lassen.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 34. Donnerstag den 20. März. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Die Dienerschaft kam, ich wurde aber behalten, und — daß ich es kurz mache: als die Frau Gräfin so weit hergestellt war, daß sie zu Wagen nach ihrem Schlosse gebracht werden konnte, nahm sie mich mit und versprach für mich zu sorgen. Ich war außerordentlich glücklich bei dieser Nachricht; ich konnte freilich das Unglück nicht ahnen, dessen Zeuge ich sein mußte, sonst wäre ich gewiß nicht mitgegangen.

Ich hatte übrigens gute Tage da, wie seitdem nicht wieder, denn die Frau Gräfin war gut gegen ihre Leute. Ich wurde zuerst Stubenmädchen, und als später die Garderobejungfer heirathete, kam ich an deren Stelle.

Wir blieben in dem Schlosse Eulenbuch wohnen, denn der Herr Graf war im folgenden Jahre mit den deutschen Hilfsvölkern nach Spanien gezogen. Wir alle freuten uns über seine Abwesenheit, denn so gerne wir die Frau Gräfin hatten, so sehr fürchteten wir uns vor dem höchst leidenschaftlichen und jähzornigen Mann, der, wenn er in Wuth gerieth, sich selbst nicht kannte, und in diesem Zustande bei jedem geringfügigen Anlasse die härtesten und ungerechtesten Strafen verfügte, was seiner guten Frau, welche ebenfalls darunter leiden mußte, gar vielen Kummer machte und viele Thränen kostete.

So blieb es einige Jahre, ich entsinne mich nicht mehr wie viele, es kommt ja auch nicht darauf an, da trat ein entsetzliches Ereigniß ein. Noch heute nach einem ganzen Menschenalter kann ich nicht ohne Schrecken daran denken. In einer Nacht, ich werde sie nie vergessen, es ist mir gerade so, als ob es erst geschehen wäre, stürzte die Kammerfrau der gnädigen Gräfin aus dem Schlafzimmer derselben, lief mit gerungenen Händen und dem grauenhaften Ruf: Mord! Mord! durch unsere Stube und in dem ganzen Schloß umher. Die ganze Dienerschaft lief zusammen, ich war sogleich in das Schlafzimmer gesprungen, die Gräfin lag wirklich ermordet in ihrem Bette, ein Dolch stack ihr in der Brust! Ich warf mich, meiner Sinne kaum mächtig, laut weinend auf die Leiche der geliebten Frau Gräfin, und küßte ihre Wangen und ihre Hände; — sie war mir eine gütige Herrin, ja sie war mir selbst eine liebevolle Mutter gewesen.

So lag ich noch, als der Dorfrichter herbeikam, und das Schloß mit Sicherheitswache besetzte. Später kam das Criminalgericht und verhaftete die ganze Dienerschaft. Ich mußte mehrere Wochen in dem Gefängnisse zubringen, dann wurde ich entlassen; — die Untersuchung war beendet, ohne daß ich erfahren konnte, welches Resultat sie gehabt hatte.

Ich erhielt die Weisung, in mein Heimathsdorf zu meinen Eltern zurückzukehren. Etwas Anderes blieb mir auch vorerst nicht übrig, wiewohl ich entschlossen war, mir wieder einen ähnlichen Dienst bei einer hohen Herrschaft zu suchen, denn ich glaubte damals den niedern und harten Arbeiten, wie ich sie zu Hause verrichten mußte, nicht mehr gewachsen zu sein.

Mein Vater erzählte mir nun die schreckliche Geschichte. Der Graf wäre in jener Nacht ganz unvermuthet und plötzlich aus Spanien zurückgekehrt und habe, wie man sich wenigstens allenthalben in die Ohren raune, seine Frau in einem Anfalle wüthender Eifersucht, indem er sie der Untreue überwiesen, ermordet, habe aber am andern Tage ihren Liebhaber im Duelle erschossen und sei dann entflohen. Man erzähle sich auch, er habe durch Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht. Das letzte ist mir allerdings glaublich, denn der Graf war so verliebt in seine Frau, daß ihm nach die-

Digitized by Google

ſem Ereigniſſe das Leben zur Laſt ſein mußte. Er ſoll aber noch vorher ein Teſtament gemacht und den Gerichten eingeſchickt haben, — ich weiß es nicht, und habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Es war allerdings nicht Alles richtig in dem Schloſſe, aber ich will Niemand ſchuld ſprechen, denn wir ſind allzumal Sünder. Der Graf mochte wohl Urſache zur Eiferſucht haben, ſeine blinde Leidenſchaft und ſein fräflicher Jähzorn ließen ihm aber nicht Zeit, Alles gehörig zu unterſuchen, ehe er zu der fürchterlichen That ſich hinreißen ließ. Nun — er hat ſich ſelbſt gerichtet und dadurch vor ſpäter und fruchtloſer Reue bewahrt. Ich könnte mehr ſagen — wozu ſoll das aber führen? Ich war meiner Herrſchaft treu, und wenn ſie auch längſt ſchon Beide im kühlen Grabe ruhen, ſo habe ich doch kein Recht, Geheimniſſe auszuplaudern, die ich in meinem Dienſte erfuhr, und die doch in der Hauptſache nichts ändern können. In der andern Welt werden wir wohl wieder zuſammenkommen, da wird Alles klar werden, was ſeit einem halben Jahrhundert mit einem dichten Schleier bedeckt iſt, denn die Unterſuchung ging damals aus, man wußte nicht wie. Es hieß, die gräflichen Verwandten ſeien zuſammengetreten und hätten den König um Niederſchlagung der Unterſuchung gebeten, und das ſei verwilligt worden, der reichen und angeſehenen Familie zu lieb, und weil der ſchuldige Theil doch nicht beizubringen geweſen wäre.

Seitdem ſind, wie geſagt, viele viele Jahre verfloſſen — ich habe aber nichts mehr von der ganzen Geſchichte gehört. Ich kam zu einer Herrſchaft, die mich mit ſich nahm und weit von meiner Heimath zu Hauſe war und ſeitdem kam ich nie mehr in jene Gegend. Bei meiner neuen Herrſchaft blieb ich noch zehn oder elf Jahre, dann heirathete ich einen Förſter, der aus erſter Ehe einen Sohn hatte, — das iſt der Mathes. Ich ſelbſt hatte keine Kinder, der Mathes wollte nicht heirathen, da ſtarb mein Mann und ließ mich in großer Noth zurück. Wir hatten kein Vermögen — was ſollten wir anfangen? Meine Eltern waren längſt todt; doch ſchrieb ich nach Hauſe an Verwandte, — ſie antworteten mir zwar, ſie waren aber eben ſo arm und ich war ſogar noch beſſer daran als ſie, denn ich hatte doch keine Kinder zu ernähren! Da kam eine böſe Zeit, liebes Kind! der Himmel bewahre ſie und jeden Chriſtenmenſchen davor, daß er nicht erfahre, was Hunger iſt! Alle meine Verſuche, wieder einen Dienſt zu erhalten, ſchlugen fehl; — niemand wollte eine alte Frau in Dienſt nehmen, da überall junge Leute genug zu haben ſind. Grobe Arbeiten im Taglohn konnte ich nicht verrichten, — ich war zu ſchwach und meine Hände ſolche Arbeiten nicht gewohnt! Mein Stiefſohn hielt gretzulich zu mir und brachte mir immer ſeinen geringen Taglohnsverdienſt — und da die paar Kreuzer für die Ernährung zweier Menſchen nicht hinreichten, ſo hungerte er oftmals mit mir. Wozu ſollte das aber zuletzt führen? Das ſchlechte und wenige Eſſen entkräftigte den armen Menſchen nach und nach, ſo daß man vorzog, an ſeiner Stelle ſtärkere Arbeiter anzunehmen. Ich war der Verzweiflung nahe, da ſchickte der liebe Gott uns Hilfe.

In dieſer Hütte lebte ein alter Forſtwart mit ſeiner Frau, für den Mathes ſchon öfter gearbeitet hatte. Der Forſtwart ſtarb und hinterließ die Wittwe ebenfalls in großer Noth. Mathes meldete ſich um die Stelle, und erbot ſich, die Wittwe bis an ihren Tod zu erhalten und zu verpflegen, wenn er die Stelle bekomme. Da er gute Zeugniſſe aufweiſen konnte, ſo erhielt er auch die Anſtellung, die zwar nicht mehr als einen mäßigen Taglohn einbringt, der aber das ganze Jahr hindurch, ſelbſt an Sonn- und Feiertagen fortgeht, und da wir zudem freie Wohnung hatten, ſo war unſere Lage viel beſſer, obgleich es uns immer noch nicht ganz gut ging.

Die Wittwe des Forſtwarts war aber geſchickt in Zubereitung allerlei Salben, Pflaſter und ſonſtiger Arzneimittel, und verdiente damit manchen Groſchen, und da ich gerne dabei behilflich war, ſo lernte ich dieſe Kunſt ebenfalls. Vor vierzehn oder fünfzehn Jahren ſtarb die Wittwe, und ich ſetze ſeitdem das Geſchäft allein fort, und zwar mit größerem Glück, ſo daß es uns gegenwärtig, wie Sie ſehen, ganz leidlich geht.

So erzählte die alte Frau. Das junge Mädchen war während dieſer Mittheilung immer aufmerkſamer geworden, hatte mit geſpannter Erwartung zugehört, um kein Wort zu verlieren, und als jene geendet hatte, blieb ſie in tiefes Nachdenken verſunken. Einmal wollte ſie über Einiges, was ihr nicht ganz klar war, Fragen ſtellen, doch beſann ſie ſich wieder und beobachtete den ganzen Nachmittag über ein ungewöhnliches Stillſchweigen.

3.

In dem alterthümlichen Schloſſe des Freiherrn v. Rothenfels wurden die großartigſten Anſtalten zur glänzenden Feier einer Vermählung getroffen. Eine prachtvolle Ehrenpforte war an dem Hauptportal des Schloſſes errichtet, alle Gänge, Thüren und Fenſter des weitläuftigen Gebäudes waren mit Gewinden von Laubwerk und Blumen verziert, auf einem nahen Hügel ſtanden cinige Böller, um das Feſt durch Geſchützesdonner zu verherrlichen; über der Ehrenpforte war eine Tribüne, auf welcher eine zahlreiche Muſikbande ſtand, um die ankommenden Gäſte mit rauſchenden Fanfaren zu bewillkommen, und allenthalben ſah man Arbeiter mit Vorbereitungen zu einem Ball beſchäftigt, während die Diener in glänzender Livree geſchäftig hin und her eilten, theils für Unterbringung der Gäſte ſorgend, theils eine große Tafel zu dem bevorſtehenden Souper herrichtend und den Ballſaal ausſchmückend.

Mathilde, die jugendlich ſchöne Nichte und Mündel des Freiherrn Eduard v. Rothenfels, ſollte mit deſſen Sohn, dem Rittmeiſter Ernſt v. Rothenfels, vermählt werden, — darum dieſe verſchwenderiſchen Anſtalten zu einem Feſt, zu deſſen Verherrlichung der umherwohnende Adel und viele ausgezeichnete Gäſte aus der nahen Stadt eingeladen waren.

Digitized by Google

Die Braut saß noch in ihrem Zimmer — sie war noch nicht festlich gekleidet, aber auch ihr Gesicht sah nichts weniger als festlich aus — ihre Wangen waren bleich und ihre Augen roth verweint. So saß sie auf dem Sopha, während in dem Nebenzimmer die Zofe mit der ausgesuchtesten glänzenden und überreichen Toilette der Gebieterin harrte, um sie zu ihrem Ehrentage zu schmücken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spaven.

1720.

(Fortsetzung.)

„Das ist doch sonderbar!“ sagte Cäcilie, nachdenkend geworden, „jetzt nehme ich seine Gastfreundschaft mit einer Art Reue an; ich denke mir, daß er sich uns gegenüber seiner Stellung wegen gedemüthigt fühlen muß.“ Die Negerinnen kamen herein, um die Damen bei Tische zu bedienen; man setzte sich, aber der Pflanzer erschien nicht. Diese stolze Zurückhaltung gefiel Eleonoren.

„Ich hoffe, daß wir vor dem Schlafengehen dem Besitzer dieser Pflanzung noch gute Nacht wünschen werden,“ sagte sie ganz laut; „ich muß ihm noch meinen Dank abstatten. Gott verzeihe mir, ich hatte noch nicht einmal Zeit, ihn nach seinem Namen zu fragen, so sehr hat er sich beeilert, uns bedienen zu lassen.“

„Er heißt Donatian,“ sagte die alte Femi, indem sie den Kopf vorstreckte; „er ist ein guter Gebieter.“

„Woher weißt Du das?“

Man hat dort unten in der Hütte davon gesprochen.“

„Seine Pflanzung scheint mir beträchtlich, er muß reich sein; wie viel Schwarzen hat er?“

Die Negerin machte ein verneinendes Zeichen und erhob ihre beide geöffneten Hände.

„So viel als ich Finger habe,“ sagte sie, weder mehr noch weniger, alles zusammengezählt; das ist aber einerlei, sie arbeiten mit willigem Herzen, und der Gebieter kann leben.“

Das Essen ward schweigend eingenommen; sobald der Tisch abgeräumt war, kam der Pflanzer wieder in das Gemach. Frau v. La Rebeliere dankte ihm lebhaft für seine gute Aufnahme, und die Augen auf einen leeren Sitz wendend, welcher zwischen ihr und Cäcilie stand, sagte sie:

„Werden Sie nicht den Abend mit uns zubringen?“

Er blieb stehen, die eine Hand auf die Stuhllene gestützt.

„Gnädige Frau,“ sagte er feurig, „willig werde ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen. Ihre Anwesenheit in meiner Einsamkeit ist ein großes Ereigniß für mich. Man muß lange von aller Gemeinschaft mit der gebildeten Welt entfernt gelebt haben, um zu begreifen, was ich empfinde, indem ich Sie französisch sprechen höre.“

Während sich der Pflanzer mit dem reinsten Accent und der Ungezwungenheit eines Mannes aussprach, welcher die Welt kennt, betrachteten ihn Cäcilie und Frau v. La Rebeliere mit einem sonderbaren Erstaunen. Bei dem ersten Anblick war ihnen nur die männliche Schönheit seines Gesichtes aufgefallen; aber indem sie ihm zuhörten, erstaunten sie weit mehr über seine ausgezeichnete Sprache und seine feinen Manieren; es war in jeder Beziehung der bemerkenswertheste Mensch, den sie noch gefunden hatten. Er schien acht und zwanzig bis dreißig Jahre zu zählen; seine hohe, schlanke und wunderbar gut proportionirte Gestalt war edel und anmuthsvoll, seine Züge von einer Regelmäßigkeit, welche an die antiken Typen erinnerte, drückten einen ruhigen Stolz aus; seine glatten glänzenden Haare glichen nur der Farben nach denen der Neger; sein Teint war klar, aber leichte bronzefarbige Schattirungen dehnten sich von den Schläfen nach der oberen Region der Stirne aus, und seine dünnen Lippen hatten eine gewisse braune Blässe. Er war nach creolischer Mode in weiße Beinkleider und eine Jacke von gestreiftem Zeug gekleidet.

„Aber ich bitte, setzen Sie sich doch,“ sagte endlich Frau v. La Rebeliere dringend; „und dann muß ich mich nochmals bei Ihnen entschuldigen wegen alle der Ungelegenheit, welche ich Ihnen verursache. Sie erfüllen aus gutem Herzen die Pflichten der Gastfreundschaft, und ich bin Ihnen dafür erkenntlich. Ist es schon lange her, daß Sie diese Pflanzung bewohnen?“

„Ungefähr ein Jahr, gnädige Frau.“

„Man bemerkt gleich, daß Sie anderwärts, als in dieser Wüste gelebt haben.“

Auf diese indirekte Frage, welche für ein Kompliment gelten konnte, antwortete Donatian nur durch eine Verbeugung.

„Das sind schöne Gemälde,“ sagte Frau v. La Rebeliere, indem sie einen Blick auf die Wand warf; „Jesus, diese Gesichter sind lebendig, man dächte, sie wollten aus ihren Rahmen steigen, um mit uns zu sprechen; es sind wohl Portraits? Welch schöne Physiognomien! Besonders der auf dieser Seite; wie edel und redlich sieht er aus.“

„Ja, gnädige Frau,“ erwiederte Donatian bewegt: „es waren redliche Menschen, edle Herzen.“

„Sie haben sie gekannt? Waren es Creolen?“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Plünderung des kaiserl. Sommerpalastes in Peking durch die Franzosen. Zur Illustration der großen Thaten, welche General Montauban in China vollbracht hat und für die ihm eine Dotation 50,000 Franks zugesprochen werden sollte, theilen wir aus der „Narrative of the North China Campaigne of 1860“, welche der den britischen Expeditionstruppen als Dolmetscher beigegebene Robert Swinhoe verfaßt hat, den Hergang bei der Plünderung des kaiserlichen Sommer-

Digitized by Google

palastes in Peking mit. Der Verf. erzählt: „Als wir uns daran machten, die Merkwürdigkeiten des Palastes in Augenschein zu nehmen, bemerkten wir zu unserm nicht geringen Erstaunen, daß die französischen Offiziere Alles, was ihnen gefiel, einsteckten. Mit fabelhafter Gewandtheit wußten die Herren goldene Uhren und ähnliche Kleinigkeiten in ihren geräumigen Taschen verschwinden zu lassen. Nachdem der General (Montauban) den Leuten zehn Minuten lang gestattet hatte, sich nach Herzenslust zu bepacken, befahl er, daß sie ihm alle folgen sollten, indem er wiederholte: Beute machen sei streng verboten, und er würde es unter keinerlei Umständen gestatten, obschon seine Offiziere es unter seinen Augen unverhohlen thaten. Sodann bemerkte er gegen den Brigadier: vor der Ankunft des englischen Befehlshaber Sir Hope Grant solle nichts angerührt werden. Gerade als wir aus dem Haupthor kamen, trat ein Offizier zu dem General und meldete: man habe einen Chinesen festgenommen, der ein Paar alte Schuhe gestohlen. „Man bringe ihn her!“ rief voller Entrüstung der General. „Haben wir nicht gesagt, Plündern sei strengstens verboten?“ Zitternd kam der Gefangene herbei, und der tapfere General ließ an dem armen Sündenbock seinen Zorn aus, indem er sein Rohr unverdrossen auf seinen Schultern tanzen ließ. Das französische Lager strahlte von Seidenstoffen und Juwelen. Jedermann konnte mir eine Kostbarkeit zeigen und fragte mich nach dem Werth. Ein Offizier hatte eine prächtige Perlenschnur, jede Perle von der Größe eines Schusters, und doch war er so thöricht, die Schnur in Hongkong für 3000 Pfund Sterling zu verkaufen; andere hatten mit Diamanten besetzte Pinseikästchen, mit Perlen eingefaßte Uhren und Vasen. Nach dem Frühstück hatte ich den Berichterstatter des „Moniteur“ nach dem Palast zu begleiten, wo bald darauf Sir Hope Grant mit seinem Stab eintraf. General Montauban hieß ihn willkommen und versicherte ihm bestimmt: es sei nichts aus dem Palast weggekommen; als aber Sir Hope das französische Lager besuchte, konnte er sich sofort von der Unwahrheit der Behauptung überzeugen. Das Plündern dauerte unausgesetzt fort, nur heimlicher, und ein französischer Offizier äußerte hinsichtlich des von General Montauban erlassenen Verbots: „Es bringt uns in eine falsche Lage der General sagt, wir sollen nicht plündern, und doch läßt er es unter seinen Augen geschehen.“ Demnächst kam Lord Elgin und tadelte das Plündern in den strengsten Worten, indem er gerade herausgte: „Auch mir würde gar Manches im Palast anstehen, allein ich bin kein Dieb.“

(Ueber Glasdächer für Bierbrauereien.) Das in Paris erscheinende Journal des Brasseurs enthält in Nr. 49 vom 5. December v. J. einen für Bierbrauer sehr beachtenswerthen Artikel. Der Verfasser desselben, Chatelain, geht darin von der bekannten Thatsache aus, daß die Luft Fermente enthält, in jedem Ferment sich aber unzählige Infusionsthierchen befinden, welche an feuchten, dunkeln und warmen Orten sich beträchtlich vermehren. Nach den in dem ausgezeichneten Werke von Rohart über Brauerekunde dargelegten Erfahrungen bieten die Bierbrauereien in der Regel ganz besondere Gelegenheit zur Vermehrung dieser mikroskopischen Thierchen, da die Räumlichkeiten in der Nähe der Kessel und Kühlschiffe feucht, warm und meist auch dunkel sind.

Da nun die Lebensdauer dieser Thierchen eine sehr kurze ist, und deren Körper mit dem eintretenden Tode in Fäulniß übergehen, so entstehen durch diesen Verwesungsproceß organische Miasmen (die faule Gährung einleitende Fermente), welche, wenn auch von unserem Geruchsorgane nicht bemerkbar, durch die Luft in der Brauerei auf den Gährungsproceß des Bieres einen wesentlichen Einfluß ausüben, indem zeitweise anstatt der weingeistigen die saure Gährung eintritt. Das häufig vorkommende Mißrathen einzelner Sude ist hierdurch leicht erklärlich.

In England, wo dieser Uebelstand zuerst erkannt und zu dessen Beseitigung vielfache Versuche angestellt wurden, erreichte man endlich den Zweck, indem man den Brauereien möglichst viel Licht dadurch verlieh, daß deren Schiefer- und Ziegeldächer durch ein solides Glasdach ersetzt wurden, welchem man eine hinreichende Neigung gab, um das Abtropfen des an seiner Innenseite durch Verdichtung der Dämpfe angesammelten Wassers zu verhindern; in den Firsten wurden überdieß noch Oeffnungen angebracht, um das Entweichen der Dämpfe zu befördern.

Durch dieses Verfahren wurde ein zur Vermehrung jener schädlichen Infusorien unentbehrlicher Factor, die Dunkelheit, und somit der aus der Verwesung dieser Thierchen sich ergebende Uebelstand, nämlich die Erzeugung von Fermenten, welche zunächst die saure Gährung einleiten, entfernt.

Ganz abgesehen von dem auf diese Weise erlangten Vortheile, glauben wir auf einen andern, nicht minder wesentlichen aufmerksam machen zu müssen, welchen diese Bedachung gewährt, und der darin besteht, dem in der Brauerei beschäftigten Personal ein besseres Licht zum Arbeiten zu verschaffen.

Die Glasplatten bis 50 Quatratfuß groß sind billig zu beziehen in der Spiegelmanufaktur und chemischen Fabrik von St. Gobain, Chauny und Cirey in Manuhe im.

Am 15. Februar schiffte sich in New-York ein 21 Jahre alter Mohawk-Indianer, Namens Oronhyatekha, aus West-Canada nach Liverpol ein, um sich von da nach Oxford zu begeben, wo er Medizin studiren will. Er war früher zwei Jahre lang Student im Kenyon-College im Staate Ohio.

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 35. Sonntag den 23. März. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Der alte Freiherr trat jetzt herein, schloß die beiden Thüren, welche in das Zimmer der Braut führten, geräuschlos ab, stellte einen Sessel vor die diesem Beginnen gleichgültig zusehende Jungfrau, setzte sich und begann mit großer Ruhe und gedrückter Stimme:

Es scheint, dein Entschluß habe dich wieder gereut liebe Nichte?

Mathilde antwortete nicht und der Freiherr wiederholte deßhalb nach einigen Minuten diese Frage.

Nie wird mich mein Entschluß reuen, antwortete jetzt das Mädchen, zitternd wie es schien vor innerer Aufregung.

Weßhalb zögerst Du so lange, Toilette zu machen? fragte der Freiherr weiter.

Gerade weil mein Entschluß fest steht, antwortete Jene. Sie kennen meinen Entschluß, Oheim, und es kann Ihnen keinen Nutzen bringen, mein endliches Stillschweigen als Nachgiebigkeit und als Ausdruck meines veränderten Willens anzusehen.

Wäre es so, fuhr der Freiherr fort, so wäre es Unrecht von dir, durch beharrliches Schweigen uns in dem Wahne zu lassen, daß du deinen hartnäckigen, kindischen und durchaus ungerechtfertigten Widerstand aufgegeben habest.

Vielmehr war es Unrecht von Ihnen, erwiderte Mathilde mit erhobener Stimme, indem ihre Wangen sich rötheten, nachdem ich so oft und so entschieden meine Abneigung gegen diese Verbindung ausgesprochen hatte, mein endliches Stillschweigen in dieser Weise auszulegen, und nicht ein deutliches „Ja" von mir zu verlangen. Ich war zuletzt das vielfache laute Protestiren müde, und froh, daß nichts mehr gesprochen wurde, da ich überzeugt sein konnte, daß Sie nie daran denken würden, etwas Weiteres in dieser mich so nahe angehenden Angelegenheit vorzunehmen, ehe ich ausdrücklich meine volle Einwilligung gegeben. Sie hofften aber mich auf diese Weise zu überraschen, und mir das gewaltsam abzudringen, was ich seither und mit allem Rechte so beharrlich verweigerte. Deßhalb wurden alle diese Anstalten so heimlich getroffen und Alles auf diese Weise vorbereitet, um mir den Rückweg gewissermaßen unmöglich zu machen, weil man glaubte, ich würde vor dem Eclat zurückschrecken, den meine fernere Weigerung nothwendig nach sich ziehen muß, — es ist aber nicht an dem, und ich lasse mich weder so, noch auf irgend eine andere Weise, zwingen —

Ruhig, liebe Nichte, ruhig! unterbrach der Freiherr die Jungfrau. Ereifere dich nicht so — höre mich an, und thue dann, was du willst, oder vielmehr, was du vor Gott und der Welt verantworten zu können glaubst. Was mir in dem vorliegenden Falle zu thun obliegt, das schreiben mir die Gesetze der Ehre und meine Pflicht als dein gerichtlich bestellter und beeidigter Vormund unabänderlich vor. Ich habe geglaubt und erwartet, du würdest deinem Oheim und Vormund so viel Zutrauen schenken, um ohne weitere Prüfung oder ohne Beweise meiner Versicherung zu glauben. Da dieses der Fall nicht zu sein scheint, so sehe ich mich zu förmlichen Beweisen genöthigt. Ich betrachte Maximilian als die einzige Ursache deiner Weigerung, in die Verbindung mit meinem Sohn einzuwilligen; — hätte ich noch Zweifel deßhalb, so würde dein Erröthen in diesem Augenblick und dein verlegenes Stillschweigen mir Gewißheit geben. Ich hätte dir gerne den Grund verschwiegen, weßhalb eine Verbindung zwischen dir und Maximilian unmöglich ist. Es thut mir in Wahrheit leid, dich mit einem Worte aus deinem geträumten Himmel stoßen zu müssen, die Nothwendigkeit erheischt es jedoch gebieterisch, und

Digitized by Google

die eingetretenen Verhältnisse gestatten keinen Aufschub. Hier lese!

Mit diesen Worten reichte der Freiherr seiner Nichte ein Papier hin, welches dieselbe ergriff und entfaltete. Es war ein vor Notar und Zeugen errichtetes Testament, in welchem der Graf Franz Ferdinand von Kausberg erklärte:

„Auguste, Gräfin v. Kausberg, geb. Freiin v. Armsheim, hat während meiner Ehe mit derselben zwei Kinder zur Welt gebracht, nämlich die beiden Töchter Marie und Elise. Die ältere Tochter, Marie Gräfin v. Kausberg, erkenne ich als meine in rechtmäßiger Ehe erzeugte Tochter an, und setze sie hiemit zu meiner Universalerbin ein. Alsbald nach meinem Tod soll mein Vermögen curatorisch verwaltet, für meiner Tochter standesgemäße Erziehung und Ausbildung gesorgt und nach Eintritt der Volljährigkeit oder bei ihrer früheren Verehelichung ihr das gesammte Vermögen übergeben werden. Zu Testamentsexecutoren und Vormündern meiner Tochter Marie ernenne ich meinen Bruder Emmeran Grafen v. Kausberg und den Reichsrath Carl Friedrich Freiherrn v. Rothenfels.

Kraft meiner Eigenschaft als Senior meines gräflichen Hauses bestätigte ich diese letzte Willensdisposition, und erhebe deren gesammten Inhalt hiemit zu einem unverbrüchlichen Hausgesetz ꝛc.

Mathilde gab das Papier zurück und erklärte: Ich muß gestehen, daß ich nicht begreife, in welchem Zusammenhang dieses Papier mit meiner Vermählung steht.

Es wird dir nach und nach Alles klar werden, sagte der Freiherr lächelnd, indem er seiner Nichte ein zweites Papier darreichte. Mathilde entfaltete eine mit mehreren Siegeln versehene Urkunde, die sie aufmerksam las.

Die beiden in dem Testament zu Vormündern ernannten Männer und die übrigen Agnaten des gräflichen Hauses Kausberg erklärten:

Nachdem der Graf Franz Ferdinand v. Kausberg und seine Gemahlin Auguste, geborne Freiin v. Armsheim, mit Tod abgegangen und zwei Kinder hinterlassen, nämlich Marie Gräfin v. Kausberg und Elise Gräfin v. Kausberg, gedachter Graf Franz Ferdinand jedoch sich bewogen gefunden, durch letzte Willensdispostition und Hausgesetz die Gräfin Marie zur alleinigen Erbin seines Nachlasses einzusetzen und sie allein als rechtmäßige Tochter anzuerkennen, hiedurch aber, und wenn diese Anordnung zum Vollzug käme, ein steter Makel auf dieser Familie haften würde, indem die Nichtanerkennung der zweiten Tochter Elise dem Glauben, als ob dieselbe nicht ein Kind des Grafen Franz Ferdinand sei, vielmehr einem unerlaubten Verhältniß ihr Dasein zu danken habe, rechtlichen Vorschub in den Augen der Welt verleihen würde, dadurch auch das jedenfalls an dem obwaltenden Verhältniß ganz unschuldige Kind sein ganzes Leben lang die Strafe des etwaigen Vergehens seiner Eltern tragen müßte, — als haben wir, die gesetzlichen Vormünder der Gräfin Marie v. Kausberg und die zu diesem Akte beigezogenen sämmtlichen Agnaten des gräflichen Hauses Kausberg einstimmig nachstehende Beschlüsse gefaßt und deren Bestätigung bei Sr. Majestät dem König erwirkt:

1. Das vorerwähnte Testament und Hausgesetz des Grafen Franz Ferdinand wird, da die Agnaten nicht, wie das Gesetz vorschreibt, dabei mitgewirkt haben, dieselben vielmehr ihre Zustimmung versagen, nicht in Vollzug gesetzt, und dasselbe bis auf Weiteres in dem Archiv des Hauses niedergelegt.

2. Der Gräfin Elise v. Kausberg wird ein Drittheil des Nachlasses des Grafen Franz Ferdinand, bis das vorliegende Verhältniß aus irgend einem Grunde einen weiteren Aufschluß erhalten wird, nutznießlich zuerkannt, jedoch die Führung des Namens Kausberg vor der Hand nicht gestattet, und deren Erziehung und späterer Aufenthalt in einer möglichst entfernten Gegend hiermit angeordnet.

3. Sollten in späteren Zeiten bei der Vermählung der Gräfin Elise, oder bei deren etwaiger Nachkommenschaft, in irgend einer Beziehung Verhältnisse eintreten, welche es nöthig oder wünschenswerth machen, von dem Testament oder Hausgesetz des Grafen Franz Ferdinand Gebrauch zu machen, so wird das gestattet und ertheilen die Agnaten demselben, aber nur zu diesem Zweck, hiemit ihre Zustimmung.

Auch diese Urkunde, liebe Nichte, wird dir ziemlich unverständlich sein, sagte der Freiherr, nachdem Mathilde mit dem Lesen fertig war, indem er derselben ein drittes Papier hinreichte: um so deutlicher wird dieses sprechen, und was noch fehlt, das bin ich bereit dir mündlich zu erläutern.

Schon mochte die sichtbar ergriffene Jungfrau von dem, was dieses Papier enthalten möchte, etwas ahnen, denn nur zögernd nahm sie es und nur wenige Zeilen hatte sie gelesen, als es ihrer Hand entfiel und sie in Ohnmacht sank.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spaven.

1720.

(Fortsetzung.)

„Es mögen vierzig Jahre sein, daß beide auf dieser Pflanzung geboren wurden? Ihre Familie war schon sehr im Rückgang, aber man erinnerte sich damals noch des Namens Cnambuc-du-Parquet, desjenigen, der, reicher als viele Monarchen, Guadeloupe, Martinique und die Insel Grenada als Eigenthum besaß. Dieses ungeheure Vermögen versank mit dem Tode desjenigen, welcher es erworben hatte; seine Enkel, diese beiden Männer, erbten nichts als diese Pflanzung; vor zwanzig Jahren schifften sie nach Frankreich über. Der Eine starb bald darauf, der Andere erhielt Aemter, welche ihm viel Ehre und wenig Geld eintrugen. Er war von schwäch-

Digitized by Google

licher Gesundheit, und als er älter ward, riethen ihm die Aerzte heimathliche Luft an; er kehrte hieher zurück, und ist vor einigen Monaten gestorben."

„Und durch ihn sind Sie erzogen worden?" Sie waren ihm nach Frankreich gefolgt?" fragte Frau v. La Rebeliere theilnehmend.

„Ja, gnädige Frau."

„Sie kommen aus Frankreich, mein Herr," rief Cäcilie, „o, welch ein schönes Land ist Frankreich!"

„Ich habe zwanzig Jahre dort zugebracht, ohne Zweifel die schönsten und glücklichsten meines Lebens," erwiderte er melancholisch.

Frau v. La Rebeliere setzte sich rasch einige wahrscheinliche Vermuthungen zusammen; sie dachte, Donatian sei der Sohn des Herrn v. Cnambuc und irgend einer Mestizensklavin; diese Meinung stellte ihn weder höher noch tiefer in ihrer Achtung, denn wäre es auch der Erstgeborne eines Königs gewesen, so war ein Tropfen schwarzes Blut unter seiner Haut doch hinreichend, um ihn einen Grad unter den allergemeinsten Weißen zu stellen. Cäcilie verweilte nicht bei solchen Gedanken; indem sie Jemand fand, der aus Frankreich kam, aus Paris, der fast ein Landsmann von ihr war, hatte sie die Freude eines Verbannten empfunden, der gleichsam ein Echo aus der fernen Heimath hört.

„Sie haben in Frankreich gelebt?" wiederholte sie. „Sind Sie in Paris gewesen? Ist Ihnen Versailles bekannt? Haben Sie von dem Erziehungshaus von Saint-Cyr sprechen hören?"

„Ja, mein Fräulein, ich habe einen ganzen Sommer ein Haus in dem Walde von Sartory bewohnt, und von weitem konnte ich die schöne Stiftung von Saint-Cyr sehen; ich war zugegen, als seine erhabene Gründerin starb."

„Die Frau Marquise von Maintenon! O, wie imponirend war sie! Ihre große, edle Gestalt, ihre Trauerkleidung, alles ist mir noch gegenwärtig. Es ist mir, als sähe ich sie unter uns erscheinen; der selige König war am Sterben; wir weinten alle, nur sie war ruhig; aber mitten durch ihre Resignation blickte ein großer Schmerz; sie ließ die Lehrstunden aussetzen, und wir folgten ihr in das Chor, um die Gebete für Sterbende herzusagen. Am andern Tage legten die Klassen Trauer an; der König war gestorben, und Frau v. Maintenon verließ Saint-Cyr nicht mehr. Am Tage meiner Abreise wollte sie mich sehen. Sie umarmte mich, und als ich ihr sagte, daß ich mich nach Amerika einschiffe, da überkam sie eine Erinnerung an dieses Land, sie fuhr mir mit der Hand über die Stirne und sagte: „Vor langer Zeit hat man mich auch aus Amerika auf eine fast öde Insel geführt, wo ich in Gefahr war, von Schlangen verzehrt zu werden." Meine Haare sträubten sich, als ich sie so sprechen hörte. Ich hatte große Angst, als ich den Fuß auf diesen Boden setzte, und hätte ich nicht ein Haus gefunden, wo ich so wohl aufgenommen ward, und vorzüglich eine so liebe Freundin . . . ."

„So würden Sie wieder umgekehrt sein, kleiner Eigensinn, nicht wahr?" fiel ihr Frau v. La Rebeliere ein, indem sie sanft mit Cäciliens schönen Haaren spielte. „Das Kind denkt nur an Frankreich, spricht nur von Frankreich, es muß also wohl das glücklichste Land der Erde sein."

„Wer einmal dort gelebt hat, wird es nie vergessen, antwortete Donatian mit einem Seufzer. Hier schwindet das Leben leicht und sanft dahin, in der materiellen Befriedigung aller physischen Genüsse; man schläft ein in diesem trägen Glücke; dort lebt man durch alle seine Fähigkeiten."

Frau v. La Rebeliere verstand diese Antwort nicht; sie raffinirte ihre Empfindungen nicht so; es war etwas Materielles in ihr.

„Ich weiß nicht," sagte sie, „wie man glücklich in einem Land sein kann, wo es kalt ist, und wo es während der Hälfte des Jahres weder Blumen noch Früchte, noch Blätter an den Bäumen giebt? Ich schaudere, wenn mir Cäcilie von ihren Spaziergängen unter einem grauen Himmel erzählt, wenn die Erde ganz mit Schnee bedeckt ist. Ich glaube, ich würde sterben, wenn man mich in dieses strenge Klima führte."

Bei diesen Worten drückte sie sich träge in ihren Sessel, und Cäcilie setzte allein die Unterhaltung mit dem Pflanzer fort. Sie sprachen so lange von den Wundern von Paris und Versailles, daß Frau v. La Rebeliere ein Feenmährchen zu hören glaubte. Sie war zudem sonderbar angezogen durch die beredte und höfliche Sprache des Mulatten; La Rebeliere war ein kleiner unfruchtbarer Geist, welcher sie nicht an schöne Gedanken gewöhnt hatte; es war ihr, als höre sie zum ersten Male einen geistvollen Mann sprechen; und darin hatte sie Recht.

Der Abend würde sich vielleicht bis zum Morgen verlängert haben, hätte nicht um Mitternacht der Hahn gekräht. Donatian erhob sich rasch.

„Ich hatte es Ihnen vorausgesagt, gnädige Frau, daß Ich Ihre Erlaubniß mißbrauchen würde. Ich entferne mich. Man wird Ihre Hängmatten aufhängen, denn dieses ist das bequemste Gemach der Pflanzung. Haben Sie sonst nichts mehr zu befehlen?"

„Nein, ich danke; schicken Sie uns unsere Negerinnen," antwortete Frau v. La Rebeliere, indem sie sich anmuthig verbeugte. „Auch uns ist der Abend schnell vorübergegangen. Gute Nacht, auf morgen."

Eine Viertelstunde darauf ließ sich Frau v. La Rebeliere ausklleiden; sie war zerstreut und aufgeregt.

„Mein Gott!" sagte Cäcilie zu ihr: „ich habe ihn doch Herr genannt, aber ich konnte nicht anders; er ist so ein liebenswürdiger gebildeter Mann! nicht einer Euerer creolischen Herren wiegt ihn auf."

„Ja, es ist seltsam!" sagte Eleonore nachdenkend.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

General Emanuel Hahn, der die griechische Armee kommandirt, ist geboren 1800 und entstammt einer alten Familie in Bern. Er sollte die Bäckerei erlernen, hatte aber mehr Gefallen an Militär, kam in die k. Kadettenschule in Berlin und wurde Lieutenant im preußischen Dienst, nahm aber 1824 als Philhellene Theil an dem Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken. Da bekanntlich die Philhellenen von den Griechen selber mißhandelt wurden, entschloß sich Hahn zur Rückkehr in die Heimath, kam aber nur bis Livorno und kehrte von da wieder nach Griechenland zurück, wo er als Hauptmann in die reguläre Armee aufgenommen wurde. Trotz aller Intriguen gegen den Ausländer behauptete Hahn seine Stellung, wurde Oberst, Flügeladjutant des Königs und im vorigen Jahr General. Er ist der einzige abendländische Offizier, der sich das Vertrauen der Griechen dauernd zu gewinnen wußte.

(Caffee als Wetterprophet.) Ein Herr Sauvageon in Balence hat die Erscheinungen, die in einer Tasse Caffee vorkommen, nachdem man sie gezuckert hat, langjährigen Beobachtungen unterzogen, aus denen er folgende Schlüsse mit Sicherheit ziehen zu können glaubt: Wenn man den Zucker, ohne die Flüssigkeit umzurühren, sich ruhig auflösen läßt, so steigen bekanntlich Luftblasen an die Oberfläche der Flüssigkeit. Bilden diese nun eine schaumige im Centrum der Tasse verweilende Masse, so kann man bestimmt auf dauernd schönes Wetter rechnen; setzt sich im Gegentheil der Schaum ringförmig an den Rand des Gefäßes an, so stehen starke Regengüsse bevor; bleibt der Schaum zwischen Raum und Centrum, so wird das Wetter veränderlich; fließt er, ohne sich zu zertheilen, nach einem einzigen Punkte des Tassenrandes, so steht mäßiger Regen bevor. Ich habe diese Anzeichen regelmäßig mit denen des Barometers und Thermometers verglichen und sie erst, als ich der genauen Uebereinstimmung sicher war, der Oeffentlichkeit übergeben.

Ueber ein Schmugglergefecht wird der „K. H. Z." von der russischen Gränze geschrieben: „Ein Schmugglergefecht hat am Abende des 4. März jenseits der russischen Gränze stattgefunden. 22 Schlitten mit Waaren-Kollis (größtentheils schwere Seidenzeuge), angeblich im Werthe von 15,000 Thalern, passirten beim Dorfe Augzgiren die preußische Gränze nach Rußland; jeder Schlitten hatte drei Schmuggler zur Besatzung. Sie hatten drei russische Postlinien zu durchdringen, deren Wachtmannschaft zusammengezogen 140 Mann betragen haben soll. Kaum hatte der Transport die Gränze im Rücken, als er zu gleicher Zeit von allen Seiten angegriffen wurde, so daß eine Rückkehr nicht zu ermöglichen war. Die Schmuggler mußten sich vorwärts durchschlagen. In der ersten und zweiten Chaine verloren dieselben sieben Schlitten mit 14 Pferden und den Waaren. Der letzte Kampf bei der dritten Postenchaine war der hartnäckigste und soll ein bedeutender Theil der Waaren-Kollis durchgebracht sein. Spezillere Nachrichten fehlen indessen. Die russische Gränzwache zählte auf den beiden ersten Postlinien zwei todte und neun verwundete Soldaten, darunter einen Wachtmeister, dem vier Finger durch eine Kugel weggerissen sind, desgleichen 10 stark verwundete Pferde. Die Schmuggler haben ihre sämmtlichen Verwundeten fortgebracht, auch sollen mehrere getödtet sein. Preußische Unterthanen sind bei diesem Strauße nicht betheiligt, vielmehr nur samenitisch-russische Bauern, deren Fuhrwerke mit ganz ausgezeichneten Pferden bespannt gewesen sind. Daß den Russen der Convoi vorher verrathen gewesen, ist einleuchtend. Ein ähnlich großes Gefecht hat in unserer Gränzgegend noch niemals stattgefunden, indem eine Unmasse Schüsse in unmittelbarer Nähe der Gränze gewechselt worden sind."

Die „Thürigische Zeitung" berichtet aus Erfurt vom 11. März: „An einem Abend der vorigen Woche fiel es einem Maschinenarbeiter, der eben den Kreis froher, kluger Zecher verlassen hatte, plötzlich beim Abgange des Zuges nach Weimar ein, daß er etwas Nöthiges in Weimar zu thun habe. Der Zug ist bereits in Bewegung. Kühn entschlossen springt der Mann auf den Tritt des letzten Waggons, um hier als blinder Passagier die Reise mitzumachen. Als der Zug in Weimar hält, gewahren die Schaffner mit Entsetzen auf einem Waggontritt hockend eine menschenähnliche Gestalt, welche grunzende Töne von sich gibt. Man beeilt sich, dem jedenfalls Verunglückten beizuspringen. Doch statt eines grauenvoll Verstümmelten findet man einen schnarchenden Schläfer. Mit dem Gesicht nach dem Wagen zu sitz der kühne Reisende auf dem untern Trittbret; sein müdes Haupt ruht auf dem obern Tritte. So hat er, süß und behaglich schlummernd wie kaum ein Reisender in den Polstersitzen der ersten Klasse, die nächtliche tolle Fahrt zurückgelegt. Der Mann wurde natürlich seinem blinden Passagiersitze und Morpheus-Armen entrissen und mit dem nächsten Zuge nach Erfurt zurückbefördert. Wir zweifeln, daß er sich seiner Vergnügungstour jetzt noch mit Behagen erinnert."

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 32

„Hütet Euch vor geistigen Getränken."

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.**

Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Rebus
Beilage zum Extra Feuilleton Nº 85 des Wurzb. Stadt u. Landboten

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 36. Dienstag den 25. März. 1862.

Sage von der Entstehung der Stadt Königshofen.

Wohl knüpfen uns Sagen an eine Zeit,
Wo Helden regierten das Land,
Wo Fehden und Jagden nur ihre Freud'
Und manche Stadt damals entstand.

So liegt auch im Grabfeldgau eine Stadt,
Die älteren Ursprungs sich freut.
Was darob die Sage berichtet uns hat,
Bin ich zu erzählen bereit.

Ein stattlicher Hof lag in grauer Zeit,
Von Frankens König erbaut,
An der Stelle im Saalgrund, wo noch heut
Die Stadt Königshofen ihr schaut.

Beim Königshof hielt der Herrscher einst Jagd,
Die Königin an seiner Seite;
Groß war das Gefolge, Aufwand und Pracht
Nicht minder groß, reich auch die Beute.

Das Jagdvergnügen ein Unfall doch trübt:
Der Königin Ring ging verloren;
Beim Handschuhausziehen vom Finger sich schiebt
Der Ring, als Brautschmuck erkohren.

Der König, ein äußerst gestrenger Herr,
Blickt düster zu seinem Gemahl;
Getrieben von Eifersucht, rauh und schwer
Setzt es nun Worte der Qual:

Sag' an, wo der Ring, den Treue Dir gab,
Verloren? glaub' wer es da will,
Wo ist der Buhle, der von Dir die Gab'
Zum Pfande der Liebe erhielt?

Mit Thränen im Aug' die Königin schwur,
Daß Wahrheit sie rede vor ihm,
Dem Herrn und Gebieter, sowie auch nur
Durch Suchen sich finde der Ring.

Sie gelobte hiemit, daß an dem Ort',
An dem der Trauring sich finde,
Sogleich eine Stadt bei Gott und bei Wort
Aus ihren Mitteln sie gründe.

Es ward nun gesucht und grub man zugleich
Das Jagdrevier buchstäblich um;
Grabfeld, sowie auch das ganze Bereich
Der Suchenden, hieß man es nun.

Und an der Stelle, wo's Rathhaus jetzt steht,
Den Ring man doch endlich noch fand;
An's Bauen der Stadt es nun rüstig geht,
Das Wort hier die Königin band.

Zu große Summen fordert der Bau,
Noch war nicht vollendet die Stadt,
Da ward, o Jammer, die hohe Frau
An Mitteln und Geisteskraft matt.

Wahnsinn bemächtigt sich ihrer — bei Gott —
An Ketten ward sie nun geschmiedet,
Bis von den Leiden befreit sie der Tod,
Das Rathhaus ihr Bild noch darbietet.

Am Erker findet man sauber und fein
Das Königspaar, wie hier berichtet,
Der Königin stierer Blick nur allein
Ist auf den Handschuh gerichtet.

Die Gründung der Stadt Königshofen zumal
Verdankt man der Sage nach ihr;
Des Biedermanns Mitleid ob ihrer Qual
Weihen der guten Frau wir.

V. Hummel.

Digitized by Google

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

4.

An einem hellen Junitag früh Morgens bei Aufgang der Sonne verließen einige Badegäste das von einer großartigen Alpennatur umgebene reizende Zschi zu Wagen, um einen größeren Ausflug zu machen. Hallstadt und seine Umgebungen, besonders der romantische alterthümliche Rudolphsthurm waren für diesmal zum Ziele ausersehen. Es war der Freiherr Edward v. Rothenfels und seine schöne Nichte Mathilde von Neuburg, sie nahmen den Rücksitz des bequemen Wagens ein, während zwei junge Männer ihnen gegenüber saßen. Der eine war der Sohn des Freiherrn, der Rittmeister Ernst v. Rothenfels, der andere Graf Maximilian v. Werdenberg.

Ein ruhiger Beobachter konnte nicht bezweifeln, daß die beiden jungen Männer eifrig bemüht waren, sich dem schönen und liebenswürdigen Mädchen besonders gefällig zu bezeigen, und daß einer von ihnen ein Ziel, wenn auch vielleicht noch nicht erreicht, demselben sich jedoch bedeutend genähert habe, das der Andere vergebens zu erringen strebte.

Nach zweistündigem Fahren war man in Hallstadt angekommen und frühstückte in dem Wirthshause, das eine wundervolle Aussicht auf den 600 Fuß tiefen mit 6000 Fuß hohen Bergen umgebenen See gewährt.

Also da hinauf wollen wir gehen? fragte die an dem Fenster stehende Jungfrau mit ängstlichen Blicken in die Höhe schauend: Können wir denn nicht noch eine Strecke weit fahren?

Allerdings, antwortete Graf Werdenberg: noch etwa ½ Stunde bis zur Gosaumühle, und zwar gibt das eine ganz interessante Wasserpartie auf diesem schönen See. Dann haben wir noch eine kurze Strecke bis zum Gosauzwange zu gehen, und müssen uns von da an auf unsere Füße verlassen. Es darf Ihnen aber nicht bange sein, mein Fräulein! Wie Sie wissen war ich erst vor einigen Wochen auf diesen Höhen, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ein ganz bequemer, und durchaus gefahrloser Weg uns in etwa 2 Stunden bis zum Rudolphsthurme hinaufführt, während fast jeder Schritt durch die schönsten Aussichten auf den See belohnt wird.

Das erzählt sich ganz gut, erwiederte Mathilde, und hört sich in dem Zimmer auf weichem Lehnsessel ganz charmant an; anders ist es aber, was ich schon oft empfunden habe in der Wirklichkeit, und ich kenne das, was die Herren einen ganz bequemen Gebirgsweg und zwei mäßige Stunden nennen. Ich könnte die steilen Naturschönheiten, von denen Sie mit so vielem Entzücken sprechen, nur dann mit ganzer Seele genießen, wenn es mir möglich wäre, sie ohne allzugroße körperliche Ermüdung in mir aufzunehmen, aber ein mehrstündiges Herumklettern auf diesen steilen Bergen wird mir sicherlich das halbe Vergnügen im Voraus wegnehmen. Denke ich mir aber, wie herrlich es sein müßte, auf einem sicheren Thiere sitzend, diesen „bequemen und gefahrlosen" Weg in Gesellschaft dieser Herren hinaufzureiten, so überfällt mich eine wahre Sehnsucht nach meiner lieben Juno, die wohl auch traurige Tage zu Hause in ihrem Stalle verlebt und Verlangen nach ihrer Herrin hat.

Hätte ich nur daran gedacht, fiel der Rittmeister hier ein, so hätte ich vor einigen Tagen nach Hause geschrieben und dein Pferd hierherbringen lassen. Daß du aber auch gar nichts davon gesagt hast, Mathilde! Das wäre ein herrlicher Spaß gewesen, auf Ehre!

Warum nicht gar, sagte Mathilde lachend, das verlohnte sich der Mühe. Was wäre auch damit gewonnen, wenn mein Pferd hier wäre? Glaubst du denn, ich würde der guten Juno zumuthen, mich den ungewohnten Gebirgsweg hinaufzutragen? Das würde ich wohl bleiben lassen — nein, das war gar nichts, lieber Vetter; ich hätte aber gedacht, du hättest wenigstens für ein Maulthier gesorgt, das mich hier erwarten würde, da du weißt, wie gern ich reite und welche Antipathie ich vor dem Bergsteigen habe.

Der Rittmeister eilte zur Thüre hinaus.

Sie trauen sich jedenfalls viel zu wenig zu, sagte nun der Graf zu Mathilden. Ich bin überzeugt, wenn Sie an Ort und Stelle sind, und recht lebhaft den Wunsch nach einem Reitthiere äußern, so wird der Geist dieser Berge galanter sein wie wir, die wir unverantwortlicherweise nicht daran dachten. Gewiß wird er Ihnen diesen bescheidenen Wunsch gern erfüllen.

Ich möchte doch an dieser Bereitwilligkeit zweifeln, erwiderte Mathilde lächelnd, und so werde ich mich bequemen müssen, den Versuch zu machen, wie weit meine Füße mich tragen.

Indem kam Ernst eilig zurück und berichtete, er habe einen köstlichen Ausweg gefunden. Zuerst habe er den Wirth gefragt, ob nicht solch ein dienstbares Thier in der Stadt oder doch vielleicht in der Mühle zu haben sei — derselbe habe jedoch leider die Frage verneint, dagegen die Versicherung gegeben, dafür seien seine Sesselträger da, welche das Fräulein bis auf den Rudolphsthurm hinauftragen würden, und er habe sogleich zwei tüchtige Leute bestellt.

Und du glaubst, ich würde mich von Menschen hinauftragen lassen? fragte Mathilde voll Erstaunen; hast du auch nur einen Augenblick zweifeln können, daß ich nur scherzte? Ich dächte doch, du hättest Beweise genug, daß ich, in den Hochlanden erzogen, eine ganz rüstige Fußgängerin bin, und wenn auch das Reiten allerdings eine Liebhaberei von mir ist, und es mir demnach wirklich Spaß machen würde, mich durch ein tüchtiges Maulthier da hinauftragen zu lassen, so bin ich doch ein abgesagter Feind jeder Sklaverei, und als solche würde ich es ansehen, wenn ich durch Menschen mich sollte hinauftragen lassen. Allerwenigstens würde

Digitized by Google

es mir ganz gewiß kein Vergnügen machen. Du wirst deßhalb gut daran thun, wenn du deine Bestellung wieder zurücknimmst.

Dabei blieb es trotz mehrfacher Einwendungen; — die Gesellschaft brach auf und schon nach einer halben Stunde war die Gosaumühle zu Wasser erreicht, und der sogenannte Gosauzwang, — eine 420 Fuß lange, auf 7 theils 138 Fuß hohen Pfeilern ruhende Ueberbrückung des Thales — überschritten. Hier begann ein ganz passabler Fußweg, welcher sich durch eine enge Thalschlucht in vielfachen Windungen nicht allzu steil aufwärts zieht. Maximilian machte den Freiherrn auf die Soolenleitung aufmerksam, welche längs des Weges aufwärts bis zum Rudolphsthurm führt.

Der Weg ist wirklich nicht übel, sagte der alte Herr; er wäre aber eben so gut zu reiten, und ich begreife nicht, weßhalb auf der Mühle nicht einige Esel gehalten werden, um zu diesem Zwecke zu dienen. Ich glaube gewiß, die kleine Spekulation würde sich gut rentiren.

Der Berggeist könnte das ja besorgen, setzte Mathilde hinzu, und sah den Grafen lachend an, meinen Sie nicht?

Gewiß nicht, antwortete dieser, der Berggeist wird etwa den liebhaften Wunsch einer so liebenswürdigen Dame erfüllen — eine solche gemeine Spekulation würde er aber in keinem Falle unternehmen.

Ich glaube weder das eine noch das andere, setzte Mathilde hinzu, wäre der Berggeist so galant, wie Sie glauben, so müßte er meinen Wunsch, der ihm nicht unbekannt sein kann, jetzt schon erfüllt haben, ohne zu erwarten, daß ich ihn förmlich aussprechе.

Mathilde hörte Lärmen hinter sich — sie drehte sich um — da stand plötzlich ein prächtiges Maulthier mit bequemem Damensattel hinter ihr und ihm zur Seite ein stattlicher Führer.

Sieh' da, sagte der Graf, der Berggeist versteht zu leben!

(Fortsetzung folgt.)

Die Epaven.

1720.

(Fortsetzung.)

3.

Frau von Rebeliere fand ihr Haus an den heißen Quellen nicht so baufällig, als ihr Mann es beschrieben hatte; es bedurfte wenig Arbeit, um einen reizenden Wohnort daraus zu machen. Es stand in der Mitte eines freien ebenen Platzes, südlich durch einen Hohlweg begränzt, in welchem ein Bach murmelte, und mit großen Bäumen besetzt. Hinter dicken Laubbüschen dehnte sich ein Thal aus, worin die heißen Quellen entsprangen und über aufgehäuftes Felsengestein dahin rollten. Westlich ward die Wohnung von einem Berge beherrscht, welcher gespalten war, als hätte der Zauber einer Fee diese ungeheuere Masse getheilt. Einige Schlingkräuter wucherten an den Spalten dieses Erdwalls empor, und auf dem Gipfel, wo die frische Vegetation eine grüne Franse bildete, erblickte man das Dach einer Pflanzung; es war die von Donatian. Er war also der nahe Nachbar der Frau v. La Rebeliere, aber ein Abgrund trennte sie, und um von einer Besitzung zur andern zu gelangen, mußte man einen weiten Umweg nehmen.

Nachdem sie eine Woche in dieser Wildniß zugebracht hatten, kündigte Frau v. La Rebeliere ihre Abreise an, und den folgenden Tag war sie gesonnen, noch länger zu bleiben. Eine sonderbare Thätigkeit war an die Stelle ihrer natürlichen Indolenz getreten. Täglich ging sie mit Cäcilien aus und machte weite Spaziergänge in der Umgegend. Der Mulatte war nie in ihre Wohnung gekommen, aber die beiden Frauen begegneten ihm oft, und von ihm geleitet, wagten sie es alsdann, in die wilden Gebirge einzudringen.

Eines Tages hatten sich Eleonore und Cäcilie allein weit weg gewagt; sie hatten die weite Bergebene umgangen, auf welcher Donatians Besitzung lag, und den Fuß des Fontenayhügels erreicht. Keine Feder vermag die malerische Schönheit dieses Erdenwinkels zu beschreiben, in welchen, wie es schien, noch keine menschlichen Tritte eingedrungen waren. Ein ausgetrocknetes Flußbett bildete einen natürlichen Weg zwischen hohen Bäumen von wunderbarer Vegetation. Palmen und Platanen wiegten ihre Fächer über grünen Blättern, welche mit weißen und rothen Blumen durchwirkt waren. Die beiden Damen schritten langsam vorwärts, indem sie sich den Arm gaben, und von Zeit zu Zeit wandten sie sich, um ihre feuchten Stirnen dem Winde preiszugeben, welcher, von Wohlgerüchen duftend, durch die Wälder strich.

Plötzlich blieb Cäcilie stehen.

„Es ist Jemand dort unten," sagte sie mit einiger Furcht.

In der That saß ein Mann an dem Rand eines Hohlweges und sah sie kommen, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Er war kaum mit einigen Lumpen von Leinwand bedeckt, und seine nervigen, breiten Schultern, die mit Orleanserde und Palmöl eingerieben waren, glänzten in den Strahlen der untergehenden Sonne wie röthliches Metall. Seine Züge waren bemerkenswerth durch ihre Unbeweglichkeit; man hätte glauben können, es sei ein Gesicht von Stein, so wenig Leben lag in seinem Blick. Frau v. La Rebeliere betrachtete ihn erstaunt und sagte halblaut:

„Es ist Palem, der durchgegangene Epave; was macht er nur da?" Sie zögerte einen Augenblick, dann schien es ihr, daß es sich nicht der Mühe lohne, umzukehren, und sie ging ohne Furcht auf den entsetzenen Sklaven zu; dennoch, als sie ihm ganz nahe war, stellte sie sich, ihn nicht zu erkennen. Palem hob nicht einmal den Kopf in die Höhe, aber er zog sich ein klein wenig auf die Seite, als wolle er die beiden Damen vorüber lassen. An dieser Stelle ward der Hohlweg durch einen ungeheuren Felsblock durchschnitten; der finstere, verwor-

Digitized by Google

rene Wald umschloß ein kleines Stückchen Land, mit Bananenbäumen bepflanzt, in dessen Mitte eine kleine Hütte erbaut war. Bei'm Anblick dieses Daches von Palmblättern, welches auf vier Pfählen ruhte, der Spuren von Anpflanzung, und des zwischen zwei Steinen befindlichen Herdes begriff Frau v. La Rebeliere, daß sie sich auf Palems Eigenthum befand.

„Der arme Mensch," sagte Cäcilie, „welche Entbehrung! welche schreckliche Vereinzelung! Er muß eben so mäßig, als der heilige Antonius leben, welcher nur Wurzeln aß. O, die Liebe zur Freiheit! Liebe Freundin, Sie müssen Ihrem Mann nicht sagen, daß wir seinen Spaven hier gefunden haben."

„Nein, ich werde nichts sagen," erwiderte Frau v. La Rebeliere lebhaft. „G hen wir fort."

Palem war hinter ihr, mitten im Weg.

„Herrin, sagte er in seinem creolischen Kauderwelsch, „willst Du hier nicht ein wenig ausruhen? Gehe nicht so stolz vorüber, setze Dich unter mein Dach."

Diese ganz einfachen Worte waren so kühn in dem Munde eines Sklaven, daß Frau v. La Rebeliere vor Erstaunen und Furcht erblich.

„Die Nacht kommt heran, wir haben nicht Zeit, uns aufzuhalten," sagte sie dennoch mit Ruhe; „der liebe Gott behüte dich diese Nacht und alle Tage deines Lebens; wenn du dort hinabsteigst, so komme in meine Wohnung, man wird dir Branntwein und Tabak geben."

„In die Wohnung an den heißen Quellen! in die Wohnung des Herrn von La Rebeliere! Du willst mich also nicht erkennen, Herrin?" sagte er mit einer Art Hohn. „O, ich erkenne dich wohl, du bist das Weib meines sanften Herrn, ich war dein Sklave; sieh' nur her, ich trage noch die Zeichen"

Bei diesen Worten zeigte er seine von Narben durchfurchten Schultern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das vom Oberst v. Hamel in Stuttgart erfundene mechanische Pferd darf als einer der bedeutendsten Triumph menschlichen Scharfsinns und Combinationsvermögens bezeichnet werden. Dieses mechanische Pferd, woran der Erfinder, einer der ersten Schul- und Campagnereiter auf dem ganzen Continent, dreißig Jahre lang ausschließlich und angestrengt gearbeitet hat, präsentirt sich als das Phantom eines orientalischen Racepferdes von mittlerer Statur, und ist im Stande, alle Rückenbewegungen des lebendigen Pferdes in jeder Lage des Körpers mit einer überraschenden Leichtigkeit und Raschheit auszuführen, und in jeder beliebigen Körperlage so fest und starr zu verharren, daß ein Reiter von 250 Pfund Gewicht jede gymnastische Uebung, jede Voltige darauf ausüben und die große Kunst erlernen kann, seinen Schwerpunkt demjenigen des Pferdes adäquat zu versetzen. Stürzen, Bocken, Ueberschlagen, Setzen — Alles dies leistet das mechanische Pferd, und setzt so den angehenden Reiter in den Stand, mit den gefährlichen Stellungen und plötzlichsten Bewegungen des natürlichen Pferdes so vertraut zu werden, daß er sich in jeder Lage zu helfen und seinen Sitz zu erhalten oder wenigstens vor Beschädigung zu bewahren weiß. Man muß dieses mechanische Pferd gesehen haben, um die erstaunliche Mannigfaltigkeit und die Präcision und Sicherheit seiner Leistungen gebührend würdigen zu können.

Als der alte Fritz ein junger König war, machte er auch Gedichte; er hat aber vieles besser gemacht als Gedichte. Das dachte und sagte sogar öffentlich und gedruckt ein unbekannter jüdischer Mann. Der König, der seine Gedichte fast so hoch schätzte, wie seine Siege, ließ den Mann nach Sanssouci kommen, um — —. Pünktlich stellte sich der Unbekannte ein, ein kleines, verwachsenes, blasses Männlein. Wie kommt er dazu, meine Gedichte zu kritisiren, noch dazu schlecht? fragte der König ärgerlich. Das Männlein antwortete: „Wer Verse macht, schiebt Kegel; wer Kegel schiebt, König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt!" Der König war über die geistvolle und witzige Antwort erstaunt und noch mehr; denn er erlaubte dem Juden alles drucken zu lassen, was er wolle. Das Männlein aber war — der jüdische Buchhalter und Philosoph Mendelsohn, der dann ein berühmter Mann geworden ist. Aus der Geschichte kann man lernen, daß man alles sagen kann, es muß nur eine Art haben.

Der zoologische Garten in Antwerpen hat im Austausch gegen ein paar thibetanische Ziegenochsen einen seiner großen Elephanten nach Paris geschickt, wo sich das Thier jedoch durchaus nicht heimisch fühlen will. Der Transport auf der Eisenbahn, das Rütteln der Locomotive und die Trennung von seinem Kornak, dem er sehr zugethan war, haben ihn übellaunig gemacht; bei der Ankunft in seinem neuen Wohnort hat er sofort zwei Wärter verwundet und einen derselben mit einem Rüsselschlag zu Boden geworfen. Ohne die schleunige Hülfe eines Kameraden würde der unglückliche Wärter unter den Füßen des Elephanten zermalmt worden sein. Seitdem verschmäht das Thier, das sich an die neue Umgebung durchaus nicht gewöhnen zu können scheint, jede Nahrung und bringt s ine Tage damit hin, daß es den dicken Kopf trübselig nach rechts und links bewegt. Das Auge hat bereits allen Glanz und der Körper seine Fülle verloren; man fürchtet, daß es dem Elephanten gelingen wird, den so begonnenen Selbstmord auszuführen.

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.**

Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 37. Donnerstag den 27. März. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Ich glaube, der hilfreiche Geist hat die Gestalt eines jungen Herrn angenommen, erwiderte Mathilde von angenehmer Ueberraschung tief erröthend, während Ernst sich vor Verdruß in die Lippen biß. Ich werde aber künftig Ihre freundlichen Dienstleistungen, fuhr jene fort, nur mit einer gewissen Scheu annehmen, und stets eine plötzliche Verwandlung befürchten.

Diese Furcht ist ganz unnöthig, gnädiges Fräulein, unterbrach sie Maximilian, indem er ihr behilflich war, das Thier zu besteigen: betrachten Sie mich nur stets als Ihren ergebenen und bereitwilligen Diener, — das werde ich unwandelbar sein!

Was das betrifft, fiel Ernst, dessen üble Laune in stetem Zunehmen begriffen war, ein: so erlauben Sie mir wohl, Herr Graf, daß ich mit Ihnen in die Schranken trete.

Das wird wohl mehr auf das Fräulein ankommen, als auf mich, erwiderte Maximilian.

Oder vielmehr auf die Bereitwilligkeit und Geschicklichkeit des Berggeistes, setzte Mathilde hinzu, meine Wünsche zu errathen und zu erfüllen. Glaube mir, lieber Vetter! es hätte mich auch von dir gefreut, wenn du auf diese zuvorkommende Weise für meine Bequemlichkeit und mein Vergnügen gesorgt hättest.

So freundliche Blicke, wie sie dem Grafen zu Theil wurden, erwiderte der Rittmeister pikirt, hätte ich wohl vergebens als Dank zu erwarten.

Wer für eine Gefälligkeit Dank erwartet, antwortete Mathilde in gleichem Tone, der verdient ihn nicht.

Ei, ei! ihr Kinder! rief der alte Freiherr, welcher einige Schritte hinter den jungen Leuten drein ging, und dem diese Wendung des Gespräches sichtlich sehr unangenehm war: Ihr habt Unrecht, den schönen Einfall unseres werthen Freundes zu einem so unerquicklichen Wortgefechte zu benutzen. Für dieses Mal, lieber Sohn, bist Du aus dem Felde geschlagen und von deinem Gegner besiegt. Es mag dir dieser Vorfall für die Folge als eine Warnung dienen, und eine Aufforderung, umsichtiger zu sein. Mathilde hat deutlich genug zu verstehen gegeben, wie angenehm es ihr wäre, wieder einmal reiten zu können; erst gestern sprach sie davon, und somit war es eine ganz gewöhnliche Aufmerksamkeit, sich dieses zu merken und einen Führer mit einem Maulthiere hierher zu bestellen.

Sie haben Recht, lieber Oheim, fiel ihm Mathilde in die Rede, da sie seine Absicht merkte, die ihr erzeigte Gefälligkeit als ganz unbedeutend hinzustellen; es war dies eine gewöhnliche Aufmerksamkeit; doch zwingt mich die Absicht, welche derselben zu Grunde liegt, und die Art und Weise der Ausführung, sie recht hoch anzuschlagen.

Ich hielt Mathildens Aeußerung für eine Grille sagte Ernst, immer gereizter werdend: und wurde in dieser Ansicht bestärkt, da sie den von mir besorgten Sessel ablehnte, — ihr Ahnungsvermögen ließ ihr wohl mit ziemlicher Gewißheit die gewünschte Aushilfe erwarten!

Der Freiherr wollte mit aller Gewalt diesen seinen Absichten so hinderlichen Wortkampf enden, und rief deßhalb:

Da seht einmal! Hier ist eine Tafel in den Felsen eingemauert, — lasset uns die Inschrift lesen: Hir hat geraft der hochlöbl. Kö. Kunig Maximilian, als er gangen ist, die Falsperg zu besehen, den 5ten Tag Januarii Anno 1504. Man hat da eine Bank errichtet, und mit einem Dache zum Schutze vor ungünstiger Witterung versehen, wahrscheinlich in der Erwartung, der König werde noch öfter kommen, was aber nicht der Fall war.

Digitized by Google

— Wenn es Euch recht iſt, wollen wir hier eine Viertelſtunde ausruhen, denn der Weg iſt doch ſehr ſteil, heißt das für Leute von einem gewiſſen Alter.

Die Geſellſchaft war ein wenig verſtimmt — bald jedoch gelang es dem Grafen Maximilian, einen andern Gegenſtand der Unterhaltung aufzufinden, indem er erzählte, wie der Kaiſer Albrecht im Jahr 1299 den ſogenannten Rudolphsthurm, das Ziel ihrer heutigen Wanderung, habe erbauen laſſen, um die Salzwerke zu beſchützen, nach denen die Salzburger Biſchöfe ſtets lüſtern geweſen, und die ſie, da alle andern Wege nicht zum Ziele führten, mehrmals mit gewaffneter Hand zu erobern geſucht.

Man kam endlich zu dem Rudolphsthurm, den ein gar freundlicher Bergmeiſter bewohnt und worin viel keltiſche Alterthümer aufbewahrt ſind, auch viel geſchliffene Marmorarbeiten, Ammoniten und ſonſtige Verſteinerungen mannigfacher Art. Das Intereſſanteſte iſt jedenfalls die wundervolle Ausſicht von der Terraſſe.

Der Bergmeiſter lud die Geſellſchaft ein, das Bergwerk zu beſteigen, was jedoch der Freiherr ablehnte, indem es mit allzuvielen Unbequemlichkeiten verknüpft ſei, während ſie erſt vor Kurzem das Salzwerk in dem Iſchler Berg ganz genau beſehen hätten, — doch, ſchlug Maximilian vor, wenigſtens bis zu dem nur 726 Fuß höher liegenden Berghauſe aufzuſteigen, wo jedenfalls die Ausſicht noch lohnender ſein würde.

Das überlaſſe ich euch jungen Leuten, ſagte der Freiherr; ich beſorge bei meiner Schwäche mir ohnedies ſchon zu viel zugemuthet zu haben. Ich bleibe einſtweilen hier und laſſe mir von dem Bergmeiſter erzählen, wo und wie man die 266 großen menſchlichen Gerippe ohne Särge, mit Waffen zur Seite, in einem Hügel aufgefunden hat: das intereſſirt mich mehr.

Mathilde beſtieg wieder das Maulthier und begann mit den beiden jungen Männern und dem Führer den immer ſteiler werdenden Weg aufwärts zu ziehen. Erſt nach einer Stunde erreichten ſie die Höhe, fanden ſich aber in ſo weit getäuſcht, als immer noch hohe Berge ſie rings umſtarrten, und jede Fernſicht verſperrten. Sie entſchloſſen ſich deßhalb nach einiger Ruhe zur Rückkehr.

Ich wollte faſt wetten, ſagte Ernſt, dort oben auf jener Felſenſpitze müßte man beſſer in die Ferne ſehen können, denn dort ſteht der bedeutende Vorſprung jenſeits des Weges nicht mehr grade vor uns, und es ſcheint auch hinter demſelben eine höhere Felswand nicht aufgethürmt zu ſein.

Das iſt leicht möglich, entgegnete Mathilde, und verdient wenigſtens eine Probe, — es ſollte mir leid ſein, wenn wir den beſchwerlichen Weg umſonſt zurückgelegt hätten.

Ich mache den Verſuch, rief der Rittmeiſter und eilte nach dem bezeichneten Platz.

Da will ich hier an der andern Seite hinaufſteigen, ſagte Maximilian, denn wenn eine Fernſicht hier oben möglich iſt, ſo kann man auf dieſem Vorſprung des Felſens jedenfalls weiter ſehen als auf der andern Seite — er zieht weiter hinaus und iſt etwas höher gelegen wie der andere.

Beide aber kamen bald wieder zurück, indem ſie nur eine höchſt beſchränkte, die mühſame Beſteigung des Felſens keineswegs lohnende Ausſicht gefunden hatten.

Mittlerweile war der Führer des Maulthiers von Mathilden veranlaßt worden, eine von ihr entdeckte Blume von einem Felſen herabzuholen. Ernſt war früher zur Stelle als Maximilian, — er ſtand auf dem letzten Felſen, welcher ihn noch von Mathilden trennte, etwa zehn Fuß hoch über ihr, und ehe ſie es ſich verſah, war er gerade neben ſie herabgeſprungen. Sie ſchrie laut auf vor Schrecken, — darüber, ſowie über die plötzliche Erſcheinung eines Mannes neben ihm wurde das nahe dabei ſtehende Maulthier wild, — es riß ſich los und ſprang den Weg hinab. Der Rittmeiſter lief ihm einige Schritte nach, blieb dann ſtehen und lachte über die poſſirlichen Sprünge des Thieres, jede weitere Verfolgung als nutzlos aufgebend.

Maximilian, welcher ebenfalls von der erklommenen Höhe wieder herabgeſtiegen war, hatte den ganzen Vorfall bemerkt, — er ſah gleich, daß er den gerade hier in einer ſehr krummen Linie abwärts ziehenden Weg ausſchneiden und dem flüchtigen Thiere zuvorkommen könne, wenn er es wagen würde, die ganze Strecke hinab über kleine und große Felſen wegzuklettern. Ohne ſich lange zu beſinnen, trat er die gefährliche Wanderung an und war ſchon die halbe Strecke hinabgekommen, als Mathilde, die ſich nach ihm umgeſehen hatte, es bemerkte und ihm zurief:

Um des Himmels Willen, was fällt Ihnen ein? Wie mögen Sie einer ſo geringfügigen Urſache halber Ihr Leben wagen? Das iſt wahrhaft tollkühn!

(Fortſetzung folgt.)

Die Epaven.

1720.

(Fortſetzung.)

„Nun, wenn ich deine Herrin bin, ſo gehorche mir und höre auf, mir den Weg zu verſperren," ſagte Frau v. La Rebeliere entſchloſſen, indem ſie mit ſtolzem Blicke und erhabener Stirne auf ihn zuging.

Er rückte um einen Schritt, aber ſogleich wieder einhaltend, antwortete er kalt:

„Nein, du bleibſt hier bei mir. Haſt du Furcht? Wofür denn? Ich habe keine Waffen, und dann kannſt du auch ruhig ſein, ich werde kein Weib tödten. Nun, ſetze dich doch, ſage ich dir."

Frau v. La Rebeliere zitterte.

„Aber was will er denn mit uns?" fragte Cäcilie, welche dies creoliſche Geſpräch nur unvollkommen verſtand, beſonders wenn Palem ſprach.

Digitized by Google

„Ich weiß nicht," erwiederte Frau v. La Rebeliere auf franzöſiſch; „aber ich möchte weit von hier ſein."

Palem verſtand ſie ſehr wohl, und begann mit innerlichem Wohlbehagen zu lachen.

„Morgen," ſagte er, „morgen wirſt Du meinem guten Herrn erzählen, daß Palem Dich über Nacht in ſeinem Ajoupa behalten hat; o, das iſt eine ſchöne Rache, nicht wahr? Er wird ſehen, daß ich die vier Pflöcke nicht vergeſſen habe, zwiſchen welche er mich ſo oft, das Geſicht zur Erde gekehrt, ausſpannen ließ."

Frau v. La Rebeliere affektirte ein Lächeln, als wenn ſie den völligen Sinn ſeiner Worte nicht verſtünde, während der beſorgte neugierige Blick Cäciliens in Palem's unbeweglicher Phyſiognomie zu leſen ſuchte.

„Willſt Du eſſen, Herrin?" hob er wieder an, indem er unter der Aſche des Herdes einige geröſtete Bananen herauskaubte.

Sie dankte mit einer abweiſenden Geberde. Cäcilie ſagte beruhigt:

„Es ſcheint nicht, daß dieſer Menſch uns Böſes zufügen will; aber er will uns vielleicht da behalten, weil er glaubt, daß wir Herrn v. La Rebeliere ſagen würden, wo er iſt. Können Sie ihn nicht überzeugen, daß wir ihn ruhig laſſen werden?"

Frau v. La Rebeliere antwortete nichts und warf einen Blick voll Zorn und Furcht um ſich. Palem aß ruhig ſeine Bananen. Es trat eine Pauſe ein. Frau v. La Rebeliere hatte ſich mit geſenktem Haupte niedergeſetzt und ſuchte ihre Angſt zu bemeiſtern. Cäcilie wartete, ohne ihre Lage zu begreifen. Die Entladung eines Gewehres machte plötzlich die beiden Frauen erbeben, und ſie riefen zugleich:

„Das iſt Donatian!"

Er kam auch in der That längs des Hohlwegs daher; ein ſchöner Jagdhund, den er aus Frankreich mitgebracht hatte, lief vor ihm her und ſprang an Frau v. La Rebeliere empor.

Palem hatte einen Sprung nach dem Mulatten hin gemacht, aber er hielt plötzlich ein, als er ihn rufen hörte:

„Gnädige Frau, mein Fräulein, Sie haben ſich wohl verirrt! . . . Die Sonne iſt am Untergehen, und Sie ſind weit von Ihrer Wohnung entfernt; ich werde Sie dahin zurückführen."

Sie waren ihm entgegen geeilt; Palem hatte ſich vor ſeinen Ajoupa geſetzt und ließ ſie fortgehen, ohne ein Wort zu ſagen; Cäcilie rief ihm im Weggehen zu: „Adieu, wackerer Mann; ſeid ruhig, Frau v. La Rebeliere wird nicht ſagen, daß wir Euch geſehen haben."

Die junge Frau hatte dem Pflanzer den Arm gegeben.

„Donatian," ſagte ſie lebhaft und leiſe, „dieſes junge Mädchen hat nicht begriffen, in welcher Gefahr wir waren, aber Sie haben uns mehr als das Leben gerettet."

Er bebte.

„O Himmel!" ſagte er, „der Zufall hat mich in dieſe Gegend geleitet. — Ich hatte ein Vorgefühl, daß Sie von irgend einer Gefahr bedroht würden . . . ich ſuchte Sie . . . Haben Sie dieſem Menſchen denn Böſes zugefügt?"

Frau v. La Rebeliere erzählte ihm in der Kürze, wie Palem ihr Sklave geweſen, und warum er entflohen ſei.

„Es iſt wahr," ſagte ſie, indem ſie mit einem langen Seufzer ſchloß, „La Rebeliere iſt ein grauſamer Gebieter, und dieſer Unglückliche muß uns haſſen."

Cäcilie holte ſie ein, und alle Dreie ſchlugen langſam den Weg nach den heißen Quellen ein. Noch an demſelben Abend ſprach Palem den Pflanzer an, welcher allein nach Hauſe kehrte. Beide kannten ſich; die mitleidige Güte des Einen und das Elend des Andern hatten dieſe Beziehungen gegründet.

„Höre," ſagte Donatian, nachdem er den Gruß des Expaven erwiedert hatte, „heute Abend hätte ein großes Unglück geſchehen können, hätte Deine Hand auch nur eine der beiden Frauen berührt, welche ich vor Deinem Ajoupa fand, ſo würde ich Dir den Kopf mit einem Flintenſchlag zerſchmettert haben."

Palem zuckte die Achſeln und antwortete: „Du haſt mir Gutes gethan; Du haſt mich genährt, als ich krank war, und ich habe es nicht vergeſſen. Da Du dieſe Weiber in Schutz nimmſt, ſo mögen ſie in aller Sicherheit einhergehen; ich werde mich abwenden, wenn ich ſie noch einmal auf meinem Wege finde. Um Deinetwillen entſage ich meiner Rache."

„Ich weiß, daß man ſich auf Dich verlaſſen kann, und zähle auf Dein Verſprechen. Adieu, kehre nach Deinem Ajoupa zurück und nimm Dich in Acht, wenn Du die andere Seite des Berges hinabſteigſt; geſtern ſind einige Maronneger den Milizen in die Hände gefallen."

„Ich weiß es, ich war dabei."

„Du wirſt ihnen auch noch in die Falle gerathen. Du thäteſt beſſer, Palem, mit Deinen Händen ein Stückchen Feld zu bebauen, wovon Du leben könnteſt. Wenn Du Werkzeug oder Sämereien bedarfſt, ſo komme zu mir. Gute Nacht, denke an Dein Verſprechen."

Palem hielt ihn zurück.

„Höre," ſagte er zu ihm, bevor wir ſcheiden, muß ich Dir eine Geſchichte erzählen. Dort unten in dem Walde war eine ſchöne Holztaube, welche täglich in den Tamarinden, worin ihr Neſt war, umher flog. Eines Tages fand ſie unter ihren Eiern zwei Eier, weiß, wie die Blume des Frangipanbaumes, und ſie erwärmte ſie mit ihrer übrigen Brut. Als die Eier ausgebrütet waren, krochen zwei Schlangen heraus, welche die Taube verſchlangen."

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(General Schoepff.) Unter den Deutſchen, welche in den Vereinigten Staaten Nordamerika's eine ſeltſame

Digitized by Google

Carrière gemacht, ragt nicht wenig Schoepf hervor, der, nachdem er ſich an der ungariſchen Revolution betheiligt, nach dem unglücklichen Ausgange derſelben ganz mittellos nach Amerika gekommen war. Da ſich ihm nichts Beſſeres darbot, ſo bewarb er ſich um die Stelle eines Portiers in einem New-Yorker Hotel und erhielt ſie auch. Manche Dame, welche jetzt von ſeinen Operationen in Kentucky lieſt, wurde ihr Koffer von dem jetzigen Brigadegeneral die Treppen des Hotel hinauf und hinabgetragen. Nach einiger Zeit begab er ſich nach Waſhington und wurde auch dort Portier in einem Hotel. Dem damaligen Patent-Commiſſair und nachmaligen Kriegsminiſter Holt, dem jetzt ſo berühmten Patrioten von Kentucky, fiel das höfliche und gebildete Weſen des Portiers auf und er verſchaffte demſelben eine Stelle im Patentamte. Dort wurde er zuerſt zum Tragen von Gepäck und zum Aufſtellen von Modellen verwandt; aber allmälig übertrug ihm Holt wichtigere Arbeiten; der frühere Portier entledigte ſich jeder Aufgabe, auch der ſchwierigſten, vortrefflich und ſchwang ſich allmälig zu einer bedeutenden Stellung im Patentamte empor. Als Holt gegen das Ende der Buchanan'ſchen Adminiſtration Kriegsminiſter wurde, gab er Schoepff im Kriegsdepartement eine Anſtellung. Mit einer Verweſſung in Virginien beauftragt, entwickelte Schoepff ſo glänzende militairiſche Kenntniſſe, daß General Scott auf ihn aufmerkſam wurde. Es wurden ihm im Kriegsdepartement noch wichtigere Funktionen übertragen, und ſtets erwies ſich Schoepff als der tüchtige Militair, zu welchem er ſich in den öſterreichiſchen Militairſchulen und im ungariſchen Kriege ausgebildet hatte. Später wurde er als Brigade-General nach Kentucky geſchickt, und die einzigen bedeutenden Waffenthaten, die bis jetzt dort verrichtet wurden, nämlich die Siege bei Wild Cat und Mill Spring, ſind ſein Werk.

Ein origineller Selbſtmord iſt, wie ein Münchner Blatt berichtet, daſelbſt vorgekommen. Ein Mann wollte ſich nämlich aus Lebensüberdruß todt trinken, kaufte zu dieſem Zweck 6 Flaſchen des ſtärkſten Ungarweines, ſchloß ſich in ſein Zimmer ein und fing nun an, lengſam ins Jenſeits hinüber zu kneipen. Der feurige Ungar griff zwar das Blut und Nervenſyſtem des Selbſtmörders heftig an, vermochte aber ſeine geſunde Natur höchſtens in ein Delirium zu verſetzen, in Folge deſſen der Patient ins Krankenhaus gebracht wurde, wo nun die ganze Kriſis mit einer Lungenentzündung zu verlaufen verſpricht. —

Nach dem Journal von Belfort (Oberrhein) kam bei der Beerdigung einer Frau in Chatenois ein ſeltſamer Zwiſchenfall vor. Als die erſten Erdſchollen auf den Sarg fielen, klang es wie eine Stimme aus dem Grabe herauf; man ſtellte die Arbeit ein, zog den Sarg wieder herauf und ließ ihn im Beiſein des Pfarrers öffnen. Die Leiche war ſtarr, trug ſchon Spuren der Verweſung; man ſchloß den Sarg wieder und ſenkte ihn auf's Neue hinab. Sobald aber wieder Erde darauf fiel, wiederholte ſich zu allgemeinem Staunen das ſtimmenähnliche Geräuſch. Eine genauere Unterſuchung ergab endlich, daß der Sarg nicht überall gleichmäßig aufſtand, alſo durch den Druck der niederfallenden Erde in's Schwanken gerieth und auf dieſe Weiſe den mißverſtandenen Ton von ſich gab.

Bisher galt das Jahr 1780 als dasjenige, in welchem die „letzte" Hexe (in der Schweiz) verbrannt wurde; dem Dorfe Starkkör, nächſt Neuſatz, war es noch in unſerer „hellerleuchteten" Zeit vorbehalten, als Schauplatz einer ſolchen Barbarei zu dienen. Daſelbſt verfiel vor Kurzem ein Mädchen in Irrſinn, und verlor in Folge deſſen die Sprache. Nun wollte das Volk durchaus nicht glauben, daß dieß auf natürlichem Wege zugehe, und nahm eine Prozedur vor, wie ſie nur unter amerikaniſchen Rothhäuten denkbar iſt. Man zündete ein Feuer an, und das Mädchen wurde über die lodernde Flamme gehalten! Wie man vernimmt, iſt eine Unterſuchung eingeleitet, aber die Unglückliche gab kurz nach überſtandener Marter den Geiſt auf.

Auf der Oberförſterei Grünberg in Oeſterreich hörte ein Jägerburſche unlängſt Nachts, daß die Gitterfenſter der Kanzlei, in welcher er ſchlief und in der die Kaſſe aufbewahrt wurde, von Einbrechern bearbeitet wurden. Er nahm eine Doppelflinte, ſchich auf den Hof, um die Diebe zu überfallen, ſtürzte aber in ihrer Nähe über einen Holzblock; das Gewehr entlud ſich in Folge dieſes unliebſamen Zwiſchenfalles und verwundete zufällig beide Verbrecher, — es bearbeiteten ihrer zwei das Fenſtergitter — derart, daß einer, in die Lenden getroffen, auf dem Platze liegen blieb, der andere mit durchſchoſſenen Waden bald eingefangen werden konnte. Beide Verbrecher wurden dem Gerichte überliefert und ſtarben daſelbſt an ihren Verletzungen.

Aus der Ferne!

Hab' in der Bruſt ein Vögelein,
Das hüpft ſo froh, ſo leicht;
Es muß wohl eine Lerche ſein,
Die grad zum Himmel ſteigt.

O, Du mein lieb, ſüß Vögelein,
Flieg über Berg und Thal,
Zu meiner Liebſten Kämmerlein:
Grüß ſie viel tauſend Mal! —

F. **K. Sch.. tt.**

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 38. Sonntag den 30. März. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Ich fühle mich glücklich, daß Sie um mich besorgt sind, rief der Graf zurück. Uebrigens ist keine Gefahr dabei! Und er setzte rasch seinen Weg fort.

Es ist gewiß nicht möglich, daß Sie hinüber kommen, fuhr Mathilde fort. Ich bestehe darauf, daß Sie zurückgehen!

Seien Sie nur unbesorgt, erwiderte der Graf, ich komme glücklich hinüber, und viel leichter, als ich den Weg wieder zurückgehen könnte.

Das sah nun die angsterfüllte Jungfrau sehr wohl ein, und war deßhalb still, — sie wendete aber kein Auge von dem kühnen Kletterer, der bald an dem letzten Felsen angekommen war. Jetzt stand er auf der Spitze und sah hinab in die letzte Spalte, die ihn noch von dem Wege trennte; es mußte schwierig sein, da hinüber zu kommen, denn er zögerte einige Augenblicke. Mathilde zitterte, als sie dieses sah; — jetzt hielt der Graf sich an einem hervorstehenden Zacken fest, und versuchte rückwärts hinabzusteigen, — das gelang ihm nicht; — er suchte sich nun wieder in die Höhe zu schwingen, da — ein gellender Schrei durchzitterte die Luft, und Mathilde sank zu Boden. Der Graf war ausgeglitten und in die Tiefe hinabgestürzt.

Ernst hatte die Dahingesunkene aufgehoben und neben an einen breiten Stein gelehnt, — er fragte den Führer, welcher mit der Blume herbeikam, nach Wasser; da dieser jedoch in Zweifel stellte, ob er solches hier oben finden könne, und dabei ihm einfiel, daß er ein Fläschchen mit Wein von Hallstadt aus mitgenommen habe, so zog er es hervor, und mit Hilfe dessen gelang es ihm, die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen.

Wo ist er? Wo ist er? rief sie jetzt, als sie die Augen aufschlug. O Gott! Ich habe gesehen, wie er in die schreckliche Tiefe hinabstürzte! Er ist todt!

Da kommt er ja herauf, sagte der Führer ruhig, er ist nicht hinabgestürzt.

Alle Schwäche Mathildens war bei diesem Rufe verschwunden — sie sprang rasch auf und lief dem Weg hin, bis sie wirklich den Grafen sah, welcher ruhig einherschritt und das Maulthier am Zaum führte. Er wollte gerade mit einigen scherzhaften Worten das glücklicherweise eingefangene Thier seiner Gebieterin vorführen, als er die leichenhafte Blässe bemerkte, welche ihr schönes Gesicht überzogen hatte. Der Zügel entfiel seiner Hand — er sprang zu ihr hin und wollte fragen — aber in demselben Augenblick war die Blässe verschwunden und tiefe Röthe an deren Stelle getreten.

Gottlob, gottlob! rief sie, aber ich sah Sie doch von dem Felsen hinab in die Tiefe stürzen — war das ein Blendwerk?

Also Theilnahme war es, was diesen lieblichen Farbenwechsel auf Mathildens Wangen bewirkt hatte, Sorge um ihn, Freude, daß ihm kein Unglück zugestoßen war! Das schien Maximilian unverkennbar, und diese Ueberzeugung rief beseligende Gefühle in ihm hervor, und trieb auch ihm das Blut ins Gesicht.

Ich bin zwar gefallen, antwortete er, aber nicht tief hinab; ich sagte ja doch, daß der Weg, den ich nahm, nicht gefahrvoll sei. Ich war zu nahe an den Rand des letzten Felsens getreten, weil ich die nur schmale Kluft bis auf den Weg überspringen wollte, mein Fuß glitt jedoch aus, und ich mußte gegen meinen Willen in die Tiefe hinabspringen. Diese war aber nur unbedeutend, schnell kletterte ich an der andern Seite wieder hinauf und hatte meine Absicht erreicht, denn nur wenige Schritte oberhalb dieses Punktes kam mir der Flüchtling entgegen.

Der aber immer noch ein Flüchtling sein würde,

Digitized by Google

fiel der Rittmeister dem Grafen lachend in die Rede, wenn nicht sein Führer ihn eben wieder eingefangen hätte. Somit erscheint der Nutzen des Ritterdienstes allerdings sehr problematisch, wenigstens wird der Lohn nach Verdienst unter Beide, welche so glücklich waren, das Maulthier wieder einzufangen, zu theilen sein.

So war es auch in der That, denn als der Graf, erschrocken über das Ausbleiben Mathildens, den Zügel fallen lassend, an deren Seite geeilt war, hatte das Maulthier sich umgedreht, und war im Begriff, den Weg wieder hinabzulaufen, doch war es seinem Führer durch Zurufen und Nacheilen gelungen, seiner bald wieder habhaft zu werden. Nur Ernst hatte dieses bemerkt — die ganze Scene mußte ihm höchst unangenehm sein und in seinem Aerger über die so sichtbaren Fortschritte seines Nebenbuhlers hatte er sich jene verletzende Aeußerung erlaubt.

Der Graf war im Begriff, etwas zu erwidern, seine blitzenden Augen ließen eine heftige Scene befürchten, deßhalb antwortete Mathilde, schnell das Wort ergreifend.

Du hast vollkommen Recht, lieber Vetter, und da es dir gewiß höchst unangenehm sein würde, bei diesem kleinen Ereigniß allein unthätig und ein müßiger Zuschauer zu sein, so bist du wohl so gefällig, den Führer abzulohnen, während ich dem Herrn Grafen dafür danke, daß er sein Leben wagte, um mir einen kleinen Dienst zu leisten. Es kann hier natürlich nur auf die Absicht ankommen, und sie ist es, welche mir diesen Vorfall sehr werth und unvergeßlich machen wird.

Sie reichte dem Grafen mit freundlichem Lächeln die Hand, welcher sie mit freudestrahlenden Blicken ergriff und an seine Lippen drückte.

Aergerlich, daß er schon wieder den Kürzeren ziehen mußte, drehte der Rittmeister sich um, weil er den Dank nicht sehen mochte, den der Graf davontrug.

5.

Der Graf Ferdinand v. Kausberg war mit den Hilfstruppen, welche Deutschland dem Kaiser der Franzosen zur Unterjochung der Spanier stellen mußte, seit zwei Jahren auf der pyrenäischen Halbinsel, wo er durch rastlose Erfüllung seiner Pflichten in zahllosen blutigen Gefechten, welche der hartnäckige Widerstand der Eingebornen fast täglich hervorrief, ruhmvolle Wunden, aber einen siechen Körper davongetragen hatte. Nur ungern legte er die Waffen nieder, und suchte Heilung seiner Wunden, Wiederherstellung seiner Gesundheit und Erholung von den außerordentlichen Strapazen zweier Feldzüge in einem Bade des südlichen Frankreichs.

Er hatte eine heißgeliebte Gattin daheim gelassen, die schon im zweiten Jahre ihrer glücklichen Ehe zu verlassen die rücksichtslose Pflicht ihn nöthigte. Nur wenige Monate vor seiner Abreise hatte sie ihn mit dem ersten Kinde beschenkt, und wenn auch sein Wunsch und seine Hoffnung, einen Sohn als Erben seines berühmten Namens und großen Vermögens verlangt, und diese Hoffnung nach und nach bei ihm zu einer unbegreiflichen Ueberzeugung sich gesteigert hatte, so fügte er sich doch mit Ergebung in dieses Schicksal, das er nicht zu ändern vermochte — er tröstete sich mit der Hoffnung auf eine freundlichere, seinen Wünschen mehr entsprechende Zukunft. Die kleine Marie war ihm ein liebes Kind, und niemand selbst nicht die Mutter, konnte ahnen, wie sehr er sich, getäuscht fühlte.

Nur selten erhielt er einen Brief von der geliebten Gattin — mancher mochte in den allenthalben stattfindenden Unruhen des weit verbreiteten Krieges und bei der großen Entfernung verloren gegangen sein, wie unverkennbar aus den folgenden Briefen hervorging, und eben so war es mit den Briefen, die er nach Hause schrieb.

Kaum begann der Graf die wohlthätigen Folgen des Bades und der Ruhe, welcher er sich hingeben konnte, zu spüren, als er plötzlich abreiste. Er hatte entsetzliche Nachrichten erhalten, die ihn bestimmten, noch in derselben Stunde die Reise in seine Heimath anzutreten. Er gönnte seinem immer noch sehr schwachen Körper keine Rast, er fuhr Tag und Nacht, gab doppelte und dreifache Trinkgelder und war in vierzehn Tagen an Ort und Stelle. Aber nicht sein Schloß Eulenbuch war es, wo er anhielt, — das war der Ort, wo seine Gattin in stiller Zurückgezogenheit nur ihrem Kinde, wie sie ihm schrieb, und der Erinnerung an die verlebten glücklichen Tage, und ihrer Sehnsucht nach dem heißgeliebten Gatten lebte; er kehrte in dem Gasthause der nahegelegenen Stadt ein und erwartete da in glühender Ungeduld den Einbruch der Nacht, dann setzte er zu Fuß seine Reise fort.

Etwa eine kleine halbe Stunde von dem genannten Schlosse entfernt, am Saum eines Waldes, lag die Wohnung des Försters Hellmann, eines alten treuen Dieners der Familie Kausberg. Es war Mitternacht vorüber und der Förster lag in tiefem Schlaf, als ein heftiges Pochen an der Thüre ihn erweckte. Er sah zum Fenster hinaus — eine dunkle Gestalt stand vor der Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

Die Epaven.

1720.

(Fortsetzung.)

„Gut Nacht, Palem," sagte Donatian, und entfernte sich.

Von diesem Tage an ließen sich Frau v. La Rebeliere und Cäcilie auf allen ihren Spaziergängen von Donatian begleiten. Gewöhnlich begegneten sie ihm in einer kleinen Entfernung von ihrer Wohnung, und nach ihrem langen Wanderungen brachte er sie oft spät am Abend bis an den Eingang ihres Hauses zurück, dessen Schwelle er niemals überschritt. Die neue Lebensart schien mächtig auf die junge Frau gewirkt zu haben;

Digitized by Google

bald war sie abgespannt, bald aufgeregt; bald heiter, bald traurig; aber dieser Zustand glich in nichts ihren Launen von ehemals. Cäcilie war oft nachdenkend; aber ihr heller Blick verrieth keine schmerzliche Empfindung. Das Leben dieser beiden Frauen schwand schön, voll Zauber und Freude dahin; sie liebten zum erstenmale. Dieses einzige Geheimniß ihrer Herzen blieb tief verborgen darin, sie errietben sich gegenseitig nicht, und überließ sich ohne Voraussicht und Gewissensbissen ihrem inneren Glück.

Frau v. La Rebeliere begriff endlich, was ihrem Leben gemangelt hatte, und früher als Cäcilie erkannte sie, daß das, was sie empfand, Liebe, eine mächtige, unwiderstehliche Liebe sei. Aber ein Gefühl unbesiegbaren Stolzes hielt alle Beweise dieser Leidenschaft zurück; das junge Weib liebte, um des Glückes willen zu lieben; sie überredete sich, daß das, was während ganzer Tage, ganzer Nächte, wo sie seufzte und weinte, indem sie ganz leise Donatian nannte, zwischen ihr und einem abwesenden Bilde vorging, kein Fehler sei.

Cäcilie, weniger aufgeklärt, überließ sich in der Unschuld ihres Herzens dem süßesten Gefühle, welches sie jemals empfunden hatte; es war zugleich Zärtlichkeit, Bewunderung und glühendes Mitleid, denn besser als Frau v. La Rebeliere hatte sie begriffen, daß Donatian nicht glücklich sei. Zudem war dieß junge, in Frankreich erzogene Mädchen durch die Kastenvorurtheile nicht gestört, welche in der Seele der stolzen Creolin zuweilen eine geheime Scham, eine Art Entsetzen erregten; Cäcilie begriff diese spitzfindigen Unterscheidungen nicht, welche einen fast weißen Menschen zu einem Neger machen; sie sah mit ihren Augen nur die schneidenden Farben, und die Abstufungen fielen ihr nicht auf.

Unter diesen drei Personen herrschte gleichsam eine schweigende Uebereinkunft, sich jeden Tag zu treffen. Wie viele süße, schnell verrauschte Stunden wurden in dieser wilden Gegend verlebt, wo jeder Schritt zu einer Entdeckung führte; bald war es eine prachtvolle Liliacea, welche an dem Rand eines Stromes erblüht war, bald ein Nest seltener Vögel oder eine unbekannte Frucht. Oft blieben sie unter blühenden Citronenbäumen stehen, um deren Gipfel funkelnde Colibris flatterten, und Donatian erzählte eine Geschichte, welche er aus seinen Büchern gelernt, oder auf seinen Reisen jenseits des Meeres gehört hatte. Er war glücklich alsdann; sein Blick ruhte sanft auf den Gesichtern dieser beiden Frauen, welche ihm freudig zuhörten. Aber wenn sein Herz schon für eine derselben schlug, wenn er den unwiderstehlichen Einfluß dieser liebegekränkten Atmosphäre spürte, so wußte er auch seine lebhafte Empfindung zu verbergen, seine Anfälle eines bittern glühenden Glückes, welches zugleich verzweifelnd und mitleidswerth war. Dennoch in diesen langen Gesprächen, worin er willig seine erste Jugend, seine langen Reisen, seinen Aufenthalt in Frankreich erzählte, sprach er niemals weder von seiner Herkunft, noch von seiner Kindheit; er hatte nur gesagt, daß er auf Martinique geboren sei.

Nach Verlauf eines Monats sprach Frau v. La Rebeliere noch immer nicht von der Heimkehr, und es schien, als ob ihr Mann willig ihren Aufenthalt in dieser Einöde begünstige. Erst hatte er ihr aus Fort-Royal geschrieben, um ihr anzuzeigen, daß er drei Wochen bei seinem Vetter, dem Gouverneur, zubringen würde; dann kam ein Brief von La Rebeliere datirt, worin er ihr schrieb, daß einige Marineoffiziere seine Gäste seien, daß sie es aber unterlassen solle, ihnen die Ehren der Hausfrau zu erzeigen. Bei jeder andern Gelegenheit würde Eleonore nicht so schnell gehorcht haben; dieses Mal antwortete sie unterwürfig, daß sie sich wohl an den heißen Quellen befände, und daß sie es nicht besser verlange, als da zu bleiben, so lange Fremde in ihrem Hause seien. Von nun an schien es, als wenn sie nie mehr abreisen sollte; sie traf Anordnungen und entwarf Pläne für das ganze Leben, und weder Cäcilie noch Donatian schienen zu bemerken, daß das alles vielleicht bald ein Ende nehmen sollte.

Eines Abends kam jedoch La Rebeliere an; seine Frau und Cäcilie waren eben nach Hause gekommen, und erblaßten beide bei seinem Anblick. Er fand sie bei rosiger und gefälliger Laune, während er auf große Klagen gefaßt war.

„Liebes Kind," sagte er, „wie sehr weiß ich es Dir Dank, daß Du Dich hier eingeschlossen hieltest, während ich jene jungen Tollköpfe zu La Rebeliere bewirthete; das sind dumme Bekanntschaften für eine Frau in Deinem Alter, und ich bin erfreut, daß Du das begriffen hast. Es hat eines so ernsten Beweggrundes bedurft, liebe Eleonore, um mir Deine Nähe so lange zu versagen, aber endlich bin ich da. Wie hast Du Deine Zeit in dieser Wüstenei zugebracht?

Mit vieler Ruhe und Zufriedenheit," antwortete Frau v. La Rebeliere mit schwacher Stimme und den Tod im Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der König von Sardinien hat kürzlich die Tame bourmajors-Tochter Rosine, mit der er lange in vertrauten Verhältnissen gelebt, geheirathet. Der Volksbote erzählt bei dieser Gelegenheit eine Geschichte, die er, „aus ganz verlässiger Quelle" erfahren haben will. Als Savoyr, um den Beistand Louis Napoleons gegen Oesterreich zu erlangen, die Prinzessin Klotilde verhandelt hatte und dieser eröffnet worden war, daß sie zur Braut des Prinzen Napoleon auserkoren sei, war die Prinzessin des Versprechens eingedenk, welches sie ihrer im Jahre 1855 verstorbenen Mutter auf dem Todbette gegeben hatte, nämlich, daß sie zu keiner Vermählung einwilligen wolle, die nicht die Zustimmung des Erzbischofs Franzoni von Turin habe, der jetzt vor wenigen Tagen in der Verbannung gestorben ist. Sie schrieb sofort an den Erzbischof, und dieser stellte in seiner Antwort dem Prinzen Napoleon das allerunvortheilhafteste Leumundszeugniß aus. Mit diesem Brief in der Hand ging sie

Digitized by Google

zu ihrem Vater und erklärte ihm, einem solchen Menschen werde sie nimmer ihre Hand reichen. Viktor Emanuel war darüber betroffen und schickte alsbald zu Cavour, der die Sache gleich ins Geleise zu bringen versprach. Cavour begab sich ganz unbefangen zur Prinzessin, als ob er von dem Briefe des Erzbischofs nichts wisse, und sprach ihr von der Vermählung. Als die Prinzessin ihm darauf den Inhalt des Briefes kundgab, kam er nicht im mindesten außer Fassung, sondern entgegnete, Das sei alles vollkommen wahr, ja noch viel Aergeres sei wahr, nur — wolle hier ein Irrthum ob. Jene ganz richtig gezeichnete Persönlichkeit sei ein verstorbener Bruder des Prinzen Napoleon, der, dem sie vermählt werden solle, sei das gerade Gegentheil von jenem, ein wahres Muster von einem Manne. Hiedurch wurde das noch nicht 16jährige Mädchen so zur Einwilligung gebracht. Dem Kronprinzen Humbert gab Viktor Emanuel das Versprechen, die Rosine nicht zu heirathen, unter der Bedingung, daß er (der Kronprinz) seiner Schwester von der Vermählung mit dem Prinzen Napoleon nicht abrede.

In Paris ist in den letzten Wochen der Andrang zur kaiserlichen Bibliothek so groß gewesen, daß der Eintritt verboten wurde. Der Grund dieses Verbotes dürfte jedoch weniger in dem übergroßen Zudrange selbst, als in der Ursache desselben zu suchen sein, denn, wie Berichte besagen, will Alles die dort befindliche vielberühmte Prophezeihung des alten Nostradamus lesen, worin geweissagt ist, daß Napoleon III. nur zehn Jahre regieren und im Jahre 1862 in der Nähe von Paris werde ermordet werden. Sein Vetter (also Plonplon), sagt die Prophezeihung weiter, wird den Sohn des Kaisers umbringen und sich der Regierung bemächtigen, worauf ein schrecklicher Krieg folgt; ganz Europa wird sich in Waffen gegen ihn erheben, Paris wird von den fremden Mächten belagert, dann erobert und geplündert werden.

Am 11. d. starb zu St. Lorenzen in Steiermark die Auszüglerswitte Maria Rischner in dem seltenen Alter von 106 Jahren. Das Sonderbarste ist, daß sie seit mehr als 50 Jahren sehr stark dem Branntweintrinken ergeben war, tüchtig Tabak rauchte und doch ein so hohes Alter erreichte.

(Sonderbare Maskenspende.) Korunk erzählt folgendes artige Histörchen, dessen Schauplatz einer der jüngsten Maskenbälle im Klausenburg gewesen sein soll. Daselbst erschien eine Dame — ob Frau oder Mädchen wird nicht näher angegeben — in der verführerischen Maskentracht einer Gärtnerin, als ihr Symbol einen mit Blumen gefüllten Korb tragend. — Die schöne Maske fand allgemeine Bewunderung, Jedermann wollte eine Blume aus dem Korbe zum Andenken erhalten, doch Keinem wurde sein Verlangen gewährt. Endlich gegen Mitternacht setzte sich auch ein Herr an die Seite der reizenden Maske und verlangte gleichfalls eine Blume. Dieser Glückliche wurde erhört, die maskirte Gärtnerin war bereit seinem Wunsche zu willfahren, jedoch unter der gleichzeitigen Bedingung, daß er — der einzige Glückliche — eine kurze Zeit die Obhut über den Blumenkorb übernahm, bis sie, die Maske wiederkomme; sie wollte sich nur einen Augenblick entfernen. Selbstverständlich ging der Glückliche diese Bedingung bereitwilligst ein. Die schöne Gärtnerin ging — kehrte jedoch niemals wieder. Unser Glücklicher wird endlich des langen Wartens müde und er sucht sich das Mißbehagen seiner Langweile dadurch zu vermindern, daß er den Inhalt des ihm anvertrauten Blumenkorbes einer eingehenden Prüfung unterzieht. Doch wer malt sein Entsetzen, als er zwischen Blumen und Moos etwas findet, das man gewöhnlich nur in Wiegen, aber nie in einem Blumenkorbe zu suchen pflegt. Ein neugeborner Weltbürger lachte ihm schlummernden Antlitzes entgegen. Und nun wollen Böswillige wissen, daß der kleine Blumengebettete dem glücklichen Herrn auffallend ähnlich sein soll und darum war dieser Herr der — einzige Glückliche.

In einem sächsischen Provinzialblatte las man neulich sich als theilig Verbundene empfohlen: „Theodor Hunger und Emilie Satt.“ Hier hat also sie, die Satt ist, Hunger, und er, der Hunger, sie Satt gekriegt.

(Diebshumor.) Aus dem n. w. Böhmen theilt man der „P. M. P.“ folgendes Geschichtchen mit. In einer unserer Städte werden häufig Schweine und Gänse gestohlen. Einem Bürger stahl man in einer Nacht sämmtliche Gänse. Am Morgen des nächsten Tages stand ein gestohlener Gänserich, der Federn beraubt, vor der Thür eines Bürgers mit einem Zettel am Halse. Auf sein Geschrei ließ man ihn ins Haus, welches ein ihm wohlbekanntes zu sein schien. Auf dem Zettel stand: „Guten Morgen Herr Loos, — Ich komme nackt und bloß; — Meine Kameraden — Sind alle schon gebraten. — Diese Diebe sind bereits eingezogen. Man fand in ihrer Behausung mehr als hundert Gänseflügel.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 35:

„Viele Phantasien verschwinden der Jugend.“

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.**

Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 39. Dienstag den 1. April. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Wer ist da? rief der Förster.

Mache schnell auf, Heilmann! war die Antwort. Ich bin es, dein Herr ist es!

Um aller Heiligen Willen, der gnädige Herr! sagte der Förster, indem er öffnete und jenen einließ. Willkommen, gnädiger Herr, in der Heimath! Wo kommen Sie denn so spät in der Nacht her? Ich habe ja gar nichts davon gehört, daß Sie wieder zurückgekommen sind, sonst hätte ich mich gewiß schon pflichtschuldigst gemeldet.

Unter diesen Worten hatte er schnell ein Licht angezündet und es auf den Tisch gestellt, an welchen der Graf sich setzte.

Um des Himmels Willen, fuhr jener fort, wie sehen Sie aus, gnädiger Herr! Sie sind gewiß noch recht krank. Ich habe im Schloß gar oft gehört, ich komme ja täglich dahin, daß Sie schwere Wunden im Krieg erhalten hätten und deßhalb in einem Bade wären; Sie hätten aber noch länger dort bleiben sollen, denn Sie sind wahrhaftig noch krank, lieber gnädiger Herr; das sieht man Ihnen an.

Setze dich zu mir her, Heilmann, sagte der Graf mit ernster, eintöniger Stimme, ohne auf dessen Reden Rücksicht zu nehmen; ich habe Wichtiges mit dir zu reden.

Als Heilmann sich gesetzt hatte, fuhr der Graf fort: Wie alt bist du, Heilmann?

Auf Martini werde ich 68 Jahr alt.

Und wie lange dienst du meinem Hause?

Ihnen, dem gnädigen Herrn Vater und dem Großvater 52 Jahre. Ich war noch nicht 16 Jahre alt, als ich zum Waidmann angenommen wurde.

Also über ein halbes Jahrhundert! Eine schöne Zeit! Und in diesen 52 Jahren warst du immer ein ehrlicher und treuer Diener meines Hauses! Mein Vater hat noch auf seinem Sterbelager dir das beste Zeugniß gegeben. Auf den Heilmann kannst du dich in allen Stücken verlassen — er ist treu wie Gold — du kannst ihm dein ganzes Vermögen anvertrauen, dein Leben und deine Ehre — er ist fest wie ein Felsen. Die Welt kann aus ihren Bahnen weichen, aber Heilmann wankt nicht!

Ach gnädiger Herr, erwiderte der Förster, indem Thränen über seine braunen Wangen liefen und in den grauen Bart träufelten, solche Worte wiegen ein ganzes Leben voller Mühseligkeiten und Beschwerden auf, — und doch hatte ich keinen harten Dienst. Und wie gut ist jetzt in meinen alten Tagen für mich gesorgt. Ich habe die schöne Wohnung da, habe meine Kost aus der herrschaftlichen Küche, und überdies noch ein reichliches Taschengeld. Könnte ich nur noch Dienste thun damit ich für meinen Unterhalt etwas leisten könnte — denn mit meinem bischen Herumlaufen ist nichts gethan.

O nein, lieber Heilmann, unterbrach der Graf den alten Mann, ein so treuer erfahrener Diener wie du bist kann durch Aufmerksamkeit auf Alles, was vorgeht, oft viel bessere Dienste leisten, als durch die gewöhnliche Arbeit. Darum hat mein Vater nichts von deinen Diensten gesprochen, — es gibt gar viele Forstmänner in der Welt, die deinen Dienst in dem Walde eben so gut versehen könnten; — aber von dir sagte mein Vater: Vermögen, Leben und Ehre kannst du ihm unbedenklich anvertrauen, und das ist eine seltene Eigenschaft bei Leuten deines Standes. Ich bin das von dir auch überzeugt und kann nicht daran zweifeln, daß dir meine Ehre über alles geht. Und so frage ich dich jetzt, bei dieser Treue, mit der du an uns hängst, — bei der Asche meines Vaters, der dich, wie du sagtest, mit Wohlthaten überhäufte: Ist

Digitized by Google

während meiner zweijährigen Abweſenheit meine Ehre nicht angetaſtet worden? Iſt dir nichts in dieſer Beziehung vorgekommen in und außer dem Schloſſe? Waren keine verdächtigen Beſuche da? Was iſt alles vorgefallen, wovon ich wohl keine Kunde nach Spanien erhielt? Rede, Alter!

Gnädiger Herr!

Halt! Ehe du weiter ſprichſt, gebe ich dir die Verſicherung, daß ich ſchon von Allem, was geſchehen iſt, die genaueſte Kunde habe. Dein ſcharfes Auge, dein natürlicher Verſtand, deine Treue und Ehrlichkeit ſollen mir nur Gewißheit geben!

Gnädiger Herr! ein treuer Diener muß viel ſehen können, und darf nur wenig reden!

Ganz recht, Heilmann! Er darf nichts aus dem Hauſe tragen, wenn aber der Herr fragt, dann gebietet die Pflicht, ihm zu antworten, und zwar die lautere Wahrheit, verſteht du das?

Nun, ſo fragen Sie mich, gnädiger Herr! Ich werde antworten, was ich weiß.

Es iſt ein Kind, das jetzt etwa zwei Monate alt iſt, in dem Schloſſe, — iſt das wahr?

Ja!

Dieſes Kind iſt immer in dem Schlafzimmer der Gräfin, und wird ſorgfältig vor Jedermann geheim gehalten?

Ja, ſo iſt es!

Die Gräfin hat dir den Auftrag gegeben, für das Kind eine Amme aufzuſuchen, dabei aber das ſtrengſte Geheimniß gegen Jedermann zu beobachten?

Ja, das iſt wahr!

Die Gräfin hat dir auch den Auftrag gegeben, mit dem Schullehrer in Fließen einen Vertrag in deinem Namen abzuſchließen, wonach derſelbe ein Kind aus der Stadt ſammt ſeiner Amme in ſein Haus aufnehmen ſolle, ſowie ich nach Hauſe komme?

Nein! das iſt nicht wahr!

Nicht? Beſinne dich wohl, Alter! Iſt es nicht ſo?

Von Ihnen war nicht die Rede, gnädiger Herr! Der Schullehrer muß das Kind zu jeder Zeit, wenn es verlangt wird, aufnehmen, — Ihr Name wurde nicht ein einziges Mal dabei genannt.

Schon gut! Ich weiß, wie das zu verſtehen iſt, wenn auch mein Name nicht gerade ausdrücklich genannt wurde. Die Gräfin war auch krank, wie war doch das?

Die gnädige Frau war wirklich recht krank, wohl ein Viertel Jahr lang, und in der letzten Zeit verließ ſie ihr Zimmer gar nicht mehr, und es durfte Niemand zu ihr als eine Kammerfrau, welche ſie erſt während ihrer Krankheit angenommen hatte, und eine Wartfrau, welche erſt ankam, als die Krankheit am gefährlichſten war. Vierzehn Tage darauf reiſten dieſe beiden plötzlich wieder ab.

Nun — und das Kind?

Das Kind? Ja das Kind war dann da — Niemand wußte, woher es kam.

Welcher Doktor behandelte die Gräfin während ihrer ſo bedenklichen Krankheit?

Das war eben, was mich wunderte; die Frau Gräfin hatte gar keinen Doktor gebraucht.

Und du weißt weiter nichts? Und das alles iſt die reine lautere Wahrheit?

So wahr mir Gott helfe in der Stunde meines Todes!

Bei dieſen Worten legte der Förſter ſeine Hand auf die Bruſt. Der Graf ſtand auf und ſagte:

Ich weiß jetzt genug; — ich will jetzt eilen, daß ich in das Schloß komme. Adieu, lieber Heilmann! Komme doch morgen um zehn Uhr in das Schloß zu mir, — hörſt du? Spreche aber über das, was ich dich gefragt habe, und was du über den ganzen Vorfall erfahren haſt, mit Niemanden etwas — verſtehſt du — mit Niemanden, wer es auch ſei. Ich befehle es dir! Schlafe wohl!

Der Förſter wollte ihn begleiten — der Graf lehnte es jedoch ab. Ich kenne ja den Weg, den ich viele tauſendmal zurücklegte, ganz genau. Doch noch eine Frage, Alter. Haſt du nicht während dieſer Zeit einen Fremden bemerkt, welcher einige Male in dem Schloſſe war?

Der Herr v. Dienſtorff!

Der Graf war ſeiner kaum mehr mächtig, er zitterte am ganzen Körper und konnte nur mühſam ſich aufrecht halten. Nach einer minutenlangen Pauſe fragte er:

Kam derſelbe öffentlich am Tage oder heimlich in der Nacht?

Ich habe ihn nur zweimal geſehen — er kam immer zur Nachtzeit und ging vor Anbruch des Tages wieder weg. Er war in der Stadt abgeſtiegen und hatte einen fremden Namen angenommen — ich kenne ihn aber recht gut, denn ich ſah ihn öfter, als ich vor vier Jahren mit Ihnen in der Reſidenz war, er kam da öfter zu Ihnen. Wiſſen Sie noch, der ſchöne junge Herr mit dem ſchwarzen Haare und Barte?

Der Graf taumelte fort — den Tod im Herzen!

Ja, ja! murmelte er vor ſich hin, er iſt mir wohl bekannt, — er machte ſich damals viel um die Frau Gräfin zu ſchaffen, und hatte allerlei mit ihr zu verkehren! — Iſt es denn möglich, daß ich auf eine ſo fürchterliche Weiſe getäuſcht worden bin, daß ich einer falſchen Schlange mein häusliches Glück und meine Ehre anvertraute? Wie fein wurde der ganze Betrug angelegt, nicht ein Wort wurde mir von dieſer Krankheit geſchrieben und — ja, ja, — ich ſah damals ſchon, als ich vor vier Jahren in der Reſidenz war, wie ſehr er ſich bemühte, immer in ihre Nähe zu kommen, und — Hal Fluch! dreimal Fluch über euch beide! Ich werde ein fürchterliches Gericht halten!

Es gelang ihm, ohne bemerkt zu werden, in das Schloß und in das Schlafzimmer ſeiner Gemahlin zu kommen. Zwiſchen ihrem Bette und dem der Kammerfrau ſtand eine Wiege, und auf ihrer rechten Seite eine

Digitized by Google

kleine Bettlade; der Graf ging zu beiden, in der letzteren lag ein Kind von zwei bis drei Jahren — es war seine geliebte Marie. In der Wiege lag ein kleines Kind! Er lachte laut auf, daß es schauerlich widerhallte. Die Gräfin sowohl als die Kammerfrau fuhren erschrocken aus dem Schlafe.

Um Gottes Willen — wer ist da? rief die Gräfin.

Dein Richter! Du Ehebrecherin! stieß der Graf mühsam zwischen den knirschenden Zähnen heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Epaven.

1720.

(Fortsetzung.)

„Wir können über's Jahr wieder hieher kommen, wenn es Dir gefällt; wer weiß, ob Dich alsdann meine schöne Mündel begleiten wird? Der Zeitpunkt ihrer Mündigkeit naht heran, und ich werde meine Rechte als Vormund verlieren. Verzeihung, liebe Cäcilie, daß ich Sie noch nicht fragte, wie Sie sich befinden; aber ich war so in die Freude versunken, meine Frau so schön, so gut und so folgsam wieder zu finden; wissen Sie, daß ich auf einen andern Empfang gefaßt war?"

„Du siehst wohl, daß Du Dich zuweilen irrst," sagte Eleonore mit einem erzwungenen Lächeln.

„Aber ich werde so viel Willfährigkeit nicht mißbrauchen; Ihr sollt nicht länger hier eingeschlossen bleiben; übermorgen reisen wir ab."

„Du erwartest also keinen Besuch mehr zu La Rebeliere?"

„Nein, dem Himmel sei Dank."

„Desto schlimmer. Ich hätte es nicht besser verlangt, als noch einige Zeit hier zu bleiben. Die frische Bergluft hat mir sehr wohl gethan, und ich liebe diese Einsamkeit."

„Wenn Du darauf bestehst, so bin ich im Stande, mich mit Dir einige Wochen hier zu begraben. Die Gegend ist sehr schön, wir werden weite Spaziergänge machen."

„Nein, nein, wir müssen fort!" sagte Frau von La Rebeliere, welche jedes Wort ihres Mannes gleich einem Dolchstoß in das Herz traf.

Cäcilie war unbeweglich, und die Thränen, welche sie mühsam zurückhielt, perlten unter ihren gesenkten Augenlidern; aber Niemand bemerkte ihren Kummer. Dieser entsetzliche Zwang dauerte während der ganzen Zeit des Abendessens, nach welchem La Rebeliere einen Augenblick hinausging.

„Gute Cäcilie," sagte die junge Frau rasch, „es ist unmöglich, meinem Mann zu sagen, daß wir eine Nacht in Donatians Pflanzung zugebracht, und daß wir ihn seitdem oft wieder gesehen haben. Mein Mann könnte es tadeln und ihn beschimpfen. Wenn Sie wüßten, wie groß die Kastenvorurtheile sind!"

„Wenn es aber einer von den Sklaven sagt, welche uns hergebracht haben?"

„Ich werde ihnen befehlen, zu schweigen, und sie werden gehorchen. Ach, liebe Cäcilie, jetzt ist es um das Glück geschehen, welches ich hier gefunden hatte; ich muß wieder in das Joch; wenn Sie wüßten, welch eine Marter es ist, mit La Rebeliere zu leben."

Bei diesen Worten fing sie an, bitterlich zu weinen, und Cäcilie, auch von Thränen übermannt, umschlang schluchzend ihren Hals. Beide hatten so einen Vorwand für diesen Ausbruch ihres Schmerzes, und indem sie aufhörten, sich Zwang anzuthun, betrog eine die andere. Zudem fand ein zu großer Unterschied zwischen ihrer Art zu lieben statt, als daß sie sich so leicht errathen hätten. Als La Rebeliere wieder herein kam, sah er augenblicklich, daß seine Frau geweint hatte; er hütete sich, eine Frage an sie zu richten, aber tausend unangenehme Vermuthungen gingen ihm durch den Kopf. Mitten in dem gehaltlosen, unzusammenhängenden Gespräche, welches alle drei zu führen bemüht waren, sagte er plötzlich, indem er Cäcilie scharf dabei ansah:

„Hat Euch denn während dieser sechs Wochen gar Niemand hier besucht?"

„Kein Mensch," erwiderte sie mit etwas jesuitischer Aufrichtigkeit; zum Glücke war die Frage so gestellt, daß die Antwort buchstäblich wahr dadurch ward.

Am folgenden Morgen gesellte sich La Rebeliere zu seiner Frau, welche auf der Bergebene spazieren ging. Sie wandelten lange neben einander her, ohne zu sprechen. Der Anblick jenes rothen Daches, welches auf der Felsenspitze erschien, hatte in La Rebeliere's Seele ein Chaos von Befürchtungen und Vermuthungen entstehen lassen; jetzt glaubte er den Grund der unerhörten Veränderung gefunden zu haben, welche in der Lebensweise seiner Frau stattgefunden hatte. Seine Einbildungskraft erschuf sich Zweifel, ja Gewißheit; erzürnt und wüthend im Grund der Seele, aber stets Herr seiner selbst, gab er so dem Verdachte länger als eine Stunde Raum. Zuletzt plötzlich vor der jungen Frau stehen bleibend, sagte er ihr anscheinend ruhig, aber mit Wuth im Herzen:

„Was ist denn das für ein neues Haus dort oben auf dem Berge? Du hattest mir nicht gesagt, daß wir einen Nachbar hätten, liebe Eleonore; wie heißt er?"

„Es ist ein Mulatte, Namens Donatian," erwiderte sie kalt. Bei diesen Worten schwand der Verdacht plötzlich, welcher La Rebeliere quälte; es kam ihm nicht in den Sinn, daß seine Frau auch nur einen Blick auf einen Menschen dieser Art geworfen haben könnte.

„Ein Mulatte!" widerholte er mit einem tiefen Seufzer, wie ein Mensch, der plötzlich von einer schweren Last erleichtert wird, „ein Mulatte! Ehemals sah man nur schwarze oder weiße Menschen, aber heut zu Tage ist diese gemischte Race überall."

An diesem Tage ging Cäcilie um die gewohnte Stunde aus; ihre Negerinnen hatten die Gewohnheit, verloren

Digitized by Google

ihr zu folgen, seitdem sie jeden Abend mit Frau v. La Rebeliere spazieren ging. Niemand bemerkte, daß sie allein in das Thal hinabstieg. In einer ruhigeren Geistesstimmung würde sie eine gewisse Furcht empfunden haben; tiefe Stille herrschte rings umher, die Vögel schwiegen unter den unbeweglichen Blättern, sie hörte nicht einmal ihre eigenen Schritte auf dem beweglichen Sand des Hohlweges. Es war noch frühe, und sie ging lange, ohne Donatian zu begegnen. Da schien es ihr, als habe sie sich verirrt, obschon sie hinter sich noch immer den Fontenayhügel und weiter gegen Norden den Carbetberg sah. Aber rings um sie war sich die Gegend gleich, über Wälle von Laubwerk und schmale Hohlwege; sie ging weiter, und erkannte den Weg nicht mehr, wo sie früher geglaubt hatte, ihn schon öfters zurückgelegt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wilhelmine Schröder-Devrient und Mademoiselle Artôt. Wie sich fleißige Zeitungsleser erinnern werden, erschienen im vergangenen Jahre in der Gartenlaube die „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient" in welchen unter anderem auch erzählt wird, daß zwei Studenten sich in einem Schreiben an die Künstlerin wandten und ihr die Sehnsucht schilderten, sie zu sehen, weil sie einen großen Ueberfluß an Geldmangel hatten, und daher die Künstlerin um 2 Parterrekarten baten, welcher Bitte sie natürlich willfahrte, und diese Begebenheit noch lange nachher zu ihren angenehmsten Erinnerungen rechnete. Diese Geschichte erzählten sich zwei Cavaliere in Pesth bei Gelegenheit als von der dort gastirenden Artôt in einem der renommirtesten Hotels die Rede war. Da kam einer der Beiden auf die Idee Mademoiselle Artôt in einen ähnlichen Fall zu versetzen und zu prüfen, wie sich eine Französin einer solchen Bitte gegenüber verhalten würde. Der Eine behauptete sie werde dem Wunsche nachkommen, der Andere sie werde die Bitte abschlagen. Es wurde hin und her gestritten bis die Beiden sich entschlossen eine Wette auf 100 Ducaten einzugehen. Kaum gesagt, wurde das Briefchen verfaßt, an die Künstlerin abgeschickt und die Beiden erwarteten mit Sehnsucht die Rückkunft des Boten. Er kam und brachte die Antwort; Frl. Artôt hätte gesagt: „Auf einen solchen Brief wisse sie keine Antwort!" und zugleich brachte er das Briefchen zurück, welches mit Deux pauvres etudiants unterzeichnet war. Hatte Frl. Artôt um die Wette gewußt, indem der eine der Cavaliere es ihr vorher gesagt oder war sie wirklich so kleinlich die Bitte abzuschlagen — das weiß man nicht. Der Verlust der 100 Ducaten ärgerte den Verlierenden nicht so sehr wie der Mangel an liebenswürdigkeit von Seiten der Künstlerin. Er schrieb auch in diesem Sinne an Mademoiselle Artôt Tags darauf einen Brief, in welchem er ihr in ziemlich derben Ausdrücken sagte, er hätte dies nicht erwartet, natürlich wieder unter Chiffre: Deux etudiants pauvres.

(Zerstörung der Quecken. B. Ztrbl.) Jeder Praktiker weiß, daß die Quecken absterben, wenn man sie im Garten mit einer 12 Zoll dicken Erdschicht bedeckt und daß alle Gräser leicht durch Salz vergiftet werden; man lege also die Wurzeln der Quecken tief und behandele sie mit Salz oder saurem Wasser, um sie zu vertilgen. Auch Schwefelsäure im Verhältniß von 1 Theil auf 100 Theile Wasser ist Gift für die Gräser und zugleich ein vorzügliches Düngemittel und besser als Salz, welches länger als nöthig im Boden verweilt, weil es mit der Feuchtigkeit verdunstet und bei der Tageshitze krystallisirt.

(Ein Zahlungsmoratorium im 15. Jahrhundert.) Der Lief. Bote theilt aus dem Epitome historica rerum Civitatis Pilsnae ein interessantes Document mit. Es ist ein Majestätsbrief König Ladislaus in böhmischer Sprache, auf Befehl des Königs Zdenek von Sternberg zu Wien am Tage des heil. Jacob (25. Juli) 1457 ausgefertigt. In dem Brief wird „der ganzen Gemeinde Neupilsen, Allen insgesammt und jedem Einzelnen, damit sie ob der vielen Schulden, welche sie nicht zu ertragen im Stande sind, nicht zu Grunde gehen und damit sie ihre Gläubiger von sich schaffen können, die Gnade und Freiheit ertheilt, daß sie vom nächstfolgenden St. Katharinatage volle drei Jahre hindurch an Niemanden, sei er wer er wolle, zu zahlen verpflichtet sind, außer an Denjenigen, den sie selbst bezahlen wollen."

(Ein originelles Begräbniß!) Vor kurzem starb in Paris der Komthur De Sama Machado, portugiesischer Botschaftssecretär. Dieser Diplomat war ein großer Sonderling und hatte nicht weniger als siebenzig Testamente zur Verfügung über seine Reichthümer aufgesetzt. Er wollte ohne Pomp beerdigt, jedoch von einem Staaren, dem er sehr zugethan war, begleitet sein; auch wurde der Vogel in einem Bauer von einem Diener hinter dem Sarge hergetragen. Seinem Grab ließ er die Gestalt eines Käfigs geben und lud alle Raben, welche die Höhen in der Umgegend des Louvre umschwärmten, zu seinem Begräbniß ein. Da er während seines langen Aufenthaltes in Paris täglich präcis um 3 Uhr Nachmittags reichliche Fütterung auf seinen Balkon am Quai Voltaire hatte hinstellen lassen, und seine Bestattung ebenfalls auf 3 Uhr Nachmittags verordnet hatte, so ermangelten die Raben auch nicht, als sie ihre gewohnte Nahrung nicht fanden, den Tod ihres Nährvaters mit ungeheurem Gekrächze zu bedauern.

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 40. Donnerstag den 3. April. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

O Gott! Was ist das — Bist du es, Franz? Was für sonderbare Reden führst du? Wo kommst du denn her?

Die plötzliche Erscheinung des ferne geglaubten Gatten — mitten in der Nacht — in ihrem Schlafzimmer — ihre Schlaftrunkenheit — das durch den bleichen Schimmer der Nachtlampe noch vermehrte grauenhafte Aussehen ihres Gatten, und seine auffallenden Reden hatten sie ganz verwirrt gemacht. Sie schlug die Hände zusammen, suchte hastig nach ihren Kleidern, die sie jedoch nicht finden konnte — dazwischen tönte das Weinen der durch den Lärm erwachten Kinder, welche die Kammerfrau vergebens zu beruhigen suchte, — und nun trat der Graf an ihr Bett, schwang einen blitzenden Dolch in ihrer Hand und rief:

Bist du bereit, vor deinen Richter in die Ewigkeit zu treten, treuloses Weib?

Um Gottes Willen, was soll das nur sein? Was willst du denn nur? Was sind das für sonderbare Reden? Bin ich denn treulos gewesen?

Ha ha ha ha! — Du warst nicht treulos? Wagst du das zu sagen, — hier in Gegenwart lebendiger Zeugen?

Mit diesen Worten erhob er abermals die Hand mit dem Dolche — seine Gattin suchte ihn zurückzustoßen und rief:

Hilfe! Hilfe!

Aber jener stieß ihr in blinder Wuth mit sichtbarer Gewalt den Dolch in die Brust — — die Kammerfrau sprang zur Thüre hinaus und rief: Mord! Mord! Bis aber die Leute zusammen kamen, war jener längst verschwunden.

Er eilte in die Stadt zurück, bestellte Postpferde und setzte seine angestrengte Reise fort nach der Residenz. Da suchte er einen Freund auf, dem er seine Absicht mittheilte, den Herrn von Dienstorff, der ihn beleidigt habe, zur Rede zu stellen. Beide gingen sofort zu demselben — er war sichtlich überrascht, als er den Grafen sah, und sehr betreten; noch mehr als derselben ihn nach der ersten kalten Begrüßung fragte:

Sie haben, wie ich hörte, während meiner Abwesenheit Schloß Eulenbuch mehrmals mit Ihrer Anwesenheit beehrt?

Allerdings, antwortete jener in großer Verlegenheit, ich — ich war

Ein Unbefangener konnte es wohl sehen, daß Herr von Dienstorff durch die Anwesenheit eines Dritten genirt war, sich, wie er wollte, offen auszusprechen — Graf Kausberg war aber nichts weniger als unbefangen — er unterbrach jenen sogleich mit der weiteren Frage:

Wie kommt es, mein Herr, daß Sie stets die Nachtzeit zu Ihren Besuchen wählten? Es ist doch mehr als auffallend, daß Sie immer in der Nacht ankamen, und vor Anbruch des Tages wieder weggingen; oder ist es vielleicht nicht so?

Es ist wirklich so, aber ich kann Ihnen sagen, erwiderte Dienstorff.

Und ich sage Ihnen, unterbrach ihn der Graf, der seine Wuth kaum so weit bemeistern konnte, um sich nicht thätlich an seinem Gegner zu vergreifen; daß das mehr wie sonderbar ist, in Abwesenheit des Mannes solche nächtliche Besuche einer verheiratheten Dame zu machen, ich bitte mich nicht zu unterbrechen, ich weiß Alles, mir blieb nichts verborgen; mein Haus ist beschimpft, meine Ehre durch Sie angetastet, weitere Erklärungen sind nicht nöthig, würden die Sache auch nicht ändern. Mein Freund hier wird das Erforderliche mit Ihnen verabreden, er kennt meinen Willen!

Digitized by Google

Er entfernte sich rasch.

An demselben Morgen noch fand der Zweikampf statt. Kausberg wies jeden Ausgleichungsversuch der Secundanten auf das Entschiedenste zurück. Der Ausgang des Duells war blutig — Kausberg erhielt eine Wunde in den linken Arm — seine Kugel zerschmetterte die Brust seines Gegners — er stürzte nieder und hörte schon nach einigen Minuten zu athmen auf.

Es war von den Berichten eine Untersuchung auf Schloß Eulenbuch eingeleitet worden, welche jedoch wenig Anhaltspunkte bot, da die eigentlich Betheiligten und diejenigen, welche etwas Näheres über diese ziemlich im Dunkel gehüllte Begebenheit anzugeben gewußt hätten, theils todt, theils nicht bekannt, theils entflohen waren.

Zur selbigen Zeit erschien der Graf Emmeran v. Kausberg und der Reichsrath Freiherr K. Fr. v. Rothenfels, der Schwager der ermordeten Gräfin Auguste, zeigten Vollmacht des entflohenen Grafen Franz vor, wonach sie zu Testamentsexecutoren ernannt waren, und gaben sich ebenfalls die größte Mühe, das Dunkel zu lichten, jedoch mit demselben ungünstigen Erfolg.

Wir haben bereits Kenntniß von dem Testament des Grafen Franz erhalten, sowie von dem Arrangement, welches zur Ehre der Familie getroffen und von dem Landesherrn genehmigt wurde.

Graf Franz Ferdinand v. Kausberg war unmittelbar nach dem Duelle abgereist und wollte wahrscheinlich wieder in das Bad gehen, das er so schnell verlassen hatte. Unterwegs ereilte ihn jedoch der Tod, alte Wunden waren wieder aufgebrochen, dazu die neue Wunde, die für den so geschwächten Mann außerordentlichen Anstrengungen der letzten Wochen, — endlich die geistige Aufregung hatten vereint einen schnellen Tod bewirkt.

Man suchte die ganze Begebenheit so viel wie möglich zu verheimlichen, verschwieg deßhalb den Tod des Grafen anfänglich, und sorgte erst später dafür, daß der Körper wieder ausgegraben, und in die Familiengruft gebracht wurde.

6.

Den Bestimmungen des uns bekannten Familien-Vertrages zufolge war die jüngste Tochter der ermordeten Gräfin Auguste unter dem Namen Elise von Armsheim dem Vormunde Freiherrn von Rothenfels übergeben, und von diesem nach Süddeutschland gebracht worden, während allenthalben das Gerücht von ihrem Tode verbreitet wurde, weil man glaubte, wenn auf diese Weise dieses Kind der Sünde verschwunden sein würde, dann werde nun so leichter diese schreckliche Begebenheit vergessen. Der Vormund nahm das Kind in seine Familie auf und verwaltete sein bedeutendes Vermögen. Da immer die Zinsen zum Capital geschlagen wurden, so war das Vermögen mit Eintritt der Volljährigkeit Elisens wahrhaft kolossal geworden, weßhalb der Vormund es seiner Familie zu erhalten wünschte. Das gelang ihm, indem er veranstaltete, daß sein Sohn Theobald sich mit ihr vermählte. Leider starben beide Eltern frühzeitig und hinterließen nur ein Kind, das wir als Mathilde v. Rothenfels kennen gelernt haben. Der alte Freiherr wußte es zu veranstalten, daß sein zweiter Sohn Eduard zum Vormund Mathildens ernannt wurde.

Natürlich nahm das Vermögen dieser obnedies schon sehr reichen Erbin von Jahr zu Jahr immer mehr zu, und von Tag zu Tag wurde in ihrem Vormund der Wunsch lebhafter, dieses Vermögen abermals in der Familie zu erhalten. Er bestimmte deßhalb schon frühzeitig seinen Sohn Ernst zu ihrem künftigen Gatten. Dieser war sehr damit einverstanden, eine so schöne und liebenswürdige reiche Erbin heimzuführen.

Er hatte deßhalb sich zu dieser Partie aufgespart, mittlerweile aber sich keinen Genuß versagt, welchen das Leben in der Garnisonsstadt dem reichen und lebenslustigen jungen Manne in allen Gestalten bot. Dabei machte es ihm viel Vergnügen, so oft er nach Hause kam, mit dem schönen Kinde zu spielen, und es sich, als dessen jungfräuliche Blüthe sich immer herrlicher entfaltete, zu seiner Gattin heranzubilden.

Mathilde war gar nicht darum befragt worden, ob sie Neigung zu ihrem Vetter fühle und ob dessen Huldigungen ihr angenehm wären. Die Sache hatte sich ganz allein so nach den Wünschen des alten Herrn gestaltet, der so frühzeitig entworfene Plan war mit dem Mädchen aufgewachsen und alle Leute in ihrer Umgebung sprachen davon wie von einer feststehenden sich von selbst verstehenden Angelegenheit. Mathilde hatte, fast in beständiger Zurückgezogenheit, auf dem Schlosse ihres Vormundes lebend, noch sehr wenig junge Männer kennen gelernt und sie mochte den lustigen Vetter Ernst ganz wohl leiden, da er ihr in allen Stücken zu Gefallen lebte. Er trieb tausend Tollheiten mit dem Kinde, und Mathilde wartete immer mit Sehnsucht auf dessen Ankunft aus der Garnison, wodurch das ewige Einerlei ihres Lebens wenigstens auf Wochen unterbrochen wurde. Wenn Ernst spazieren ritt, setzte er immer das kleine Mädchen vor sich hin auf das Pferd und sprengte in dem Schloßhofe hin und her, was jenem bald so viel Vergnügen machte, daß der Oheim ihren Bitten nachgeben und ihm ein kleines Reitpferd kaufen mußte. Die Spielerei wurde von Jahr zu Jahr ernsthafter und leidenschaftlicher betrieben, und die achtzehnjährige Jungfrau eine gewandte Reiterin.

So weit war alles erwünscht gegangen, aber plötzlich drohte ein Blitzschlag aus heiterem Himmel den so schön angelegten und bis dahin so geschickt ausgeführten Plan zu zerstören. Der alte Herr war krank geworden und wurde nach seiner Wiederherstellung von seinem Arzte, um eine Nachkur zu gebrauchen, nach Ischl geschickt. Nichte und Sohn begleiteten ihn dahin.

Der Rittmeister hatte den Grafen Maximilian v. Werdenberg kennen lernen, und dieser — wohl möglich dem schönen Bäschen des neuen Bekannten zu Liebe — sich sogleich enger an jenen angeschlossen. Er suchte und

Digitized by Google

erhielt Zutritt in das Haus des Herrn v. Rothenfels, und wir haben bereits die für den Plan des Vaters und die Hoffnung des Sohnes so ungünstigen Folgen dieses an sich so unbedeutenden Ereignisses gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spaven.

1720.

(Fortsetzung.)

Endlich setzte sie sich unruhig und ermüdet auf einen freien Platz, worauf sie von weitem Donatians Besitzung erblicken konnte. Sie band ihren großen Strohhut los und sah sich um, die Hand auf dem Herzen, welches anfing, vor Entsetzen zu schlagen. Der lachende friedliche Anblick der Umgegend beruhigte sie wieder. Ein kleiner Bach rieselte in der Nähe, und eine frischere Vegetation bezeichnete seinen Lauf; das Gras wuchs üppiger an seinem Rand, und einige große Bäume erhoben sich auf dieser grünen Furche, welche sich zwischen rauhen verkalkten Felsen hinzog.

Das Mädchen hatte sich in der Nähe eines schönen Baumes niedergesetzt, dessen biegsame Zweige sich in das Wasser neigten; sein dunkles Laub war mit kleinen Aepfelchen von glänzend rother Farbe durchwirkt; er schien der König dieser Gegend zu sein, wo er, der einzige in seiner Art, unter einer Menge demüthiger Bäsche emporragte, welche in seinem dunkeln Schatten lebten. Kräftige Schößlinge umgaben seinen knorrigen Stamm, und ihre breiten Blätter bebten in dem Abendwinde.

Cäcilie stand auf, um einen jener schönen Aepfel zu brechen, dann setzte sie sich traurig wieder nieder und schaute in die Weite. So harrte sie noch lange. Die Sonne war am Untergehen, als Donatian ganz außer Athem erschien. Er stieß einen Schrei aus, als er sich dem jungen Mädchen näherte, riß ihr die Frucht aus der Hand, und sagte voll Entsetzen:

„Haben Sie davon gegessen?“

„Nein,“ erwiderte sie, erschreckt durch seine Geberden und seinen Blick voll Angst.

„Ach,“ sagte er, indem er erschöpft neben sie hinsank, „ich habe Sie von weitem gesehen, und zitterte ob Ihrer Gefahr . . . Wie kamen Sie allein hierher, um diese entsetzliche Frucht zu pflücken? Es ist ein Gift, gegen welches es kein Rettungsmittel giebt. Haben Sie niemals von dem Manzanillobaum reden hören? O Himmel, mein Fräulein, Sie waren hier in der Nähe dieses Baumes, dessen Schatten selbst tödtlich ist. Sie konnten von diesen verfluchten Früchten kosten, ich sah Sie dieser entsetzlichen Gefahr ruhig gegenüber, und ich bedurfte einer Viertelstunde, eines ganzen Jahrhunderts von Angst, bevor ich zu Ihnen gelangen konnte . . . O kommen Sie, lassen Sie uns von hier weggehen.“

„Sie drückte konvulsivisch den Arm, welchen er ihr bot, um sie zu unterstützen, und wankte verwirrt, nicht aus Furcht, sondern aus unsäglicher Bewegung.

„Ach, mein Herr,“ sagte sie endlich, „ich sage Ihnen heute Lebewohl für mich und für Eleonore, morgen kehren wir nach La Rebeliere zurück.“

„Morgen,“ wiederholte er, und senkte den Kopf in furchtbarer Bestürzung, „morgen! und ich werde Sie nicht mehr sehen?“ Sie blieben schweigend stehen. Cäcilie sah hell in ihrem und in Donatians Herzen, und augenblicklich war ihr Entschluß gefaßt. Sie hatte eine jener starken geduldigen Seelen, welche kein Hinderniß entmuthigt, und welche zwar ohne Gewaltthätigkeit, aber mit unerschütterlicher Festigkeit zur Erfüllung ihres Willens schreiten.

„Sie können nicht lange in dieser Einsamkeit, von jedem menschlichen Verkehr getrennt, leben,“ sagte sie sanft, „Sie müssen diesen Ort verlassen.“

„Ach, mein Fräulein,“ erwiederte er mit Bitterkeit, „Sie wissen nicht, welche Vorurtheile mich auf immer von der Klasse trennen, welcher ich durch meine Gefühle und meine Erziehung angehöre.“

„Ja, hier wohl, aber in Frankreich? Sie müssen nach Frankreich gehen.“

Er schüttelte den Kopf und antwortete:

„Ich hatte keine andere Hoffnung, keinen andern Wunsch; aber ich fühle, daß ich auch dort nicht glücklich sein würde.

„Mein Gott! warum so an der Zukunft und an allen Glückszufällen im Leben verzweifeln? Sehen Sie, ich habe mehr Muth und Willensstärke als Sie. Aus Vermögensrücksichten bin ich hierher gekommen; mein Vormund, Herr v. La Rebeliere, hat mich hieher berufen, und ich mußte gehorchen; aber ich werde nächstens mündig, ich bin entschlossen, wieder fortzugehen, und ich werde gehen. Wissen Sie, daß wir uns in Frankreich gerne an unsere Bekanntschaft in diesem wilden Lande erinnern werden? Nicht wahr, Sie werden mich in Paris besuchen? Geben Sie mir das feierliche Versprechen in dem Augenblick unserer Trennung.“

Dieses ward mit dem Ausdruck einer so einfachen ernstlichen Freundschaft gesagt, daß Donatian, ohne irgend eine andere Hoffnung hindurchschimmern zu sehen, die Hand ergriff, welche ihm das junge Mädchen hinhielt, und ausrief:

„Ja, vielleicht in einem Jahre zu Paris; das wird die Hoffnung sein, von der ich leben werde.“

Einige Augenblicke später trennten sie sich; er, traurig und doch getröstet; sie, muthig und das Herz voll Hoffnung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Berliner Arzt vermißte vor einigen Tagen gegen Abend sein Portemonnaie. Er hatte es Nachmittag während seiner Sprechstunde aus der Tasche genom-

Digitized by Google

men, um ein eben erhaltenes Honorar den darin enthaltenen silbernen und papiernen Insassen hinzuzufügen. Seit einigen Stunden hatte er sich im Drange der Geschäfte zum den Verbleib des von der Thalerlast etwas schwer bedrückten Wesens gar nicht gekümmert. Plötzlich ist dasselbe spurlos verschwunden. Dem Gedanken Raum zu geben, daß Einer der Patienten, dem Aeußern nach den besten Klassen der Gesellschaft angehörig, verleitet durch die sich bietende Gelegenheit sich an fremdem Eigenthum vergriffen, das brachte er nicht übers Herz. Zwei Tage vergingen dem Jünger Aesculaps in Unruhe, in Zweifel. Da erhielt er durch den Postboten folgendes Schreiben: Geehrter Herr Doctor! Ihr Portemonnai, das durch einen eigenen Zufall in meine Tasche gekommen ist, hat mich doppelt überrascht, einmal durch den geringen Inhalt an Geld und Papieren, und dann durch einen kleinen Zettel, der von Ihrem merkwürdigen Ordnungssinn Kenntniß gibt. Auf diesem Zettel stehen die Nummern aller der Staatspapiere und Actien verzeichnet, die Sie besitzen. Wenn ich richtig gerechnet, kommt das hübsche Sümmchen von 31,500 Thalern heraus. Ich schicke Ihnen diesen Zettel mit dem Bemerken zurück, daß mich sein Inhalt herzlich gefreut und mich über den Ihnen widerfahrenen Verlust getröstet und vollkommen beruhigt hat. — Ihr dankbarer Patient X.

(Es lebe der Telegraph.) Ein amerikanischer Schwindler hatte sich mehrmals dadurch freie Fahrt und noch einen Profit auf der Eisenbahn verschafft, daß er — weil es dort Sitte ist, die Billete an den Hut zu stecken — zum Wagenfenster hinaussah, wenn ihn der Kondukteur dann mehrmals am Arm berührte, um das Billet zu durchstechen, plötzlich zurückfuhr und den (natürlich alten) Hut vom Kopf stieß, so daß er fortflog. Maßlose Vorwürfe über zudringliches Mahnen bewogen die Kondukteure häufig, sogar für den alten Hut noch eine Entschädigung zu zahlen. Einer war aber gescheidter und ließ an der nächsten Station telegraphiren, man möchte den Hut suchen. Bei der dritten Station schon kam die Antwort, daß ein alter Hut gefunden sei, nirgends aber ein Billet. Verdacht brachte den wackern Yankee in Haft und die öffentliche Gerichtsverhandlung noch einen Kondukteur als Zeugen herbei, dem von demselben das Gleiche widerfahren. Leider brachte so der Telegraph den erfindungsreichen Kopf ins Gefängniß.

Auf dem Gebiete der mechanischen Technologie haben wir die Erfindung einer „Familien-Strickmaschine" zu verzeichnen, welche aus Cincinnati stammt und ein Pendant zur Nähmaschine liefert, aber von weit einfacherem Mechanismus und weit leichter zu behandeln sein soll als die Nähmaschine. Sie wird entweder mit der Hand durch eine Kurbel oder mit dem Fuß mittelst eines Trittschemels in Bewegung gesetzt und liefert in der Minute 5000 Maschen von derselben Beschaffenheit, wie die beim Freihandstricken mit den Nadeln erzielten, die durch den Maschenregulator je nach Erforderniß fester oder lockerer angefertigt werden können. Die Behandlung der Maschine, welche in einer Viertelstunde ein paar Männersocken liefert, soll so leicht sein, daß jedes Kind nach kurzem Unterricht sie leiten kann; die Maschine windet zu gleicher Zeit auch noch das Garn in Strängen im Vorrath auf Spulen ab.

Ein Brüssler Karikaturenzeichner wendet eine ältere Anekdote auf die preußische Verfassungsangelegenheit an. Ein Knabe steht weinend auf der Straße und zeigt seine ganz neue Stiefeln, die bereits zerrissen sind. Ein herantretender Schuhmacher sagt zu ihm: „Unglückseliger! du bist wahrscheinlich darin gegangen."

Als die Nachricht von der Einnahme des Forts Donnelson zu Newyork eintraf, begab sich ein Amerikaner auf die Polizei und forderte, daß man jeden, der nach 2 Uhr Nachmittags nüchtern angetroffen werde, arretiren solle. Der Polizeichef versprach Nachsicht gegen alle Betrunkte, mehr könne er als bester Patriot nicht thun. So berichtet die „Newyorker Handelszeitung."

Ein Negerstamm in Afrika hatte Gold und Elfenbein zusammengebracht, um einen Prinzen seines Volks loszukaufen, der in Amerika in Sklaverei gerathen war. Dreijehn Jahre suchten die schwarzen Boten, endlich entdeckten sie ihren Fürsten in der Nähe von St. Louis. Welche Dummheit! höhnten die Amerikaner, 13 Jahre nach dem schwarzen Tölpel zu suchen! Und wäre der losgekaufte Mohrenfürst schlau gewesen, so hätte er, statt in seine Wildniß zurückzukehren, die Stammesgenossen, die sich vor ihm niederwarfen, an die Vorübergehenden verkauft, und wäre allein seiner Wege gegangen! Den Deutschen fiel Blondel ein, der Richard Löwenherz suchte und fand.

(Eine Aeußerung Napoleons.) Ludwig Napoleon soll von den Tuilerien gesagt haben: „Ich liebe das Haus nicht, seine Bewohner verlieren alle den Verstand." Alle?

Um zu beweisen, wie wenig man in Preußen die Heiligkeit der Ehe respectirt, erzählen englische Blätter folgendes Curiosum. In einer vornehmen Gesellschaft in Berlin habe ein Herr mit drei Damen Whist gespielt. Die eine Dame sei seine jetzige Ehefrau, die beiden andern zwei von ihm geschiedene.

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 41. Sonntag den 6. April. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Zum Erstenmal fand Mathilde Gelegenheit, Vergleiche anzustellen — sie hatte, wie wir hörten, bisher wenig junge Männer, und diese nur flüchtig, kennen gelernt, immer aber den Vetter Ernst vorgezogen; — der war immer freundlich gegen sie, und jedenfalls ein schöner Mann, den die glänzende Uniform recht vortheilhaft kleidete. Es gefiel ihr ganz gut, wenn derselbe sich ein Geschäft daraus machte, ihre kleinen Launen zu befriedigen. Jetzt erst fiel ihr auf, daß Ernst doch viel älter sei als sie — sie rechnete nach — ja wahrhaftig, — er war fast noch einmal so alt, während Graf Werdenberg jedenfalls viel jünger aussah als jener. Und in seinem ganzen Wesen fand sie täglich größere Unterschiede — wie beredt und feurig flossen ihm die Worte von den Lippen, wenn er erzählte, wie geistreich und anziehend war seine Unterhaltung, während Ernst meistens von den Freuden des Garnisonslebens, von Trinkgelagen, Duellen, Pferden und ähnlichen Gegenständen sprach, die sie sehr wenig interessirten. Das alles und noch gar vieles Andere, von dem sie sich eigentlich keine Rechenschaft geben konnte, da es ihr nicht recht klar war, obschon sie es recht tief in ihrem Innern fühlte, kam ihr jetzt immer in den Sinn, seitdem Graf Werdenberg täglich in ihrer Gesellschaft war, und bald sah sie mit Verlangen der Stunde entgegen, in welcher der freundliche und so bescheidene junge Mann zu kommen pflegte.

Der Rittmeister sah bald ein, daß er unüberlegt gehandelt habe, indem er selbst einem so gefährlichen Nebenbuhler den ungehinderten Zutritt zu seiner Braut verschaffte; er ließ kein Mittel unversucht, den so schnell gewonnenen Freund so bald als möglich mit guter Manier wieder zu entfernen, es wollte ihm jedoch nicht gelingen. Entweder durchschaute Werdenberg seine Absicht, oder er war von des Mädchens Liebenswürdigkeit so bezaubert, daß er auf alle Vorschläge zu Ausflügen in die großartige Alpennatur ringsumher oder gar in die Ferne nicht einging. Bald schlug Ernst eine Partie nach Hallstadt, an den See, oder nach Gosau vor, oder nach St. Wolfgang, bald auf den Schafberg, oder nach dem Gmunder See und den Traunfall — der Graf lehnte sie alle mit der stereotypen Antwot ab: Ich bin schon da gewesen!

Endlich schlug der Graf dem Rittmeister vor, es so zu machen, wie er es selbst gemacht habe, diese herrlichen Gegenden nämlich allein zu besuchen; ein Vorschlag, welcher natürlich nicht angenommen wurde, obgleich jener mit wahrer Begeisterung von den entzückenden Naturschönheiten dieser Gegenden sprach. Seine Schilderungen — auf eigene Anschauung gegründet — wurden mit so hinreißender Beredsamkeit vorgetragen, daß Mathilde bald den Vorschlag machte, einige Ausflüge gemeinschaftlich vorzunehmen, was gewiß auf das Befinden des Oheims einen recht wohlthätigen Einfluß äußern würde.

Zuerst wurden Fußpartien in die nähere Umgegend veranstaltet, über den Calvarienberg nach dem Ahornbühl, nach der Ruine Wilkenstein, durch die Kettenbach-Wildniß nach der Mühle und über Sterzens Sitz zurück — immer wußte der Graf es zu veranstalten, daß er der Führer Mathildens, und somit beständig in ihrer Nähe war. Alle Versuche des Rittmeisters, dazwischen zu treten oder einmal die Stelle des Grafen einzunehmen, schlugen fehl, ja sie endigten vielfach zu seinem Nachtheile.

Wie es auf dem größeren Ausfluge nach Hallstadt und seinen Umgebungen zuging, und was sich da ereignete — das haben wir gesehen!

Ernst kam — den Uebrigen voraneilend — sehr verstimmt an den Rudolphsthurm zurück und klagte sei-

Digitized by Google

nem Vater den Vorfall, worüber auch dieser verdrießlich wurde. Einige Minuten später kamen auch der Graf und Mathilde bei dem Thurme an, und ihre verklärten Blicke ließen ahnen, daß ersterer diese wenigen Augenblicke des Alleinseins nicht unbenutzt habe vorüber gehen lassen. Der alte Freiherr nahm sogleich den Grafen unter den Arm, ließ sich erzählen, wie es ihm bei seinem tollkühnen Unternehmen ergangen sei, und sprach sodann mit ihm über den Hügel, in welchem die vielen Gerippe gefunden worden, so angelegentlich und ausführlich, daß jener sich, ohne unhöflich zu werden, nicht losmachen konnte, bis sie endlich nach Halstadt kamen. Vergebens sah er sich wiederholt mit klagenden, verzweiflungsvollen Blicken nach der Jungfrau um — es half beiden nichts! Er war ein sehr zerstreuter Zuhörer des unermüdlich erzählenden Freiherrn, während Mathilde stumm neben Ernst herritt, der sich vergebens bemühte, das schöne Bäschen zu unterhalten, oder ihm eine freundliche Rede abzugewinnen. Für dieses Entbehren wußten sich jedoch beide, als sie in dem engen Wagen einander gegenüber saßen, reichlich zu entschädigen.

7.

Wir haben früher erzählt, wie Mathilde, als an dem bestimmten Vermählungstage der Freiherr v. Rothenfels ihr einige Papiere einhändigte, mit denen er beweisen wollte, daß eine Verbindung zwischen ihr und dem Grafen v. Werdenberg unmöglich sei, bei Durchsicht dieser dritten Papiers in Ohnmacht fiel. Die bedeutungsvollen Worte des Oheims und der Inhalt der beiden ersten Urkunden hatten sie schon ahnen lassen, daß sie in sehr nahen Beziehungen zu der unglücklichen Elise v. Kausberg stehe, denn auch ihre Mutter hieß Elise, wenn auch ihr Familienname nicht „Kausberg", sondern Armsheim war; — zitternd öffnete sie das dritte Papier, — es fing mit den Worten an: Elise Kausberg, die unglückliche Tochter der ermordeten Gräfin Auguste, dieses so bedauernswerthe Kind der Sünde, wurde auf dem Gute Walterbach unter dem Namen „Armsheim" erzogen — die ganze Wucht dieser so schrecklichen Nachricht ergriff die ohnehin schon sehr aufgeregte Jungfrau und beraubte sie aller Besinnung. Nachdem sie sich wieder erholt hatte, sagte der Freiherr.

Ich muß dir wiederholen, liebe Mathilde, daß es mir sehr leid thut, dich auf diese Weise kränken und aus einer Sicherheit reißen zu müssen, die ich dir so gerne gelassen hätte, wenn anders es mir möglich gewesen wäre — aber deine offene und so bestimmt ausgesprochene Widersetzlichkeit gegen die so wohlgemeinten, dein wahres Beste bezweckenden Anordnungen deines Oheims und Vormundes, der seit deiner frühesten Kindheit Vaterstelle an dir vertreten hat, zwingen mich dazu. Ich fühle es ganz, wie schrecklich diese peinliche Stunde für dein reines Gemüth, dein zartfühlendes Herz ist, — ich halte mich jedoch für deinen Arzt, und indem ich zuerst die wunden Stellen von Allem reinige, was sie schmerzt und ihre Heilung hindern würde, habe ich auch den heilenden Balsam zur Hand. Maximilian v. Werdenberg ist, wie du weißt, der einzige Sprößling des edlen Grafengeschlechts, dessen Namen er führt, er ist der einzige Erbe eines sehr großen Vermögens, aber dieses ist Fideicommiß, und nach den Bestimmungen des Stiftungsbriefes und Hausgesetzes hat der jeweilige Besitzer sich vor seinem fünfundzwanzigsten Jahre mit einem ebenbürtigen, stiftsmäßigen Fräulein zu verheirathen. Maximilian bezieht eben schon die Revenuen des Vermögens, er ist 24 Jahre alt, ehe ein Jahr vergeht, muß er bei dem königlichen Lehenhofe nachweisen, daß er verheirathet ist, und daß seine Frau einen unbefleckten Stammbaum von wenigstens 16 Ahnen besitzt.

Damit habe ich dir bewiesen, daß Maximilian nicht an eine Heirath mit dir denken kann. Zwar könnte er allerdings auf sein Vermögen verzichten und sich mit dem Vermögen seiner Frau begnügen, und ich will — obgleich es nicht so ist, dahin gestellt sein lassen, ob dieses nach den vorliegenden Bestimmungen dir verbleiben könnte, und will auch einmal zugeben, daß es so bedeutend ist, daß eine gräfliche Familie standesgemäß davon leben könnte. Aber, so weit ich den Grafen bisher kennen gelernt habe, traue ich ihm so viel Ehrenhaftigkeit zu, daß er lieber auf sein, doch nur vermeintliches, Lebensglück verzichten, als sich dazu entschließen wird, sich von seiner Gattin ernähren zu lassen, wolltest du dich auch dem Vorwurf aussetzen, einen Makel in diese Familie gebracht zu haben, und schuld daran zu sein, daß das wahrhaft kolossale Vermögen derselben auf ewige Zeiten verloren ging.

Ich bin überzeugt, Mathilde, daß diese Grundsätze der Ehre auch die deinigen sind, — ich frage dich also nicht um deine Zustimmung, und fahre deßhalb fort: Wenn nun nach alledem du von der Unmöglichkeit einer Verbindung mit dem Grafen überzeugt sein mußt, so liegt die Nothwendigkeit einer Trennung mit Ernst eben so nahe, und es spricht auch alles dafür. Uns ist der Makel, welcher eine Verbindung mit jenem als eine unüberspringliche Scheidewand im Wege steht, bekannt, — für uns ist er kein Hinderniß, und da du jetzt schon ein Mitglied unserer Familie bist, so haben wir hinreichende Gründe, den Schleier nicht zu lüften, welchen ein halbes Jahrhundert darüber gezogen hat. Wir hatten alle Ursache zu deine Bereitwilligkeit, die Verbindung mit Ernst einzugehen, zu glauben, und ehe noch von unserer Seite auch nur ein Wort darüber gesprochen wurde, hielten nicht nur alle Hausbewohner und die näheren Verwandten, sondern auch alle rings umher wohnenden Nachbarn die Sache für ausgemacht, um so mehr, als von keiner Seite Widerspruch erfolgte. Die ganze Angelegenheit ist zu weit vorgeschritten, als daß sie wieder rückgängig gemacht werden könnte. Da Maximilian doch einmal für dich verloren ist, so möchte ich wissen, was du gegen meinen Sohn einzuwenden hast? Ein junger, feiner, brav gebildeter Mann aus guter Fa-

Digitized by Google

millie, — ausgestattet mit glänzenden Eigenschaften des Geistes und Herzens, wie des Körpers, der bis zum Wahnsinn in dich verliebt ist und dich auf den Händen tragen wird, — auch euer beiderseitiges Vermögen ist gleich groß! Dein künftiges Schicksal wird in jeder Beziehung wahrhaft beneidenswerth sein. Dazu kommt nun noch, daß du auch auf uns einige Rücksicht zu nehmen schuldig bist. Trittst du in dieser ganz unmotivirten Weise zurück, so ist auch auf uns ein ganz unauslöschlicher Makel geworfen, — Ernst ist dem Gespötte seiner Kameraden ausgesetzt, und wenn auch, was jedoch sehr unwahrscheinlich ist, keine Duelle die Folge sein würden, so ist doch ganz unumgänglich nöthig, daß er seine Stelle alsbald quittirt, was um so unangenehmer für ihn sein würde, als er täglich seiner Ernennung zum Major entgegensehen kann und eine glänzende Laufbahn aufgeben müßte. Für alle Liebe und Freundschaft, welche du seit deiner Kindheit in meinem Hause genossen hast, wirst du mir in meinen alten Tagen diese Kränkung nicht zufügen wollen, — ich würde diesen Schimpf nicht überleben!

(Fortsetzung folgt.)

Die Epaven.

1720.

(Fortsetzung.)

La Rebeliere hatte den ganzen Tag bei seiner Frau zugebracht. Gegen Abend begleitete er sie auf einem Spaziergang nach der Seite zu, wo Donatian's Pflanzung lag; unterwegs blieb er bei einem alten Neger stehen, welcher Holz auf der Gränze beider Besitzungen fällte, und fragte ihn lange aus.

Abends bei dem Essen sagte La Rebeliere unter andern sehr unbedeutenden Redensarten, und ohne Gewicht darauf zu legen:

„Ich weiß, was es ist mit dieser Pflanzung von Enambuc, sie war sonst in gutem Zustande; aber jetzt würde es ein Hundert Neger bedürfen, wenn sie etwas ertragen sollte. Sie ist in die Hände dieses Mulatten gefallen, welcher gewiß keine gesetzliche Besitzurkunde hat. Ich weiß, wer er ist. Die Regierung überwacht diese Leute nicht genug."

„Mein Gott," erwiderte Cäcilie, „wenn sie doch Niemanden etwas zu Leide thun, so kann man sie doch ruhig leben lassen."

Eleonore sagte nichts; die Gegenwart des Mannes, welcher sie so wenig als ihr Schatten verließ, brachte sie zur Verzweiflung; aber sie fürchtete ihn und wußte sich zu verstellen. Cäcilie war nachdenkend, aber ruhig.

„Wann reisen wir ab? fragte sie ihren Vormund.

„Morgen gegen Abend; es ist Mondschein, und wir gehen die Nacht durch."

Der Abend verging traurig und man trennte sich frühzeitig.

Als Eleonore in ihrem Schlafzimmer mit ihrem Manne allein war, sagte sie:

„Ich habe keine Lust zu schlafen, ich will ein wenig lesen."

„Er ging mit ihr in ein kleines angrenzendes Gemach, welches keinen andern Ausgang hatte.

„Es taugt nichts, so auf zu bleiben," sagte er, „Du wirst Dich krank machen, Liebe; Du siehst ohnehin heute Abend angegriffen aus. Trage doch mehr Sorge für Deine Gesundheit."

Er küßte ihr die Hand und sie wünschte ihm mit einem Kopfnicken gute Nacht. Eine Viertelstunde später schlief er. Als die junge Frau allein war, athmete sie auf und weinte. Welches Schluchzen, welche Verwünschungen, welche Worte der Liebe gingen da aus ihrem Munde. Sie tränkte sich mit ihren Thränen, tausendmal rief sie Donatian, und erschöpfte ihren Schmerz durch die Heftigkeit ihrer Gefühle. Nachher versuchte sie zu schreiben, nur um ihr Herz zu erleichtern, aber die Schwierigkeit, auf diese Art ihre Gedanken auszudrücken, hielt sie bei dem ersten Worte zurück. Unwissend, wie eine Creolin verstand sie kaum die Feder zu halten.

Kurz vor Tagesanbruch erwachte La Rebeliere, und bemerkte, daß seine Frau noch nicht zu Bette war. Da erhob er sich langsam, um zu sehen, was sie mache. Den Kopf auf den Tisch gestützt, war sie eingeschlafen. Ihre Hand, welche noch die Feder hielt, ruhte auf einen Bogen Papier, der ganz mit verschlungenen Namenszügen, brennenden Herzen und dem Namen Donatian bedeckt war. La Rebeliere sah das alles über die Schulter seiner Frau, bei dem Scheine einer erlöschenden Lampe.

Bleich, mit starren Augen und zusammengebissenen Zähnen, suchte er instinktartig das Jagdmesser an seiner Seite, welches er beim Auskleiden abgelegt hatte; dann überkam ihn plötzlich eine andere Rache.

„O," murmelte er, indem er sein Lager wieder gewann, „dieser Mensch ist ein Epave. Ich kann ihn kaufen, und ihn vor ihren Augen unter der Peitsche eines Sklavenaufsehers sterben lassen."

La Rebeliere verließ am folgenden Tag die heißen Quellen mit seiner Frau und seiner Mündel; sobald er sie zu Hause hatte, reiste er unter einem unbedeutenden Vorwande nach Fort-Royal ab, nachdem er angekündigt hatte, daß seine Abwesenheit höchstens zwei bis drei Tage dauern würde. Seine Frau dachte, daß es sich um irgend eine Verwaltungs-Angelegenheit handle, und erstaunte nicht über diese plötzliche Abreise. Der General-Gouverneur der Antillen, Herr v. Fenquires, hatte sich mit einer nahen Verwandten La Rebeliere's verheirathet; ihr Verhältniß war ein vertrautes, denn eine gewisse Gleichheit der Charaktere und gemeinschaftliche Interessen verbanden sie auf das engste. Alles beugte sich vor diesen beiden Männern, welche die unumschränkteste Gewalt handhabten; aber diese so hohe, beneidete Stellung bot keine Sicherheit; auch hatten sie sich verbunden, um sich darin zu erhalten, und boten vor keiner Unredlich-

Digitized by Google

keit zurück, wenn es darauf ankam, ihre Privilegien zu vertheidigen, oder einen Feind zu treffen. La Rebeliere besaß ein ungeheures Vermögen, und obgleich seine gemeine Herkunft Jedermann bekannt war, hatte er sich durch seine Heirath mit den ersten Familien auf Martinique verschwägert. Er war Commandant des Kirchspiels des Carbets, wozu seine Pflanzung gehörte; dieses Amt gab eine unmittelbare und absolute Gewalt, deren ungeheure Mißbräuche stets ungestraft blieben, denn man konnte nur an das hohe Obergericht eines Kolonialrathes appelliren, welcher dem Gouverneur ganz ergeben war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die ersten Schwalben.) Schon beginnt der graue Wald mit tausend grünnen Augen gar freundlich in die neue Umgebung hinauszuschauen, der Blumenflor am Bache und auf dem frischen Wiesenteppich, die schwellenden Blüthenknospen unserer Obstbäume verkünden uns überzeugender als die Notiz im Kalender den Anfang der reizenden Jahreszeit, schon seit einigen Wochen brachte uns das erhebende Lied der Amseln und Lerchen bereits die Kunde, unsere arktischen Wintergäste sind längst wieder zu ihrer nordischen Heimath entflohen, viele Kinder unseres Landes haben sich aus ihrer südlichen Zufluchtsstätte schon traulich bei uns eingefunden und belesen in alter Weise Wald und Flur; — sich, da langen auch allmählig unsere Schwalben wieder an, die eine Spezies früher, die andere etwas später, jede in einzelnen Heeresshaufen, als Vortrab, als Gros, als Nachhut. Es sind unsere Schwalben, und die Stelle, welche sie besetzen, ist ihre Heimath. Sie kennen noch sehr wohl das gastliche Haus, das ihnen im letzt verflossenen Sommer sicheres Obdach gewährte, sie begrüßen es jetzt mit lautem Zuruf, schwenken sich in pfeilschnellem Fluge um dasselbe herum, die Pärchen finden sich hier wieder zusammen, huschen durch die bekannte Oeffnung in das Innere, besehen die Wiege ihrer vorjährigen Kinder, erscheinen plötzlich wieder im Freien, schießen in den gewandtesten Wendungen durch die Straßen, um bald zurückkehrend fröhlich wiederum ihr Domizil zu umschwärmen. Auch der Tisch ist bereits für sie gedeckt, sie haben bei ihrer Ankunft genau den Zeitpunkt getroffen, wo zahlreiche Fliegen und Mücken ihnen leckre Bissen in hinreichender Menge bieten können. Als ihre pleibeischen Hausgenossen, die Sperlinge, wie zerlumpte Bettler während der eisigen Tyrannei eines erbarmungslosen Winters ihr Brod nur kümmerlich an den Thüren mitleidiger Menschen fanden und theilweise sogar vor Kälte und Elend ihrem Schicksale erlagen, durchschweiften sie frei den klassischen Boden des alten Aegyptens, der ihnen mildes Klima und Nahrung in Fülle bot, den Lohn einer weiten, beschwerlichen und nicht gefahrlosen Reise; ihr zweites Vaterland schützte sie vor den Unbilden ihrer Heimath. Zu uns zurückgekehrt lernen sie ebenfalls Noth und Entbehrung nicht kennen, ubi patria ibi bene. Auf den ersten Blick sieht man ihnen ihre fortwährenden glücklichen Lebensverhältnisse an. Wie nobel, wie gewandt treten sie auf, mit welch feiner Urbanität und Politur erscheinen sie überall, wie elegant im Aeußern! Ihr stahlblauer glänzender Atlasfrack ist so sauber geputzt wie zum feinsten Balle, ihre blendend weiße oder rothliche Weste läßt kein unschönes Fleckchen auffinden, ihre kräftig-schlanke Gestalt gibt ihrer Erscheinung einen zart anmuthigen Ausdruck, dem ihr klares, dunkelbraunes, etwas finster blickendes Auge einen würdevollen Ernst verleiht. So kommen sie an, so zogen sie fort. Fern ist von ihnen ein stolzes, hochmüthiges Betragen. So wie sie zutraulich uns und unsere Wohnungen umgaukeln, so nehmen sie zutraulich über unserem Haupte unten auf dem Dache Platz und schreien schwätzend und zwitschend uns viel von ihren Abenteuern und Erlebnissen im fernen Süden erzählen zu wollen.

Wir sehen diese reizenden Geschöpfe gern bei uns, wir freuen uns, wenn uns die ersten Schwalben den neuen Lenz verkünden, und so wollen wir auch die heurigen Ankömmlinge wieder herzlich willkommen heißen!

Zu einem bekannten Mitgliede der Reichsrathslinken kam dieser Tage ein „verkannter" dramatischer Dichter, der die Aufführung seiner Produkte für ein Bedürfniß des österr. Staates zu halten scheint, überreichte dem erstaunten Reichsrathsmitgliede sein neuestes Opus und stellte die Frage, „ob es nicht möglich sei, daß das hohe Haus der Abgeordneten in seiner Angelegenheit intervenire, resp. die Aufführung seines Drama's im Burgtheater bevorworte!"

(Aus dem Geschworenengerichte. Posth.) Präsident: Aber, Frau, was hat euch bewegen können, Euerm Mann dieses Gift zu geben? Frau: I hane numen e Biz welle plage, — ihm Buchweh mache.

Aus Paris wird folgende gut erfundene und die dortige Stimmung bezeichnende Anekdote gemeldet. Der kaiserliche Prinz soll sich in diesen Tagen an seinen Vater gewendet haben, um von ihm den Unterschied, der zwischen den Worten accident und malheur liegt, zu erfahren. Der Kaiser nahm zum Beispiel seine Zuflucht: „Mein lieber Sohn, siehe, wenn unser Better Napoleon zum Beispiel in's Wasser fiele, so wäre das ein accident; wenn man ihn aber wieder herauszöge, so wäre das ein malheur!

Auch in Rio Janeiro (Brasilien) hat sich eine deutsche Turnergesellschaft gebildet. Dieselbe hat von dem Gipfel des unter dem Namen „Zuckerhut" bekannten anscheinend fast senkrecht sich erhebenden Felsens einen Stein geholt und für das Jahndenkmal nach Berlin geschickt.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Rebus.

Beilage zum Extra-Folioseu Nr. 41 des Würzburger Stadt u. Landboten

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 42. Dienstag den 8. April. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Mathilde war, so lange ihr Oheim sprach, ruhig auf dem Sopha sitzen geblieben. Sie lehnte in der Ecke und hatte den Kopf zurückgelegt, während sie ihr Gesicht mit einem Tuch verhüllte. Nachdem ihr Oheim geendet hatte, schwieg sie noch einige Minuten, und erst, als jener sie wiederholt aufgefordert hatte, ihm zu antworten, ließ sie die Hand mit dem Tuch in den Schooß sinken, und richtete sich auf. Ihr Gesicht war leichenhaft blaß, — sie hatte jedoch die nöthige Fassung wieder errungen, um die Thränen zurückzuhalten und mit ziemlich fester Stimme zu erwidern:

Sie haben mich überzeugt, daß ich durch den Makel, welcher meinem Daſein anklebt, in jede Familie, die ſich näher mit mir verbinden würde, den Fluch der Sünde tragen müßte, wie mögen Sie mir nun zumuthen, Ihre Familie, die ich ſo hoch achte —

Das iſt eine leere Ausflucht, liebe Mathilde, unterbrach der Freiherr die Jungfrau. Uns iſt dieſer Umſtand bekannt; — du biſt trotz dieſes Makels mir als Schwiegertochter und Ernſt als Gattin willkommen, und uns droht deßhalb auch kein Vermögensverluſt!

Doch wird dieſes der Fall ſein, erwiderte Mathilde mit Feſtigkeit; da meine unglückliche Mutter den ihr überlaſſenen dritten Theil des Vermögens des Grafen Kausberg ohne alle Berechtigung beſaß, wie dieſes Dokument hier beweiſt, denn nur der Graf Kausberg ſelbſt konnte rechtlich über ſein Vermögen verfügen, und da mein ganzes Vermögen von meiner Mutter herrührt, ſo beſitze ich es unrechtmäßig. Von dieſem Augenblick an, wo ich es erfahre, gehört es nicht mehr mir, und unverzüglich werde ich die nöthigen Schritte vornehmen, es dem rechtmäßigen Eigenthümer hinauszugeben. Auch ſchon aus dieſem Grunde bin ich keine paſſende Partie für Ernſt, und wäre es nicht ſchon früher geſchehen, ſo würde ich jetzt doch auf das Entſchiedenſte mich weigern, in dieſe Verbindung einzuwilligen.

Sei keine Thörin, rief der Freiherr, den dieſe Antwort ſeiner Nichte allerdings überraſchte; du beſitzeſt das Vermögen mit allem Recht — du haſt es von deinen Eltern ererbt —

Aber dieſe würden es gewiß ebenfalls zurückgegeben haben, hätten ſie dieſes Verhältniß gekannt, fiel die Jungfrau mit Lebhaftigkeit jenem in die Rede.

Beruhige dich deßhalb, Mathilde, ſagte der Oheim mit beſonderem Nachdruck, ſo lange du minderjährig biſt, habe ich in dieſer Sache das entſcheidende Wort zu ſprechen, und mit deiner Verheirathung geht dieſes Recht auf deinen Gemahl über. Wir kommen übrigens ganz von dem Gegenſtand unſerer Unterhaltung ab, die Zeit drängt, es muß zu einem Reſultate kommen. Deine Weigerung iſt kindiſch und einer ſo ernſten Veranlaſſung gegenüber durchaus nicht am Platz. Nicht weil Ernſt mein Sohn iſt, ſondern in Erfüllung meiner Pflichten als dein Vormund habe ich den Vertrag über deine Verheirathung abgeſchloſſen, — ich werde den Notar mit der Urkunde herbeiholen, und du wirſt ohne längere Zögerung unterſchreiben!

Der Freiherr ſtand haſtig auf und machte Miene, das Zimmer zu verlaſſen.

Sparen Sie die Mühe, rief Mathilde ebenfalls aufſtehend und immer lebhafter werdend, ich laſſe mich in keinem Falle zwingen!

Und ich rufe die ganze Geſellſchaft herbei, rief der Freiherr mit drohender Geberde, und ich will einmal ſehen, ob du es wagſt, mich und Ernſt in dieſer Weiſe zu compromittiren!

Als Mathilde allein war, brachen die bisher mühſam zurückgehaltenen Thränen unaufhaltſam hervor, ſie

Digitized by Google

rang verzweiflungsvoll die Hände und lief in dem Zimmer auf und ab, ohne daß sie einen Entschluß zu fassen vermochte. Sie war fest entschlossen, auf ihrer Weigerung zu beharren, und nur bemüht, einen Ausweg zu finden, dem Drängen ihres Oheims zu entgehen, ehe derselbe seine Drohung ausführte. Was wollte sie aber der Gewalt entgegensetzen? Nur Flucht, schleunige Flucht konnte sie retten, — aber wie sollte sie dieselbe ausführen — wohin sollte sie fliehen? Nur fort, fort! war ihr einziger Gedanke. Da hörte sie Lärm im Schloßhofe; in ihrer Angst lief sie an das Fenster und sah hinab — es waren abermals Gäste gekommen — Hochzeitsgäste aus der Nachbarschaft: Graf Nenfatz mit seiner jungen Gattin, beide zu Pferd.

Ha! rief Mathilde, der Himmel ist mir günstig, er zeigt mir einen Ausweg! Ich muß eilen, sonst bin ich verloren!

Die Angekommenen waren jetzt abgestiegen und in das Schloß gegangen. Die Reitknechte führten die Pferde in dem Hofe hin und her, ehe sie dieselben in den Stall ziehen wollten.

Mathilde eilte an die Thüre — da blieb sie stehen. Wohin willst du aber? — Gleichviel — nur fort — um jeden Preis fort! Jetzt oder nie!

Sie kam in den Hof und ging zu dem Reitknecht, welcher das Damenpferd führte; sie sprach einige Worte mit demselben, sie wolle das Pferd probiren, schwang sich mit Leichtigkeit in den Sattel und ritt gegen das Thor — dann hinaus auf die Straße — fort — gegen das Gebirge hin. Als sie sich nicht mehr bemerkt glaubte, trieb sie das Pferd zu raschem und immer rascherem Laufe an, bis sie die Höhe des Berges erreicht hatte.

Aber dennoch war die Flucht bemerkt worden; der Rittmeister und ein Reitknecht bestiegen die beiden andern Pferde und sprengten der Entflohenen nach.

8.

Mathilde war in der Hütte der alten Martha, wie diese zum Trost ihr mehrmals sagte, vor der Hand zwar sicher vor Entdeckung, aber durchaus im Ungewissen, was sie wegen ihrer Zukunft beginnen solle. Hier konnte sie natürlich nicht bleiben, mit der Sicherheit vor den unmittelbaren Nachforschungen ihres Oheims war ihr nur im Augenblick geholfen; was sollte aber nun aus ihr werden?

Wohl dachte sie vielfach an Maximilian; — sie fühlte, daß er für sie verloren, daß an eine Verbindung mit ihm unter den vorliegenden Umständen nicht zu denken sei, das durfte sie leider nicht mehr bezweifeln. Selbst wenn er — was sie allerdings mit Gewißheit erwarten konnte — wenn er über diese Verhältnisse sich hinaussetzen und, mit Verzicht auf sein großes Vermögen, dennoch Wort halten und ihr wiederholt seine Hand anbieten würde, konnte und durfte sie nicht darauf eingehen; aber so auf einmal zu verschwinden, ohne die Trennung von ihm zu rechtfertigen, ihn darauf vorzubereiten, das durfte nicht sein; in welchem Lichte wäre sie vor ihm erschienen, was hätte er von ihr denken müssen? Nein, das durfte nicht sein — unter allen Umständen nicht! Sie mußte ihn noch einmal sprechen, sie mußte ihm das Alles sagen, er mußte gleich ihr einsehen, was die Gesetze der Ehre vorschrieben, was die Macht der Verhältnisse gebieterisch erheischte und die Vernunft durchaus rechtfertigte. Sie fühlte sich stark genug, diesen Entschluß durchzuführen; vergebens strengte sie sich jedoch an, einen Weg zu finden, der ihr die Ausführung möglich machen würde, und sie quälte sich immer mit neuen Plänen, die aber als unausführbar, oder nicht als zum Zweck führend, von ihr verworfen wurden.

Zuletzt kam sie immer wieder auf den ersten Gedanken zurück, nämlich sich einer älteren Freundin anzuvertrauen, ihr die ganze Lage der Dinge mitzutheilen, und sie um Rath, und wo möglich Hülfe zu bitten.

Sie hatte während ihres Aufenthalts in Ischl durch die Vermittlung Maximilians, welcher dort ebenfalls ein gern gesehener Hausfreund war, die Familie eines Herrn v. Seeburg kennen lernen, welche mit ihnen denselben Gasthof bewohnte, und hatte sich, wie das bei Badebekanntschaften oft zu geschehen pflegt, um so schneller an sie angeschlossen, als auch ihr Oheim sich gerne mit Hrn. v. Seeburg unterhielt und die Tochter Hedwig in gleichem Alter mit ihr war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spaven.

1720.

(Fortsetzung.)

La Rebeliere's Abwesenheit war für seine Frau eine Gnadenfrist; sie hatte wenigstens die Freiheit, zu weinen; Niemand verlangte Rechenschaft über ihre Trauer, ihre schlaflosen Nächte, und das sonderbare Leben, das sie führte. Nichts vermochte sie aus der Vernichtung zu ziehen, in welche sie versunken war; sie lag den ganzen Tag in ihrer Hängematte ausgestreckt, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, unbeweglich und stumm, wie eine Bildsäule; wenn dann die Nacht kam, und der frische Seewind in den Orangenbäumen spielte, dann schleifte sie sich auf die Terrasse und brachte oft die ganze Nacht dort zu. Die Freiheit, welche ihr Mann ihr ließ, ging nicht über das Privilegium, sich ihren kindischen Launen zu überlassen; sie durfte die Gränze ihrer Besitzung nicht überschreiten, und niemal wagte sie es nicht, zu den heißen Quellen zurückzukehren.

Cäcilie theilte bis zu einem gewissen Punkt dieses Leben voll Sehnsucht, Müssiggang und Langeweile, aber wenigstens hatte sie die Zukunft vor sich, die freie, große Zukunft voll Hoffnungen und Pläne; sie träumte davon, während das junge Weib sich in finsterer, stummer Niedergeschlagenheit verzehrte. Beide mit einer tiefen Empfindung beschäftigt, beobachteten sie sich nicht gegenseitig,

Digitized by Google

und keine unvorsichtige Offenbarung verrieth ihr Geheimniß. Die Eine, feuriger und hingeriſſener in ihren Leidenſchaften, hatte unter den mißtrauiſchen Blicken ihres Gatten ſich verſtellen gelernt; die Andere, züchtig und ſtolz, ſchwieg, weil man ſie nicht um ihr Vertrauen bat.

Eines Tages jedoch, als ſie allein in dem Gemache des Erdgeſchoſſes beiſammen waren, näherte ſich Cäcilie leiſe der Frau v. La Rebeliere, welche bleich, die Stirne in die Hand geſtützt, gleich einer Bildſäule auf einem Grabmale, da ſaß.

„Liebe Eleonore," ſagte ſie, „da ſitzen Sie ſeit heute Morgen, gleich einem Weſen, welches dieſer Welt nicht mehr angehört; mein Gott, was iſt Ihnen denn?"

Bei dieſer Frage zerfloß Frau v. La Rebeliere in Thränen; es war aus mit Zwang und Verſtellung; ſie verbarg ihr Geſicht an Cäciliens Schulter und rief unter Schluchzen:

„Wenn Sie wüßten, was ich leide! . . . Mein Gott, welch Leben! welch ein entſetzliches Leben!"

„Sprechen Sie doch nicht ſo," ſagte das junge Mädchen, indem es dieſen ſchönen Kopf an ſeine Bruſt drückte: „Sie übertreiben Ihr Unglück, arme Freundin. Ich geſtehe, daß Herr v. La Rebeliere eine beſondere Art hat, Sie zu lieben, daß er ſeine Gewalt ein wenig mißbraucht; aber ich bin überzeugt, daß ſie ihn nach und nach durch Sanftmuth und Geduld ganz und gar bekehren werden. Er wird endlich begreifen, daß Sie ein braves Weib ſind, das unfähig iſt, ſeine Pflicht zu verletzen, und daß Sie der Ueberwachung ſeiner läſtigen Eiferſucht nicht bedürfen; er wird Sie dann leben laſſen wie Jedermann. Faſſen Sie alſo Muth und hoffen Sie auf die Zukunft!"

Dieſe einfachen vernünftigen Worte hielten das Geſtändniß zurück, welches im Begriffe war, Frau v. La Rebeliere zu entſchlüpfen; ſie ließ ſich auf ihre Damaſtkiſſen zurückfallen und erwiderte kaltblütiger:

„Liebe Cäcilie, ich bin ſehr leidend, ich bin krank, darum weine ich; ich habe traurige Vorgefühle, es iſt mir, als wenn ich bald ſterben müßte; das iſt das Geheimniß der Traurigkeit, in welche Sie mich verſunken ſehen."

„Da habe ich beſſere Hoffnung für Sie, liebe Eleonore; Sie ſind nur aus Langeweile krank. Aber um Sie zu beruhigen, muß Herr v. La Rebeliere einen Arzt mitbringen. Wollen Sie den des Gouverneurs? Ich will auf der Stelle ſchreiben."

„Nein, nein, er kann mir doch nicht helfen; nur die Zeit allein kann mich heilen."

„Wenn nur wenigſtens Ihr Mann wieder käme. Wenn er Sie ſo traurig und leidend findet, ſo wird er einwilligen, Sie nach Saint-Pierre zurückzubringen, wäre es auch nur, um Ihnen ein wenig Bewegung und Zerſtreuung zu verſchaffen."

Frau v. La Rebeliere ſchüttelte den Kopf.

„Es iſt doch ſonderbar," ſagte Frau v. La Rebeliere, nach einigem Nachdenken, „ich begreife nicht, was meinen Mann ſo lange in dem Fort-Royal zurückhält. Wichtige Geſchäfte erfordern ſeine Gegenwart hier; übermorgen ſind Sie mündig, liebe Cäcilie, und er muß Ihnen ſeine Vormundſchaftsrechnung ablegen."

„Das eilt gar nicht, ich werde warten, ſo lange es ihm gefällt."

„Das weiß er wohl, darum eilt er ſich auch wahrſcheinlich nicht mit ſeiner Rückkehr. Warum ließ er uns nicht an den heißen Quellen! ich befand mich dort ſo wohl, und Sie auch, liebe Cäcilie! ich finde Sie bleicher, ſeitdem wir zurück ſind."

„Es iſt wahr, es war dort angenehmer," erwiederte das Fräulein, deſſen Wangen ſich plötzlich mit einer Roſenfarbe überzogen, welche ihr jene lebhafte Friſche wieder gab, die die Gluth des Klima's bereits zu bleichen angefangen.

Einen Augenblick darauf ſetzte ſie ſich wieder an ihren Stickrahmen; die junge Frau war wieder in jene Träumereien verfallen, aus welchen ſie einen Augenblick herausgeriſſen worden war.

Nach acht Tagen jedoch verwunderte ſich Frau von La Rebeliere, daß ihr Mann noch immer kein Lebenszeichen von ſich gab; aber es kam ihr nicht in den Sinn, daß er ſie errathen habe, ſo ſehr wußte er ſich zu verſtellen, ſo ſehr hatte er ſich ruhig und gut gelaunt gezeigt, als er ſie verließ. Uebrigens war ſie froh, ſeiner ſo lange als möglich überhoben zu ſein, und hütete ſich, ihm zu ſchreiben, aus Furcht, ſeine Wiederkehr zu beſchleunigen.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Schreiben der „Union de l'Ouest" aus Rom vom 1. März enthält ſehr intereſſante Einzelheiten über die Wohnung des kürzlich in Rom verhafteten Benanzi, die wir jedoch nur unter allem Vorbehalt wiedergeben: „Benanzi, ein reich gewordener Bäcker, war Generalſecretär und Archivar des National-Comités. Von Außen ſah ſein Haus ſehr unſchuldig aus. Im Innern aber fand man, wie in den alten Gueifen- und Ghibellinen-Palaſten in Florenz, unbekannte Schlupfwinkel, geheimnißvolle Verſtecke, Fallthüren und ſelbſt unterirdiſche Kerker. Man konnte von drei verſchiedenen Straßen in das Haus gelangen; außerdem führten vier geheime Thürchen durch die Mauern in die Nachbarhäuſer. Fünf geſchickt verborgene Zimmer dienten den vom Generalſecretär abhängigen fünf Sekretären und ihren Angeſtellten als Bureau's. Von dieſen Sekretären war der erſte mit den inneren Angelegenheiten, der zweite mit der Chiffre-Korreſpondenz, der dritte mit der Korreſpondenz der fremden Journale, der vierte mit der Korreſpondenz der italieniſchen Journale und der fünfte mit der Subſkription für das Cavour-Monument betraut. Die Archive waren in einem Verſteck, deſſen Zugang

Digitized by Google

sich zwischen zwei Thüren in der Mauerdicke befand. Außerdem führten Räume unter dem Fußboden, die durch Teppiche u. dgl. verdeckt waren, nach den Depots der wichtigsten Papiere, sowie nach einer geheimen Druckerei. Um nach andern Zimmern zu gelangen, mußte man auf einen Knopf drücken oder eine Feder an einem Gemälde in Bewegung setzen. Aufgefunden wurde eine Liste der Unterzeichner für das Cavour-Monument. Eine zweite Liste enthält die Namen der 6000 Eingeweihten des Comités und ihre Organisation. Hieraus erfuhr man, daß sie in Centurien eingetheilt waren, denen Centurionen vorstanden. Jede Centurie verwaltete einen Stadttheil, so daß im Fall eines Ereignisses die revolutionäre Regierung vollkommen organisirt dastand und ein Losungswort des Comité-Direktors sich augenblicklich nach allen Richtungen hin verbreitete. Eine dritte Liste bezeichnete die Namen der durch die Sekte zur Verbannung oder zum Tode Verurtheilten. (?) Außerdem hat man enorme Aktenstöße, welche ganz fertige Prozesse gegen die Anhänger des Papstes enthielten (?) Berichte aus Rom und den verschiedenen Theilen des Patrimoniums an das Nationalcomité u. s. w. mit Beschlag belegt."

Die Stelle eines Stadtschreibers zu Durlach muß vor Zeiten ein sehr fetter Posten gewesen sein. In einer Kirche zu Durlach liest man folgende Grabschrift: „Auf den 4. Novembers Anno 1565 starb Franz Erhard von Ulm, der fromm, redlich und groß Stadtschreiber, dessen Körper gar nahe 6 Zentner schwer war und daher immer ein paar Stadträthe aufgewogen hat."

Dem „Journal de Genève" schreibt man aus San Francisco, daß der erste und älteste Entdecker des Goldstandes in Kalifornien, der Schweizer Suter aus Baselland, von der jüngsten Ueberschwemmung arg heimgesucht worden ist. Mehr als 200,000 Fuß Rebland und eine Menge Fruchtbäume gingen auf seiner großen Besitzung am Featherfluß mit 4000 Gallonen Wein zu Grunde. Die Wohnung selbst soll dem Einsturz nahe sein.

Tenore sind in Schweden zu allen Zeiten eine Seltenheit gewesen, und man hat solche stets aus den südlichern Gegenden ins Land zu ziehen gesucht. Im 17. Jahrhundert gab ein solcher Schatz die Veranlassung zu einem höchst sonderbaren Notenwechsel mit dem turiner Hofe. Nicolo Tessin erzählt: Der bei der Königin Christina angestellte Tenorist Antonio Rivani verließ Schweden wegen einer Anstellung bei dem Herzog von Savoyen. Da schrieb die Königin an das Ministerium daselbst eine französische Note von folgendem Inhalt: „Ich lasse euch zu wissen thun, daß ich auf keine Weise und unter keinerlei Bedingungen dem Antonio Rivani erlaube, meinen Dienst wegen eines andern zu verlassen. Er ist einzig und allein zu meinem Vergnügen in der Welt, und hat er nicht Lust, mir vorzusingen, so soll er auch keinem andern, wer es auch sein mag, länger etwas vorsingen. Obgleich man mir einzubilden sucht, daß er die Stimme verloren hat, kann das einerlei sein; wie es auch damit ist, soll er in meinem Dienste leben und sterben, oder ihn soll der T—l holen. Christina."

(Goldlager in Ostindien.) Die Küste von Malabar, welche ganz dieselbe Gestalt, wie die Goldstrecken in Australien hat, wurde schon lang als ein goldhaltiges Land vermuthet. M. Müller in Oxford hielt es sogar für das „Orphir" der Bibel. Major Wingate hat vor 15 Jahren die ersten Beweise dafür gesammelt. Dr. Clark in Australien hat sogar nach Ansicht einer Karte der ostindischen Regierung genau die Stelle bezeichnet, an der Gold sich finden müsse. Capitän Aytoun fand 1852 in dem Bett eines Nullah-Stroms (Winter-Wasser) sogar Goldsand, der aber von der Regierung für werthlos erklärt wurde. Endlich kam ein Australier, le Souef, nach Indien, erfuhr von Ayntouns Expedition und stellte Forschungen an. Er fand im Bett eines kleinen Flusses auf mehrere Meilen hin Goldsand, dann einige Quarzgänge, die er für reichhaltiger als die australischen hält. Merkwürdiger Weise laufen diese in derselben Richtung, wie die australischen, von Norden nach Süden, weßhalb die Erwartung auf eine günstige Ausbeute noch sicherer ist.

In einer Berliner bekannten Pensionsanstalt für Töchter reiferen Alters war von der Vorsteherin vor nicht gar langer Zeit eine Lehrerin engagirt worden. Man hatte keinen Grund, mit diesem Engagement unzufrieden zu sein, denn nicht nur gab die Lehrerin sich alle erdenkliche Mühe, den Pensionärinnen die Früchte ihres Wissens auf die liebenswürdigste Weise von der Welt beizubringen, sondern sie legte auch sonst gegen die ihrer Obhut anvertrauten Mädchen die größte Zärtlichkeit an den Tag; herzte und küßte sie, daß es eine wahre Freude war. — Da vor wenigen Tagen, o Entsetzen! gelangte man, wie der „Publ." schreibt, in Folge eines Briefes, der der vermeintlichen Lehrerin den Tod der Mutter anzeigte, zu der schrecklichen Ueberzeugung, daß Jene — ein Student sei, dem es bei seiner Bartlosigkeit gelungen war, sich in den Taubenschlag einzuschmuggeln.

In Mecklenburg gilt das Wort „Dampfer" (Locomotive) als Schimpfwort. Eine Dame hatte einen Herrn so genannt, dieser klagte und das Gericht nahm die Klage an. Jedenfalls ist Dampf im Rechtsstreite.

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 43. Donnerstag den 10. April. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Vor Allem aber zog Frau v. Seeburg sie an. Mathilde hatte frühzeitig ihre Mutter verloren und immerdar die ältere, erfahrene Freundin vermißt, welcher sie unbedingtes Vertrauen schenken, der sie ihre Freuden und Leiden, ihre Hoffnungen und Befürchtungen mittheilen, ihr ganzes Innere aufschließen und die sie bei jedem wichtigen Vorfall ihres Lebens um Rath fragen konnte, denn auch ihre Tante, die Gattin des Freiherrn v. Rothenfels, war schon vor mehreren Jahren gestorben. Bald fühlte sie sich in der Gesellschaft dieser freundlichen Frau so heimisch, daß sie täglich mehrere Stunden bei ihr zubrachte und ihr nach und nach alle ihre kleinen Geheimnisse anvertraute. Aber davon hatte sie ihr nichts gesagt, wie sehr Graf Werdenberg von Tag zu Tag in ihrer Gunst stieg, — es war ihr ja selbst noch nicht recht klar und kam alles so ganz unvermuthet, daß sie ordentlich überrascht war und sichtlich erschrack, als sie durch die gutmüthigen Neckereien der Frau v. Seeburg darauf aufmerksam gemacht wurde. Ja, diese Frau hätte sie wie eine Mutter verehren und lieben können, — so dachte sie sich jene; sogar das Bild, welches sie von der ihr so früh Entrissenen besaß, und dem sie in ihrem Schlafzimmer eine Stelle angewiesen hatte, wo ihre letzten Blicke am Abend und ihre ersten Blicke am Morgen beim Erwachen darauf fallen konnten, — selbst dieses zeigte ihr eine außerordentliche Aehnlichkeit der Gesichtszüge, eine Aehnlichkeit, welche ihr Oheim lächelnd zugestand, wohl nur um der Nichte einen Gefallen damit zu erzeigen, oder vielleicht auch nur, um sie von dem alsbald entworfenen Plan, das Bild nachkommen zu lassen, abzuhalten.

Der endliche Abschied war sehr schmerzlich, denn auch Frau v. Seeburg hatte die liebenswürdige, freundliche, zutrauliche Jungfrau immerwährend sichtbar ausgezeichnet, und wie sie von Tag zu Tag deren herrliche Eigenschaften sich mehr und mehr entfalten sah, mit wahrer mütterlicher Zärtlichkeit sich ihr zugeneigt. So war zwischen ihnen ein schöner Freundschaftsbund entstanden, in welchem Hedwig die dritte Stelle einnahm. Mathilde hatte fest zugesagt, die ihr so lieb und werth gewordene Familie recht bald und auf längere Zeit zu besuchen; aber Oheim Rothenfels, welcher fürchtete, das werde eine Gelegenheit geben, den Grafen Werdenberg öfter zu sehen und zu sprechen, — ein für seinen so lange gehegten, mit so viel Klugheit und Vorsicht entworfenen, und bis daher, wie er glaubte, glücklich ausgeführten Plan gefährliches Ereigniß, — wußte diesem Vorhaben allerlei Hindernisse in den Weg zu werfen, bis alle Vorbereitungen für die zur endlichen Ueberraschung Mathildens beschlossene Vermählungsfeier getroffen waren.

Der alte Herr hatte aber nicht an die vielen Schleichwege gedacht, welche der darin so erfinderischen und unerschöpflichen Liebe zu Gebote stehen; es war nicht bei den Höflichkeiten und Artigkeiten geblieben; wozu Maximilian in Ischl täglich Gelegenheiten gesucht und gefunden hatte, und die so freundlich aufgenommen worden waren, — die Liebenden hatten sich später noch öfter ohne Zeugen gesehen und gegenseitig den Schwur der Treue gewechselt. So kam es denn, daß die von dem Freiherrn mit so vieler Heimlichkeit veranstaltete Ueberraschung total fehlschlug, und die sonst so schüchterne und fügsame Jungfrau entwickelte einen Muth und eine Standhaftigkeit, welche der Oheim nicht erwartet hatte.

Mathilde kam also zu dem Entschluß, sich der Frau v. Seeburg anzuvertrauen, sie zu bitten, ihr vor der Hand eine Zufluchtsstätte zu gewähren, ihr in dieser

Digitized by Google

schwierigen Angelegenheit freundlichen Rathe nicht vorzuenthalten, und dem so hart bedrängten Mädchen wo möglich Hilfe zu leisten.

Sie theilte derselben ohne Rücksicht Alles mit, was auf sie und ihre Herkunft Bezug hatte, was ihr Oheim mit ihr vorhabe, und warum und wohin sie entführen sei, daß der Zufall sie in die Hütte einer Frau geführt, welche damals, als ihre Mutter geboren worden, als Garderobejungfer bei ihrer Großmutter gedient, und unter vielen andern Geschichten auch den schrecklichen Verfall erzählt habe, der ihrer Großmutter das Leben geraubt hätte, — natürlich ohne daß sie sich dieser Frau zu erkennen gegeben habe ꝛc.

Mathilde schickte diesen Brief durch Mathes zur nächsten Poststation, und zweifelte nicht im geringsten daran, daß in wenig Tagen Frau v. Seebürg selbst kommen, oder doch zuverlässige Leute schicken werde, um sie abzuholen.

Eines Tages hatte die alte Martha in der Nachbarschaft einen Besuch gemacht. Als sie gegen Mittag nach Hause kam, traf sie die Fremde, welche sie bei sich aufgenommen hatte, nicht in der Hütte an. Sie wird wohl einen Spaziergang in den Wald gemacht haben, sagte die Alte zu sich und ging ihrer Arbeit nach.

Die Mittagszeit kam herbei, ihr Sohn kam nach Haus, Mathilde war immer noch nicht da; das Mädchen wird sich doch nicht verirrt haben, sagte Martha zu ihrem Sohne, es hätte nicht weggehen sollen, so lange ich nicht wieder zurück war, jedenfalls hätte sie in der Nähe der Hütte bleiben müssen.

Ich will jetzt gleich auf die Arbeit gehen und lieber nicht ruhen, erwiderte Mathes, da gewinne ich eine halbe Stunde und will mich entschuldigen, wenn ich etwa zu spät komme; ich will nemlich einmal durch den Oberwald laufen, hat das Mädchen sich verirrt, so ist es am ersten dort geschehen, wo so viele Wege durcheinander ziehen. Ich will überall laut rufen, vielleicht hört es mich und gibt Antwort, da kann ich es zurecht weisen.

Du hast Recht, Mathes, entgegnete die Alte, thue das, der liebe Gott wird es dir vergelten!

Mathes ging fort, Abends spät kam er wieder nach Hause, er war noch einmal durch den Oberwald gelaufen, hatte das Mädchen weder auf dem Hin- noch auf dem Herwege gesehen, sie war auch nicht zurückgekommen!

Schneller nämlich als Mathilde es erwartet hatte, kam schon am vierten Tage nach Absendung ihres Briefes ein eleganter Wagen gefahren, und hielt unterhalb der Hütte, die sie bewohnte, stille. Ein Bedienter stieg herab, öffnete den Schlag und half Jemanden aussteigen — Mathilde eilte den Fußpfad hinab, welcher nach dem Fahrweg führte, während derjenige, welcher aus dem Wagen gestiegen war, ihr entgegen ging. Plötzlich blieb Mathilde stehen, wenige Schritte vor ihr stand ihr Oheim. Sie erschrack heftig und wollte die Flucht ergreifen, ehe es jedoch dazu kam, war der Freiherr an ihrer Seite und sagte:

Eile nicht so, liebe Nichte, das schnelle Gehen ist mir zu beschwerlich, wie du weißt, und dir würde die Eile nichts nützen, denn nicht immer stehen der kühnen Reiterin fremde Pferde zur Disposition.

Was wollen Sie von mir? rief die Jungfrau mit bebender Stimme: Lassen Sie mich gehen, ich sage mich los von Ihnen, ich will nichts von Ihnen!

Aber ich will etwas mit dir, oder vielmehr dich selbst, erwiderte der Freiherr; thue doch nicht so spröde gegen mich, kleines Närrchen! Wir kennen uns doch schon lange!

Eben deßwegen, weil ich Sie schon lange kenne, entgegnete Mathilde, will ich nichts von Ihnen wissen!

Wir wollen die alte Geschichte hier nicht erörtern, sagte der Freiherr, und unsern Streit auf sich beruhen lassen. Ich habe nur einige Worte hier mit dir zu sprechen, dann magst du thun, was du willst, oder was du kannst. Du bist minderjährig, Mathilde, und hast demnach noch keinen freien Willen, ich bin dein gesetzlicher Vormund, und der obervormundschaftlichen Behörde verantwortlich. Du darfst deinen Aufenthalt nicht beliebig wählen, sondern du mußt ihn da nehmen, wo ich es haben will. Du bist heimlich aus dem Hause deines Vormundes entwichen, ob in einer Weise, welche einer sittsamen Jungfrau gebührt, will ich nicht untersuchen. Ich verlange aber, daß du dich augenblicklich wieder zurückbegibst.

Nie — nie werde ich — wollte Mathilde hiegegen einwenden, der Freiherr unterbrach sie jedoch mit der gewöhnlichen Ruhe und dem immerwährenden Lächeln:

Bitte, bitte, liebe Nichte! Ereifere dich nicht, höre mich ruhig an und dann theile mir ruhig deinen Entschluß mit. Du wirst doch nicht hier auf offener Straße eine Scene hervorrufen wollen? Wir können ja leise miteinander sprechen, die Leute, die ich mitgebracht habe, könnten sonst vermuthen, wir wären uneinig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spaven.

1720.

(Fortsetzung.)

Endlich nach zehn Tagen kam La Rebeliere an, während man gerade bei dem Abendessen war; er kam geräuschvoll in das Zimmer, warf Hut und Reitpeitsche von sich, und umarmte seine Frau mit sehr freundlicher Miene.

„Endlich bist Du da," sagte sie mit einem Tone der Zufriedenheit, den sie nur mit Mühe erheuchelte. „Mein Gott, was war denn aus Dir geworden? Cäcilie und ich, wir stellten täglich tausend Vermuthungen wegen Deiner langen Abwesenheit auf."

Er setzte sich zwischen beide und lächelte so sonderbar, daß sie sich erstaunt einander ansahen und keine weitere Frage wagten. Es war eine augenblickliche Stille; dann sagte La Rebeliere langsam:

„Ich habe eine Maßregel anbefohlen, deren Resul-

Digitized by Google

kalte, wie ich hoffe, von großem Nutzen für die Ruhe der Kolonie sein werden. Man vernachlässigt unglücklicher Weise das, was in den entfernteren Besitzungen vorgeht; man läßt Alles gehen, wie es geht, und es geht auf den Ruin unserer Privilegien los."

Bei dieser Vorrede begriffen die beiden Frauen, daß es sich um irgend eine außergewöhnliche Strafe handle; und sie wußten, mit welcher Strenge man jedes Insubordinationsvergehen, ja selbst den einfachen Verdacht eines Aufruhrs bei den Sklaven bestrafte.

„Ich bitte, sprich nicht davon," sagte Frau v. La Rebeliere; „es handelt sich gewiß um irgend eine entsetzliche Marter, und solche Erzählungen thun mir weh. Ich weiß wohl, daß man Verbrecher bestrafen muß, aber ich will die Einzelnheiten nicht wissen, bei welchen sich mir die Haare sträuben."

„Dieses Mal ist nichts dabei, was die Empfindsamkeit Deines Herzens verletzen könnte, es handelt sich weder um Galgen, noch um Scheiterhaufen," erwiederte La Rebeliere kalt; „es kam nur darauf an, sich einiger Elenden zu bemeistern, welche herrenlos herumliefen und großen Schaden auf den benachbarten Pflanzungen anrichten konnten. Das interessirte mich besonders wegen unserer Besitzung an den heißen Quellen; denn da es Dir dort so gut gefällt, liebe Seele, so liegt es mir am Herzen, daß Du in voller Sicherheit dort sein kannst. Deßhalb mußte ich Dich von einer gefährlichen Nachbarschaft befreien; die Pflanzung von Enambuc war die Höhle aller Maronneger und Spaden aus der ganzen Umgegend; man mußte ein Ende mit diesen Leuten machen."

Frau v. La Rebeliere war fürchterlich blaß; sie stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch, und legte den Kopf auf ihre Hand. Cäcilie war bis in die Tiefe ihrer Seele erbebt, aber sie beherrschte sich und sagte ziemlich kaltblütig:

„Was hat es denn da unten gegeben? Wirklich, ich glaube, daß Ihre Furcht übertrieben ist. Während der ganzen Zeit, welche wir an den heißen Quellen zubrachten, war nicht der geringste Lärm; alles war ruhig in der Umgegend, und die Leute in der Pflanzung von Enambuc lebten sehr friedlich."

„Weil ihnen die Gelegenheit nicht günstig schien, um ihren Raub zu begehen; zum Glücke sind wir allem diesem Unheil zuvorgekommen. Der Gouverneur hat sich mit mir verstanden, um diese Schurken zu bezwingen, und in meiner Eigenschaft als Kommandant des Kirchspiels des Carbets habe ich das Unternehmen geleitet. Alles ist ganz gesetzlich zugegangen. Der Letzte der Enambuc's war ohne Erben gestorben, daher ward sein Nachlaß durch Urtheil der Senechaussee als vakant erklärt. Ich habe mich an Ort und Stelle verfügt, von einem Notar begleitet, welcher beauftragt war, die Mobilien und Sklaven zu interventiren. Fünfzig Mann Milizen begleiteten mich, um mir im Nothfalle hülfreiche Hand zu leisten; wir wußten, daß sich ein Dutzend Sklaven und ein Mulatte auf der Pflanzung befand, welcher nicht ihr Herr, sondern ihr Aufrührer zu sein schien. Du weißt, liebe Eleonore, er heißt Donatian."

Sie antwortete nur durch ein fast verneinendes Zeichen mit dem Kopfe.

„Nun, und nachher?" sagte Cäcilie mit fast unhörbarer Stimme; „was ist denn nachher vorgegangen?"

„O, das ist eine ganze Geschichte. Der Feldzug war nicht lange; aber ich schmeichle mir, daß er heiß geführt ward. Wir kamen früh am Morgen bei den heißen Quellen an, und ich ließ meine Leute ausruhen und sich erfrischen, während ich selbst die Umgegend recognoscirte. Noch denselben Abend haben wir den Platz angegriffen. Gegen neun Uhr, während einer der schwärzesten Nächte, ward die Pflanzung eingeschlossen, und von einem Notar und einem Gerichtsdiener begleitet, klopfte ich an die Thüre und gebot im Namen des Königs und des Gesetzes zu öffnen. Sogleich erschien der Mulatte selbst, von seinen Negern gefolgt, und ich ließ ihn mit lauter Stimme den Befehl des Gouverneurs und das Urtheil der Senechaussee vorlesen; nachher befahl ich meinen Leuten, alle gegenwärtige Individuen gefänglich einzuziehen; sie versuchten Widerstand. Da begann der Kampf, und wir haben manchen Flintenschuß abgebrannt. Die Neger haben sich ergeben; aber der Mulatte wehrte sich mit verzweifelter Wuth; ich fürchtete, wir würden ihn nicht lebendig bekommen. Endlich hat man ihn ergriffen und geknebelt . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zur Geschichte der Krapfen.) Die Pfannkuchen oder Krapfen und die Bretzeln zur Fastnacht schmecken uns recht gut, ohne daß wir uns den Kopf zerbrochen hätten, warum wir sie gerade in dieser Zeit genießen. Ein altes Buch gibt Aufschluß über den Gebrauch. Durch die Gestalt der Krapfen oder Pfannkuchen soll der Schwamm angedeutet werden, mit dem das Blut Christi abgewaschen wurde. Die Fastnachtsbretzeln sollen durch ihre geschlungene Form die Fesseln Christi vergegenwärtigen.

(Ein Inquisitionskerker.) Beim Graben eines Brunnens entdeckten die Maurer in Sevilla ein unterirdisches Gewölbe, welches wahrscheinlich ein Kerker der Inquisition war. Das Gewölbe war 27 Fuß lang und 12 Fuß breit und von sechs starken Steinpfeilern getragen. An jedem der Pfeiler befand sich ein eiserner Ring, zwei derselben waren frei; an vier waren aber in Mumien verwandelte Leichen angeschlossen, von denen drei auf ganz schwarz gewordenem Stroh lagen. Die Kleidung einer der Mumien hatte der Feuchtigkeit, dem Moder widerstanden; sie war aus Seide angefertigt. Die

Digitized by Google

Fußbekleidung breiter der Mumien hatte sich auch erhalten, die vierte hatte nackte Füße, war dem Anscheine nach ein Mönch, der im Augenblicke des Hinscheidens seinen Rosenkranz geküßt hatte. In der Mitte des Gewölbes hing eine ganz verrostete Laterne aus Eisenblech. Die Unglücklichen starben hier den Hungertod.

Eine Deputation erbat sich vom Lordmayor von London ein Verbot gegen das Aufspeichern großer Vorräthe des neuester Zeit so massenhaft in Amerika gewonnenen Erd- oder Steinöls, denn schon bei gewöhnlicher Temperatur entwickelt dasselbe leichtentzündliche Dämpfe, und die Feuersgefahr ist um so bedrohlicher, als das Oel sich nicht mit Wasser mischt und im brennenden Zustande von diesem nicht gelöscht werden kann. Der Lordmayor versprach, dieser Angelegenheit seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

(Eine lustige Enthauptung.) In einem neuen Melodrama, das kürzlich im Theater von Bowery (England) zur Aufführung kam, wird ein Räuber von altem Schlag, der Held des Stückes festgenommen und enthauptet; sein Kopf, der sich auf einem in der Mitte der Bühne stehenden Tisch befindet, wird plötzlich zur größten Freude aller Liebhaber starker Gemüthsbewegungen bloßgedeckt. Die Täuschung ist vollständig. Der Schauspieler sitzt unter dem Tisch und steckt durch ein in der Mitte desselben befindliches Loch den Kopf heraus, der in einer Schüssel zu liegen und in Blut gebadet zu sein scheint. Vor einigen Tagen gelang es dem Spaßmacher unter den Schauspielern, gerade in dem Augenblick, als das Tuch von dem Kopfe weggenommen wurde, eine starke Dosis Schnupftaback auf den Tisch auszubreiten; der Kopf kam dadurch so ins Niesen, daß es gar kein Ende mehr nehmen wollte. Man denke sich nun die Wirkung, die ein so unerwartetes Ereigniß gerade im ergreifendsten Augenblicke hervorbrachte. Der ganze Saal brach in ein homerisches Gelächter aus. Die Heiterkeit erstreckte sich auch auf die Schauspieler, und selbst der Kopf mußte, unter beständigem Niesen, mitlachen. Endlich wurde der Vorhang herbgelassen, und das Publikum, das herbeigekommen war, um dramatische Thränen zu vergießen, verließ in der heitersten Stimmung von der Welt das Haus.

Der deutsche Chemiker Wettstein warnt vor dem Befeuchten gefärbter Briefoblaten mit dem Munde, indem er gefunden hat, daß manche derselben mittelst giftiger Substanzen gefärbt sind; namentlich warnt er vor dem Gebrauche rother Oblaten, in denen er nahezu 42 Procent Mennig fand; eine andere etwas heller rothe Sorte enthielt 25½ Procent Mennig. Gelbe Oblaten enthielten 14.03 Procent Chromgelb; grüne Oblaten enthielten sehr viel sogenannten grünen Zinober, waren also auch wegen ihres Chromgehaltes giftig; die blauen Oblaten fand er nicht giftig, da sie mit Ultramarin oder Berlinerblau gefärbt sind; in hellen blauen Sorten jedoch fand er bis 8 Procent Bleiweiß. Mit Recht empfiehlt daher Wittstein die ausschließliche Benützung weißer Oblaten, die aus bloßem Mehlteig bestehen.

Ueber den kleinen kaiserlichen Prinzen kursirt nachfolgende Anekdote: Wie es scheint, ist der junge kaiserliche Adler sehr geschedt, aber auch sehr eigensinnig und nicht selten weiß er seinen Willen durchzusetzen. Dieser Tage sollte er, des schönen Wetters und anderer Gründe halber, in einer offenen Kalesche spazieren fahren, der kleine Prinz aber kapriziete sich, einen geschlossenen Wagen zu wollen. Da die Kaiserin, die Hofdamen und die Gouvernanten ihrerseits auf der Kalesche bestanden, so rief der kleine Prinz: „Gut! Doch ich sage Ihnen, anstatt zu lächeln und zu grüßen, wie ich soll, werde ich dem Volke die Zunge herausstrecken!“ Man fürchtete, der kleine Trotzkopf werde thun, wie er gesagt, und man bestellte den geschlossenen Wagen.

(Thelegraphenkunst.) Da sich das Guttapercha als Isolirmittel nicht bewährt hat, indem es wenig haltbar und gegen den Einfluß der Witterung (Sauerstoff und Nässe) sehr empfindlich ist, so hat man es durch Kautschuk zu ersetzen gesucht, das nach Untersuchung des Ingenieur West brauchbarer, sicherer und dauerhafter ist. Die Leitung durch die Bucht von Portsmouth, welche mit Kautschuk gemacht ist, hat sich seit 1846 nicht verändert. Ebenso hat sich die Kautschuk-Leitung nach Kreyhafen vollkommen erhalten. Die englische Regierung hat einen Anschuß zur Prüfung der Frage niedergesetzt, der sich zu Gunsten des Kautschuk ausgesprochen hat.

Man schreibt aus Athen, 29. März: Die von Preußen aus hieher gesendete archäologische Kommission hat auf Grund einiger Angaben des Pausanias und Strabo und durch neue Vermessungen endlich den Platz gefunden, auf welchem das im Alterthum so berühmte Theater des Bacchus gestanden, und durch Nachgrabungen unter dem 5 Meter tiefen Schutt bereits mehrere Sitzreihen zu Tag gefördert. Die griechischen Alterthumsforscher haben zwar in dieser Gegend auch schon herumgegraben, aber immer zu weit nördlich, d. h. den Mauern der Akropolis zu nahe.

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 44. Sonntag den 13. April. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Mathilde sah nach dem Wagen hin; neben demselben stand ein Bedienter und ein ihr unbekannter Mann in dunklem Paletot.

Der Freiherr fuhr fort:

Ich verlange also, daß du dich unverzüglich wieder zu mir zurückbegibst. Für den allerdings von mir vermutheten Fall der Widersetzlichkeit habe ich mir natürlich die Mitwirkung der Polizei erbeten, und wie du siehst, befindet sich ein Polizeicommissär in meiner Begleitung. Gehst du gutwillig mit mir, wie einer gehorsamen Mündel geziemt, nun, so erfährt Niemand, was die Anwesenheit dieses Mannes zu bedeuten hat, und er selbst weiß nichts, als daß er nöthigenfalls meine Befehle zu vollziehen habe. In der nächsten Stadt lasse ich ihn zurück. Beharrst du auf deiner Weigerung, dann sage ich ganz ruhig, wie ich das gewohnt bin, zu dem Herrn: Arretiren Sie dieses Mädchen und bringen es in die nächste Stadt zur Obrigkeit, wo ich weitere Anträge stellen werde. Das geschieht dann, ohne daß ich nöthig hätte, mich weiter damit zu befassen!

Mathilde erschrack bei dieser Alternative, sie kannte ihren Oheim so weit, um überzeugt zu sein, daß er seine Drohung auch rücksichtslos ausführen werde. Sie sah sich in dessen Gewalt, aus der sie sich gerettet glaubte, und konnte natürlich nicht an Widerstand denken. Nach kurzem Bedenken sagte sie:

Nun gut! Ich gehe wieder mit Ihnen; denken Sie aber nur nicht, daß es Ihnen zur Ausführung Ihres Planes hilft. Ich schwöre Ihnen, daß Sie Ihren Zweck nicht erreichen werden! Nichts in der Welt wird mich zwingen —

Ei, liebes Kind, wer spricht denn davon, unterbrach sie der Freiherr. Glaubst du denn, wir dächten noch an eine nähere Verbindung nach dem Eclat, welchen du der Sache gegeben! Davon kann nie wieder die Rede sein! Ich habe keinen andern Plan und keinen andern Zweck, als daß meine Mündel zu mir zurückkehrt, und Alles wird wieder sein wie früher.

So will ich nur schnell Abschied nehmen, sagte Mathilde, durch diese Versicherung etwas ermuthigt, und wollte nach der Hütte gehen; der Freiherr hielt sie jedoch zurück.

Ich kann das nicht zugeben, liebe Nichte, muß vielmehr darauf bestehen, daß du ohne weiteres mit mir gehst!

Ich werde doch Abschied nehmen dürfen von der Frau, die mich so freundlich bei sich aufgenommen hat? Wenn Sie irgend etwas befürchten und meinem Wort nicht glauben, so gehen Sie lieber mit in die Hütte, sagte Mathilde.

Wo denkst du hin, liebes Kind? entgegnete der Freiherr; ich darf diese Person gar nicht kennen lernen, sonst müßte ich sie dem Gerichte zur Bestrafung anzeigen, weil sie einem unbekannten Mädchen, das keine Legitimationspapiere bei sich hatte, dem strengen Verbot entgegen Aufenthalt bei sich gestattete. Du wirst doch nicht Schuld an ihrer Bestrafung sein wollen?

Es ist niemand in der Hütte anwesend, erwiderte Mathilde; ich will nur auf ein Papier einige Worte schreiben, damit die Frau keine Sorgen um mich hat.

Du kannst ja später an sie schreiben, sagte der Oheim, jetzt müssen wir ohne den geringsten Verzug nach Hause.

Seufzend fügte sich die Jungfrau in das, was sie nicht ändern konnte; sie ließ sich von ihrem Oheim an den Wagen führen, der rasch mit ihnen davon eilte.

9.

Unterwegs sprach der Freiherr nur wenig mit seiner

Digitized by Google

Nichte, und dieſe hatte ſich in eine Ecke des Wagens zurückgelegt und dachte über die ſo plötzliche abermalige Veränderung ihrer Lage nach. Was wird die gute alte Martha von mir denken, wenn ſie nach Hauſe kommt und mich nicht antrifft; ſie wird am Ende glauben, ich wäre davongelaufen, ohne Abſchied von ihr zu nehmen! Und Frau von Seeburg, wenn dieſe nun kommen oder nach mir ſchicken wird, und ich bin nicht mehr da! Sie wird dann glauben, ich hätte andere Hülfe gefunden und nicht weiter nach mir fragen, und ich werde verlaſſener ſein, wie zuvor! Sie unterdrückte gewaltſam ihre Thränen, der Oheim ſollte ihre Schwäche oder ihre Hoffnungsloſigkeit nicht ſehen, und um weitern Fragen auszuweichen, ſtellte ſie ſich zuletzt, als ob ſie eingeſchlafen wäre.

Sie kamen glücklich an, der Rittmeiſter war nicht da, und in den erſten Tagen ſchien wirklich das alte Verhältniß in allen Stücken ſo wiederhergeſtellt zu ſein, wie es vor dem verhängnißvollen Vermählungstag war, doch kam während dieſer Zeit kein Beſuch an, und jede Gelegenheit wurde vermieden, das Schloß zu verlaſſen.

Mathilde hatte ſogleich wieder an Frau v. Seeburg geſchrieben und ſie von dem gegenwärtigen Stand der Verhältniſſe in Kenntniß geſetzt. Sie traf bei einem Spaziergang in dem Schloßgarten einen Arbeiter an, welcher es gegen ein gutes Trinkgeld übernahm, den Brief zur nächſten Poſt zu bringen.

Etwa acht Tage waren ſo vorübergegangen; — Mathilde ſaß bei dem Frühſtück auf ihrem Zimmer, als das Kammermädchen ihr einen eben angekommenen Brief überbrachte. Sie ſah nach dem Poſtzeichen — da überzog eine auffallende Bläſſe ihr Geſicht, welche jedoch bald einer tiefen Röthe wich, — der Brief war von Grätz, in deſſen Nähe Frau v. Seeburg ein Landhaus bewohnte. Mit zitternden Händen zerriß ſie das Siegel und durchflog mit großer Haſt den Brief; es war die erſehnte Antwort, aber wie fürchterlich hatte ſie ſich getäuſcht! Jene ſchrieb:

Meine theuerſte Freundin! Ihre lieben Zeilen, die Sie mir aus der Hütte des Forſtwarts M. ſchickten, habe ich richtig erhalten; ſie veranlaßten mich, wie Sie gewiß auch dachten, in der Stunde des Empfanges mich auf den Weg zu machen, um Ihnen zu Hilfe zu eilen. Wie ſehr bedauerte ich Sie, die ich in der kurzen Zeit unſeres Beiſammenſeins in Ischl ſo lieb gewonnen hatte. Das mußte anders werden! Doch war die Hilfe, welche ich Ihnen bringen wollte, nicht die, welche Sie vielleicht wünſchten, denn ich glaube, Sie ſind nicht auf dem richtigen Wege!

Sie haben mich gebeten, Ihnen die Stelle der frühe verlorenen Mutter zu erſetzen und Ihnen meinen beſten Rath in dieſer ſchwierigen Lage zu ertheilen; ich will das gerne thun, und will nun wie eine beſorgte Mutter zu dem geliebten Kinde ſprechen. Ich wollte Sie alſo aufſuchen, um Sie zu Ihrer Pflicht, in das Haus des Vormundes zurückzubringen, das Sie in jugendlichem Trotz und in großer Uebereilung, aber völlig im Unrecht zum Nachtheil Ihres Rufes verlaſſen hatten.

Es iſt wohl in keiner Weiſe zu billigen, daß Ihr Oheim Sie zu einer Vermählung gegen Ihren Willen zwingen wollte, und ich kann es nur recht finden, daß Sie ſich entſchieden weigerten, darauf einzugehen. Warum aber das Haus verlaſſen, während Ihre einfache fortgeſetzte Weigerung genügt hätte? Haben Sie auch überlegt, welche Folgen dieſer Schritt für Sie nothwendig haben mußte? Folgen, welche nicht allein zu beſeitigen ſein werden! Ich bin überzeugt, liebe Mathilde, daß Sie bei ruhigem Nachdenken mir durchaus Recht geben werden.

Als ich zur alten Martha kam, erzählte mir dieſe, Sie ſeien vor zwei Tagen plötzlich verſchwunden geweſen, ohne daß ſie jedoch ſagen könnte, wie das ſo ſchnell gekommen wäre und wohin Sie gegangen ſeien. Ich war ziemlich beruhigt über Ihr Verſchwinden, denn ich zweifelte nicht, Sie ſeien zur Einſicht Ihres Unrechts gekommen und zu Ihrem Vormund zurückgegangen, und ich fuhr wieder nach Hauſe. Heute nun erhielt ich Aufſchluß durch Ihren zweiten Brief. Ich freue mich, daß Sie da ſind, wo Sie hingehören, und hoffe, daß ſich die Verhältniſſe noch zu Ihren Gunſten geſtalten werden. Wenn ich alles berückſichtige, ſo muß ich jetzt eine Verbindung mit Ihrem Vetter Ernſt als wünſchenswerth und vortheilhaft für Sie anſehen. Ihre abenteuerliche Flucht iſt unſtreitig in weiteren Kreiſen bekannt geworden, denken Sie nur ſelbſt daran, wie viele Gäſte an jenem Tage bei Ihrem Onkel anwerſend, alſo Zeuge davon waren. Ihr Ruf kann nur durch eine ſchleunige Verbindung gerettet werden, und zwar nur durch eine Verbindung mit Ihrem Vetter, weil dann der Geſchichte ein durchaus wahrſcheinlicher Mantel umgehängt werden kann. Vielleicht iſt es möglich, den Freiherrn und ſeinen Sohn dazu zu bereden.

Prüfen, Sie meinen Vorſchlag, liebe Mathilde, und ſollten Sie dieſes Heilmittel auch für bitter halten, ſo iſt es eben ein Heilmittel, und noch dazu dasjenige, welches vorausſichtlich die beabſichtigte Wirkung äußern wird. Können Sie ſich dazu entſchließen, meinen wohlgemeinten Rath zu befolgen, und wünſchen Sie vielleicht meine Vermittlung dabei, ſo bedarf es nur eines Winkes von Ihnen, und ich komme zu Ihnen, um Alles aufzubieten, dieſe unſelige Geſchichte einem befriedigenden Ausgange zuzuführen.

Nachdem Sie übrigens ſelbſt die Ueberzeugung gewonnen haben, daß eine Verbindung mit Graf Werdenberg nicht mehr möglich iſt, ſcheint mir der Grund wegzufallen zu ſein, welcher Sie verhinderte, die ſo empfehlenswerthen Eigenſchaften Ihres Vetters mit unparteiiſchen Augen zu würdigen. Ich habe ihn genau beobachtet, und wüßte nicht, was an ihm auszuſetzen wäre, und da an ſeinen Gefühlen für Sie wohl nicht zu zweifeln iſt, ſo dürfte Ihnen noch eine ſchöne Zukunft lächeln.

Digitized by Google

Ich will Sie übrigens zu nichts bereden, nur den Rath, um den Sie mich so dringend ersuchen, wollte ich Ihnen in dieser allerdings bedenklichen Lage nicht vorenthalten; ich gab ihn nach genauer Prüfung aller Umstände so gewissenhaft, wie meine wahrhaft mütterlichen Gesinnungen, meine wahrhaft mütterlichen Gefühle, die ich für Sie hege, ihn mir dictirten, und muß nun Ihnen überlassen, das zu thun, was Sie als das Beste erkennen ꝛc.

Nachschrift. Werdenberg hat vor einigen Tagen eine große Reise angetreten, er will zunächst Frankreich und Großbritannien besuchen, von da wird er im nächsten Frühjahre nach Amerika gehen. Ob und wann er wiederkommen wird, darüber sprach er sich nicht aus, doch fürchte ich, daß er für dieses ganze Leben Abschied genommen hat; verschiedene Aeußerungen von ihm lassen mich dieses befürchten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spaven.

1720.

(Fortsetzung.)

„Aber dieser Mensch gehört ja Niemand an," unterbrach ihn Cäcilie, indem sie kaum Athem hatte; „welch ein Recht haben Sie auf ihn?"

„Welch ein Recht? das Recht, ihn zu fragen, wer er ist, und seinen Freibrief zu sehen, und da er keinen hat, ihn als herrenlos zu erklären und ihn verkaufen zu lassen. Also ist das Gesetz; der Codex der Schwarzen ist sehr bestimmt. Begreifen Sie jetzt?"

Cäcilie senkte den Kopf als Zeichen des Zugeständnisses, und suchte ihren Unwillen und ihre Verzweiflung zu verbergen. La Rebeliere hob wieder an:

„Nächsten Sonntag nach der Messe wird dieser Mensch vor der Sankt Peterskirche ausgeboten und dem Meistbietenden zugeschlagen werden."

„Und was machen Sie indessen mit ihm? wo ist er?" fragte Cäcilie.

„Er ist hier im Thurme. Er ist ein kühner Mensch, der zu Allem fähig ist. Ich würde mich nicht auf die Leute des Gefängnißhauses verlassen, um ihn zu bewachen."

„Da er zu verkaufen ist, so habe ich Lust, ihn zu erstechen," sagte Cäcilie nach einem Augenblick des Nachdenkens, und als wenn sie keine große Wichtigkeit auf dieses Vorhaben legte; „Sie könnten daher die Kosten der Versteigerung sparen. Es ist beschlossen, dieser Spave soll mir gehören."

„Meine schöne Mündel," erwiderte La Rebeliere hastig, „das kann nicht geschehen, ich widersetze mich dem."

„O," sagte Cäcilie, indem sie zu lachen versuchte, „wenn ich ernstlich wollte! ich bin jetzt mündig, und Sie haben nicht mehr das Recht, mir zu sagen: ich widersetze mich. Sie scherzen auch immer."

„Nein, ich schwöre Ihnen, daß ich nicht scherze. Ernstlich, liebe Cäcilie, Sie müssen nicht daran denken, diesen Mulatten haben zu wollen. Was wollen Sie auch mit ihm thun? Er ist ein bösartiger Schurke, und Sie sind viel zu gut, um ihn bezwingen zu können. Er hat mich beschimpft, bedroht; ich will ihn strafen, und werde ihn daher kaufen."

Herr v. La Rebeliere wandte sich an seine Frau, und fügte, sie ansehend, hinzu: Ich habe geschworen, daß er unter der Peitsche eines Sklavenmeisters sterben soll."

Sie schauderte, ihre Stirne bedeckte sich mit kaltem Schweiß, und sie war nahe daran, ohnmächtig zu werden; in diesem Augenblick begriff sie, daß La Rebeliere sie errathen habe. Er hob ruhig wieder an: „Während des Weges daher habe ich geglaubt, daß der Elende seinem Leben ein Ende machen würde; er versuchte, sich von dem Pferde herab zu werfen, auf welches man ihn festgebunden hatte; er hat schreckliche Wunden. Diese Leute haben weder Furcht vor Gott, noch vor dem andern Leben, und sind zu allem fähig, sogar zu dem Selbstmorde."

„Aber wenn Sie selber Furcht vor Gott hätten, so würden Sie menschlicher gegen diese Unglücklichen sein, welche nach seinem Ebenbilde erschaffen sind," sagte Cäcilie.

„Da haben wir Ihre überseelischen Vorurtheile! die werden Sie schon ablegen, wenn Sie erst einige Jahre in diesem Lande gelebt haben, liebe Mündel, und unsere Ueberlegenheit über die Negerrace begreifen werden; das ist rohes Vieh. Eleonore hat richtigere Ansichten über diesen Gegenstand, als Sie; ich bin überzeugt, daß sie das alles gut heißt: nicht wahr, liebes Kind?"

„Verzeihung," sagte sie, sich rasch umdrehend, „ich gab nicht acht auf das Gespräch, denn ich habe entsetzliches Kopfweh."

Sie ließ den Kopf wieder in die gefalteten Hände sinken. La Rebeliere stand auf.

„Du bist angegriffen, mein Herz," sagte er, indem er seine Hand auf die Schulter seiner Frau legte, „laß uns zu Bette gehen."

„Sie gehorchte, sich nur mühsam fortschleifend. Bevor sie hinaus ging, wandte sie sich noch einmal gegen Cäcilie, welche bleich und bestürzt vor dem Tische stehen geblieben war; sie tauschten einen Blick voll Entsetzen und Mitleid aus. La Rebeliere unterstützte seine Frau, und sagte im Fortführen zu ihr: „Stütze Dich auf mich, liebe Eleonore, Du bist ganz blaß, wenn ich Dich so sehe, so habe ich keine Freude an irgend was."

Eleonore lächelte bitter, und mit schlaff herabhängenden Armen und gesenkter Stirne, wie ein Opfer, welches seinem Schicksale nicht entgehen kann, verließ sie das Zimmer. Sie begriff, daß irgend eine Angeberei, irgend ein unseliger Zufall ihren Mann von ihren Beziehungen zu dem Mulatten unterrichtet, und daß er die Leidenschaft errathen habe, welche sie so tief in ihrem Herzen verborgen trug; aber sie wußte auch, daß er Donatian

Digitized by Google

unter ihren Augen tödten würde, ohne ihr jemals den Grund dieser abscheulichen Rache vorzuwerfen. Sie verhehlte auch; sie verhehlte ihren Haß, wie sie ihre Liebe verhehlt hatte, und verschloß ihre Thränen, ihre Verwünschungen und Befürchtungen in die geheimsten Falten ihres Herzens.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus britisch Columbien sind neuere Nachrichten über den außerordentlichen Goldreichthum der Flüsse und Alluvionen eingegangen! eine Gesellschaft von nur 5 Personen grub in einem Tage Gold im Werth von 1420 L. aus; der Tagelohn ist dadurch dort bis auf L. 10 monatlich gestiegen. Ganze Schwärme von Chinesen treffen dort ein, die von unternehmenden Personen in China gemiethet und unter Aufsicht der Betheiligten hinübergesandt worden. Handwerker erhalten ein Pfund Taglohn. Das ganze an 800 deutsche Quadratmeilen große Land soll Goldlager enthalten; es fehlt aber bei der großen Entfernung an Einwanderern und Capital. Die englischen Blätter fordern Leute, die viele Kinder haben, zur Auswanderung dahin auf, da deren Arbeit ein wahrer Schatz sei und die Chinesen wegen der strengen Winter auf die Dauer keine Ansiedlungen gründen konnten. Bisher habe man das Land nur durch den Pelzhandel gekannt, da zeige sich nun plötzlich ein wahres Eldorado im äußersten Westen, dazu noch ein Land von großer Fruchtbarkeit, welches der überflüssigen Bevölkerung und der Energie Englands ein weites Feld öffnet. Die vielen Flüsse bieten einen großen Vortheil gegen Californien, es fehlt nie an Wasser. Unter englischer Herrschaft gilt Gesetz und Recht, und angelegtes Capital ist dort sicher; ein Bettler, der nach britisch Columbia gehe, könne dort ohne alle Gunst durch eigene Arbeit ein reicher und freier Mann werden und statt einer Bettlerbrut eine wohlhabende Familie hinterlassen.

Im Süden Chilis, so schreibt die französische Corr. Hav., hat sich ein für dieses Land sehr wichtiges Ereigniß zugetragen. Ein Franzose Hr. v. Tounens, welcher kürzlich von mehreren eingebornen Stämmen zum Könige von Araukanien gewählt wurde, ist verrätherischer Weise auf unabhängigem Gebiete aufgehoben und von chilenischen Polizeiagenten in ein Gefängniß der Republick geschleppt worden. Die Chilenen hatten von jeher Gelüste auf Araukanien, und als nun dieses barbarische und kriegerisches Volk einen intelligenten und gebildeten Franzosen zum Oberhaupt wählte, fand man, daß es ein zu gefährlicher Nachbar würde, und deshalb wurde der Sturz des Franzosen beschlossen. Am 4. Januar empfing der Gouverneur von Nacimiento die Nachricht, daß sich der König an einen Ort begebe, wo einige entschlossene Leute sich leicht seiner Person bemächtigen könnten. Sogleich wurde ein Polizeilieutenant mit einer Abtheilung Soldaten dahin abgeschickt. An dem bezeichneten Orte, „los Parales" genannt, angekommen, fanden sie den König sich unter einem Baume ausruhen; sie warfen sich auf ihn, entwaffneten ihn, setzten ihn auf ein Pferd und eilten in gestrecktem Galopp der chilenischen Grenze zu. Um 6 Uhr Abends kamen sie in Nacimiento an, wo eine neugierige Menge den Gefangenen erwartete und nach dem Gefängnisse begleitete. — Aurelius, so hieß der König, war auf einer Rundreise in seinem Lande begriffen, um die Stämme zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit anzufeuern. Zuletzt hatte er sich mit dem Caziken Guentecol verständigt, der allein 40,000 Indianer in Feld stellen sollte. Zum Könige ausgerufen, konnte er auf beträchtliche Streitkräfte rechnen, und er war grade im Begriffe dieselben an der Gränze von Biobio zu concentriren und mit der chinesischen Regierung zu äußerst vortheilhaften Bedingungen für Araukanien, ohne einen Fuß breit seines Landes abzutreten, zu unterhandeln, als er durch den Verrath seines erkauften Dieners in Feindes Hand gerieth. Man fand unter seinen Papieren Gesetzentwürfe und Organisationspläne für seine Regierung. Man bemächtigte sich auch einiger Fahnen, die er an den Orten aufpflanzte, von denen er Besitz nahm. Die Fahnen sind nach der Art der französischen und bestehen aus den Farben dunkelgrün, weiß und blau. — Die chilenische Regierung wird dem gefangenen Könige einen Proceß machen.

An den kleinen Morgensänger.

So früh und schon so munter,
Mein liebes Vögelein,
Dir zog wohl auch ein Frühling
In's kleine Herz hinein.

Was duftet, grünt und blühet,
Ist Deine Zauberwelt,
Bis einst vom dürren Aste
Die letzte Blüthe fällt.

D'rum singe kleiner Sänger
Denn ach, wie bald, wie bald
Wird ja zur öden Stätte
Dein schöner Aufenthalt.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 41:

„Der ungezogene Bu' der Nachbarin macht immer ungezogene Streiche."

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 45 Dienstag den 1[illegible] April 1862.

Rebus.

Beilage zum Extra-Felleisen № 44 des Würzburger Stadt- und Landboten.

nur einen Versuch zu machen, diese Ereignisse mit mir zu besprechen, selbst ohne Abschied zu nehmen? Sie lächelte stillselig vor sich hin, in der Erinnerung an all' das, was Maximilian in den Augenblicken des Alleinseins ihr gesagt hatte, mit dem Ausdruck der Wahrheit und Bestimmtheit, der auch nicht den leisesten Zweifel zuließ, wenigstens nicht bei ihr, die sie so tief durch sein großes dunkles Auge in das Innerste seines Herzens gesehen hatte, das gewiß weder der Falschheit noch einer Verstellung fähig war. Ihm wie mir wird leider nichts als Entsagung übrig bleiben, aber darüber bin ich gewiß, daß er nicht so ohne weiteres davonläuft!

Bald jedoch berührten ihre Gedanken die nackte Wirklichkeit und das arme Mädchen sah sich in einem Labyrinth schmerzlicher Erwägungen, denn wenn ihr Verstand die Rathschläge der Frau von Seeburg fast durchgängig billigen mußte, so war ihr Herz doch immer noch weit davon entfernt, jenem die Oberhand einzuräumen und ihm Folge zu leisten.

Mathilde blieb den ganzen Tag in ihrem Zimmer und ließ sich mit Unwohlsein entschuldigen.

besuchte sie der Oheim. Sie lag
, sah bleich und überhaupt ange-
widerte den freundlichen Gruß des
kaum bemerkbaren Kopfnicken.
hl, liebe Mathilde? fragte dieser.
eh! antwortete die Jungfrau mit
Stimme.
em Arzte schicken, wenn auch nur
der Freiherr weiter.
ortete jene, es ist nicht nöthig; die
lich bald vorübergehen.
liebe Nichte! fuhr der Freiherr
auch ohne Anstand etwas mit dir
unmöglich länger aufschieben läßt.
chen, daß ich in dem Wahne, deine Einwilligung zu haben, das Fest deiner Vermählung feiern wollte, welches du in so auffallender Weise unterbrochen hast. Man machte mir die Anzeige deiner Flucht, ich war im Begriff, der ganzen Gesellschaft zu sagen, wie sie von einem jungen Mädchen in April geschickt worden sei, aber Ernst hielt mich davon zurück. Er legte deine Flucht als eine jugendliche Uebereilung aus, und bestand darauf, dieselbe vor Jedermann zu verheimlichen. Mit vieler Geistesgegenwart entwarf er den Plan, den wir glücklich ausführten. Wir zogen nur allein den Geistlichen in das Geheimniß. Ernst versteckte sich irgendwo in dem Schlosse, und ich erzählte den Gästen, nach einer bizarren Idee meines Sohnes habe das junge Paar sich vor einer Viertelstunde trauen lassen, und sei heimlich, um gedrohten Neckereien zu entgehen, auch um die fröhliche Laune der Gesellschaft nicht durch den Abschied zu stören, fortgereist ꝛc. Wir beendeten in dieser Weise die Feierlichkeit durch Illumination und Ball. Ernst schlich am Abend zur Hinterthüre hinaus, und während oben rauschende Melodien zum Tanze aufforderten und der jüngere Theil der Anwesenden sich diesem

Digitized by Google

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 45. Dienstag den 15. April. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Man kann sich denken, in welche Aufregung dieser Brief Mathilden versetzte, der mit einem Schlage alle ihre schönen Hoffnungen vernichtete. Doch machte derselbe einen ganz eigenen Eindruck auf sie, und als es ihr nicht ohne Mühe gelungen war, ihre stürmischen Gefühle wenigstens theilweise zu beschwichtigen, las sie den Brief nochmals mit großer Aufmerksamkeit durch, dann legte sie ihn kopfschüttelnd bei Seite.

Wäre es möglich? dachte sie. Sollte Ludwig mich, sollte er mich so getäuscht haben? Sollte er so schnell mich aufgeben? Sollte er wirklich abgereist sein, ohne auch nur einen Versuch zu machen, diese Ereignisse mit mir zu besprechen, selbst ohne Abschied zu nehmen? Sie lächelte stillselig vor sich hin, in der Erinnerung an all' das, was Maximilian in den Augenblicken des Alleinseins ihr gesagt hatte, mit dem Ausdruck der Wahrheit und Bestimmtheit, der auch nicht den leisesten Zweifel zuließ, wenigstens nicht bei ihr, die sie so tief durch sein großes dunkles Auge in das Innerste seines Herzens gesehen hatte, das gewiß weder der Falschheit noch einer Verstellung fähig war. Ihm wie mir wird leider nichts als Entsagung übrig bleiben, aber darüber bin ich gewiß, daß er nicht so ohne weiteres davonläuft!

Bald jedoch berührten ihre Gedanken die nackte Wirklichkeit und das arme Mädchen sah sich in einem Labyrinth schmerzlicher Erwägungen, denn wenn ihr Verstand die Rathschläge der Frau von Seeburg fast durchgängig billigen mußte, so war ihr Herz doch immer noch weit davon entfernt, jenem die Oberhand einzuräumen und ihm Folge zu leisten.

Mathilde blieb den ganzen Tag in ihrem Zimmer und ließ sich mit Unwohlsein entschuldigen.

Am andern Tag besuchte sie der Oheim. Sie lag ruhig auf dem Sopha, sah bleich und überhaupt angegriffen aus, und erwiderte den freundlichen Gruß des Vormundes mit einem kaum bemerkbaren Kopfnicken.

Dir ist nicht wohl, liebe Mathilde? fragte dieser.

Ich habe Kopfweh! antwortete die Jungfrau mit kaum vernehmlicher Stimme.

Soll ich nach dem Arzte schicken, wenn auch nur aus Vorsorge? fragte der Freiherr weiter.

Ich danke, antwortete jene, es ist nicht nöthig; die Migräne wird hoffentlich bald vorübergehen.

Das freut mich, liebe Nichte! fuhr der Freiherr fort. Ich kann somit auch ohne Anstand etwas mit dir besprechen, was sich unmöglich länger aufschieben läßt. Es sind jetzt vier Wochen, daß ich in dem Wahne, deine Einwilligung zu haben, das Fest deiner Vermählung feiern wollte, welches du in so auffallender Weise unterbrochen hast. Man machte mir die Anzeige deiner Flucht, ich war im Begriff, der ganzen Gesellschaft zu sagen, wie sie von einem jungen Mädchen in April geschickt worden sei, aber Ernst hielt mich davon zurück. Er legte deine Flucht als eine jugendliche Uebereilung aus, und bestand darauf, dieselbe vor Jedermann zu verheimlichen. Mit vieler Geistesgegenwart entwarf er den Plan, den wir glücklich ausführten. Wir zogen nur allein den Geistlichen in das Geheimniß. Ernst versteckte sich irgendwo in dem Schlosse, und ich erzählte den Gästen, nach einer bizarren Idee meines Sohnes habe das junge Paar sich vor einer Viertelstunde trauen lassen, und sei heimlich, um gedrollen Neckereien zu entgehen, auch um die fröhliche Laune der Gesellschaft nicht durch den Abschied zu stören, fortgereist ꝛc. Wir beendeten in dieser Weise die Feierlichkeit durch Illumination und Ball. Ernst schlich am Abend zur Hinterthüre hinaus, und während oben rauschende Melodien zum Tanze aufforderten und der jüngere Theil der Anwesenden sich diesem

Digitized by Google

Vergnügen überließ, — fuhr der ſo bitter Getäuſchte, ſo ſchwer Gekränkte heimlich wie ein Verbrecher davon. Er iſt jetzt in der Schweiz und ſucht da ſeinen ungeheuren Schmerz zu betäuben!

So ſtehen die Verhältniſſe jetzt, liebe Mathilde! Du ſiehſt mit welcher Selbſtverläugnung es uns gelungen iſt, deinen guten Ruf, den du ſo leichtſinniger Weiſe auf das Spiel ſetzteſt, bis jetzt zu erhalten; ich beabſichtige auch nicht, dich zu irgend etwas zu zwingen — vor der Welt biſt du die Gemahlin meines Sohnes, und ich überlaſſe dir, diejenigen Schritte zu thun, welche dir räthlich ſcheinen. Du mußt jedoch bald zu deinem Entſchluß kommen, denn der Urlaub meines Sohnes naht ſeinem Ende, und überdies wirſt du ihm gewiß nicht zumuthen, noch länger draußen herumzufahren. Findeſt du nicht bald einen paſſenden Ausweg aus dieſem ſonderbaren Zuſtand, dann wird nachträglich die ganze Geſchichte ruchbar, und du allein wirſt es zu verantworten haben, wenn mit deinem Ruf auch die Exiſtenz meines Sohnes zu Grunde geht.

Der Freiherr hielt hier ein, um zu beobachten, welchen Eindruck ſeine Mittheilungen hervorgebracht hätten.

Mathilde lag immer noch ruhig der Sopha-Ecke — ſie hatte ihr Geſicht verhüllt — man ſah, daß ſie weinte.

Nach einer Weile, während welcher der Freiherr vergebens auf eine Antwort gewartet hatte, fuhr er mit ſanfter Stimme fort: Wenn du bedenkſt, Mathilde, daß es ſich um das Glück, vielleicht um das Leben zweier Perſonen handelt, die beide mir ſehr nahe ſtehen, ja daß die Ehre meines Hauſes in dieſer Angelegenheit ſteht oder fällt — unwiederbringlich — ſo wirſt du mein Drängen begreifen und dieſem gewiß keine falſchen Motive unterlegen. Vielleicht nimmſt du einige Rückſicht auf deinen alten Oheim, deinen nächſten Verwandten, der ſich das Zeugniß geben kann, daß er immerdar dein beſtes wollte, und nie ermüdete, ſich dir von deiner früheſten Kindheit an in allen Stücken freundlich und gefällig zu bezeigen. Ich will dein Unglück nicht, ich will ja nur dein Glück; dazu iſt aber vor allem erforderlich, daß das eine Wahrheit wird, was die Welt bereits glaubt, und daß du deine Hand dem Manne reichſt, deſſen einziger Fehler vielleicht eine übergroße Liebe zu dir iſt, eine Liebe, die du ſeither ſo ſchnöde behandelteſt, ohne ſie erſticken zu können. Ich hoffe dich noch zu überzeugen, daß dein Widerſtreben ein kindiſches iſt, und zweifle ſo wenig daran, daß ich nicht zögere, dir noch einen weiteren Vorſchlag zu machen: Du läſſeſt dich ſofort mit Ernſt trauen, aber unmittelbar nach der Trauung reiſt dieſer in ſeine Garniſon, während du hier bleibſt. Ernſt naht ſich dir nur dann erſt, wenn es dein Wunſch iſt; kannſt du dich binnen Jahresfriſt nicht dazu entſchließen, dann wird eure Ehe wieder getrennt, und zwar auf Antrag meines Sohnes, welcher alle Schuld auf ſich nehmen wird. Du ſchweigſt immer noch, Mathilde? Soll ich dein Schweigen als Einwilligung annehmen?

Mathilde richtete ſich jetzt auf und ſah mit den dunkeln feurigen Augen, die mit der bleichen Geſichtsfarbe ſo lebhaft contraſtirten, den Oheim eine Weile ſcharf an, dann ſagte ſie:

Ich ſehe ein, daß Sie in vielfachen Beziehungen Recht haben, Sie übergehen jedoch den wahren Grund dieſer unangenehmen Lage. Es würde die Sache nicht ändern, wollte ich dieſen Punkt noch einmal erörtern, doch muß ich abermals behaupten, daß Sie allein die Schuld tragen. Möge das jedoch ſein, wie es wolle, ich ſehe leider ein, daß alles, wie Sie ſagen, auf dem Spiele ſteht, und darum iſt es möglich, daß ich auf Ihren Vorſchlag, jedoch nur unter den zuletzt angegebenen Bedingungen, eingehe. Ich werde die Sache noch weiter überlegen und in acht bis vierzehn Tagen meinen Entſchluß Ihnen mittheilen —

Wofür dieſe Bedenkzeit? unterbrach der Freiherr ſeine Nichte; es handelt ſich hier von Thatſachen, welche durch raſches entſchiedenes Handeln unſchädlich gemacht werden können —

Heute ſage ich nein, entgegnete Mathilde; wenn Sie in der von mir angegebenen Friſt mich wieder fragen, iſt es möglich, daß ich ja ſage.

So will ich das Ja heute ſchon annehmen, ſagte der Freiherr, und meinen Sohn davon in Kenntniß ſetzen, damit er einſtweilen hierher kommt —

Thun Sie das nicht, antwortete Mathilde, es könnte leicht vergeblich ſein und würde gewiß nichts nützen.

Auch darin ſoll dein Wunſch maßgebend ſein, entgegnete der Freiherr, indem es ihm ſchwer wurde, ſeine Freude über das errungene Reſultat zu verbergen. Ich werde alles hiezu Nöthige vorbereiten und dir heute noch den Ehevertrag —

Damit hat es keine Eile, ſagte Mathilde, das kann Alles ſpäter geſchehen; doch muß ich Sie bitten, mich zu ſchonen, und mich allein zu laſſen; ich fühle, daß mein Uebel wieder zunimmt.

Du wirſt doch nicht krank werden, liebe Nichte? fragte der Freiherr beſorgt; ich werde dennoch nach dem Arzte —

Mathilde hatte ihr Geſicht wieder verhüllt, ſie ſchüttelte heftig mit dem Kopf und machte mit der Hand abwehrende Zeichen — der Oheim ließ ſie allein.

Nur mit Mühe hatte ſie ſich ſo lange aufrecht erhalten und eine Stärke und Entſchloſſenheit gezeigt, die über ihre Kräfte ging. Kaum war ſie allein, ſo bereute ſie, eine Zuſage gegeben zu haben, die ſie zwar zu nichts verpflichtete, aber doch ihren Vormund zu Hoffnungen berechtigte, welche ihr neue Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten bereiten mußten. Sie hatte ſich eine kurze Friſt erkauft, — wenn ſich aber während dieſer Zeit nichts ereignete, was im Stande geweſen wäre, ihre Lage zu ändern, obſchon ſie mit einer ganz unerklärlichen Zuverſicht dieſes erwartete, ſo war ſie ſchlimmer daran als in dieſem Augenblick. Das bedachte ſie jetzt, und ſie fühlte ſich körperlich und geiſtig ſo angegriffen und nie-

Digitized by Google

bergedrückt, daß sie mehrere Tage den Ausbruch einer gefährlichen Krankheit befürchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spaven.

1720.

(Fortsetzung.)

Cäcilie eilte auf die Terrasse, sie war dem Ersticken nahe und bedurfte der frischen Luft. Sie gab ihr Gesicht dem kühlen Nachtwind preis, sie athmete leichter und vermochte endlich zu weinen. Nach und nach legte sich ihre Aufregung, und sie begann zu überlegen, was in diesem äußersten Falle zu thun sei. Es war nahe an Mitternacht, der Mond, dessen letzter Widerschein den Horizont noch mit einer matten Helle erleuchtete, verschwand hinter den Gebirgen; große, von dem Winde zerrissene Wolken jagten nach Osten hin und schienen sich auf dem Gipfel des Carbeté zu sammeln, von wo von Zeit zu Zeit Blitze leuchteten. Alles schlief in dem Hause, in den Negerhütten und auf den schweigenden Feldern. Die Nacht ward von Minute zu Minute dunkler; dennoch unterschied man noch in dem dichten Schatten einer Tamarindenallee ein kleines viereckigtes Gebäude, dessen starke Mauern sich auf die Zuckermühle stützten.

„Dort ist er!“ murmelte Cäcilie, „dort ist er, allein und in Verzweiflung! . . . . mein Gott, was ist zu thun? wie ihm helfen? wie ihn retten? Er stirbt an dieser Schmach.“

Sie weinte lang, auf das Geländer gestützt, und ohne die Augen von dem abscheulichen Gefängnisse abzuwenden, in welches, wie sie wußte, La Rebeliere die Sklaven stecken ließ, deren Energie und Verzweiflung er fürchtete.

„Gebieterin,“ sagte die alte Femi, indem sie ihr einen Mantel über die Schultern warf, „es ist hier angenehm, aber diese Kühle taugt nichts nach einem so heißen Tag, daß selbst die Hunde nicht im Freien bleiben wollten. Es wäre vielleicht klug, hinein zu gehen.“

„Weißt Du, was vorgegangen ist?“ fiel ihr das junge Mädchen ein. „Herr von La Rebeliere hat einige Spaven eingefangen; man will sie verkaufen, und unter ihnen ist auch der Pflanzer, welcher uns aufgenommen hat, als wir nach den heißen Quellen gingen; wir sind ihm doch so große Verbindlichkeiten schuldig. Wenn er uns sein Haus nicht geöffnet hätte, so hätten wir die Nacht an dem Waldbach zubringen müssen, der Gefahr ausgesetzt, von dem Wasser fortgetrieben oder von Schlangen und wilden Thieren überfallen zu werden. O, ich wäre vor Angst gestorben! . . . . Aber ich vergesse niemals einen mir erzeigten Dienst. Femi, ich will diesen armen Menschen retten.“

„Gott gebe es, daß es noch Zeit dazu ist,“ rief die Negerin.

„Wie!“ unterbrach sie Cäcilie bebend, „so hat mich La Rebeliere denn betrogen? Diesen Abend sagte er mir, daß Donatian künftigen Sonntag verkauft werden würde.“

„Ja, wenn er noch lebt; aber wer weiß? . . . Ich habe ihn kommen sehen. Man hat ihn von dem Pferde gehoben so regungslos wie eine Leiche; unterwegs hat er gesagt, er würde sich eher ermorden, als verkaufen lassen.“

„Höre, Femi,“ fiel Cäcilie rasch entschlossen ein, „ich muß Donatian diese Nacht noch sprechen.“

„Herr Jesus! und wie willst Du das anfangen, meine gute Herrin?“

„Ich will ihn in seinem Gefängniß aufsuchen.“

„Aber die Schlüssel? sie sind in dem Zimmer des Herrn.“

„Ich werde sie holen.“

„Er wird sie Dir nicht geben.“

„So werde ich sie nehmen.“

„O Herrgott!“ rief die entsetzte Negerin, „die Schlüssel liegen auf dem Nachttische, und Herr v. La Rebeliere schläft mit offenen Augen.“

„Erwarte mich hier,“ sagte Cäcilie entschlossen, „ich eile hin.“

Die Negerin hob die Hände zu dem Himmel auf, und begann alles herzusagen, was sie von Gebeten wußte. Nach fünf Minuten kam Cäcilie zurück.

„Komm,“ sagte sie leise, „komm, Femi.“

Sie athmete kaum; ihre kalten zitternden Hände hielten zwei an einem Kettchen befestigte Schlüssel; die Kräfte verließen sie, aber nicht der Muth; sie stützte sich auf den Arm der Negerin, und laut athmend vor Bewegung und Furcht, schritt sie rasch durch den Garten, und über den freien Platz, an dessen Ende die Zuckermühle lag. Ein Sklavenaufseher und einige Sklaven bewachten diesen Theil der Pflanzung; sie machten eine Runde um Mitternacht und schliefen dann bis zu Tagesanbruch; aber bei dem geringsten Lärmen mußten sie bei der Hand sein und mit ihren Flinten herausgehen. Cäcilie wußte, daß sie sich nicht auf ihren Schlaf verlassen konnte, und sie fing an, an die Thüre zu klopfen, indem sie leise rief:

„Mache auf, Michel, ich bin es, das Fräulein von Kerbrun. Die Riegel wurden weggeschoben, ein großer Neger öffnete die Thüre ein wenig, und zeigte sein bestürztes Gesicht bei dem Scheine einer Laterne, indem er ausrief:

„Du, Gebieterin! um diese Stunde . . . .“

„Ja, ich bin es; Du siehst wohl, daß ich es bin, mit Femi. Da, hier ist ein Thaler, er ist für Dich; mache keinen Lärmen, und leihe mir Deine Laterne auf eine Viertelstunde; aber ich binde es Dir auf die Seele, daß Niemand erfährt, daß ich diese Nacht hier gewesen bin.“

Der Neger nahm den Thaler, indem er die Augen weit aufriß. Femi gab ihm einen Stoß und bemächtigte sich der Laterne.

Digitized by Google

„Geh nur hinein, Du magst nichts dabei," sagte sie, „hatte Dich ruhig, ich werde hier außen wachen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die schreckliche Katastrophe im Marmorameere berichtet man aus Konstantinopel unterm 28. März folgende Details: Der russische Dampfer „Colchide" konnte sich nur vier Minuten auf dem Meere erhalten, nachdem er den entsetzlichen Stoß, der ihn wörtlich in zwei Stücke brach, von dem aus London kommenden „Lacenia" erhalten hatte. Der Prozeß wird jetzt verhandelt, doch wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Schuld auf den Russen fallen, dessen leitende Mannschaft in den Armen Morpheus und Bachus versunken, dieses Unglück einzig und allein durch Unvorsichtigkeit herbeigeführt. Die Zahl der Opfer ist und wird vielleicht auch unbekannt bleiben, und wenn man annimmt, daß die russische Agentie hundert nennt, so kann die Zahl (240) nicht für übertrieben gehalten werden. Es soll eine herzzerreißende Scene gewesen sein; das Geschrei der aus dem Schlafe auffahrenden Passagiere in der mondhellen Nacht bei sonst stiller See war auf einige Meilen weit hörbar, und benahm den Kapitänen auf beiden Seiten Fassung und Ruhe. Auf der nicht minder beschädigten „Loconia," die durch ein Wunder entkommen, war die Verwirrung grenzenlos, denn als man die „Colchide" verschwinden sah, meinte man in den schwarzen Abgrund nachzufahren. Auch da wollte sich alles retten und dazwischen könte Einem das Zetergeschrei der armen Unglücklichen zu, die von dem sinkenden Wrack ihre flehenden Arme ausstreckten. Ein Augenzeuge erzählt, gesehen zu haben, wie ein türkischer Kadie, der en famille sich nach Rumelien begab, in dem verhängnißvollen Augenblicke seine vier Kinder zusammenraffte, seine Frau umarmte und sich Allah! Allah! ausrufend ins Meer stürzte, während auf einer andern Seite ein Archidiakon, den der hiesige Patriarch nach Tessalonien schickte, mit den Worten: Christos! Christos! ein gleiches Loos theilte. Unter den Geretteten befindet sich ein russischer General mit zwei Adjutanten, der die Geschenke des russischen Kaisers für das Kloster auf Athos mit sich führte; sämmtliche Präsiosen gingen zu Grunde, nur 2000 Dukaten konnte man retten.

(Geographische Curiosität). Ein bernischer Justizbeamter erhielt dieser Tage von einem Major, Escadronschef des kaiserlichen Garde-Gendarmerieregimentes, in Paris eine Zuschrift mit folgender Adresse: „An den Herrn kaiserlicher Prokurator des Arrondissements Bern, Departement Schweiz." Der Herr Escadronschef verlangte die Heimatschriften eines gewissen F. B., geboren in Pligne, „Departement Schweiz." Das interessante Aktenstück ist durch das Mittel der kaiserl. französischen Legation an den Herrn Absender zurückgestellt worden.

(Mit dem Strom gegen den Strom.) In Krems macht eine vom Lieutenant Puppwag beim dortigen Genie-Regiment gemachte Erfindung großes Aufsehen. Er hat sich die Aufgabe gestellt, den Stromauf-Transport der Schiffe ohne Hilfe des Dampfes oder der Pferde zu bewerkstelligen, und benützt hiezu die Kraft des fließenden Wassers. Neulich sahen wir — schreibt man der Oestr. Ztg. — einem derartigen Versuche in der Donau zu. Das Schiff ging, trotz der ziemlich starken Strömung, mit der Geschwindigkeit eines Fußgängers stromaufwärts. Die Maschinerie soll sehr einfach sei.

Unter die Modekrankheiten zählt bekanntlich auch die Wuth, — Briefmarken zu sammeln. Was anfänglich den Charakter eines kindlich-gemüthlichen Zeitvertreibs an sich trug, zeigt sich jetzt vielfach schon als ausgebildete männliche Sammlerwuth, wie ein Inserat der Allg. Ztg. lehrt, in welchem von Zürich aus ein verständiger Mann seine Sammlung von 700 verschiedenen Briefmarken zum Verkauf anbietet. Für Solche, welche dieser seltsamen Leidenschaft nach wissenschaftlichen Systemen fröhnen wollen, gibt ein in Paris erschienenes Manuel du collectionneur de timbres de poste die erforderlichen Auskünfte.

Das folgende Gesuch, welches wir in einer auswärtigen Zeitung fanden, ist wohl geeignet, auch den anspruchsvollsten Miethsherrn zufrieden zu stellen. Dasselbe lautet: Ein stiller Familienvater (Beamter) nebst zahmer Frau und zwei folgsamen Kindern, sucht für kommendes Georgi-Ziel ein Logis im Preise von 100 bis 150 fl.; wo möglich nicht über 5 Treppen. Die Familie ist ein Muster von Solidität, hat kein Dienstmädchen, sondern eine taubstumme Aufwärterin, welche auf Filzschuhen geht. Würde noch mehr verlangt, so ist der Miether gerne bereit, sich von seiner geliebten Frau zu scheiden, die beiden Kinder in eine Versorgungsanstalt zu thun und die Magd mit dem Canarienvogel in Pension zu geben. Abmiether verspricht, still und eingezogen zu leben, schlägt keinen Nagel in die Wand und klimpert höchstens alle sechs Wochen auf dem Pianoforte die Arie: „Wie sie so sanft ruhen." Von Spirituosen trinkt er nur bei hartnäckigem Leibschneiden einen „sanften Heinrich." Zeugnisse über Obiges liegen vor in 516—17.

In der Auflösung des Bilderräthsels in Nro. 44 ist anstatt „der ungezogene" der „ausgelassene" Bu' ꝛc. zu lesen.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen.

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 46. Donnerstag den 17. April. 1862.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

10.

Nach einiger Zeit war Mathilde wieder im Stande ihre täglichen Spaziergänge im Schloßgarten zu machen und ihr Oheim hatte sich vorgenommen, sie an ihre Zusage zu erinnern, als ihn eines Tages ein älterer Herr besuchte, welcher sich als Justizrath Burgdorf und Generalbevollmächtigter des Grafen Maximilian v. Werdenberg legitimirte.

Mein Auftrag lautet an Fräulein Mathilde v. Rothenfels und Sie, als deren Vormund. Es ist eine höchst fatale und mir durchaus unangenehme Geschichte; doch könnte ich den mir ertheilten Auftrag vermöge meiner Stellung zu meinem hohen Mandanten in keiner Weise ablehnen. Es betrifft nämlich nichts mehr und nichts weniger als die Reklamation des gesammten Vermögens Ihrer Mündel. Ich will Ihnen das Nähere mittheilen und überlasse Ihnen sodann, das Fräulein darauf vorzubereiten.

Das ist jedenfalls eine sehr überraschende Nachricht, erwiderte der Freiherr, und ich bin sehr begierig, in welcher Weise dieser Antrag begründet werden soll.

Das kann auf zweifache Art geschehen, sagte der Justizrath, von welchen die eine so rechtlich ist, wie die andere. Es ist Ihnen bekannt, daß mein hoher Mandant ein Enkel des hochseligen Grafen Franz Ferdinand v. Kausberg, und da dessen Frau Mutter, die Gräfin Marie v. Kausberg, die einzige legitime und anerkannte Nachkommenschaft des genannten Herrn Grafen ist, derselbe als einziger Abkömmling rechtlichen Anspruch auf die ganze Verlassenschaft haben würde, wenn auch nicht das vorhandene Testament desselben diese Disposition getroffen hätte.

Sie können vielleicht Recht haben, entgegnete sichtbar ergriffen der Freiherr, wenn nicht eine andere, vom höchsten Gerichtshofe bestätigte und von Sr. Majestät dem Könige sanktionirte Urkunde —

Auch diese ist mir bekannt, unterbrach der Justizrath den Freiherrn, und ich würde allerdings einiges Gewicht darauf legen, wenn damals nicht ein kleiner Umstand übersehen worden wäre. Ihr Herr Vater, der Herr Reichsrath Karl Friedrich v. Rothenfels, und der Herr Graf Emmeran v. Kausberg waren beide zu Vormündern der Kinder der Gräfin Auguste ernannt und haben als solche den Familienvertrag errichtet; da jedoch in diesem Vertrage der Gräfin Marie ein bedeutender Theil ihres Vermögens entzogen wurde, so könnte derselbe nur dann zu Recht bestehen, wenn zu diesem Akte ein besonderer Vormund für dieses benachtheiligte Kind bestellt, verpflichtet und zugezogen worden wäre. Das geschah aber nicht, das Kind war somit rechtlich gar nicht vertreten, der Vertrag erschient sonach als ein einseitiger, und ich protestire Namens des einzigen Erben und gesetzlichen Nachfolgers des in dieser Weise verkürzten Kindes gegen dessen Giltigkeit und Rechtsbeständigkeit. Mein Herr Mandant wünscht übrigens, daß die Betheiligten sich von der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche etwa nach vorheriger Einholung des Rathes einiger Juristen überzeugten, und würde er gerne sich außergerichtlich vergleichen.

Das wäre allerdings für meine Mündel ein höchst bedauerliches Ereigniß, sagte der Freiherr, indem er bald blaß und bald roth wurde und nicht im Stande war, seine außerordentliche Verlegenheit zu verbergen. Ich werde übrigens Ihren Rath befolgen —

Schön, ich werde in einiger Zeit wieder nachfragen, entgegnete der Justizrath, wenn etwa der zweite Grund der Ansprüche meines Herrn Mandanten Sie nicht bestimmen sollte, jede weitere Erkundigung als durchaus

Digitized by Google

überflüssig zu unterlassen. Ich muß Ihnen da als Einleitung eine kleine Geschichte erzählen, für die ich mir Ihre geneigte Aufmerksamkeit erbitte, da ich Sie später mit den handelnden Personen bekannt machen werde.

Vor mehr als fünfzig Jahren lebten irgendwo zwei adelige Fräulein, früh verwaiste Schwestern, in treuer Liebe einander zugethan. Die ältere Schwester — ich nenne sie Elisabeth — hatte einen jungen Mann kennen lernen, einen entfernten Verwandten, der in heftiger Leidenschaft zu ihr entbrannt war, und dem auch sie ihre Neigung geschenkt hatte, doch stellte sich ihrer Verbindung ein mächtiges Hinderniß entgegen. Beider Eltern hatten wegen Erbschaftsansprüchen einen langjährigen Prozeß miteinander geführt, der Vater des jungen Mannes hatte ihn verloren und dadurch den größten Theil seines Vermögens eingebüßt. Glühender Haß seines Gegners und der Familie desselben war, wie das ja so oft geschieht, die Folge, und schon viele Jahre hatte er allen Umgang mit derselben vermieden und den Seinigen untersagt.

Bernhard — so nenne ich den jungen Mann — hatte keine Hoffnung, den Vater zur Einwilligung in eine Verbindung mit seiner Geliebten zu bewegen, dennoch wagte er es, darum zu bitten, nachdem er sich schon zwei Jahre lang mit Elisabeth heimlich verlobt hatte. Der Vater verweigerte aber nicht nur seine Einwilligung, er legte auch einen fürchterlichen Fluch darauf. Zugleich verlangte derselbe, der Sohn solle und müsse sich nach seinem Willen vermählen, und bezeichnete ihm die Jungfrau, bei deren Eltern er bereits für ihn geworben habe.

Diese Nachricht war für Elisabeth um so schrecklicher, als in dieser Zeit ihre Schwester Auguste sich verheirathet hatte, und dadurch allerdings ihre Lage verschlimmert wurde, denn während Auguste ihrem Gatten folgend in eine entfernte Gegend zog, blieb jene bei einer alten Tante zurück, bei der sie, in völliger Abhängigkeit lebend, seltsamen, oft unerträglichen Launen preisgegeben war. Ich will Sie nicht mit einem Roman und seinen Einzelnheiten langweilen; was ich bisher erzählte, mußten Sie wissen, um spätere Ereignisse verstehen und richtig beurtheilen zu können; ich eile nun zum Schluß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spaven.

1720.

(Fortsetzung.)

Vor dem Gefängnißthurm der Pflanzung La Rebeliere war ein Graben, über welchen man ein anderes, eben so festes, aber minder entsetzliches Gefängniß, als das untere, gebaut hatte, denn Luft und Licht drang durch einen engen Fenster hinein. Beide waren selten leer, und niemals war Jemand daraus entsprungen. La Rebeliere verließ sich mehr auf diese dicken Mauern und starken Schlösser, als auf die Wachsamkeit von zwanzig Schildwachen.

„Bleibe da," sagte Cäcilie zu ihrer Negerin, indem sie auf der Schwelle stehen blieb: „bleibe da und gieb Acht, daß der Sklavenaufseher nicht nachsieht, wo ich bin."

Sie nahm die Laterne und öffnete mit fester Hand; es war Niemand in dem oberen Gefängnisse. Cäcilie stieg einige Stufen hinab und sah eine zweite Thüre, welche stark mit Nägeln beschlagen und wohl verschlossen war. Sie bedurfte zehn Minuten, um das Geheimniß des Schlosses zu finden; endlich knarrten die verrosteten Angeln, und bleich der Anstrengung und Bewegung, trat das junge Mädchen in den Thurm. Donatian war mit Stricken an einen ungeheuren Pfeiler festgebunden, welcher das Gewölbe stützte. Er erhob den Kopf und stieß einen dumpfen Schrei aus, als er Cäcilie erkannte. Sie neigte sich über ihn und berührte die Stricke, deren Knoten ihn verletzten; dann warf sie die Augen auf seine nackten zerfleischten Schultern.

„O!" murmelte sie mit kläglicher Stimme, „sie haben ihn geschlagen."

Der Anblick einer Schuß- oder Stichwunde würde ihr weniger Abscheu und Mitleid eingeflößt haben; denn sie begriff, daß die Beschimpfung der Seele des Gefangenen schmerzlicher sein müsse, als die blutigsten Wunden des Körpers. Beim Anblick eines solchen Unglücks empfand sie etwas Größeres und Heiligeres als Liebe, sie empfand das erhabene Gefühl der Gerechtigkeit und Großmuth. Sie legte in ihrem Herzen den Schwur ab, diesen Unglücklichen zu beschützen, sich zwischen ihn und seinen Henker zu stellen, und ihn den unerbittlichen Händen zu entreißen, welche ihn ergriffen und zerfleischt hatten. Mit dem schönen Triebe des keuschesten Mitleids kniete sie neben Donatian nieder und weinte lange auf seinen Wunden, wie sie über ein armes verlassenes Kind, über ein leidendes Weib geweint haben würde, und er, ganz außer sich und der Ohnmacht nahe, wandte sein thränenbedecktes Gesicht zu ihr, und flüsterte: „Sie sind es? Sie, mein Fräulein? Ich sehe Sie noch einmal, bevor ich sterbe! O, das hatte ich nicht gehofft."

Es war eine sonderbare Scene, einer jener Lagen ohne Gleichen in dem Leben; dieses schöne, junge, reiche Mädchen kniete in dieser entsetzlichen Gruft neben dem Unglücklichen, dessen Haupt sich auf ihre so weißen, so reinen Hände neigte; das glich einem Traume, einer Vision. Der Mulatte glaubte wahnsinnig zu werden.

„Mein Gott! mein Gott!" rief er, „ich sehe Sie, mein Fräulein, Sie sehen mich an und dennoch zweifle ich . . . Sprechen Sie, damit ich sicher bin, daß Sie es sind . . . O, noch dieses Glück und dann den Tod!"

„Donatian," sagte sie, indem sie mit ihrem Tuche über die feuchte, kalte Stirne des Mulatten fuhr, „nein, Sie werden nicht sterben; nicht um Sie sterben zu lassen, bin ich hergekommen. Hören Sie mich an, ich kann nur noch einen Augenblick da bleiben und kann nicht mehr wieder kommen; bevor ich Sie verlasse, müssen Sie mir versprechen, mir schwören, daß Sie nicht nach Ihrem

Digitized by Google

Leben streben werden, daß Sie sich in Ihr Schicksal fügen wollen.

Er warf sich zurück und rief mit dumpfem Stöhnen: „Das Schicksal eines Sklaven!"

„Ja, aber ich bin da und werde Sie retten; wollen Sie mir Ihr Leben nicht anvertrauen, Donatian?"

„Ja, mein Leben, meine Seele, meine Ehre, Alles!"

„Wohlan! so lassen Sie sich Sonntag nach Saint-Pierre führen, ohne Widerstand zu leisten; lassen Sie sich verkaufen . . ."

Er verstand sie und wandte das Gesicht weg; die Hoffnung, die ihm zu leuchten begann, war mit einem unaussprechlichen Gefühl von Scham und Dankbarkeit vermischt.

„Es ist das einzige Mittel, Sie zu retten," hob Cäcilie wieder an; „es ist unmöglich, Sie entkommen zu lassen, Sie würden jedenfalls wieder ergriffen werden, und vielleicht . . . Von dem Tode kann man sich nicht loskaufen."

„Auch von der Schande nicht!" erwiderte er mit dumpfem Schmerze.

„Schande fällt nur auf die, welche solche Schandthaten begehen. Die verabscheue und verachte ich. Aber Sie, Donatian, glauben Sie in meinen Augen nicht mehr derselbe zu sein, der Sie waren, als ich Ihnen bei den Maulbeerbäumen das Versprechen abnahm, daß wir uns in Frankreich wieder finden würden? Gott ist mein Zeuge, daß ich jetzt, wie damals, einen Freund, vielleicht den theuersten Freund, den ich auf der Welt habe, in Ihnen ehre; und ich bin gekommen, um Ihnen das zu sagen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Man schreibt der „N. Pr. Ztg." aus Paris: Hiesige Blätter bringen die Anzeige von dem Tode eines Herrn Schult aus Greifswald. Von ihm kann man in Wahrheit sagen, daß er das Glück bei den Haaren ergriffen habe. Im Anfange dieses Jahrhunderts kam er als Haarkräusler nach Paris, wo er sich bald den Ruf eines wahren Künstlers erwarb. Ohne politische Meinungen frisirte er nach einander die großen Damen des Konsulats, des Kaiserreichs und der Restauration, und als er sich nach dem Sturze der Bourbonen zurückzog, geschah es nur, weil er sich für reich genug hielt. Vor einigen Wochen ist er über achtzig Jahre alt gestorben; er hinterläßt ein Vermögen von ungefähr einer Million, obschon er wie ein ganz Armer die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Sein einziges Vergnügen war, die werthvollen Gegenstände zu betrachten, die er von seinen vornehmeren Kunden zum Geschenk erhalten hatte. In seiner schmutzigen Stube fand man an baarem Gelde 71,000 Fr., nicht zu sprechen von den Rententiteln und einem Dokumente, welches ihn als den Eigenthümer eines prächtigen Gutes bei Montes feststellt. Schult war nicht verheirathet; seine Pommerschen Erben sind schon von ihrem Glückszuge in Kenntniß gesetzt.

(Geistconsumo in Rußland.) Wie der „Publicist" meldet, hat die russische Regierung in diesen Tagen wieder für 24,000 Thaler Branntweinmesser in Berlin bestellt. Wie viel Grade Cultur, auf den Branntweinmesser reducirt, zeigt dieser Importhandel für das Land aller Reußen an?

Ein Beweis, wie erfinderisch die Berliner Geschäftsleute in ihren öffentlichen Bekanntmachungen sind, gibt folgendes in der „Gerichts-Ztg." Nr. 37 mit der nöthigen typographischen Ausschmückung erschienene Inserat: Dienstmann thnnen Sie mir vielleicht sagen, wo das billige Weißwaaren- und Posamentier-Geschäft von Eduard Elias ist? — Jawohl, meine Dame, gleich um die Ecke neben der polnischen Apotheke, Mittelstraße 63. Dort kaufen Sie namentlich Patent-Nester-Sammet zu 9 Sgr. die Elle ꝛc.

(Schutz gegen Gemüseraupen.) Da gewisse Wahrheiten nicht oft genug wiederholt werden können, so macht die „Illustr. Landw. Dorfztg." darauf aufmerksam, daß durch das Anpflanzen von Hanfstengeln in 1—1½ Fuß Abstand von einander rings um das Gemüsefeld oder auch durch das Pflanzen desselben zwischen das Gemüse die Raupen des Kohlweißlings von demselben abgehalten werden können, da diesem Schmetterling der Geruch der Hanfpflanzen derart zuwider ist, daß auf 6 und mehr Schritte Entfernung von demselben sich keiner niederläßt, sonach auch nicht seine Eier niederlegt, aus denen sich die Raupen entwickeln; gleicher Abscheu vor diesem Geruche ist bei den Raupen selbst bemerkbar, weshalb auch nicht zu fürchten ist, daß sie aus der Nachbarschaft auf so geschützte Gemüsefelder überlaufen.

Die eigentliche Uhren-Fabrikstadt Frankreichs ist Besançon. Im Jahre 1857 wurden daselbst 67,876 Stück, im Jahre 1861 aber 256,467 Stück Uhren fabricirt. Auch Bordeaux, Marseille, Lyon und Paris liefern diesen Artikel, aber im vorigen Jahr zusammen nur 11,000 Stück. Die Einfuhr von schweizer Uhren hat sich merklich vermindert; 1855 betrug sie noch 19,412, im vorigen Jahre aber nur 10,015 Stück.

Aus einem an der Drau gelegenen Dorfe berichten die „P. Lavôd," daß Nachts an das Fenster des Müllers geklopft und Einlaß begehrt wurde. Der Müller schöpfte Verdacht und lief es vor, nur durch das Fenster zu parlamentiren. Die Außenstehenden forderten 1000 fl., sonst würden sie mit Gewalt eindringen und den Belagerten

Digitized by Google

rmorden. Letzterer reichte hierauf den Räubern eine Note von 100 fl. hinaus, die er in der Dunkelheit für eine Tausendernote ausgab. Die Räuber entfernten sich, ließen aber in der Freude über den glücklichen Erfolg eine Flinte vor dem Fenster der Mühle stehen, welche man am folgenden Morgen als das Gewehr des Dorfrichters selbst erkannte, der denn auch verhaftet wurde.

In Wien sagt man jetzt von der neuen preußischen Aera: „Mit Hohen-Zollern hat sie angefangen, und mit hohen Steuern hört sie auf." —

Aus Paris vom 28. März wird geschrieben: Auf dem gestrigen Maskenballe bei Hrn. v. Persigny, welchem auch der Kaiser beiwohnte, ereignete sich ein Vorfall, der tragisch hätte enden können, jedoch nur komisch verlief. Gegen 1 Uhr Morgens fing einer der Lustres im Salon an, sich vom Plafond loszulösen, glücklicherweise so langsam, daß, als er zur Erde fiel, Herren und Damen Zeit gehabt hatten, aus dem Wege zu gehen. Nun stürzte alles herbei, um zur Verhütung eines Feuers die Kerzen zu löschen, und mit nicht geringem Staunen bemerkte man unter den Händen, welche zu diesem Behuf eiligst von Handschuhen entblößt wurden, etliche Dutzend nichts weniger als aristokratische Fäuste. Hier und da tauchte auch ein „sonderbares" Gesicht auf, und rasch zur Seite geworfene Dominos enthüllten Toiletten, die weder von Human noch von Dusautoy herrührten, — es waren Mouchards!"

(Ein Witwer nach sechs Frauen.) Man schreibt aus Konstantinopel: Letzter Tage wurde hier eine seltsame Hochzeit gefeiert. Der Bräutigam war Wittwer nach sechs Frauen, die Braut Wittwe nach fünf Männern. Der Mann bringt der Frau 19, die Frau ihm 12 Kinder. Beide, Mann und Frau, sind zusammen 58 Jahre alt und stehen nun an der Spitz von 31 Kindern.

In Plombières, dem bekannten Badeorte, hat man eine neue mineralische Quelle entdeckt, welche die übrigen an Reichthum und Wärme noch übertreffen soll. Ihre Temperatur ist, nach dem Echo de l'Est, zwischen 44 und 45°, und ihre Stärke wird auf 50 Liter per Minute geschätzt.

Bei der neulichen Ueberschwemmung im untern Theile der Bacska hatte sich das Raubwild vor den plötzlich eindringenden Fluthen auf einen höher gelegenen Punkt geflüchtet, wo es sich bald rings vom Wasser eingeschlossen fand. Auf die Kunde davon zogen die Waldhüter und Jäger auf eine Razzia aus und erlegten binnen zwei Tagen 18 Wölfe, 10 Füchse und 2 Wildkatzen. Unter den Wölfen befanden sich einige Prachtexemplare, von denen eines von der Schnauze bis zum Schwanzende 4' 7" maß.

Das Ofener ungarische Volkstheater ist auf die eigenthümliche Idee gekommen, einen Preis von 60 Ducaten für ein Volksstück auszuschreiben, in dem die Nützlichkeit der Lebens- und Brandschadenassecuranzen dem Volk anschaulich gemacht werden soll.

Nachruf

an den am 10. April dieses Jahres nach ganz kurzem Krankenlager selig im Herrn entschlafenen

Karl Kamm,

Schüler der I. lateinischen Klasse zu Hammelburg.

1.

Ein Trauerzug zur Stätt der Todten
Bringt den theuren Bruder hier
Der schwarzen Männer Fackeln lodern
Wir doch folgen trauernd Dir.

2.

In Deines Lebens schönsten Jahren
Gingst Du leider von uns fort
Hast noch nicht die Welt erfahren
Und Verführung böses Wort.

3.

Und frisch und frei und froh durchs Leben
Wandelst Du auf Deiner Bahn —
Ein Schlag von oben kann Dir's nehmen;
Trauet nicht dem Erdenwahn.

4.

Ein Schlag von oben hat's genommen —
Welt, wie bist so eitel Du!
Des Lebens Stunden sind zerronnen,
Und er geht dem Leichhof zu.

5.

Ihr Manen unseres Freundes sehet
Nun in Lieb auf uns herab
Des Himmels Frieden Euch umwehet!
Doch er sinkt in's düst're Grab.

6.

Du, weiser Gott! hast ihn genommen
Nimm ihn in den Himmel auf!
Du nahmst ihn hin zu seinem Frommen;
Segne unsren Lebenslauf.

Würzburg, 11. April 1862.

A. M. I. Gym.-Kl.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 47. Sonntag den 20. April. 1862.

Ostern.

Weit schallt es hin vom Glockenklang
Und hebt des Christen Geist;
Aus allen Kirchen tönet Sang,
Der lobt den Herrn und preist!

Erstanden ist der Gottes Sohn
Aus dunkler Grabes Nacht;
So hallt es hin im Jubelton,
Erkennend Gottes Macht!

Und auch die Erde ist erwacht;
Es keimet, sproßt und grünt;
Bald glänzet sie in bunter Pracht,
Ihr Leben neu beginnt!

Welch' Christenherz ist nun da kalt?
Wem bleibt das Inn're still?
Wo's überall heut wiederhallt
Vom seel'gen Hochgefühl!

Es gibt ja jedem Erdenkind
Solch' Auferstehen kund,
Daß Alle die entschlafen sind
Weckt wieder Gottes Mund!

D'rum hofft ein einst'ges Aufersteh'n
Und daß im andern Reich,
Wo Alles wird sich wiedersch'n,
Auch Alles Gott macht gleich!

Plötz.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung.)

Der heimlichen Verlobung folgte etwa nach einem Jahre eine heimliche Vermählung — und als abermals ein Jahr vorübergegangen war, fühlte Elisabeth ein Ereigniß herannahen, welches die Gattin mit hoher Freude zu erfüllen pflegte, für sie aber eine Quelle unendlicher Angst und Sorgen sein mußte. Sie erhielt mit Mühe von der Tante Erlaubniß, die geliebte Schwester besuchen zu dürfen; in das verschwiegene treue Herz dieser Freundin legte sie ihren Kummer nieder und heischte Trost und Hilfe.

Der Gatte der Schwester war Offizier und mit seinem Regiment in ferne Länder gezogen, wo damals ein heftiger Krieg entbrannt war. Die beiden Schwestern wagten es nicht, jemanden zum Mitwisser des Geheimnisses zu machen, sie entwarfen verschiedene Pläne und beschlossen endlich, Elisabeth solle bei der Schwester niederkommen, wo Alles mit der größten Vorsicht und Heimlichkeit veranstaltet werden solle, wozu der damalige Aufenthalt Augustens in einem abgelegenen Waldschloß besonders förderlich erschien. Es geschah Alles, wie es verabredet war.

Ist es möglich! rief hier der Freiherr, die Personen sind mir allerdings bekannt — erzählen Sie mir aber auch kein Märchen?

Theils habe ich die beweisenden Urkunden bereits bei mir, erwiderte der Justizrath, die übrigen kann ich wegen Kürze der Zeit erst später beibringen. Hier ist z. B. der Trauschein des Freiherrn Bernhard v. Olenstorff und dessen Gattin Elisabeth v. Arnsheim. Herr v. Olenstorff hatte den Geistlichen, welcher seine Ehe eingesegnet, auf Schloß Eulenkurg gebracht, und durch denselben seine Tochter taufen lassen. Hier ist der beglaubigte Taufschein. Dieses Kind wurde unter dem Namen Elise v. Kausberg enterbt und unter dem Namen Arnsheim auf dem Gut Walterbach erzogen; es wurde die Gattin Ihres Sohnes Theobald und ist die Mutter des Fräulein Mathilde v. Rothenfels. Durch diese wahrheitsgetreue Darstellung des Sachverhältnisses fällt allerdings die Vermuthung eines Vergehens weg, welches die

Digitized by Google

Geburt dieses Kindes seither verdunkelte, es beraubt jedoch dasselbe zugleich seines Vermögens, denn — Sie werden das nicht bestreiten wollen — Ihre Mündel besitzt das ihrer Mutter als angeblichen Tochter des Grafen Franz Ferdinand v. Kausberg von den Agnaten zugesprochene Vermögen auch in dieser Beziehung mit Unrecht, und ist somit zur Herausgabe verpflichtet.

Noch bin ich allzu sehr von diesen Nachrichten ergriffen, antwortete jetzt der Freiherr, als daß ich so schnell zu einem Entschluß kommen könnte. Ich muß allerdings im Namen und Interesse meiner Mündel die klarsten und bestimmtesten Beweise verlangen, ehe ich mich entschließen kann, auch nur den geringsten Theil des Vermögens herauszugeben.

Ich konnte mir das denken, sagte der Justizrath. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß Sie dieses Alles nicht auf Treue und Glauben annehmen sollen; die Beweise, welche Sie irgendwie verlangen können, sollen Ihnen bei Gericht vorgelegt werden, und das wird um so weniger Anstand haben, als wir diese Beweise in größter Vollständigkeit erbringen können Sie dürfen mir dagegen auch nicht verargen, wenn ich, dem Interesse meines Herrn Mandanten entsprechend, alsbald gerichtlichen Beschlag des Vermögens Ihrer Mündel beantrage.

Es dürfte Ihnen doch schwer fallen, mit einem solchen Antrag durchzudringen, entgegnete der Freiherr, da Sie unmöglich diejenigen Vermögensstücke herausfinden und zu bezeichnen im Stande sind, welche von dem Vermögen des Grafen Kausberg noch vorhanden sind.

Sie scherzen wohl, erwiderte der Justizrath. Eines Theils ist ja das Inventarium noch da, und dann beanspruche ich jedenfalls das ganze verhandene Vermögen, welches in keinem Fall hinreichen dürfte, jenes ursprüngliche Vermögensdrittheil sammt den aufgelaufenen Zinsen zu decken, denn es unterliegt doch keinem Zweifel, daß die Zinsen dieses so widerrechtlich entzogenen Besitzthums ersetzt werden müssen.

Thun Sie Ihre Schuldigkeit, Herr Justizrath, sagte der Freiherr. Meine Pflicht erheischt, kein Mittel unversucht zu lassen, solche exorbitante Ansprüche zu bekämpfen. Jedenfalls werden Sie kein leichtes Spiel haben, wohl aber einen langjährigen, kostspieligen Prozeß, dessen Ausgang, wenn Sie ihn erleben sollten, wenigstens zweifelhaft sein dürfte, ihrem Mandanten erringen.

Wenn es nicht gelingen sollte, einen außergerichtlichen Vergleich abzuschließen, entgegnete der Justizrath, wozu ich mich ja bereits geneigt erkärte.

Und welche Bedingungen würden Sie vorschlagen? fragte der Freiherr.

Hiezu bedient sich der Herr Graf eines besonderen Abgesandten, antwortete der Justizrath, welcher, wie ich hoffe, in diesem Augenblick wenigstens über die Hauptpunkte mit dem Fräulein sich vereinigt haben wird.

Wie soll ich das verstehen? Sie sprechen in Räthseln! sagte der Freiherr, jenen mit Erstaunen und fragenden Blicken ansehend.

In dem untern Pavillon des Schloßgartens werden Sie die Auflösung erhalten; ich ersuche Sie, mich dahin zu begleiten! war die ebenfalls räthselhafte Antwort, und kopfschüttelnd folgte der Freiherr dem voranschreitenden Gaste.

11.

Frau v. Seeburg hatte den Brief Mathildens erhalten und war augenblicklich nach der Waldhütte der alten Martha geeilt, welche ihr das unbegreifliche Verschwinden der Fremden und die weitere Nachricht mittheilte, die Leute des benacharten Dorfes hätten ihr erzählt, es sei am Morgen des Verschwindens ein Wagen nach der Hütte zu gefahren, in welcher ein alter Herr gesessen habe. Sie befragte die Alte mit der größten Umständlichkeit nach allen Einzelheiten des Vorfalles, welcher das Mädchen ihr zugeführt habe, so wie des Aufenthaltes bei ihr, aber noch mehr schien sie die Jugendgeschichte derselben, insbesondere während sie sich in dem Waldschlosse Eulenbuch in Diensten der Gräfin Auguste v. Kausberg befand, zu interessiren. Dunkle Erinnerungen aus ihrer früheren Jugend — alte Familiengeschichten tauchten in ihrem Gedächtniß wieder auf, — die Namen, welche die alte Martha ihr sagte, waren ihr nur allzubekannt. Ihre Mutter, die Gräfin Elisabeth v. Armsheim, war zweimal verheirathet; ihre erste Ehe war sehr unglücklich und von kurzer Dauer, ihr Gatte Bernhard v. Dienstorff in einem Duell erschossen worden; eine Tochter, die einzige Frucht dieser Ehe, war als kleines Kind gestorben, während die schreckliche Katastrophe die Mutter auf das Krankenlager geworfen hatte, auf welchem sie Monate lang an Rande des Grabes schwebte. Mehrere Jahre später war sie die zweite Ehe eingegangen; sie mußte die Geburt einer Tochter mit dem Leben bezahlen, und diese Tochter war sie, die Frau v. Seeburg. Je mehr sie über alles nachdachte, je weiter sie nachforschte, desto mehr schwand das Dunkel des Geheimnisses, das über diesen Begebenheiten einer früheren Zeit schwebte, und immer heller traten gegenseitige Beziehungen der Familien Kausberg, Rothenfels, Werdenberg, Dienstorff und Seeburg hervor. Das Archiv der Familien Kausberg und Armsheim mußte den noch fehlenden Aufschluß geben.

Frau v. Seeburg zweifelte nicht, Mathilde werde von ihrem Oheim abgeholt worden sein, und sich wieder bei diesem aufhalten; sie reiste zurück und forderte den Grafen Maximilian zu einem schleunigen Besuche auf. Sie theilte diesem alles mit, was ihr aus früheren Zeiten bekannt war, und was sie in den letzten Tagen erfahren hatte, und während er in den Familienarchiven eifrig nachforschte, suchte sie einen noch am Leben befindlichen Freund Dienstorff's auf, um von diesem die Bestätigung ihrer Vermuthung zu hören.

Als nun sie und Graf Maximilian die Ergebnisse ihrer Bemühungen sich gegenseitig austauschten, war ihnen das ganze Verhältniß in überraschender Weise klar geworden.

Digitized by Google

Insbesondere zweifelten sie nicht, daß Freiherr v. Rothenfels nur um deßwillen in so zudringlicher Weise seine Mündel zu einer Verbindung mit seinem Sohne dränge, weil dieselbe eine reiche, ja sogar sehr reiche Erbin war. Verschwand die Aussicht auf dieses glänzende Heirathsgut, so war der außerordentliche Reiz dieser Parthie verschwunden und damit zu erwarten, daß der Freiherr von freien Stücken darauf verzichten werde. Dann standen dem Glück Maximilians wohl keine Hindernisse mehr im Wege. Es war jedoch auch möglich, daß der Freiherr als langjähriger Verwalter des Vermögens seiner Mündel Schen vor einer Rechnungsablage hatte, und aus diesem Grunde eine Verbindung Mathildens mit seinem Sohne so lebhaft wünschte; das machte aber dem Grafen keine Sorgen, er war mit seiner Geliebten zufrieden, und, da er selbst sehr reich war, entschlossen, im äußersten Falle auf deren ganzes Vermögen zu verzichten. Er beauftragte sofort seinen Sachwalter, den Justizrath Burgdorf, das Vermögen Mathildens zu reklamiren, indem man vermuthete, daß keine Zeit zu verlieren sei. Zugleich wollte Frau v. Seeburg ihre Nichte besuchen und sie von diesem jetzt erst entdeckten Verhältniß unterrichten, und Maximilian begleitete sie, indem er hoffte, seine Anwesenheit werde wohl nöthig, der Entwicklung wenigstens nicht hinderlich sein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spanen.

1720.

(Fortsetzung.)

Er drückte Cäcilliens Hände in seinen geknebelten Händen, und antwortete mit dem Tone tiefster Bewegung:

„Gebieten Sie über mein Schicksal, über Alles, was ich bin; denn von jetzt an bin ich wahrhaft ihr Sklave."

„So schwören Sie mir also, diese gräusame Scene ruhig auszuhalten; la Rebeliere wird zugegen sein; reizen Sie ihn weder durch Vorwürfe, noch Drohungen . . ."

„Aber durch was habe ich mir den wilden Haß dieses Mannes zugezogen und weßhalb diese Verfolgungen, diese Unbilligkeiten, deren Opfer ich bin? Wer reizt ihn so gegen mich?"

„Die Furcht, die selbstsüchtige grausame Furcht. La Rebeliere will in der Colonie nur Herren und Sclaven dulden; er sah in Ihnen einen gefährlichen Menschen, einen Spanen. Mein Gott, wie kommt es aber auch, daß Sie sich durch gar keinen Freiheitstitel rechtfertigen konnten?"

„Aber ich bin ja frei, gesetzlich frei durch das schöne Privilegium, welches allen Denjenigen Freiheit giebt, die Frankreichs Boden betreten haben, wo keiner Sklave ist. Ich habe laut gegen die Ungesetzlichkeit meiner Festnehmung protestirt. Aber an wen kann ich wegen dieses entsetzlichen Mißbrauchs der Gewalt appelliren? An den Colonialrath? An den Gouverneur? Sie werden mich nicht gegen Herrn von La Rebeliere in Schutz nehmen."

„Nein," sagte Cäcilie energisch, „nein, Sie würden unterliegen; ich werde Sie vertheidigen und retten . . . und jetzt, gute Nacht, Donatian, gute Nacht!"

Sie schwieg plötzlich und sah erschrocken hinter sich; es war ihr, als habe sie ein leises Geräusch gehört. Sie sah nichts als die schwärzliche Mauer, auf welche die Laterne einen schwachen Schein warf. Und doch war es, als wenn eine frischere Luft durch das Luftloch eindränge, welches in der Mauer angebracht und durch vier Eisenstäbe verwahrt war. Diese enge Oeffnung verhinderte die Gefangenen, zu ersticken, und ging in eine Cloake, wohin nie ein Strahl des Tages drang.

„Es ist nichts," sagte sie ermuthigt, „es war der Wind. Es wird ein Gewitter geben. Ich muß augenblicklich in das Haus zurück. Wenn Sie wüßten, was ich gewagt habe, um bis zu Ihnen zu gelangen? . . . Ich lasse Sie ruhig und getröstet zurück, nicht wahr, Donatian?"

Er sah sie an; ein unaussprechlicher Ausdruck belebte sein edles Gesicht; ein Lächeln, ein Blitz der Freude umspielte seinen bebenden Mund, und er küßte die Hände, welche sie über ihn ausgestreckt hatte. Einen Augenblick später war seine Vision verschwunden.

Cäcilie eilte schnell in das Haus. Das Gewitter war am Ausbruch; Blitze zeigten ihr den Weg. Jetzt, da sie ihr kühnes Unternehmen vollbracht hatte, zitterte sie und betrat La Rebelieres Schlafzimmer mit mehr Angst, als sie es vor dreiviertel Stunden betreten hatte. Das Nachtlicht warf noch immer seinen flatternden Schein auf das Bett, welches von durchsichtigem Flor umgeben war, von Tausenden von Moustiquiers umschwärmt, und dessen herabhängende Falten zwei schlafende Köpfe sehen ließen.

Cäcilie legte die Schlüssel auf den Tisch, neben die Nachtlampe. In demselben Augenblick war das Haus durch einen Donnerschlag erschüttert. La Rebeliere wachte erschrocken auf, und einen Schatten erblickend, welcher an der Wand dahin glitt, rief er entsetzt: Wer ist da?

Ich bin es, antwortete Cäcilie hervortretend. Es donnert; ich fürchte mich und bin gekommen, mir von Eleoneren die Reliquie des heiligen Fulgentius zu erbitten.

Die hat den Dorner nicht abgehalten, zweimal hier einzuschlagen, murmelte La Rebeliere, der nicht den geringsten Verdacht schöpfte.

Frau von La Rebeliere war zitternd aufgestanden; sie nahm einen kleinen vergoldeten Rahmen von der Wand und reichte ihn Cäcilien, indem sie ausrief:

Welch ein Wetter! Heilige Mutter Gottes! Ist es das Ende der Welt? Man muß beten.

Das junge Mädchen entfernte sich. La Rebeliere hatte den Florvorhang zurückgezogen und das volle Licht der Nachtlampe fiel auf sein fleischloses finsteres Gesicht, das noch unangenehmer unter dem rothen Madrastuche hervortrat, welches er statt der Nachtmütze um den Kopf gewickelt trug.

Digitized by Google

Beruhige Dich, liebe Eleonore, sagte er, indem er sich rings in dem Zimmer umsah; alles ist wohl verschlossen, und der Donner wird nicht hier herein fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Herza (Moldau) meldet die Bukowina den interessanten Fall einer Rettung von fünf Menschenleben durch einen Hund. Es fuhr anfangs März ein Landmann mit seiner Familie zu Schlitten von Herza nach Dorohoi und nahm den näheren Weg durch die Wälder, wo der Schnee noch in großen Massen lag. In der wilden, an Schluchten und Abgründen so reichen Gegend von Jlischau stürzte das Gespann in eine tiefe und enge Schlucht, rings von schroffem Fels umgeben, so daß die unglücklichen Reisenden, welche sich bei dem Sturze auf die weiche Schneemasse nur wenig beschädigt hatten, keine Aussicht auf Rettung aus ihrer bedrängten Lage fanden. Die Leute hatten jedoch einen Hund mitgenommen, der neben dem Schlitten herlief. Als nun dieser das Unglück seines Herrn sah, stand er eine Zeit lang winselnd am Rande des Abgrundes, begann hierauf ein lautes Geheul, und lief den Fahrweg gegen Michaleni hin. An der Stelle, wo sich die Waldwege kreuzen, in der Nähe eines einsamen Wirthshauses bellte er die Vorübergehenden an, zerrte sie an den Kleidern und betrug sich, hin und her laufend, derart auffallend, daß man ihn für wüthend hielt und ihn erschießen wollte. Ein alter Bauer jedoch, den er gleichfalls am Rock faßte und weiter zerren wollte, machte die Leute aufmerksam, daß dieser Hund etwas beabsichtige, und daß man ihm nachgehen solle. Man befolgte den Rath des Alten, und kam, indem man dem Hunde nachging, zu der Schlucht, wo die Verunglückten endlich — nach mehr als 13stündigem Leiden, und in einem äußerst traurigen Zustande mit Stricken und Leitern heraufgeholt wurden. Der Hund war ihr Lebensretter geworden.

In der Strafanstalt zu Sonnenburg ist von zwei Sträflingen, einem Tischler und einem Schäfer, das Gestell zu einem Lehnstuhl von Nußbaumholz in Rococco angefertigt worden, und zwar in so überraschend schöner, künstlerischer Weise, daß es zu der großen Industrie-Ausstellung nach London geschickt werden soll. Die Schnitzarbeit ist von dem Schäfer angefertigt, der erst seit seiner zweijährigen Detention in der Anstalt sich mit solcher Arbeit beschäftigt. — Auf der Spitze der Lehne befindet sich über einem Helm die königliche Krone und durch das Obertheil der Lehne zieht sich bandartig die Legende links: „Dieu et moundroit," darüber das englische Wappen, rechts: „Suum cuique," darüber der preußische Adler. Die Armlehnen werden von zwei Adlern gestützt und der Sitz ruht auf zwei Löwen. Die ganze Arbeit ist in etwa vier Monaten von den beiden Sträflingen ausgeführt. Kürzlich nahm der Kronprinz das Kunstwerk, welches sich gegenwärtig im Hotel des Ministeriums des Jnnern befindet, in Augenschein, wobei der Direktor der Strafanstalt, Borrmann, die erforderliche Auskunft gab.

Dieser Tage wurden in London in Gegenwart vieler Offiziere mehrere Versuche mit den von Capitän Bolton erfundenen Nachtsignalen für Truppen und Schiffe angestellt, die überaus befriedigend ausgefallen sind. Der leicht tragbare Apparat besteht aus einer Laterne sammt einer Vorrichtung zur raschen Erzeugung von Knallgas, welches hier als Lichtstoff verwendet wird. Vermittelst dieser Laternen können Truppentheile auf 3 bis 8 deutsche Meilen in dunkeln Nächten einander rasch Signale zusenden. Andere größere Apparate, nach demselben Prinzipe konstruirt, dienen dazu, einen Gegenstand, z. B. ein Angriffsprojekt auf ein paar hundert Fuß Distanz so zu beleuchten, daß es wie in einer hellen Mondscheinnacht sichtbar wird.

(Chocolade und Kaffee.) Freunden der Chocolade bringen wir in Erinnerung, daß im laufenden Jahre 1662 dieses Getränke das zweite Jahrhundert seiner ersten Einführung in Deutschland vollendet. Bei Gelegenheit der Vermählung des Königs Ludwig XIV. von Frankreich mit der Jnfantin Maria Theresia von Spanien 1660 wurde die erste Chocolade aus Madrit nach Paris gebracht, und 1661 ertheilte das französische Parlament dem David Chaillau in Paris die Erlaubniß, eine gewisse Composition, welche man Chocolade nennt, im ganzen Königreiche zu verfertigen und zu verkaufen; 1662 wurde in Frankfurt a. M. die erste Chocolade verfertigt Die Chocolade ist mithin das erste unter den drei Getränken (Kaffee und Thee kamen später in Gebrauch), welche heut zu Tage ein unentbehrlicher Genuß geworden sind, statt deren unsere Voreltern aber sich mit verschiedenen süßen und gewürzten Getränken, Klaret und Meth begnügen mußten. Kaffee wurde zum erstenmale servirt in Frankreich 1669 bei einer Audienz, welche der türkische Gesandte Soliman Aga in Sirene dem französischen Minister Chevalier de Lionne gab; 1689 etablirte Franz Procop das erste Kaffeehaus zu Paris, welches bis auf die neueste Zeit fortbestand; 1694 wurde der Kaffee in Leipzig eingeführt und 1697 wurde dem getauften Türken J. E. N. Strauß zu Würzburg gestattet, seine Profession als Kaffeesieder mittelst Aushängung eines Schildes auszuüben.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 44.

Nur mit Wagen kommt ein beherzter Mann durch Hindernisse.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Rebus.
W

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 48. Dienstag den 22. April. 1862.

Die beste Liebesgabe.

Möcht' ein Geschenk nun machen
Dem theuern Liebchen mein;
Soll ihr als Angedenken
Werth für das Leben sein!

Will ihr die Blumen senden,
Die erst ich flocht zum Kranz; —
Doch nur von kurzer Dauer,
Ist ihres Daseins Glanz!

Gebrochen welkt die Blume,
Nicht lange währt ihr Duft;
Gar bald ist sie verdorret,
Zerstäubet in die Luft!

Da sie so schnell vergehen
Hab' nun ich nachgedacht,
Was mit dem Kranz ich sende,
Das hält und Freude macht!

Ich hab's, ich steck ein Briefchen
In Blüthenkranz hinein,
Und schreib' darinnen nieder:
„Will immer treu dir sein!"

Dieß Wort blüht mir im Herzen,
Dieß Wort verwelkt ihr nicht,
Da ich die Treue halte
Bis mir das Auge bricht!

Plötz.

Mathilde.

Novelle von Heinrich Hensler.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als der Wagen, welcher die Gesellschaft nach dem Schlosse des Herrn v. Rothenfels brachte, an dem Parke vorbeifuhr, erkannte Maximilians scharfes, lebhaft umherspähendes Auge Mathilden, welche, einen Spaziergang beendend, gerade in den Pavillon trat, in welchem sie täglich einige Stunden zuzubringen pflegte. Er machte Frau v. Seeburg darauf aufmerksam, welche, dieses erwünschte Begegnen benutzend, mit ihrem jungen Begleiter ausstieg, um jene aufzusuchen, und dem Justizrath sagte, sie würden ihn da erwarten.

Mathilde war erst einige Minuten in den Pavillon getreten, wo sie stets ungestört ihren Träumereien nachhängen konnte; da hörte sie Schritte vor der Thüre, diese wurde geöffnet — ach! die theure mütterliche Freundin trat ein! Sie erhob sich von dem Sessel, um ihr freudig entgegen zu gehen — da trat auch Maximilian herzu. Sie konnte nicht von der Stelle, sie mußte sich wieder setzen. Was sollte, was konnte das bedeuten? Maximilian, den sie so fern glauben mußte, den sie nie wieder zu sehen hoffen konnte, war ihr so nahe! Ihr blieb aber nicht lange Zeit, über dieses Ereigniß nachzudenken. Die beiden Eintretenden eilten auf sie zu, um sie freundlich zu begrüßen; Frau v. Seeburg schloß die tief erröthende Jungfrau in ihre Arme und küßte die Thränen auf, welche über deren Wangen rollten. Du armes Kind! sagte sie, wie verändert ist dein Aussehen seit unserm ersten Begegnen und Beisammensein in Ischl! Du hast wohl vielen Kummer und Sorgen seitdem gehabt? Ich habe gewiß, wenn auch ohne zu wollen, einige Schuld deßhalb, weil ich deinen lieben Brief nicht beantwortete. Es wird aber bald anders werden mit dir, dafür war ich seitdem unablässig bemüht, und so hoffe ich, wirst du mein Stillschweigen verzeihen. Nicht wahr, Liebe?

Was soll ich Ihnen denn verzeihen? antwortete Mathilde. Ich habe ja Ihre Antwort erhalten, wenn auch erst auf meinen zweiten Brief. Sie wußten ja nicht, wohin ich gekommen war.

Digitized by Google

Wie? Was sagst du von einer Antwort? fragte Frau v. Seeburg. Ich habe keinen zweiten Brief von dir erhalten, habe auch nicht an dich geschrieben!

Mathilde sah erstaunt Frau v. Seeburg an, zog den uns bekannten und seitdem oft gelesenen Brief, den sie immerdar bei sich trug, aus der Tasche und reichte ihn jener hin; — diese war nicht wenig erstaunt, als sie ihre Unterschrift unter dem Briefe sah, und sagte, ohne ihn zu lesen:

Ich verstehe, dein zweiter Brief an mich wurde unterschlagen, und dieser Brief hier in meinem Namen als Antwort geschrieben und dir zugestellt. Wir wollen diesen Kunstgriff später erörtern, einstweilen aber dieses Aktenstück zu hoffentlich sehr dienlichem Gebrauch aufheben. Ich habe Wichtigeres mit dir zu besprechen. Vor allem habe ich dir mitzutheilen, daß die Erzählungen der alten Martha und den Weg zeigten, verschiedene Familienverhältnisse aufzuhellen und zu erörtern, welche das Glück deines Lebens ernstlich bedrohten. Der Augenblick drängt jedoch, und ich muß die ausführliche Auseinandersetzung einer späteren Stunde vorbehalten. Deine Mutter ist nicht die Tochter der Gräfin Auguste v. Kausberg, sondern des Freiherrn Bernhard v. Dienstorff und dessen Gattin Elisabeth v. Armsheim. Sie verdankt ihr Dasein einem durchaus rechtmäßigen Verhältniß und ist meine Schwester, die ich leider im Leben nicht kannte. Du bist also meine liebe Nichte, und darum das vertrauliche und herzliche „Du", dessen ich mich heute bediene.

Ist es möglich, rief Mathilde, Frau v. Seeburg wiederholt umarmend und unzähligemal küssend. Jetzt erst erkläre ich mir Ihre große Aehnlichkeit mit dem Bilde meiner Mutter, und das Gefühl, das, wie ich Ihnen auch geschrieben habe, mich immer so sehr zu Ihnen hinzog und mich zu einem rückhaltlosen Vertrauen aufforderte.

Es war die unbewußte Ahnung so naher Verwandtschaft, erwiderte Frau v. Seeburg, welche uns so schnell und so auffallend zu einander hinzog, denn auch ich liebte dich schon in den ersten Tagen unseres Bekanntwerdens wie eine Tochter. Ich werde, wie du mich gebeten hast, fortan Mutterstelle bei dir vertreten, und bin bereits gegen deinen Vormund und angeblichen Oheim für dich in die Schranken getreten. Dein Vermögen gehört von Rechtswegen dem Grafen Maximilian v. Werdenberg, ich habe ihn mitgebracht, damit ihr euch darüber verständigen könnt; ich sehe dabei keine Schwierigkeiten. Du hast einen Oheim verloren, dagegen aber eine Tante erhalten; ich zweifle nicht, daß du für den Verlust deines Vermögens einen entsprechenden Ersatz finden wirst. Ich sehe da den Justizrath mit deinem Vormunde die Allee herabkommen, ich will ihnen entgegen gehen, und hoffe in kurzer Zeit Alles mit ihm arrangirt zu haben; machet nur, daß auch Ihr einig seid, bis ich zurückkomme.

Damit verließ sie den Pavillon.

Maximilian war während dieser Unterredung in einiger Entfernung an einem Fenster stehen geblieben, jetzt eilte er auf Mathilden zu, welche in reizender Verwirrung nicht wußte, ob sie sitzen bleiben oder dem Geliebten entgegengehen sollte. Die Abtretung des Vermögens bildete nicht das Thema ihrer Unterhaltung, sie hatten ungemein viel Anderes mit einander zu besprechen, und waren damit noch lange nicht zu Ende, als nach Verlauf einer Stunde Frau v. Seeburg wieder eintrat.

Kinder! rief sie, der Sieg ist unser, und Alles hat sich noch besser gestaltet, als wir zu vermuthen berechtiget waren. Der Plan, dich zur projektirten Heirath zu zwingen, war von dem Freiherrn schlau genug angelegt. Dabei hielt er sich jedoch noch immer den Rückzug offen, und war bemüht, deinen Ruf nicht in der Art preiszugeben, wie es wohl den Anschein hatte und wie er dir vorhielt, um dich mürbe zu machen. Jene Feierlichkeit, welche vorgeblich zu deiner Vermählung mit Ernst veranstaltet wurde, war ein ganz gewöhnliches Fest und Niemand hatte erfahren, daß deine Vermählung stattfinden solle. Wärest du nachgiebig gewesen, so hätte man sich damals mit deiner Verlobung begnügt, weil eine Hochzeit doch nicht so ohne weiteres aus der Luft gegriffen werden kann. Deine kühne Flucht konnte allerdings nicht verschwiegen bleiben. Als der Rittmeister von deiner Verfolgung zurückkam, erzählte der Freiherr der Gesellschaft, das Pferd wäre mit dir durchgegangen, du seiest gestürzt und hättest eine Wunde in dem Gesicht davongetragen, zwar ganz ungefährlich, jedoch so auffallend, daß du dich nicht zeigen könnest. Und somit kann Alles noch gut werden, vorausgesetzt, daß Ihr Euch wegen dem Vermögen in Güte einigt. So sagt mir denn, was Ihr darüber beschlossen habt? Ihr habt Euch doch nicht allzusehr gestritten, vielleicht gar Zank gehabt?

Sie sah bei diesen Worten lächelnd bald den Grafen, bald Mathilden an, während der erstere antwortete:

Der Gegenstand ist so verwickelt, gnädige Frau daß eine Ausscheidung nach so vielen Jahren nicht mehr möglich ist, oder doch mit unendlich vielen Schwierigkeiten verbunden sein würde. Wir haben uns deßhalb entschlossen, unser beiderseitiges Vermögen zu vereinigen und die Früchte desselben gemeinschaftlich zu genießen, und so muß Mathilde mich mit in den Kauf nehmen!

So ist es recht, das habe ich erwartet, rief Frau v. Seeburg, während die Jungfrau das in lieblicher Röthe erglühende Gesicht auf ihre Schulter legte, und ihre Hand dem entzückten Grafen überließ, der sie mit feurigen Küssen bedeckte. Ich bin mit dem Freiherrn übereingekommen, daß du mich begleitest und bis zur Vermählung bei mir bleibst. Dagegen habe ich in Ihrem Namen, Herr Graf, die Zusage gegeben, daß die Rechnung des Vormundes über Verwaltung des Vermögens seiner Mündel ohne richterliche Prüfung angenommen werden soll.

Digitized by Google

Wird unbedingt von mir zugestanden, antwortete der Graf, insofern nämlich auch Mathilde mit mir einverstanden ist!

Es handelt sich ja nun Ihr Vermögen, antwortete diese, ich bin mit Allem einverstanden.

Abgemacht! rief Frau von Seeburg. Wir wollen jetzt in das Schloß gehen, wo der Freiherr uns erwartet.

Mich wundert doch, sagte Maximilian, daß er so schnell und unbedingt dieses alles verwilligte.

Die Anspielung auf den Brief, den ich geschrieben haben soll, antwortete Frau v. Seeburg, und die Ueberzeugung, daß uns sein unwahres und unehrenhaftes Spiel bekannt ist, brachten ihn schnell zur Nachgiebigkeit. Uebrigens wird von diesem Allen nicht weiter die Rede sein. Er spielt nach wie vor den Vormund Mathildens, bei welchem Sie, Herr Graf, förmlich um die Hand derselben anhalten müssen!

O wie gern! rief Maximilian. Ich bin ja alles zufrieden, ich habe nur einen Wunsch, dessen Erfüllung mich glücklich macht!

Er zog stürmisch das sanft widerstrebende Mädchen in seine Arme und sagte:

Sie wollen ja Mutterstelle bei meiner Geliebten vertreten, gnädige Frau, — und so bitte ich Sie denn, unsern Bund zu segnen.

Ja, das will ich, mit Freude, und von ganzem Herzen! sagte Frau v. Seeburg von tiefer Rührung ergriffen, und ich zweifle nicht, daß meine so früh verklärte Schwester aus jenen lichten Höhen auf uns herabsieht, und sich des Glückes ihres Kindes freut!

Die Epaven.

1720.

(Fortsetzung.)

Er ergriff ihre Hand, und nöthigte sie, sich auf den Rand des Bettes nieder zu setzen, dann legte er sich wieder auf das Kissen und schloß die Augen. Sie wagte sich nicht zu regen, und blieb unbeweglich sitzen mit nackten Füßen und nur von ihren langen Haaren bedeckt. Kein Wort hatte sie verrathen; es war ihr gelungen, ihren Ekel und ihren Haß zu verbergen; ihre Physiognomie hatte nichts ausgedrückt. In diesem Augenblick aber konnte sie eine stumme Offenbarung nicht zurück halten, und sich gegen ihren eingeschlafenen Mann wendend, blickte sie ihn an, indem sie eine Verwünschung murmelte. Ihr Gesicht verrieth alle Empfindungen ihres Herzens, Verachtung, Furcht und dumpfen Haß. Aber La Rebelliere schlief nicht; er blinzelte sie mit seinen Dachsaugen an, und eine Bewegung von Wuth und Eifersucht bewirkte, daß er die schwache Hand, welche er in der seinigen hielt, bis zum Zerbrechen drückte.

Du thust mir weh! rief die junge Frau, indem sie aufzustehen versuchte.

Verzeihung, liebes Herz! rief er, als wenn er eben erwache, ich habe einen bösen Traum gehabt. Komm, lege Dich wieder nieder.

5.

Als Cäcilie verschwunden war, blieb Donatian wie ein Mensch zurück, der eine Erscheinung aus einer andern Welt gehabt hatte; noch war es ihm, als umschwebe ihn ein süßer Duft; er hörte diese barmherzige Stimme Trostesworte flüstern; das Umfassen dieser keuschen Hände erleichterte seine zerquetschten Hände, und ein reiner Hauch zog über seine brennende Stirne.

Mein Gott! rief er mit unaussprechlichem Entzücken mein Gott! wie glücklich bin ich!

Und doch möchte Niemand an Deiner Stelle sein, sagte eine Stimme hinter ihm.

Was ist das? wer ist da? rief er bestürzt.

Es ist Palem, antwortete die Stimme. Herr, ich komme, Dich zu retten. O, ich habe mich unterwegs aufgehalten, denn Du warst vorhin nicht allein.

Wo kommst Du her? wo bist du?

Die Stäbe des Lustloches fielen einer um den andern, Palem kletterte herein.

Da bin ich, sagte er, ich habe mit Dir zu sprechen; aber zuerst müssen wir sehen. Ich hätte wenigstens gedacht, daß man Dir die Laterne gelassen hätte.

„Schweige, schweige, unterbrach ihn der Mulatte, und bei der Seele Deines Vaters, sprich nie von dem, was du hier gehört hast. Aber durch welch ein Wunder bist Du herein gekommen?"

Palem hatte nach Art der Wilden Feuer gemacht mit einem Stück trockenem Holze und einem Caratasblatte. Dann zündete er einen Zweig Lichtholz an, und kauerte sich auf die Fersen vor Donatian, indem er sagte:

Der Sklavenaufseher Michel schläft diese Nacht auf beiden Ohren, ich fürchtete nur, daß er mich die Purgerei (der Ort, wo die Zuckerformen gereinigt werden), aufmachen höre.

Aber wie bist Du bis zu mir gelangt?

Indem ich den Weg durch den Keller und dann durch die Cloake nahm. Ich wußte den Weg; ich habe einmal lange mit dem schielenden Bulcane hier gelessen, und damals feilte ich die Stäbe durch, so daß sie nicht mehr fester als ein Strohhalm hielten. Es war, um mich zu retten, und das kannst Du nun benutzen.

Dadurch hast Du Dich gerettet, als Du Marron wurdest? fiel ihm Donatian ein.

Ich, nein, wo bleibt Dein Verstand, Herr? Wenn ich mich so aus dem Gefängnisse fortgemacht hätte, so würde man Euch nicht hinein gesteckt haben, ohne vorher die Oeffnung auszubessern. Als ich sie gemacht hatte, konnte ich hindurch, ich ging sogar bis hinaus, aber Vulcans Schultern waren zu breit für das Loch; er war ein großer Christoph. Wäre ich allein entflohen, so hätte er für zwei herhalten müssen, und Michel hätte ihm eine doppelte Tracht Schläge aufgezählt. Daher blieb ich und wartete, um davon zu gehen, bis man mich wieder in die Zuckermühle gethan hatte. Versteht Du jetzt?

Digitized by Google

Aber darum handelt es ſich nicht; ich will Dir die Stricke abnehmen und dann gehen wir ganz ruhig fort.

Ich danke Dir für Deinen guten Willen, Palem; aber ich komme nicht fort von hier, es iſt unmöglich."

Warum unmöglich?

Weil wir nicht weit gehen würden, ohne eingeholt zu werden; man würde uns die Miliz und Marechauſſee nachſchicken.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Neue Art billig und angenehm zu reiſen.) Ein Slovake ſchmuggelte ſich dieſer Tage in Biſenz auf der Nordbahn in einen Schweinswagen unbemerkt ein, um auf dieſe originelle Weiſe die Fahrt nach Wien in anmuthiger Geſellſchaft, als ſogenannter blinder Paſſagier, zurückzulegen. Unterwegs mochte es unſerm Reiſenden in ſeinem Verſtecke doch etwas zu ſchwül und ſtark duftend geworden ſein, denn nervenbetäubt ſchnappte er nach friſcher Luft und öffnete zu dieſem Behufe die Wagenthür etwas mehr, als dies gerade das Erforderniß ſeiner Reiſegefährten erheiſchte. Letztere hiedurch inſtinctiv in den Wahn verſetzt, der Zug ſei am Ziel ſeiner Beſtimmung bereits angelangt, trafen Anſtalten, den Wagen zu verlaſſen, und bevor noch unſer Paſſagier Zeit gewinnen konnte, die Schubthüre in normalen Stand zu bringen, ſuchten bereits zwei Flüchtlinge das Weite. Dieſer Umſtand erregte die Aufmerkſamkeit des den Zug begleitenden Perſonals und dasſelbe beeilte ſich, um der beiden Ausreißer wieder habhaft zu werden, den Train zum Stillſtande zu bringen. Bei der zur Conſtatirung des wirklichen Abganges hierauf vorgenommenen Wagen-Reviſion fand ſich zur Ueberraſchung der Durchſuchenden der vorerwähnte ſonderbare Zuwachs vor, was zu dem Endreſultate führte, daß unſer thierfreundlicher Reiſende ſeiner freiwilligen Haft entrückt, dagegen aber dem k. k. Bezirksgerichte in Göbingen überliefert wurde.

(Ein vermauertes Gemach.) Die „Dublin Evennig Mail" bringt folgende Geſchichte, die ſich wie das Einleitungs-Kapitel zu einem erſt zu ſchreibenden Roman lieſt: Der Earl of*** vermählte ſich vor Kurzem und brachte ſeine junge Frau in ſein altes Ahnenſchloß, das er, wie alle Mitglieder der engliſchen Ariſtokratie, ſehr werth hielt. Die Dame aber, die ſich an den kontinentalen Geſchmack gewöhnt hatte, war mit der Stubenanordnung im alterthümlichen Gebäude nicht ganz einverſtanden und wünſchte ſich ein Boudoir neben ihrem Schlafgemach. Ihr Gemahl hätte ihr dieſen Wunſch von Herzen gern gewährt, leider aber war die Eintheilung der Stuben, wie es in alten Häuſern der Fall zu pflegt, eine ſo ungeſchickte, daß ſich ein Boudoir nirgends anbringen ließ. Es blieb nichts Anderes übrig, als einen Architekten aus London zu verſchreiben. Der unterſuchte die Lokalitäten und erklärte, es werde wohl ein Boudoir neu angebaut werden müſſen, obgleich er noch immer den Gedanken nicht aufgeben könne, daß auf dem betreffenden Flur irgend ein Gemach verſteckt ſein müſſe. Der Graf lächelte über dieſe ſonderbare Vermuthung, und von den älteſten Dienern des Hauſes wollte keiner je von einem geheimen Gelaß gehört haben. Trotz allen Klopfens an den Wänden ließ ſich die Exiſtenz des Geſuchten nicht ermitteln, und dennoch hielt der Architekt an ſeiner Behauptung feſt. Da erlaubte ihm der Hausherr endlich, eine Mauer anzubohren, und ſiehe da! der der Architekt hatte Recht gehabt. Man entdeckte eine geräumige Stube, die mit dem allergrößten Luxus aus der erſten Zeit des vorigen Jahrhunderts ausgeſtattet war. In ihr fanden ſich eine Menge Frauenkleider, werthvolle Schmuckſachen und andere Gegenſtände, die ſeit 150 Jahren dort verborgen gelegen hatten. Auf dem Bette aber lag ein Frauenſkelett, und unter dem Bette das Skelett eines Mannes, an dem ſich Spuren eines gewaltſamen Todes deutlich nachweiſen ließen. Ein ſchreckliches Geheimniß war damit zu Tage gebracht, von dem Niemand bisher eine Ahnung gehabt hatte. Die Stätte war von den Familienangehörigen wahrſcheinlich vor 150 Jahren vermauert worden. Was damals geſchehen iſt, weiß Niemand zu ſagen.

Ein Blümlein

auf das frühe Grab des braven hoffnungsvollen

Karl Richard Kamm,

Studierender der I. lateiniſchen Klaſſe in Hammelburg.

Der Glocken dumpfe Töne ſchallen!
Zur Leichenfeier durch die Luft
Der tranernd Freunde Viele wallen
Zu ſenken einen Theuern in die Gruft.

Ein braver Sohn iſt's, den ſie geben
Der Erd' zurück auf Gottes Ruf;
Es wartet ſein ein ſel'ges Leben
Beim Herrn, der Alles lenkt und ſchuf.

Des Prieſter fromme Troſtesworte
Sind Balſam für das wunde Herz:
Ja, Karl, Du weilſt an einem Orte,
Wo Thränen ruh'n und jeder Schmerz.

Die Wunden, ſo Dein Tod geſchlagen,
Die heilt die Hoffnung „Wiederſehn;"
Du wirſt von Engeln dort getragen,
Wo keine Sorgen mehr beſteh'n.

Als Engel weileſt Du am Thron
Des Herrn, der bald Dich zu ſich rief,
Lobpreiſend ihn im ew'gen Lohne,
Ja „ſelig", wer wie Du entſchlief.

Würzburg, 15. April 1862.

A. B.

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 49. Donnerstag den 24. April. 1862.

Die Epaven.

1720.

(Fortsetzung.)

Die sollten schon laufen müssen. So lange Du bei Palem bist, wird man Dich nicht erwischen. Sieh', ich bin Dir nachgefolgt von den heißen Quellen an; ich war hundert Schritte von dem Zug, manchmal vor ihm, und da sah ich vorüber kommen; nun, haben mich La Rebelieres Dachse gewittert? Ich habe Freunde auf der Pflanzung; sie werden uns Essen in die Zuckerrohre bringen; und morgen, wenn der Mond untergegangen ist, fliehen wir in die Gebirge.

Gott gebe, daß Du heil zurückkehrst, wie Du gekommen bist, mein armer Palem. Ich sage Dir, sie halten hier gute Wache.

Und wenn auch; ich habe zwei Messer, und werde Dir eins davon geben; sie sollen uns nicht lebendig haben. Was liegt Dir daran, zu sterben, da Du hier sitzest, wie ich gesessen habe.

Aber das wird ein Ende nehmen.

O, Du meinst, mein sanfter Gebieter, der Herr von La Rebeliere werde Dich gehen lassen! verlasse Dich ja nicht darauf.

Auf ihn verlasse ich mich nicht.

Palem schüttelte den Kopf und sagte nach einer Pause:

Du willst also nicht kommen? Ich verstehe; man hat Dir gesagt: bleibe! und Du bleibst. Ein rechter Thor, wer den Worten eines weißen Weibes glaubt.

Geh! Palem, laß mich, und Gott beschütze Dich! Der Tag kann nicht fern sein; entferne Dich schnell.

Es eilt nicht; Du willst also bleiben? Welche Verblendung! Du weißt nicht, wie die Weißen Wort halten... Aber ich komme wieder, und wenn man Dich betrogen hat, wenn Du in dem Arbeitshaus bei den Zuckerrohren bist, unter der Peitsche des Sklavenaufsehers, o, dann brauchst Du mir nichts zu sagen, ich werde wissen, was zu thun ist; das Zuckerrohr ist reif, und wenn man nur ein Endchen Lichtholz hineinwirft... so giebt es ein schönes Freudenfeuer auf der Pflanzung des Herrn v. La Rebeliere.

Nein, Palem, nein, das verbiete ich Dir. Diese Rache würde auf die armen Neger zurückfallen; sie würden Tag und Nacht arbeiten müssen, um die verlorne Ernte wieder zu gewinnen.

„O, ich weiß auch, wie alle Weißen auf einer Pflanzung in einer einzigen Nacht sterben können, nachdem sie mit einander zu Abend gegessen haben.

Bei Deinem Leben, denke nie an so abscheuliche Versuche, Palem. Wenn ich La Rebeliere allein und bewaffnet in einem Walde träfe, so weiß ich nicht, ob er wieder herauskommen würde .... Ja, ich würde ihn tödten .... Aber diese Frauen! ... verflucht sei derjenige, der sie zu kränken wagt; ich würde ihn als meinen Todfeind betrachten.

So kann ich also nichts für Dich thun! sagte Palem traurig. So gehe ich dann, weiter als die heißen Quellen, ganz tief in das Gebirg hinein. Ich weiß eine Quelle von Guiac- und Kokusbäumen umgeben, dort will ich meinen Ajoupa aufschlagen und bleiben. Leb' wohl, Herr, wir sehen uns nicht wieder.

„Er schwieg plötzlich und löschte den Zweig Lichtholz mit seinem Fuße aus, denn Donatien hätte bemerken können, daß ihm eine Thräne aus den dunkeln Augen rollte.

Gott beschütze Dich, mein wackerer Palem!" sagte noch ein Mal der Gefangene aus dem Grunde seines Herzens: Lebe wohl!

Am folgenden Morgen stand La Rebeliere sehr heiter auf, eine gewisse Freude, die widerwärtig anzusehen war, glänzte in seinen kleinen grauen Augen. Ohne-

Digitized by Google

wie es schien, die Traurigkeit seiner Frau zu bewerken, verlor er sie nicht aus den Augen, und stellte sich stets zwischen sie und Cäcilie.

Meine Schöne, sagte er während des Frühstücks, ich werde Dich nächsten Sonntag mit nach St. Pierre nehmen, das wird Dir statt eines Spaziergangs dienen. Wir werden zusammen der Versteigerung beiwohnen; Du weißt ja, ich will einige dieser Sclaven kaufen. Meiner Mündel schlage ich nicht vor, mit zu gehen; ich habe Furcht, daß sie mich überbieten würde, denn sie hat Lust zu dem Mulatten.

Dieses war mit einem gewissen Tone gutmüthiger Spötterei gesagt.

Mein Gott! sagte Cäcilie auf die natürlichste Weise von der Welt, ich bestehe nicht darauf; wenn Sie Lust haben, so kaufen Sie ihn, und möchten Sie ihn für nichts bekommen.

Er wäre in der That für 1200 Livres zu theuer bezahlt. Man wird ihn viel und lange schlagen müssen, bevor er sich an die Arbeit gewöhnt.

Frau v. La Rebeliere brach plötzlich in Thränen aus; sie konnte nicht mehr, das Herz wollte ihr brechen, aber sie sprach keine Klage aus, nicht ein Wort mitten unter dem heftigsten Schluchzen.

Was ist Dir denn, liebes Seelchen? fragte La Rebeliere. Du gleichst ja wahrlich einer Magdalena. Das sind Waffnungen; Du mußt etwas dagegen einnehmen.

Mein Gott! rief Cäcilie, sich der jungen Frau nähernd, Sie leiden, Sie sind krank! Was soll geschehen? was wünschen Sie?

Nichts, nichts, Cäcilie, erwiderte sie, indem sie ruhig zu werden suchte; ich bin wirklich krank.

Da, rief La Rebeliere, indem er auf die Terrasse sah, da ist Jemand, der Dich zerstreuen wird; es ist Pelaggia mit ihrem ganzen Kram. Du wirst ihr etwas abkaufen, liebes Herz.

Eine große, gutgekleidete Capresse erschien auf der Thürschwelle, indem sie in der einen Hand einen Kasten und in der andern einen Carton trug. Es war eine jener wandernden Krämerinnen, welche ihre Waaren von einer Pflanzung zu der andern tragen und zum Kaufe anbieten.

Meine Damen, sagte sie, ich habe schöne Madrastücher, gestreiften Taffet, Schmuck von Gold und Silber, Rosenkränze und Handschuhe von spanischem Leder.

Komm herein, rief La Rebeliere, wir wollen diese schönen Sachen sehen.

Die Capresse breitete ihre Waaren aus; schon oft war sie gekommen, und Eleonore empfing sie immer mit dem freudigen Eifer eines edlen phantastischen Kindes, welchem man die Mittel darbietet, irgend eine eigensinnige Laune zu befriedigen. Aber dieses Mal blieb die junge Frau gleichgültig und traurig bei dem Anblick aller dieser Herrlichkeiten.

Sehen Sie, meine Damen, sagte Pelagia, auf der Strohmatte vor den beiden Frauen kniend, das sind gewiß schöne Sachen.

Sie fing an, ein langes und ein breites über die Auswahl, den guten Geschmack und die Wohlfeilheit ihrer Waaren zu sprechen. Bei dem ersten Worte zeigte sich Cäcilie zurück und entfloh diesen nichtigen Gegenständen. Eleonore hörte zu, und sah unentschlossen und mit ganz andern Gedanken beschäftigt, alles an, was die Händlerin ihr zeigte.

Befriedige alle Deine Launen, sagte La Rebeliere. Es wird mich freuen, Dich nächsten Sonntag im schönsten Putze nach Saint-Pierre zu führen. Ich bin keiner jener lästigen geizigen Männer, welche den Verkäuferinnen ein finsteres Gesicht zeigen.

Ich will doch sehen, ob die Farbe dieses Stoffes zu dem Grün meines Smaragdschmuckes paßt, sagte die junge Frau, indem sie sich erhob und ein Kästchen von indischem Holze herbei holte.

Sie öffnete es und breitete auf ihren Knieen ein prachtvolles Durcheinander von Gold und Edelsteinen aus; Diamanten strahlten in ihren Händen.

Heilige Maria, welch ein Reichthum! rief die Verkäuferin, ganz verblendet.

Nicht wahr, dieses zarte Rosa paßt gut zu diesen grünen Steinen? hob sie wieder an. Ich nehme auch dieses Tuch von Brüsseler Spitzen und diese Atlasschleifen. Gib mir doch Geld, viel Geld, denn ich bin einmal im Zug, zu kaufen, und nach Deiner Großmuth bin ich im Stande, den ganzen Kram zu behalten.

Gut, gut! sagte La Rebeliere, ein wenig außer Fassung gebracht durch so die Sorglosigkeit und Frivolität.

Er ging einen Augenblick hinaus, um das Geld aus der Kiste zu holen, zu welcher er allein den Schlüssel hatte.

Höre, Pelagia, sagte Eleonore hastig, willst Du mir einen Dienst erzeigen?

Zwei für einen.

Wohlan, Sonntag wirst man zu Saint-Pierre einen Mulatten-Sclaven, Namens Donatien, versteigern; ersteihe ihn um jeden Preis....

Sie wählte ein Perlenhalsband und warf es in die Hände der Capresse, indem sie noch hinzu fügte: das ist wohl fünf tausend Thaler werth; was übrig bleibt, gehört Dir, verstehst Du mich?

Ja, sagte die Händlerin, indem sie das Halsband in ihren Busen verbarg. La Rebeliere kam zurück.

Als man an demselben Tage Donatien seinen Wasserkrug und sein Manioksbrod brachte, fand man ihn im heftigen Fieber und im höchsten Delirium; so viele Leiden und Aufregung hatten ihn fast wahnsinnig gemacht.

Da zitterte La Rebeliere, daß der Tod ihm sein Opfer zu früh entreißen möchte. Er befahl, den Gefangenen sogleich in die Hütte zu bringen, welche den Negern zum Krankenhause diente. Man ließ ihm nur eine Spannkette an den Füßen und pflegte ihn mit der größten Sorgfalt; er mußte sich eilen, gesund zu werden,

Digitized by Google

denn in zwei Tagen sollte es entschieden werden. Das alles ging ohne das geringste Geheimniß vor; La Rebeliere ließ sich ganz laut Bericht über die Einzelnheiten erstatten, und da er seine Frau nicht verlieb, so versuhr sie solche zugleich mit ihm.

Cäcilie hatte ihrerseits auch gehandelt; sie kannte La Rebelieres flatzen Geist für alles, was nicht eine praktische Ausgabe war; sie rechnete darauf, daß er vor einem überwältigen Gebote zurückstehen würde, und sie hatte dem Verwalter ihrer Pflanzung geschrieben und ihm befohlen, den Spaven zu kaufen, sollte er auch zwanzigtausend Livres kosten. Obgleich es ihr jetzt leicht gewesen wäre, ju dem Gefangenen zu gelangen, so hatte sie es doch weder gewagt, ihn in dem Krankenhause zu besuchen; noch ihre Negerin Fenni zu ihm zu schicken, aus Furcht, La Rebelieres Verdacht zu erwecken und ihn behutsamer zu machen. Sie bezeigte nicht die geringste Lust, mit nach Saint-Pierre zu gehen, und schien ihre frühere Absicht, den Spaven zu kaufen, vergessen zu haben.

Sie hätte ihr Vorhaben dennoch Eleonoren mitgetheilt, wenn ihnen der Argus, welcher stets zwischen ihnen stand, einen Augenblick Freiheit gelassen hätte; aber es gab kein Mittel, sich dieser beständigen Aufsicht zu entziehen. Cäcilie vermuthete, daß die junge Frau großen Antheil an dem Schicksal Donatian's nähme, mit welchem sie so schöne Spaziergänge in den Wald und längs der grünen Sonnenen gemacht; ihr Gedanke ging nicht weiter; sie hatte keine Ahnung von jener Liebe, jener erbitterten Eifersucht, jenem unversöhnlichen Haß, welche sich um die Freiheit, vielleicht um das Leben des Mulatten streiten sollten. Frau von La Rebeliere schien gleichgültig gegen alles, was um sie vorging; sie hörte ruhig alles Geschwätz ihres Mannes an, und rächte sich bis zu einem gewissen Punkte durch diese anscheinende Kaltblütigkeit.

Diese zwei Tage des Zwanges, des dumpfen Ringens und schmerzlicher Erwartung gingen endlich vorüber. Abends, nach dem Abendessen sagte La Rebeliere mit dem ihm eigenen schmeichelnden Uebergewichte zu seiner Frau: Meine Liebe, wir werden gleich zu Bette gehen, denn wir müssen um Mitternacht aufbrechen, wenn wir die Nachtkühle benutzen wollen; Du kannst Dich in Saint-Pierre niederlegen und bis zum Mittag schlafen, wenn Du willst; sei nur zur letzten Messe fertig, denn Du weißt, daß die Versteigerung gleich nach derselben stattfindet.

Ja, erwiderte sie kalt, wir können reisen, wenn Du willst.

Komm zu Bette. Du siehst nicht gut aus, liebe Eleonore! sollteſt Du leidend sein?

Nein, ich befinde mich recht wohl; Sorge nicht so sehr um meine Gesundheit, sie ist niemals besser gewesen.

Frau v. La Rebeliere küßte Cäcilie auf die Stirne.

Adieu, sagte sie, auf baldiges Wiedersehen, so Gott will. Gute Nacht, liebes Herz! Sie wollen also nicht mit uns gehen?

Nein, liebe Eleonore, gewährte sie mir einer Verneinung, welche sich Ihnen hier Erwähnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In der Berliner Gesellschaft erzählt man sich eine kleine plante Geschichte von einem berühmten Wucherer, der sich viel auf seine vornehme Bekanntschaften zu gute thut. Derselbe bewohnt eine elegante Bel-Etage unter den Linden und gibt von Zeit zu Zeit höchst glänzende Soupers und Diners. Trotzdem wollte es ihm bisher aus naheliegenden Gründen nicht glücken, die besseren Elemente der Berliner Gesellschaft bei sich zu sehen, so sehr er sich auch bisher Mühe gab, um zu seinem Ziele zu gelangen, kaufte er mehrere Wechsel auf einige angesehene Personen, darunter höhere Militärs, Gutsbesitzer und elegante Dandys. Da die Meisten, wie er auch berechnet, sich nicht in der Lage befanden, ihren Verbindlichkeiten pünktlich nachzukommen, so erhielte er ihnen die gewünschte Dilation und verschickte sogar großmüthig auf die Zinsen des Darlehns unter der Bedingung, daß die betreffenden Schuldner sich regelmäßig zu seinen Soireen einfinden und zum Glanze der etwas gemischten Versammlung durch ihre Gegenwart beitragen. Man sieht daher in den sonst so verrufenen Salons unsere feine Welt hinlänglich vertreten, und der schlaue Patron lächelt selbstzufrieden, wenn Offiziere und Herren vom ältesten Adel an seinem Tische gemüthlich speisen, mit seinen Töchtern tanzen und mit den übrigen Gästen freundschaftlich verkehren. Natürlich zeigen sich seine Schuldner so liebenswürdig als möglich, da er sie fortwährend in der Gewalt hat, und bei der geringsten Vernachlässigung der gefälligste Wechsel, welcher als Damoklesschwert über ihrem Haupte schwebt, von ihrem Wirth und Gläubigen ihnen präsentirt werden kann.

Der Riesengarten Newyorks, der Centralpark genannt, ist nach der Bonplandia eine der größten Schenswürdigkeiten der Welt. Er wurde 1858 in Angriff genommen, mißt 850 Acker, befindet sich im Herzen der Stadt und hat für ihn bisher verausgabte Capital verschlingt täglich 1800 Dollars Zinsen. Seit dem 1. Juli 1858 arbeiten täglich 500 bis 3000 Arbeiter darin; selbe werden beaufsichtigt von 32 Beamten und 50 Polizeidienern, die ihre eigenen Stationen im Parke haben. Im vierten Jahr wird die Anlage in Ordnung sein. Die vom Staate bewilligte Summe, um den Garten in Ordnung zu halten, beträgt jährlich 160,000 Doll. Der Schlittschuhteich ist im Winter täglich von etwa 12,000 Menschen frequentirt. Die Fahrwege haben eine Gesammtlänge von neun englischen Meilen, die Fußwege von 38 Meilen, und sind mit einer so glücklichen Benutzung des Terrains und mit so vielem Geschmack an-

Digitized by Google

gelegt, daß man halbe Tage ihren Windungen folgen kann, ohne die Bewunderung der Anlagen zu ermüden. Der Schöpfer dieses Centralparks ist F. L. Olmstedt.

Vor den schönen grünen, aber äußerst gefährlichen, weil mit Arsenik zugerichtet Tartantuchleidern ist schon oft genug gewarnt worden. Aber sollte mans glauben, daß dieser Kleidungsstoff jetzt sogar zur Ausstattung von Puppen verwandt wird? Der Physikus Dr. Paasch läßt von Berlin aus eine dringende Warnung an Mütter ergehen, derartige Puppen, wie sie wirklich im Handel sind, für ihre Kinder zu kaufen. Denn ein solches Tartantan-Puppenkleid enthält mehr Arsenik, als nöthig sein würde, den Tod eines Kindes herbeizuführen; was von der locker dem Zeuge anhaftenden Farbe sich aber ablösen kann, wenn es vom Kinde in den Mund genommen wird, ist ausreichend, Siechthum herbeizuführen, und wenn der vom Kleide sich ablösende Staub in die Augen fällt, kann gefährliche Entzündung die Folge sein. Wenn junge Damen sich zum Putze ein solches Kleid wählen oder sich mit einem durch Arsenikgrün gefärbten Kranz schmücken und in Folge dessen ihre Gesundheit verlieren, mögen sie selbst die Verantwortung tragen, — unmündigen Kindern seid Ihr allein, Ihr Mütter, verantwortlich."

Der statistische Ausweis über die europäische Findelhäuser liefert folgende Zahlen: Oesterreich 120,000 Findelkinder, Frankreich 102,000 Rußland u. Polen 53,533, Spanien 46,250, Portugal 35,111, Italien 37,360, Belgien 7574, Kirchenstaat 3500, Dänemark 1172, England 967 und Schweden 847. Es stellt sich somit heraus, daß Portugal das größte Contingent liefert, indem bei einer Einwohnerzahl von 5 Millionen auf je 1000 Seelen 6 Findelkinder kommen, während England mit einer Bevölkerungszahl von 23 Millionen nur auf je 1000 Seelen den geringen Bruchtheil von 0,04 liefert. Die übrigen Staaten geben folgende Zahlen. Oesterreich mit 38 Millionen Einwohner auf je 1000 Seelen 3,2 Findelkinder, Italien mit 12 Millionen 3,1, Frankreich mit 36½ Millionen 2,8, Spanien mit 16 Millionen 2,7, Belgien mit 5 Millionen 1,5, Kirchenstaat mit 3 Millionen 1,2, Rußland und Polen mit 63 Millionen 0,9, Dänemark mit 1½ Millionen 0,8 und Schweden mit 4 Millionen 0,2 Findelkinder.

Wieder ein Beispiel von der Oberflächlichkeit mancher amerikanischen Jury und von der Heutzutage immer noch vorhandenen Möglichkeit der Justizmorde. In Eugene City (Hauptstadt des Oregon-Staates) tritt in das unverschlossene Haus des Chirurgen Edwin Wood die tägliche Milchfrau und sieht dessen Köchin in der Küche leblos in einer Blutlache liegend. Das sofort herbeigerufene Gerichtspersonale findet neben dem Leichnam ein chirurgisches Instrument Wood, welches genau in die allzinige Herzwunde paßt, ferner in einem Aschenloch das mit dem Anfangsbuchstaben gezeichnete Nachthemd des Chirurgen. Zum Ueberfluß hat auch noch eine gegenüberwohnende alte Frau gesehen, wie Wood, der am frühen Morgen einen Handbesuch zu machen hatte, ein Ding wie ein Messer schiff, hastig im Zimmer auf und abging, und überhaupt sehr zerstreut aussah. Von Woods Ausgang bis zum Eingang der Milchfrau — etwa eine Stunde Zwischenzeit — hat die Alte ihr Fenster nicht verlassen und keine sterbliche Kreatur im Doktorshaus ein- oder ausgehen gesehen. Das kann sie beschwören und beschwört es auch. Was Wunder, wenn der Chirurg bei seiner abendlichen Heimkehr verhaftet, und darüber bestürzt ward, auf verwirrende Fragen verwirrte Antwort gab, und als Mörder vor dem Schwurgericht erschien. All sein Leugnen und die ohnehin matte Vertheidigung des Anwalts, der innerlich an die Schuld seines Klienten glaubte, konnten das Todesurtheil nicht abwenden. Dasselbe bestimmte nach bekanntem, amerikanischen Gesetz den Hinrichtungstag von heute an in 6 Monaten. Wood blieb während dieser langen Zeit beharrlich bei seiner ersten Behauptung, nemlich seines gänzlichen Nichtwissens um den Vorfall. In der Hinrichtungswoche kömmt nun der Bergmann John Brady nach Eugene City, und beichtet dem katholischen Pfarrer Folgendes: Er habe in einem Blatt das unverschuldete Unglück Woods gelesen; sein Gewissen lasse ihm keine Ruhe; die Sache verhalte sich so. Die Köchin des Chirurgen, seine Geliebte, habe, von dem frühen Ausgang ihres Herrn zuvor unterrichtet, ihn, den Brady, zum Frühstück bestellt, und durch das hintere Gartenpförtchen eingelassen. Da hätten sie bei Thee und Rum allerlei Kurzweil getrieben, sie habe ihm scherzweise mit dem scharfen chirurgischen Instrument gedroht, sei ihm auch um den Herd herum nachgelaufen, jedoch über ein Scheitholz gestrauchelt und unglücklicher Weise in das Instrument gefallen. Er habe wasselbe sogleich herausgezogen, und die Wunde mit einem aus des Doktors Bett geholten Hemd zu verstopfen gesucht; nachdem jedoch das Mädchen in seinen Armen verschieden, habe er das Hemd in das Kasserol geworfen, sich über die Gartenmauer aus dem Haus geflüchtet, und aus Bestürzung und Kummer die Diggings (Goldminen), wo er schon früher gearbeitet, wieder aufgesucht. Hier in einer Schenke sei ihm das Zeitungsblatt in die Hand gekommen. . . . Es begreift sich leicht, daß der Gouverneur von Oregon den Hinrichtungsbefehl suspendirte, und ein neues Schwurgericht den Wood einhellig freisprach.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 50. Sonntag den 27. April. 1862.

Liebe und Ehrgeiz.

(Nach dem Französischen des William Raymond.)

I.

Nichts kann so fröhlich sein wie ein Sommer, den man auf jenen Gefilden des Waadtlandes verlebt, die sich in den blauen Wellen des Lemans spiegeln. Alle Sonntage vereinigen sich die Erwachsenen zu Uebungen mit der Büchse, welche Waffe bei den Schweizern an die Stelle der berühmten Armbrust Wilhelm Tell's getreten ist.

Während die jungen Leute sich in diesen männlichen Uebungen unter der Leitung ihrer Väter versuchen, schwärmen die jungen Mädchen in frischem Putze um sie her mit lockenden Blicken.

Mehr als Einer kann nicht widerstehen, und verläßt den lärmenden „Stand", wo die Schüsse widerhallen, um die langen Reihen der Schäferinnen anzugreifen, die wahre Schlachtfronten bilden, bewaffnet mit heimlichen Blicken und herausforderndem Lächeln. Die Ankunft des Feindes jagt die fröhlichen Pelotons in die Flucht, die sich übrigens nur zerstreuen, um sich bald auf dem Boden des Tanzsaales wieder zu bilden. Es ist ein Wettstreit heiterer Lust und neckenden Scherzes.

Hättet Ihr, es ist einige Jahre her, an einem schönen Sonntag im Juli, dem Feste im Dorfe Les Planches beigewohnt, das am mittäglichen Abhange des Berges Forat auf einer jener weit offenen Terassen über dem Leman liegt, so hättet Ihr mit uns die Bekanntschaft Jean Louis', des Geigers, gemacht.

Der Vertheilung der Prämie war das Bankett gefolgt und zum Klange der Toaste ertönten noch zwei jener kleinen eisernen Kanonen, die man hier zu Lande „Katzenköpfe" nennt, als eine munkre Ritornelle den Beginn des Tanzes verkündete.

Ein Musikant stieg auf das Orchester und nahm da den ersten Platz ein. Es war ein junger Mensch, strahlend von Intelligenz und Stolz. Ah! an diesem Tage leitet Jean Louis zum erstenmale die Tanzmusik! Zwei Clarinetten begleiten seine Violine und der Baß ist zusammengesetzt aus einer Trompete und der großen Trommel. So bescheiden dieses kleine Orchester einem Städter erscheinen mag, auf die wackern Landleute, die es hören, macht es die freudigste Wirkung. Die jungen Leute beneiden alle das Talent von Jean Louis, und die Alten zittern vor Lust bei den Refrains der heitern Ritornelle.

Jean Louis war nicht immer so glücklich gewesen. Mehr schwächlich und zart inmitten einer Familie von Muskeln und Blut, war er von seinem Vater für einen Müßiggänger gehalten und demgemäß behandelt worden. Weder Vorstellungen noch Schläge hatten ihn dahin bringen können, den Rücken zur Erde zu beugen. Man hatte ihm zuletzt ausschließlich das Amt übertragen, die Kühe zu hüten, und da sagte noch sein Vater, es wären viel eher die Kühe, welche ihn hüteten.

Während der langen Sommertage fand man ihn im hohen Grase liegen, die Augen starr und wie im Raume verloren, wie er mit halber Stimme irgend einen Vers der Psalmen unter endlosen Variationen wiederholte. Ein andermal schnitt er sich Pfeifen von Weide, auf denen er ganz erträglich seine musikalischen Reminiscenzen modulirte. Dies waren für ihn Augenblicke von so hinreißendem Reize, daß er darüber Alles vergaß: die Kühe, das Haus und selbst die Stunden des Essens.

Der Schuster des Dorfes, ein schlauer Fuchs, der den Wind laufen sah und in der Gemeinde für ein Muster von Geschicklichkeit galt, da er nebenbei auch die erste Clarinette bei den Festen blies, hatte die musikalischen Anlagen Jean Louis bemerkt und ihm die ersten Elemente der weltlichen Musik auf einer Violine mit drei Saiten, die er nicht mehr spielte, beigebracht. Der junge

Digitized by Google

Musikus hatte die fehlenden Saiten ergänzt und trennte sich nicht mehr von seinem Instrumente. Während des Tages mußte er die größte Vorsicht anwenden, wenn er sich seiner Leidenschaft überlassen wollte; denn einmal war sein Vater, der ihn inmitten eines Adagio überrascht hatte, im Begriff gewesen, die unschuldige „Maschine zur Trägheit", wie er sie nannte, in Stücke zu schlagen. Nachts aber, wenn alle Welt zur Ruhe gegangen, flüchtete sich unser Melomane durch die Hecken in die Lichtungen des Waldes, und ließ seine Violine beim Scheine des Mondes klagen, daß verspätete Landleute, die vom Markte oder vom Wirthshause kamen, wohl scheu ihre Schritte beeilten und im Dorfe von unheimlichen Tänzen erzählten, die sie ghört.

Eine Person jedoch gab es im Orte, die sich vor diesen Tönen nicht fürchtete. Es war ein junges Mädchen, beinahe ein Kind, Suf·· ··. die Tochter des Pfarrers von Les Planches. Seit ihrer Kindheit hatte sie mit Jean Louis eine ganz besondere Freundschaft angeknüpft. Wenn der kleine Bauer die Milch in die Pfarre brachte, hatte Susanne immer etwas in der Küche zu thun. Der Pastor selbst hatte Jean Louis wegen seiner aufgeweckten Miene in Freundschaft genommen und die Frau Pfarrerin ließ die Kinder gern mit einander spielen. Seit einiger Zeit hatten sie sogar einige Duos für Piano und Violine versucht; aber unser ländlicher Künstler zog die Improvisation der ganz fertigen Musik, die er übrigens auch nur mit vieler Mühe entzifferte, vor.

Indeß wurde Susanne fünfzehn Jahre alt und begann ihr zweites Jahr religiösen Unterrichts. Sie war eine lebhafte und muntere Brünette, die feurig und unruhig zu werden drohte. Ihre langen schwarzen Wimpern senkten sich öfter über das Feuer ihres Blicks, und sie hatte von selber aufgehört, Jean Louis zu putzen.

Das Plätzchen, wohin sich der junge Hirte am liebsten zurückzog, war ein Felsen von Molasse, den einige Eichen krönten und ein langes seidenes Gras bedeckte. Zwanzig Fuß tiefer verlor sich der Blick in ein Labyrinth von Gesträuchen, deren Blätter manchmal der Mond versilberte. Da und dort einige Tannen glichen betenden Mönchen in dem Halbschatten eines Kirchenschiffes.

Ueber seinen Violinbogen geneigt, die Augen halb verschlossen, die Seele in der Vergangenheit verloren, suchte Jean Louis die Melodie einer Romanze wieder hervorzubringen, die er von Mademoiselle Susanne hatte singen hören. Nicht daß er in das junge Mädchen verliebt gewesen wäre; er dachte nicht einmal daran. Aber die Pfarre war sein Musikmagazin, und er war immer auf der Lauer auf die neuen Stücke, welche die Tochter des Pastors im Abonnement von Lausanne erhielt. Gefiel ihm eine Melodie, so variirte er sie in seiner Weise und ließ die mächtigen Eichen und die Tannen sprechen und sich antworten, die Gebüsche und die Gräser, den fernen See, über den der Mond ein leuchtendes Tuch breitete, und das Gebirge, dessen kaum angedeutete Gipfel in den geheimnißvollen Schatten des Horizonts schwammen. Seiner Empfindung sicher, bewegte er den Kopf nach den Modulationen der Melodie; lachte oder weinte sogar, wenn das Gefühl ihn überwältigte. In dieser Ueberreizung machte das mindeste Geräusch ihn zittern, ein Blatt, das über das Gras glitt, ein Hase, der in sein Lager zurückkehrte, ein Stück abgestorbenen Holzes, das sich von dem Gipfel eines Baumes löste. Man denke sich seinen Schrecken, als er unter sich in den Gebüschen eine weiße Gestalt bemerkte die gerade auf ihn zukam. Da begann er auf seiner Violine ein phantastisches, leidenschaftliches Tremolo, stark wie ein Angstgeschrei.

Aber die weiße Gestalt näherte sich immer mehr.

Jean Louis schloß die Augen, zwickte die Saiten mit seinen gekrümmten Fingern, ließ seinen Bogen sich beugen wie ein Rohr unter dem Sturmwind und theilte dem Instrument die ganze Stärke seines Schreckens mit. Plötzlich ließ ihn ein scharfer Schrei die Violine aus den Händen fallen. Er öffnete die Augen und sah drei Schritte von sich die Tochter des Pastors, bleich, zitternd und mit einer flehenden Miene die Hände nach ihm ausstreckend.

Ihr hier, Mademoiselle Susanne? rief Jean Louis, als er die Sprache wieder erlangt.

Ach! Jean Louis, was Ihr mir für Furcht gemacht habt! Ich verwundere mich nicht mehr, daß die Leute vom Dorfe erzählen, sie hörten den Teufel im Wald Violin spielen. Ich wollte es nicht glauben, und der Beweis davon ist, daß ich gekommen bin, Euch hier zu suchen, Nachts, nachdem ich mich durch das Fenster gestohlen. Aber bei dem Lärm Eurer Violine glaubte ich, es wären Eurer zehn, die so schreckliche Melodieen beim Schein des Mondes spielten.

Ei wohl! Mademoiselle Susanne, es war doch Eure Arie, die ich spielte, erwiederte Jean Louis, die welche Ihr mir gestern gesungen habt.

Aber warum spielt Ihr sie mit diesem Ausdruck? Ich sehe wohl, daß ich Recht that, zu kommen; und was ich Euch Unangenehmes sagen will, ich sehe wohl, Ihr verdient es.

Ihr habt mir etwas Unangenehmes zu sagen! Was habe ich Euch denn gethan, Mademoiselle Susanne? Habe ich wieder eine gemalte Tasse zerbrochen, ohne es zu bemerken? Habe ich Eurer Katze auf den Fuß getreten? Habe ich eine Pagina Eurer Musik beschmutzt?

Nein, Monsieur! Wenn es nichts als dies wäre, hätte ich die Unklugheit begangen, so spät meine Kammer zu verlassen und Euch so in der Nacht durch den Wald aufzusuchen? Aber ich bin gute von meiner Mutter gescholten worden, Euretwegen gescholten, Monsieur! weil man findet, daß Ihr zu vertraut mit mir seid und nicht genug den Anstand respektirt, der zwischen einer Pfarrerstochter und einem jungen Bauern besteht . . .

Wie, ich! Vortreffliche Mademoiselle! sagt mir

Digitized by Google

nur auch zugleich, daß ich nicht mehr in die Pfarre kommen soll.

Kann man die Dinge so übertreiben? Man verbietet Euch nicht, in's Haus zu kommen; Ihr sollt Euch nur nicht mir zu sehr nähern, wenn wir miteinander spielen.

Gut! ich werde mich an's andere Ende des Zimmers stellen.

Nein, nein! was habt Ihr für einen schweren Kopf, Jean Louis! Gesteht nur, daß Ihr mir ein wenig den Hof macht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Epaven.

1720.

(Fortsetzung.)

Cäcilie blieb allein in dem Gemache; es mochte etwa zehn Uhr sein, alle Leute in dem Hause, außer denjenigen, welche die Vorbereitungen zur Abreise besorgten, waren schon schlafen gegangen. Femi, auf ihren Fersen hinter der Thüre kauernd, wartete auf ihre Gebieterin, indem sie eine Schnur Glaskorallen durch ihre Finger rollen ließ, woraus sie einen Rosenkranz gemacht hatte. Das junge Mädchen war traurig und bewegt; in diesem Augenblick hatte sie einen Zweck, einen bestimmten Willen, den, Donatian seiner Bestimmung zu entreißen; sie gab sich keine Rechenschaft von dem, was sie nachher wollte; sie erlitt den Einfluß ihrer Stellung, und wußte nicht mehr, ob sie den Mann liebte, den sie kaufen wollte, und der ihr Sklave werden sollte.

Ihr Sklave! es lag etwas in dem wörtlichen Sinne dieser Worte, was sie erstarren machte. Die Vorurtheile der Welt und der Instinkt einer zärtlichen ergebenen Seele rangen in ihr, aber ein edles heiliges Mitleid beherrschte alle diese Eindrücke. Sie blieb lange ihren schmerzlichen Gedanken hingegeben, besonders besorgt, daß sie Donatian nicht noch einige Worte des Trostes und der Hoffnung hatte zuflüstern können.

Femi, sagte sie, ihrer Negerin rufend, was geht da außen vor?

Nichts, Gebieterin; die Träger und Wegweiser sind nicht schlafen gegangen; sie erwarteten die Mitternacht unter dem Schuppen; der alte Leo erzählt ihnen Mährchen. Es sind auch zwei Reiter von der Marechaussee dabei, welche den Epaven begleiten werden, als wenn ihre großen Säbel und Musketen nothwendig wären, um den armen Menschen zu bewachen.

Er wird also zugleich mit Herrn und Frau v. La Rebeliere abreisen?

Keineswegs, Gebieterin; sie werden ihn erst mit Tagesanbruch fortschaffen, aus Furcht, daß er ihnen entspringe, und werden in der Sonnenhitze um die Mittagszeit zu Saint-Pierre eintreffen, gerade zur rechten Zeit zur Verfleizerung

Herr, mein Gott, welche Barbarei! murmelte Cäcilie, der Unglückliche wird den Kelch der Schmach und der Schmerzen bis auf die Hefen austeeren müssen.

Aber Du hast versprochen, ihn zu retten, gute Herrin.

Ja, Femi, ich werde ihn retten; aber wer weiß, ob er die Kraft haben wird, alle diese Schrecknisse zu ertragen! Wer weiß, ob er nicht jetzt an seiner Befreiung verzweifelt! Wenn es möglich wäre, ihm noch einmal zu sagen, daß er Muth und Hoffnung fassen solle! Höre, Femi, Du könntest ihn aufsuchen, denn was liegt jetzt daran? La Rebeliere wird es vor seiner Abreise nicht mehr erfahren. Suche den Unglücklichen auf, sage ihm, er solle auf mein Versprechen zählen, und daß morgen sein Schicksal nur noch von mir abhängen werde. Geh schnell, Femi. Mein Gott, wie die Zeit unter diesen Besorgnissen verzeht. Es ist fast Mitternacht; ich höre schon über uns gehen; sie werden sich auf den Weg machen .... Laufe, Femi, ich erwarte Dich in meinem Zimmer.

Das Krankenhaus war eine große Hütte in einiger Entfernung von dem Wohnhause; eine alte Negerin war Aufseherin, und zwei verstümmelte Neger pflegten die Kranken unter ihren Befehlen, und wachten abwechselnd jede Nacht.

Guten Abend, alter Santiago, sagte Femi, die Thüre öffnend. Hast Du viele Kranken? Kann man eintreten, ohne fürchten zu müssen, sich einer Leiche gegenüber zu befinden?

Holla! rief der alte Neger, Du bist es, Femi? Was machst Du denn außerhalb des Hauses um diese Stunde? Nimm Dich vor der Runde des Aufsehers in Acht.

Meine Herrin schickt mich her, um nach dem Kranken zu sehen, den man vorgestern aus dem Thurme gebracht hat. Da, hier ist etwas Tabak und ein Schilling, um Dir Tafia zu kaufen. Wo ist denn der arme Unglückliche?

Dort unten an der Mauer, erwiderte der Neger, indem er sich vor der Kohlpfanne niederhockte, worauf eine schwarze stinkende Mischung kochte, welche man gegen den Biß giftiger Thiere anwandte. Femi ging auf die Strohmatte zu, auf welcher der Mulatte ausgestreckt lag. Die Spannkette, welche er an den Füßen trug, war durch eine andere Kette an einen eisernen Ring in der Mauer befestigt; er schlief, bleich, mit zurückgebogenem Haupte und gefalteten Händen, die auf seine Stirne gepreßt waren. Die Negerin betrachtete einen Augenblick dieses edle Gesicht, auf welchem so viele Leiden ausgedrückt waren; dann fiel ihr Blick auf seine nackten Arme, auf welche die röthlichen Reflexe der Lampe niederfielen.

Jesus Gott! rief sie, von Erstaunen ergriffen, und die Augen auf einen tätowirten Buchstaben geheftet, welchen der Mulatte am linken Arme trug.

Bei dem Ausrufe der Negerin war Donatian erschrocken aufgewacht.

Digitized by Google

Was giebt es? Was willst Du von mir?" rief er, indem er vor dem alten Kopfe zurückbebte, welcher über ihn gebeugt war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Neustadt a. d Aisch. Wer kennt nicht aus seiner zarten Jugend das Sprüchlein aus der Bilderfibel: Die Gans, die ist ein dummes Thier? ꝛc. wer hört nicht heute noch, wie manches feine weibliche Wesen zu einer Gans verglichen wird, um auf diese Weise das Mädchen und den Vogel lächerlich zu machen, trotzdem wir diesen Thieren außer dem fetten Braten welche Betten verdanken und die berühmtesten Weisen, Gelehrten und Dichter sich nicht scheuen, ihre unsterblichen Geisteswerke mit dem Gänsekiel niederzuschreiben? Wer unter uns, der in seiner Jugend mit dem Uebersetzen aus dem Lateinischen geplagt wurde, denkt nicht an die Retterinnen des Kapitols in der Weltstadt Rom, und Das waren auch Gänse! Heute spreche ich von einer Gans, die besondere Anhänglichkeit an die Söhne des Mars an den Tag legt und die durch ihre ausdauernde Anhänglichkeit manche menschliche Gans beschämt: Das ist die Divisionsgans in Neustadt a. d. Aisch. Seit dem Winter vergangenen Jahres stellte sich, sobald der Posten vor dem Hause des hiesigen Divisions- und Platzkommandanten aufgeführt wurde, regelmäßig eine Gans am Schilderhause ein; sie tritt mit dem Posten, indem sie ihn aufmerksam betrachtet, an, schwenkt mit demselben am Ende der Bretterlage, die eine Länge von 21 Schuh hat, auf und ab und setzt diese pünktliche Begleitung seit vielen Monaten täglich ohne alle Unterbrechung fort. Als sie im vorigen Frühling zur Heerde getrieben wurde, entfloh sie und kehrte eiligst zu ihrem lieben Posten zurück, von welchem sie trotz Jagen und Drohen nicht mehr wegzubringen ist. Da es scheint, daß das Thier unzertrennlich von der Division bleiben will, so hat das Offizierkorps dasselbe von dem Eigenthümer acquirirt; sie wird im Schilderhaus gut genährt und setzt mit dem jeweiligen Posten ihren regelmäßigen Dienst fort.

(Einwirkung des Kanonendonners auf die Regenbildung.) Man hat oft behauptet, daß Kanonenschüsse eine wolkenzerstreuende Wirkung hätten, in Silliman's „American Journal" macht aber ein Herr Lewis darauf aufmerksam, daß im Gegentheil auf eine Kanonade oft heftiger Regen folgt und mit jener in Zusammenhang zu stehen scheint. Im Oktober 1825, beobachtete ich einen sehr reichlichen Regen unmittelbar nach den Kanonenschüssen, welche zur Feier der Verbindung des Eriesees mit dem Hudson bei Vollendung des Eriekanals abgefeiert wurden, und im Jahre 1841 veröffentlichte ich meine fortgesetzten Beobachtungen über diesen Gegenstand, welche meiner Ansicht nach das Faktum völlig feststellen, daß das Abfeuern schweren Geschützes in der Nähe eine solche Erschütterung hervorbringt, daß der Wasserdampf der Luft sich sammelt und meist in ungewöhnlicher Menge an demselben oder dem folgenden Tage zu Boden fällt. Den ersten Gefechten in dem letzten Kriege zwischen Frankreich, Sardinien und Oesterreich folgten so bedeutende Regen, daß selbst kleine Flüsse unpassirbar wurden, und während der Schlacht von Solferino erhob sich ein so furchtbares Gewitter, daß dieselbe unterbrochen wurde. Im Juli 1861 bestanden Mac Clellan's Truppen am oberen Potomac vier verschiedene Gefechte an eben so vielen Tagen, und vor Ende eines jeden Tages trat heftiger Regen ein. Am 21. Juli wurde die große Schlacht am Bull Run in Virginien geschlagen und am 22. Juli regnete es den ganzen Tag bis spät in die Nacht. Eine umfangreichere Sammlung solcher Daten könnte vielleicht zu interessanten und auch praktisch werthvollen Daten führen, bemerkt hiezu der berühmte Geograph Petermann in seinen Mittheilungen.

Ein tragi-komischer Selbstmordversuch wird aus Triest gemeldet: Einer der unbedeutenderen Manufacturisten, dem Fallimente nahe, faßte den Entschluß sich zu entleiben und erhenkte sich in der That an einem der Bäume in der menschenleeren neuen Straße. Doch im selben Momente sprangen mehrere Bauernburschen noch zeitlich genug hinzu und schnitten den Strick durch. Der gute Mann kam wieder auf Mutter Erde zu stehen und — ging seines Weges. Kaum hatte er einige Schritte zurückgelegt, so wendete er sich um und verlangte den Strick und den Hacken, die beides einer der Burschen noch in Händen hatte, zurück, zu dem sich aber dieser erst nach Erlag eines Gulden verstehen wollte.

Der kommende Mai frischt uns eine große Erinnerung auf, die 300 Jahre alt ist und uns jetzt mit Stolz und Wemuth zugleich erfüllt. Im Mai 1562 hat die damals großartige deutsche Flotte unter Heinrich dem Eisernen die Dänenhauptstadt Kopenhagen eingenommen.

Von Graz aus wird ein sehr wohlfeiler Barometer wegen seiner Verläßlichkeit besonders anempfohlen. Man setze in einen Blumentopf den sog. „Hünerdarm" (Alsine)» eine überall wild wachsende Pflanze. Die kleinen Blüthen zeigen die Witterung an. Sind sie halb geschlossen, so regnet es sicher bald darauf; während der Dauer des Regens sind sie ganz geschlossen. Sind sie aber ganz offen, so kann man darauf rechnen, daß binnen 4 bis 5 Stunden kein Regen fällt.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 47.

Eile mit Weile.

Verantw. Redakt. Th. Bauer.

Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Rebus.

A M R

unt e s/e

Beilage zum Extra-Feuilleton No 36 des Würzburger Stadt- u. Landboten.

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 51. Dienstag den 29. April. 1862.

Liebe und Ehrgeiz.

(Nach dem Franzöſiſchen des William Raymend.)

(Fortſetzung.)

Ich, ich mache Euch den Hof! Dieß kommt nicht von Euch, Mademoiſelle Suſanne! Es iſt ſicherlich die alte Jeanette, Eure Magd, oder auch das Mädchen beim Vater Bezuchet, die Wäſcherin, die Euch mit dieſer Farbe bedient. Denn ich, ſeht Ihr, ich habe nicht einmal je daran gedacht, einmal wegen des Abſtandes, der uns trennt, wie Ihr es nennt, und dann, wenn ich es Euch geſtehen ſoll, weil bis zu dieſer Stunde ich nur Liebe zu dieſem Kaſten habe, der ſo gut ſingt, wenn ich ihn liebkoſe.

Und dieß ſprechend hob Jean Louis ſeine Geige von der Erde auf und nahm ſie zwiſchen ſeine Arme wie ein Kind, das man einſchläfert.

Und doch, lispelte das junge Mädchen und ſchlug dabei die Augen nieder; habt Ihr mir nicht dreimal die Hand gedrückt ſeit Oſtern: am zweiten Mai, meinem Geburtstage, am dreiundzwanzigſten des nämlichen Monats, an dem Eurigen, und geſtern am Piano, unter dem Vorwande das La zu ſuchen?

Ihr ſchreibt mir ſchlimmere Abſichten zu als ich habe, Mademoiſelle Suſanne, und wenn ich Euch die Hand gedrückt habe, geſchah es aus gutem Herzen, aber ohne daß ich Schlimmes dachte, ich ſchwöre es Euch.

Das iſt gerade, worüber ich mich beklage, Jean Louis, und ich verpflichte Euch entſchieden, mir für immer zu entſagen.

Dieß thut mir innigſt leid, Mademoiſelle; aber da es ſo ſein muß, ſei es! Kehren wir zum Dorfe zurück und ſagen wir zum letztenmale: Gute Nacht!

Und Jean Louis verlieſe ſich zuerſt in den kleinen bedeckten Pfad, der um den Felſen lief.

Suſanne folgte ihm Anfangs in einiger Entfernung, ſchmollend und im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, da ſie ihn die Dinge ſo entſchloſſen nehmen ſah. Aber als ſie ihn ſich ſo, ohne ein Wort zu ſagen, durch das von geheimnißvollen Schatten erfüllte Gehölze, denen der Mond ſeltſame Geſtalten gab, entfernen ſah, fürchtete ſie ſich; und ſich dem jungen Kuhhirten nähernd, faßte ſie ihn am Arme und ſagte mit dem ſüßeſten Tone ihrer Stimme:

Mein Freund, ſeid Ihr böſe auf mich?

Der junge Menſch zitterte bei der Berührung dieſer kleinen zarten Hand. Ermuthigt durch dieſe ſüßen Worte, betrachtete er Suſanne zum erſtenmal mit ganz andern Augen wie früher. Er fühlte einen unbekannten Schauer durch ſein Weſen ſtrömen und das junge Mädchen an ſeine Bruſt drückend, heftete er ſeinen Mund auf dieſe vor ihm geſenkte Stirne.

Und an dieſem Abend kehrten beide durch das Fenſter nach Hauſe und trugen in ihrem Herzen friſch gepflückt die duftige Blume der erſten Liebe mit hinweg.

Seit dieſem Tage begriff Jean Louis, daß er nicht ſein Lebenlang Kuhhirte bleiben könne. Er faßte ſofort einen Plan, der ihm kühn erſchien, den er aber durch ſeine Beharrlichkeit verwirklichen ſollte. Es handelte ſich um nichts weniger, als ſich einen Stand zu ſchaffen. Der eines Muſikus ſchien ihm der einzige, der ſich für ihn eignen konnte. Glückte es ihm, ſo hatte er wenigſtens ſeinem Vater und Suſanne gegenüber, eine Stellung in der Welt.

Eines ſchönen Tages kündigte er alſo an, daß er es übernehme, das Orcheſter für das Feſt des Dorfes zu organiſiren. Der Vater Bezuchet, ſein alter Lehrer auf der Violine, hatte mit Vergnügen die Verſuche ſeines Zöglings unterſtützt; und auf dieſe Weiſe hatten ſie das Orcheſter zuſammengebracht, das wir weiter oben ſeine Funktionen haben beginnen ſehen.

Digitized by Google

Jean Louis hatte sich wohl gehütet, von diesen Vorbereitungen zu Susanne zu sprechen. Er zählte darauf, sie bei seinem Erscheinen auf der Estrade sehr angenehm zu überraschen.

Das Fest hatte auf einer frisch gemähten Wiese statt, deren Umgebung von bewaldeten Anhöhen ein Amphitheater für die Zuschauer bildete. Einige Buden voll von Trinkern und ein runder Tanzplatz, beide mit verschlungenen Tannenreisern geschmückt, zierten den Platz. Auf dem Abhang der Hügel zerstreute Gruppen schimmerten durch die Oeffnungen der Gebüsche; und die Tanzmelodien hallten wieder im Grunde des Dickichts unter den hellklingenden Gewölben der Tannen.

Um den Kreis drängten sich in geschlossenen Reihen die Landmädchen in ihren weißen Roben und den frischesten Strohhüten mit breiten Flügeln. Jean Louis entdeckte alsbald unter ihnen Susanne, einfach gekleidet wie ihre Gefährtinnen vom Dorfe. Ein langer blauer Gürtel ließ die Feinheit ihrer Taille hervortreten und ein Band von der nämlichen Farbe fiel vom Hute auf ihre runden und weißen Schultern.

Jean Louis machte drei falsche Noten als er sie sah und fiel um einen halben Ton tiefer als er sah, daß sie ihn bemerkt hatte und daß sie darüber verwirrt schien.

Aber von diesem Augenblicke an erhob sie nicht mehr die Augen zu ihm. Er mochte seine Parthie noch so gut mit Variationen, mit Fioriturен und doppelt gestrichenen Noten verzieren: es war Alles umsüß. Am Ende dreier Tänze zog sich Susanne zurück, und Jean Louis, gezwungen auf seiner Estrade zu bleiben und mitten in seiner getäuschten Hoffnung fröhliche Melodien zu spielen, verlor sich in Vermuthungen über die Ursache des Mißvergnügens, das er seiner Freundin verursacht zu haben schien.

Am andern Morgen mit dem Aufgang der Sonne war er schon beim Rendezvous; Susanne zögerte nicht, auf dem kleinen Fußsteige zu erscheinen. Bald hatte sie den Felsen erstiegen und ließ sich bei dem jungen Manne nieder.

Jean Louis, begann sie, ich habe mich gestern beim Feste beinahe Eurer schämen müssen. Warum habt Ihr mich nicht um Rath gefragt, bevor Ihr Euch auf dieser Estrade zur Schau stelltet mit diesem Trunkenbold von Bezuchet und diesen drei oder vier Stümpern?

Ah! Mademoiselle Susanne! ich, der ich Dich... Euch... meiner Treu! um so schlimmer! ich bitte Euch. Auch gut, Du bist eine Boshafte, die mich toll macht und die alle Mühe, die man sich gibt, ihr zu gefallen, nicht zu erkennen weiß.

Ihr gefallt mir niemals, wenn Ihr den Lauten aufspielt.

Ah! um so besser, denn ich liebe diese Musik eben so wenig. Aber ich habe es aus Ehrgeiz gethan, um Euch Allen zu beweisen, daß ich besser bin als ein „Zunichtsgut", wie mein Vater sagt. Uebrigens, meine Susanne, muß ich mir nicht einen Beruf wählen, wenn ich dein Mann werden will?

Ja, Jean Louis, Du hast Recht. Aber ich habe mehr Ehrgeiz als Du; ich will nicht, daß Du ein Musikant seiest, sondern ein Artist.

Ein Artist! Ein Zahnausreißer?

Ei nein, mein Freund, ein Künstler wie Die, welche in den Conzerten von Lausanne spielen.

Und was muß für dieses geschehen?

Wenn man', wie Du, den Sinn für die Kunst hat, braucht man nur zu arbeiten und man gelangt dahin.

Ich habe also diesen Sinn?

Ja, mein Freund; aber es gehört noch etwas dazu: es bedarf Geld.

Ja, dies ist sicher ein Sinn, den ich nicht habe!

Nun, ich weiß, daß mein Vater mit dem Deinen übereingekommen, Dich in Lausanne zu unterhalten. Ich verhehle Dir nicht, daß meine Eltern nichts mehr verlangen, als Dich aus dem Dorfe zu entfernen. Du weißt, warum.

Ja, theure Susanne, aber wenn ich Künstler werde, wie Du sagst?

Nun, dann werden meine Eltern Dir nichts mehr zu verweigern haben; ich bin dessen sicher: mein Vater ist leidenschaftlich für die Violine eingenommen und meine Mutter liebt die Conzerte sehr.

Aber, seufzte Jean Louis und wurde bleich, ich werde Dich verlassen müssen.

Ach! mein Freund, ohne Zweifel. Aber versprich mir Eines. Wann Du zurückkommst, welches auch die Stunde des Tages oder der Nacht sei, komm hieher auf unsern Felsen und spiele die Arie, die mir an jenem Abend so viel Furcht gemacht hat. Wo ich mich befinde, ich werde sie hören, und ich werde wissen, daß Du es bist, der mich ruft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Epaven.

1720.

(Fortsetzung.)

Ich bin die Dienerin des Fräuleins v. Kerbran' erwiderte Femi hastig, und komme, Dir von ihr zu sagen, daß Du morgen Muth haben sollst; aber erst laß mich hier Deinen Arm besser sehen, meine armen Augen betrügen mich nicht, hier ist der Buchstabe R. und die Grafenkrone darüber, sieh, gerade wie bei mir ....

Sie zog ihren gestreiften Aermel zurück, und zeigte denselben Buchstaben an derselben Stelle.

Sicher haben wir denselben Herrn angehört, sagte sie, dieses ist das Zeichen des Grafen v. Rethel; Du bist auf einer seiner Besitzungen geboren, oder er hat Dich gekauft; sage, weißt Du es?

Der Mulatte fiel auf die Strohmatte zurück, indem er ein verneinendes Zeichen machte.

Digitized by Google

Gleichviel! fuhr Femi fort, der Herr Graf hatte zwei Pflanzungen, Caſeneuve und Mornes, dort biſt Du ohne Zweifel geboren. Aber wie kommt es, daß Du Dich deſſen nicht entſinnſt? Man hat Dich wohl ſehr jung weggebracht oder verkauft? Jeſus! welche Entdeckung!

Die Negerin nahm die Lampe, und hielt ſie einen Augenblick vor Donatian's erſtauntes Geſicht.

Ach, rief ſie, ich erinnere mich, jetzt erkenne ich Dich, es giebt nicht viele Leute von Deiner Race auf dieſer Inſel; ich erkenne das Blut, welches unter dieſer kupferähnlichen Haut kocht; Deine Mutter war eine Caraïbin, man nannte ſie Becouya . . . .“

Meine Mutter! Du haſt meine Mutter gekannt! unterbrach ſie Donatian mit großer Rührung; es iſt leider das erſte Mal, daß man von ihr ſpricht. Diejenigen, welche ſich meiner annahmen, wußten nicht einmal ihren Namen. Becouya: ich entſinne mich jetzt! ich ſehe ſie noch vor mir. Und du weißt alſo? . . . Sie war eine arme Sklavin?

Ja, erwiederte die gute Negerin ganz gerührt, ſie war eine ſchöne Sklavin; Du biſt das Kind, mit welchem ſie in das Carbetgebirg ging und ſich maronirte. Arme Becouya! Sie war dort unten an den heißen Quellen geboren, in einem großen Dorfe, welches von den Weißen verbrannt ward. Es iſt ſchon lange her. Der Vater des Herrn La Rebeliere, der nur ein armer Angeworbener war, ſchlug ſich ſo tapfer, daß er ſeinen Theil an den Gefangenen erhielt; man gab ihm Becouya, und er verkaufte ſie an den Herrn Grafen. Sie erzählte mir oft von ihrem Dorfe. und als ſie die Flucht ergriff, dachte ich, ſie ſey nach jener Seite hingezogen; aber ſie wird weder Hütte, noch Lebensmittel mehr gefunden haben.

Ach! ich war ganz klein, aber ich erinnere mich deſſen noch. Arme Mutter! wir haben ohne Obdach und ohne Kleidung in den Wäldern gelebt. Oft hungerten wir. O, welch ein Elend! ich weiß nicht, wie lange dieſes Leben gedauert hat. Einsmals legte ſich meine Mutter unter einem Palmbaum nieder und ſtand nicht wieder auf . . . . Ich blieb lange bei ihr; dann ward ich von Furcht befallen und lief davon . . . . Ich weiß nicht, wie viele Tage ich ſo herumgeirrt war. Ich war dem Tode nahe, als mich Jäger fanden, mich nach der Pflanzung von Cnambuc führten, und ſeitdem . . . . Aber warum haſt Du mich gezwungen, dieſe fürchterlichen Erinnerungen zu erwecken? . . . O mein Gott! muß ich denn als Sklave ſterben, wie ich geboren worden bin? . . .

Heilige Mutter Gottes! verzweifle nicht ſo. Das Fräulein von Kerbran hat vielen guten Willen für Dich; ſie iſt eine kluge, mitleidige Perſon, und befiehlt Dir, ruhig zu ſein und Vertrauen in ſie zu haben.

Ich werde ihr gehorchen; ſie will, daß ich lebe, und ich werde leben, antwortete Donatian mit düſterer Ergebung; ja, ich werde leben, bis Gott mich von dieſer Welt abruft; als ich hierher gebracht wurde, hatte ich gehofft, daß es bald aus ſein werde.

Femi hörte ihn nicht mehr; ſie ſchien ganz in Gedanken verloren.

Gute Nacht und glückliche Reiſe, ſagte ſie, raſch aufſtehend; es ſcheint mir, daß ſich alles anders machen wird, als man denkt.

Sie warf noch einen Blick auf das unauslöſchliche Zeichen, welches Donatian am Arme trug, und entfernte ſich, indem ſie ſo ſchnell lief, als es ihre alten Beine erlaubten.

Gebieterin, rief ſie, in Cäciliens Zimmer tretend, was giebſt Du mir für die gute Neuigkeit, welche ich Dir bringe? Es handelt ſich nicht mehr darum, den Eraven zu kaufen, er gehört von Geburt an Dir.

Wie? ſagte ſie erſtaunt.

Er gehört Dir, weil er auf Deiner Pflanzung geboren iſt und Dein Zeichen trägt.

Die Negerin erzählte die Entdeckung, welche ſie gemacht hatte.

Er gehört Dir, wie ich, fuhr ſie fort; der Beweis ſteht auf ſeinem Arm geſchrieben, wie auf dem meinigen, wie auf dem aller Sklaven des Grafen von Rethel, deſſen Erbin Du biſt; er iſt, was ich bin, nur mit dem Unterſchiede, daß nicht ein Tropfen weißes Blut in meinen Adern fließt.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ausgeben heißt nicht haben.) Die „Berliner Gerichtszeitung“ erzählt Folgendes: Die Reclamationen gegen den bisherigen Anſatz der Einkommenſteuer in Berlin ſind in ſolchem Maße eingegangen, daß die zur Einſchätzungs-Commiſſion gehörigen Bürger ſchon ſeit vielen Wochen nichts weiter zu thun haben, als ſich mit ihren angeblich überſchätzten Mitbürgern herumzuſtreiten. Glücklicherweiſe kommen dabei aber auch hin und wieder Verhandlungen vor, welche die gute Laune wieder herſtellen. Da fand vor Kurzem zwiſchen einem Mitgliede der Einſchätzungs-Commiſſion und einem hieſigen Einwohner, der ſich für überſchätzt hielt, folgendes Geſpräch ſtatt. Mein Herr, ich bin auf ein Einkommen von 4000 Thlr. abgeſchätzt, ich nehme jedoch nur 1000 Thlr. ein, habe alſo keine Betpflichtung, Einkommenſteuer zu bezahlen. — Aber, ſo entgegnete das Mitglied, Sie bewohnen doch in der Friedrichsſtraße eine Wohnung, die 400 Thlr. Miethe koſtet? — Ja wohl, mein Herr, iſt die Antwort. — Ferner, ſo fährt das Mitglied fort, halten Sie ſich zwei Dienſtmädchen. — Sehr richtig, iſt die Antwort, ich halte ſogar außerdem noch einen Mann, der mein Pferd zu beſorgen hat. — Sie geben alſo, geht das Geſpräch weiter, noch mehr zu, als ich bisher gewußt habe, Sie halten ſich alſo auch ein Pferd? — Gewiß, mein Herr, ſagte der Reclamirende. — Außerdem machen Sie, wie wir genau wiſſen, alljährlich mit Ihrer ſtarken Familie eine Badereiſe und Sie wollen behaupten, daß

Digitized by Google

Sie alle diese Ausgaben mit einem Einkommen von 1000 Thlr. bestreiten können? — Wer hat denn so etwas behauptet, entgegnete jetzt ärgerlich der Reclamirende. — Nun, dann haben Sie doch mehr Einkommen als 1000 Thlr.? — Nein, das habe ich nicht, denn was ich mehr gebrauche, das borge ich mir, war der Schluß des Gespräch's.

(Ein Fisch als Zeuge vor Gericht.) Vor den Assisen zu Strafford in England trug sich kürzlich folgende sonderbare Scene zu: Ein Fabrikant war von dem Pächter einer Flußfischerei verklagt worden, daß durch die Gase, die aus der Fabrik des ersteren mittelst Röhren in das Flußbett ausströmten, alle Fische zu Grunde gingen und er dadurch einen bedeutenden Schaden erleide. Um sich von der Wahrheit der klägerischen Behauptung zu überzeugen, verlangte, die Juri, daß ein munterer Fisch vor dem Gerichtshof in ein Becken mit von Gasen geschwängertem Flußwasser geworfen werde. Dies geschah denn auch wirklich, und unter dem lauten Gelächter der Zuhörer wurde ein „stummer Zeuge" in Gestalt einer lustigen lebensfrohen Forelle in das Wasser geworfen. Schon nach wenigen Minuten begann sich jedoch dieselbe sichtlich sehr unbehaglich zu fühlen, und nur der Milde der Jury, die in diesem Civilprocesse nicht das Leben eines Zeugen gefährden wollte, hatte es die Forelle zu danken, daß sie aus dem gefährlichen Wasser erlöst und wieder in ihr eigentliches Element gebracht werde. Es versteht sich von selbst, daß der Kläger durch diese schlagende Beweisführung sogleich ein günstiges Urtheil für sich erwirkte.

(Chinesische Apotheke.) Die chinesische Medizin ist reich an Heilstoffen. Man zählt in den chinesischen Apotheken an 442 Heilstoffe aus den drei Naturreichen. Davon gehören 314 dem Pflanzen-, 78 dem Thier- und 50 dem Mineralreiche an. Daunter befinden sich Vogelnester, getrocknete rothgefleckte Eidechsen, die frischen Spitzen des Hirschhorns, Hundefleisch, Wallfischzähne, Austernschalen, Schlangenhaut, Haifischmagen und Haifischflossen, Bärengalle, Präparate aus menschlichen Excrementen, Kaninchenkoth, getrocknete Blutegel und Erdwürmer, rother Marmor und dergleichen schöne Sachen mehr.

In Kanagawa fand am 10. Jan., wie ein batavisches Blatt erzählt, die Hochzeit des Taikoon, des weltlichen Kaisers mit der Tochter des Mikado, des geistlichen Kaisers statt. Die Prinzessin ist 16 Jahre, fast ebenso alt als ihr durchlauchtigster Gemahl und heißt Shing Shi Nai Shing Wo Waka Mya und soll von bewundernswürdiger Schönheit sein. Seit drei Wochen wohnte sie bereits in der Nähe des Palastes ihres Gemahls, doch ist sie erst heute in die Gegenwart des Kaisers zugelassen worden. Das Hochzeitsgemach des Kaisers, ganz mit rothem Sammt ausgeschlagen, worin die prächtigsten Goldstickereien, Blumen und Vögel darstellend, gearbeitet sind, hat in den vier Ecken prächtige japanische Blumenvasen, voll der schönsten Blumen. Neben dem Schlafgemach befindet sich ein Badezimmer und die Seiten des Bassins sind aus Spiegelglas und vergoldeter Bronze. Beim Einzuge der Prinzessin in Jeddo war Befehl gegeben worden, daß alle Anwohner der Straßen, durch welche die Prinzessin mit ihrem mit weißen Ochsen bespannten Wagen zog, drei Tage lang ihre Häuser und Fenster geschlossen halten und weder ihre Häuser verlassen noch Feuer anzünden durften.

(Rache aus Eifersucht.) Dem „Kol. Kölöny" wird aus Fosjan der nachstehende traurige Vorfall berichtet: Um die Hand der Tochter unseres als Pächter in der Nähe Fokjans wohnenden Landsmannes bewarb sich ein Ungar, der Arzt B., und ein griechischer Pächter Ch. Das Mädchen gab dem Ersteren den Vorzug. Einige Tage nach der Verlobung wird der Pächter Ch. krank und schickt um den Arzt B., der auch zu dem Patienten eilt, aber diesen durchaus in keinem gefährlichen Zustande findet. Man händigte ihm ein reiches Honorar ein und nöthigt ihn, vor seiner Heimkehr noch einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Der Arzt nahm einiges zu sich und begab sich auf den Heimweg; bald aber wurde er von Schmerzen überfallen, die ihm keinen Zweifel darüber ließen, daß er vergiftet worden sei. Er eilte in die Apotheke, aber jede Hilfe war vergeblich, er konnte nur noch einige Zeilen an seinen Vater schreiben und verschied bald unter schweren Leiden. Der herbeigeeilte Vater ließ den Leichnam seciren, und man fand in demselben eine große Quantität Arsenik.

Geschichtliches.

Freunden der fränkischen Geschichte theilen wir nachstehend einzelne bisher minder bekannte Aufzeichnungen aus seltenen alten Büchern mit: In einer Felsenschlucht des Miltenbergs hauste einst eine Melusine, halb Drache, halb Jungfrau, welche sich zu gewissen Zeiten sehen ließ und von einem Rhönbewohner gebannt wurde.

In dem Bassin des Gartens zu Galbach, welcher um 1700 als ein irdisches Eden und Elysium gerühmt wird, wurden 1690 die ersten Goldkarpfen in Deutschland gezogen.

Den Carthäusern zu Heidszell bei Tückelhausen gebührt das Verdienst, zuerst auf die seltsamen Blumengestalten der Orchisarten aufmerksam gemacht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 52. Donnerstag den 1. Mai. 1862.

Liebe und Ehrgeiz.

(Nach dem Französischen des William Raymend.)

(Fortsetzung.)

Wenige Tage nach dieser Unterhaltung war Jean Louis bereit, in die Hauptstadt zu reisen, als ein gewichtiges Hinderniß beinahe alle seine Plane umgestürzt hätte.

Und meine Violine, sagte er zu sich, ich kann sie nicht mit fortnehmen. Sie gehört dem Vater Bezuchet.

Und er lief zu seinem alten Meister, um sie ihm zurückzugeben.

Behalte sie, mein Bursche, sagte der Alte. Ich möchte deren nene haben, um sie dir zu geben; aber unter uns, ich habe sagen hören, daß die alten nicht die schlechtesten sind.

Und so begab sich denn Jean Louis auf den Weg, indem er drei köstliche Excliteine mit sich nahm: die Liebe Susannens, die Violine des alten Schusters und ein Herz erfüllt von goldenen Träumen.

Die Musik ist unter allen Künsten die, welche am wenigsten einen allgemeinen Unterricht verlangt. Man kann unwissend sein wie ein Schulmeister und sehr gut in der Musik reüssiren. Jean Louis, der nicht viel gelernt hatte, machte alsbald bemerkenswerthe Fortschritte auf seinem Instrumeate; gleichwohl empfand er bald das Verlangen, sich zu unterrichten. Er konnte ein wenig lesen, schreiben und rechnen wie jeder waadtländer Bauer. Was Literatur betrifft, so kannte er einige Volkslieder, deren Melodien ihn mehr als die Worte interessirten, und einige Kapitel aus den Mysterien von Paris, die er beim Kleistern der Papierdüten für den Krämer des Dorfes gelesen hatte.

Intelligent wie er war, hatte er bald die Mängel seiner Erziehung nachgeholt und nach zwei Jahren war er nicht mehr zu kennen.

Eines Morgens schellte es an der Thüre des Pfarrhauses von Les Planches. Die alte Magd lief ganz erschrocken zur Frau Pfarrerin und meldete, daß ein schöner Herr eingelassen zu werden verlange. Die arme Dame, die im Küchen-Negligee war, glaubte eine Robe anziehen zu sollen, und rief ihrer Tochter, diesen Herrn eintreten zu lassen. Susanne warf hastig einen Kragen um und zog Manchetten an und ging zu öffnen.

Als sie Jean Louis unter dem städtischen Kleide des jungen Künstlers erkannte, stieß sie einen Freudenschrei aus. Einige Liebkosungen waren bald ausgetauscht vor der Ankunft der Mutter. Diese, ganz beschämt über ihren Kleiderwechsel, wollte in Zorn gerathen, als sie den jungen Kuhhirten erkannte, der die Augen auf ihre Tochter zu werfen gewagt hatte. Als aber Jean Louis ihr Billete zu seinem ersten Konzerte, das demnächst stattfinden sollte, überreicht hatte, lächelte sie bei der Aussicht auf eine Reise nach Lausanne. Der Pastor bekomplimentirte seinen Schützling über sein gutes Aussehen und versprach ihm, mit seiner Familie zu kommen und ihn zu hören.

Der große Tag war gekommen. Jean Louis suchte, nachdem er sich dem Publikum vorgestellt, sofort Susannen, und als er sie in seiner Nähe bemerkt hatte, auf einer der dem Orchester nächsten Bänke, schloß er die Augen zur Hälfte, um nichts weiter als sie zu sehen. Dann glaubte er sich auf den Felsen versetzt, mit den mächtigen Eichen über seinem Haupte, und zu seinen Füßen den kleinen Pfad, die Gesträuche und den im Nebel verschwimmenden See. Er überließ sich gänzlich der Inspiration dieser Erinnerungen.

Bravos und wiederholtes Händeklatschen weckten ihn aus seinem Traume. Da erkannte er sein Talent. Den ganzen Abend heraufwie ihn das entzückte Publikum mit Lobeserhebungen und Weihrauch.

Am andern Morgen erschienen Susanne und ihre

Digitized by Google

Eltern vor ihrer Rückkehr in's Dorf bei ihm. Der gute Pastor drückte ihm mit Enthusiasmus die Hände, die Frau Pastorin machte ihm drei Reverenzen und Susanne erröthete vor Stolz.

Bei der Heimkehr aus dem Conzert hatt. sie in geschickter Weise ihren Eltern Alles erzählt. Sie hatten nicht allein ihre Wahl gebilligt, sondern ihr noch Glück gewünscht, zu dem Scharfsinn, mit dem sie die künftige Größe des jungen Kuhhirten errathen.

Mein Freund! sagte der Pastor zu Jean Louis; ich weiß Alles. Eure Liebe für meine Tochter ist mir bekannt und ich gebe sie Euch.

Jean Louis antwortete nicht. Er blieb träumend und nachdenkend an der Seite Susannen's die von Glück strahlte. Die guten Alten, ganz verloren in ihre neuen Entwürfe, bemerkten nichts davon; aber als die jungen Leute sich allein befanden, warf sich Susanne ganz in Thränen in die Arme ihres Freundes.

Ach, Jean Louis! rief sie, ich sehe wohl, daß Du mich nicht mehr liebst!

Susanne, erwiederte der junge Künstler; ich liebe Dich wie sonst; aber ich muß Dich noch auf einige Zeit verlassen. Ich muß Paris sehen und da nach einem größeren Maßstabe studiren. Ich bin noch sehr ferne von dem Ziele, das ich mir vorstecke. Sonst hätte ich mich glücklich geschätzt, in meinem Dorfe zu bleiben und daselbst bescheiden an Deiner Seite zu leben. Aber Du selbst hast mir weitere Aussichten eröffnet, und Du kannst mich nicht tadeln, wenn ich mich von ihnen locken lasse.

Mein Freund, mein Freund! schluchzte Susanne, dieser Ehrgeiz wird uns verderben.

Nein, meine Vielgeliebte, ich werde zurückkehren; denn der Ehrgeiz macht nicht glücklich, und eines Tages, bald vielleicht, wird dieses Fieber vergehen, um mich an das Glück denken zu lassen. Dann werde ich wiederkommen und es auf dem Felsen suchen, wo es mich erwartet.

II.

Susanne, allein in dem Dorfe geblieben und nur von Erinnerungen lebend, verrichtete gewissenhaft ihre tägliche Wallfahrt zu dem kleinen Felsen. Da las sie und las sie wieder die Briefe ihres Vielgeliebten, und schwankte ihr armes Herz zwischen der Freude, ihn die erhabenen Stufen der Kunst erklimmen zu sehen und der Furcht, ihn zu verlieren.

Die ersten Briefe des jungen Künstlers, die er einfach Jean Louis unterzeichnete, sprachen ein wenig von Kunst und viel von Liebe.

Ich wohne, schrieb er, in einem bescheidenen Hotel des Quartier latin, das wie eine kleine Stadt in einer großen Stadt ist, wie die Antichambre des eigentlichen Paris. Es ist hier, daß die Tausende von Ambitionen kreuzen, von denen ein kleiner Theil so glücklich sein wird, auf der andern Seite des Wassers aufzublühen. Studenten, Maler, Poeten, Musiker, Architekten, die ganze bleiche und fieberhafte Masse der Arbeiter der Intelligenz wohnt hier, provisorisch, in Zimmern von 6 Fuß im Viereck oder auch in armseligen Mansarden, von denen man Myriaden von Schornsteinen dem Azur des Himmels den Raum streitig machen sieht. Paris hat übrigens auf mich keine großartige Wirkung gemacht: kein Palast, kein Denkmal ist mir gleich Anfangs besonders aufgefallen. Es ist jedoch in der Luft, die man hier athmet, eine Art magnetischer Emanation, die von einer Million intelligenter Geister auszuströmen scheint und die Einbildungskraft erhebt und erweitert. Ich begreife, daß man hier mehr Dichter sei, als auf unsern Fluren. Dort drückt nieder und demüthigt die Majestät der Natur die Kühnheit des Gedankens, und der Mensch erscheint zu klein vor der Schöpfung, um den Kampf mit ihr zu wagen. Hier im Gegentheil schmeichelt das Werk des Menschen überall den Blicken des Menschen; die vollkommensten Denkmäler dienen seinem Stolze zum Piedestal, und er begreift, daß die Kunst zu seinem Gebiete gehört, und daß es in dem, was er bewundert, nichts gibt, was sein Genie, einmal entwickelt, nicht erreichen könne. Dabei aber vergaß unser junger Enthusiast nicht, ihr hundertmal zu wiederholen, daß ihr Bild über allen anderen schwebe.'

Es ist hier, rief er aus, in diesem Paris voll von Luxus und Leichtfertigkeit, daß ich Dich in meinem Herzen über diese ungesunde Atmosphäre erhebe wie eine Vermittlerin zwischen mir und der göttlichen Reinheit!

In einem zweiten Briefe erzählt er seinen Besuch in der großen Oper:

Diesen Abend bin ich mit zwei Landsleuten hingegangen Zu my Geilto tanzen zu sehen. Es ist eine kleine Blondine, zart, mit Augen voll junger Gedanken und deren halbgeöffneter Mund einer Rose des Frühlings gleicht. Ei nun! sagte ich zu meinen Landsleuten: dies ist wohl der hübscheste Mund von der Welt, aber ich kenne einen noch viel köstlicheren, der auf dem meinen geruht hat! Es war ein Bedürfniß für mich, es ihnen zu sagen. Du wirst es mir verzeihen, denn Du kennst meine Natur; wenn ich schöne Sachen sehe oder höre, dieses Orchester von tausend entzückenden Stimmen, diesen herrlichen Saal von Sammt und Gold, die funkelnden Toiletten der Zuschauerinnen, diese lustigen Tänzerinnen, unter den schönsten Frauen von Paris ausgewählt, alles Das, was die Welt beneidet, was sie bewundert, — dann erhebt sich eine Stimme in mir, die allem diesem spottet. Dein Bild taucht empor und verlöscht die andern alle, und ich fühle mich den ersten Menschen in der Schöpfung. Ich hatte jedoch zwei oder drei köstliche Gemüthsbewegungen. Einige Frauengestalten, in einer gewissen Weise verklärt, haben mir so lebhaft die deine zurückgerufen, daß ich mich kaum fassen konnte. Alle Tage seitdem, bei der Wendung einer Straße, unter den Schatten einer Promenade, überall glaube ich dich zu entdecken. Dann stürze ich mit der Hoffnung eines Herzens, das an keine

Digitized by Google

Unmöglichkeit glaubt, vorwärts, und wenn ich meinen Irrthum erkenne, ist es ein Becher voll Bitterkeit, den ich leere.

So waren die ersten Briefe von Jean Louis. Susanne hüpfte vor Freude und Hoffnung auf ihrem einsamen Felsen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Epaven.

1720.

(Fortsetzung.)

Ist das alles möglich, was Du mir da sagst? fiel ihr Cäcilie bewegt ein. Aber Du mußt wissen .... Du mußt Dich seiner Mutter erinnern?

O ja, gewiß. Es sind, ich weiß nicht, wie viele Jahre, denn unser eins zählt nicht; es ist also sehr lange her, daß Becouya auf der Pflanzung von Caseneuve wohnte. Sie war ein schönes Mädchen, ein wenig traurig und sehr unterwürfig, von wahrer Caraibenrace. Sie arbeitete immer in dem Hause, und ich habe sie in feinen Leinwandhemden, gestreiften Röcken, und sogar in Schuhen gesehen. Sie gebar einen schönen, fast weißen Knaben, und war stolz auf ihn. Niemals ging sie aus. Einmal jedoch gerieth der Herr in Zorn gegen sie, und befahl dem Aufseher, sie zwischen die vier Pfähle zu befestigen und ihr neun und zwanzig Hiebe aufzuzählen. Es fehlte nicht ein einziger an ihrer Rechnung. Aber in der darauf folgenden Nacht ging sie mit ihrem Kinde davon, und man hat sie seitdem nicht wieder gesehen. Das alles muß in dem Buche des Verwalters Mathias geschrieben stehen, der Name Donatians und der seiner Mutter muß darin aufgezeichnet sein.

Aber sein Vater? fragte Cäcilie.

Sein Vater? es war damals nur ein einziger Weißer auf der Pflanzung, und das war der Graf von Rethel, Dein Oheim, sagte Fremi mit vieler Gutherzigkeit.

Das junge Mädchen verbarg sein erröthendes Gesicht in seine Hände.

Mein Gott! rief Cäcilie nach einem Augenblick des Nachdenkens, was ist jetzt zu thun? Es ist mir erinnerlich, von La Rebeliere gehört zu haben, daß der alte Herr kein Recht mehr habe, sobald der Epave ein Mal verkauft sei. Fremi, wir müssen augenblicklich nach Mornes eilen und den Rath des Verwalters einholen, er soll mich in dieser Sache leiten. Geschwind zu Pferde; mit dem schwarzen Gesetzbuch in der Hand, und von meinem Anwalte unterstützt, werde ich mein Recht geltend machen können. Aber wir müssen eilen. Gebe Gott, daß wir noch zur rechten Zeit kommen.

6.

Die Strandkirche war ein Gebäude von ziemlich ärmlicher Architektur, welche dem Kloster der Predigergemeinde angehörte; vor ihrer Façade befand sich ein großer, mit Orangenbäumen eingefaßter Platz, worauf einige bevorzugte Familien begraben wurden. Eine niedrige Mauer mit einem Gitterthore schloß den Kirchhof nach der Straßenseite zu. Dieser Ort ward nur an Tagen großer religiöser Feierlichkeiten geöffnet, und die Vorübergehenden, welche vor dem Gitter stille standen, erblickten nie etwas anderes, als Mönche, welche in dem Schatten der Gräber ihr Brevier lasen. Vor dieser Kirchhofsmauer wurden die öffentlichen Versteigerungen gehalten.

La Rebeliere hatte seine Befehle ertheilt, daß das Ausgebot unmittelbar nach der Messe stattfinden sollte. Ein über zwei Fässer gelegtes Brett bildete eine Art Tisch, worauf man die menschliche Waare zur Schau ausbot; hinter demselben stand der Ausrufer, und in seiner Nähe saß Donatian mit vier oder fünf Neger auf einer Bank. Man hatte ihnen die Fesseln abgenommen, aber einige Mann von der Marechaussee bewachten sie. Die Straße war voll Leute, und die Neugierigen und Käufer stritten sich um die besten Plätze.

La Rebeliere's Haus stand der Kirche gegenüber, und aus seinen Fenstern konnte man bequem alles sehen, was vorging, aber Niemand zeigte sich noch; alle Vorhänge waren herabgelassen und die Thüre verschlossen. Frau v. La Rebeliere hatte gleich nach ihrer Ankunft die erste Messe gehört, und nach verrichteter Andacht sich niedergelegt, indem sie eine außerordentliche Müdigkeit vorgab; aber sie ruhte nicht, und wenn ihr Mann das Batisttuch berührt hätte, welches sie über ihr Gesicht geworfen hatte, so hätte er schweigende Thränen hindurch fühlen können.

Er ging im seidenen Rock, den Degen an der Seite, und das Gesicht von grausamer Freude strahlend, im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er vor dem Bette stehen und betrachtete lächelnd seine Frau.

Liebes Herz, sagte er endlich, Du wirst jetzt aufstehen, die Versteigerung beginnt in einer kleinen Viertelstunde; man hat so eben die Waare gebracht.

Die junge Frau erhob sich rasch und sagte: So laß uns gehen; Du siehst, daß ich bereit bin.

Ihre Negerinnen kleideten sie eilig an, während sie unbeweglich da stand, und durch das halb offene Fenster sah. In diesem Augenblick beherrschte ein tiefes Gefühl von Mitleid und Gerechtigkeit ihre Leidenschaft; sie hätte willig ihr Vermögen, ihr Leben, ja sogar ihre Liebe geopfert, um Donatian zu beschützen und ihn an La Rebeliere zu rächen. Ihr Herz schlug mit ungeheurer Heftigkeit. La Rebeliere näherte sich ihr, und ihren Arm berührend, sagte er: Siehst Du?

Es war Donatian, den er ihr zeigte. Der Unglückliche saß gebückt auf seiner Bank, das Gesicht in die Hände verborgen; ein Rock von grober Leinwand bedeckte seine Schultern, und seine Füße waren nackt, wie es Sitte bei den Sklaven war.

Ja, ich weiß es wohl, es ist der Epave, denn Du kaufen willst, erwiderte sie mit kalter Ruhe; es ist der schönste Mann, denn ich in meinem Leben gesehen habe.

Digitized by Google

La Rebelliere ward blaß vor Wuth, und bot seiner Frau den Arm, indem er sagte: Ich werde ihn zu meinem Sänfteträger machen, liebe Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Assisenhof des Seinedepartements hat am 15. über den Banknotenfälscher Girard das Urtheil gesprochen. Girard ist zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Der Prozeß hat viel Aufsehen gemacht. Girard hat es in der Fälschung von Werthpapieren zu einer bis jetzt vielleicht nie erreichten Meisterschaft gebracht. Nach einem sehr abenteuerlichen Leben — er hatte fast ganz Amerika durchzogen und war schon einmal in Louisiana wegen Fälschung verurtheilt worden und nur wie durch ein Wunder dem Strick entgangen — kam er 1852 nach Frankreich, und wußte sich bei einer angesehenen Familie im Departement der niederen Charante so zu insinuiren, daß er die Tochter zur Frau bekam und wie es scheint durch sie in den Besitz des Schlosses und der Domaine Gâtebourse gelangte. Hier begann er die Fabrikation und Emission der falschen Bankbillets. Um allen Verdacht von sich abzuwenden, lud er die namhaftesten Personen der Umgegend, auch den Unterpräfekten, zu sich ein und in Paris machte er sich den ehemaligen Chef der Sicherheitspolizei, Tenaille, jetzigen Polizeicommissär, zum guten Freunde: die beiden Herren soupirten, jagten zusammen und hatten zum Ueberfluß zwei Schwestern als Maitressen. Die Bank hatte natürlich die gründlichsten Nachforschungen nach dem Urheber der Fälschungen und dem Ort, von wo sie ausgingen, anstellen lassen. Dabei hatte es sich herausgestellt, daß die meisten falschen Noten durch die Succursale der Bank in Angoulême eingingen. Girard selbst war ihr in Folge davon verdächtig geworden, aber der Agent, der mit seiner Ueberwachung beauftragt war, vergriff sich in der Person; er überwachte den Bruder Girard's, einen durchaus rechtlichen und sehr reichen Mann. Die Ausgabe von falschen Noten, die in Folge dieser Nachforschungen nachgelassen hatte, wurde jetzt wieder eifriger betrieben; die Bank hat seitdem jährlich etwa für 40,000 Frs. falsche Billets von der Fabrikation Girau'ds auszuzahlen gehabt. Eines Tages machte Girard selbst dem Generalsecretär Marsand, dem er sich durch seinen Freund Tenaille vorstellen ließ, einen Besuch. Diese Dreistigkeit sollte ihm aber verhängnißvoll werden. Herrn Marsand kam der Mann verdächtig vor und er beauftragte Tenaille, ihn genau zu überwachen. Tenaille reiste zu dem Ende nach Gâtebourse, wurde von seinem Freunde auf das gastlichste aufgenommen — und mitten unter den Vergnügungen entlockte er ihm nach dreiwöchentlichem Aufenthalt sein Geheimniß. Bei einer Haussuchung fand man nicht allein Bündel falscher Noten, denen nur die handschriftliche Unterzeichnung fehlte, sondern auch die Pressen und die mechanischen Aparate und zuletzt selbst, im Innern eines leeren Fasses versteckt, die Kupferplatten, wodurch das Verbrechen Girard's bis zur Evidenz constatirt wurd. — Hand in Hand mit der Geschicklichkeit der Fälschung ging bei Giraud die Vorsicht in der Emmission seiner Papiere. Er gab nicht mehr aus als er unbedingt nöthig hatte — im Ganzen in 8 Jahren für nicht mehr als 180,000 Fr.; von Zeit zu Zeit stellte er die Emission ganz ein. Um vollends den Verdacht von sich abzulenken, that er, als wenn er fortwährend in Geldverlegenheit sei, ließ sich sogar einmal in Faillite erklären. Bei den früher von ihm ausgegebenen Billets hatte er den Strich durch das t in dem Worte controleur auf den ächten Noten vergessen. Die Bank machte in einer Bekanntmachung hierauf, als das beste Kriterium für die Unterscheidung zwischen den ächten und falschen Billets aufmerksam; alsbald corrigirte natürlich G. denselben, die späteren falschen Billets hatten ein tadelloses t. Als ausgezeichneter Graveur war übrigens Giraud bekannt; der Credit-Foncier hatte ihm einst den Stich seiner Obligationen übertragen; auch hatte er, seiner Versicherung nach, ein Sicherheitspapier erfunden und das Geheimniß der Bank für den Preis von 300,000 Frcs. angeboten, worauf diese jedoch nicht eingehen wollte. Erst nach dieser Abweisung will er sich in Frankreich auf die Falschmünzerei gelegt haben.

Vor einigen Tagen starb in London ein reicher Mann, Namens Budd, der im Testament die Bestimmung getroffen hatte, daß seine zwei Söhne ihr Erbtheil verlieren sollten, falls sie sich je einen Schnurrbart wachsen ließen.

Geschichtliches.

Auf dem Berge hinter Maßbach liegt ein Einhorn begraben, welches, als das gesammte Thierreich vom Vater Noah in die rettende Arche eingeführt wurde, auf seine Größe und Stärke pochend, draußen blieb und in den Fluthen seinen Untergang fand.

Der wandernde Wundarzt Hieronymus von Braunschweig traf 1530 zu Würzburg einen Goldschmied, der seiner Kunstfertigkeit halber weit und breit berühmt war und deßhalb als in dem Besitze zauberischer Künste gefürchtet stand. Unter vielen Meisterwerken zeigte er einen auf eine entzwei gebrochene Nadel gravirten Löwen im Kampfe mit dem riesenhaften Simson.

Die drei Regenbogenschüsseln, welche bei Erbsthausen von einem Hirten auf dem Felde gefunden wurden, veranlaßten die erste antiquarische Abhandlung über diese merkwürdigen Münzen, welche neuerdings in den Schriften der k. Akademie zu München Gegenstand historischer Untersuchung geworden sind.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Digitized by Google

image
not
available

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 53. Sonntag den 4. Mai. 1862.

Liebe und Ehrgeiz.

(Nach dem Französischen des William Raymond.)

(Fortsetzung.)

Später unterzeichnete er Louis des Planches, und erzählte von seinen Erfolgen und von seiner Einführung in das Orchester der Italiener.

Allmälig begann er ein wenig mehr von Kunst als von Liebe zu sprechen; und aller dieser Glanz, den er so sehr verachtet hatte, wurde unmerklich sein Idol.

Susanne tröstete sich dabei mit der Bewunderung dieses Talents, das sie errathen und zuerst auf die Bahn des Ruhms gestoßen hatte. Und ein wenig Stolz mischte sich in ihre Liebe.

Bald jedoch wurden die Briefe seltener und kürzer. Der Winter näherte sich, die Geschäfte mehrten sich um so viel mehr, die Zeit zum Schreiben fehlte.

Endlich ging ein Monat dahin, ohne der armen trostlosen Geliebten eine Nachricht zu bringen. Eine geheime Hoffnung sagte ihr noch, daß ihr Freund vielleicht sie überraschen wolle, daß er unerwartet ankommen, daß sie eines schönen Tages seine Violine sie in den Wald rufen hören werde mit jener leidenschaftlichen Stimme, die sie wohl kannte.

Manchmal an den kalten Abenden des Dezembers, wenn sie entfernte Töne in dem Forste hörte, horchte sie auf und glaubte die langen klagenden Noten der Violine Jean Louis' zu erkennen. Dann lief sie durch den Schnee und die entblätterten Gebüsche bis zur geliebten Stelle. Aber der Gipfel des Felsens war stets öde, und das Geräusch, das man vom Dorfe hörte, war nur das Sausen des Windes in den großen Aesten der Eichen.

Mehrere Monate noch verflossen, ohne Susannen den mindesten Trost zu bringen. Ihre Wangen, unlängst so frisch, erbleichten wie eine Blume ohne Sonne; ihre schönen schwarzen Augen wurden hohl, und die ganze schöne Blume, erst noch so lebensvoll, neigte sich auf ihrem Stengel im Winde des Unglücks.

Die armen trostlosen Eltern wandten Alles an, was ihre erfindungsreiche Zärtlichkeit ihnen an die Hand gab, um sie zu zerstreuen. Sie suchten sogar sie zu verheirathen; aber ihr Herz war todt für jeden Andern als für Jean Louis, und ihre Traurigkeit wuchs nur.

Sie bat ihren Vater, nach Paris zu schreiben und bei seinen Bekannten Erkundigungen über den jungen Künstler einzuziehen. Aber die Freunde des guten Pastors frequentirten nicht die Welt der Künste, und konnten nur die schmeichelhaften Dinge bestätigen, welche die Kritiken der Journale von Zeit zu Zeit von dem waadtländischen Violinisten erzählten. Indeß glückte es ihnen, sich einige Romanzen des jungen Componisten zu verschaffen, welche sie sich beeilten dem Vater Susannen's zu schicken. Die eine dieser Romanzen war Mademoiselle Therese C..., Sängerin der italienischen Oper, gewidmet und mit einem hübschen lithographirten Portrait geschmückt, das eine quälende Eifersucht sofort Susannen als das ihrer Nebenbuhlerin bezeichnete.

Ach! dachte sie, das ist es also, was er mir hat verbergen wollen. Darum hat er mir nicht selbst die ersten Produktionen geschickt, die zu singen mich so glücklich gemacht hätte.

Eines Tages erhielt der Pastor einen Brief aus Paris, den er, sobald er ihn gelesen, den Augen seiner Tochter zu verbergen suchte. Er war bleich geworden, aber diese Bewegung Susannen nicht entgangen.

Mein Vater, flehte sie, sagen Sie mir doch, was dieser Brief enthält. Ich bin auf Alles gefaßt. Die schrecklichste Nachricht kann meiner Traurigkeit nicht eine Thräne hinzufügen; aber ich ziehe die Wahrheit, so hart sie sei, einer Ungewißheit vor, die mich tödtet.

Digitized by Google

Der gute Vater reichte zitternd den Brief ſeiner Tochter.

— Verheirathet! ſchrie ſie, ach! das iſt zu viel! Ich werde darüber ſterben! . . . .

III.

Einige Jahre darauf, an einem ſchönen Abend im Monat Auguſt, ſetzte ein Landauer Reiſewagen eine fröhliche und elegante Geſellſchaft vor den Ruinen des alten Schloſſes von romaniſcher Bauart ab, das ſich ſtolz über die Ufer des Lemans erhebt. Man errieth an der Ungezwungenheit ihrer Manieren, an der leichten zwangloſen Unterhaltung, daß dieſe Fremden jener Claſſe der Geſellſchaft angehörten, für welche die Welt ein immerwährendes Feſt zu ſein ſcheint, und die während des Sommers unſere ſchönen und friedlichen Gefilde wie prächtige Meteore durchſchweifen, deren trügeriſchen Glanz wir manchmal zu beneiden die Thorheit haben.

Aber dieſe hier gehörten nicht zu Denen, welche der Zufall groß gemacht hat, und die ſich keine andere Mühe gegeben haben als die, zur Welt zu kommen, wie Figaro ſagt. Der Luxus, der ſie umgab, ſollte ihnen im Gegentheil viel Arbeit und Verdruß gekoſtet haben; aber endlich hatten ſie die laudiniſchen Säbeln der Kunſt überſtiegen, und fanden ſich dem größern Theile nach gegenwärtig mit großem Gehalte am italieniſchen Theater in Paris engagirt.

Ein kleiner Alter mit gebogener und feiner Naſe, mit einem ſanften und lebhaften Auge, und in der zierlich gepuzten Geſtalt wie eine Miniature aus der Zeit der Regentſchaft ſchien der Leiter der Geſellſchaft zu ſein.

Corpo di Baccho! rief er, die Hände mit Ausdruck zuſammenfaltend, die ſchöne Ausſicht! Cicero hat uns nie gemalt ein' Dekoration von dieſer Kraft da!

Nicht übel! in der That — erwiderte ein großer junger Mann mit ſtarkem ſchwarzen Backenbarte, indem er ſich ein viereckiges Glas in die Augen klemmte; Sie werden mir jedoch zugeben, daß dies des erſten Plans ermangelt.

Ei, Signor Mario, ſagte der kleine Alte und erhob die Stimme, haben wir denn nicht zum erſten Plan das hübſcheſte Genrebild!

Und er zeigte einige Schritte von ihnen auf drei oder vier junge Frauen zur Hälfte, in ihre Cachemirs gehüllt, die ſie auf dem Graſe ausgebreitet hatten, in Mitte einer Gruppe von Anbetern.

Ohne Zweifel, theurer Impreſſario, entgegnete Signor Mario; aber ſo ſind wir es, die einen Theil der Dekorationskoſten gemacht haben.

Kommen Sie doch, meine Herren! rief ihnen mit einer metallreichen Stimme eine jener ſchönen Faullenzerinnen zu: und helfen Sie dieſen armen Ludovico aufheitern, der ſich dem Anſchein nach nicht mit ſeinem Vaterlande wieder ausſöhnen kann.

A propos! ſagte eine Blondine mit ſchwarzem Auge, indem ſie mit ihrem Sonnenſchirmchen auf den Arm des jungen Künſtlers ſchlug, den man mit dem Namen Ludovico bezeichnet hatte, haben Sie uns nicht verſprochen, Maeſtro, uns Ihr Dorf zu zeigen und jenen fabelhaften Felſen, auf dem Sie behaupten, die erſten Lektionen auf der Violine von einer Fee erhalten zu haben?

Ah! ah! rief Signor Mario; hier, mein Freund, wird Deine Wahrhaftigkeit vor der großen Muſterung erſcheinen müſſen; ſiehe uns alſo in dem Lande der Zauberei; wir werden nicht gehen, ohne zum Wenigſten ein Wunder geſehen zu haben.

(Schluß folgt.)

Die Epaven.

1720.

(Fortſetzung.)

Sie gingen hinab. Die Straße war voll ſehr gemiſchter Zuſchauer. Die Käufer ſtritten ſich um die Plätze mit den Müßiggängern, welche blos gekommen waren, um der Verſteigerung zuzuſehen. Da waren einige von jenen armen Teufeln, welche ohne einen Heller nach den Kolonieen gekommen waren, und ſich willig ſelbſt verſteigert hätten, um nur einige Thaler zu bekommen. Da waren reiche Pflanzer, welche ſtets auf allen Verſteigerungen erſchienen, um ihre Arbeitshäuſer vollſtändig zu erhalten; es waren auch farbige Leute, und ſogar einige freigelaſſene Neger zugegen, welche reich genug waren, um Sklaven zu kaufen. Unter dieſen Letztern herrſchte eine gewiſſe Bewegung; Donatians Unglück erregte ihr lebhaftes Mitleid; ſie ſahen in dieſem Mißbrauch der Gewalt eine Benachrichtigung von dem, was ihnen von einem Tag zu dem andern ſelbſt geſchehen konnte. Sie verſtanden ſich augenblicklich und rotteten ſich mit dem edlen Vorſatze zuſammen, den Epaven zu kaufen, und ihm dann ſeine Freiheit zurück zu geben. Sie waren weit entfernt, zu vermuthen, mit welcher Hitze man ihn in die Höhe treiben würde. Alle dieſe Leute bildeten einen Kreis um den Tiſch. Pelagie, die ſchöne Cypreſſe, ſtand in der erſten Reihe, mit einem gelben Madrastuch um den Kopf, und allen ihren Schmuckſachen behangen.

Herr und Frau v. La Rebeliere traten vor, von zwei Negern begleitet, welche große Sonnenſchirme trugen; der Kreis öffnete ſich, um ſie durch zu laſſen, und der Ausrufer ließ ihnen Stühle an den Tiſch ſetzen. Donatian hatte die Farbe gewechſelt, als er die junge Frau erblickte. Sie richtete die Blicke nicht auf ihn, und ſich auf den Tiſch ſtützend, nickte ſie Pelagie leicht mit dem Kopfe zu. Niemand wunderte ſich über ihre Anweſenheit; ſie kam dahin, wie man, um ein ſchönes Pferd zu beſehen, geht; das lag in den ſonderbaren und wenig verfeinerten Sitten des Landes.

Ein alter Neger betrat zuerſt das Gerüſte. Während geringe Gebote geſchahen, näherte ſich La Rebeliere der Bank und ſah ſich die Sklaven an. Als er vor Donatian war, ſagte er:

Digitized by Google

Stehe auf, daß ich Dich gehen ſehe.

Der Epave rührte ſich nicht.

Stehe auf, ſagte La Rebeliere lauter, wo nicht, ſo ſollſt Du erfahren, was eine neue Peitſche an dem Ende eines Bambusrohres iſt.

Das iſt eine feige, grauſame Drohung, rief Donatian mit funkelnden Blicken und hohler zitternder Stimme: Sie mißbrauchen Ihre Stellung . . .

Schweige, und betrachte die Niedrigkeit und Schande der Deinigen, ein elender Sklave!

Donatian war aufgeſtanden.

Ja, rief er, ich bin ein Sklave, aber nur durch Verhöhnung des Rechts und der Geſetze. Sie nehmen einem Manne, der mehr werth iſt, als Sie, ſeine Stellung, ſeine Freiheit, ſein Leben . . . . Und Sie wagen es, von Niedrigkeit und Schande zu ſprechen! . . . . Sie, der Sohn eines Angeworbenen, der drei Jahre unter der Peitſche eines Sclavenaufſehers gelebt; Sie, der nur durch Unbilligkeiten reich geworden iſt, und Alles, bis auf den Namen Ihres Vaters, verläugnet haben; er hieß Rebel, der Faßbinder, und Sie nennen ſich von La Rebeliere. Sonderbarer Adel, deſſen Urkunden hier Jedermann bewahrheiten kann! Mein Herkommen wiegt das Ihrige auf, denn es iſt ehrenvoller, ein Sklave, wie ich, als adelig, wie Sie, zu ſein.

Bleich und vor Zorn bebend, war La Rebeliere zurückgewichen, hatte ſeinen Stock gehoben und den Epaven damit berührt. Donatian machte einen Satz, und ihm das Bambusrohr mit goldnem Knopf aus der Hand reißend, zerbrach er es, und warf es unter den Tiſch. Auf dieſe unerhörte Kühnheit bemächtigte ſich die Marechauſſee des Epaven, und ein großes Geſchrei erhob ſich unter der Menge. Man erwartete eine ſchnelle, ſchreckliche Strafe. Frau v. La Rebeliere eilte auf ihren Mann zu, denn ſie glaubte, daß er den Mulatten tödten würde, es war ein Augenblick des Schweigens und der Beſtürzung; La Rebeliere, ſich an den Tiſch lehnend, warf finſtere Blicke um ſich; man kannte ihn, er war allgemein gehaßt, und Jedermann zitterte für den Epaven.

Endlich nahm La Rebeliere ſeine Frau bei dem Arme, und ſie auf ihren Platz zurück führend, ſagte er mit kaltem Tone: Fahrt in der Verſteigerung fort. Es iſt jetzt die Reihe an dem Mulatten Donatian.

Die Soldaten von der Marechauſſee ſchleiften ihn auf den Tiſch und hielten ihn dort aufrecht; der Ausrufer ſchrie: der Epave wird für zweihundert Livres angeboten.

Fünfhundert. — Tauſend. — Zwölfhundert. — Fünfzehnhundert. — Zweitauſend, rief man im Gedränge.

Es trat eine Pauſe ein.

Zweitauſend Livres ſind für den Epaven geboten, rief der Ausrufer.

Dreitauſend, ſagte La Rebeliere.

Dreitauſend fünfhundert, rief Pelagie, indem ſie ihren Kopf vorſtreckte, um ihre großen goldenen Ohrringe und ihren ſchönen Kopfputz bemerkbar zu machen.

Will ſich einen Mann kaufen, ſagte einer der farbigen Männer, welchem Pelagie einen Wink gegeben hatte; genug, man muß ſie nicht überbieten.

Dreitauſend fünfhundert Livres ſind geboten, rief der Ausrufer; einmal, zweimal . . .

Viertauſend, ſagte La Rebeliere.

Fünftauſend, rief die Krämerin, indem ſie mit dem Perlenhalsband ſpielte, welches in der Tiefe ihrer geſtickten Taſche verborgen lag.

Sechstauſend. — Siebentauſend. — Achttauſend. — Zehntauſend. — Zwölftauſend, ſchrie La Rebeliere, indem er aufſtand.

Die Händlerin zog ſich ein wenig zurück; die erſtaunte Menge beobachtete ein tiefes Schweigen; man hätte den Flug einer Mücke hören können.

Zwölftauſend Livres für den Epaven, rief der Ausrufer: einmal, zweimal; giebt Niemand mehr?

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Rheinlachs nach Auſtralien). Nach zwei vergeblichen Verſuchen den Rheinlachs zu den Antipoden zu überſiedeln, wird gegenwärtig in den Londoncrn Docks ein eigener Dampfer zu dieſem Zwecke eingerichtet. Der von Johnſon erſonnene Apparat, um die Eier während der weiten Fahrt fortwährend mit friſchem kaltem Waſſer zu verſehen, beſteht zumeiſt aus einem großen Eishauſe, auf deſſen Dach ein Reſervoir angebracht iſt. Von dieſem fließt das Waſſer in ein zweites Reſervoir, welches im Eiſe ſelbſt ruht, und von da auf den Brüteapparat. Dies iſt ein an einem Punkte nach Art eines Schiffscompaſſes aufgehängter Trog, der ein Labyrinth von Zinkabtheilungen enthält. Durch dieſe fließt das Waſſer über ein Kiesbett, bald auf, bald ab, bald ſchnell, bald ſanft in ruheloſem Fall den Sauerſtoff aufnehmend. Ein zweiter gleich conſtruirter Apparat enthält junge Fiſche. Hat das Waſſer genügend circulirt, ſo wird es mit Pumpen in acht Gefäße gehoben, wo die Unreinigkeiten ſich zu Boden ſetzen; dann wird es aufs Neue gekühlt und verwendet.

Der Oeſterreichiſche Geſchäfts-Anzeiger ſchreibt über das Bergöl in Galizien: In deutſchen Blättern wird das handeltreibende Publikum auf einen neuen Handels-Artikel, das amerikaniſche Felſenöl, aufmerkſam gemacht, wovon bereits maſſenhafte Sendungen in Hamburg anlangen. Es dürfte nun intereſſiren, zu erfahren, daß wir in Oeſterreich dieſes vortreffliche Leuchtmaterial ſelbſt in überreicher Menge beſitzen. In Galizien nämlich, längs den nördlichen Abhängen des Karpathen-Gebirges, kommt dieſes werthvolle Bergprodukt in reichlichem Maße vor. Dasſelbe war zwar ſchon von Alters her daſelbſt bekannt, fand jedoch des ſtarken üblen Geruches und Rauches wegen, welches daſſelbe beim Brennen entwickelte, als Leuchtſtoff nur eine beſchränkte Verwendung, und

Digitized by Google

wurde meist nur als Wagenschmiere benutzt oder zur Gewinnung des darnus aufgelösten Asphalts abdestillirt. Erst seit ungefähr zehn Jahren lernte man dort den hohen Werth dieses Bergproduktes kennen, das nun an vielen Orten als Bergöl (Naphte) und Bergtheer gewonnen, und entweder zur weitern Bearbeitung noch in den Handel gebracht, oder gleich an Ort und Stelle in mehr oder minder gut eingerichteten Destillirhütten zu den bekannten mineralischen Leuchtölen verarbeitet wird. Die leichte Gewinnung des Bergöls in einfachen 8—12 Klafter tiefen Brunnen, deren einer unter günstigen Umständen bis 10 Zentner täglich liefert, macht dieselbe zu einem äußerst lukrativen Unternehmen, da der Zentner mit 4—8 Fl. bezahlt wird, während die Gewinnungskosten bei gut eingerichtetem bergmännischem Betriebe nur einige Kreuzer betragen. Ein Zentner rohes Bergöl gibt 70 bis 90 Prozent brauchbare Leuchtöle, welche mit 20 bis 30 Fl. bezahlt werden, die Destillationskosten werden durch die Verwerthbarkeit der Nebenprodukte hinlänglich aufgewogen. Bei der gegenwärtig bereits so vervollkommneten Kostruktion der Mineral-Oel-Lampen, mit deren Erzeugung sich nun schon viele Fabriken beschäftigen, und bei der bedeutenden Ersparniß, welche die Verwendung des Mineralöls gegen jene des Rüböls ergibt, die zwischen 30 bis 40 Prozent beträgt, läßt sich die ungeheure Entwicklungsfähigkeit dieses Industriezweiges ermessen! Leider wird es wahrscheinlich wieder fremdem Unternehmungsgeiste, fremdem Kapitale vorbehalten bleiben, die reichen Oelquellen Galiziens entsprechend zu erschließen und sie zu einer unerschöpflichen Quelle des Reichthums — für sich zu machen; denn wir sind gewohnt, noch bedächtig zu erwägen, ob das, was unsere Augen sehen und unsere Hände greifen, auch wirklich möglich sei, wo der praktische Engländer und der entschlossene Belgier längst schon die Früchte richtiger Erkenntniß und rascher Thatkraft genießen.

Wie wir im Wanderer lesen, hat am Ostermontag in Wien die Vermählung des Tenoristen Wachtel mit Fräul. Jeanette Wachter, Hausseigenthümerin in Wien, nach evangelischem Ritus statig funden.

Aus Ungarn wird der „Pr." geschrieben: In der Nähe von Feleghyháza wollten am 8. d. M. Nachts sechs Räuber in eine auf der St. Laszloer Puszta gelegenen Tanya eindringen, in welcher sich nur der 32jährige Sohn des Besitzers, dessen Schwester und ein Hirtenknabe befanden. Die Hausthür war aber so fest, daß sie den Anstrengungen der Räuber, sie gewaltsam zu öffnen, widerstand. Der Sohn des Besitzers forderte die Räuber mehrmals auf, sich zu entfernen, da diese aber ihre Versuche, die Thür zu sprengen fortsetzten, schoß er durch eine kleine Spalte in der Thür sein Gewehr ab und tödtete einen der Räuber. Die übrigen, welche nicht wußten, daß der junge Mann nur diese einzige Ladung besaß, zogen sich hierauf auf Schußweite von dem Hause zurück, an welches sie aber noch früher Feuer legten. Einige Leute aus den nächsten Tanyen wollten zum Löschen des Feuers herbeieilen, wurden aber von den Räubern verscheucht, so daß in der angezündeten Tanya 4 Rinder und 16 Stück Borstenvieh verbrannten. Den drei genannten Bewohnern der angezündeten Tanya aber gelang es, dem Eindringen des Feuers in ihr Wohnzimmer Widerstand zu leisten, so daß sie mit dem Leben davonkamen. Die Räuber, welche vermuthen mochten, die Tanya-Bewohner seien erstickt oder verbrannt, entfernten sich gegen Morgen und ließen den Leichnam ihres erschossenen Genossen liegen, welcher dann nach Feleghyháza geschafft und dem Gericht übergeben wurde.

Ein interessantes Phänomen wird aus Siebenbürgen berichtet: Auf dem westlichen zwischen Botonos und Derna gelegenen Abhange des Berges Reg ist der Erdboden in einer Breite von beiläufig 4 Klaftern ziegelroth verbrannt, und so heiß, daß man nur mit Mühe darauf stehen kann, gräbt man aber nur ein wenig in die Erde, so schießen überall bläuliche Flammen auf. Dieser Erdbrannt wurde im Mai 1859 zuerst bemerkt, und hat seitdem, also binnen 3 Jahren, sich um beinahe 12 Klafter weiter nach dem Gipfel zu verbreitet. Die auf dieser Strecke befindlichen Bäume sind natürlich alle, nach Verkohlung ihrer Wurzeln, zusammengestürzt. Ueber dem ganzen Schauplatze schwebt ein erstickender Dampf, der sich oft bis in die Thäler hinabzieht. Das brennende Material soll Schwefel und Steinkohlen enthalten.

(Stock-Sammlung.) Ein auf seinen Besitzungen bei Kreuznach lebender Hauptmann a. D. ist ein großer Interessent von phantastischen Spazier- und Reisestöcken. Hat derselbe einen durch sonderbaren Naturwuchs sich auszeichnenden Stock ermittelt, so wird er um jeden Preis acquirirt. Selbst aus entfernten Ländern bezieht dieser Stockliebhaber schöne naturwüchsige und geschnitzte Exemplare. Der Inhaber dieser originellen Sammlung beabsichtigt, demnächst eine Ausstellung seiner Stöcke im Kasino zu Kreuznach zu veranstalten, und den Ertrag des Eintrittsgeldes dem vaterländischen Veteranen-Vereine zu überweisen.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 50.

„Anno 1814 unterzeichnete Napoleon im Schloß Fontainebleau seine Thronentsagung."

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 54. Dienstag den 6. Mai. 1862.

Liebe und Ehrgeiz.

(Nach dem Französischen des William Raymond.)

(Schluß.)

Theresa, sagte Ludovica und wendete sich an die schöne Blondine; als Sie in Urlaub nach Florenz, Ihrer Vaterstadt, zurückkehrten, erinnern Sie sich nicht — Sie haben es mir selbst erzählt — jener blauen Teufel, die Ihren Schlaf unter dem heimathlichen Dache störten?

Ach! machte die Sängerin und hob die Augen melancholisch zum Himmel; sprechen wir lieber von etwas Anderem!

Ei nun! erwiderte der Violinist; auch ich habe meine blauen Teufel.

Eine schöne Erklärung! rief die eine der Damen; dies wird für Sie kein Grund sein, der Sie hindern könnte, uns die Fee zu zeigen. Wir verlangen die Fee!

Ja, die Fee, die Fee! wiederholte im Chore die ganze Gesellschaft.

Ludovica schüttelte den Kopf; aber Theresa sagte ihm mit halber Stimme:

Ludovico! es ist die Liebe da im Spiele. Ich will Alles wissen.

Wohlan! ich werde Ihnen Alles auf dem Felsen sagen, Ihnen allein.

Bravo! rief der alte Impressario, der es gehört hatte; siehe da einen Mann, der galant seiner Frau den Willen thut.

Meine Frau... meine Frau, rief Ludovico ungeduldig; ich bitte Euch, meine Freunde, verlängert nicht den Scherz bis hieher! Ich habe wohl Madame als Mann dienen wollen bei einer Gelegenheit, wo Ihre Ehre bedroht war...

Bst! bst! zischte der große Mario mit einer losen Miene.

Was soll das, Monsieur! sagte die Primadonna; Sie scheinen daran zu zweifeln. Wissen Sie nicht, daß ich kein andres Mittel hatte, mich von einem Engländer zu befreien, der unablässig meine Thüre belagerte...

Gut, gut! Madame, ärgern Sie sich nicht. Der galante Ludovico hat es übernommen, ihm Vernunft zu lehren und ihn entwaffnet. Wir wissen dieß Alles. Aber der Titel von Eheleuten ist Euch Beiden geblieben.

Signor Mario und der boshafte Alte verneigten sich mit dem Auge blinzelnd und die Unterhaltung ging nicht weiter.

Der Titel, verstehen Sie, meine Herren, der Titel allein!

Aber hier, fuhr Ludovico fort, in meinem Lande könnte ein solches Gerücht mir schaden. Ich habe noch meinen Vater und meine Mutter.

Und Sie gehen nicht, Sie zu umarmen? fragte die Primadonna.

Ich habe nicht weit zu gehen; denn mein Dorf sehen Sie zu unsern Füßen, und der Felsen ist dort hundert Schritte von uns!

Mein Sohn, sagte der Impressario, es kommt mir eine Idee. Du nimmst Deine Violine und spielst uns etwas dort unten...

Ah! bravo, bravissimo! schrieen die jungen Frauen.

Und die fröhliche Truppe machte sich auf den Weg durch die Steine und die Gesträuche in der Richtung des Felsens.

Ludovico, den wir bereits als Jean Louis wieder erkannt haben, fühlte eine unbestimmte Unruhe, als er seinen Kameraden vom Theater folgte. Obgleich er nicht glauben konnte, gewöhnt wie er war an die flüchtigen Liebschaften der Coulissen, daß Susanne ihm während vier Jahren ihre Treue habe bewahren können, fühlte er doch tiefe Gewissensbisse über sein Betragen gegen sie, und dieses Gefühl hatte ihm alle seine Freude vergiftet.

Digitized by Google

Anderſeits verurſachte ihm der Anblick der Gegend ſeiner Kindheit, ſeines Dorfes, der bekannten Wege Anfälle von Freude und Traurigkeit, die heftig ſeine Bruſt erſchütterten.

Auf dem Felſen angekommen, nahm er, ohne ein Wort zu ſagen, ſeine Violine aus den Händen eines Dieners, welcher der Geſellſchaft folgte, und begann mit einem langſamen und unterbrochenen Präludium, wie Schluchzer, die ſich mühſam Luft machen. Aber bald brachen jene langen und leidenſchaftlichen Töne hervor, die wir an ihm kennen, und das betäubendſte und phantaſtiſchſte Concerto erhob ſich über die Braviſſimo's der Geſellſchaft.

Plötzlich ertönte ein ſcharfer Schrei hinter einem Gebüſche. Der Künſtler ließ die Violine zu ſeinen Füßen fallen, und ſich mit Entſetzen zurückwerfend, ſchrie er, verwirrt und die Augen ſtarr, mit ſeiner Hand auf das Gebüſch zeigend:

Die Fee! die Fee!... Sie iſt da!

Die Truppe theilte ſich ganz aufgeregt zwiſchen den Felſen und das Gebüſche. Indeß die Männer Ludovico zu beruhigen ſuchten, brachten die neugierigeren Frauen hinter dem Gebüſche hervor die arme, von Freude gebrochene Suſanne.

Aber als ſie die Augen öffnete, bemerkte ſie Thereſa, die ſich über ſie neigte, und das Porträt der Romanze erkennend, fand ſie ihre Kräfte wieder, um zu entrinnen, und lief auf Jean Louis zu.

Iſt es dieſe da, die Deine Frau iſt? ſchrie ſie.

Nein! ſagte Jean Louis und warf ſich zu ihren Füßen; ich habe keine andere Frau als Dich, wenn Du mich noch liebſt. Komm in meine Arme, komm! Laß mich vor dieſen Freunden erklären, daß ich nur Dich geliebt habe, obgleich ich Dich verlaſſen aus Ehrgeiz und Niederträchtigkeit.

Wäre es wahr! ſtammelte Suſanne, die Primadonna mit einer Miene des Zweifels betrachtend.

Ei nun ja, mein Kind, ſagte Thereſa, ihr die Hand reichend. Ludovico iſt nicht verheirathet. Er hat uns immer mit Liebe von Ihnen geſprochen; denn er nannte Sie ſeine Fee.

Ei Mario! murmelte der alte Schauſpieler, indem er ſich den Augenwinkel auswiſchte, ſiehe da das verlangte Wunder!

* * *

Seit ihrer Heirath hat Suſanne ihre Friſche und ihre Fröhlichkeit wieder gewonnen. Sie wohnt in Paris mit ihrem geliebten Mann; aber alle Sommer ſehen Beide ins Dorf kommen. Dann, an mondhellen Abenden, nimmt Jean Louis ſeine Violine und ſpielt auf dem Felſen in der Mitte ſeiner Familie und der ſeiner Frau, die ihm mit Bewunderung zuhören.

Oft auch führt Vater Bezuchet die Leute des Dorfes dahin, um ſie zu lehren, ſagt er, ſich nicht mehr vor dem Teufel zu fürchten.

Die Epaven.

1720.

(Schluß.)

Frau v. La Rebeliere hatte Pelagien einen Wink gegeben, und dieſe ſagte keck: Zwölftauſend fünfhundert.

In dieſem Augenblick hörte man Pferdegetrappel, welches die Straße im Galopp herauf kam; die erſtaunte, erſchrockene Menge theilte ſich, und Cäcilie, von dem Verwalter ihrer Pflanzung und ihrem Anwalte begleitet, erſchien vor dem Tiſche.

Meine Herren, ſagte der Anwalt, Fräulein v. Kerbran widerſetzt ſich dem Verkaufe dieſes Sklaven, welcher ihr gehört, wie wir es beweiſen werden. Halten Sie mit der Verſteigerung ein.

Wie! was ſoll das heißen? rief La Rebeliere, indem er ſchnell berechnete, daß dieſer Umſtand ihm vielleicht zehntauſend Livres erſparen könne.

Donatian blieb regungslos, wie ein Menſch, der zweifelt an dem, was er ſieht und hört. Cäcilie war vom Pferde geſtiegen.

Mein Herr, ſagte ſie, ſich an La Rebellerie wendend, ich bitte, laſſen Sie mir mein Recht widerfahren. Dieſer Epave gehört mir. Dieſe Herren werden erklären, auf welche Art.

Wohlan, laſſen Sie hören, mein Fräulein.

Da nahm der Verwalter das Wort und erzählte die Thatſache. Er legte ſeine Verzeichniſſe vor, zeigte das Datum der Geburt Donatians und den Namen ſeiner Mutter; dann ging er auf ihn zu und entblößte das Zeichen, welches er am Arme trug. Der Anwalt ſchlug das Geſetzbuch der Schwarzen auf, und bereitete ſich, den betreffenden Paragraphen vorzuleſen.

Gehen Sie, meine Herren, ſagt La Rebeliere, ich bin hinlänglich über die Sache aufgeklärt. In meiner Eigenſchaft als Kommandant des Carbets habe ich den Verkauf dieſes Epaven betrieben; da es ſich aber findet, daß er einen Herrn hat, ſo gebe ich ihn dem zurück, dem er mit Recht zukommt.

Iſt es möglich! murmelte Eleonore mißtrauiſch, indem ſie Cäciliens Hand drückte.

Man führte Donatian auf ſeine Bank zurück, und La Rebellere zog ſeine Mändel bei Seite.

Hören Sie, ſagte er, Sie ſollen auf der Stelle einen guten Handel machen; verkaufen Sie mir dieſen Sklaven, ich gebe Ihnen dreitauſend Livres dafür, das mehr, als er werth iſt; fragen Sie den Verwalter. Nicht wahr, Meiſter Mathias, daß ich ihn zu theuer bezahle? Aber es iſt eine Laune. Alſo dreitauſend Livres, hier iſt das Draufgeld.

Nein, ſagte Cäcilie mit lauter Stimme, es iſt nicht meine Abſicht, dieſen Sklaven zu verkaufen; ich will ihm im Gegentheil die Freiheit ſchenken, und das von heute an.

Das können Sie nicht, fiel ihr La Rebeliere ein; ſein Loos hängt nicht gänzlich von Ihnen ab; der Gouverneur muß ihm ein Freipatent geben, und das wird

Digitized by Google

er nie erhalten, nie! Sie können ihn der That nach frei geben, aber dem Rechte nach bleibt er Sklave. Sie haben das Gesetzbuch der Schwarzen angerufen; schlagen Sie diesen Artikel nach, er ist sehr bestimmt.

Cäcilie sah ihren Anwalt bestürzt an, der ihr ein bejahendes Zeichen machte.

Wollen Sie mir also diesen Mann verkaufen? wiederholte La Rebeliere.

Nein, erwiderte sie, indem sie den Unglücklichen mit glühendem, schmerzlichem Mitleiden betrachtete, der unter dem Einflusse so schrecklicher Empfindungen erlag; ich will ihn auf meine Pflanzung nach Mornes bringen lassen.

Ja, Fräulein, unterbrach sie La Rebeliere mit unterdrückter Wuth, Sie werden ihn wegbringen lassen, aber zuvor wird er die Strafe erleiden, welcher sich kein Sklave entziehen kann, der einen freien weißen Mann beleidigt hat. Da wir einmal das Gesetzbuch der Schwarzen in der Hand haben, so wollen wir es auch bis zum Ende geltend machen, um unsere Rechte und Privilegien aufrecht zu erhalten. Der Sklave Donatian hat mich durch Worte und Geberden beleidigt, alle Anwesenden können das bezeugen. Ich verlange, daß er hier auf der Stelle zwischen vier Pfähle gespannt werde, um neun und zwanzig Peitschenhiebe zu empfangen. So will es das Gesetz. Meine Herren von der Marechaussée erfüllen Sie Ihre Pflicht.

Cäcilie stellte sich vor Donatian; sie war bleich, aber sie trug die Stirne hoch und ihr Blick war fest. Diese schreckliche Lage flößte ihr auf der Stelle einen jener Entschlüsse ein, wozu man mehr Muth bedarf, um sie zu erklären, als um sie auszuführen, und sich gegen La Rebeliere wendend, sagte sie mit sehr bestimmtem Tone:

Nein, Sie werden diesen Mann nicht anrühren; er ist kein Sclave mehr; von diesem Augenblick an ist er frei, denn ich, Cäcilie von Kerbran, ich erkläre hier, daß ich ihn heirathe . . . Lesen Sie den Artikel des schwarzen Gesetzbuchs: Jeder Sclave, welcher ein freies Weib heirathet, ist gesetzmäßig frei . . .

Der Anblick eines unerhörten Wunders, wie das der Hochzeit von Canaan, würde nicht mehr Effekt auf die stumme aufmerksame Menge hervor gebracht haben, als diese Worte eines freien weißen Weibes, einer Adeligen, an einen farbigen Mann, an einen Sclaven gerichtet. Jeder war wie versteinert.

Mein Herr, sagte Cäcilie, sich mit einer Bewegung voll Würde an den Spahen wendend, ziehen wir uns zurück. Wollen Sie mir den Arm geben?

Donatian erhob sich, ohne zu antworten. Es giebt Gefühle und Lagen in dem Leben, wo das Wort ohnmächtig ist. Das Fräulein stützte sich auf ihn, und sie entfernten sich, ohne daß Jemand daran dachte, sie zurück zu halten.

Eleonore war stumm vor Erstaunen geblieben. Sie wußte nicht, was in ihrer Seele vorging; aber bald ward ihre Liebe von einem Gefühl von Recht und Ehrlosigkeit beherrscht, und sie empfand nur das Glück, denjenigen, den sie sehr geliebt hatte, der Rache ihres Mannes entzogen zu sehen. La Rebeliere, voll Wuth und Verwirrung, würde sich deutsch getröstet haben, hätte er nur Thränen in den Augen seiner Frau gesehen; aber er begriff mit furchtbarem Aerger, daß ihre Leidenschaft für Donatian stark genug war, um mit Freude zuzugeben, daß eine andere Glücklichere, vielleicht Geliebtere als sie, ihn gerettet habe. Dieser Augenblick rächte sie für Alles, was sie gelitten hatte.

Nun, sagte sie, indem sie sich mit kaltem Spotte an La Rebeliere wandte, der Spahe heirathet das Fräulein von Kerbran. Du hattest doch geschworen, daß er unter der Peitsche eines Sklavenaufsehers sterben sollte!

Mannigfaltiges.

Ein geschmuggelter Passagier. Der Triester „Tempo" erzählt folgende Schmuggelgeschichte: Vor einigen Tagen war der Lloyd Dampfer zur Abfahrt nach Alexandrien bereit. In einer halben Stunde sollte der Anker gelichtet werden und die Passagiere standen an Bord, dem Zeichen hiezu entgegensehend. Jetzt näherte sich ein Karren mit einer länglichen Kiste, auf deren Deckel die Worte pos-piano zu lesen waren. Trotz der vorgerückten Stunde wird die Kiste angenommen, weil sie als Gut der nach dem heiligen Lande ziehenden Pilger angegeben wurde. Die Facchini am Molo übernahmen die Kiste und ließen sie die nach dem Bord führende schiefe Ebene hinrutschen. „Piano, Piano," ruft der anwesende Spediteur, „denn im Innern dieser Kiste sind zerbrechliche Dinge." Bald darauf zieht man die Ankerketten in die Höhe und das Schiff entschwindet den Augen der Zuschauer am Molo. In Korfu wird Halt gemacht, und der Bootsmann erblickt hier einen Reisenden, den er bisher nicht gesehen, und der sich in Korfu nicht eingeschifft hatte. Er stellt seine Untersuchung an und gewahrt in der Physiognomie des Reisenden etwas Verfängliches, fragt nach dessen böhmisch klingenden Namen, den er aber in dem Schiffsregister nicht findet. Es ergab sich nun, daß der Passagier sich in einer verschlossenen Kiste als Kaufmannsgut an Bord des Schiffes aufnehmen ließ, um seine Reise wohlfeiler zurücklegen zu können. Man untersuchte die Kiste, sie war ausgefüttert und am Deckel befanden sich einige Luftlöcher; ein inwendig angebrachter Mechanismus machte es dem Passagier leicht, sein Reisecoupé nach Belieben von Innen zu öffnen und zu schließen, das zugleich auch ein kleines Eßwaarenmagazin enthielt. In Alexandrien angelangt, wendete sich der Kapitän an das österreichische General-Konsulat, um den blinden Passagier zur Zahlung seines Fahrgeldes anzuhalten. Derselbe aber weigerte sich aus zwei gewichtigen Gründen: erstens weil er kein Geld hatte, und dann, weil er als Kaufmannsgut gereist und als solches auch allen Anforderungen entsprochen hatte. Zum Beweise zeigte

Digitized by Google

er einige Quetschungen und Flecken', die er beim Hin- und Herrutschen der Kiste davon getragen hatte. Der General-Konsul zahlte das Fahrgeld und entließ den lustigen Passagier, der endlich gestand, daß er in seiner Kiste auch viele Eisenbahnmeilen als Waarengut zurückgelegt hat.

(Römische Grenzfestung.) Eine halbe Stunde von Sigmaringen in östlicher Richtung wurde in dem „Distrikt Wachtelhau", auf einem der höchsten Punkte des rechten Donauufers, eine römische Grenzfestung castra hiberna aufgefunden. Sie bildet ein längliches Viereck von mehr als 8 Morgen Flächeninhalt. Die Entfernung von der Donau beträgt höchstens 10 Minuten, die Aussicht ist sehr ausgedehnt. Die ganze Stelle ist mit Wall und Ringmauern umgeben. Von den Gebäuden sind praetorium, das questorium, die Aedicula, sowie das praefurnium mit ziemlich gut erhaltener hypocausta aufgedeckt. Die Grundmauern von mehreren andern Gebäuden und Thürmen sind aber noch nicht untersucht. Im Schutte fand man eine große Anzahl von Ziegeln und Heizröhren verschiedener Größe, Fragmente der schönsten Gefäße aus terra sigillata mit Stempeln und erhabenen Verzierungen, so wie auch Bruchstücke von andern Thongefäßen aller Art, ferner Glas, Eisen, Mühlsteine, Thierknochen, Zähne u. s. w. Die Zerstörung dieses Waffenplatzes fällt vermuthlich in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts zur Zeit Kaisers Julian; sie scheint hauptsächlich durch Feuer erfolgt zu sein, da selbst die Umfangsmauern die unverkennbarsten Spuren davon tragen. Die ganze Anlage dieses Lagers stimmt mit jenen des römischen Castrums Altstadt bei Meßkirch überein, es gehört auch sicher der gleichen Zeit an. Beide Lager sind durch kleinere römische Niederlassungen in Entfernungen von je kaum einer halben Stunde, verbunden, die vielleicht von einzelnen Cohorten besetzt waren. In der Nähe finden sich an mehreren Stellen auch Grabhügel. Durch diesen Fund ist die Linie der römischen Befestigungen an der obern Donau, in welcher bisher in der Nähe von Sigmaringen noch eine Lücke bestand, wenigstens theilweise ergänzt worden. Weitere Nachgrabungen lassen noch manches für Archäologen Interessante erwarten.

(Räuberwesen in Ungarn.) Die „P. U." berichten über den Kampf des Gutsbesitzers Johann Kis mit zwei Räubern in der Nähe von Zala-Lövö. Herr K. fuhr eben durch einen Wald, als ihm nachgerufen wurde, stehen zu bleiben. Der Kutscher machte die Bemerkung, daß ihnen Räuber nachsetzten, K. befahl aber anzuhalten. Bald waren die beiden Räuber beim Wagen, der eine mit einem Doppelgewehr, der andere mit einer Doppelpistole bewaffnet. Diese fragten den Angefallenen um seinen Namen und forderten vor Allem sein Gewehr. K. antwortete, er habe keines bei sich und schlug zum Beweis dessen seinen Pelz auseinander. Die Räuber wollten ihm jedoch nicht glauben und hießen ihn absteigen. K. fügte sich ihrem Willen, wobei die Räuber fortwährend die Mündung ihrer Geschosse gegen ihn gerichtet hielten. Kaum war er auf der Erde, als er das Gewehr des einen Räubers mit der linken Hand ergriff und obgleich der Räuber seinem Spießgesellen zurief, er solle den K. niederschießen, ließ dieser das Gewehr doch nicht los, sondern versetzte dem Räuber mit der rechten Hand einen so heftigen Stoß in den Unterleib, daß dieser vor Schmerz sein Gewehr fahren ließ, wobei beide Räuber die Flucht ergriffen. K. schoß dem Einen nach, und obgleich er ihn verwundet hatte, kostete es dennoch Mühe, den starken Burschen zu bewältigen und zu binden. Der andere Räuber, der noch ein Neuling zu sein schien, weil er seine eigene Pistole nicht loszuschießen wagte, während K. mit dem ersten Räuber um das Gewehr gerungen hatte, war verschwunden. Der auf diese Weise Verhaftete heißt Alexander Kyszgyerek, der in der Umgegend berüchtigt war und dessen fünf Genossen schon im Gefängniß zu Zalaegerßeg sitzen', wohin er ebenfalls gebracht wurde.

In Belgrad hat sich kürzlich ein türkischer Soldat mit echt theatralischem Effect das Leben genommen. Er trat unter einen Haufen Muselmänner, deklamirte ihnen vor, daß sich das türkische Reich am Rande des Abgrundes befinde und daß er sich lieber selbst entleiben, als hungrig und barfuß ohne Löhnung einem Staate dienen wolle, welcher ohnedies nächstens untergehen müsse. Sprach's, zog ein Pistol hervor, setzte es sich vor die Brust, feuerte und sank leblos zu Boden.

Geschichtliches.

Die ersten Seidenhasen in Bayern wurden 1760 zu Oberbreit gezüchtet, wie eine in französischer Sprache verfaßte Ansbacher Druckschrift über den großen Nutzen dieser Thiere beurkundet.

Eine kleine Druckschrift 1680 sammelt die Vergleiche der drei deutschen Hauptweinsorten, welche am Rhein, Main und Neckar wachsen und entscheidet zu Gunsten des letztern, als vom Göttertranke des Nectar begeistert.

Die von Se. Majest. dem Könige angeordnete Herstellung der bayerischen Handals-Geschichte wird überhaupt viele, höchst interessante Data aus der Vorzeit des einst so blühenden, in Folge der gewaltthätigen Unterdrückung der freisinnigen Zunftgenossenschaften aber erloschenen, fränkischen Handels- und Gewerbewesens, an's Licht zu fördern im Stande sein.

(Fortsetzung folgt.)

Verantw. Redakt. Th. Bauer.

Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 55. Donnerstag den 8. Mai. 1862.

Das Spiel Karten.

Nach dem Französischen von L. v. B.

(Aus dem Frankf. Conversat.-Blatt.)

In den ersten Tagen des Monats Juni 18.. verließ ich Dalekarlien, um eine theologische Exkursion nach den Gebirgen Norwegens zu unternehmen. Das Wetter war schön und der Schnee selbst auf den höchsten Bergen bereits geschmolzen. Da der Weg, welchen ich zurückzulegen hatte, lang und monoton war, so trieb ich mein Pferd zu raschem Trabe an. Ich wollte mit zwei Freunden in Drontheim zusammentreffen, mit ihnen den Berg Sulitelma besteigen, dann den Syltoppen besuchen und über Jemtland zurückkehren.

Eine großartige, aber düstere Gegend umgab mich. Ich ritt durch unermeßliche Wälder, die nie eine Art berührt hatte und aus deren undurchdringlichen Tiefen das Echo das dumpfe Brausen des reißenden Glommen herübertrug, welcher über Klippen schäumend dahinschoß.

Eines Tages war ich fünf Meilen geritten, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen. Erst gegen Abend stieß ich auf eine halbverfallene Hütte, deren Bewohner, ein armer Kohlenbrenner, mich ziemlich verdrießlich empfing. Nichtsdestoweniger war ich für die Nacht geborgen, denn der Alte gönnte mir und meinem Pferde ein Plätzchen unter seinem Dache, wer jedoch so wenig in der Gegend bekannt, daß er mir nicht zu sagen wußte, wo ich für die folgende Nacht ein Unterkommen finden würde.

Ich verließ somit am andern Morgen meinen Wirth und setzte aufs Geradewohl meine Reise in der Richtung des Stromes fort.

Ich ritt den ganzen Tag, ohne eine menschliche Wohnung zu erblicken. Die untergehende Sonne barg sich in düstern Wolken, und ich fühlte mich von jener melancholischen Stimmung erfaßt, welche die Dämmerung gewöhnlich auf den einsamen Wanderer ausübt, der nicht weiß, wo er die Nacht zubringen wird.

Von Zeit zu Zeit warf ich besorgte Blicke um mich, und schon begann ich mein unbedachtsames Unternehmen zu bereuen, als ich ganz unvermuthet mir zur Rechten einen Fußpfad gewahrte. Mein Herz klopfte in hoffnungsvoller Freude, denn es war dies ohne Zweifel einer jener Wege, die den Reisenden in Skandinavien stets an ein gastfreundliches Ziel führen.

Bald verwandelten der durchdringende Ton eines Hirtenhornes und die dumpfen Schläge einer Axt meine Hoffnung in Gewißheit; dann hörte ich das Brüllen einer Kuh, sah bläulichen Rauch in die Lüfte emporwirbeln und kam endlich an eine allerliebste Behausung, vor der sich eine blumige Wiese und wohlbestellte Felder ausbreiteten.

Das Haus war nach norwegischer Manier aus übereinander gelegten runden Balken konstruirt, aber größer als man dergleichen Bauten in diesen Gegenden gewöhnlich findet, und zeichnete sich besonders durch sein außerordentlich reinliches Aussehen aus. Es stand auf einem ausgedehnten freien Platze, der schön geebnet und sauber gekehrt war und den ein hölzernes rothangestrichenes Stacket kreisförmig umschloß.

Vor der Thüre des Hauses saßen zwei Männer, zu deren Füßen ein zärtlichjähriger Knabe im Sande spielte. Der eine war ein achtzigjähriger Greis, der andere ein Mann von etwa vierzig Jahren und, wie es schien, der Sohn des Aelteren und der Vater des Knaben. Der Greis war ein wahrer Typus jener ehemaligen Bauern des Nordens, der ehrwürdigen Helden so vieler skandinavischen Volkslieder. Sein weißes Haar fiel in reichen Locken auf seine Schultern herab; sein ganzes Wesen verrieth eine gesunde und kräftige Natur. Sein Gesicht hatte fast keine Falten, und die ruhige Heiterkeit seines

Digitized by Google

Charakters bekundeten ebensowohl seine klaren blauen Augen, als das sanfte Lächeln seiner Lippen. Es war einer jener vom Himmel gesegneten Menschen, deren Winter zwar kalt, dabei aber klar und heiter ist.

Der jüngere Mann glich dem ältern, d. h. so wie er, mochte der Greis in seiner vollen Manneskraft ausgesehen haben, während hingegen das Kind weder seinem Vater noch seinem Großvater ähnlich sah. Die Augen des Knaben waren schwarz und für sein Alter von einem seltsamen melancholischen Ausdrucke. Seine Wangen waren eher blaß als geröthet; sie waren nicht so voll, wie man es sonst bei Kindern trifft, die auf dem Lande in der freien Luft aufwachsen, und seine langen gelockten Haare waren im Gegensatz zu den blonden seines Vaters ebenfalls schwarz.

Ich wurde von den beiden Männern vor der Thüre so freundlich, als ich es mir nur wünschen konnte, empfangen und zum Absteigen und Eintreten aufgefordert. Ohne Umstände leistete ich dieser Einladung Folge; ermüdet von meinem Ritte, war ich froh, ein Asyl gefunden zu haben.

Der Knabe nahm mein Pferd und führte es auf und ab, wie der Vater es ihm geheißen, der mich erst in's Haus geleiten und mir seine Frau vorstellen wollte, bevor er mein Pferd in den Stall brächte.

Zu meiner großen Ueberraschung fand ich, nachdem ich mit einem gewissen Selbstbewußtsein meines höhern Standes mit dem Hut auf dem Kopfe in die Familienstube getreten war, statt einer robusten, rothbackigen Bauernfrau in groben Kleidern, eine nach städtischer Mode gekleidete Dame und zwar eine vornehme Dame im ächten Sinne des Wortes.

Verwirrt riß ich schnell meinen Hut vom Kopfe und grüßte ziemlich verlegen, denn eine so herrliche Gestalt, ein so wunderschönes Gesicht, mit einem Worte, ein so ganz entgegengesetztes Wesen von dem, was ich erwartet hatte, imponirte mir förmlich.

Nichts verrieth in ihr die leiseste Befangenheit, als mich ihr Mann, nachdem er sie mir vorgestellt hatte, bei ihr allein ließ, um mein Pferd zu versorgen.

In der liebenswürdigsten Weise, die eine ausgezeichnete Erziehung bekundete, protestirte sie gegen meine Entschuldigungen, die ich wegen der von mir verursachten Störung vorbrachte, und erhöhte dadurch nur das gerechte Erstaunen und den günstigen Eindruck, den ihr Anblick auf mich machte.

Einige Minuten später kehrte ihr Mann mit seinem Vater und dem Kleinen in's Zimmer zurück. Letzterer setzte sich auf einen Schemel der schönen Frau zu Füßen, deren Finger sanft in seinen Locken spielten, während sie lebhaft an dem Gespräche theilnahm, das sich zwischen den beiden Männern und mir entspann.

Jedes Wort, das über ihre Lippen kam, bewies eben so viel gesunden Verstand als feine Bildung, so daß ich wiederholt die Frage an mich richtete, wie ein solches Kleinod hierher gerathen sein konnte. Ich vermuthete hier irgend eine mysteriöse Geschichte und brannte vor Ungeduld, dieselbe aus dem Munde meiner Wirthe zu vernehmen.

Nach dem Essen setzten wir uns in die Nähe des Kamins, in welchem trotz der schönen Jahreszeit ein mächtiges Feuer brannte. Ich suchte die Familie durch die Erzählung meiner Reiseabenteuer zu unterhalten, während meine Augen im Zimmer umherschweiften, um mich mit den Räumen bekannt zu machen, in welchen man mich so freundlich aufgenommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fechtmeister von Jena.

Zur Zeit, als August der Starke Kurfürst von Sachsen und König von Polen war, lebte in Jena ein Hauptmann Wilhelm Kreußler, der Führer der Jenaischen Bürgerwehr und zugleich Fechtmeister der akademischen Jugend. Das letztere Amt befand sich aber schon seit mehreren Generationen in der Familie der Kreußler und alle genossen des Rufes, treffliche Fechtmeister zu sein. So auch der eben genannte Wilhelm Kreußler, obgleich man es ihm von außen gerade nicht ansah, daß er die Klinge auf Hieb und Stoß so meisterlich führen könne, denn er war ein Mann von kaum mittlerer Größe und fast schmächtigem Wuchse; aber sein Arm war wie aus Eisen gegossen und nie hatte sein Auge gezuckt, wenn er zur Uebung oder im Ernst auf der Mensur stand. Stoßdegen oder Schläger schienen sicher und fest in seiner Hand zu ruhen und noch Niemand hatte seine Stöße und Hiebe zu parriren vermocht. Auf allen deutschen Universitäten war sein Ruhm verbreitet und mancher junge Mann zog nur deßhalb nach Jena, um sich von ihm einpauken zu lassen. Auch zu den Ohren des Kurfürsten von Sachsen, August des Starken, war der Ruf seiner Fertigkeit gedrungen, und da der Kurfürst selbst für den ausgezeichnetsten Fechter seiner Zeit galt, so war es nicht zu verwundern, daß allgemach das Verlangen in ihm entstand, sich mit dem Fechtmeister zu messen. So zog der König, natürlich incognito, in Jena ein, begab sich alsbald auf den Fechtboden, erfuhr aber hier zu seinem größten Mißvergnügen, daß der Fechtmeister verreist sei und wohl vor Ablauf einiger Wochen nicht wiederkehren werde. Ohne sich zu erkennen zu geben, verließ Kurfürst August den Fechtboden, beschloß aber noch einige Zeit in Jena zu verweilen, in der Hoffnung, es könnten ihm einige Abenteuer begegen.

Damals wie noch jetzt war die vor den Thoren liegende Rasenmühle ein beliebter Vergnügungsort für die Jenenser Bürger und Burschen; denn beide Theile lieben das treffliche Bier, das der Wirth verschenkte. Auch König August fand den Weg dorthin. Um so mehr mußte es ihm aber auffallen, als er eines der Zimmer betrat, das noch obenein leer war, daß der Wirth ihm hier mit höflichen Verneigungen entgegentrat und ihn bat, er möge sich lieber ein anderes Zimmer seines Hauses

Digitized by Google

wählen, da dieses hier der gewöhnliche Versammlungsort der Studenten sei und diese ihr Näherrecht oft auf ziemlich unsanfte Art geltend zu machen gewohnt seien. Er, der Wirth, halte es für seine Pflicht, seine Gäste vor Gewaltthätigkeiten oder Mißhandlungen zu wahren. Heute sei nun gerade einer der streitsüchtigsten Burschen bei ihnen, er bat daher den Herrn, sich bei Zeiten zurückzuziehen. Der König empfand aber gar keine Neigung, den wohlgemeinten Rath des Wirths zu beachten. Er meinte, er wolle es versuchen und bestellte sich eine Flasche guten Weins. Vergeblich wiederholte der Wirth seine Vorstellungen, der König versprach nur, die Mißhelligkeiten nicht selbst hervorrufen zu wollen und wiederholte seine Bitte um eine Flasche Wein. Seufzend gehorchte der Wirth. Während seiner Abwesenheit trat aber ein Student ins Zimmer, dem der Händelsucher aus dem wild um das Gesicht fluthenden Haar und der etwas unsaubern Kleidung herausfah. Die Anwesenheit eines Fremden in dem für die Studenten reservirten Zimmer mißfiel ihm offenbar. Anfangs versuchte er es, mit seinem ernst auf ihn gerichteten Auge den Philister in die Flucht zu schlagen. Als ihm das nicht gelang, warf er mit seinem Ziegenhainer die vom Wirthe gebrachte und auf den Tisch gestellte Weinflasche zur Erde. Der König wollte zwar aufbrausen, bezwang sich aber und bestellte eine neue Flasche. Als diese gebracht war, hatte sie dasselbe Schicksal wie die vorige. Auch dies Betragen ertrug der König ohne Gegenrede; als aber einer dritten Flasche dasselbe Loos widerfuhr, sprang er erzürnt auf und rief: „Was soll das? Ich finde das sehr sonderbar." — „Sonderbar? — Sonderbar?" rief der Renommist, der sich gleichfalls erhob; „ha, Er hat mich touchirt! Er wird mit mir losgehen. Versteht Er etwas vom Fechten?" — „Ein wenig!" erwiderte der König. „Gut, dann will ich Ihm ein Alphabet ins Gesicht schreiben, daß Er auch ohne Grammatik das Griechische erlernen kann. Morgen früh geht Er mit mir los. Ich lasse Ihm Zeit, damit Er sich nach einem Secundanten umsehen kann. Daß Er mir aber nicht durchgeht! Sonst erkläre ich Ihn für infam!" — „Hier ist mein Handschuh," sagte der König, indem er dem jungen Manne seine Rechte darbot, „ich werde mich finden lassen." Arglos erfaßte der Bursch die Hand, sank aber sofort mit einem Schmerzenslaut in die Kniee. Bestürzt eilte der Wirth und einige Kellner, die ins Zimmer getreten waren, herbei. Der König ließ die Hand los, — sie war zerquetscht und das Blut tropfte auf den Boden. „Du wolltest mir ein Alphabet ins Gesicht schreiben," sagte er ernst und ruhig zu dem Renommisten, „ich habe Dir eine Warnung in die Hand geschrieben, daß Du nie wieder den Schläger gegen einen Fuchs, den Ziegenhainer gegen einen Bürger erhebst. Ich denke, Du wirst sie so leicht nicht vergessen, und damit Du weißt, wem Du sie verdankst: man nennt mich August den Starken. Da Du aber mit Deiner Rechten nicht mehr viel wirst verdienen können, so gebe ich Dir hier etwas, wovon Du leben kannst." Mit diesen Worten warf er einen Beutel mit Goldstücken gefüllt auf den Tisch und entfernte sich rasch.

Der Vorfall, der sich schnell in Jena verbreitete, machte großes Aufsehen unter den Studenten; sie waren wenig unzufrieden, daß ihr bester Schläger kampfunfähig geworden und durch einen Mann, an dem man das Wiedervergeltungsrecht nicht füglich üben konnte. Auch der Fechtmeister, der die Sache auf seiner Rückreise erfuhr, war sehr unzufrieden, daß er den König nicht in Jena getroffen; faßte aber auch sofort den Beschluß, den König in Dresden aufzusuchen und zu versuchen, ob er nicht Genugthuung für seine Studenten nehmen könne. Natürlich hüllte auch Kreutzler sich in ein Incognito und wählte das eines Dorfschulmeisters, wozu seine Persönlichkeit sich am besten eignete. Er trat in dem besten Gasthause ab und mischte sich, als der Abend einbrach, in der Gaststube mit den übrigen Gästen, die meistens aus Offizieren bestanden. Das Dorfschulmeisterlein fiel auf und manche Offiziere glaubten ihren Spaß mit ihm haben zu können, machten aber bald die Erfahrung, daß der schlichte Mann auch seinen Witz und oft recht derb reißen konnte. Dem setzte endlich ein Hauptmann ein Ziel, der sich dem Fremden als Pagenhof- und Fechtmeister vorstellte und ihn einlud, ihn am andern Morgen im Pagenhause aufzusuchen, wenn er einmal einer Fechtstunde beiwohnen wolle. Der Schulmeister nahm das Anerbieten mit großem Danke an und stellte sich am andern Morgen pünktlich ein.

Es hatten sich eine Menge Offiziere eingefunden, denn sie meinten, der unscheinbare Gast werde vom Hauptmann tüchtig gehänselt werden. Es kam aber etwas anders. Nachdem der Fechtmeister einige Gänge mit seinen Scholaren gemacht, fragte er den Jenenser, ob er Alles gesehen und bemerkt hätte und Lust habe, mit ihm einen Gang zu wagen. Er willigte mit Freuden ein. Kaum hatte er aber das Floret ergriffen, als er auch ein ganz anderer Mann geworden schien. Dem Hauptmann wurde es unmöglich, ihm einen einzigen Stoß beizubringen, sie wurden alle mit Leichtigkeit parirt. Um dem Pagenhofmeister einige Lust zu gönnen, trat ein Lieutenant für ihn ein und forderte Kreutzler auf, mit ihm einige Gänge mit dem Schläger zu versuchen. Aber dieser Versuch mißlang noch schlimmer. Der angebliche Dorfschulmeister setzte dem Lieutenant, der für den besten Schläger der Armee galt, so arg zu, daß dieser sich bald bis in eine Ecke des Fechtsaales drängen ließ.

Noch an demselben Tage wurde dem König hinterbracht, daß ein fremder Dorfschulmeister die besten Fechter seiner Armee besiegt habe. August wollte es Anfangs nicht glauben und als er die Thatsache nicht länger bezweifeln konnte, entstand in ihm der Wunsch, den Fremden kennen zu lernen und zu versuchen, ob er auch seinem Degen Stand halten werde. Am folgenden Morgen begab er sich, nur von einem Adjudanten begleitet, auf den Fechtboden, wo der Pseudo-Schulmeister bereits zu-

Digitized by Google

gegen vor. Aber Kreußler lehnte auch die Ehre, mit dem Kurfürsten von Sachsen die Mensur zu betreten, nicht ab; nun begleitete ihn auch hier das Glück, indem er dreimal seinen fürstlichen Gegner den Degen aus der Hand schlug. Da rief der König: „Er ist entweder der Teufel oder Kreußler aus Jena". Der Kurfürst reichte ihm seine Hand, indem er sagte: „Von Euch besiegt zu sein, bringt keine Schande. Reicht mir die Hand." Kreußler aber zögerte und meinte nach einer Weile lächelnd: „Doch keinen Händedruck wie den auf der Rasenmühle-Mensur?" Der König lachte laut auf und rief: „Schlagt ein und fürchtet nichts! Vor Eurer Hand hab' ich Respect." Er suchte den Jenenser in Dresden zurückzubehalten, doch Kreußler sehnte sich wieder nach Jena.

1

Dem Programme für das allgemeine deutsche Schützenfest in Frankfurt a/M. entnehmen wir folgendes: I. Allgemeine Bestimmungen. Die Dauer des deutschen Schützenfestes ist auf die sechs Tage vom 13. bis 18. Juli 1862 festgesetzt. An dem Schießen selbst können nur Mitglieder des deutschen Schützenbundes, und als Gäste nichtdeutsche Schützen theilnehmen. Es kann der Beitritt zu demselben diesmal noch in Frankfurt erfolgen, unter Entrichtung des jährlichen Beitrags von 36 Kreuzer. Jeder Schütze zahlt in die Festkasse einen Beitrag von einem Thaler, = ein Gulden fünfundvierzig Kreuzer, und erhält dafür eine nur persönlich gültige Schützenkarte nebst Festabzeichen. II. Festordnung. Die auswärtigen Schützen sind gebeten, am Samstag den 12. Juli bei guter Tageszeit und spätestens am Sonntag den 13. Juli im Laufe des Vormittags in Frankfurt einzutreffen. Mitglieder des Empfangs-Comites begrüßen die eintreffenden Schützen an den Eisenbahnen und sonst geeigneten Orten und geleiten dieselben nach dem Festbüreau (Saal der Harmonie, große Bockenheimergasse No. 9). Im Festbüreau werden den Schützen die Schützenkarten, (soweit dieselben noch nicht bezogen sind) die Festabzeichen, die Wohnungsanweisungen, und alle sonst erforderlichen Nachweise über das Fest zugestellt. Samstag den 12. Juli Mittags und Abends findet gesellige Unterhaltung auf dem Festplatze statt. Sonntag den 13. Juli, Nachmittags 3 Uhr, beginnt der Festzug. Die Festtheilnehmer stellen sich hierzu mit ihren Fahnen nach den Anordnungen des Zug-Comites am Untermainquai und in der neuen Mainzerstraße auf. Sonntag Abend um 8½ Uhr gemeinschaftliche Tafel in der Festhalle, wozu die Karten bis Mittags 1 Uhr in dem Festbüreau (große Bockenheimergasse No. 9) und auf dem Festplatze (zu fl. 1 24 kr. das Gedeck, einschließlich ½ Flasche Schützenwein) gelöst werden können. Das eigentliche Festschießen beginnt Montag den 14. Juli und dauert bis einschließlich Freitag den 18. Juli. Sollte sich diese Zeit als zu kurz erweisen, so bleibt es dem Centralcomite vorbehalten, dieselbe zu verlängern. Geschossen wird täglich von 6 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags und von 2½ Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends. Der Beginn und der Schluß des Schießens werden jedesmal durch Kanonenschüsse signalisirt. Die Tagespräminen und Becher werden jedesmal am folgenden Tage um 12 Uhr Mittags am Gabentempel ausgegeben, die Ehrengaben und Festprämien aber nach Beendigung des ganzen Schießens. Jeden Tag um 12½ Uhr ist Mittagstafel in der Festhalle, das Gedeck einschließlich ½ Flasche Schützenwein fl. 1 24 kr. Die Karten hiezu müssen jedesmal am Vormittag spätestens um 10 Uhr in der Festhalle oder im Festbüreau gelöst sein. Restauration nach der Karte findet in der Festhalle Vormittags von 6—11 Uhr und Nachmittags von 3 Uhr an statt. Redner haben sich bei dem Comite in der Nähe der Tribüne zum Vortrage zu melden und dessen Anordnungen bezüglich der Reihenfolge ꝛc. zu befolgen. Toaste auf einzelne Personen sind unbedingt ausgeschlossen. Bei Beendigung des Festes werden unter entsprechender Feierlichkeit am Gabentempel die Fahnen deren Trägern zugestellt und denselben das Geleit gegeben. III. Schießordnung. (Wir haben das Wesentlichste derselben schon früher mitgetheilt, und fügen nur noch folgendes an.) Die Büchsen — gezogene Gewehre —, welche auf den Standlebrscheiben benutzt werden, dürfen nicht mehr als zwei Zielpunkte haben, entweder Absehen und Korn oder Diopter und Korn. Jedes andere Hilfsmittel — namentlich sog. Blenden, Krücken ꝛc. ist untersagt, jedoch ist dem Schützen der Gebrauch einfacher Augengläser, auch wenn solche auf dem Schafte der Büchse befestigt sind, gestattet, dasselbe gilt für alle übrigen Schützen. Auf die Feldscheibe darf nur mit der deutschen Schützenwaffe geschossen werden. Außer der deutschen Schützenwaffe werden ausnahmsweise solche gezogene Gewehre zugelassen, welche a) mit offenem Absehen und Korn, b) mit einfachem Feldstecher versehen sind und c) höchstens 12 Pfund wiegen. Den Schützen ist gestattet, mit oder ohne Bajonett zu schießen.

Mannigfaltiges.

(Sultan und Redacteur.) Wie aus Paris als positiv erzählt wird, hätte der Sultan neulich in Brussa (Kleinasien), wohin er sich auf einige Tage begeben, eines Abends spät den Redacteur des dort erscheinenden Tardjuman Ahval zu sich beschieden, die ganze Nacht im Schlosse verweilen und am Morgen vor sich kommen lassen, um ihn zu fragen, warum er sich in seinem Blatte nicht öfter mit Politik beschäftige. Auf die Entschuldigung des Journalisten, daß die Besprechung politischer Fragen ihre polizeilichen Schattenseite habe, geruhte Se. Majestät zu befehlen, daß fortan der Tardjuman Ahval seine politischen Ansichten dreist aussprechen soll.

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 56. Sonntag den 11. Mai. 1862.

Das Spiel Karten.

Nach dem Französischen von L. v. B.

(Fortsetzung.)

Ich fand, daß das Innere des Hauses vollkommen seinem Aeußeren entsprach. Die Fenster hatten weiße Vorhänge, der Boden war mit feinem Sande und mit frischen, wohlriechenden Tannenzweigen bestreut, während der mit hellrother Farbe angestrichene Kamin, der blanke Tisch und die bequemen, mit schwarzem Leder überzogenen Stühle ein trauliches Ensemble bildeten, welches das Auge erfreute. Ich bemerkte auch einige jener kleinen Luxusartikel, die einen feineren Geschmack verkünden, und die ohne Zweifel durch die Hausfrau hier eingebürgert worden waren.

An einer Seite dieses Zimmers hingen zwei Jagdflinten, zwei Pulverhörner und zwei Waidmannstaschen, und oberhalb dieser Gegenstände befand sich seltsamer Weise ein mit einem großen Nagel befestigtes Spiel Karten. Der schwarze Kopf des Nagels war genau in der Mitte der Treff-Vier sichtbar, so daß man die Karte, wenn man sie nicht genauer betrachtete, für eine Fünf halten konnte.

Sie haben da eine sonderbare Wanddverzierung, sagte ich lächelnd zu meinen Wirthen.

Weder mein Lächeln noch meine Worte fanden eine Erwiderung. Eine düstere Wolke lagerte sich vielmehr auf ihren Stirnen, und einen Augenblick später verließ uns die junge Frau.

Nachdem sie sich entfernt hatte, näherte sich mir ihr Mann.

Es ist in der That eine sonderbare Verzierung, wenn Sie es so nennen wollen; ich werde Ihnen nach dem Abendsegen, wenn es Sie interessirt, ihre Bedeutung erzählen.

Gleich darauf kam die junge Frau mit einer Bibel zurück, welche sie auf den Tisch neben den Greis legte. Dieser las ein Kapitel aus derselben vor, kniete dann nieder und betete mit lauter und wohlklingender Stimme den Abendsegen. Einige Minuten später, während welcher ein tiefes Schweigen im Zimmer herrschte, erhob sich die junge Frau, nahm ihren Knaben bei der Hand und zog sich auf ihr Zimmer zurück, nachdem sie uns freundlich gute Nacht gewünscht hatte. Der Greis folgte bald ihrem Beispiele, und ich blieb nun allein mit Ivar Ivarson — so hieß der junge Mann — der bedeutungsvoll und ernst auf die Karten deutete, und mir dann Folgendes mittheilte.

Diese Karten, hob Ivarson an, beziehen sich auf eine Episode meines Lebens, die ich jedem jungen Mann erzählen möchte, der in die Welt tritt. Dieselbe trug sich vor etwa dreizehn Jahren zu. Wir bewohnten damals schon das nämliche Haus, in welchem Sie uns gegenwärtig sehen, erfreuten uns aber noch nicht derselben Wohlhabenheit, wie jetzt.

Ich war allein mit meinem Vater; die Jagd, der Fischfang und der Ackerbau deckten unsere Bedürfnisse; ein ehrlicher Bauer mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen half uns bei der Arbeit; sie wohnten und wohnen noch neben uns. Wir waren thätig und da unsere Ausgabe unsere Einnahme nicht überstieg und unsere unverwüstliche Gesundheit Arzt- und Apothekerrechnungen von uns ferne hielt, so hatten wir alle Ursache, uns glücklich zu schätzen und der Vorsehung für das uns beschiedene Loos zu danken.

An einem heißen Julimorgen stieg ich zu Pferd, um nach einem der kleinen Häfen am Glommen zu reiten und mich umzusehen, ob einige Waaren, die wir erwarteten, angekommen seien. Ich fand sie am Ufer. Da die Fischer, wie es in diesen Gegenden üblich ist, dieselben ganz einfach an's Land geschafft und unter freiem Himmel hatten stehen lassen, wo sie während der

Digitized by Google

Nacht einem heftigen Regen ausgesetzt gewesen waren, so beeilte ich mich, sie unter einen in der Nähe befindlichen Schuppen zu bringen. Ich brauchte eine gute Stunde zu dieser Arbeit, denn ich war allein und die Sachen wogen schwer. Als ich fertig war, fühlte ich mich so ermüdet, daß ich ein schattiges Plätzchen aufsuchte, um ein wenig auszuruhen. Kaum begann ich einzuschlummern, als laute Rufe aus der Ferne in mein Ohr drangen. Ich sprang sogleich auf, setzte mich auf mein Pferd und ritt so schnell, als es das Terrain erlaubte, nach jener Richtung hin, von welcher die Stimme herüberschallte.

Ich hatte etwa vier- oder fünfhundert Schritte zurückgelegt, als ich auf einen Mann stieß, der neben einem auf dem Boden liegenden Pferde kniete; nicht weit von dieser Gruppe erblickte ich eine außerordentlich große Natter erschlagen im Sande.

Ich begriff nun, was hier geschehen war, und sprang vom Pferde, um zu helfen, wenn hier noch Hilfe möglich war. Allein das Gift hatte bereits seine Wirkung gethan; nach wenigen Minuten verendete das Pferd des Fremden.

Dieser mochte ungefähr 50 Jahre zählen, hatte scharf markirte Züge und schwarze Haare; seine Augen waren voll Feuer und von einem so seltsamen Glanze, daß ich den Blick derselben kaum ertragen konnte. Sein Gesicht war blaß und tief gefurcht; sein geschmackvoller, eleganter Anzug sagte mir, daß ich es mit einem Manne aus den höheren Ständen zu thun hatte, wie dies auch seine zarten, weißen Hände bewiesen.

Der Verlust seines Pferdes schien ihm übrigens nicht sehr nahe zu gehen; denn als ich ihm mein Beileid ausdrückte, sagte er mit einem Lächeln auf den Lippen:

Ah bah, das ist nicht der Mühe werth, denn durch Ihr Kommen ist mir geholfen. Sie haben hier gerade ein gutes Pferd, Sie werden mir es abtreten . . .

Eine solche Voraussetzung, die er mit einer solchen Bestimmtheit aussprach, als ob es meiner Zustimmung gar nicht bedürfe, befremdete mich aufs höchste. Ich warf einen Blick auf mein Pferd, welches in der That ein prächtiges Thier war, und fühlte mich nicht im geringsten geneigt, dasselbe wegzugeben.

Im Vertrauen auf meine physischen Kräfte war ich weit entfernt zu fürchten, daß er es mir mit Gewalt abnehmen könne; allein eine Art abergläubischer Scheu hatte sich meiner beim Anblick dieses Mannes bemächtigt, der mir damals, bevor ich wußte, mit wem ich es zu thun hatte, im höchsten Grade unheimlich vorkam.

Junger Mann, begann er auf's neue, ich wiederhole es, Ihr Pferd ist sehr hübsch — wollen Sie mir es verkaufen? Ich werde Ihnen dafür geben, was Sie verlangen. Nennen Sie mir den Preis.

Dieser Vorschlag änderte nun zwar die Sache, allein mein Mars war mein Lieblingthier, und obwohl wir noch drei oder vier andere Pferde im Stall hatten, so fiel es mir doch schwer, mich von meinem treuen Gefährten zu trennen. Nichts desto weniger zog ich die Verlegenheit des Fremden, welcher ich so leicht abhelfen konnte, wenn ich ihm mein Pferd gab, in Betracht; überdies fiel mir noch ein, daß wir Geld nöthig hatten, um einen zweiten Wagen zu kaufen und einen Theil unserer Ackergeräthschaften zu erneuern, und ich entschloß mich somit halb und halb, auf den Handel einzugehen.

Sie finden also mein Pferd nach Ihrem Geschmack? fragte ich zögernd.

Vollkommen und ich bin bereit, es glänzend zu bezahlen, war die Antwort des Fremden.

Wie viel geben Sie dafür?

Nennen Sie selbst die Summe. Sie sind alt genug, um zu wissen, was das Pferd werth ist.

Nun, ich verlange 80 Speciesthaler.

Das ist zu wenig; ich gebe Ihnen hundert. Sind Sie damit einverstanden?

Ich bejahte seine Frage und er fuhr fort:

Mein Pferd können Sie als Dreingabe nehmen. Es war ein herrliches Thier, welches wohl des Ausstopfens werth wäre, um es in ein Museum zu stellen.

Während dieser Worte zog der Fremde aus seiner Börse 100 Speciesthaler hervor und händigte sie mir ein, wobei er mich mit ganz ungewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachtete.

Wie heißen Sie? fragte er mich.

Ich nannte ihm meinen Namen.

Haben Sie jemals so viel Geld auf einmal in Händen gehabt? fragte er weiter.

Nein, niemals.

Ich halte Sie für offen und ehrlich; ist Ihr Pferd fehlerfrei und gesund?

Ich stehe mit meinem Kopfe dafür. Aber um aufrichtig gegen Sie zu sein, muß ich bekennen, daß ich nicht recht gegen Sie zu handeln glaube, wenn ich Ihnen mehr Geld abnehme, als das Pferd werth ist.

Sie sind von einer seltenen Ehrlichkeit! rief der Fremde. Aber beruhigen Sie sich — ich will Ihnen ein Mittel angeben, wie Sie Ihr Gewissen beschwichtigen können. Nach diesen Worten zog er ein Etui aus seiner Tasche und nahm aus diesem das Spiel Karten, welches Sie dort angenagelt sehen.

Wir wollen um die 20 Speciesthaler, die Sie zu viel erhalten zu haben glauben, spielen, fuhr er fort.

Und indem er diese Summe auf den Kadaver seines Pferdes warf, welchen er auf diese Weise zu einem Spieltisch umwandelte, mischte er die Karten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Aus der Didaskalia.)

Auf schmalem Fußpfade zur Seite eines felsigen Abgrundes, aus welchem herauf das Rauschen eines stürzen-

Digitized by Google

den Waldbaches gehört wurde, im Schatten hundertjähriger Tannen, die graue Moosbärte trugen, unter dem Gesange der mancherlei Vögel, die sich auf ihren Zweigen wiegten, oder von den sonnigen hohen Wipfeln in das düstere Thal hinab ihre Rufe erschallen ließen, pilgerten zwei Jünglinge in einfacher Reisekleidung, die jedoch, mit dem übrigen Aeußeren, den Rang ankündigte, welchen die Reisenden in der menschlichen Gesellschaft einnahmen.

Der Voranschreitende, eine junge kräftige Figur über Mittelgröße, mit einem offenen, heiteren Angesichte, von hellbraunen Locken beschattet, war Graf Emil, der einzige Sohn und Erbe des reich begüterten Grafen von Grauenstein; der Zweite, sein Gesellschafter und Freund, Baron von Lohr, etwas kleiner und derber gebaut, ein lustiges Gesicht, das mehr Genußsinn als Empfindsamkeit ankündigte, in diesem Augenblicke aber etwas sauer aussah, weil der Weg nicht der bequemste war und das Fußreisen überhaupt nicht seine Liebhaberei zu sein schien.

Der Graf, ein inniger Verehrer der Natur in allen ihren Verschiedenheiten, war entzückt über die Schönheiten des Weges, den sie zurücklegten, und der wirklich alles darbot, was eine Gegend reizend und schauerlich machen kann. Auf der linken Seite hochanstrebende Waldberge, die hin und wieder die nackten, gewaltigen Felsrippen darboten; zur rechten die enge Thalschlucht, die sich unten in grüner Dämmerung verlor, aus ihr heraufstrebende Bäume, die mit den steilen Felsmassen zu wetteifern schienen, oder auf abgerissenen Felsblöcken andere, die sie mit ihren Wurzeln umstrickt hatten, um festen Fuß zu gewinnen auf den Unterworfenen; und zu diesem allen das Plätschern und Rauschen in der tiefsten Tiefe, ein eintöniges geisterhaftes Flüstern aus dem geheimnißvollen engen Thalrisse herauf, in den sich ohne Gefahr kein menschliches Wesen, wenigstens von dieser Seite her, wagen durfte. Von Zeit zu Zeit ein Durchblick zwischen den gegenüberliegenden Waldbergen weit hinaus auf entferntere Gebirgsreihen in blaugrünem Dufte; — und über ihren Häuptern der wohlthuende Schatten an einem heißen Julitage, das erfrischende Wehen der Luft durch das stets befeuchtete üppige Waldgrün, verbunden mit dem herzstärkenden Dufte der Nadelwälder, der sich über die ganze Landschaft verbreitete. — Der bisher still genießende Graf rief, an einer schönen Stelle stehen bleibend: „Das ist göttlich, Baron! Sehen Sie hier hinab — bemerken Sie den Bach, wie er stürzt und schäumt, und sich windet zwischen dem starren Gestein? — Sehen Sie auf — hinüber! Erblicken Sie an jenem fernen Berge die Burgruine im Glanze der Sonne? O wie schön ist die Natur auch da, wo sie in ernster Majestät oder in Schauer gehüllt erscheint. Hier hat sie das Erhabene, Feierliche mit dem Lieblichen verbunden, und so erscheint sie mir wie ein schönes, tugendhaftes Mädchen, deren reine Seele im freundlichen Auge entzückt, und dennoch Ehrfurcht gebietet.

Recht schön gesagt! versetzte der Baron, obgleich ich gestehen muß, daß meine Natur mehr Gefallen findet an dem, was die Natur und zur Bequemlichkeit und zur Erfrischung beut. Ueberhaupt verliert die Natur an ihrer Schönheit, wenn man sie mit müden Sinnen betrachtet, und ich muß sagen, die Gemsenpromenade über das Gebirge hat meinen Gebeinen gewaltig zugesetzt. Aus einem weichgepolsterten Reisewagen ließe sich das alles mit viel mehr Ruhe und um so beifälliger ansehen.

O Sie armer, müder Baron! spöttelte der Graf, — der es endlich in der Bequemlichkeit so weit bringen wird, daß er sich die schönsten Gegenden der Erde vor's Ruhebett bringen läßt; setzen wir uns! Hier dieser Felsblock, mit schwellendem Moose gepolstert und mit Sauerklee garnirt, bietet einen Sitz dar, wie ihn der eleganteste Wagen nicht hat. Ueberlassen wir uns der Ruhe in diesem prachtvollen Zelte von Immergrün, und bilden Sie sich ein, lieber Baron, daß der Bach, der in der Tiefe rauscht, Champagner ist und vorwärts eilt, um uns am Ausgange des Thales zu erwarten.

Keine üble Idee, erwiderte dieser, — die sogar in Ausführt stellte, in Champagner baden zu können. Aber leider nur Idee! Eine einzige volle Flasche dieses köstlichen Guts ist mir lieber, als ein ganzes Flußbett voll Ideen. Es ist giebt Leute, die in und von Ideen leben; ich liebe gute Ideen in verkörpertem Zustande, die das Mühevolle des Lebens versüßen und stets zu einem soliden Zwecke führen.

Gar zu materiell, lieber Baron! Sie vergessen, daß das geistige Verarbeiten einer Idee den Reiz der endlichen Verkörperung nach Ihrer Weise erstaunlich erhöht und den Genuß würzt; daß eine tüchtige Bewegung die beste Vorbereitung zu einer splendiden Mahlzeit ist; daß das Gehen für Leute, die fahren können, einen Genuß gewährt, den alle, die gehen müssen, nicht haben. Ich fühle mich am freiesten und am glücklichsten, wenn ich auf mich, auf meine eigene Kraft gewiesen bin, die mir dann als ein unschätzbares Gut erscheint. Munter, munter, lieber Freund! bald winkt uns irgend ein gastlicher Tisch, an dem wir uns recht behaglich niederlassen wollen. Ich verspreche Ihnen, eine Stunde länger zu tafeln, als ich gewohnt bin. Behalten Sie diese Idee fest, sie wird Sie sanft an's Ziel geleiten.

Man ging scherzend weiter. Der Weg senkte sich bald und wurde gangbarer, je weiter sie hinab kamen. Junges Laubholz mischte sich unter die Tannen, die endlich nur noch einzeln aus den Birken und Buchen hervorragten; die Berge traten immer mehr auseinander; die Felsschlucht wandelte sich zum freundlichen Thale um, in welchem der Bach, zwar rasch, aber beruhigter floß. Eine hochgesprengte steinerne Brücke führte über denselben und bewies, welche Höhe er zu gewissen Zeiten erreichen und welche Gewalt er dann üben mochte. Einige Schritte noch durch das Gebüsch — und vor ihnen lag eine ziemlich breite, sonnige Thalfläche, rings von Wald

Digitized by Google

begränzt, durch welche der kleine, klare Fluß wie eine Silberschlange sich wand.

Ah! rief der Graf verwundert aus, und überblickte, stehen bleibend, das stille Tempe, — wie lieblich! wie einladend! Das gutgebaute Haus dort auf der sanften Anhöhe, die sich den höheren Bergen hinter ihm anschließt! das zierliche Gärtchen vor demselben, und der mit Blumen gestickte grünsammtne Teppich, der sich von dort über die Fläche ausbreitet — wir sind am Jägerhause.

Herrlich! Der Schornstein raucht!" bemerkte der Baron; die blauen Rauchwolken, die auf dem dunkeln Hintergrunde der Tannen sich so zierlich hinaufziehen, sie deuten auf eine wohlbestellte Küche.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Unter den Mitgliedern des österr. Abgeordnetenhauses befindet sich auch der Abt des Klosters Mölk, Prälat Wilh. Eder. Die „Östd. Post" sagt über ihn: „Abt Wilhelm ist eine der interessantesten Erscheinungen des Parlaments. Ein 83 Jahre alter Herr, der Nestor des Hauses, hat er noch in keiner Sitzung gefehlt; Mitglied des Finanz-Ausschusses und anderer Ausschüsse, ist er einer der promptesten bei den Verhandlungen. Keine Clubsitzung, selbst wenn sie in die Nacht hinein dauert, und zu seiner Ehre sei es gesagt, auch kein fröhliches kollegialisches Mahl, selbst wenn es über Mitternacht hinaus sich dehnte, das nicht den liebenswürdigen geistesfrischen Prälaten unter den Anwesenden zählte. Ein Benediktiner aus der Josephinischen Zeit und Schule, verbindet dieser ehrwürdige geistliche Herr mit einer unendlichen Erfahrung und Geschäftskenntniß die humanste Anschauungsweise unserer neueren Verhältnisse, in die er ohne Selbstzwang und ganz harmonisch sich hineinfindet. Zur Charakteristik des alten Herrn mag folgender Zug dienen: Abt Wilhelm hat bisher nie die Grenze des österreichischen Staats verlassen, und heute reist der 83-jährige Greis nach London zur Welt-Ausstellung.

Aus Pirmasens wird ein salomonisches Urtheil berichtet: Am Ende März stand der Frachtfuhrmann Bartel dahier klagend vor dem k. Landgerichte; er behauptete, vor einigen Wochen sei ihm eine ihm gehörige Gans entlaufen; vor einigen Tagen habe sich dieselbe wieder in seiner Wohnung eingefunden. Nun aber seien zwei Söhne der Frau Jung in seinen Hof gekommen und hätten sich dieser Gans gewaltsam, mit der Behauptung, sie sei ihnen, bemächtigt. Die beklagte Ehefrau Jung behauptete nun vor Gericht, die Gans gehöre ihr. Gleiches behauptete der Frachtfuhrmann. Das k. Landgericht machte Beiden den Vorschlag: sie sollten am Nachmittage die Gans auf den Exerzierplatz setzen und da beobachten lassen, in welcher Wohnung sie sich Abends begebe. Dem gehörte die Gans, während die andere Partei die Unkosten tragen müsse. Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Gans an das unterste Ende des Exerzierplatzes gesetzt und hier beobachtet. Als es nun Abend wurde, schwang sie zum Aufbruch ihre Flügel und trat ganz gemächlich ihren Gang nach der Christiansgasse an, marschirte in dieselbe und ließ sich durch nichts irre machen, ging bis an das Scheunethor des Frachtfuhrmanns Bartel, zeigte durch heftiges dreimaliges Schreien ihre Ankunft an und marschirte in und durch die Scheuer in den Hof, ihren alten Aufenthalt. Ein Schäfer mit seiner Heerde mußte auf der Straße stille halten, damit die Gans ungestört ihren Heimweg fortsetzen konnte. Es hatten sich viele Leute eingefunden, um den Gang derselben zu beobachten.

Ueber einen seltenen Dieb berichten die Leipziger Nachrichten aus Leipzig vom 20. April: Seit ungefähr drei Wochen sind in den Ortschaften Lützschena, Quasliz und Hänichen, die dicht an der vereinigten Pleiße und Elster liegen, Gänse und Enten vermißt worden. Man glaubte allgemein an einen Gänsedieb, weßhalb Beobachtungen angestellt wurden, und es glückte wirklich einem Mühlburschen, den Räuber in einem großen Wels zu entdecken, der nicht weit von ihm plötzlich aus dem Wasser auftauchte, nach einer Gans schnappte und mit ihr unter dem Wasser verschwand. Er mußte jedoch seine Beute nicht richtig gefaßt gehabt haben, denn kurz darauf ist die Gans wieder an der Oberfläche, nachdem sie einer Partie Federn beraubt gewesen, erschienen und hat eiligst die Flucht ergriffen. Es ist nun von einigen Mühlenbesitzern beschlossen worden, Jagd auf diesen Räuber zu machen, nachdem man sich vorher überzeugt hat, daß er sich in den dortigen Gewässern noch aufhält. Es soll ein so großer Fisch in dortiger Gegend seit 50 Jahren nicht gesehen worden sein.

Zwei schwesterliche Sängerinnen, Barbara und Carlotta Marchisio, ein paar blutjunge Dinger, reisen nach Nordamerika und in die Havanna, um dort zu singen. Sie haben einen Vertrag in der Tasche, der ihnen für 7 Monate 200,000 Frc. baar und freie Reise ꝛc zusichert. Hübsch sind die Schwestern nicht, aber wenn sie zusammen singen, unarmen sich die Leute im Theater vor Rührung, was, wie „Dfztg." sagt, eine ganz schöne Sache ist, wenn man eine schöne Nachbarin hat. Vorsichtige Schwärmer pflegen sogar schon den Tag vorher dafür zu sorgen, für die Nachbarin nämlich.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 53.

„Gott der Liebe schlingt Rosenketten um Herzen, die sich sicher glauben."

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Beilage zum Extra-Felleisen d. Würzburger Stadt- u. Landboten.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 57. Dienstag den 13. Mai. 1862.

Das Spiel Karten.

Nach dem Französischen von L. v. B.

(Fortsetzung.)

Obwohl ich nicht die geringste Kenntniß vom Kartenspiel besaß, ja nicht einmal die Karten kannte, und ebensowenig Lust zum Spielen hatte, so war ich doch nicht im Stande, diesem Manne zu widerstehen. Es lag eine solche Festigkeit, eine solche Energie in seinem ganzen Benehmen, daß ich kein Wort des Widerspruchs hervorzubringen vermochte.

Was spielen Sie? fragte er und nannte mir ein halbes Dutzend Spiele, von welchen ich, wie ich gestand, nie ein Wort gehört hatte.

Nun so spielen wir rouge et noir, fuhr er fort; dies wenigstens werden Sie gleich gelernt haben.

Meinetwegen! rief ich, zeigen Sie mir, wie es gespielt wird.

Der Fremde gab mir eine kurze Anweisung und reichte mir darauf die Karten, indem er mich aufforderte, die erste Taille zu schlagen.

Ich that es und gewann.

Ich verdoppele den Satz! rief nun der Fremde, und bevor ich noch verstanden, was er wollte, hatte er bereits 40 Species auf unsern seltsamen Spieltisch geworfen.

Ich befand mich in einer unbeschreiblichen Aufregung. Ich wollte nicht mehr spielen — aber wie dem gebietenden Blicke des Unbekannten widerstehen?

Ich mochte wollen oder nicht, mein Gegner zwang mich durch die unerklärliche Gewalt seiner Augen, die Karten wieder zu nehmen.

Der Gewinn war abermals auf meiner Seite!... Ich schämte mich meines Glückes, denn es war mein aufrichtigster Wunsch gewesen, zu verlieren. Der Fremde hingegen blieb kalt wie Marmor. Er zog aus seiner Brieftasche alle seine Werthpapiere hervor und warf sie zu dem Haufen Geldes, der vor uns lag.

Fahren Sie fort! befahl er, indem er mir die Karten in die Hand drückte.

Das Glück verfolgte mich förmlich — — ich gewann wieder.

Sie sind ein Glückskind, sagte der furchtbare Mensch mit eisiger Ruhe. Das Geld gehört Ihnen. Da! fügte er bei, indem er auf die Banknotes und Thaler seine leere Brieftasche und seine leere Börse warf, nehmen Sie auch dies dazu, damit Sie Ihren Gewinnst hineinthun können.

Ich wollte weiter nichts mitnehmen als die 80 Species, die ich für mein Pferd verlangt hatte, steckte dieselben ein und erhob mich, um zu gehen.

Bleiben Sie, sagte der Fremde.

Ich that es mit einer mir selbst unbegreiflichen Folgsamkeit.

Ich kann Nichts zurücknehmen, fuhr er fort; was Sie gewonnen haben, gehört mit Fug und Recht Ihnen. Nur ein Mittel gibt es, mich wieder in den Besitz des Verlorenen zu setzen: wenn ich Ihnen Alles wieder abgewinne. Ich spiele nun, vorausgesetzt, daß Sie mir die Revanche nicht versagen, um mein erkauftes Pferd.

Mein Herz schlug heftig, nicht etwa, daß ich gewünscht hätte, mein Pferd wieder zu bekommen, sondern weil ich fürchtete, dem Unbekannten sein letztes Gut abzunehmen. Ich empfand für ihn ein wahres, tiefgefühltes Mitleid, denn trotz seiner scheinbaren Gleichgültigkeit glaubte ich in seiner Miene zu lesen, daß so bedeutende Verluste ihm empfindlich waren.

Er mischte übrigens, ohne sich um meine Gemüthsstimmung zu kümmern, auf's neue die Karten.

Sie haben viel Glück, sagte er, überdies scheinen Sie mir ein guter und ordentlicher junger Mann zu sein. Sie gefallen mir und ich verliere mit wahrem

Digitized by Google

Vergnügen an Sie . . . Sind Sie verheirathet? forschte er nach einer Pause mit durchdringendem Blick.

Nein . . .

Aber Sie haben ohne Zweifel eine Geliebte? Dies wäre nichts Unerlaubtes in Ihrem Alter.

Ebensowenig. In der öden Gegend, die wir bewohnen, zeigen sich die Mädchen selten, und unter denen, welche ich sah, war keine, die ich mir zur Frau gewünscht hätte.

Der Fehler liegt vielleicht in Ihrer Eigenliebe.

Nichts weniger, als dies; aber ich denke, um sich mit einem Mädchen auf ewig zu verbinden, müsse man für dasselbe eine ausschließliche Neigung empfinden, und bisher fühlte ich eine solche noch für kein weibliches Wesen.

So scheint es also, daß Sie schwer zu befriedigen sind. Desto besser, ich lobe das. Eine Ehe ist schneller geschlossen, als aufgelöst, . . . doch es gibt junge Mädchen . . .

Hier unterbrach sich der Fremde, die Karten waren wieder gemischt, und das Spiel sollte aufs neue beginnen.

Ich gewann wieder!!

Ich erhob mich in der tiefsten Aufregung.

Mein Herr! rief ich, glauben Sie nicht, daß ich Sie Ihres Pferdes und Ihres Geldes berauben will. Behalten Sie Beides, ich werde nicht einen Schilling mehr als die Kaufsumme nehmen.

Sie sind wirklich komisch, mein lieber Ivarson. Wissen Sie, daß ich einen solchen Vorschlag für eine grobe Beleidigung halten könnte? Aber ich weiß — Sie meinen es nicht böse. Spielschulden sind aber Ehrenschulden, und niemand darf ihre Einzahlung verweigern — verstehen Sie? Hier ist Ihr Geld und Ihr Pferd. Aber wir brauchen deßhalb unser Spiel noch nicht zu beschließen. Es wäre mir sogar lieb, ich gestehe es offen, wenn ich mein Geld und mein Pferd wieder gewinnen könnte, fügte er nach einer Pause hinzu. Mein Portefeuille und meine Börse sind leer, es ist wahr; deßhalb sind aber noch nicht alle meine Hilfsmittel erschöpft; ich besitze noch unter andern eine Brosche und einen Ring von Diamanten, die wenigstens das Doppelte von dem werth sind, was Sie mir abgewonnen haben. Ich spiele darum; nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ich weder den Ring noch die Brosche bei mir habe. So unstatthaft es scheint, als Einsatz einen Gegenstand anzubieten, über dessen wirkliche Existenz der Gegner keine Gewißheit hat, so bleibt mir doch nichts anderes übrig, und Sie müssen sich vorläufig mit meinem Versprechen begnügen, daß Ihnen die Diamanten, wenn Sie dieselben gewinnen, sicher zugestellt werden sollen.

Ich hatte kein besonderes Vertrauen zu den Worten des Fremden, aber ich machte mir wenig daraus. Die Hauptsache war für mich, die Partie zu erneuern, in der Hoffnung, daß ihn das Glück begünstigen werde. Ich hatte nie um Geld gespielt, und das, welches ich nun gewonnen, brannte mir förmlich in den Händen, als ob ich es gestohlen hätte.

Ich erklärte mich daher vollkommen damit einverstanden und mischte aufs neue die Karten; der Fremde aber legte seine Hand auf meinen Arm und sagte:

Warten Sie noch einen Augenblick! Ich muß Sie vorerst noch von einem wichtigen Umstande in Kenntniß setzen.

Und der wäre?

Der Besitz dieser Diamanten ist an eine unerläßliche Bedingung geknüpft.

An welche?

Wenn Sie die Diamanten gewinnen, so gewinnen Sie mit ihnen eine Frau.

Ich erschrack, denn ich glaubte, es mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben; dann aber mußte ich lachen, da ich die Worte des Fremden für einen Scherz hielt.

Lachen Sie nicht, sagte der Unbekannte; was ich sagte, ist mein voller Ernst. Sie sind ledig, haben aber ohne Zweifel keine Lust, es zu bleiben.

Nein, wenn ich ein Mädchen finde, welches ich lieben könnte.

Sie sind gut, Ivarson, und verdienen deßhalb auch eine gute Frau. Die, welche Sie gewinnen können, ist Ihrer würdig.

Mein voriger Verdacht hinsichtlich seiner Narrheit kam mir wieder, und ich hielt es für das Beste, auf seine Idee scheinbar einzugehen.

Aber wird sie auch nach meinem Geschmacke sein? fragte ich deßhalb mit erkünstelter Neugierde.

Ich hoffe und glaube es. Sie hat alle guten Eigenschaften, die einen jungen Mann fesseln können. Sie hat Verstand und Herz, sie ist unterrichtet, sie singt wie ein Engel und spielt Piano und Guitarre.

Piano und Guitarre? Das ist ja herrlich! Ich liebe diese Instrumente leidenschaftlich, und würde mich glücklich schätzen, ein Mädchen zu heirathen, welche beide spielen könnte . . .

Ich sagte dies so ernst als möglich, um ihn nicht durch einen Widerspruch zu reizen, da ich mehr als je überzeugt war, einen Irrsinnigen vor mir zu haben, der einer Heilanstalt entsprungen sei.

Ja, fuhr er fort, sie ist nicht nur musikalisch, sondern sie zeichnet und malt auch; es wäre ihr ein Leichtes, diese Bäume und Gesträuche, diese Felsen und Wasserfälle auf die Leinwand zu bannen. Nichts wurde bei der Erziehung Clara's gespart.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

O sehen Sie, — fuhr der Graf fort, — dort! dort unter dem Buchenkreise! reizende Waldnymphen oder

Digitized by Google

Fee'n, die irgend ein Fest feiern! Wir hätten zu keinem geschickteren Zeitpunkte anlangen können.

Man erblickte wirklich eine Gesellschaft von Damen und Herren, die theils paarweise lustwandelten, theils auf einfachen Bänken unter dem Schatten der Bäume ruhten, oder in Gruppen lebhaft miteinander verkehrten.

Was mich bei dieser Erscheinung tröstet, die sonst mit dem bieternen Fittiche der Langeweile mich bedrohen würde — wandte sich der Baron zu dem Grafen, dessen lebhafte Blicke verloren schienen in der reizenden Staffage der großartigen Landschaft, — ist die Entdeckung, die ich so eben mache, daß man aus dem Hause der Gesellschaft Erfrischungen zuträgt. Sonach wird es an Unterhaltung nicht gebrechen.

Lassen Sie uns nicht säumen, Baron, die Gunst des Augenblicks zu benützen, sagte der Graf, vorauseilend; — übrigens incognito, Baron! ich möchte dem Grafen nichts zu verdanken haben, aber auch leichtwegen nichts verlieren, was das Glück mir zu bieten geneigt ist. Wir sind Künstler, Dichter, oder was man aus uns machen will, die in den Gebirgen herumfliegen wie die Bienen, um köstlichen Stoff zu sammeln für die Palette oder für den Schreibtisch. Ich heiße Rose, Sie, Dorn!

Gut! ehrenvoll! Schützer der Rose! versetzte der Baron; doch nicht etwa, in Beziehung auf die Schönheiten da drüben, Ihnen ein Dorn im Auge?

O behüte! versicherte lachend der Graf. Sie lieben das schöne Geschlecht nicht, und es vergilt Ihnen Gleiches mit Gleichem.

Wohl lieb' ich es! entgegnete der Baron, doch erst, wenn ich satt bin. Es bleibt sonach dem Herrn Grafen von der Rose ein langer Spielraum.

Wissen Sie, Freund! wie wir es machen wollen, um ohne Anstehen in den bunten Kreis zu gelangen? Wir wenden uns nicht gegen das Haus, sondern spazieren am Waldsaume ruhig fort bis in die Nähe der Versammlung, als ob wir längst im Thale einheimisch wären.

Der Plan wurde genehmigt, obwohl der Baron behauptete, ein Opfer zu bringen, weil er sich von Küche und Keller entferne.

Bald waren sie der Gesellschaft so nahe gekommen, daß sie die einzelnen Figuren derselben deutlich unterscheiden konnten; beide machten zu gleicher Zeit die Bemerkung, daß die anwesenden Männer städtisch, hingegen die Frauen ländlich, in die malerische Tracht der Gegend gekleidet waren.

Der Eintritt der beiden neuen Mitglieder in die Gesellschaft machte keine sonderliche Störung bei derselben; nur hie und da neigte sich ein Frauenkopf zu dem andern und flüsterte.

Den Baron zog sein Magnet — Wein und Backwerk an, das von einer ländlichen Hebe gebracht wurde. Der Graf wandte sich zu einigen Männern, die sich unterhielten und ihn sogleich theilnehmen ließen an dem Gespräche, das die Lokalneuigkeiten auf komische Weise behandelte. Von ihnen erfuhr er, daß die Mehrzahl der anwesenden Gäste aus dem nahegelegenen Bade Clarenau waren, die von Zeit zu Zeit eine Partie hieher machten, um sich des Försters vortrefflichen Wein, seine köstliche Milch und die vorzüglichen Gugelhopfen und Eierkuchen schmecken zu lassen, deren Bereitung in Bezug auf die letzteren die Frau Försterin in einem nicht mehr zu übertreffenden Grade kultivirt habe; ihres köstlichen Kaffee's gar nicht zu gedenken.

Während dieser Mittheilung hatte der Graf die Damen gemustert, mehrere recht hübsche Gesichter, und darunter einige sehr geistreiche weibliche Köpfe getroffen, übrigens auf allen den Ausdruck gemüthlicher Freude ausgedrückt gefunden, die dem Nachbar sich mitzutheilen freundlichst angelegen sein läßt; und wirklich herrschte unter den Anwesenden ein heiterer, natürlicher Ton, der dadurch interessant wurde, daß die Damen sich Mühe gaben, ihre Reden und Bewegungen der Kleidung anzupassen, ohne die Grazie der höheren Bildung aus den Augen zu verlieren, die sich indessen auch in dem niedrigsten Gewande nicht verbergen läßt, während das schönste Landmädchen in den Gewändern höherer Stände an Anmuth verliert, wenn es nicht natürliche Grazie besitzt, die jeden Anzug veredelt und überall und allezeit entzückt.

Der Graf äußerte seine Verwunderung über die gewählte, allerdings schönen weiblichen Formen sehr günstige Kleidung der Damen.

Diese Augenweide — nahm einer der Herren das Wort, — haben wir einer jungen Dame zu verdanken, die seit etwa einem Monate mit einer älteren Verwandten, einem Freifräulein von von Weiten, hier auf dem Jägerhause wohnt, welch' letzterer für ihre kranke Brust das stärkende Aroma des Nadelholzes empfohlen worden ist, das man hier, in dem milden, gegen die Winde geschützten Thale aus erster Hand und stromweise empfangen kann. Bei einem der Besuche, den unsere Gesellschaft allwöchentlich während der Saison hier macht, erschien das junge Fräulein in der sehr gefälligen ländlichen Kleidung der Töchter des Försters, und überraschte uns so angenehm damit, daß die anwesenden Damen insgesammt den Entschluß faßten, diesem Beispiele zu folgen, und nur in diesem, übrigens etwas idealisirten Kostüm hier zu erscheinen, was bisher zu erhöhterem Genusse der geselligen Freude so gehalten worden ist; denn jede Verkleidung wirkt erheiternd auf die Umgebung, was unsere Maskenbälle zur Genüge beweisen, und das Vergnügen bewegt sich nirgend leichter als da, wo die gewohnten Schranken es nicht mehr bengen. — Sehen Sie, mein Herr! da tritt sie so eben aus dem Hause, die Freundin am Arm, die sie abgeholt hat, welche übrigens den Scherz nicht mitgemacht hat, der eine volle Gesundheit voraussetzt, die wir alle hier Anwesende, dem Himmel sei Dank, genießen und die Saison nur mitmachen, um Körper- und Seelenkräfte durch den Genuß eines heiteren Daseins zu kräftigen und zu erhöhen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Eine Monsterleistung der Maschinen-Industrie.) In der englischen Eisenbahnwagenfabrik, die Herrn Ashbury gehörig zu Openshaw bei Manchester gelegen ist, wurde vor kurzem, um deren ungeheure Leistungsfähigkeit darzuthun, vor Kommissären der Regierung, die zur Ueberwachung der Thatsachen bestellt waren, zum Zwecke der Vorführung auf der Industrie-Ausstellung ein ganzer kompleter, bedeckter Eisenbahngüterwagen, dessen Kasten 16 Fuß lang und 8 Fuß breit, mit zwei Rollthüren an den Seiten versehen ist und der auf vier Rädern, die ganz von Schmiedeeisen hergestellt sind, ruht, aus Roheisen und Holzblöcken in 11 Stunden und 20 Minuten bis zum Fortfahren auf den Schienen fertig, erbaut. Es ist nicht uninteressant, den Gang dieser Arbeit im Allgemeinen zu verfolgen. Das Ganze des Holzwerkes des Wagens, 305 Stücke zählend, wurde mit von Dampf getriebenen Kreis- und Gattersägen, aus fünf Stämmen von ostindischer Moulmein-Kiefer in 1 Stunde 26 Minuten geschnitten. Das Hobeln, Nuthen, Falzen, Verzapfen des Holzwerkes geschah in 2 Stunden 46 Minuten. Das ganze Holzwerk war zusammengepaßt, geschraubt, genagelt, der Wagen gedeckt, angestrichen, lackirt und numerirt in 10 ½ Stunden. Beschäftigt waren dabei, außer dem Park von Werkzeugmaschinen, 38 Stellmacher, Tischler und Anstreicher. Die Eisenraffinerie wurde um 7 Uhr 15 Minuten früh mit 95 Zentner Roheisen beschickt, das um 8 Uhr 40 Minuten ausgezogen und um 8 Uhr 53 Minuten in den Puddelofen gebracht wurde, aus dem die erste Luppe um 9 Uhr 40 Minuten unter die Dampfhämmer kam. Das erste Paket zu Radbandagen war um 12 Uhr 10 Minuten zwischen den Walzen, um 12 Uhr 30 Minuten waren alle vier Radbandagen gewalzt, gebogen, um 1 Uhr 10 Min. geschweißt und eine halbe Stunde später künstlich abgekühlt auf der Drehbank. Die erste Achse wurde um 11 Uhr 15 Min. geschmiedet, das erste Speicheneisen 10 Uhr 40 Minuten gewalzt. Das gesammte Schmiedeeisenmaterial, 70 Zentner an Gewicht, wurde in 5 Stunden 40 Min. aus dem Roheisen produzirt. Die erste Stange gewalztes Eisen gelangte um 9 Uhr 17 Minuten in die Schmiede, um 12 Uhr 50 Minuten waren alle vier Räder komplet fertig. 342 Schrauben, Bolzen und Muttern wurden binnen 2½ Stunden geschmiedet. Das gesammte Schmiedewerk für den ganzen Wagen, inklusive Achsenhalter, Zug- und Stoßapparat, Winkel, Konsolen, Bremszeug, Kuppel- und Sicherheitsketten, Haken u. s. w., in 171 schweren Stücken, wurde aus dem vom Walzwerk und von den Hämmern gekommenen Material in 6½ St. hergestellt. Die Dreherei empfing die erste Achse um 11 Uhr 20 Min. aus der Schmiede, und um 6 Uhr 40 Min. Abends waren die Achsen abgedreht, die Naben der Räder und die Tyres (Radreifen) ausgebohrt, die Räder auf die Achsen, die Tyres auf die Räder gezogen und letztere abgedreht, so daß die Herstellung der Räder in der Dreherei 7 St. 20 Min. gedauert hatte. 63 Männer und Knaben waren dabei beschäftigt gewesen. Die Arbeit der Gießerei, welche 32 Stücke: Achsenbüchsen, Konsolen, Bufferhülsen u. s. w. herzustellen hatte, wurde in 10½ Stunden, vom Beginne des Modellirens an gerechnet, geliefert. Die Achsen wurden eingepaßt, das Eisen an das Holzwerk gebracht, da bei 522 Löcher in Guß- und Schmiedeeisen gebohrt und die Zusammensetzung des ganzen Wagens vollendet bis 5 Uhr 50 Min. Nachmittags. Einige Nachhülfen erforderten dann noch 50 Min. Zeit, so daß bis zum Augenblicke, wo der 120 Zentner schwere Wagen fertig zum Dienst aus der Werkstatt geschoben wurde, dessen gesammte Herstellung aus dem rohen Stamme und dem aus dem Hochofen gekommenen Ganzeisen gerade 11 Stunden 20 Min. in Anspruch genommen hatte. Kein neues Werkzeug war zu dieser Monstreleistung beschafft und nur Leute der eigenen Fabrik zu der Arbeit verwendet worden. Die Ausführung des Wagens ließ nach dem Urtheile der als Zeugen zugezogenen Kommissäre nichts zu wünschen übrig. Der Wagen ging denselben Abend 7 Uhr nach London ab, langte dort nach einer Reise von 42 deutschen Meilen am andern Morgen um 6 Uhr an, und war um 12 Uhr, also circa 30 Stunden nach dem ersten Sägeschnitte und dem Einbringen des Roheisens in die Oefen zum Zwecke seiner Herstellung, an dem ihm bestimmten Platze im Ausstellungsgebäude sicher und glücklich untergebracht. Welche Masse von Nährkraft und, wenn man sie richtig zu nutzen versteht, auch Wehrkraft liegt in einer Industrie aufgespeichert, die solcher Leistungen fähig ist!

(Ein außerordentliches Schloß) In Wolverhampton ist ein neues schlüsselloses Patentschloß verfertigt worden, das 244.140,625 Kombinationen hat. Dieses Schloß ist die Erfindung des Grafen Kersolon, eines Franzosen, jetzt aber das Eigenthum Herrn Loysells in England. Es hat fünf Rollen und jede Rolle ist mit fünfundzwanzig Buchstaben des Alphabets bezeichnet. Wenn der Buchstabe, auf welchen es gesetzt ist, nicht entdeckt werden sollte, so würde die Erschöpfung aller in diesem Fall zum Oeffnen des Schlosses nothwendigen Variationen einen unermeßlichen Zeitaufwand erheischen. Man beabsichtigt eines dieser Schlösser an einigen Eisenschränken anzubringen, die für die bevorstehende Weltausstellung in der Arbeit sind. In einen dieser Schränke will man die Summe von 500 Pfd. St. legen, die demjenigen zufallen soll, welchem das Glück zu Theil wird, den Schrank zu öffnen.

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 58. Donnerstag den 15. Mai. 1862.

Das Spiel Karten.

Nach dem Französischen von L. v. B.

(Fortsetzung.)

Sie heißt also Clara?

Ja.

Und Ihr Familiennamе?

Den sollen Sie später erfahren, wenn Sie die Diamanten gewonnen haben.

Aber ist sie jung oder alt, häßlich oder schön? Ich will keine garstige Frau, und wenn sie noch so unterrichtet wäre. Ich hörte immer, daß gelehrte Frauen um so unliebenswürdiger seien, je mehr sie wissen.

Nicht immer, lieber Ivarson. Clara aber ist jung und schön; vor drei Monaten wurde sie siebzehn Jahre alt, paßt also hinsichtlich ihres Alters gerade für Sie... Ich will Ihnen wohl und eben deßhalb will ich Clara an Sie verlieren, was bei Ihrem bisherigen Glücke in bester Aussicht steht. Mein Verlust wird Ihr Lebensglück und das des Mädchens begründen.

Dank, tausend Dank, großmüthiger Mann! rief ich nicht ohne Ironie. Wenn Clara nur halb die Eigenschaften besitzt, die Sie mir angegeben haben, so werden Sie sich nicht genug beeilen können, sie in meine Arme zu führen. Darf ich wohl fragen, ob sie Ihre Tochter ist?...

Meine Tochter? Sehe ich denn wie ein Mann aus, den der Himmel mit einer Tochter wie Clara gesegnet hat?... Nein, Ivarson, fuhr er fort — Clara ist nicht mein Kind; sie ist von edlen, braven Eltern, und auch in dieser Hinsicht können Sie also beruhigt sein. Haben Sie noch eine Frage an mich zu richten?

Nein, mein Herr.

Sie versprechen mir also, nach Allem, was ich Ihnen über Clara mitgetheilt habe, sie zu heirathen, wenn Sie mit den Diamanten dieselbe gewinnen?

Ich sah ihn mit einer unentschlossenen Miene an, allein er fixirte mich auf eine so unheimliche Weise, daß ich unwillkürlich meinen Blick zu Boden senkte und es aus Furcht, daß er tobsüchtig werden möchte, für gerathen hielt, in seinem Sinne zu antworten. Ich bejahte daher seine Frage.

Er drückte mir nun, wie aus Dankbarkeit für mein Versprechen, die Hand, und das Spiel begann. Das Glück begünstigte mich auch diesmal! Ich gewann die Diamanten und — Clara!! —

Mein lieber Ivarson, sagte der Fremde, sichtlich erfreut über den Ausgang unserer Partie, Alles gehört also von nun an Ihnen. Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen, denn ich wiederhole es, durch den Besitz Clara's ist Ihr Lebensglück begründet. Aber nun eine Bitte. Sie begreifen, daß ich nicht zu Fuß nach Christiania eilen kann, um Ihnen Ihre Braut, Ihre künftige Frau zu holen. Haben Sie daher die Güte, mir Ihr Pferd zu leihen.

Mein Pferd steht zu Ihren Diensten, mein Herr, erwiderte ich, und ebenso das Geld, welches ich Ihnen abgewann. Schon nach unserer ersten Partie war ich entschlossen, keinen Schilling davon zu behalten. Ein auf diese Weise erworbenes Gut würde mich in einen immerwährenden Conflict mit meinem Gewissen bringen.

Sie sind ein Thor, mein lieber Ivarson, entgegnete er, indem er seine Karten in das Etui legte; ich borge mir Ihr Pferd und 40 Speciesthaler, die ich zu meiner Reise brauche; weiter bitte ich Sie um Nichts.

Er streckte die Hand aus, während ich, in der Hoffnung, daß er nun Alles nehmen werde, ihm den Rücken drehte, damit er nicht glauben konnte, daß ich ihn beobachte.

Als ich aufs neue meinen Blick auf ihn richtete, saß er bereits im Sattel und sprengte im Galopp davon. Zu meinem größten Erstaunen sah ich aber, daß

Digitized by Google

er mit Ausnahme von 40 Speciesthalern alles verspielte Geld hatte liegen lassen. Nach längerer Ueberlegung entschloß ich mich, die Bankbillets und Thalerstücke einzustecken, dann ging ich langsam und über mein Abenteuer nachdenkend nach Hause.

Ich erzählte meinem Vater, wie ich dazu gekommen war, das Pferd zu verkaufen, aber ich sagte ihm Nichts von meinem Spiele, denn das Spiel war für ihn ein Gegenstand des Abscheues. Ich zeigte ihm nur die 80 Species und versteckte den Rest, den ich dem Fremden um jeden Preis zurückgeben wollte, wenn er, was ich übrigens bezweifelte, mir eines Tages wieder begegnen sollte.

Die Erntearbeiten und die Jagd ließen mich indessen bald mein Abenteuer vergessen, an welches ich in der ersteren Zeit stets mit einer gewissen ängstlichen Aufregung dachte.

So hatte ich längst meine frühere Jugend wieder erlangt, als ich eines Abends, nachdem die Sonne untergegangen war, ermüdet heimkehrte und neben meinem Vater auf der Bank vor unserm Hause Platz nahm, um mich von des Tages Last und Hitze zu erholen.

Ich saß da ohne Rock und mit aufgestreiften Aermeln und wischte mir die Schweißtropfen von der Stirne, als ich plötzlich zu meiner größten Ueberraschung den Fremden auf meinem Pferde auf unser Haus zureiten sah. An seiner Seite ritt auf einem braunen Poney ein junges Mädchen.

Mein Vater bemerkte meine heftige Gemüthsbewegung; allein er hatte keine Zeit, mich nach deren Ursache zu fragen, denn jene Beiden waren bereits in unserer unmittelbaren Nähe.

Trotz meiner Aufregung betrachtete ich die junge Dame, soviel es der dichte Schleier erlaubte, der ihr Gesicht verhüllte, mit forschendem Blick. Sie war von schlankem Wuchs und hielt sich wie eine Königin. Der Fremde reichte ihr die Hand, sie neigte sich mit Anmuth zu ihm herab und schwang sich mit der ganzen Elasticität jugendlicher Kraft aus dem Sattel.

Nie in meinem Leben hatte ich mich in einer so seltsamen Lage befunden. Den Fremden wieder zu sehen war für mich schon eine große Ueberraschung; daß er aber mit der Dame erschien, welche ich der Entscheidung des Glücks gemäß besitzen sollte, versetzte mich in die größte Verwirrung. Außerdem war es mir peinlich, in einem solchen Anzuge betroffen zu werden; ich fürchtete, in den Augen der jungen Dame in diesem Momente als der unbehobelste Bauer Norwegens zu erscheinen.

Es dauerte lange, ehe ich meine Fassung so weit wieder gewonnen hatte, daß ich mich erheben und die Angekommenen begrüßen konnte, was ich endlich unter vielen Entschuldigungen wegen meines Anzuges stotternd und linkisch genug zu Stande brachte.

Sie haben nicht nöthig, sich zu entschuldigen, mein lieber Ivarson, sagte der Fremde in dem bestimmten und dominirenden Tone, welchen ich bereits an ihm kannte; denn Arbeitsamkeit ist immer eine schöne und ehrbare Sache . . . Wie geht es Ihnen, mein Freund! . . . Ah! . . . dies hier ist ohne Zweifel Ihr braver Vater?

Ich stellte den Fremden meinem Vater als den Mann vor, der unser Pferd gekauft hatte und führte ihn und seine Begleiterin dann in's Haus.

Meine Mündel, von der ich Ihnen bereits gesprochen habe, sagte er leichthin, während wir über die Schwelle schritten.

Bei diesen Worten schlug die junge Dame ihren Schleier zurück

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich erbebte förmlich unter ihrem Blicke. Lassen Sie mich über Ihre Schönheit schweigen. Ich würde übrigens auch keine Worte finden, um die Gefühle wieder zu geben, die damals mein Innerstes bestürmten und die ich jetzt noch für Clara hege.

Der Fremde heftete wechselsweise auf mich und meinen Vater einen forschenden Blick. Ich glaubte in seinen Mienen Zweifel und Unruhe zu bemerken, aber diese Symptome verschwanden allmälig, während seine Augen auf meinem Vater ruhten. Es waren dann auf seinem Gesichte eine Güte, eine Herzlichkeit, ein Wohlwollen zu lesen, die unwiderstehlich Vertrauen und Sympathie erweckten. Uebrigens immer etwas kurz in seinen Worten und etwas diktatorisch in seinem Tone, war sein Auftreten gemessen und voll Würde. Sein Benehmen gegen seine junge Mündel aber stets voll väterlicher Zärtlichkeit und hingebender Liebe.

Herr Ivarson, sagte er zu meinem Vater, Sie sind gewiß so gefällig, meiner Mündel ein Zimmer anzuweisen! Ich appellire an Ihre Gastfreundschaft!

Ich danken Ihnen, mein Herr; ich sehe wohl, Sie sind ein Mann nach meinem Sinne. Mein Name ist Ellerström; meine Mündel, die das Unglück hatte, frühzeitig zu verwaisen, ist die Tochter verstorbener Freunde, die mir sehr theuer waren. Sie heißt Clara Helder... Möge dies Ihnen für jetzt genügen. Clara würde Ihnen übrigens sehr verbunden sein, wenn sie von Ihnen gleich in das Zimmer geführt würde, welches Sie ihr bestimmt haben. Sie wünscht nach dem Ritte, den wir gemacht, ihre Toilette ein wenig in Ordnung zu bringen.

Wir beeilten uns, diesem Wunsche zu entsprechen und räumten der jungen Dame unser bestes Zimmer ein. Ellerström ging inzwischen hinaus, um von seinem Sattel einen Mantelsack abzuschnallen, den er sodann im Zimmer seiner Mündel niederlegte. Hierauf begann er sich mit meinem Vater zu unterhalten, während ich hinaus ging, um die Pferde in den Stall zu führen. (Forts. f.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Haniſch.

(Fortſetzung.)

Der Blick des Grafen war unverwandt auf die Kommenden gerichtet.

Digitized by Google

Ist's nicht ein Figürchen — fuhr der Redner, des Grafen erhöhte Aufmerksamkeit bemerkend, fort, — wie aus Rosenholz und Elfenbein gedrechselt? Wäre ich noch in den Jahren des Freiens und unbeweibt, keine Macht sollte mir den Engel streitig machen, der nur auf die Erde herabgestiegen zu sein scheint, uns Sterbliche zu beglücken; denn wahrlich! ich bin glücklich, sie nur zu sehen. Betrachten Sie das Köpfchen, den Hals, die Arme, die blühende Form des Körpers, das Füßchen, das wundervolle Ganze in Anmuth getaucht! Man muß huldigen, auch wenn man ein freigeborener Lappländer wäre. Und von dem allen weiß sie kein Wort; alles, was sie sagt und thut, ist so natürlich, so ungesucht und doch so verständig, so klug, so lieb, so sanft, so theilnehmend, so — kurz: Sie hören, ich bin ein Narr, das heißt aus meinem Munde so viel als verliebt.

Der Graf mußte lächeln über den begeisterten Lobredner, dem der Andrang seiner Empfindungen eine beträchtliche Röthe in das runde Antlitz getrieben hatte, das durch den schalkhaften Zug des beträchtlichen Mundes, verbunden mit den stechenden Augen, vollkommen zum Faunengesichte sich gestaltete.

Das Fräulein hatte sich indessen genähert, und der Graf stand überrascht — wie noch nie, vor der holdseligen, blühenden Jungfrau, die überall mit Blicken der Liebe empfangen wurde. Sie führte ihre Freundin zu einem Sitze in die Gesellschaft zweier gereifteren Damen, und nahm selbst an ihrer Seite Platz, freundliche Worte mit allen wechselnd, die sich ihr näherten; überall Freude erregend, wohin das liebererfüllte Himmelsauge sich hinwendete. Auch den Grafen streifte ihr Sonnenblick, einen Augenblick auf der Person des fremden jungen Mannes haftend, die keinen ungünstigen Eindruck zu machen schien, doch ihre harmlose Unbefangenheit nicht im geringsten störte.

Der Baron unterbrach mit einer Ladung Eßwaaren und einigen Flaschen Wein im Gefolge die stillen Betrachtungen des Grafen, in dessen Herzen ungeahnte Gefühle erwachten, während der Baron die Sehnsucht seines Eßsinnes zu beschwichtigen eilte. Er mußte mehrere Einladungen an seinen Reisegefährten ergehen lassen, bis dieser theilnahm an der von dem Baron nicht hoch genug zu preisenden Herrlichkeit, die den Beweis führte, welche vortreffliche Köchin die Frau Försterin und welch' ein guter Koch der Hunger sei.

Nicht wahr, vortrefflich? fragte der Mann mit dem Faunengesichte den Grafen, der von einem Eierkuchen kostete, dessen Kameraden der Baron mit drei Bissen getrennt und verzehrt hatte und den Frager spöttisch ansah, daß er sich nicht an den rechten Schiedsrichter gewendet habe.

Das Bedürfniß war befriedigt, und der Baron wieder im Stande, Rede und Antwort zu geben. Nun erst fiel ihm der geringe Appetit des Grafen und sein trübmerischer Blick auf, der durch irgend einen Gegenstand angezogen wurde. Er verfolgte diesen Blick, und traf mit ihm auf den schönen Augen des Fräuleins zusammen, die — zufällig oder nicht — in diesem Augenblick auch auf sie gerichtet waren.

Bei allen Grazien! flüsterte der Baron, das ist ein wunderschönes Kind!

Welches? fragte der Graf mechanisch.

Nun das da, — entgegnete lächelnd jener — auf welchem Ihre Augen wie Polarsterne haften.

Finden Sie das?

Die Polarsterne?

Ob Sie etwas schön finden?

Allerdings! Jetzt! Nachdem die Wogen meines Hungers sich gelegt und meine Seele wieder ruhig über dem Lebensöl schwebt, das ich in die Wellen goß, den Sturm zu beschwichtigen. Da muß ich mich in die Nähe verfügen, um das Sprichwort wahr zu machen: keine Rose ohne Dorn.

Der lustig gewordene junge Mann sprang auf und mischte sich in die Gesellschaft, die nach genommenen Erfrischungen sehr heiter zu werden begann und scherzend und spielend sich auf dem blumigen Anger, unter dem lieblichsten Himmel umhertrieb, und bald war er in ein Gespräch mit den Damen verwickelt, die das schöne Fräulein umgaben, indeß der Graf, schüchtern, wie jedes junge Herz, das überrascht wird von dem allmächtigen Gefühle, das die Wesen bindet, sich fern hielt von dem Gegenstande seiner Bewunderung, nach einem Mittel ringend, würdig in seine Nähe zu treten. Der Baron warf von Zeit zu Zeit schalkhafte Blicke auf seinen Freund, der sonst in allen Zirkeln sich so leicht bewegte, und heute den Ton nicht treffen konnte.

Der Zufall — oder vielmehr der Einfall eines der anwesenden Männer, einen Spaziergang nach der alten Burgruine zu machen, die nicht weit entfernt, von dichtem Waldesgrün verhüllt, ihr kahles Haupt, einen hohen runden Thurm über die Wipfel der Bäume streckte und melancholisch herabsah auf das junge, sich immer erneuernde Leben um ihn her, half aus der Verlegenheit; der Vorschlag wurde günstig aufgenommen und sogleich vollführt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Monstre-Hinrichtung.) Die „Donau-Ztg." entnimmt einem Privatschreiben aus Teheran ein haarsträubendes Bild einer vom Schah von Persien anbefohlenen Monstre-Hinrichtung gefangener Turkomanen, 57 an der Zahl. Sie wurden einzeln, mit hölzernen Nägeln und Stricken an den Armen ausgespannt, an der Infanterie-Caserne am Exercierplatze angeheftet, der linke Fuß eines Jeden in die Höhe gezogen, so daß er nur auf einem Fuße stehen konnte. Sodann erhielten die Pelotons Befehl, auf 130 Schritte vorzutreten. Der Kriegsminister wurde jedoch aufmerksam gemacht, daß diese Distanz zu weit sei, worauf die Pelotons bis auf

Digitized by Google

60 Schritt vorrückten. Endlich erscholl das Commando: „Feuer!„ allein kein Schuß hatte getroffen, denn die Soldaten hatten absichtlich zu hoch geschossen. Der Oberst des Regimens steckte entrüstet den Säbel in die Scheide, laut schmähend, daß er der Anführer einer Scharfrichterbande geworden sei. Die Truppe wußte haranguirt werden, um die Execution weiter fortzuführen. Das Peloton rückte dann auf 40 Schritt vor und gab die zweite Decharge, bei welcher nur einige Wenige an den Füßen verwundet wurden. Nach der dritten Decharge erst sanken 4 Mann tödtlich getroffen nieder. Anderthalb Stunden dauerte dieses grausige Scheibenschießen auf Menschen, während welcher Zeit die Pelotons achtmal gewechselt wurden, wovon jedes zu 100 Mann dreimal schoß, somit 2400 Schüsse auf die 57 Menschen abgefeuert wurden, und doch blieben noch 3 Mann unverletzt, welche sich im Kugelregen von den Nägeln losgemacht hatten und erschöpft zu Boden fielen, bis endlich die Henker herbeikamen und ihnen mit den Handschars die Köpfe abschlugen. Dann wurden von den Henkersknechten die von den Leichnamen getrennte Köpfe und rechten Arme auf Lanzen gesteckt und dem Pöbel vorgetragen, die Rumpfe mit den Füßen an Eselsschwänze gebunden zur Grube hinter der Caserne geschleppt und eingescharrt, während die Truppen mit klingendem Spiele abzogen.

Ein Fischer aus Bremerhaven, der vor einigen Tagen auf dem Austernfang war, förderte dabei eine Flasche Champagner zu Tage. Er entsann sich, daß vor circa 14 Jahren an jener Stelle ein französisches Schiff verunglückt sei und wurden damals auch mehrere Flaschen Champagner gefunden. Der Eisendraht war abgerostet und die Flasche ringsum mit Muscheln und Austern besetzt. Auch in der Höhlung des Bodens saß eine Auster, die gerade so hinein paßte, daß die Flasche eben sieben konnte. Der Wein schien noch gut erhalten, auch der Kork war nicht verletzt. Der Hotelbesitzer Ebrecht zu Geestenmünde kaufte die Flasche für 2 Rthlr. und schickte sie nach Hannover.

(Eine Maschinenleistung im Jahre 1814.) Der „D. A. Z.„ schreibt man aus Meiningen, 4. Mai: Im Sommer des Jahres 1814 war eines Nachmittags eine muntere Gesellschaft von hier auf dem Kratzersberg versammelt. Unter den Anwesenden befand sich auch der Tuchfabrikant Georg Wagner, der zu jener Zeit, der neuesten und letzten Blüthenperiode der hiesigen Tuchmanufactur, ein äußerst rühriger und umsichtiger Vertreter und Träger der letztern war. Im Laufe eines Gesprächs über die Schnelligkeit, mit welcher infolge des schwunghaften Betriebs Tuchfabrikate geliefert werden könnten, wurde Wagner etwas warm und wettete mit dem Forstrath Hoßfeld aus Dreißigacker, daß er im Laufe eines Tages von der Wolle, welche beim Beginn desselben noch von einem Schafe getragen würde, vor einbrechender Nacht einen zum Tragen fertigen Rock liefern wolle. Hoßfeld nahm die Wette an und der 9. Juni wurde zur Ausführung derselben festgesetzt. Am Morgen dieses Tages, um 3½ Uhr, ließ Wagner im Beisein Hoßfelds ein Schaf scheeren, die Wolle gehörig vorbereiten und um 4 Uhr ins Maschinenhaus bringen, wo sie gesponnen wurde. Um 5½ Uhr kam das Garn in die Werkstatt, wo man es spulte, fett machte und stärkte. Gegen 8 Uhr wurde die Arbeit begonnen und um 10 Uhr war das Tuch gewirkt. Schnell wurde es auf die Walkmühle gebracht und von da um 12½ Uhr zum Tuchscheerer, worauf es in die Farbe kam, drei Viertelstunden darin gelassen, dreimal abgekühlt und um 2 Uhr auf den Rahmen gespannt wurde. Sodann kam es zum Schneider und um 6 Uhr war der Rock fertig, welcher sogleich von Hoßfeld angezogen wurde. Von allen Denen, welche bei dieser seltsamen, damals in allen Zeitungen als denkwürdig besprochenen Manipulation mit thätig waren, lebt jetzt nur noch der vierundsiebzigjährige Tuchmachermeister Sauerteig hierselbst, der kürzlich seine goldene Hochzeit unter herzlicher Theilnahme der ganzen Bevölkerung feierte.

Sogar die vieltausendjährigen einbalsamirten Mumien ehrwürdiger Könige und anderer Herren in Egypten haben heillosen Schwindel getrieben. Viele Reisende, die gekommen waren, die alten stillen Herrn zu besuchen und Hieroglyphen zu studiren, fanden in den Binden und Bandagen der Todten uralte Weizenkörner von nie gesehener Größe. Sie nahmen sie als Andenken mit und bald kamen die Körner als Mumien- oder Riesenweizen aller Orten in den Handel und wurden theuer bezahlt. Obgleich manche Landwirthe den Kopf schüttelten, daß 3—4000 Jahre alte Körner keimfähig sein sollten, ging doch der Handel ziemlich flott. Jetzt desto flauer; denn es ist nachgewiesen, daß die Sache Schwindel ist, und daß die Führer der Fremden die Körner verforglich in die Binden der Mumien streuten, wo sie wie zufällig gefunden und mit Gold bezahlt wurden. Die Körner sind allerdings ungewöhnlich groß, gehören aber neuen und seltenen Getreideforten an. Das Vergrößerungsglas hat bei der Entdeckung gute Dienste geleistet.

Eine seltene Hochzeit wurde vor Kurzem in Devonshire (in England) gefeiert: Der Bräutigam, John Limpery, war 86 Jahre, die Braut, Sarah Pillet, 62 Jahre alt. Sie waren Beide schon 3 Mal verheirathet. Der Beistand des Bräutigams hatte 102 Jahre auf den Rücken, die Brautjungfer 63. Alle diese Personen leben unter einem und demselben Dache.

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 59. Sonntag den 18. Mai. 1862.

Das Spiel Karten.

Nach dem Französischen von L. v. B.

(Fortsetzung.)

Sie können sich denken, in welcher Gemüthsstimmung ich mich befand; ich war wie berauscht und konnte kaum einen Gedanken festhalten. Ich wußte nicht, ob ich wachte oder der Spielball eines Traumes war. Der Anblick meines Pferdes brachte mich übrigens zur Besinnung und verursachte mir die lebhafteste Freude. Das liebe, verständige Thier wieherte vor Vergnügen und spitzte die Ohren, als es sich wieder vor der wohlbekannten Raufe sah.

Aber das junge Mädchen, das Ellerström begleitete?! War es möglich, daß Ellerström ernstlich daran dachte, mir Clara zur Gattin zu geben, oder hatte er mich nur zum Besten? Brachte er Clara nur zu uns, um mir ihre Schönheit zu zeigen und sie mir dann auf ewig zu entreißen?

Mein Stolz sträubte sich gegen diesen Gedanken, und ich faßte wieder Muth.

Wenn ich auch nur ein Bauer ohne Erziehung bin, sagte ich zu mir selbst, so habe ich doch das Herz am rechten Fleck. Ein Mädchen braucht über einen ehrlichen Mann nicht zu erröthen, wenn derselbe auch nicht in Sammt und Seide gekleidet ist.

Nichtsdestoweniger sah ich die Nothwendigkeit ein, erst eine bessere Toilette zu machen, bevor ich mich wieder unsern Gästen zeigte. Nachdem die Pferde versorgt waren, kleidete ich mich um und kehrte in das Zimmer zurück, wo Ellerström und mein Vater saßen. Ich fand sie in einem so vertraulichen Geplauder, als seien sie bereits alte Bekannte. Schon im Eintreten bemerkte ich, daß Ersterer mich mit Wohlgefallen ansah, und meine Hoffnung, daß Ellerström es doch gut mit mir meine, belebte mich auf's neue.

Nach einiger Zeit erschien auch Clara. Wenn sie mir schon in ihren staubigen Reisekleidern schön vorgekommen war, welchen Eindruck mußte sie jetzt in ihrer frischen, wenn auch bescheidenen Toilette auf mich machen! Nur ein einziges Mal bemerkte ich, daß Ihr Blick auf mir ruhte; unsere Augen begegneten sich, sie sah dann aber ohne alle Verlegenheit nach einer andern Seite, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß die kurze Aufmerksamkeit, die sie meiner Person geschenkt hatte, nur eine ganz oberflächliche war. Ich schloß daraus, daß Ellerström seiner Mündel Nichts von dem gesagt hatte, was zwischen ihm und mir in Bezug auf sie vorgefallen war. Trieb dieser Mann also wirklich seinen Spott mit mir?

Unser Abendessen war ländlich einfach: Brod, Butter und Käse, Eier, Schinken und ein Hasenbraten waren Alles, was wir unsern Gästen vorsetzen konnten. Die junge Dame aß fast Nichts; ich vermochte vor Aufregung ebenfalls nur Wenig zu genießen.

Von welchem Standpunkt aus ich meine Situation auch betrachtete, so versetzte mich dieselbe doch in die unerträglichste Unruhe. Waren die Absichten unseres Gastes ernstlich, so widerstrebte mir der Gedanke, ein Mädchen heirathen zu sollen, das man mir, so zu sagen, aufgedrungen hatte und das mir fremd war. Erlaubte sich im Gegentheil Ellerström nur einen Scherz, dann zitterte ich vor Furcht, ein Wesen so voll Liebreiz und Anmuth, wie Clara war, zu verlieren.

So durchkreuzten tausenderlei sich widersprechende Ideen meinen Kopf, und ich litt dabei wie ein Märtyrer. —

Nach Tische schlug mir Ellerström einen kleinen Spaziergang vor, während dessen Clara, die bei meinem Vater bereits Alles galt, diesem Gesellschaft leisten sollte.

Digitized by Google

Nun, begann Ellerström, nachdem wir kaum hundert Schritte vom Hause entfernt waren; nun, mein lieber Ivarson, Sie haben jetzt das Mädchen gesehen, welches ich Ihnen angekündigt habe, wie gefällt es Ihnen?

Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten, erwiderte ich. Clara ist sicher das schönste Mädchen, welches ich je sah; aber die Schönheit allein reicht in der Ehe nicht aus; um mir ein genaueres Urtheil zu bilden, müßte ich sie näher kennen.

Und wie lange Zeit glauben Sie hierzu nöthig zu haben?

Ich weiß es nicht.

Würden zwei Wochen genügen?

Das kommt darauf an. Es gibt Naturen, die sich im ersten Augenblicke durchschauen lassen, s. z. B. die meine; es gibt aber auch wieder andere, die sich in ein ewiges Geheimniß hüllen.

Ich glaube nicht, daß dies bei Clara der Fall ist. Meine Mündel ist leicht zu durchschauen. Ich will sie also zwei Wochen hier lassen und komme ich zurück, so werden Sie Beide, ich bin es gewiß, gegenseitig über Ihre Charaktere im Reinen sein.

So spielten Sie also bisher keine Komödie mit mir?

Ich spielte rouge et noir, erwiderte Ellerström lachend, und Sie gewannen die Partie. — Doch Spaß bei Seite, fuhr er ernst fort, ich finde Ihre Frage sehr natürlich und begreife sie. Meine Handlungsweise erscheint Ihnen seltsam, unerklärlich — und ich gestehe, daß man sie vom gewöhnlichen Gesichtspunkte aus nicht anders beurtheilen kann. Nichtsdestoweniger geschah meinerseits noch nichts mit größerer Ueberlegung. Ich bin der Vormund des jungen Mädchens. Clara's zu frühzeitig verstorbene Eltern — meine besten, meine einzigen Freunde — hatten sie meiner Obhut anvertraut, und ich fühle für meine Mündel die Liebe eines Vaters. Mein Wunsch ist, sie in die Arme eines braven und treuen Gatten zu führen, der sie aufrichtig liebt, und mit uneigennützigem Edelmuthe meine Stelle bei ihr übernimmt. Wer weiß, ob nicht meine Tage gezählt sind? — Jedenfalls bin ich ein gequälter, unruhiger Geist, ein Mensch, der sich bald da, bald dort niederläßt, und bei dem Clara nie das stille, häusliche Glück findet, nach dem sie sich so lebhaft sehnt. In Ihnen, lieber Ivarson, ließ mich der Zufall den Mann entdecken, wie ich ihn für Clara suchte. Wie Sie selbst sagten, haben Sie eine Natur, die sich leicht durchschauen läßt, und mit meiner Weltserfahrung erkannte ich augenblicklich die guten Eigenschaften, die Sie auszeichnen. Wundert es Sie nun noch, daß ich bei mir beschloß, Ihnen Clara zu geben? Uebrigens weiß sie noch Nichts von meinen Absichten, und wenn ich mich nicht täusche, so haben Sie dieselben gleichfalls Ihrem Vater verschwiegen. Vielleicht haben Sie wohl daran gethan, obschon ich im Allgemeinen die Geheimnisse zwischen Eltern und Kindern nicht billige ... Ich werde also abreisen und Clara vertrauensvoll Ihren Händen überlassen; nach meiner Rückkehr aber hoffe ich, Sie Beide als glückliches Brautpaar an den Altar zu führen.

Obwohl mich diese Worte erfreuten, so konnte ich mich doch nicht enthalten, ihm mein Erstaunen darüber auszudrücken, daß er für ein junges Mädchen, wie Clara, welches eine so ausgezeichnete Erziehung erhalten, nicht in irgend einer Stadt einen passenderen Mann gewählt habe, als mich, den einfachen Landmann.

Jeder Andere, erwiderte Ellerström, würde, wie Sie ganz richtig bemerken, für Clara einen reichen und feingebildeten Städter gewählt haben. Aber ich kenne Clara bis in den tiefsten Grund ihrer Seele; ihre Wünsche sind voll Unschuld, sie hat nur für das Einfache, Gute, eine Leidenschaft. Ich wollte also für sie einen ernsten, gesetzten Mann und nicht einen leichtsinnigen, wie man sie in den Salons heutzutage meistentheils nur noch findet; ein gerades, tugendhaftes Herz und nicht einen erbärmlichen Spekulanten, der seine Frau wie eine Waare betrachtet und ihren Werth nur nach dem Gewinne taxirt, den er durch ihre Mitgift realisirt.

So schmeichelhaft diese Antwort für mich auch war, so befriedigte sie mich doch nicht ganz. Meine Ansicht, daß es auch in den Städten ehrenwerthe Männer gebe, bestärkte mich in dem Verdachte, es müsse ihn wohl noch ein anderer Grund, den er mir vorheimlichte, bewogen haben, mich zum Gatten Clara's zu erwählen.

Nachdem Clara sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte, um sich zur Ruhe zu begeben, bat Ellerström meinen Vater um die Erlaubniß, seine Mündel vierzehn Tage bei uns lassen zu dürfen, da er in Bergen wichtige Geschäfte zu besorgen habe. Er schützte vor, daß er das junge Mädchen nicht den Mühseligkeiten und Beschwerden einer so langen Reise aussetzen wolle, und brachte dies Alles mit einer solchen Natürlichkeit vor, daß mein Vater seine Einwilligung nicht versagen konnte.

Erst am andern Morgen, nachdem Ellerström uns bereits verlassen hatte, theilte mir mein Vater seine Bedenklichkeiten mit.

Ich weiß nicht, Ivar, sagte er, — aber jetzt, nachdem ich darüber nachgedacht, finde ich es von Ellerström höchst seltsam, daß er uns, die wir ihm doch eigentlich ganz fremd sind, das junge Mädchen ohne Weiteres anvertraut und es in einem Hause läßt, wo keine andere Frau aus- und eingeht, als die alte Sara, wo uns bedient.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Der joviale Herr mit dem runden Antlitze wurde zum Marschodner bestimmt, und er trat sein Amt damit an, daß er so viel Blumen von verschiedenen For-

Digitized by Google

men und Farben ſammelte, als Damen zugegen waren, und jeder eine derſelben eingeheim in die Hand drückte; dann eine zweite Sammlung gleicher Blumenarten machte, ſie in ſeinen Hut warf und nun die Herren ziehen ließ, welcher Dame ſie als Führer dienen ſollten, — was die zutreffende Blume entſchied. Der Wahlakt wurde mit komiſchem Ernſte vorgenommen, und die Gunſt des Augenblicks ſpielte dem Grafen die Blume in die Hand, welche das ſchöne Fräulein trug, das mit einem leichten Erröthen, wenn anders der Graf recht geſehen, ihrem Begleiter ſich kund gab, der mit dem zierlichſten Anſtande des Blümchen ſeines Glückes überreichte.

Der Zug war ſogleich geordnet und ſetzte ſich in Bewegung. Für die Bequemlichkeit des Weges hatte länaſt der Förſter geſorgt; auf ſanften Windungen im duftigen Schatten des Waldes führte der Pfad ohne große Anſtrengung hinauf zu den alten Mauern, die es ſeit ihrer Hinfälligkeit ſich hatten gefallen laſſen müſſen, von ſaftigem Immergrün überklettert zu werden, daß ſeine Füßchen vorſichtig in die Ritze geſchlagen und langſam, aber ſicher Beſitz von ihnen genommen hatte, während ſchlanke Bäume den Zwinger beſetzt hatten, wie Burgmannen, und friedlich herabſchauten über die Bruſtwehr, die, wie alle menſchliche Macht, den Angriffen der Zeit unterlag.

Wer darf der ſüßen Worte lauſchen, die edle Seelen koſend tauſchen? Der Graf war entzückt über die Aeußerungen des Fräuleins, das nur unter der ſorgfältigſten Erziehung die angebornen Geiſtesvorzüge auf ſolche Weiſe entwickelt haben konnte: eine ſchöne Seele, ihre Empfindungen in einfachen melodiſchen Worten ausdrückend, die wunderbar zu allen Herzen dringen. Sein Geiſt fühlte ſich mit dem ihrigen verwandt; ihr Erſcheinung war nur ein Wiederfinden nach einer langen, außer dem Bereiche des Gedächtniſſes liegenden Vergangenheit. Sein Weſen erhob ſich mit dem ihrigen und ſchwebte in den ewigen Regionen, die nur ein Mal in ihrem höchſten Glanze den Sterblichen ſich öffnen und dem ſchwimmenden Auge einen Blick in das Reich unnennbarer Wonnen gewähren.

Der kleine, grasüberwachſene Burghof nahm die Ankommenden auf, und man zerfiel ute ſich in das Labyrinth der alten Mauern, die wenig Merkwürdiges darboten, bis auf den wettertrotzenden Thurm, der in ſeinem unterſten Raume, nach der Verſicherung des begleitenden Förſters, das Burgverließ enthielt, in das er früher hinabzuklettern gewagt hatte, ohne etwas, ſeine Beſtimmung Bezeichnendes zu finden, als einen in den Quadern befeſtigten eiſernen, von Roſt zerfreſſenen Ring, der wahrſcheinlich den Leib des unglücklichen Bewohners umſchloſſen hatte.

Wie manches Menſchenherz mag hier unten geſchlagen haben in troſtloſer Bangigkeit! bemerkte das Fräulein.

Und über ihnen wohl manches in freudiger Sehnſucht," ſetzte der Graf hinzu. So reiht ſich Freud' an Leid und Leid an Freude! Nur eine dünne Wand oft trennt Hoffnung und Verzweiflung. Die ſchönſten Träume gehen unter in der zerſtörenden Wirklichkeit, und ganze Geſchlechter liegen begraben unter den Trümmern ihrer eigenen Macht und Größe!

Eine trübſinnige Betrachtung! verſetzte das Fräulein, die zu den Ruinen, aber nicht zu dem heiteren Tage paßt, deſſen wir uns heute zu erfreuen haben. Die Zeit giebt, was ſie nahm; aus den Trümmern ſprießen Blumen empor und nicken uns zu und flüſtern: das Leben iſt ſchön!

Ja, das Leben iſt ſchön! wiederholte der Graf, mit leuchtendem Auge die Rednerin betrachtend; die holde Gegenwart bedeckt mit Roſen die dämmernde Zukunft. Heil dem Glücklichen, dem eine ſolche Gegenwart blüht!

Der allgütige Schöpfer hat uns zum Glücke beſtimmt, ſagte das Fräulein, einigermaßen verſchüchtert über die Heftigkeit des Grafen, — und dieſes Glück ruht in der eigenen Bruſt.

In meiner alſo auch! verſetzte der Graf; doch ſoll ich dieſes Glück empfinden, ſo muß ich es mittheilen können. Ein Glück, allein getragen, iſt dem Herzen eine Laſt; der Glückliche begehrt, glücklich zu machen, und erſt das andere Glück giebt dem ſeinigen den Glanz.

Sie wurden unterbrochen. Die Sonne ſenkte ſich ſchon zu den Bergzipfeln hinab und mahnte zum Aufbruche. Am Jägerhauſe warteten bereits die Wagen und Tragthiere der Badegäſte. Man verabſchiedete ſich von den beiden Fräulein v. Weilten, von der Förſterfamilie, die baldige Wiederholung des Beſuches verſprechend; man lud die beiden Fremden zur Mittagfahrt nach Clarenau ein, die es für heute ablehnten, aber dahin zu kommen verſprachen. In wenigen Minuten war das Thal leer von Gäſten, und — nachdem auch die beiden Fräulein, nach ſehr artigem Abſchiede, ſich in das Haus zurückgezogen hatten — der Graf mit dem Baron allein.

Wir hätten die freundliche Einladung annehmen und nach Clarenau fahren ſollen, meinte etwas unruhig der Letztere; der Abend neigt ſich, und in einer unbekannten Gegend iſt bei Nacht nicht rathſam, weiter zu ziehen.

So bleiben wir hier! ſagte raſch der Graf.

Mir recht, wenn wir Herberge finden; aber das kleine Haus wird nicht Raum haben für mehrere Gäſte doch wollen wir hören. Uebrigens hätten wir in Clarenau jedenfalls ein ſplendideres Nachteſſen gefunden, der heiteren Geſellſchaft nicht zu gedenken."

Der Graf ſtand mit untergeſchlagenen Armen, die Blicke auf das Jägerhaus gerichtet.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Heirathsgeſuch-Hiſtörchen.) Vor nicht langer Zeit ſtand in den Dresdener Nachrichten ein Heirathsgeſuch, das von einem jungen Handwerker ausging, der auf dieſem ſchon oft mit Glück betretenen Wege eine Lebensgefährtin mit ſo und ſo viel Tugenden und womöglich etwas Vermögen ſuchte. Schon am erſten Tage

Digitized by Google

Uefen in der Expedition des genannten Blattes sechs, später sieben bis acht Briefe unter der bezeichneten Adreſſen ein, etliche sogar mit Photographie-Porträts begleitet. Der Heirathskandidat erbricht voller Erwartung die Briefe der Theresen, Auguſten, Karolinen und Henrietten. Sogar eine Hulda und Amanda befanden sich darunter. Welche Schilderungen, welche Musterkarte weiblicher Jugend, Liebe, Sanftmuth, Tugend, Schönheit und Sinn für Häuslichkeit in allen Ecken, nur die Paragraphen von wegen der Moneten kann der Heirathskandidat nicht finden. Seine Blicke irren vergebens nach diesem Leuchtpunkte. Der Kapitän Roß kann die westliche Durchfahrt nicht ewiger gſucht haben. Endlich der letzte Brief — Hurrah! — noch ist Polen nicht verloren. Es glänzen so lustig die Sterne. Es meldet sich eine Schöne ohne Porträt, aber das macht nichts aus. Das Fräulein schreibt: Ich habe 500 Thaler baar, disponibel. 500 Thaler, Hurrah! das deckt alle unorthographischen Fehler zu. Außerdem ein Mädchen nicht von hier. Die wird geheirathet! ruft der glückliche Finder und die Federn setzten sich in Bewegung. Die Korrespondenz beginnt. Die Briefe werden an einem gewissen Orte ausgetauscht. Endlich Sonntag früh ein Stelldichein und zwar in der Friedrichstadt in der Allee bei Anton's Denkmal. Erkennungszeichen von männlicher Seite: Eine blaue Papierrolle in der Hand. Die liebeglühende Schöne — brauner Tuchmantel, grüner Hut mit weißer Schleife. Holde Sehnsucht, süßes Hoffen. Fritze leimt sich die schönste Papierrolle zusammen. Er bürstet den Frack, er hungert vor Liebe — da kommt der Sonntag. Das Haar wird gekämmt und pomadisirt, der Backenbart nach der neuesten Mode zugestutzt. Die Busennadel glänzt auf weißem Vorhemdchen, die an die Arbeit gewöhnten Hände in Glacés gezwängt, der Cylinder aufgeſtutzt. Jetzt, Schicksal, gehe deinen Gang. Bereits zwanzig Minuten vor der bestimmten Stunde ist Fritze an dem Platze. Sein Herz arbeitet konvulsivisch. Sein geschärfter Blick durchirrt die Allee, wo sein Glück daher kommen soll. Die Stunde schlägt, der Wind sauſt, das Herz brauſt. Da langt der braune Mantel, eine kleine Wurſtfigur umschließend, wohlbehalten an. Fritze, obschon die Gestalt nicht verlockend, faßte sich Courage. Schön guten Morgen, mein verehrtes Fräulein .... Himmel Donnerwetter! Vor Schrecken fällt ihm die Papierrolle. Die getraute Braut mit den 500 Thalern ist seine eigene Schwester. Höchst eigenthümliche Entdeckungsscene. Die Folge davon war, daß Fritze heute noch zu haben ist.

Ueber die Ausgrabung des Bacchus-Theaters wird der „Allg. Ztg." aus Athen geschrieben: Von dem großen Theater des Dionysos waren bisher nur wenige Stufen in Felsen und unzusammenhängende Mauerstücke sichtbar. Nun hat der kgl. preußische Hofbaurath Strack, der bekannte Verfaſſer des schönen Werkes über das Theater der Griechen und Römer, in dem unten mit Schutt bedeckten Theil einen Graben ziehen laſſen. Nach sechstägiger Arbeit stieß er am 22. März zuerst auf Sitzstufen, und jetzt sind deren vierzehn bloßgelegt, meist sehr gut erhalten. Das Material ist der muschelhaltige piräische Kalkstein ohne Marmorbekleidung. Die Sitzstufen sind 0,345 Mètres hoch und 0,782 Mètres tief, wovon 0,332 auf den vordern zum Sitzen bestimmten Theil kommen, 045 auf den etwas vertieften hintern Th il, der für die Füße der höher sitzenden Zuschauer bestimmt ist. Neben dem bloßgelegten Theil der Stufen an der westlichen Seite ist eine Treppe zum Vorschein gekommen, die aus der Orchestra in die Höhe hinaufführte und sich durch ihre einfache Konstruktion auszeichnet. Die Aufdeckung ist nun bis zur Orchestra vorgeschritten. Die Konstruktion des Theaters läßt sich nach dem Gefundenen schon ziemlich berechnen, es steht aber zu hoffen, daß die athenische archäologische Gesellschaft, welche über anſehnliche Geldmittel verfügt, das ganze Gebäude von Schutt reinigen werde, wie sie denn schon dahin zielende Beschlüſſe gefaßt hat. Die Arbeit ist aber groß; denn die untersten Stufen liegen mehr als zwanzig Fuß unter der aufgeschütteten Erde, und unmittelbar auf den Stufen steht an manchen Stellen späteres Mauerwerk. Einstweilen setzt Herr Strack noch die Arbeit fort, dem das Verdienſt bleibt, das wichtigste aller alten Theater in seiner baulichen Einrichtung dem Blicke eröffnet zu haben.

Ein englischer Billardspieler, der vor dem Londoner Bankerott-Gericht erscheinen mußte, hat für seinen Bankerott einen merkwürdigen Entlaſtungsgrund angeführt. Er sei, meinte der würdige Mann, ganz unschuldig daran, sein Bankerott sei lediglich Folge der Zeitumstände. Die jungen Leute, die sich sonst auf den Kaffeehäusern herumgetrieben und von denen er seinen Unterhalt gezogen hätte, seien unter die Freiwilligen getreten und spielten nun ein anderes Spiel für ihr Vaterland. Die natürliche Folge davon sei gewesen, daß er seine Nahrungsquelle verloren und Schulden gemacht habe.

Ein großer Theil der Cloaca maxima, welche jetzt in London mit einem Kostenaufwande von Millionen gebaut wird, um den Unrath nicht mehr der Themse in den Schoß schütten zu müſſen, sondern ihn viele Meilen östlich von der Hauptstadt zu entleeren, ist fertig, und das Ereigniß wurde am 6. d. echt englisch mit einem unterirdischen Festmahl im Abzugskanal selbst, und zwar bei Greenwich, gefeiert.

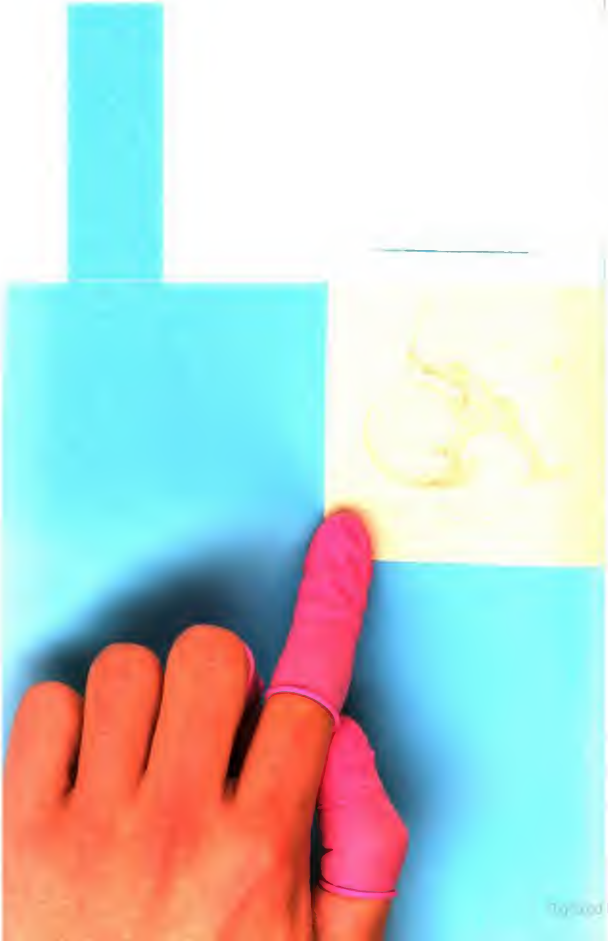
Auflösung des Bilder-Räthſels in Nr. 56.

Was Du heute thun kannſt, verſchiebe nie auf morgen.

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Digitized by Google



Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 60. Dienstag den 20. Mai. 1862.

Das Spiel Karten.

Nach dem Französischen von L. v. B.

(Fortsetzung.)

Aber, mein Vater, ist sie bei uns nicht eben so sicher aufgehoben als im Schooß ihrer eigenen Familie?...

Gewiß, mein Ivar, erwiderte mein Vater; nur fürchte ich, daß sie sich bei uns in dieser Einöde recht langweilen wird. Ich wollte, wir könnten etwas thun, um ihr den Aufenthalt bei uns zu verschönern, denn sie ist das liebenswürdigste Geschöpf, das mir je unter die Augen gekommen ist. Aus jedem Zuge ihres schönen Gesichtes sprechen Unschuld und Grazie.

Ich theilte ganz seine Ansicht, ohne dieselbe jedoch zu laut werden zu lassen.

Beim Frühstück setzte mein Vater Clara davon in Kenntniß, daß Ellerström abgereist sei. Im ersten Augenblick schien sie von dieser Nachricht auf's Unangenehmste überrascht zu sein; nach und nach aber beruhigte sie sich und zeigte in der liebenswürdigsten und offensten Weise, daß ihr unsere Gesellschaft gefiel.

Dieses Beisammensein unter ein und demselben Dache, an einem Tische und an demselben Herde benahm mir bald die außerordentliche Schüchternheit, die mich Anfangs dem jungen Mädchen gegenüber beherrschte. Ihr sanftes Wesen flößte mir Muth ein und als ich endlich dahin gelangte, offenherzig mit ihr zu sprechen, hatte ich ihr so viel zu sagen, und hörte sie mir so gerne zu, daß es schien, als wären wir von Kindheit auf mit einander befreundet gewesen. Sie zeigte sich so seelengut, interessirte sich so lebhaft für Alles, was wir besaßen, für unsere Pferde, für unsere Wiesen und Felder und für das kleine Blumengärtchen, welches ich hinter unserem Hause angelegt hatte, daß sie mich immer mehr und mehr entzückte. Ich führte sie auf unsere schattigen Hügel und in unsere romantischen Thäler; zuweilen gingen wir auch durch den Wald bis an die Ufer des Glommen, und Alles, was Clara sah, bewunderte sie mit der Naivetät eines Kindes, mit einer für die Schönheiten unserer wild-romantischen Natur empfänglichen Seele.

Gewöhnlich machten wir unsere Spaziergänge in den frühen Morgenstunden oder in der erquickenden Abendkühle. Oft begleitete uns mein Vater; da er aber nicht sehr weit gehen konnte, so setzten wir unsere Wanderungen in der Regel allein fort. So flossen die Stunden und Tage in Clara's bezaubernder Nähe dahin, während ihre Reize mich immer mehr fesselten.

Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu versichern, daß alle meine Scrupel über mein Spiel mit Clara's Vormund verschwanden. Seine Ansicht, daß der Verlierende bezahlen und der Gewinnende seinen Gewinnst einstreichen müsse, war nun auch unbedingt die meine, und ich hätte tausendmal lieber auf mein Leben als auf meinen Gewinn verzichtet. Ich spreche natürlich nicht von den Diamanten, denn an diese dachte ich nicht — sondern von jenem Gewinnste, der in meinen Augen einen höheren Werth hatte als alle Schätze der Welt.

Ich wartete auf die Rückkehr Ellerström's mit einer Ungeduld, die um so größer wurde, als sich sein Ausbleiben um eine Woche länger hinauszog, als er bestimmt hatte.

Endlich kam er und erkannte auf den ersten Blick meine Stimmung.

Nun, lieber Ivarson, sagte er, als wir allein waren, ich sehe, daß unsere Angelegenheit ganz ausgezeichnet steht. Sie haben sich ohne Zweifel überzeugt, daß ich Ihnen Clara richtig schilderte. Es bleibt uns nun nur noch übrig, zu erfahren, was sie denkt. Sind Sie oft mit ihr zusammen gewesen?

Oft? Ich weiß es nicht. Nur so viel weiß ich, daß ich nur für sie lebte und mich nur mit ihr beschäftigte.

Digitized by Google

Wie? und Sie haben alſo ihretwegen Ihre Arbeiten, Ihre Pferde, Ihre Heerden vernachläſſigt?

O, die hatten ſich inzwiſchen einer vollſtändigen Freiheit zu erfreuen; ich kümmerte mich weiter um Nichts, als wie um Clara — um ſie allein drehten ſich alle meine Gedanken.

Schlimm genug für die Oekonomie, ſagte Ellerſtröm lächelnd, aber um ſo beſſer als Beweis Ihrer Liebe. Wenn Sie verheirathet ſind, werden Sie nur um ſo fleißiger ſein.

O ich fürchte ſehr, daß vom Heirathen keine Rede ſein wird, erwiderte ich niedergeſchlagen; denn wird ein ſo herrliches Mädchen wie Clara einen ſo armen Teufel wie mich lieben können?

Ellerſtröm antwortete nicht gleich auf meine Befürchtung; er ſah mich einige Sekunden prüfend an, während welcher mein Herz ſo heftig ſchlug, daß ich dachte, es müſſe mir die Bruſt zerſpringen.

Endlich brach er dieſes peinliche Schweigen und ſagte:

Beruhigen Sie ſich, Ivarſon. Sie beſitzen alle Eigenſchaften, um ſich die Liebe und Hingebung eines jungen Mädchens zu erobern. Sie ſind jung, haben ein angenehmes Aeußere und ſtrotzen von Geſundheit und männlicher Kraft. Dabei ſind Sie gut und von einem natürlichen Zartgefühl, welches Ihnen alle Ehre macht. So viel Vorzüge, die Ihnen meine Freundſchaft und mein Vertrauen erwarben, werden Sie ſicherlich auch bei Clara empfehlen, die überdies ſtets meine Rathſchläge befolgt, da ſie weiß, wie väterlich ich gegen ſie geſinnt bin. Ich will nicht behaupten, daß Sie ſchon ihre Liebe beſitzen; oft kommt dieſe erſt nach der Hochzeit; aber ich bin überzeugt, daß Ihre Liebe, die man in jedem Zuge Ihres Geſichtes leſen kann, die Entwickelung beſchleunigen wird, auf welche wir hoffen und die für Clara von ſo glücklichen Folgen ſein wird.

Ich war ſo in meine Gedanken an Clara vertieft, ſo mit meinen Hoffnungen und Befürchtungen beſchäftigt, daß ich kaum hörte, was Ellerſtröm mir ſagte. Doch entging mir nicht, daß in ſeiner Stimme und in ſeiner ganzen Haltung eine Melancholie lag, wie ich ſie noch nie in einem ſolchen Grade an ihm bemerkt hatte. Sein Blick ſchweifte unruhig umher und hatte einen faſt unheimlichen Glanz; er war ſo ernſt, ſo feierlich, daß ich endlich ganz die Furcht verlor, von ihm in meiner kindlichen Einfalt hintergangen zu werden.

Nach dieſer Unterredung traten Clara und mein Vater zu uns. Ellerſtröm reichte Erſterer ſeinen Arm und führte ſie in den Garten.

Was für ſonderbare Menſchen, ſagte mein Vater zu mir und doch vortreffliche Herzen. Das Mädchen iſt ein Engel, aber man ſieht, ſie ſind Beide traurig. — Wie konnte er ſie nur ſo lange bei uns laſſen? fuhr er nach einer Pauſe fort. Sie wäre allerdings nirgends ſicherer aufgehoben geweſen als hier — aber er kannte am Ende doch weder unſere Geſinnungen noch unſere Herzen genau, und wohl wenige Väter würden ſich wie er entſchloſſen haben, ihre Tochter mitten in einer ſo einſamen Gegend ohne weiteren Schutz Fremden zu überlaſſen.

Aber du weißt wohl, daß Clara nicht ſeine Tochter iſt.

Gleichviel; er vertritt Vaterſtelle bei ihr und liebt ſie wie ſein eigenes Kind. Aber wer ſollte auch Clara nicht lieben? Ich ſelbſt fühle für ſie eine väterliche Neigung und wäre froh, wenn ſie für immer bei uns bliebe!

Dieſe Worte meines Vaters löſten endlich meine Zunge.

Ich erzählte ihm Alles, was ſich zwiſchen Ellerſtröm und mir zugetragen hatte, und ſagte ihm auch, daß es mein Tod wäre, wenn uns Clara je wieder verlaſſen würde, und welche Hoffnungen Ellerſtröm durch ſeine letzte Unterredung in mir geweckt habe.

Mein Vater ſchüttelte den Kopf. Die Leidenſchaft des Spieles in einem ſo hohen Grade, wie Ellerſtröm von ihr beherrſcht war, machte ihn bedenklich; doch die Sympathie, welche er für Clara fühlte, änderte ſich deßhalb nicht im Geringſten. Er bedauerte nur, daß ſie mit ſo engen Banden an einen Spieler gefeſſelt war.

Wir wurden in unſerm Geſpräche durch Ellerſtröm unterbrochen. Er ſetzte ſich auf meinen Platz neben meinen Vater, da ich bei ſeinem Kommen aufgeſtanden war, und ſchickte mich zu Clara.

Gehen Sie zu ihr, ſagte er, ſie erwartet Sie; inzwiſchen will ich mich mit Ihrem Vater beſprechen. Obwohl Sie ihm bereits Alles mitgetheilt haben, wie mir ſcheint, ſo bleibt mir doch noch Einiges hinzuzufügen.

Ich ging nicht, ſondern flog nach dem Garten; aber inmitten deſſelben blieb ich plötzlich wie angewurzelt ſtehen — ich glaubte einen tiefen Seufzer in der Laube gehört zu haben, in welcher Clara ſaß.

Ich war aufs tiefſte ergriffen und fragte mich, ob es nicht ein Verbrechen ſei, die Neigung dieſes jungen Mädchens mir ſo zu ſagen erzwingen; zu wollen. Ich fühlte mich gedemüthigt durch den Gedanken, daß ich von ihr noch nicht geliebt werde — aber gerade aus dieſer Demüthigung ſchöpfte ich neue Kraft zu einem entſcheidenden Entſchluſſe.

Wenn es mir nicht gelungen iſt, das Herz Clara's für mich zu gewinnen, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſo ſoll ſie ſich wenigſtens überzeugen, daß meine Gedanken nicht die eines Elenden ſind, und daß ich nicht beabſichtige, ihre Abhängigkeit von Ellerſtröm zu meinem Vortheile auszubeuten.

Ich ſchritt nun muthig vorwärts und ergriff, als ich Clara gegenüberſtand, ihre zitternde Hand. Was ich ihr ſagte — ich weiß es nicht. Mein Herz ſtrömte über, und die Worte, die meine Lippen flüſterten, kamen aus deſſen tiefſtem Grunde. Ich erinnere mich nur, daß Clara's Augen ſich mit Thränen füllten, während ein zartes Roth ſich über ihre Wangen goß, und daß ſie

Digitized by Google

mir mit einem sanften Lächeln die Uebereinstimmung ihrer eigenen Wünsche mit denen ihres Vormunds gestand.

Als Ellerström zu uns trat, fand er Clara in meinen Armen. Er schien durch die Rücksprache, die er mit meinem Vater genommen hatte, befriedigt zu sein, aber trotz seiner äußerlich kundgegebenen Freude glaubte ich zu bemerken, daß ihn eine innere Unruhe bewege.

(Schluß folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Haniſch.

(Fortſetzung.)

Und die Langeweile, die mich hier erwartet, fuhr der Baron fort, wenn nicht allenfalls die Frau Förſterin mit ihren recht artigen Töchtern ſich meiner erbarmt; denn der Herr Graf ſcheinen nicht ſehr zur Unterhaltung aufgelegt.

O lieber Baron! wandte ſich der Graf zu ihm, — rechten Sie nicht mit mir in dieſem Augenblicke; ich bin in einer Stimmung, die auch die kleinſte Härte verletzt.

Ich will keinen Mißton hineinbringen, erwiederte der Baron, ſich niederlaſſend.

Das bin ich von Ihrer Freundſchaft überzeugt! rief der Graf ihm die Hand reichend. Adolph! iſt es nicht ein Engel, dieſes Fräulein? Iſt es nicht geſchaffen, das höchſt Lebensglück dem Manne zu bereiten, der ihre Liebe gewinnt? Iſt nicht jedes Wort der reinſte Ausdruck eines zarten, nur Wohlwollen athmenden Herzens; ihr Auge nicht der Spiegel einer göttlichen Seele, die den reinſten Körper der Erde bewohnt? Mit welcher Zärtlichkeit behandelt ſie ihre Freundin? und mit welcher Dankbarkeit, die an Verehrung gränzt, vergilt dieſe die himmliſche Güte des Engels? Alles beugt ſich vor dem hohen Liebreize, der jeden Ausdruck, jede Handlung, jede Bewegung begleitet. Habe ich nicht recht, Baron? O beſtätigen Sie das, was Sie gleich mir fühlen müſſen nur mit einem einzigen Ja.

Ja!

O des trockenen Ja's aus dem Munde des Freundes, der doch ſonſt übergefloſſen iſt vom Lob bei minder erheblichen Veranlaſſungen.

Die phyſiſche Trockenheit theilt ſich meinen Antworten mit. Uebrigens bedarf es da meines Lobes nicht, wo Sie vergöttern.

Adolph! ich bin in einer ſeltſamen Lage. Wenn es im Leben Augenblicke giebt, die dem ſchwankenden Willen eine beſtimmte Richtung geben und das künftige Schickſal entſcheiden, ſo iſt dieſer Moment bei mir erſchienen. Noch kein weibliches Weſen, — ich darf es mit Wahrheit ſagen, hat mir den Wunſch eines ewigen Beſitzes entlockt; jetzt ſteht er klar vor meiner Seele, und ſeine Erfüllung allein bedingt das Glück meines Lebens.

Wenn der Graf Papa gleiche Anſichten von Glück haben.

O er wird! er wird! Das Glück des Sohnes muß dem väterlichen Herzen gleiches Glück gewähren.

Das ſollte die Ordnung in der Natur ſein; aber es giebt hier ſo viele Ausnahmen, daß an eine Regel nicht zu denken iſt.

Die Natur wirkt überall gleich.

Das Herz eines Reichsgrafen kann in einer Angelegenheit des Sohnes ſehr kalt ſchlagen, während dieſem das Gefühl die Bruſt zu zerſprengen droht. Der prüfende, kühlende Verſtand urtheilt in gewiſſen Verhältniſſen anders, als ein heißer, jugendlicher Kopf, mit welchem die Leidenſchaft ſo leicht davonläuft.

Iſt ſie nicht von edler Geburt?

Sehr edel, aber nicht hochgeboren.

Ihre Schönheit, ihr Verſtand, ihre Güte ſtellt ſie auf die höchſte Stufe der Rangordnung.

Nach Ihren Begriffen, lieber Graf! Vor der Hand wiſſen wir nichts von ihr, als daß ſie ſchön, verſtändig und gut iſt; für Sie genug; für den Papa nicht viel, wenn nicht Ebenbürtigkeit und Vermögen damit verbunden ſind; von letzteren Eigenſchaften wiſſen wir nichts, und doch wird, ich ſeh' es voraus, ſehr ſtark darnach gefragt werden. Ein ſchönes armes Edelfräulein iſt keine glänzende Partie, und Papa lieben den Glanz.

Baron! ich dulde nicht, daß Sie nur den kleinſten Schatten auf den Charakter meines Vaters werfen.

Glanz iſt kein Schatten; aber er macht letzteren um ſo greller.

Grauſamer Menſch, der in meinen Freudenkelch theilnahmloſes Wermuth träufelt!

Damit der Freund ſich nicht berauſche in dem Götternektar, der, wie alles Belaubende, bei'm Nächternwerden Nachwehen hinterläßt. — Graf! das Gefühl iſt neu für Sie; ein liebliches Kind, das mit einer Blumenkette Sie ländelnd umſchlingt, aber während dieſes Spieles zum Rieſen heranwächſt, der Sie mit ehernen Ketten feſſelt, die Sie nicht mehr ſprengen können, ohne ſich ſelbſt blu auf den Tod zu verletzen.

Sie malen ſtark!

Ich entwerfe mit kräftigen Zügen das Bild Ihrer Zukunft und ſtelle es warnend auf, eh' es vollendet iſt. Noch ſtehen Sie frei, wenn auch etwas betäubt von dem Blumendufte, der ſie umgab; ein beſonnener Schritt zurück, und Ihnen bleibt ohne Kampf, ohne Reue, die liebliche Erinnerung an ein weibliches Weſen, das Ihnen nicht gehören durfte, deſſen Ruhe Sie hochherzig ſchonten, und Lohn fanden in dem Bewußtſein, die Pflicht des Sohnes und des Ehrenmannes erfüllt zu haben.

O Sie kalter Vernunftprediger, der mein Gefühl verdammt, von dem er nichts empfindet! Wie aber, wenn Ihre Befürchtungen nicht einträfen? wenn mein Vater in meine Wünſche willigte?

Dies zu erforſchen, iſt die erſte Regel der Klugheit; und trifft Ihre Hoffnung zu, mein lieber Emil, ſo bin

Digitized by Google

ich der erste, der auf das Wohl des väterlichen Grafen und seiner zukünftigen schönen Schwiegertochter sich ein Räuschchen trinkt.

O Adolph! welch' eine Aussicht!

Der Mund wässert mir danach. — Uebrigens muß die Dame doch auch um ihre Einwilligung gefragt werden, und da wäre es zum Verdursten, wenn ihr Herz schon versagt wäre.

Gewiß nicht, Sie Quälgeist!

Man kann's nicht wissen; die Damen sind schwer zu lösende Räthsel.

Das muß erforscht, da muß Gewißheit erlangt werden, eher gehe ich nicht von der Stelle.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Einem Aufsatz des Dr. Junhauser, Polizeiphysikus in Wien, in der österr. Zeitschrift für prakt. Heilkunde entnehmen wir folgende Notizen: Zur Vertilgung der so lästigen und häufig vorkommenden Ratten, Mäuse (Feld- und Hausmäuse), der Schwaben ꝛc. bedient man sich beinahe ausschließlich des Phosphors und des Arseniks, die theils mit Fett zusammengemischt als Pasten, theils mit Mehl, Zucker, Backwerk ꝛc. verbunden zur Anwendung kommen. Wenn auch der Phosphor in jener Anwendungsform kaum von Menschen oder von Hausthieren leicht wird verzehrt werden, so setzen wir doch eine Masse des stärkten Giftes in den Händen von Leuten, die oft von der Schädlichkeit desselben keine Ahnung haben, ja nicht selten der Meinung sind, der in Fett eingehüllte Phosphor schade nur den Ratten, Mäusen und anderem Ungeziefer. Kommt noch hinzu, daß auch gegen die Schwaben in den Backstuben der Bäcker, jene Pasta auf Papier gestrichen hingelegt zu werden pflegt, so ist es einleuchtend, daß jedenfalls aus dieser Behandlung dieses Giftes für Menschen und Thiere die größte Gefahr erwächst, die sich nun so mehr steigert, wenn der farb- und geschmacklose Arsenik oder dessen Verbindungen zu diesem Zweck, und zwar, wie natürlich, in großen Mengen angewandt werden. Die traurigen Beispiele von zufälligen oder absichtlichen Phosphor- und Arsenikvergiftungen, die in den Journalen fort und fort verzeichnet werden, verdanken zumeist dem Uebelstande ihren Ursprung, daß der sonst mit so ängstlicher Sorgfalt gehütete Phosphor und Arsenik zum Behufe der Ratten- und Mäusevertilgung eben so leicht zu erhalten ist, wie Zucker, Kaffee und andere Genußmittel. Da man durch Ausbrennen, große Reinlichkeit, Benutzung des wilden Hanfs u. a. weniger schädlicher Mittel die Vertilgung der sogenannten Schwaben erreichen kann, so sollte die Anwendung der oben erwähnten Gifte namentlich bei Bäckern und ähnlichen Geschäftsleuten gänzlich verpönt sein. Es erscheint aber auch dringend nothwendig, behufs der Tödtung der andern schädlichen Thiere Phosphor und Arsenik außer Gebrauch zu setzen und ein Mittel zu finden, das durch die Unähnlichkeit mit unsern Nahrungsmitteln, sowie durch einen für Menschen auffallenden ekelhaften Geschmack Mißgriffen, Irrthümern und Verbrechen vorbeugt — das im Falle eines solchen Ereignisses zugleich als Präservativ wirkt, das durch die chemische Analyse leicht nachweislich ist, von den Thieren, deren Vertilgung erzielt werden soll, begierig verzehrt wird, und den beabsichtigten Zweck, — die Tödtung derselben, — sicher erreicht. Diesen Erfordernissen scheint von vornherein und den angestellten verläßlichen Versuchen zufolge die von Dr. Severin Cause, Sekretär des Gesundheitsrathes im Arrondissement von Alby, vorgeschlagene Zusammensetzung zu entsprechen. Derselbe fertigt das Gift in Form von Lichtern an, die also schon durch das Aussehen nicht zu Mißgriffen Veranlassung geben werden und benutzt dazu Materialien, deren Genuß für den Menschen ziemlich unschädlich ist. Wir ermangeln nicht, im öffentlichen Interesse auf diese neue Zusammensetzung zur Vertilgung von Ratten und Mäusen aufmerksam zu machen, und wünschen wir nur, daß man auch bei uns dieselbe einführe, damit endlich der so gefährlichen Anwendung der bisher benutzten Präparate ein Ziel gesteckt werde.

Beim Wiener k. k. Hauptzollamte wurde dieser Tage in einer Kiste ein Skelett von einem beiläufig ein Jahr alten Kinde entdeckt. Die Kiste war als Eigut unter falscher Deklaration im Jahre 1859 an einen Dr. Huß nach Mailand gesendet worden, und da der Adressat nicht aufzufinden war, hieher nach Wien zurückgekommen, wo sie bis zur nunmehrigen Entdeckung ihres Inhaltes liegen blieb. Das Skelett, dessen Aufgeber nicht zu ermitteln war, wurde ins allgemeine Krankenhaus gebracht.

In Iggensbach, k. Landgerichts Hengersberg befindet sich eine Glocke, die vielleicht in ganz Bayern nicht ihres Gleichen in Bezug auf das Alter hat. Dieselbe führt die Inschrift: Anno MCXLIIII ab incarnatione Domini fusa est campana ✝. Ihr Guß fällt demnach vor die Zeit des zweiten Kreuzzuges, in das Jahr 1144. Nicht unwahrscheinlich möchte sie aus einer Werkstätte des Klosters Niederalteich hervorgegangen sein, wo damals die bildenden Künste in Blüthe standen; wie das Beispiel des im genannten Stifte erzogenen nachmaligen Erzbischofs Thimo von Salzburg, eines für seine Zeit ausgezeichneten Bildhauers beweist. Die Glocke hat die Gestalt eines Bienenkorbes; welches Metall dazu verwendet wurde, kann nicht angegeben werden; es hat nunmehr ein ganz schwärzliches Aussehen, und ist durch den vielhundertjährigen Gebrauch der Glocke schon ganz dünn geworden.

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 61. Donnerstag den 22. Mai. 1862.

Das Spiel Karten.

Nach dem Französischen von L. v. B.

(Schluß.)

Während seiner Reise nach Bergen waren seine Augen matter, seine Falten auf der Stirne tiefer geworden; es war mit seiner ganzen Person eine Veränderung vorgegangen, die auf einen großen zu Boden drückenden Kummer schließen ließ. Uebrigens hatte ich wenig Zeit zu diesen Beobachtungen; denn schon nach zehn Minuten war zwischen uns Alles im Reinen und Clara meine Verlobte.

Dann nahm Ellerström mich auf die Seite und sagte:

Lieber Ivarson, mein Wunsch ist, daß Ihr so bald als möglich vereint werdet. Wir werden morgen zusammen zum Pfarrer gehen, um das Aufgebot zu bestellen. Ich habe deßhalb den Taufschein Clara's und die übrigen wichtigen Papiere mitgebracht. Ich reise dann noch einmal nach Christiania, wohin mich wieder wichtige Angelegenheiten rufen. Ich denke in drei Wochen zurück zu sein und hoffe, daß wir dann die Hochzeit feiern werden.

Ich verlebte diese drei Wochen in einer Art Ekstase. Mein Glück war so groß, daß ich kaum daran glauben konnte. — Endlich kam Ellerström von seiner Reise zurück und begleitete uns als Zeuge unserer Schwüre an den Altar.

Am andern Tage verabschiedete er sich wieder.

Clara! mein theures Kind! sagte er, sich an seine Mündel mit einer unbeschreiblichen Rührung wendend — ich muß dich jetzt für längere Zeit verlassen. Wer weiß, ob wir uns wiedersehen, denn ich bin in den Jahren, wo man auf die große Reise in's Jenseits gefaßt sein muß. Ich habe das Versprechen erfüllt, welches ich deinem Vater gegeben — du bist nun die heißgeliebte Frau eines braven, biederen jungen Mannes, der sein Glück nur in dem deinen finden wird. Ich hoffe und glaube, daß ihr immer in zärtlicher Einigkeit mit einander leben werdet, und daß Ivar immer so gut und liebevoll gegen Dich sein wird, wie du gegen ihn. Gib mir einen Kuß, mein Kind — — es ist vielleicht — der letzte!

O nein, nein, mein Vater! sprich nicht so! rief Clara, sich an Ellerström mit einem unverkennbaren Ausdruck von Angst klammernd.

Es war eine erschütternde Scene, von der aber weder ich noch mein Vater die wahre Bedeutung ahnten. Wir suchten Clara zu beruhigen, zu trösten, allein sie schien taub für unsere Worte. Sie umschloß Ellerström krampfhaft mit den Armen — keine menschliche Gewalt hätte sie von ihm loszureißen vermocht. Erschöpft von Schmerz und Aufregung sank sie endlich bewußtlos nieder. Ellerström trug sie auf seinen Händen in ihr Zimmer und legte sie auf ihr Bett.

Sie wird bald wieder zu sich kommen, sagte Ellerström. Ich will diesen Augenblick benutzen, um Euch zu verlassen. Kommen Sie mir später nach, Ivarson — ich erwarte Sie an jenem Platze, wo wir uns zum ersten Male trafen.

Dann beugte er sich auf Clara nieder, küßte ihre Stirne und betrachtete sie lange schweigend. Nachdem er sie gesegnet hatte, umarmte er mit tiefer Rührung meinen Vater, empfahl Clara seiner Liebe und wandte sich nach der Thüre. Er hätte mir gerne seine Thränen verheimlicht — aber ich sah sie, diese Thränen, die bittersten, die vielleicht je ein Mann geweint.

Bevor Clara wieder zu sich gekommen war, hatte sich Ellerström entfernt. Als sie endlich wieder erwachte und sah, daß ihr Vormund fort war, preßte sie mich mit Zärtlichkeit an ihre Brust.

O, Ivar! rief sie mit halb erstickter Stimme, du

Digitized by Google

bist jetzt meine einzige Stütze, mein Eins und Alles auf dieser Erde! Ich suchte sie mit allen Worten zu trösten, welche die Beredsamkeit meiner Liebe mir eingab; dann theilte ich ihr mit, daß ich sie auf ein paar Stunden verlassen müsse, um nach dem Ort zu eilen, welchen mir Ellerström genannt hatte.

Aufs neue brach sie in heiße Thränen aus, legte aber meinem Fortgehen kein Hinderniß in den Weg.

Als ich Ellerström an dem bezeichneten Orte traf, wo wir damals jenes Spiel spielten, in dem er Alles an mich verlor, sah ich, daß er zu Fuß war und nicht das geringste Reisegepäck bei sich hatte.

Wo haben Sie denn Ihr Pferd? fragte ich erstaunt.

Ich brauche es nicht, erwiderte er, übrigens besitze ich ja keins; haben Sie vergessen, daß ich es an Sie verlor?

Aber können Sie denken, daß ich Sie, meinen Wohlthäter? . . .

Er unterbrach mich, indem er seine Hand mir auf den Mund legte.

Kein Wort mehr über diesen Gegenstand, Ivar! sagte er. Das Pferd gehört Ihnen — betrachten Sie es nun als einen glücklichen Gewinn oder als ein Geschenk von mir — — oder wenn Sie wollen, fuhr er mit einem unheimlichen Ernste fort, als eine Erbschaft, denn Sie sind mein Erbe . . .

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte.

Aber auf welche Art wollen Sie denn reisen? fragte ich. Wollen Sie vielleicht in einer Barke den Glommen hinab?

Den Glommen hinab? wiederholte er. Ja, in der That — aber ohne Barke, denn zu der Reise, die ich beabsichtige, brauche ich keine.

Was wollen Sie damit sagen? rief ich voll Furcht, den geheimen Sinn seiner Worte richtig errathen zu haben.

Ich will damit sagen, daß ich diese Welt verlassen werde. Das Leben ist nur eine ewige Täuschung, nichts als ein ewiger Traum, obgleich es die meisten Menschen lieben! Mir aber wurde es längst zu einer unerträglichen Last, und ich bin entschlossen, diese Last von mir zu schütteln . . . Unterbrechen Sie mich nicht . . . Wenn ich nicht mehr bin, mögen Sie davon denken und darüber sagen, was Sie wollen, allein jetzt wären alle Ihre Einwendungen weiter nichts als leere Worte, denn meine Zeit ist abgelaufen und dies die letzte Stunde meines Lebens.

Um Gotteswillen! rief ich, Sie wollen sich tödten?

Ja, Ivarson, ich will es! Aber Sie erblassen, Sie zittern, als ob es sich um Ihr eigenes Leben handle? . . .

Ich blieb einige Sekunden sprachlos, wie erstarrt, in einem Zustande, der an Wahnsinn grenzte, vor ihm stehen.

Und was, rief ich endlich, hat Sie zu diesem gräßlichen Entschlusse gebracht?

Das ist eine lange, traurige Geschichte, die Ihnen Clara eines Tages ausführlicher erzählen wird, denn Clara lebte sie mit mir durch. Mögen es Ihnen einstweilen genügen, zu wissen, daß ich ermüdet — daß ich des Lebens satt bin. Jeder Augenblick, um den ich die Ausführung meines Entschlusses hinausschiebe, vermehrt nur meine Schmach, erhöht nur meine Selbstverachtung. Ich hatte mich eines fürstlichen Vermögens und hoher Freunde zu erfreuen; allein während meines ganzen Lebens fehlte mir die Kraft, frivole Gesellschaften zu meiden und eine Leidenschaft, die fürchterlichste von allen, die Satan in die Brust des Menschen pflanzte, zu bekämpfen, nämlich die Leidenschaft des Spieles. Wäre ich ihr doch wenigstens allein zum Opfer gefallen! Aber die arme Clara, dieses Kind, welches ein sterbender Freund meinen Händen anvertraute, ich zog es mit in mein Verderben!

Verstehen Sie mich nicht falsch, Ivarson; Clara ist rein wie ein Engel des Himmels — ich spreche nur von ihrem Vermögen, welches ich zugleich mit dem meinigen verschwendete. Clara ist zwar nicht ganz um ihr Erbtheil gebracht, allein dieses Unglück drohte ihr unaufhörlich, so lange sie bei mir und ich der treulose Verwalter des letzten Restes ihres Vermögens war. Jetzt ist sie Ihre Frau — sie ist somit gerettet und Nichts hindert mich mehr, mein elendes Dasein zu beschließen. Ich hätte Clara zwar längst verheirathen können, denn viele Reiche und Vornehme hielten um sie an, allein bei Reichen und Vornehmen leitet selten eine wahre, uneigennützige Liebe die Wahl. Getäuscht in ihren Hoffnungen, denn Niemand kannte unsern Ruin, hätten diese Geldsüchtigen Clara aufgegeben oder es sie als Frau entgelten lassen, was ich an ihr verschuldete. Mein Wunsch war daher, einen Mann zu finden, der Clara um ihrer selbst, nicht aber um ihres vermeintlichen Vermögens willen lieben würde, und ich habe diesen Mann in Ihnen gefunden, Ivar — — ich sterbe also beruhigt. Und nun noch eine Bitte, fuhr Ellerström in tiefer Bewegung fort, indem er das Etui hervorzog, welches seine Karten enthielt.

Sie sehen diese Karten — sie waren mein Fluch, meine Verdammniß! Doch was sage ich? Nein, meine Schwäche allein war es, die mich ins Elend stürzte. Die Karten waren ja nichts als willenlose Werkzeuge, ebenso unschuldig als der Dolch oder die Pistole des Mörders, aber weit gefährlicher, denn sie tödteten mich moralisch und sind nun auch die Ursache meines freiwilligen physischen Todes.

Heben Sie diese Karten auf, Ivar, nicht um damit zu spielen, sondern als einen Talismann für sich selbst und Ihre Kinder, der sich von Vater auf Sohn vererben und Sie, Ihre Kinder und Kindeskinder vor einem ähnlichen Unheil bewahren soll. — Und nun verlassen Sie mich, mein Freund — gehen Sie zu Ihrer Frau zurück, Sie wird Ihnen die Diamanten geben und die Papiere über ein kleines Capital, den Rest ihres Vermögens, der bei einem Banquier in Christiania angelegt ist. — Leben

Digitized by Google

Sie wohl, mein Freund! Leben Sie wohl für immer!

Ich suchte ihn zurückzuhalten, allein er machte sich von mir los und eilte rasch dem nahen Glommen zu... Ich hing mich an ihn an, allein mit unwiderstehlicher Gewalt zog er mich mit sich fort, bis wir endlich dicht an den Rand eines überhängenden Felsens kamen, dessen Fuß die Fluthen des reißenden Stromes bespülten. Hier riß er sich abermals los und rief nun mit einer Energie, die an der Unwiderruflichkeit seines Entschlusses keinen Zweifel zuließ:

Lassen Sie mich, Ivar! Ich will es — ich befehle es Ihnen!

Nein, nein! rief ich, ich dulde es nicht!...

Da zog er plötzlich ein Pistol hervor, welches ich vorher bei ihm nicht bemerkt hatte, und hielt dessen Mündung mir entgegen.

Ich wich unwillkürlich einen Schritt zurück; dieser Moment aber genügte, um das Entsetzliche zu vollbringen.

Ein Knall und fast im selben Momente das Aufzischen des Wassers, wie es der Sturz eines Körpers hervorbringt, verkündeten nur zu deutlich, daß Ellerström einen gräßlichen Entschluß ausgeführt hatte. — —

Erlassen Sie es mir, fuhr Ivarson fort, nachdem er sich eine Thräne aus den Augen gewischt hatte, Ihnen den Schmerz Clara's zu schildern. Sie haben meine Frau gesehen; Ellerström hatte sich nicht getäuscht, als er die Ueberzeugung aussprach, daß sie mit mir glücklich werden müsse. Clara versichert es mir täglich seit vierzehn Jahren und ich preise mich selig, daß ich sie meine Gattin nennen darf. Nur wenn sie dieses Kartenspiel betrachtet, trübt sich ihr Blick; sie war es indessen selbst, die dieses traurige Vermächtniß ihres Vormundes an jenem Platze befestigte, wo es nach ihrem Willen als beredte Warnung vor der Leidenschaft des Spieles bleiben soll.

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Das kann einen langen Aufenthalt geben, wenn uns die Dame mit der Entscheidung so lange warten läßt, als der Förster mich auf seinen Wein. — Ah! da kommt er! Ein Glück, sonst wären mir noch allerlei Skrupel eingefallen.

Die Herren sind solo bei einander? sagte lächelnd der sonnegebräunte Waidmann, und stellte die Flasche sammt Gläser auf.

Beide solo! versetzte der Baron, einschenkend; — wissen Sie keine Bräute für uns?

Da wird's nicht fehlen, antwortete scherzend der Förster; es kommt nur darauf an, wie hoch Sie den Brautschatz stellen.

Vor allen Dingen, lieber Freund! nahm der Graf das Wort, — können wir bei Ihnen eine Nachtherberge haben?

Muß bedauern! entgegnete jener. Mein Haus ist so gestopft voll, daß es noth thäte, ich leistete bei Nacht meinem Feldmann Gesellschaft.

Ja so, sagte der Baron, — Sie haben schon Gäste im Hause, die beiden Fräulein von — nicht wahr, v. Weilten?

Und ihren alten Kammerdiener und eine Kammerjungfer, die beide ihre besonderen Appartements haben wollen.

Wo sind sie her? fuhr der Baron fragend fort; — die Familie ist mir nicht bekannt.

Mir eigentlich auch nicht. Sie müssen aber weit her sein, nach der Kammerjungfer zu urtheilen, die ein Deutsch spricht, daß man hier zu Lande die Fäße darüber brechen könnte. Sie sind mir durch die dritte Hand für diesen Sommer recommandirt worden und zahlen honnet, mehr weiß ich nicht von ihnen.

Ja, mein Freund Rose! wandte sich der Baron zu dem Grafen, — da bleibt uns freilich nichts übrig, als eilig und schleunig nach Clarenau aufzubrechen, um es noch vor Nacht zu erreichen. Wie weit ist es dahin?

Ein kleiner Spaziergang, zwei Stündchen.

Es ist übrigens ärgerlich, fuhr der Baron fort, daß wir nicht hier bleiben können; wir haben das Thal mit allem, was darin ist, so lieb gewonnen, daß es uns schwer wird, so bald zu scheiden.

Mit wem hab' ich eigentlich die Ehre?

Wir sind uneigentlich Künstler. Der Herr dort ist Dichter Rose, und ich bin der Maler Dorn.

Maler? daß dich der Dachs beiße! da könnten Sie mir meinen Feldmann malen.

Die ganze Familie, wenn ich Thiermaler wäre; aber ich male nur Landschaften.

Wie lange noch werden sich Ihre Gäste bei Ihnen aufhalten? fragte der Graf.

Sie haben sich auf zwei Monate eingemiethet, und sind etwa fünf Wochen hier, war die Antwort, jetzt können Sie's auf den Tag hin ausrechnen.

Also, Sie wollen uns nicht hier behalten? fragte der Baron, den Geldbeutel ziehend.

Der Förster zuckte die Achseln.

So sagen Sie wenigstens den Damen, daß wir herzlos, aber nicht schmerzlos von hier geschieden wären.

Sind Sie toll, Baron? fuhr der Graf auf.

Baron? wiederholte verwundert der Förster.

Freund Rose nennt mich scherzhaft oft Baron, weil alle Landschaftmaler Freiherren sind, wie alle Jäger.

Gut gegeben! sagte der Förster, weil sie in der Freiheit herumschweifen.

Und frei sind, wie das Wild, wenn sie nicht angeschossen werden. Die Dichter gehören auch dazu, und sind noch freier als die andern, weil sie über alles wegsetzen und den höchsten Flug nehmen können. — Also herzlos sind wir geschieden —

Herzlos?

Ja, weil wir sie hier gelassen haben. Komm', lie-

Digitized by Google

der Rose! Morgen werden wir wahrscheinlich das Vergnügen haben, wieder einzusprechen, um unsere verlorene Herzen zu suchen oder andere zu finden, die den Verlust ersetzen.

Er nahm den Grafen am Arm, dessen Augen auf den Fenstern des Jägerhauses hingen, um vielleicht noch einen Blick von dorther zu erhaschen; der Förster erbot sich, ihnen den nächsten Weg bis an eine Stelle hin zu zeigen, von da aus sie nicht mehr fehlen konnten. Man versuchte unterwegs, noch allerlei Notizen über das schöne Fräulein und ihre Begleiterin zu sammeln, aber der Förster machte eine schlaue Miene, versichernd, daß er sonst gar nichts wisse; womit er sich auch am bezeichneten Orte zu geneigtem Wiedereinsprache empfahl.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Jagdreise des Herzogs von Coburg ist im Ganzen eine glückliche gewesen; sie hat 21 Tage gedauert, durchmaß das Land allerdings in größter Eile und wurde mitunter durch das Wetter beeinträchtigt. Der Herzog hat zwei Elephanten erlegt, ferner mehrere Antilopen und ziemlich viel anderes Wild; auch verschiedene Hyänen sind gefallen, dagegen weder Löwen noch Leoparden. Als Dr. Brehm vor der Ankunft des Herzogs das Land in Begleitung eines alten, in Mokka zufällig angetroffenen Freundes Namens Wagner und eines holländischen Barons erkundete um unter Anderem geeignete Jagdgründe ausfindig zu machen, ward ihm ein Leopard zur Beute, welcher ihm einen angeschossenen Pavian streitig zu machen suchte. Die Jagdgesellschaft ist überall sehr zuvorkommend aufgenommen worden und man erwies dem Herzog viel Ehre. Maler Robert Kretschmer hat reiche Gelegenheiten gefunden, sein Talent zu üben.

(Adam Reviczky.) Ueber den jüngst verstorbenen ungarischen Staatsmann A. Reviczky bringen die „U. N." unter Andern nachstehende pikante Geschichtchen: Der ungarische Landtag, auf dem er als erster das Plaidiren in ungarischer Sprache an Stelle der lateinischen eingeführt hatte, wollte sich nicht herbeilassen, mehr als die üblichen zwölf Regimenter zu votiren, sowie auch nicht zur lateinischen als Verhandlungssprache zurückzukehren. Als der Landtag zusammenfaß, gelangte eine Cabinetsordre an Graf Reviczky, worin eine Erhöhung des Militär-Etats und die Wiedereinführung der lateinischen Sprache befohlen wurde. Der Graf, dem diese Ordre in der Sitzung zuging, las sie, stand auf und erklärte, daß er sich freue, einen der hochherzigsten Akte Sr. Maj. publiciren zu können, indem Allerhöchstdieselben ihm eben mittheilen, daß man nicht mehr auf der Vermehrung der ungarischen Regimenter und der Einführung der lateinischen Sprache bestehe. Donnernde Eljens ertönten und der Jubel war groß. Reviczky aber eilte ventre à terre von Preßburg nach Wien und stellte sich dem Kaiser mit den Worten vor: „Majestät! Ich habe den Kopf verwirkt, ich lege mein Haupt zu ihren Füßen! Darauf legte er klar seine Handlungsweise und deren Motive vor, und zur Belohnung ward ihm die Antwort: Recht hast's gemacht, mein lieber Adam!"— „In der ungarischen Hofkanzlei stellte er nur geborne Ungarn an; Fürst Metternich, der jedoch die Stelle eines Hofsecretärs dem früheren Erzieher seiner Kinder, einem Polen zusichern wollte, erwirkte sich eine Allerhöchste Ernennungs-Entschließung, und sandte damit expreß einen Hofrath zu Reviczky, der aber die Ordre zerriß und dem Boten vor die Füße warf. Als sich Metternich hierüber beim Kaiser beschwerte, und der Hofkanzler später bei diesem erschien, sagte ihm der Kaiser die historisch denkwürdigen Worte: „Adam! mach mir keine solche Schande.""

In einem Pariser Blatte weist ein Astronom, auf eine 50jährige Erfahrung gestützt, in einer astronomisch-meteorologischen Abhandlung nach, daß sich aus den Sternschnuppen die Witterung eines Jahres zum Voraus im Allgemeinen bestimmen läßt. Für 1862 prophezeit derselbe warmes und trockenes Wetter, keine Landregen, sondern nur Gewitter und Gewitterregen.

Bier und Wein haltbar zu machen, ist in England ein Verfahren patentirt worden, das in der Anwendung von zweifach schwefligsaurem Kalk besteht, der die essigsaure Gährung verhütet. Man nimmt auf 36 Gallonen 4 Unzen, womit man das Faß ausspült. Flaschen kann man, nachdem sie gut getrocknet, auch ausspülen oder man schüttet einige Tropfen hinein.

Am 10. Mai fuhren auf der Spree in Berlin 4 junge, anscheinend den bessern Ständen angehörige Männer in einem kleinen Boote mit vollem Segel auf die Moabiter Brücke zu. Schon in einiger Entfernung wurde ihnen von dem Brückenwärter zugerufen, die Segelstangen einzuziehen, da sie sonst durch die Brücke nicht durchkommen würden. Sie unterließen dies jedoch und stieß nun die Stange bei schneller Fahrt gegen die Brücke. Jetzt versuchten sie, dieselbe herauszuziehen, und als ihnen dies gelungen war, fiel sie mit dem Segel ins Wasser, alle 4 Personen sprangen nun auf die eine Seite des Bootes, um Segel und Stange zu ergreifen, dasselbe verlor jedoch das Gleichgewicht und kenterte so vollständig, daß der Boden nach oben kam und alle 4 Personen ins Wasser fielen. Dem Einen gelang es, den Boden des Bootes noch einmal zu ersteigen, er wurde jedoch von einem Zweiten am Fuße erfaßt und wieder mit hinuntergezogen. Ein Dritter kam etwa 50 Schritt vor der Brücke noch einmal auf die Oberfläche, ging aber dann gleich wieder unter. Der Vierte wurde von dem Augenblicke an, wo das Boot umschlug, gar nicht wieder gesehen. Erst nach 1½stündigem Bemühen gelang es, eine der Leichen aufzufinden. Die Namen der Verunglückten sind bis jetzt noch nicht bekannt.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 62. Sonntag den 25. Mai. 1862.

Eine Künstlerin.

Erzählung von Antonie Thaler.

(Aus dem „Phönix“.)

Aber sage mir nur, theuerste Amalie, wie du stundenlang so ruhig da sitzen kannst, um Stich auf Stich in die Leinwand zu bohren? Da gehört wahrhaftig übermenschliche, das heißt weibliche Geduld dazu, um nicht daran zu sterben, oder wenigstens dabei einzuschlafen.

Ich schlafe nicht, entgegnete die also Angeredete, ein sehr hübsches Mädchen von zwanzig Jahren. Diese Arbeit gehört für unsern guten Vater, ich freue mich schon im Voraus auf sein beifälliges Lächeln, wenn ich die fertige Näherei ihm überreichen werde, da wird er mir die Hand geben und mit dem milden Ton seiner Stimme sagen: Ich danke dir, Malchen; und dieses macht mich so glücklich!

Mein Gott mich auch, erwiderte die vierzehnjährige Rosalie, aber ich bringe es bei dem besten Willen nicht dazu, für Papa eine Handarbeit fertig zu machen, ich fange immer an, aber dabei bleibt es. Er selbst, wenn er in meinen Händen eine Nadel sieht, treibt mich an's Klavier, oder zur Zeichnung, indem er immer sagt: Laß diese Maschen und Stiche, die kann man alle für billiges Geld haben, aber die Künste, die göttlichen, sind unbezahlbar, die fordern Uebung.

Da hat der Vater Recht, sagte Amalie, während ihre sanften blauen Augen mit feinahe mütterlicher Zärtlichkeit auf ihrer viel jüngern Schwester ruhten, und sie die Ueberfülle ihres schönen braunen Haares, welches beim Bücken auf die Arbeit ihr Stirne und Wangen beinahe bedeckte, mit den feinen Händen zurückstrich. Da hat Er Recht, du taugst nicht in die häusliche Alltäglichkeit, du bist zu lebhaft und noch zu jung. Der Vater sagte oft, als du noch klein warst: das Ding wird eine Künstlerin werden, weil du, so oft du Musik hörtest, dein Spielzeug wegwarfst und zum Flügel liefest, auf welchem Du mit beiden Händen eine wahre Katzenmusik schlugst; dies war eigentlich die Veranlassung, daß du so frühe das Pianoforte lernen mußtest... ja, ja! das ist das rechte Wort, denn als du sahest, daß man ernstliche Anstalten zu deinem Unterrichte machte, geberdetest du dich jämmerlich ungezogen, und wolltest immer noch die freien Ergüsse deiner unharmonischen Compositionen ertönen lassen, aber der Vater gab nicht nach, und bald war es nicht mehr Zwang, welcher dich zum Spiele brachte, je mehr du heranwuchsest, desto reicher entwickelte sich dein Talent, und jetzt bist du mit vierzehn Jahren schon da, wo manche erst mit der Reife des Lebens hingelangen.

Unglückliche! rief Rosalie, was mußte ich hören... Talent? Compositionen, und unharmonisch? welch frevelhafte Worte sind über deine Lippen gekommen, wenn sie Papa gehört hätte! Bist du eine Deutsche und errötheſt nicht ob solcher Schmach?...

Amalie lachte herzlich über die Drohende, und das Nähzeug entfiel ihrem Arm, aber noch ein zweiter etwas schwerer tönender Gegenstand, welchen sie auf ihrem Knieen mußte liegen gehabt haben, und welchen sie zu verbergen bemüht war; aber Rosalie sprang wie der Blitz darauf zu — sie hatte ein kleines Bildniß erobert, vorstellend einen Offizier in österreichischer Uniform, und lachte, was sie konnte...

Ach, das ist allerliebst, Schwester Amalie hat Gesellschaft; sie ist nicht allein mit mir, da kann man sich den Fingerhut gefallen lassen. Also Ludwig welcher jeden Tag zweimal zu uns kömmt, ist auch noch überdies in einer gräßlichen Versümmelung hier abgebildet zu finden; es fehlen ihm nämlich beide Hände, er könnte, wie Lessing sagt, auch ohne diese der größte Maler werden, — der Stümper aber, welcher seinen Bräutigam, den geistvollen, schönen Hauptmann abbildete, braucht

Digitized by Google

mindestens ein Dutzend Arme, um seine Kunst zu stützen. Sieh nur den guten Ludwig an, wie er aussieht! kein Feuer, kein Leben in seinen Zügen! was der Maler ihm für einen Mund gemacht hat! ich lache mich noch zu Tode darüber ...

Gib' her! zürnte Amalie, du lachst über Alles, ich finde Ludwig sehr gut getroffen.

Findest du? o du genügsames Herz! entgegnete Rosalie, stellte sich vor den Spiegel und begann ihr schönes blondes Haar aufzulösen, welches ihr tief unter die Schultern fiel; dann eilte sie an Amaliens Nähtisch und ergriff die große Scheere, welche sie mit der Geberde des Haarabschneidens an den zarten Kopf hielt, um, wie sie im Voraus berechnete, Amalien zu verhöhnen, welche ihr in den Arm griff und angstvoll schrie:

Um alles in der Welt nicht, Kind! begehe keinen solchen Streich!

Das war es, was Rosalie haben wollte; so oft sie den Vater oder die Schwester leicht erzürnte, nahm sie die Scheere, und drohte ihr reiches Haar der Mode zu opfern, aus Sühnung für ihre That, wie sie sagte. Im Grunde dachte sie nicht daran — sie legte bemüthig das Werkzeug der langen Weile, wie sie sich ausdrückte, an den früheren Ort und sprach:

Ich weiß wohl, daß Papa mir so etwas nimmer verzeihen würde, und Ludwig sagte erst neulich, daß er gar nicht begreifen könne, wie weibliche Thorheit so weit gehe, sich der Mode willen des reizendsten Schmuckes zu berauben, ja er verglich mein blondes Köpfchen mit dem der Lore-Lei, was sehr artig von ihm war, allein wäre ich seine Braut, wie du, ich schnitte mir die Flechten knapp herunter, um ihm einen Possen zu spielen.

Amalie betrachtete erstaunt das junge Mädchen, dessen Wangen sich bei den letzten Worten mit Rosengluth übergossen und so die blendend schönen Züge ihres reinen Profils mit einem Schimmer überstrahlte, der seinen Abglanz auf ihrem eigenen Gesichte fand, das nicht so regelmäßig, seinen Reiz nur dem Ausdrucke verdankte, der es, wenn ein Gefühl von Wehmuth sie beschlich, so unwiderstehlich machte. Auch jetzt mochte eine weiche Empfindung Amaliens Brust bewegen, hatte sie doch Rosalie Braut genannt. Braut! Süßer Name, wenn gegenseitige Neigung einen Bund schließen will für immer! —

Die beiden Schwestern waren die Töchter des Rathes Brunnfeld, eines geachteten Beamten von offener Denkart und freundlichem gemüthlichen Wesen, welcher in der bedeutenden Provinzstadt S ... als Deutschthümler galt, da in seinem Hause kein Fremdwort geduldet wurde, und dessen zwei Kinder wohl mehrere Sprachen lernen mußten, aber nur deßhalb, um nach seiner Meinung anderen Völkern zu beweisen, daß der Deutsche alles mit Leichtigkeit erlernt; aber gesprochen wurde nur deutsch.

Amalie hatte seit dem vor längerer Zeit erfolgten Tode der Mutter, mit verständigem Sinne im Hause gewaltet. Ihrem Vater war sie seit dem Augenblick, als ein bitteres Geschick ihm die geliebte Gattin entriß, unentbehrlich geworden, er übertrug die Liebe, die Anhänglichkeit, das Vertrauen, welches er in die Mutter gesetzt hatte, nach und nach auf die Tochter, sie war sein Liebling, und ihre kluge Umsicht, die Engelsgüte, mit welcher sie ihrer jüngern Schwester Uebermuth, und zu e. Theil Eigenwilligkeit, mit Sanftmuth zurecht wies, mußten dem vielbeschäftigten, im Staatsdienste ergrauten Manne nun so wohlthuender entgegen treten, als die zu große Lebhaftigkeit Rosaliens bei ihrer Begabung ihm oft ein heimliches Bangen für die Zukunft erregte. Es beruhigte ihn, daß der Hauptmann, sein künftiger Schwiegersohn, sich ernstlich mit Rosaliens Bildung befaßte; seinem klaren Geiste, seinen Kenntnissen, seiner gesellschaftlichen Gewandtheit mußte es gelingen, den kleinen Trotzkopf, welcher sich in Schelmenstreichen gefiel und dessen Verstand den Jahren weit vorangeeilt war, zu jenem Grade von Veredlung hinan zu bilden, welcher das Weib wie den Mann auf die gleiche Stufe geistiger Vollkommenheit stellt.

Braut? bin ich denn Ludwigs Braut? so sprach Amalie zur Schwester; der Vater wird sich nicht so bald entschließen, wenigstens nicht so lange, bis du ganz erwachsen bist, mich zu verheirathen; ich selbst, so sehr ich Ludwig liebe, kann unmöglich ihn bestimmen mich jetzt schon ziehen zu lassen. Ludwig sieht es ein und ist zu gut, mich dem Vater zu rauben, er ist in unsern jetzigen Verhältnissen zu glücklich. Spricht er doch noch oft mit Schrecken von jener Zeit, wo wir uns nur selten sahen, wo er noch nicht ins Haus durfte, da Väterchen erst nach langem Widerstreben unsere Neigung billigte und einem Vorurtheile entsagte, welchem zu Folge er seine Töchter niemals eine Verbindung mit einem Offizier eingehen lassen wollte.

Das wäre mir eben recht, sagte Rosalie, wenn Papa den Gedanken hätte, mich mit einem Kanzleimännchen zu verbinden, welcher seine Frau wie ein eben eingelaufenes Aktenstück betrachtet, doch nein! nein! Er denkt nicht daran, und ich gehöre der Tonkunst mit ganzer Seele an, ich hätte aus diesem Grunde auch niemals Zeit zu.....

Zu was? unterbrach der Vater, du kleiner Wildfang!

Zu heirathen, Väterchen, grüß' dich Gott! warum trittst du so leise herein, ich bin erschrocken, jetzt habe mich recht lieb und laß dich umarmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Es war ein köstlicher Sommerabend, die Luft erfüllt mit Wohlgerüchen, welche ein sanftes Lüftchen über die Fluren trug. In Nachdenken verloren, wandelte der

Digitized by Google

Graf vor seinem Gefährten, der so artig war, ihn nicht zu stören in seinen Träumereien. Die Natur selbst schien Ruhe zu gebieten in ihrem Heiligthume, auf das sich der dunkle Schleier der Nacht langsam herabsenkte. Die letzte Bergströhe war erreicht. Aus der Tiefe glänzten die Lichter des Bades Clarenau herauf, freundlich ladend in die gastlichen Räume des großen Hotels, das sie nach kurzer Zeit aufnahm.

Hier wurden sie im Speisesaale von dem größeren Theile der Thalgesellschaft freundlich, doch nicht ohne gelinde Vorwürfe über die Ablehnung des Mitfahrens empfangen, was mit dem Genusse einer Fußpartie durch die duftenden Wälder in der Abendkühle leicht entschuldigt ward, und mit Vergnügen vernahm man, daß die beiden Gäste einige Zeit in Clarenau zu verweilen gedächten, was vorzugsweise dem Maler Dorn galt, der als ein munterer und witziger Gesellschafter bereits bekannt war, obwohl sein Begleiter das Interesse einiger Damen erregt hatte, denen es angenehm war, seine nähere Bekanntschaft zu machen.

Etwa nach einer Stunde trat der Badmeister in den Saal mit der Anfrage, ob nicht zufällig der Erbgraf v. Grauenstein sich in der Gesellschaft befände, oder sonst Jemand, der Auskunft über seinen Aufenthalt zu geben vermöchte; ein reitender Bote mit wichtigen und dringenden Nachrichten sei so eben eingetroffen.

Der Graf erhob sich schnell und verschwand mit dem Eingetretenen. Der Baron, mit Fragen bestürmt, ob der junge Mann der gesuchte Erbgraf sei, folgte ihm eben so eilig.

Es war eine Botschaft von dem Justitiar des alten Grafen v. Grauenstein, worin gemeldet wurde, daß der Letztere plötzlich und schwer erkrankt sei; daß überall hin, wo man den Erbgrafen vermuthen könne, Briefe abgegangen wären mit dieser Nachricht, und daß dieser zutreffenden Falles die Heimreise beschleunigen möchte, um den Herrn noch lebend zu treffen, obwohl die Aerzte nicht alle Hoffnung aufgegeben hätten.

O Gott! mein Vater! rief der Graf, als er das Schreiben gelesen hatte. — Ich komme, Franz, sagte er zu dem Ueberbringer desselben, einem jungen Manne aus der Stallbedienerschaft, — nimm überall frische Pferde und eile voraus, um meine Ankunft zu melden, die ich auf jede Art beschleunigen werde.

Man bot dem Erbgrafen sogleich Pferde an bis zur nächsten Station, was er dankbar annahm, um keinen Augenblick zu verlieren; er empfahl sich mit dem Baron dem geneigten Andenken der Badgesellschaft, und in weniger als fünfzehn Minuten rollten die Freunde zum Thale hinaus.

O mein Gott! wenn ich ihn nicht mehr am Leben träfe! das waren die ersten Worte nach langem Schweigen.

Der Baron tröstete mit dem Ausspruche der Aerzte.

Ein matter Trost, wenn ihn die Natur nicht unterstützt.

Der Baron erinnerte an die sonst kräftige Körperbeschaffenheit des Grafen, und seiner freundlichen Zusprache gelang es, den äußerst aufgeregten Zustand des jungen Mannes in etwas zu beschwichtigen.

Was sind die Hoffnungen der Menschen? sprach er endlich leise; — ein einziger Augenblick kann alles umgestalten. Noch vor wenig Stunden träumte ich mich mit dem Morgenstrahle hinüber in das Eden, wo sie wohnt, die eine Wüste zum Paradiese machen würde, — und jetzt eile ich, meinen sterbenden, vielleicht schon entseelten Vater zu umfangen.

Der Tod macht Aller Bande frei!

Ich erschrecke, Sie zu verstehen. Auf meinen höchsten Wunsch wollt' ich verzichten, könnt' ich damit sein Leben retten.

Am folgenden Tage kamen sie im väterlichen Schlosse an.

Lebt mein Vater? rief der Graf dem nächsten besten zu.

Er lebt! war die Antwort.

Gottlob!

Der junge Graf eilte in die Zimmer des Vaters.

Darf ich ihn sehen? rief er dem heraustretenden Arzte zu.

Sie dürfen, Graf! antwortete dieser; — die Gefahr ist vorüber, doch ist der hohe Kranke geschwächt, und Schonung ist nothwendig.

Der Erbgraf trat leisen Schrittes vor das Bett des Vaters.

Kommst Du, Emil? sagte dieser, ihm die Hand reichend, die der Sohn küßte. Schon glaubte ich, vor Gott, den Herrn aller Herren, treten zu müssen, ohne Dich noch einmal gesehen und mit Dir so Manches arrangirt zu haben, was mir für dieses Leben noch anzuordnen von Wichtigkeit ist. Ich war recht krank, Emil! Der Tod fiel mich an, wie ein gewappneter Mann; aber ich stand ihm fest, wie ich gewohnt im Leben, und er zog sich scheu zurück.

Vielleicht wich er meinen Bitten um Ihr theures Leben.

Auch möglich! Des Menschen Wille kann viel!

Der Glaube noch mehr.

Man muß an seine Kraft glauben, sonst unterliegt man in Gefahr.

Ruhe ist jetzt das Nöthigste, was Sie bedürfen, theurer Vater! damit die Natur Zeit gewinnt, sich von dem Angriffe zu erholen.

Handle Du jetzt für mich; später will ich für Dich handeln.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das älteste Panzerschiff.) Während die wunderbaren Panzerschiffe so viel Aufsehen in den beiden Hemisphären machen und als eine neue Erfindung gepriesen werden, erhellt aus einer Vorlesung des Marineskapitäns Winden in der archäologischen Gesellschaft zu

Digitized by Google

London, daß ein ähnliches Fahrzeug schon vor dreihundert Jahren dagewesen sei, und sich eben so vortrefflich gegen die Geschosse der damaligen Zeit bewährt habe, als heute die Panzer der „Gloire“ und des „Warrior.“ Herr Winden berichtete über eine merkwürdige Kriegsgaleere der Johanniter-Ritter, welche mit einem Bleipanzer versehen war. Dieses Fahrzeug wurde 1530 zu Nizza erbaut, und gehörte zu dem großen Geschwader, welches der Kaiser Carl V. gegen Tunis sandte, um den vertriebenen Muley Hassan wieder auf den Thron zu setzen. Der berühmte Andreas Doria befehligte die Expedition, und Tunis ward nach kurzer Belagerung mit Sturm genommen. Die Panzergaleere „Santa Anna“ trug zu diesem Erfolge wesentlich bei. Sie führte sechs Enterbrücken, viele Geschütze und eine Besatzung von 300 Mann. Am Bord fand sich eine geräumige Kapelle, eine Pulverkammer, ein Empfangssaal und eine Bäckerei, die täglich frisches Brod lieferte. Der Bleipanzer war mit ehernen Bolzen an den Schiffswänden befestigt und ihm schreibt es der Chronist Bosio zu, daß das Schiff aus allen Gefechten unbeschädigt hervorging. Kapitän Winden bemerkte, daß sich ein Bild dieser großen Panzerfregatte auf den Fresken des Palastes der Hospitaliter in Rom befinde, und theilt schließlich die Ergebnisse einiger Experimente mit, welche er in Bezug auf die Widerstandskraft des Bleies als Panzer gegen Flintenkugeln angestellt.

(Eine lebende Statue.) Am 2. Mai hat, wie der „Czas“ meldet, ein junger Mann am Bahnhofe in Krakau einiges Aufsehen erregt. Derselbe stand von 10 Uhr früh bis 9 Uhr Abends, also volle 11 Stunden, wie ein indischer Fakir auf einem und demselben Platze, ohne sich zu rühren, und wenn er bisweilen nicht den Kopf ein klein wenig gewendet hätte, würde er für eine Statue gegolten haben. Durch die ganze Zeit hindurch hat er nur einige Stücken Lebkuchen zu sich genommen; man reichte ihm ein Glas Milch, das er jedoch zurückwies. Sein Vater, ein vermöglicher Gutsbesitzer, hielt bei ihm die ganze Zeit hindurch aus und erklärte, daß diese Erstarrung seinen Sohn bereits mehrmals betroffen; einmal hatte dieselbe drei Tage durch angedauert. Die bisherigen ärztlichen Bemühungen blieben ohne günstigen Erfolg und die angewendeten Versuche, ihn aus dieser Situation zu bringen, führten nur zu heftigem Paroxismus.

(Besorgt und aufgehoben.) Die N. Pr. Ztg. bringt folgendes ergötzliche Geschichtchen: In voriger Woche kaufte ein bekannter Bankier von einem noch bekannteren Delicatesshändler ein paar Auerhähn, um damit bei einem großen Diner, welches in etwa sechs Tagen bevorstand, zu brilliren. Auf Rath des Verkäufers — um das Fleisch weicher zu machen — gab der Bankier die Hochjagdhähne seinem Gärtner und befahl demselben, sie im Garten zu vergraben. Der Vortag des Diners erschien, — wer beschreibt den Schrecken des Gärtners, als ihm da anbefohlen wird, die beiden Auerhähne wieder auszugraben und in die Küche zu bringen! Der Unglückliche hatte geglaubt, die Auerhähne sollten vergraben werden, weil sie verdorben, er für seine Person war kein Kostverächter und hatte, nebst Frau und kleiner Familie, tapferen Sinnes die Auerhähne verspeist und sie hatten ihm wirklich ganz gut geschmeckt! Der Aerger des Festgebers soll ins Groteske gespielt haben!

(Ein Miniatur-Kallab in Berlin.) Vor einigen Tagen ist ein bei der Geldausgabeexpedition des dortigen Postamts beschäftigter Beamter verhaftet worden. Derselbe hatte sich den Umstand zu Nutze gemacht, daß viele Geldbriefe auf Höhe einer geringeren Summe deklarirt werden, als sie in der That enthalten. Dort angekommene deklarirte Geldbriefe, die durch seine Hände gingen, pflegte er des Abends mit in seine Wohnung zu nehmen und dort zu untersuchen, ob der einliegende Inhalt zu gering angegeben. War dieß der Fall, so nahm er die Summe heraus, um die der Inhalt die Deklaration überstieg. Er hatte eine Gewandtheit sich angeeignet, diese Briefe, die er dann folgenden Tags expedirte, kunstgerecht wieder zu verschließen. Die Absender und Empfänger der Briefe konnten natürlich keinen Einspruch erheben, da die Post nur auf Höhe der Deklaration für Geldbriefe aufkommt. Das Manöver des Postbeamten hatte schließlich jedoch das Augenmerk der vorgesetzten Behörde auf sich gezogen, und als derselbe zum Dienst kam, nahm man ihn in Empfang, und unterwarf ihn einer genauen Visitation. Es wurden bei ihm neun deklarirte Briefe vorgefunden; weßhalb er dieselben bei sich geführt, darüber vermochte er keine genügende Auskunft zu geben. Die eingeleitete Untersuchung dürfte ergeben, wie lange er die Veruntreuungen betrieben hat, und wie hoch die unterschlagenen Summen sind.

Einem reichen Herrn wollte sein Dienstmädchen zu seinem vor wenigen Tagen stattgehabten Geburtstag gleichfalls den Zoll der Verehrung darbringen. Es erschien die Dienstmagd daher am Morgen in festlicher Toilette vor dem Dienstherrn, sagte den Glückwunsch in sein geordneten Worten her und überreichte ihm als Geschenk — ihre Photographie, in der Stellung, wie sie in der Küche Kartoffeln schält. Nun, mehr Aufklärung kann man wohl für unser Zeitalter nicht verlangen.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 59.

Mein erster Eintritt in die Welt.

Verantw. Redakt. Ed. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

No. 1 Bd. 6 Fol. 105

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 63. Dienstag den 27. Mai. 1862.

Eine Künstlerin.

Erzählung von Antonie Thaler.

(Aus dem „Phönix".)

(Fortsetzung.)

Das schöne Kind warf sich an seinen Hals und herzte und drückte ihn, daß er alle Mühe hatte, sich wieder los zu machen, um auch seine Amalie begrüßen zu können, die mit feuchten Blicken an ihm hing, der er die Hand reichte und einen Kuß auf die edle Stirne drückte, indem er bewegt sagte:

Gruß und Kuß dir, Malchen.

Amalie küßte erfreut die väterliche Rechte und ging wie gewöhnlich, wenn Papa um die sechste Abendstunde nach Hause kam, die Kaffee-Sitzung zu besorgen, denn so nannte er seine Erholungsstunden, welche er regelmäßig im Kreise seiner Kinder zubrachte.

Bald war der Tisch geordnet und Amalie füllte die Schalen mit liebenswürdiger Geschäftigkeit so sorglich und genau das rechte Maaß für Vater und Schwester einhaltend, daß dem alten Herrn ganz selig zu Muthe ward, nur der kleine Trotzkopf rümpfte das Näschen und meinte: es wäre gar nicht mehr an der Tagesordnung, Kaffee zu trinken, alle gebildeten Menschen tränken Thee — und wenn sie einmal im Hause etwas zu sagen hätte, müßte der Vater sich schon dem neueren Geschmacke fügen.

Bleib' mir vom Leibe damit, die alten Deutschen wußten nichts vom Thee.

Aber vom Kaffee vielleicht?

Stille, gebot der Vater; ich bin einmal zu gesund und bebe vor jedem Thee zurück wie vor jedem undeutschen Wort und — dem Kartenspiele. Wenn in einer Gesellschaft die Spieltische geordnet werden und die verbindliche Hausfrau vier einander stellenfremde Menschen zusammensetzt, so kommt mir das immer vor, als wollte sie sagen: Sie werden wahrscheinlich nicht wissen, was sie reden sollen, und um Ihnen hier aus der Verlegenheit zu helfen, setzen Sie hier die Karten. Ja, Malchen! ich will dir's nur gestehen, fände der Hauptmann Geschmack an diesem Zeit und Geist abtödtenden Spiele, ich widersetzte mich jeder nähern Verbindung.

So! sagte Rosalie, armer Ludwig, arme Amalie! wisse Väterchen, daß der Hauptmann, als du jüngsthin den Abend beim Präsidenten zubringen mußtest, uns Unterricht im Whistspielen ertheilte? Das Schreckliche ist geschehen, deine unwürdigen Kinder verstehen sich auf Karten und tanzen Quadrille, wollte ich sagen den Viertanz.

Der Vater mußte lachen über Rosaliens komische Aufklugheit, er versprach ihr noch heute Abend einen alten Deutschen auf dem Spinnet zu spielen, welches im Eßzimmer hinter dem Ofen stand, und vergaß sich in seiner Heiterkeit so weit, daß er der eintretenden Dienerin befahl, Licht zu bringen und die Fenster-Rouleaux herabzulassen, welches wieder Stoff zu Rosaliens muthwilligen Bemerkungen gab, welche heute den guten Vater auf allerlei Weise neckte, wobei sie versprach, Abends so recht con amore eine Reverie von Chopin spielen zu wollen, zu deutsch: Eine Träumerei vom Schoppen.

Draußen riß es an der Klingel; Rosalien entschlüpfte ein Laut der Freude, sie rief, indem sie im Zimmer herumhüpfte: unser Hauptmann kommt, unser Ludwig kommt.

Der Vater warf einen seltsamen Blick auf das junge Mädchen und verweilte dann auf Amaliens Zügen, welche in diesem Augenblicke so lieblich waren und ihm die Gattin vor die Seele riefen, welche in ihrer Jugendblüthe gerade so ausgesehen hatte, wenn er nach Hause kam. —

Der Hauptmann trat ein. Eine hohe, kräftige Gestalt mit ausdrucksvollem Gesicht und ernster Miene, ritterlichem Anstand und schöner Sprache. Alle begrüß-

Digitized by Google

ten ihn wie man einen Freund empfängt — warm und herzlich. Er näherte ſich Amalien mit jener beſcheidenen Vertraulichkeit, welche ein jahrelanges Verhältniß hervorruft, behandelten den Vater mit hoher Achtung und hatte immer Belehrendes ſeiner holden Schülerin zu erzählen, welche in ſeiner Gegenwart niemals ihrem Muthwillen freien Lauf ließ. Man hätte beinahe ſagen können, er kenne ſie nicht ganz, war er doch der einzige Menſch, welchen ſie fürchtete.

Ludwig war jeden Abend die Seele dieſer kleinen Geſellſchaft; was im Gebiete der Kunſt, Wiſſenſchaft und der Staatsverhältniſſe ſich Neues ereignete, wußte er auf die anziehendſte Weiſe wiederzugeben, und ſo waren die Mädchen von Allem unterrichtet, was in der großen Welt vorging, ohne daß ſie bis jetzt Geſellſchaften beſucht hätten. Der Vater liebte es nicht, Bekanntſchaften anzuknüpfen, Amalie trug kein Verlangen, ein Vergnügen außer dem Hauſe zu ſuchen, ihre Welt war Ludwig! Sie liebte ihn feſt, innig; ſie wünſchte Nichts, als ihn zu ſehen, zu hören und ihm ihr Daſein zu weihen. Freilich träumte ſich Roſaliens lebhafte Einbildungskraft gern in ein bewegteres Leben, in glänzende Kreiſe, aber der Vater blieb dabei: daß die Kunſt nur in der Stille und Einſamkeit gedeihe.

War Ludwig da, ſo herrſchte Frohſinn und Witz, welchen er über Alltägliches goß, ungetrübt zwiſchen dieſen vier glücklichen Menſchen, daher der Rath oft ſagte: es gebe in der ganzen Stadt keine Zuſammenkunft, wo ſo herzlich gelacht würde, als bei ihm. Nur ſelten wurden ſie durch einen Beſuch geſtört, und ſo ſaßen ſie auch heute gemüthlich beiſammen. Der Vater blies kleine Rauchwolken vor ſich hin, Amalie arbeitete an ihrer Nähterei und hob von Zeit zu Zeit ihre ſeelenvollen Augen zum Hauptmann empor, Roſalie ſpannte ein ſchönes weißes Papier auf ein Zeichenbrett, um wie ſie ſagte: dem Vater zum Angedinke ein häusliches Beiſammenſein, denn Familienſcene durfte ſie nicht ſagen, zu zeichnen, wie ſie am Tiſche ſäßen. Der Vater, Ludwig mit Amalien, und ſie ſelbſt, aus dem Spiegel aufgefaßt; ſie nannte ſich zwar immer eine Malerin, im ſpottenden Tone, allein es zweifelte Niemand an ihrer Geſchicklichkeit.

Der Rath war heute beſonders gut geſtimmt, er bot, was ſehr ſelten geſchah, dem Hauptmann Stimmſtengel an — echt „Pfälziſche“, wie er ſagte und lud ihn ein, mit ihm zu rauchen. Roſalie, welche ſchon bei des Vaters ſchwachen Tabakrauch öfters die Farbe gewechſelt hatte, wurde bei zunehmendem Dampf förmlich unwohl, und bat, ſich auf ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen.

Da haben wir's, ſagte der Vater, die Kleine bringt mich um mein Vergnügen, denn wie kann ich ſie gehen heißen? Ich bin nun ſchon zu ſehr an Beide gewohnt. Auch iſt mir ihr übles Ausſehen Bürge, daß es weder Eitelkeit iſt, noch wird ſie je zu den Geſchmacksnärrinnen gehören, welche in ihrer Raſchheraustretungsſucht vermeinen, einigen Werth zu beſitzen, wenn ſie rauchen. Ueber das reizbare Gemeingefühl! Du kannſt keine Kriegerfrau werden, wie Mädchen, nun, nun, ich füge mich ſchon, ſprach er mit mildrem Tone, als er ſah, daß Roſalie erblaßte, wir rauchen nicht mehr.

Es war hohe Zeit, aufzuhören, denn Roſalie ſchloß die Augen und ließ das Köpfchen ſinken, Ludwig nahm ſie mit ſtarkem Arm und trug ſie in das Nebenzimmer, die Andern folgten. Der kalte Abendwind, welchen man durch das geöffnete Fenſter hereinließ, brachte Roſalie ſchnell zu ſich.

Ei, ei, ſagte der Vater, als ſie, wieder roſig geworden, ihm die Wangen ſtreichelte, hätte ich doch nimmer gedacht, daß in ſo früher Jugend eine ſo große Reizbarkeit des Empfindungsvermögens eintreten könne, ich meinte ſtets, erſt wenn das Leben uns hart angefaßt habe, zeigen ſich ſolche Erſcheinungen, und ich habe eigentlich niemals an die Ohnmachten der Mädchen geglaubt, mit Ausnahme einer einzigen, von welcher ich zufälligerweiſe Zeuge wurde. Es war im Jahre 1823, kurz vor meiner Verheirathung mit eurer unvergeßlichen Mutter. Ich war damals wohlbeſtellter Conzipiſt bei der Landesſtelle in Brünn, allwo der Fürſt L..... beſchränkter General war. Seine Wohnung, mit vorzüglichem Geſchmack eingerichtet, war noch überdies mit werthvollen Gemälden ausgeſtattet. So oft der leutſelige Fürſt abweſend war, ſtanden ſeine Zimmer der beſſern Geſellſchaft offen, daher kam es', daß nach und nach ſämmtliche Bewohner der innern Stadt das Vergnügen hatten, jene Räume zu ſehen. Auch mich führte eines Tages Neugierde, oder Kunſtſinn, dahin. Schon im Vorzimmer traf ich mit der Familie des Feldkriegskommiſſärs von F.... zuſammen, in deren Geſellſchaft ſich ein, mir bis dahin unbekanntes, großes, ſtarkes Mädchen befand, mit blühenden Geſichtszügen, braunen Augen, ſchwarzen Haaren von beſonderem Glanze, ſchön geſchnittenem Munde voll weißer Zähne. In ihrem Blick lag eine unverkennbare Trauer, ſie ſprach wenig, zeigte aber durch ihr hie und da ausgeſprochenes Urtheil über Kunſtgegengegenſtände einen richtigen Verſtand. Ich fand ſie ſehr anziehend — und wäre mein Herz nicht ſchon das Eigenthum eurer Mutter geweſen, dieſes naturwüchſige Gemüth — das ſich in jedem Blick, im Tone ihrer Stimme, in ihrem ungezwungenen Benehmen kund gab, hätte mich ganz an ſich gefeſſelt.

(Fortſetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Haniſch.

(Fortſetzung.)

Graf Emil übernahm die Regierung des Hauſes zur Freude jeglicher Diener deſſelben, die ſich jetzt freundlich behandelt ſahen, wo ſie ſonſt zitterten vor dem Eigenwillen des alten Grafen, der ſich oft rückſichtslos ausſprach, und wohl manche derſelben mochten bei ſeinem

Digitized by Google

Erkranken den geheimen Wunsch genährt haben, den wappenbehängten Sarg des strengen Gebieters in die Gruft der Ahnen zu begleiten.

Graf v. Grauenstein war nicht böses Herzens, aber die Maxime, durch eine fehlerhafte Erziehung erzeugt und genährt, daß alles, was ihn umgab, nur seinetwegen existire, war die Leiterin seiner Handlungen geworden; er verlangte von seinen Untergebenen blinden Gehorsam, gleichviel, ob seine Befehle mit redlichem Eifer oder aus Furcht und Widerwillen vollzogen wurden. Er that Gutes, aber nicht von Wohlwollen geleitet; seiner Freundlichkeit, die nur selten hervortrat, stand immer ein Häscher zur Seite, der jeden guten Eindruck derselben verscheuchte. Er liebte die Pracht, und knauserte bei Kleinigkeiten. Er wollte gerecht sein, und war hart. Unter dem Ordenssterne auf seiner Brust war das menschliche Herz, seine Nahrung mehr von außen erhaltend, in ein hochgräfliches umgewandelt worden, das nur höher schlug, wenn dem hohen Eigenwillen ein Opfer und dem Stolze eine Huldigung gebracht wurde. Was würde aus dem Sohne geworden sein, wenn der Vater die Erziehung desselben geleitet hätte? Aber einer wahrhaft edlen Mutter, die alle Liebe, welche die konventionelle Ehe ihrem Herzen nie gewährt hatte, auf ihren Sohn, auf ihr einziges Kind, übertrug und von seiner zartesten Jugend an mit liebender Sorgfalt über ihn wachte — dieser Mutter verdankte Emil alles, was er Schönes, Gutes und Tugendhaftes besaß, und Graf v. Grauenstein hätte ihr hoch verdanken sollen, daß sein Sohn mit kindlichem Gehorsam an ihm hing, der stets nur streng gegen ihn gewesen war, und alle Beweise von Anhänglichkeit für eine Pflicht, für einen Tribut hielt, den der Unterthan dem Herrscher zollen muß. Die Grundlage des Guten war so fest in das Innere Emils gelegt worden, daß der frühe Tod dieser zärtlichen, hochverehrten Mutter keine Aenderung fürchten ließ; er war in dem Alter, wo die Richtung des Charakters sichtbar wird und sich befestigt durch die täglichen Aufgaben des Lebens, die er mit den Schlüsseln seines Herzens und seines Kopfes löste, ein goldener und ein silberner Schlüssel, während Graf v. Grauenstein alles mit einem eisernen Schlüssel auf- und zuschloß.

Graf Emil bezog die Universität mit einem trefflichen Mentor, den die Mutter noch gewählt hatte, und kam als ein hochgebildeter Jüngling zurück in das väterliche Haus, von dem Grafen wohl empfangen, weil der Sohn auf der Universität sich gräflich betragen, d. h. zurückgezogen von dem gemeinen Trosse bürgerlicher Studirenden gelebt, und bei allem Lobe, was ihm über seine Studien geworden, nicht viel Geld verbraucht hatte. Der stolze Graf wußte nicht, daß sein edler Sohn aus natürlicher Abneigung gegen alle Abscheulichkeiten von der Bahn des Guten und Anständigen sich zurückgezogen hatte in den kleineren Kreis gleichgesinnter, wenn auch nicht hochgeborener Jünglinge, die dem jungen Grafen so manches Vergnügen — sogar brüderliche Unterstützungen verdankten, die er auf andere Weise an sich zu ersparen suchte.

Der redliche Mentor wurde auf ein einträgliches Amt befördert, und an seine Stelle trat als Gesellschafts-Cavalier Baron v. Lohr, der Sohn eines früheren Waffengefährten des Grafen v. Grauenstein, als dieser noch in der Armee stand, dem er einige Dankbarkeit schuldig war, die er nun an dessen Sohne abzutragen beabsichtigte, indem er ihn zum Gesellschafter Emils bestimmte.

Der junge Baron, nur einige Jahre älter als Emil, war die lebenslustigste Natur, die nur gefunden werden kann; ein Feind alles Sentimentalen, ein Freund des des Realen; ein Egoist von der liebenswürdigsten Art, der immer genießen wollte, dem aber auch alles Genuß gewährte, und der sich nur freuen konnte, wenn Andere diese Freude theilten; einer jener Menschen, die mit dem Fröhlichen fröhlich sind und mit dem Trauernden traurig, das erstere aber stets vorziehen und das letztere in ersteres umzuwandeln oder wenigstens zu mildern suchen. Emil hatte bald eine innige Freundschaft mit dem jungen Lebemanne geschlossen, weil beide Charaktere dazu bestimmt schienen, einander gegenseitig anzufeuern oder im rechten Geleise zu erhalten.

Graf Emil, statt diesen Sommer zum Vergnügen die Saison in einem bestimmten Bade zu halten, wie sein Vater für standesgemäß hielt, hatte es vorgezogen, mit dem Baron eine Fußreise durch jene malerische Gebirgskette zu machen, zu deren Füßen eine Reihe von Gesundbrunnen entspringen. Auf dieser verhängnißvollen Reise überraschte sie die Nachricht von dem heftigen Krankheitsanfalle des alten Grafen, die sie so schnell nach Hause rief.

Die Genesung desselben ging sicher, aber langsam vorwärts, weil Kräfte zu ersetzen waren, die in dem kurzen, aber entscheidenden Kampfe verloren gegangen.

Graf Emil, von seinem Freunde unterstützt, benützte indessen die Gelegenheit, in allen Fächern des großen väterlichen Haushalts bewandert zu werden, und er wandte diese Zeit zugleich dazu an, um offenbare Mißbräuche abzuschaffen, oder die Vornahme gewisser Aenderungen bis zu dem Zeitpunkte sich vorzumerken, wo der Zügel der Regierung allein in seinen Händen liegen werde. Es war für die Dienstleute des Grafen ein Sonnenblick im schwindenden Winter, der einen schönen Frühling hoffen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Magd. Ztg. wird über einen am 4. d. Mts. in die Malzmühle zu Aschersleben gefahrenen Blitzstrahl folgendes Erwähnenswerthe mitgetheilt: Der Mühlenpächter Heinrich saß zur Zeit des Gewitters in der Falze an einem Tische mit dem Rücken an der Wand, an der eine Uhr mit einer Uhrkette hing, und mit der linken Seite dem Fenster zugekehrt, vor dem, ungefähr 20 Fuß entfernt, zwei Pappelbäume standen. Plötzlich bekam er,

Digitized by Google

und zwar vor dem Erscheinen des Blitzes, in seinem ganzen Körper eine kribbelnde und lähmende Empfindung, die ihn zwang den Mund weit aufzusperren und in Folge der er niedersank. Kurz vor dem Verluste des Bewußtseins erinnerte er sich aber noch den Donner gehört und alles um sich wie in Feuer stehend gesehen zu haben. Der Blitz hatte ihn, wie der spätere Befund ergab, durch die Decke, Wand, Uhr und Uhrkette erreicht. Als man ihn bei Anstellung der Wiederbelebungsversuche entblößte, fand man das Bild der beiden vor dem Fenster stehenden Pappeln auf seinem Körper, und zwar nicht etwa, wie man glauben sollte, auf dessen denselben zugewandter linker Seite, sondern eins derselben auf der Brust und das andre auf dem Rücken. Beide sind am fünften Tage wieder verschwunden.

(Zum deutschen Schützenfest.) Das Wirthschafts-Komite zum ersten deutschen Bundesschießen hat aus den sehr zahlreichen Proben, welche ihm auf seine Einladung zur Konkurrenz für die Weinlieferung zugegangen waren, durch Experten das Beste auswählen lassen und nunmehr den betreffenden Häusern die Lieferung übertragen. Es haben zu liefern:

Pet. Arn. Mumm in Frankf.	60,000 Fl.	1859r Deidesheimer, als Schützenwein,
	2,000 „	1858r Johannisb., eigenes Wachsthum,
	5,000 „	1848r Bordeaux,
S. H. Mumm u. Co. i. Rheims	5,000 „	Fleur de Sillery,
J. H. Bruckner in Frankfurt	10,000 „	1858r Forster und
Mauskopf-Sarafin in Ffr.	5,000 „	1858r Marcobrunner.

In einer renommirten Weinhandlung saßen neben anderen Gästen zwei Herren, die während ihrer Unterhaltung eine Flasche Rothwein geleert hatten. „Wir wollen jetzt eine Flasche Champagner trinken," sagte der Eine und bestellte solche sofort bei dem Kellner. Der andere Herr nahm hierauf aus seiner Brieftasche einen Einthalerschein und legte diesen auf den Tisch, indem er sagte: „Wir bezahlen die Flasche zusammen!" als aber der Besteller erklärte, daß er allein den Champagner bestellt habe und ihn deßhalb auch allein bezahlen müsse und wolle, zog Jener sein Geld mit den Worten zurück: „Ich habe den Schein gerettet!"

In Rotterdam kam kürzlich Martha zur Aufführung. Fräulein Günther gab die Nancy, welche bekanntlich im Jagdkostüme mit Jagdspieß auftritt. Die Darstellerin nahm aber anstatt des Jagdspießes eine Reitgerte in die Hand und practirte sofort den Sänger des Plunkett mit Peitschenhieben derart, daß dieser sich eiligst hinter die Coulissen flüchtete. Allein umsonst; die Hiebe des Fräul. Günther erreichten ihn auch dort. Es kam nun auf beiden Seiten zu unangenehmen Erörterungen, welche damit endeten, daß Frl. Günther in Ohnmacht fiel. Das Publikum war über den Vorfall sehr indignirt und die Vorstellung wurde zum Theil unterbrochen — So erzählt der Betheiligte selbst im Heinrich'schen „Theaterdiener."

Von dem berühmten Augenoperateur Professor Arlt, welcher an dem Pianisten Treiber eine bedeutende Augenoperation mit dem glücklichsten Erfolge vornahm, wird in Wiener Blättern folgender zarter Zug erzählt: Als neulich Herr Treiber nach glücklicher Operation seinen Verpflichtungen dem Professor gegenüber nachkommen wollte, entgegnete dieser lächelnd: Bedenken Sie mich gefälligst mit einem Billet zu Ihrem nächsten Concerte, so werden Sie meine Kunst durch die Ihrige reichlich entschädigen.

(Smaragdstufen in Salzburg.) Ende August v. J. machte der Wiener Juwelenhändler Goldschmidt eine Excursion auf eine Berghöhe im Salzburgischen und entdeckte hier auf einer Höhe von 8700 Fuß an einer steilen Felswand, zu der man bisher nur mittelst eines Seiles gelangen konnte, Smaragdstufen, welche gegenwärtig in der Londoner Industrie-Ausstellung einen hervorragenden Platz einnehmen. Der Aussteller wurde zur Besteigung jener Höhe dadurch veranlaßt, weil bisweilen Smaragdstufen durch Schneelawinen in's Thal hinabgeschleudert wurden und der Ort noch niemals bergmännisch untersucht war. Er brachte darauf das ganze Terrain in einem Umfang von 175 Joch käuflich an sich und unternahm einen förmlichen Bergbau auf Smaragd und andere Mineralien, namentlich Rauchtopas und Bergkrystall.

Literarisches.

Die Leser des Familienbuches des Oesterr. Lloyd in Triest erlauben wir uns auf das eben erschienene 7. Heft des zweiten Jahrganges aufmerksam zu machen. Außer den „Entharnischten Sonetten" von Th. Hoß und einer Novelle von Debenroth „Der Selbstankläger", enthält dasselbe mehrere Aufsätze belehrenden Inhalts, von denen wir „Das Auge als Spiegel der Seele" von R. Günther, „Die Montenegriner und ihre gesellschaftliche Ordnung" von S. Kapper und „Was sich der Wald erzählt" von Dr. Ferd. Cohn als ganz besonders interessant hervorheben müssen. Der letztgenannte Aufsatz namentlich kann als Muster gelten, wie man Naturwissenschaftliches in Unterhaltungsschriften behandeln muß, um es anziehend für alle Leser zu machen. Drei treffliche Stahlstiche zieren das Ganze.

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 61. Donnerstag den 29. Mai. 1862.

Eine Künstlerin.

Erzählung von Antonie Thaler.

(Aus dem „Phönix".)

(Fortsetzung.)

Ein paar Stunden vergingen mir auf die angenehmste Weise, wir durchschritten alle Zimmer und Säale und kamen zuletzt in das Arbeitsstübchen des Fürsten, es war mit Bildern, meistens Schlachtstücken, ganz überdeckt. Auf einmal stößt Fräulein Anna (so nannten ihre Begleiter die holde Unbekannte) einen lauten Schrei aus und sinkt wie leblos zu Boden. Ihr könnt euch alle meinen Schreck vorstellen, da ich unmöglich die Ursache dieses sonderbaren Zufalles mir zu erklären vermochte. Frau von F.... deutete mit der Hand auf ein Gemälde und sprach, während ihr Mann nach Hilfe eilte:

Es ist Anna Hofer, die älteste Tochter jenes tapfern Mannes, dessen unglückliches Ende eine Künstlerhand hier, ohne daß ich zuvor etwas davon gewußt habe, verewigt hat. — Arme Tochter! so sah sie ihren Vater wieder! — Ich blickte, vor Rührung stumm geworden, bald auf das Bild, wo Hofer stand, den Blick frei aufwärts gerichtet, die Hände gefaltet, ruhig den mörderischen Kugeln gegenüber, welche sein treues Herz durchbohren sollten, und bald auf Anna, welche noch immer kein Lebenszeichen gab, die erst nach langer Bewußtlosigkeit zum Leben erwachte, als wir sie in einer Sänfte in das Haus der Geheimschreiberwittwe Frau Schmidt brachten, welcher Anna von Wien aus zur Ausbildung und Verfeinerung übergeben war, da ihr die Luft dort nicht zuträglich gewesen und die Wiener sie und ihre Schwester wie zwei Wunderthiere angafften, weil ganz Europa von ihrem Vater sprach — und ihn bewunderte. Als es sich das Gemüth verfeinern ließe! Anna blieb, was sie gewesen, als man sie aus ihren Bergen holte, gutmüthig, verständig und — rein. Das paßte nun freilich nicht zu dem adeligen Fräuleinsstand, welchem sie jetzt angehörte.

Jene Ohnmacht, meine Lieben, ist die einzige, an welche ich glaube, nie wird die Erinnerung an sie aus meiner Seele schwinden. Bald darauf heirathete ich. Anna v. Hofer kam später wieder nach Wien, wo sie auch starb, wenn ich nicht irre; ich meine immer, die den Tyrolern angeborne Liebe zur Heimath hat ihr frühes Ende herbeigeführt — die Alpenrose konnte in dem großstädtischen Treibhause nicht gedeihen, und ihres Vaters Heldentod — unterbrechen Sie mich nicht, theurer Hauptmann, ich höre ohnedies gleich auf, da ich anfange warm zu werden — ja, Hofers Heldentod diente den gefühlvollen Kindern nicht dazu, ihre Schmerzen zu verherrlichen, nicht wahr, Amalie? Du hast Thränen im Auge, während Rosalie, um ihre Rührung zu bezwingen, die seidene Quaste an ihrer Schürze zerzupft, also genug gesprochen für heute, jetzt will ich hören, Amalie fange du an, singe die große Arie aus Weber's „Oberon", Rosalie wird dich am Flügel begleiten.

Väterchen, Arie ist nicht deutsch — und Lied kannst du diesen großen Satz nicht nennen, da mußt du schon Lust sagen.

Ja wohl Lust! — Die Luft der Weltstadt, welche auf den hochbegabten Tonsetzer so nachtheilig einwirkte, wie auf seinen Oberon, weil er glaubte, London würde sich mit seinen frühern Tonweisen nicht begnügen, welche viel einfacher und auszezeichneter sind, und deßhalb in diesem seinen letzten Singspiele viele Schnörkel anbrächte, auf welche der Geist des deutschen Liedes geringschätzig blickt! Nimm ein Lied von unserm Schubert, Amalie, damit wir Alle uns an der Tonfülle dieses Meistersängers erheben können, welcher vor seinem Ende aus lauter Bescheidenheit beinahe zu schaffen aufgehört hätte, da ihm einstmal ein hochgestellter Graf, welchen er um die

Digitized by Google

Erlaubniß bat, ihm ein Gesangstück widmen zu dürfen, sagte: Lieber Schubert, Ihre Lieder sind viel zu einfach und zu traurig, nehmen Sie sich doch die italienische Schule zum Beispiel, worauf der schlichte Meister antwortete: Ich mache sie halt so, wie ich es verstehe. Merke dir diese Worte, Rosalie, sie sind sehr bezeichnend, ich habe sie in Wien aus Schubert's Munde selbst gehört, welcher noch hinzufügte, daß ihn damals seine Geduld beinahe verlassen hätte, da die Wiener ohnedies ihn nicht ganz verständen.

Amalie nahm „das Ständchen" zur Hand, welches sie mit tiefem Gefühle und schöner Stimme sang, zur großen Freude ihres Vaters. Rosalie begleitete zart und führte, als der Gesang schwieg, denselben von Liszt für's Clavier übertragen, denselben mit Glockentönen weiter, leise und süß liebeslud, wie Frühlingswehen, so daß der Vater in lauten Beifall ausbrach. Ludwig, sichtbar bewegt von ihrem lieblichen Spiele, lehnte gedankenvoll mit verschränkten Armen am Fenster, und seine frühere Munterkeit schien sich in diesen weichen Tönen verloren zu haben. Kaum hatte Rosalie beendigt, als er rasch den Hut ergriff und sich mit wenigen Worten empfahl, Amalien an sein Herz drückte und Rosalien zurief, daß er morgen früh kommen werde, um mit ihr Shakespeare's Hamlet englisch zu lesen.

Amalie schaute ihm lange nach — als er schon um die Ecke der Straße verschwunden war. Gute Nacht, mein Ludwig, sprach sie leise und sah hinauf zum gestirnten Himmel, der in seiner vollsten Pracht und Klarheit sich vor ihr ausbreitete, als müßte sie ihm von ihrer Liebe erzählen, ihn bitten, daß er ihr Glück ihr lasse und nicht zürne, daß sie stolz auf den Mann ihrer Wahl sei; denn sie meinte in der Demuth ihres frommen Sinnes, sie wäre zu gering, um solch ein Loos zu verdienen. Nur der Gedanke, daß sie um seinetwillen viel Unangenehmes ertragen, erhob sie und gab nach ihrer Meinung ihr ein Recht auf den herrlichen Ludwig, welches seine Neigung und Achtung begründete.

Jetzt eilte sie auf ihr Zimmer — Rosalie war schon zu Bette gegangen, das lebhafte Kind, welches viel lernte und noch den Kummer nicht kannte, schlief augenblicklich, oft wenn Amalie noch sprach, ein; es gab auch nun keine Antwort, als die Schwester fragte: bist du schläfrig, Kind? Amalie trat vor ihr Bett und betrachtete sie, wie eine Mutter ihren Liebling. Der halbgeöffnete frische Mund zeigte die kleinen weißen Zähne und hauchte den duftigen Athem leise auf Amaliens Gesicht, welche jeden Zug belauschte. Die Wangen waren rosig und voll, wie noch bei so großer Jugend gewöhnlich, nur die hohe Stirne, der Ausdruck von Festigkeit, welcher um die geschlossenen Augen sich zeigte, verrieth, daß sie von einem kühnen Geiste beseelt sein müsse. Ihr blondes Haar lag wie ein gold'ner Schleier über dem tadellosen Gesicht, und ein geheimnißvoller Reiz umgab die Blühende.

Lange stand Amalie in ihrem Anschauen verloren, und faltete dann die Hände wie zum Gebet, während sie mit Innigkeit sprach: Mach' sie so glücklich, wie ich es bin, du Herr der Welten!

Drei Jahre waren vorübergezogen und hatten im Hause des Rathes so Manches geändert. Der Vater war nach langer Dienstleistung in den wohlverdienten Ruhestand versetzt worden, er gab sich, im Besitze einer dauerhaften Gesundheit und eines anständigen Auskommens, der Behaglichkeit, Herr seiner Zeit zu sein, hin. Er sah es jetzt gern, daß mehr Menschen, als in früherer Zeit, bei ihm zusprachen; war er doch gewissermaßen der Mann des Tages geworden, denn seine Töchter waren zu liebenswürdig, als daß man ihn nicht besonders aufgesucht hätte. Vorzüglich war es Rosalie, welche die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog, denn sie hatte sich zur vollendet schönen Jungfrau entfaltet, und man wußte nicht, ob ihr Reiz oder ihre Tonkunst, in welcher sie jetzt Meisterin war, ihr mehr Bewunderung verschaffte, da beide auf gleicher Höhe standen. Dazu gesellte sich ihr Geist, ihr Witz, die Gabe alle Menschen zu gewinnen. Ihr früherer Muthwille hatte sich in frohe Munterkeit verwandelt, welche sie unbeschreiblich anziehend machte. Ihre Gestalt war groß und vom reinsten Ebenmaß. Ihre Augen waren beinahe ganz dunkel geworden, was zu den lichten Haaren auffallend abstach, aber nur dazu diente, ihre Schönheit noch mehr zu erheben. Es war daher natürlich, daß alle Männerherzen ihr zuflogen, und selbst die Frauen, welche auf gegenseitige Vorzüge nicht viel halten und an der Schönheit immer etwas zu tadeln finden, ließen Rosaliens Werth volle Gerechtigkeit widerfahren, als sie bemerkte, daß diese die Herrn mit Gleichgültigkeit behandelte. Man wußte, daß sie für die Künstlerlaufbahn erzogen wurde, und der Vater nicht den Willen hegte, sie zu verheirathen, daher liebten sie Alle. Auch Amalien fand man sehr hübsch, da sie, ehe noch ihre Schwester in die Gesellschaft eingeführt wurde, fast ganz unbekannt gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Wenn dann des Abends die beiden jungen Männer auf der Terrasse unter den hohen breitästigen Linden saßen, die seit mehr als einem Jahrhunderte ihren Schatten dem unter ihnen lebenden Geschlechte gespendet hatten, dann wurden Pläne für die Zukunft entworfen, dem Herzen eines Emils würdig, und von dem Baron überall mit Freudenblumen geziert, die dem einfachen Leben unter seiner Direktion nicht fehlen durften. Oder man wiegte sich in angenehmen Jugendträumen für die Zukunft, welche durch die Ruhe so leicht heraufgezaubert werden aus den geheimnißvollen Tiefen der Seele, und als Wünsche in bunten Bildern einer warmen Phantasie vorüberschweben.

Digitized by Google

Wo mag ſie jetzt weilen? flüſterte Emil nach einem ſolchen Geſpräche, und richtete ſeine Blicke hinüber nach den Bergen, die wie ein blauer Gürtel den Horizont umſpannten, — ich gedenke ihrer wie einer himmliſchen Erſcheinung, die einen Augenblick in hoher Klarheit das Auge entzückt und der Seele das liebliche Bild unauslöſchlich eindrückt.

Es iſt eine angenehme Erinnerung! ſagte der Baron leicht hingeworfen.

Die mir ewig theuer ſein wird! ſetzte der Graf hinzu.

Die Zeit verwiſcht die anziehendſten Bilder.

Nie! Nie! Mein Gedächtniß ſoll es täglich auffriſchen. Sehen Sie, Baron, hier hab' ich ein Mittel hiezu. — Er zog ein Etui heraus und öffnete es. Hier dieſer kleine Zweig Immergrün, der in ihrer Hand lag, den ſie pflückte an der alten Burgmauer, — ein Blick auf dieſe unvergeßlichen Blätter, und ihre Geſtalt erſcheint mir mit allem Zauber ihres Liebreizes. So lange der Zweig auf meinem Herzen ruht, werd' ich ihrer nicht vergeſſen. Es lebt eine Hoffnung in mir, ſie wieder zu ſehen.

Lieber Emil, hören Sie den Freund. Sie bereiten ſich mit dieſem Wiederſehen eine Qual, die überall ſtörend einwirken, alles Glück verkümmern wird, was die Zukunft Ihnen aufbewahrt. Und wäre der Traum noch ſo ſüß, er bleibt Traum, der ſich in Ihren Verhältniſſen nie verwirklichen kann. Ein Fräulein Welten aus einem dunkeln Hauſe wird nie Gräfin von Grauenſtein, ſo lange Ihr Vater lebt.

Ich wage einen Verſuch auf ſein Herz.

Er mißlingt!

So warte ich auf günſtigere Zeiten.

Wenn Ihnen das geſtattet wird.

Ich werde ohne mein Herz Niemand meine Hand reichen.

In Ihrem Stande vertritt die Uebereinkunft das Herz. Gleichheit der Geburt und der Glücksgüter iſt das leitende Motiv. In allen Ständen finden Sie Aehnliches, und tauſend glückliche Ehen werden geſchloſſen, ohne das Herz zu Rathe zu ziehen, das überhaupt in höheren Zirkeln eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielt. Noch ein Mal, Graf, hängen Sie nicht an Träumen, die ſchön ſind, aber nicht eintreffen. Sagen Sie ſelbſt, was wollten Sie machen, wenn der Graf Papa eine Wahl für Sie träfe, an der nichts auszuſetzen wäre, als daß die Braut nicht Fräulein von Welten iſt?

Graf Emil drückte das Immergrün an ſeine Lippen, legte es ſorgfältig in das Etui und ſagte: Das will ich an mich kommen laſſen!

Und es kam.

Graf von Grauenſteins feſte Natur hatte ſich erholt; er ſtand wieder an der Spitze der Geſchäfte, hie und da ungern genemigend, was der Sohn neu angeordnet oder abgeändert hatte. Er war in letzter Zeit mit dem Juſtitiar viel im Verkehr geweſen, der auch einige kurze Reiſen unternommen hatte, deren Reſultate günſtig ausgefallen ſein mußten, weil ſeitdem die ſtrenge Miene des Gebieters einen Zug von Heiterkeit angenommen hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Patrie theilt aus den Verhandlungen der Zivil-Ingenieur-Geſellſchaft Näheres über den Bau und die Einrichtung der vielbeſprochenen nordamerikaniſchen Batterie Stevens mit. Dieſelbe iſt ein ungeheures Panzerſchiff, das, wie der Monitor, kaum mit dem Deck über das Waſſer hervorragt, und mit einem gewaltigen Eiſenſpern verſehen iſt. Das Deck iſt mit acht Kanonen des ſchwerſten Kalibers verſehen, die je hinter einem gewaltigen Eiſenwalle geborgen ſind. Der Hauptvorzug des Schiffes beſteht jedoch in der Geſchwindigkeit, mit der es, ohne ſich ſelber Schaden zu thun, gegen ſeinen Gegner anzurennen im Stande iſt. Es iſt 128 Meter lang, 17 M. 70 C. breit und geht, vollſtändig ausgerüſtet, 6 M. 40 C. unter dem Verdeck im Waſſer. In Bewegung wird es durch zwei Seitenſchrauben geſetzt, die am hinteren Theile längs dem daſelbſt ganz ſpitz zulaufenden Rumpfe angebracht ſind. Die Dampfmaſchine beſteht aus 8 feſten Horizontal-Zylindern von 1 M. 12 C. Durchmeſſer. Die Keſſel nehmen eine Länge von 23 Met. ein und entwickeln 2395 Quadratmeter heizbare Fläche. Die Kohlenkammern halten 900,000 Kilogr. Kohlen. Die amerikaniſchen Ingenieure hoffen auf eine effektive Entwicklung von 8600 Pferdekraft. Der Great Eaſtern, das einzige Schiff, welches die Batterie Steven an Größe übertrifft, hat 10,000 Pferdekraft.

Friedrich Gerſtäcker ſtellt in der erſten Nummer ſeiner touriſtiſchen Skizzen, die er über die afrikaniſche Reiſe des Herzogs von Gotha in der Illuſtrirten Zeitung veröffentlicht, folgende neue Anſicht über den Gebrauch der alten Aegypter, die Leichen zu balſamiren, auf: „Es iſt eine eigenthümliche Thatſache, daß die alten Aegypter ihre Leichen alle, Arme wie Reiche, einbalſamirt in der Wüſte beiſetzten oder begruben, und zwar nach einem Geſetz, das die Prieſter ſehr zum Nutzen des Landes gegeben hatten und in Kraft hielten. Die Bodenverhältniſſe ſind nämlich ganz von denen verſchieden, die wir faſt in jedem andern Theile der Welt finden: da die Flüßerſchwemmung den Boden auflockert und die hineingegrabenen Leichen eines ſo übervölkerten Landes, wie Aegypten damals ſchon geweſen ſein muß, jedenfalls eine Maſſe ſchädlicher Miasmen erzeugten. In der Wüſte dagegen konnte ſie der Nil nicht erreichen, und im ewig trockenen Sande derſelben lagen ſie ebenſo gut wie in der Erde und ſchadeten den Hinterbliebenen nicht mehr. Erſt mit neuern Religionen, mit der chriſtlichen und dem Islam, iſt eine Aenderung eingetreten, denn die neuen Prieſter hielten das Einbalſamiren für einen

Digitized by Google

heidnischen Cultus, und auf ihre Einwirkung ist diese Sitte verboten worden. Von jener Zeit an ist erst die Pest, von der man früher nie etwas in Aegypten gewußt hat, aufgetreten. Diese Tausende von Jahren, in denen die Verstorbenen noch einbalsamirt wurden, haben eine so fabelhafte Masse von Mumien geliefert, daß der jetzige Vicekönig sogar einmal die Absicht gehabt hat, der sehr theuern Steinkohlen wegen seine Dampfboote mit diesen harzgetränkten Unterthanen seiner Vorgänger zu heizen, und nur den Vorstellungen der Fremden folgend wieder davon absah.

Zu dem deutschen Schützenfeste in Frankfurt wird die Butter täglich frisch, von einem großen Hofgut bei Würzburg und zwar à 60 fl. pr. bayerischen Centner beigeschafft, die Milch liefert die Betterau in großer Menge, 150,000 Eier kommen aus Altbayern, die neuen Kartoffeln à 3 fl. pr. Centner aus dem Großherzogthum Hessen, für die Beschaffung der jungen Gemüse und des Geflügels ist ebenfalls umfassende Vorsorge getroffen, sogar um auch keinen Mangel an Beilagen zum Rindfleich eintreten zu sehen, wurden mehrere Morgen Land mit Radischen frisch umgesäet. An eine Theuerung ist wohl viel weniger zu denken, als eher an eine Ueberführung unseres Marktes, da die Angebote in allen Eßwaaren für die Zeit des Schützenfestes wahrhaft erstaunenswerth sind.

(Eichenholz, dem Ebenholz gleich, schwarz zu färben.) Um dieses auszuführen, wird das zu färbende Eichenholz 2—3 Tage lang in eine mit warmem Wasser bereitete Alaunlösung gelegt, hierauf aus dieser Lösung herausgenommen, mit einer Abkochung von Campecheholz, der etwas Indigkarmin zugesetzt worden, bestrichen, dann getrocknet und mit einer in heißem Essig bereiteten Lösung von Grünspan kräftig eingerieben. Die Behandlung mit Campecheholzabkochung und Grünspanlösung wird so oft wiederholt, bis die tiefschwarze Färbung des Holzes erfolgt ist, zuletzt wird das Stück noch mit einem mit Oel getränkten Lappen eingerieben, worauf es dem Ebenholz ähnlicher erscheint.

Der Berliner Witz, schreibt man der „W.-Z.," läßt sich nicht so leicht aus der Fassung bringen, und schöpft selbst aus der trüben Quelle der Gegenwart den stächtigen Schaum des Scherzes und der Lust. Auch in den Wahlen findet er einen reichen Stoff, eine Fülle von heiteren Anecdoten und komischen Situationen. So erzählt man sich folgende schnurrige Geschichte von einem Charlottenburger Barbier und seinem Kunden. Besagter Herr, ein conservativer Beamte, eröffnete nämlich seinem Barbier, der zu der liberalen Partei gehörte, daß er ihm seine Kundschaft für immer entziehen würde, wenn er nicht im ministeriellen Sinne wählen wollte. Der freisinnige Barbier, ein abgesagter Feind jedes Gewissenszwanges und aller Jagow'schen Wahlerlasse, ließ sich keineswegs durch eine derartige Drohung einschüchtern, sondern gab dem Candidaten der Fortschrittspartei seine Stimme. Zugleich aber theilte er seinen Charlottenburger Collegen mit, wie es ihm ergangen, indem er sie aufforderte, eine derartige Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte furchtbar zu rächen. Die empörten Bartkünstler faßten mit seltener Einmüthigkeit den heroischen Entschluß, den Spieß einmal umzudrehen und den Charlottenburger Geßler furchtbar zu bestrafen. Als er am nächsten Tage einen anderen Barbier holen ließ, versagte dieser ihm den verlangten Dienst; eben so erging es ihm mit einem Zweiten und mit einem Dritten. Der Herr saß verzweiflungsvoll mit seinem langen Bart, aber kein Barbier wollte kommen; sie hatten bei Messer und Becken geschworen, ihren Collegen zu rächen und die Wahlfreiheit zu vertheidigen. Zuletzt blieb dem Unglücklichen nichts übrig, als sich in den Omnibus zu werfen und nach Berlin zu fahren, um sich seines lästigen Bartes zu entledigen. Die Moral aber von der Geschichte ist in hohem Grate beherzigenswerth und enthält die große Lehre:

„Was Du nicht willst, daß man Dir thue,
Das füg' auch keinem Andern zu."

Der frühere Scharfrichter von Paris, Sanson, gibt die Denkwürdigkeiten seiner Familie heraus, die seit sieben Geschlechtern, von 1685 bis 1847, das gräßliche Amt verwaltete. Das Werk soll vier bis fünf Bände umfassen. Es läßt sich denken, mit welcher Gier das abgeblaßte Geschlecht der heutigen Pariser Salons sich auf solch ein Lesefutter stürzen wird. Das interessante Buch trägt den Titel: Les Mystères de l'échafaud. Das ist was für abgespannte Nerven! das packt, reizt, zieht mächtig an! So weit hat es selbst Eugen Sue noch nicht gebracht, das Schaffott zum eigentlichen Gegenstand eines Leihbibliothek-Artikels zu machen; dieß war der glückseligen Kaiserzeit vorbehalten.

In Australien werden in neuester Zeit Ehen zwischen Chinesen und Europäerinnen häufiger. Bis jetzt haben sich allerdings nur Irländerinnen der untersten Classe dazu verstanden, denn die daselbst eingewanderten Chinesen sollen eine gar schlimme Sorte sein, aber es gibt deren schon, welche Equipagen halten, und da werden sie mit der Zeit wohl auch glänzendere Partieen machen.

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 65. Sonntag, den 1. Juni. 1862.

Eine Künstlerin.

Erzählung von Antonie Thaler.

(Aus dem „Phönix".)

(Fortsetzung.)

Sie hatte von ihrer Frische nichts verloren, sie gehörte zu den lange blühenden weiblichen Wesen, welche mit jedem Jahr an Veredlung zunehmen. Ihre schwimmenden Augen übten noch wie zuvor die ganze Gewalt einer reinen Seele; blickte man in diese sanften Sterne, so blieben sie wie ein schöner Traum in der Erinnerung zurück. Sie war immer gleich edel und anspruchslos, ihrem Ludwig in treuer Liebe ergeben. Dieser besuchte fortwährend das Haus des Rathes, er hatte wiederholt um Amalien angehalten, der Vater aber blieb dabei, seine älteste Tochter ihm erst dann zur Frau zu geben, wenn er sein vierzigstes Dienstjahr zurückgelegt haben würde, um dann ungestört Rosalien überwachen zu können, da ihr die sorgliche Mutter fehle, wenn Amalie beide verlasse. Ludwig hatte den dringenden Vorstellungen des Vaters nachgegeben, und so war Jahr um Jahr vergangen, ohne daß seine Verbindung vollzogen worden wäre.

Der Zeitpunkt, welcher vom Rathe hiezu lange bezeichnet worden, war jetzt da, doch zu seinem und seiner Angehörigen Erstaunen sprach der Hauptmann nichts mehr davon. Ludwig liebte Amalien noch — allein die Zeit hatte diese, zuerst durch Hindernisse bis zur Leidenschaft gesteigerte Empfindung ruhiger gemacht, und während er Amaliens Herzen täglich lieber und unentbehrlicher wurde, war er mehr durch das Band der Gewohnheit an sie gefesselt. Sie war ihm seine theure, seine schönste Vergangenheit, aber er gestand sich oft, daß die Gegenwart ihn mächtig anziehe. Rosalie mit ihrem zauberischen Liebreiz, mit ihrer Begeisterung für die Tonkunst, erschien ihm wie ein überirdisch Gebilde! Vor seinen Augen war diese seltene Blume erblüht, er hatte sie keimen, wachsen gesehen und staunte doch, als sie so wunderbar die Knospe brach! Wie oft hatte das Kind, als er es Geschichte lehrte, seine beiden Arme ihm um den Hals geschlungen, wenn er unwillig über ihre Zerstreutheit, sie zur Ruhe verwies. Und jetzt! welche Hoheit in ihrem Thun und Lassen, wie färbte sich leise die zarte Wange, wenn ein Zufall ihn nur ihre Hand berühren ließ! Ihr geistvolles Auge senkte sich auf die schöne Brust, wenn er seinen Blick nicht abwandte von ihren holden Zügen. Er kämpfte vergebens gegen dies neue Gefühl, seine Vernunft half nichts, und wenn er sich tausendmal wiederholte, daß er im Begriffe stehe ein Elender, ein Wortbrüchiger zu werden, sah und hörte er Rosalien, so erlag er einer Macht, welche für ihn unbezwingbar erschien. Auf Rosalien hatte noch kein Mann mehr als einen flüchtigen Eindruck gemacht. Jeder Vergleich zwischen den Bessern der männlichen Jugend und Ludwig — fiel immer zu Gunsten des Letztern aus. Sie achtete nur ihn, sie verehrte nur ihn seit ihrer Kindheit Blumentagen. Sie sagte sich oft, daß ihre Schwester eine Glückliche, eine Beneidenswerthe sei, aber unausgesprochen ruhte das süße Geheimniß in dem jungfräulichen Herzen.

Der Vater war stolz und glücklich auf seinen ehemaligen Wildfang, sie gab seinem Hause Leben, Bedeutung; was von Künstlern hervorragte, einheimisch oder fremd, fand bei dem Rath Brunnfeld die freundlichste Aufnahme.

Der Ruf von dessen Tochter Begabung hatte sich schon weit verbreitet, und Alle stimmten überein, daß Rosalie aus den engen Kreisen ihrer Vaterstadt hinaustreten müsse vor die Oeffentlichkeit, um jene Huldigungen, welche die Welt dem echten Künstler bringe, im vollen Maße zu empfangen. Ihr Meister hatte lange schon dem Vater erklärt, daß er bei Rosalien nichts

Digitized by Google

mehr zu lehren hätte, und rieth dem Vater, ehe er eine Kunstreise mit seiner Tochter unternehme, diese zur letzten Ausbildung nach Wien zu senden. Es sollte geschehen, sobald Amalie heirathen würde. Rath Brunnfeld führte seine Töchter jetzt oft in Gesellschaften, auf Bälle, in das Schauspiel; Rosalie sog in vollen Zügen die neuen Eindrücke auf, Amalien war das laute Treiben ungewöhnlich, sie wurde still und ernster, Ludwig begleitete sie überall, eigentlich Rosalien, da diese gern und mehr tanzte und überhaupt von den Freuden der Jugend mehr angezogen schien. Bald flüsterten sich Brunnfeld's Bekannte ziemlich laut in die Ohren: daß der Hauptmann Rosalien zu viele Aufmerksamkeit widme, und daß Amaliens Glück in Gefahr schwebe. Diese ahnte nichts — ihre reine Seele begriff nicht, daß es anders werden könnte; sie sah in dem Benehmen Ludwigs gegen Rosalie nur brüderliche Liebe, Freundesgefühl und langjähriges Recht auf seine Schülerin.

Hätte es ihr doch wehe gethan, die theure Schwester von dem Manne ihres Herzens nicht geliebt zu wissen.

So standen die Verhältnisse im Hause des Rathes, als ein unvorhergesehenes Ereigniß den Dingen eine andere Wendung gab. Rosalie hatte sich auf einem Balle verkühlt, sie wurde krank, ein bitziges Fieber ergriff sie, drohte ihrem Leben. Ludwig war außer sich — die kluge Mäßigung, welche er bis jetzt beobachtet hatte, war dahin, er zeigte seine Angst, seine Liebe für Rosalien ohne Rückhalt, und Amalie, welche ihre Schwester mit aufopfernder Theilnahme pflegte, hätte blind sein müssen, wenn sie diese Leidenschaft nicht erkannt hätte. Als sie den Blick in die grenzenlose Tiefe dieses Undanks — des Verrathes senkte, da brach ihr Herz zusammen — ihr schanderte! Der Glaube an alles Edle — an alles Gute wankte; das Herz, auf welches sie ihr Glück, ihre Zukunft gebaut, verrieth, verstieß sie, und vernichtete so die Blüthen ihres Lebens alle — alle! Und Rosalie? wenn sie ihn liebte? nein, nein! das wird, das kann sie nicht, sie ist zu edel, sie ist gut, ihr reines Herz wird zurückbeben vor dem Manne, welcher ihre Schwester dem Grame preisgibt! — Gern hätte Amalie ihr Leben hingegeben, Rosalien zu retten, welche mit dem Tode rang, — fruchtlose Wünsche! Der Hauptmann hatte nur Augen, nur Worte für die Kranke, ein ewiges Vergessen schien auf frühern Tagen zu liegen, und der Vater sah mit Grauen, daß dem Glücke und dem Frieden seines Hauses Verderben drohe. Er beobachtete den Hauptmann genau — und konnte sich eben so wenig als Amalie täuschen, daß hier unaufhaltsam eine tiefe Leidenschaft durchbreche, welcher Schranken zu setzen nicht mehr möglich sei.

Rosalie ahnte von dem Allen nichts. Ihr Geist gleichsam entfesselt von der Erde Banden, erging sich in wonnigen Gefilden; ihre Augen waren geschlossen, glühend lag sie da und schien beinahe verloren, — da endlich brach die Wuth der Krankheit an ihrer ungeschwächten Naturkraft. Sie kam zur Besinnung, sie erkannte ihre Lieben wieder. Wer vermag die Freude Ludwigs zu schildern? und ihres Vaters? Hoffnung kehrte in ihre Seelen zurück und Amalie vergaß, als der Arzt ihre Wiedergenesung mit Bestimmtheit aussprach, ihr tiefes Leid in dieser Stunde, sie dankte Gott mit heißen Thränen für der Schwester Rettung, und benzte sich wie der Engel der Milde über die Kranke. Rosalie erholte sich bald — schon konnte sie, gestützt auf des Vaters oder Ludwigs Arm, ihr Zimmer durchschreiten, sie war bleich und schön, schöner noch als da die volle Gesundheit ihre Wangen schmückte, und was sie noch anziehender machte, war die Weichheit ihres Gefühles, die sanfte schwächere Stimme, ihre Dankbarkeit gegen die Vorsehung und ihre Angehörigen. Sie genas vollkommen. Die allgemeine Theilnahme, welche sich während Rosaliens Krankheit in G... äußerte, war ein Beweis, wie sehr sie geliebt wurde, auch jetzt beeilte man sich, der Wiedergeschenkten allerlei Aufmerksamkeiten zu beweisen, um so die Freude über ihre Rückkehr ins gesellschaftliche Leben an den Tag zu legen.

Der Hauptmann trat Amalien gegenüber allmählig in die Schranken des Freundes, des Bruders zurück; als hätte nie ein wärmeres Band' ihn an sie gefesselt, so natürlich war sein Zurücktreten. Amalie litt unsäglich, sie hatte ihn verloren! Noch war Rosaliens Ohr nicht entweiht durch ein Geständniß der Liebe dieses Ungetreuen; das sah und erkannte sie in ihrem Schmerze, da ihrer Schwester Benehmen so unbefangen wie früher war, und der Vater bewachte mit argwöhnischen Blicken jeden Laut aus beider Munde. Er entdeckte nichts, was ihm Ursache gegeben hätte, mit ihnen unzufrieden zu sein, und so wähnte er noch immer, Ludwig werde wenig in Amaliens Arme zurückkehren.

In dem prachtvollen Landhause der Gräfin Bergheim herrschte eines Tages große Thätigkeit. Die Diener rannten Treppen auf und ab, sie trugen die zarten Kinder Flora aus den gepflünderten Treibhäusern hinauf in den Saal, welcher mit Blumengewinden und reichen Verzierungen von Seide und Flor ausgeschmückt ward. Hier oben war der Sommer schon eingezogen, während es unten im Garten nur wenige Blüthen gab, welche im Freien ihren Kelch der noch kühlen Aprilluft erschlossen, als fürchteten sie die rauhe Berührung des äußeren Einflusses. Der hie und da durchblickende Marmel des Saales stach sonderbar ab zu der leichten Umhüllung, welche man bemüht war, ihm anzulegen und duldete kalt und verächtlich seinen spinnwebartigen Aufputz. Neun Bildsäulen, vorstellend die Musen, standen zu vier und vier den beiden Wänden entlang, die neunte aber, Enterpe, war am untern Ende des Saales in einem Blumenhaine aufgestellt, gegenüber dem Böhendorfer'schen Prachtstück von einem Flügel, welcher die Erhöhung zierte, die mit einem kostbaren Teppiche belegt war.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Graf Emil wurde eines Tages in die Gemächer des Vaters beschieden, der mit aller Würde des Regenten in seinem Lehnstuhle saß und dem Sohne winkte, gleichfalls Platz zu nehmen.

Mein Sohn! begann er feierlich, — einem weisen Hausvater steht es zu, die Angelegenheiten seiner Familie zu ordnen, so lange er noch Zeit und Kraft dazu hat. Der letztere Anfall, der sich wiederholen kann, weil auch ein Graf, so wie das höchste Haupt des Staates, dem Wechsel der Zeit unterworfen ist, hat den Entschluß in mir erzeugt, mein Haus nach dem besten Wissen zu bestellen, damit ich mein Haupt mit der Ueberzeugung niederlegen kann, daß mein Wille auch nach meinem seligen Hintritte in Kraft bleibt. Das Nächste, was mir anliegt, ist, meinen Stammhalter und Erben standesgemäß vermählt zu sehen, und dazu habe ich vorläufig die zweckdienlichen Anstalten getroffen, die Du als gehorsamer Sohn verehren wirst.

Emil war erbleicht.

Ich habe — fuhr der Graf fort, — mit Sorgfalt mich bemüht, eine Partie für Dich auszufinden, die sowohl in Hinsicht auf den alten Adel des Geschlechts, als in Beziehung auf ein standesmäßiges Vermögen die nöthigen Vortheile gewährt, und ich hoffe, Du wirst meine Sorge für Dich dankbar anerkennen und die weiter nöthigen Schritte thun, diese wichtige Familien-Angelegenheit nach meinem Willen zu einem erwünschten Ende zu führen.

Mein theurer Vater! antwortete Emil nach einer Pause, deren er bedurfte, sich zu sammeln, — Ihr Wille war mir stets heilig, aber meine Neigung —

Hier ist Deinerseits von keiner Neigung die Rede, mein Sohn! unterbrach ihn der Graf, als in so fern Du Dich zu meinem Willen neigst. Die sogenannten Neigungen nach den Begriffen der jungen Welt, die sich nicht entblödet, das Hohe mit dem Niedrigsten zu mischen, kommen bei solchen wichtigen Familien-Verträgen die der Geschichte angehören, gar nicht in Anschlag. Die Zunge der Wage des vernünftigen Rechts neigt sich stets gegen den Gegenstand, der vermöge seines Gewichtes den Ausschlag giebt; nach diesem Begriffe ist allerdings eine Neigung erlaubt.

Ich wollte sagen, versetzte Emil, daß meine Neigung zum Ehestande —

Die findet sich, fiel der Graf in einem Tone ein, der voraussetzte, daß sie gefunden werden müsse. Wenn je von einer Neigung hier die Rede sein könnte, so wäre es die der Braut; doch diese ist, wie wir bereits auf intimem Wege erforscht haben, vollkommen geneigt, dem Willen des Grafen, ihres Vaters, zu gehorchen und Gräfin von Grauenstein zu werden.

Ohne mich zu kennen?

Du bist der Erbgraf von Grauenstein, mein einziger Sohn, der mir succedirt, mehr bedarf sie nicht zu wissen.

Die ich nicht kenne!

Du hast das Gespräch unterbrochen, sonst hätte ich sie schon genannt. Es ist die Gräfin Flora von Espen, zweite Tochter des Grafen von Espen, dessen Haus Du aus dem Adelsbuche kennst oder kennen solltest, eine Dame von einigen und zwanzig Jahren, ihres Ranges bewußt, und durch standesgemäße Erziehung solchem vollkommen entsprechend. Auf eine subtile Forschung ist bereits eine nicht verneinende Antwort erfolgt, und dem Abschlusse der Ehepakten steht nichts im Wege, sobald Du persönlich Dich präsentirt hast und die Brautwerbung förmlich erfolgt ist. Bereite Dich vor, in einigen Tagen die Reise dorthin anzutreten.

Emil war außer sich; sein verletztes Gefühl lehnte sich gegen die kindliche Pflicht auf, die ihm bisher nicht schwer geworden, weil man ihr nichts Unerträgliches aufgebürdet hatte. Ein Ausweg mußte sich finden lassen, ohne dem väterlichen Willen geradezu entgegenzutreten.

Ich gehorche, mein Vater! sagte er aufstehend, — in der Voraussetzung, daß mir die Braut gefällt, und daß ich ihr gefalle.

Es bedarf keiner Bedingungen von Deiner Seite, entgegnete ernst der Graf; von einem anderen Gefallen, als das, was Stand, Bildung und natürliche Artigkeit giebt, kann hier nicht die Rede sein. Ich habe dem Justitiar Befehl gegeben, Dir in Beziehung auf die näheren Verhältnisse des alten gräflichen Hauses Espen die nöthige Auskunft zu ertheilen, so wie ich bereits auch für einen, Deinem Stande und Geschlechte würdigen Brautschmuck Sorge getragen habe. Ueber die Art Deiner Reise und Deiner Begleitung werde ich die nöthigen Anordnungen treffen; Deine Ausstattung zur Brautfahrt soll Dir und der Welt beweisen, welche Gefühle mich leiten und welchen Werth ich auf diese Angelegenheit lege. Gehe und bereite Dich vor!

Er winkte zum Aufbruche, und Emil verließ betäubt das Zimmer.

Der Schlag kam zu schnell, zu unerwartet. Jede Hoffnung, auch die entfernteste, flammt im Augenblicke der Vernichtung noch einmal in hellem Lichte auf, ehe sie erlischt. Was die jugendliche Seele von Glück geträumt hatte, es lag zertrümmert, und auf den Ruinen konnte ihm keine Freude erblühen, auch wenn sich der stolzeste Palast darauf erhoben hätte; die prunkenden Gemächer mußten öde bleiben für ihn, weil der Schmuck mangelte, der ihm die kleinste Hütte zum Feenschlosse umgewandelt hätte.

Er warf sich seinem Freunde mit dem Ausrufe in die Arme: ich bin verloren!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Der Börsen-Barometer.) Jetzt, da unsere Börsen unter dem Eindrucke der allgemeinen Vertrauenslosigkeit keinen rechten Anlauf zu einer beständigen Hausse nehmen wollen und die Berichte der Börsen-Physiognomieen sich zwischen den Bezeichnungen: flau, stille, fest, matt ꝛc. bewegen, heute der Cours um ein Achtel heruntergeht, damit er morgen Gelegenheit hat, wieder um so viel zu steigen, da ist es kein Wunder, wenn das Wort „flau!“ den Ohren unserer Capitalisten so widerwärtig klingt, besonders wenn sie es so oft zu hören bekommen. Es ist aber auch ein eigenes Ding um so eine Flaue; Lust zu Geschäften wäre wohl da, aber es liegt eine Gewitterschwüle in der Luft, die die Glieder so bleischwer macht, daß die Zunge sich weder zu Ja noch zu Nein entschließen kann und der Gebrauch aller fünf Sinne gelähmt ist; es ist ein bitterböser Zustand, aber noch nicht der schlimmste! Wir guten Deutschen, die wir zu allen Regeln, so auch bei denen der Sprache, von allen Nationen die meisten Ausnahmen haben, gefallen uns auch darin, bei dem Worte „flau,“ so weit es sich auf Börsen-Verhältnisse bezieht, nicht bei Vergrößerung die Ausdrücke: flau, flauer, am flausten, zu gebrauchen, nein bei verstärkter Flaue muß das Verkleinerungssystem herhalten, so daß jede Verschlimmerung des ominösen flau solches um einen Kopf kürzer werden läßt. Das nächste Stadium also ist „lau!“ und das liegt schon um hundert Meilen tiefer als flau, da hat schon der Zustand jenen Rauisches einem festen Katzenjammer Platz gemacht, und das Gesicht des Spekulanten sieht aus, als wenn sein Besitzer laues Wasser getrunken hätte, etwas anderes liegt ihm stets näher, als der Geschmack an Essen, Trinken und — Aktien. Doch auch lau ist nicht genug, es wird noch heißer, und eine verfängliche Neujahrsrede jagt die Course so rasch wie eine Kugel den Berg hinab, dann heißt's „au!“, nun thut's wehe und die stille Resignation der Nachwehen des Katzenjammers machen vollständiger Desperation Platz. Da kommt die Zeit der Ernte für die Aerzte, denn alle Aktienbesitzer kriegen Bauchweh, wie zur Zeit der Cholera. Doch das schrecklichste der Schrecken ist das — „u!“ wenn das, als Superlativ der Empfindungen ausgestoßen, sich hören läßt, da hat sich des Spekulanten ein Schauer bemächtigt, bei dem mehr als Heulen und Zähneklappern ist, da wird die Welt von ihm nichts als den Ruf Uh! Uh! vernehmen, zu etwas anderm hat er kein Sprachvermögen mehr; — doch dazu müßten die Rational auf 17 und die Mobbelchen auf 50 kommen und davor wir die Speculanten, uns selbst und die armen Aerzte verschont wünschen.

Ein Berliner heirathete vor zehn Jahren ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit und eröffnete ein Kaffeehaus, das bald der Lieblingsaufenthalt aller Gardeofficiere wurde. Mit oder ohne Grund erwachte die Eifersucht des Mannes, und eines Tages verschwand er mit allem im Hause befindlichen Gelde und hinterließ der Frau nur ein Schreiben, daß er eine Leiche sein werde, wenn sie dasselbe in Händen habe. Die junge Wittwe empfand aufrichtigen Schmerz, sie betrauerte ihren Gatten und führte das Geschäft noch eine Zeitlang fort. Vor einigen Jahren heirathete sie einen wohlhabenden Bäcker und war in dessen Laden thätig. Dieser Tage tritt ein elegant gekleideter Herr in den Bäckerladen, um einen Thalerschein zu wechseln. Plötzlich schreit er auf und stürzt in leidenschaftlicher Weise auf die Frau zu, welche ohnmächtig niedersinkt. Der Fremde ist ihr todtgeglaubter Mann, der ehemalige Kaffeewirth, der vor fast zehn Jahren seine Frau verlassen, aber den vielleicht beabsichtigten Selbstmord nicht ausgeführt, sondern inzwischen in den Hotels verschiedener größerer Städte als Oberkellner fungirt hatte.

(Mordanfall in der Kirche.) Man meldet aus Laibach vom 12. d. M.: Gestern Abends, kurz vor Beginn der gegenwärtigen üblichen Maiandacht, wäre der hiesige allgemein geachtete Dom-Cooperator K. in der von Andächtigen bereits gefüllten Kirche bald das Opfer eines wahnsinnigen Mordanfalls geworden. Während er im Beichtstuhl einem jungen Mädchen die Beichte hörte, zog Letztere plötzlich ein unter der Mantille verborgen gehaltenes Küchenmesser hervor, und führte mit demselben einen kräftigen Stoß gegen das Sprechfenster, der jedenfalls den Kopf des Priesters hätte treffen müssen, falls das daselbst angebrachte Gitter die Wirkung nicht aufgehalten hätte. Ein zweiter Stoß, welchen sie darauf direct gegen den im Beichtstuhle sitzenden Priester zu führen versuchte, wurde glücklicherweise von Letzterem noch rechtzeitig bemerkt, wodurch es ihm gelang, die Hand des Mädchens zu erfassen und ihm das verhängnißvolle Mordinstrument zu entwinden. Das erst 20jährige Mädchen soll die Tochter eines Schullehrers sein, und wurde erst kürzlich aus der hiesigen Irrenanstalt entlassen, wohin es heute gewiß wieder zurückgebracht worden sein dürfte.

Das Leipziger Tageblatt enthält folgende Annonce: Ein vermögender junger Afrikaner wünscht sich mit einer jungen gebildeten Deutschen zu vermählen und werden gefällige Anerbietungen unter der Adresse X. Q. □ 5. durch die Expedition dieses Blattes entgegengenommen.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 59.

„Das Entziffern eines guten Rebus gewährt Interesse.“

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Rebus.

image
not
available

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 66. Dienstag, den 3. Juni. 1862.

Eine Künstlerin.

Erzählung von Antonie Thaler.

(Aus dem „Phönix".)

(Fortsetzung.)

Die Gräfin und ihr Gemahl setzten eine Art von Stolz darein, in ihrem Hause jeden Tonkünstler von Bedeutung aufzunehmen, und es galt für die beste Empfehlung in G..., zuerst im Saale Bergheim gespielt zu haben. — Die wohlwollende hochsinnige Frau durchschritt jetzt zufrieden und heiter lächelnd den weiten Raum, indem sie hie und da Befehle ertheilte und vor Allem ermahnte, den schönen Kranz von weißen Rosen — welchen man nach ihrer Angabe gewunden, der Muse (Euterpe), welche heute ihre lieblichste Jüngerin begrüßen werde, auf das Haupt zu drücken, um ihn später nach beendetem Spiele dem Fräulein Brunnfeld zu überreichen. Endlich, endlich war es der Gräfin gelungen, den stolzen Vater zu gewinnen, welcher sich lange sträubte, und nur der Hauptmann bestimmte ihn, Ja zu sagen, welcher von Bergheim's immer bestürmt wurde, Rosaliens unvergleichbare Begabung dieser Prüfung zu unterziehen. Auch war die Gräfin, welche während Rosaliens Krankheit die herzlichste Theilnahme bewiesen, selbst gekommen, indem sie sich vornahm, das Haus des Rathes nicht eher zu verlassen, bis der Vater nachgegeben haben würde, und sie erhielt seine Zustimmung zunächst deßhalb, weil der Ertrag dieses der Tonkunst geweihten Festes zur Unterstützung einer armen Geigerswittwe bestimmt sei.

Nach und nach verbreitete sich im Saale eine feenartige Beleuchtung, und die Gäste füllten mit gespannter Erwartung, dicht gedrängt, den großen Raum.

Noch waren Brunnfelds nicht da, und die Gräfin, welche das Zeichen zum Anfange nicht geben konnte, rückte in ihrem Armstuhle unruhig hin und her, ebenso konnte der Hauptmann seine Ungeduld kaum bezwingen.

Jetzt hörte man einen Wagen vorfahren — und bald trat der Rath mit seinen Töchtern ein.

Im himmelblauen Gewande, eine weiße Camelie in dem schönen blonden Haar, das sich einfach wie ein Kranz um ihren Kopf wand, blässer, aber unendlich reizend, im Blicke eine süße Schwärmerei, um die vollen Lippen ein anmuthiges Lächeln, so trat sie an der Hand des würdigen Vaters vor die Gräfin mit liebenswürdiger Unbefangenheit. Diese erhob sich und mußte im Stillen gestehen: daß es in ihren Kreisen Keine gebe, welche mit dieser Erscheinung sich im Entferntesten messen könne.

Die Musik begann — die ausgewählten kunstsinnigen Zuhörer zollten nur spärlich Beifall, sie wußten, daß Rosalie spielen werde, und hielten an sich.

Nun traf die Reihe Fräulein Brunnfeld; der Graf — ohne lächerlichen Ahnenstolz, bot ihr seinen Arm und geleitete sie hinauf zum Flügel. Allgemeiner Beifall empfing Rosalien, sie verneigte sich lieblich erröthend, zog die Handschuhe von den schönen Fingern und begann Thalberg's Fantasie (Einbildungsstück) aus „Lucretia" zu spielen.

Die Menge, anfangs lautlos, staunte, je mehr und mehr sich Rosalie in seelenvollen Tönen verlor. Das war die Muse selbst, welche dort saß mit flammenden Augen, ihre glühenden Lieder in die Brust der entzückten Zuhörer zu gießen! Sie hatte alle Schwierigkeiten überwunden, sie tändelte mit den staunenswerthesten Läufen und Trillern; was aber ihrem vollendeten Spiele die Weihe der Kunst aufdrückte, war die Seele, mit welcher sie vortrug, die hinreißende Macht ihres Gefühls. — —

Sieh nur den Hauptmann, wie er glüht, sagte ein junger Mann zu seinem Nachbar, und Rosalien mit seinen Blicken verschlingt; alle seine Sinne haben den Weg zu den Augen genommen, wenigstens scheint er ihr mit diesen zuzuhören.

Er liebt sie — das ist außer Zweifel, antwortete

Digitized by Google

sein Nachbar; man kann die Bestätigung davon in der ältern Schwester Gesichte lesen — wie leidend und bleich sie ist! Der Alte war ein Narr mit seinem hinausgeschobenen Vermählungsplan, es geschieht ihm Recht, aber Schade wäre es nur, wenn Rosalie in das häusliche Leben träte! dann ade Tonkunst und alle Musen —

Was mich betrifft, sagte der junge Mann, ich gönne Rosalien dem Hauptmann nicht; sein Stolz und seine Sucht, immer mit dem hohen Adel umzugehen, hat bei mir schon längst den Verdacht erweckt, daß ein Beweggrund anderer Art ihn in das Haus des bürgerlichen Rathes führte — Amalien bezeichnet man als die Erbin einer reichen Vatersschwester und Rosalie ist nebst ihrer Kunst das schönste Mädchen der Stadt, folglich —

Folglich, meinst Du, diese Dinge füllen die Kluft aus? Daß der Hauptmann und überhaupt der Soldatenstand Hand in Hand mit dem Adel geht, ist begreiflich aus natürlichen Gründen; befriedige meine Neugierde und sage, wer ist die Puppe dort links in der Reihe der Gräfin Bergheim? sie zeichnet sich durch ungemeine Magerkeit aus und schlägt fortwährend mit ihrem Fächer den Takt zu Rosaliens Spiele?

Ah die? entgegnete lachend der junge Mann, das ist die Freifrau N., — ein Bitzbold hat sie einmal eine mathematische Linie genannt. Gewiß ärgert sie sich heute zu Tode, daß man einer Bürgerlichen huldigt; ihr Gemahl hatte zwar, als er sie heimführte, nur das Wörtchen von vor seinem Namen, allein das Verdienst sie geheirathet zu haben, hat ihm noch ein Wort eingebracht, zwei Silben, die nämlichen, mit welchen die schönste Ballade Schillers beginnt, welche die Freiin auch strenge tadelt, da ihrer Meinung nach kein Edelmann verschmähter Liebe wegen sich zu Tode grämt.

Stürmischer Beifall unterbrach und verschlang die weitern Worte, Rosalie hatte ihr kunstvolles Spiel beendigt.' Alle erhoben sich und drängten sich an dieses Zaubermädchen, die Gräfin überreichte ihr den Kranz, welchen Rosalie bescheiden dankend an ihrem Arm hing, man spendete ihr so viele schöne Sträußchen, daß sie, der Vater und Amalie nicht mehr wußten wohin damit.

Der Hauptmann war strahlend vor Entzücken, auch der alte Herr hätte gern sein liebes Kind an's Herz gedrückt, nur Amalie war sehr ernst und wie man sehen mußte, unwohl. Daher der Vater sich bei der Gräfin entschuldigte, nicht länger bleiben zu können, da Rosalie ohnedies sich noch vor dem Tanzen hüten müsse, weil ein Ball den heutigen Abend beschließen sollte.

Als Rosalie an des Hauptmanns Arm den Saal herunterschritt, erneuerten sich die Beifallsbezeugungen, und so schienen diese Huldigungen niemals aufhören zu wollen. Erst als Rosalie im Wagen an der Seite Ludwigs saß, freute sie sich des Beisammenseins mit ihren Lieben. Amalie hatte mit Mühe sich aufrecht erhalten — diese frohen, glücklichen Menschen bohrten mit ihrer lauten Freude den Stachel immer tiefer in ihr wundes Herz. Sie hatte Ludwigs Blicke mit der Gluth des Verlangens auf Rosaliens Gestalt weilen sehen; er machte kein Geheimniß mehr daraus, daß er ihre Schwester liebe, und dieser Abend, welcher Rosalien den glänzendsten Sieg brachte, war für Amalien der Grabgesang ihres Glückes. Rosalie harrte vergeblich auf ein Wort der Zufriedenheit aus dem Munde ihrer Schwester, welche tief in die Ecke des Wagens gelehnt, mühsam die Thränen zurückhielt.

Ihr verstörtes Aussehen — ihre gänzliche Theilnahmlosigkeit konnte nicht mehr die Folge des nächtlichen Wachens oder Unwohlseins sein, der Grund mußte tiefer liegen, war sie doch sonst so liebevoll mit Rosalien. Wie fragend blickte diese auf Ludwig — doch der schien in den Sternen sein Glück zu lesen, und schaute nur dann und wann mit flehendem Auge auf seine liebliche Nachbarin.

Zu Hause angelangt, zog sich Amalie schnell auf ihr Zimmer zurück, der Vater folgte ihr besorgt und so saß sich Amalie zum erstenmale seit ihrer Krankheit mit Ludwig allein. Der Hauptmann, aufgeregt und seiner nicht mehr mächtig, ergriff Rosaliens Hände, preßte sie an sein lautpochendes Herz, indem er rief: Rosalie, ich liebe Sie! O, nicht dieses Beben! hören Sie mich, ich bete Sie an seit Jahren! Sie sind es, von der ich träume, nach Ihnen streben meine Wünsche, ich athme nur in Ihrer Nähe; Ihr Lächeln, ein Wort aus Ihrem Munde hebt mich zum Himmel! Ich bin ein Meineidiger, denn ich liebe Ihre Schwester nicht mehr, und nun reden Sie, sprechen Sie Ihre Verachtung aus, weil ich Ihrem edlen Herzen strafbar erscheinen muß, da es eben so wie ich Amaliens Tugenden verehrt, verbannen Sie den Mann, welcher Ihrer Schwester Herz gebrochen, für immer aus Ihrem Antlitze, aber vergessen Sie nicht, daß er niemals wieder zu ihr zurückkehren wird!

Wer beschreibt Rosaliens Staunen, ihren Schreck bei Ludwigs Rede, sie zitterte und war unfähig, zu sprechen. Er liebte sie! — Er — an dem sie mit der Gluth der ersten Liebe hing — dem ihr geheimstes Sehnen galt — er stand vor ihr in banger Erwartung, als sollte sein Himmel oder Tod ihm verkündet werden, der feste, unbeugsame Mann harrte bleich und bebend ihrer Antwort. Sie gab keine. Das Wort wäre hier zu arm gewesen, Rosaliens Wonne auszusagen, aber allmählig verklärte ein himmlisches Lächeln ihre edlen Züge, sie wußte es kaum, daß er sie schon umschlungen hielt, sie legte ihre Wange wie ein willenloses Kind an seine Brust, er preßte sie fest an sich und sog von den heißen Lippen ihre Seele in sich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Sie sind noch nicht vermählt, mein guter Graf! tröstete der Baron, nachdem ihm der Auftritt zwischen

Digitized by Google

Vater und Sen von diesem mitgetheilt worden war; ich an Ihrer Stelle würde nicht alles gleich verloren geben. Freilich kenn' ich den unbeugsamen Sinn, mit dem Sie es zu thun haben, und es wird schwer halten, diesen zu überzeugen, daß das, was er für Glück hält, nicht auch von Andern als solches erkannt werden kann. Ich wollte Ihnen sogar rathen, dem Vaterherzen unumwunden zu bekennen, was das Ihrige bewegt, wenn — aufrichtig gesagt — nur etwas Reelles darüber zu sagen wäre. Was wollen Sie z. B. auf die vernünftige und natürliche Frage antworten!, wer die sei, die Ihr Herz auf immer gefesselt hat. Müßte er nicht mit Recht zürnen, wenn er hörte, daß der Gegenstand Ihrer Wünsche ein Fräulein sei, das Sie zum ersten Male gesehen, von der Sie nichts zu sagen wüßten, als daß sie Ihnen gefallen habe, wie kein weibliches Wesen zuvor; von der Sie nicht ein Mal versichern könnten, daß sie Ihre Empfindungen theile, oder nur zu theilen im Falle sei. Würde er einen wohlüberlegten Plan, den er zum Glücke seines Erben entworfen hat, und nach seinen Begriffen, die Hunderte mit ihm theilen, für wahres Glück hält, — würde er, sage ich, einen solchen Plan der Idee des Sohnes opfern, die vielleicht nur das rasche Erzeugniß eines Herzens ist, das zum ersten Male ein Wohlwollen fühlt, daß er für Liebe, für unauslöschliche Liebe hält? Setzen Sie sich an seine Stelle und gestehen Sie, daß er in seinem guten Rechte handelt, wenn er verwirft, was nicht zu unterstützen ist.

Der junge Graf hatte das Haupt in die Hände sinken lassen.

Ich mußte Ihnen das sagen, mein theurer Emil, fuhr der Baron fort, um Sie auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus ruhigerweise die Sache angesehen werden muß, obwohl ich weit entfernt bin, an der Tiefe und Wahrheit Ihres Gefühls bei aller Kürze und Neuheit zu zweifeln; das menschliche Herz ist nun einmal ein trotzig und verzagt Ding, welche Erfahrung ich an dem meinigen vielfältig zu machen Gelegenheit gehabt habe. Wüßten wir nur, an wen eigentlich Sie das Ihrige verloren haben, und wie es mit dem jenseitigen in Beziehung auf gleiche Neigung sich verhielte, wir könnten schon sicherer auftreten. Es ist ein wahres Unglück, daß der Papa nicht sechs Wochen später den Anfall bekommen hat, wenn anders er ihn unabweislich bekommen mußte, jetzt besäßen wir sehr wahrscheinlich alle mögliche Notizen über die Herzens- und Familienverhältnisse des schönen Fräuleins, dem Sie so tief in die blauen Augen Augen geschaut haben. Das ist aber noch nachzuholen und muß geschehen, ehe irgend etwas anderes begonnen werden kann.

Und wie? fragte der Graf rasch.

Suchen Sie auf irgend eine unverdächtige Weise die Verlobungsgeschichte hinauszuschieben; ich schütze ein Familiengeschäft vor und reise augenblicklich ab, um die Spur der Dame wieder aufzufinden und zu verfolgen, und über ihre inneren und äußeren Verhältnisse die erschöpfendsten Nachrichten auf seine Weise zu sammeln.

Das wollen Sie, lieber Baron?

Mit Vergnügen, und sollte ich in dreien Tagen keine ordentliche Wahrheit halten dürfen. Fallen diese Forschungen günstig aus, woran zu zweifeln ich in dem Augenblicke keinen Willen habe, so sind wir in den Stand gesetzt, dem Plane des Vaters einen andern entgegenzustellen, der, wenn auch weniger glänzend, das Glück des Sohnes verbürgt.

Emil schloß, alles genehmigend, den Baron in die Arme, und dieser eilte, den alten Grafen von seiner Abreise zu unterrichten; doch dieser bedeutete ihm, seiner in diesem Augenblicke unmöglich entbehren zu können, weil er ihm das ehrenvolle und angenehme Geschäft zugedacht habe, den vorläufigen Brautwerber bei der gräflichen Familie von Espen zu machen, dem der Bräutigam in kurzer Zeit folgen werde.

Was ist zu machen, lieber Graf? fragte der zurückkehrende und referirende Baron; — vernünftigerweise konnte ich ihm nichts Erhebliches entgegensetzen, und er hat eine Manier, die jeden Einwurf im Entstehen verstummen macht. Er scheint die Ausführung seiner Idee sich fest in den Kopf gesetzt zu haben, wogegen nicht viel einzuwenden sein wird, auch wenn wir im Besitze aller Familien-Dokumente der schönen Dame wären, die auch möglicherweise bereits über ihr Herz disponirt haben kann, ehe sie uns kennen lernte."

O rauben Sie mir in diesem Irrsaale den letzten Trost nicht! bat Emil, — obwohl ich fühle, daß es thöricht ist, an etwas zu hängen, was möglicherweise nicht mein werden kann. Bei'm Himmel! wäre ich ihres Herzens gewiß, keine Macht der Erde sollte mich zwingen, ein anderes Band zu schließen.

Schrecklicher wäre Ihre Lage, bemerkte der Baron — wenn Sie nach des Vaters Willen Ihre Hand verschenkt hätten und hintendrein erst erführen, daß die Wünsch Ihres Herzens hätten in Erfüllung gehen können; — die Möglichkeit einer solchen Situation ist so wenig zu läugnen, als zu behaupten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In welchem Maße ältere und seltene Ausgaben der Werke unserer großen Dichter in der letzten Zeit zum Gegenstand des Sammlereifers und beziehendlich der Sammlerleidenschaft geworden sind, davon gab eine in diesen Tagen in Leipzig abgehaltene Bücherauction einen sprechenden Beleg. In dieser Versteigerung kamen unter anderm drei kleine Schriftchen von Goethe in den ersten Einzeldrucken vor, die zwar selten sind, jedoch streng genommen nur einen eingebildeten Werth haben, da die Schriftchen selbst häufig wieder gedruckt und genügend bekannt sind. Um diese Einzeldrucke entspann sich nun aber die lebhafteste Bewerbung von seiten der

Digitized by Google

anwesenden Goethesammler und die Schriftchen wurden schließlich zu Preisen zugeschlagen, welche für Aehnliches in Deutschland jedenfalls noch niemals erzielt worden sind. Die höchste Steigerung erfuhr der kleine Aufsatz: „Von deutscher Baukunst," ein dünnes Heftchen von 16 Seiten, von dem man bisher allerdings nur das eine Exemplar kannte, welches sich in der reichen Sammlung des Buchhändlers Salomon Hirzel in Leipzig befindet; es wurde mit 115 Thlrn. bezahlt. Die beiden andern, der „Brief des Pastors zu * * * an den neuen Pastor zu * * * * und „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben," wurden jedes bis auf 91 Thlr. gesteigert, so daß diese drei kleinen Piecen von zusammen 58 Seiten in Kleinoctav im Ganzen mit 297 Thlrn. bezahlt worden sind. Der glückliche Erstieher ist ein reicher Sammler in der Schweiz, der durch diese Schriftchen seine an sich schon sehr bedeutende Sammlung von Goetheschriften jedenfalls zu einer der werthvollsten erhoben hat, die jetzt existiren. Es ist übrigens nur erfreulich zu sehen, wie das Interesse an den Erzeugnissen unserer nationalen Literatur sich in immer weitere Kreise verbreitet; denn daß hinter solchem, dem Unbefangenen vielleicht übertrieben erscheinenden Wettstreite um den Besitz seltener Werke unserer großen Dichter eine tiefere Theilnahme an der Literatur selbst und ihrer Geschichte liegt, ist wohl nicht in Abrede zu stellen, und man kann sich deshalb einzelne Uebertreibungen in dieser Beziehung schon gefallen lassen.

Aus Kindelbrück (bei Erfurt) wird geschrieben: Die Wittwe Probst zu Kindelbrück, jetzt 80 Jahre alt, machte im Jahre 1812 im Gefolge der würtembergischen Armee (als Köchin beim Generalstab) den Zug nach Rußland und auch den Rückzug über die Beresina mit. Der jetzige König von Würtemberg, welcher damals Offizier im Generalstabe der Armee war, wurde auf dem Marsche nach Rußland (in Wilna) von einer Halskrankheit befallen; durch die Pflege der Karolina Probst und die Hausmittel, welche sie anwandte, wurde er wieder hergestellt. Bei Gelegenheit der Feier seines achtzigjährigen Geburtstags hatte der König in Erfahrung gebracht, daß diese Frau in Kindelbrück noch am Leben sei. Vor Kurzem erhielt nun dieselbe als Anerkennung ihrer damals geleisteten Dienste vom König ein Gnadengeschenk von 50 Thlrn. und die Zusicherung einer lebenslänglichen Unterstützung von gleicher Höhe.

Zur Naturgeschichte des Hundes theilt ein Correspondent des „Sz. Hir." aus Nagy-Kikinda folgenden Fall mit: Ein seit mehreren Monaten hier krank darniederliegender junger Mann erlag endlich seinem Leiden. Sein Hund, welcher während der ganzen Krankheit unter seinem Bette gelegen, roch, als man die Leiche zu waschen und anzukleiden begann, von seinem Lager hervor, sprang plötzlich auf das Todtenbett und beroch seinen Herrn; dann aber sprang er im nächsten Augenblick wieder herab auf die Erde, stieß ein schreckliches Geheul aus und stürzte leblos zusammen. Ein Freund des Verblichenen ließ den Hund scheren und da fand sich, daß das Herz gespalten war, wie es scheint, aus Schmerz des treuen Thieres über den Tod seines Herrn.

Die japanischen Gesandten besuchten in Paris auch den zoologischen Garten, und zwar mit der an ihnen gewohnten phlegmatischen Gleichgültigkeit. Unter andern zeigte man ihnen auch einige sogenannte japanische Hühner und erwartete ihr Urtheil über diese Landsleute. Da dies nicht erfolgte, bat man die Dolmetscher, die Excellenzen über ihr Urtheil zu fragen. Nachdem sich der Dolmetscher endlich verständlich gemacht, erhielt er zur Antwort: Wir Japaner kennen diese Art Hühner, wir haben deren in unserem Lande und nennen sie holländische Hühner.

Eine aus der Fabrik in Olten hervorgegangene Locomotive, welche für Italien bestimmt ist, soll die Aufgabe, die Schnelligkeit und das Anhalten der Maschine von dem Willen ihres Führers abhängig zu machen, vollständig gelöst haben. Die kürzlich in dem Hauensteintunnel mit ihr vorgenommene Probe ist laut Augenzeugen glänzend bestanden worden. Ohne die Schnelligkeit im Mindesten zu vermehren, fuhr sie bei einem Gefälle von $28^{\cdot}_{\cdot 90}$ den Tunel abwärts, ohne daß sie gebremst wurde; ebenso wurde sie ohne alle Schwierigkeit sofort zum Stehen gebracht. Die äußerst einfache Vorrichtung ist die Erfindung des Maschinendirektors der Köchlin'schen Fabrik in Mühlhausen; da kein Geheimniß aus ihr gemacht wird, so wird sie bald überall Anwendung finden.

In der jüngst abgehaltenen Generalversammlung der Actionäre des zoologischen Gartens in Köln wurden günstige Resultate mitgetheilt. Die Einnahmen an Eintrittsgeldern betrugen 27,800 Thlr., an Abonnementsgeldern 6400 Thlr., für den Verkauf von Thieren wurden erlöst 2000 Thlr. Die Gesammteinnahme stellt sich also auf 36,200 Thlr. Der Nettoüberschuß des Jahres 1861 beträgt 14,980 Thlr. Die Actionäre empfangen nach Bewirkung ansehnlicher Abschreibungen eine Dividende von 4 Procent.

Mouillard in Paris hat eine Cigarrenspitze construirt, die in der Mitte einen Behälter mit chemischen Stoffen enthält, durch welchen der Rauch streicht und seine beißenden schädlichen Theile abgiebt, so daß er mild und angenehm, wie aus dem Narzileh aus den Mund kommt. Noch besser ist die Vorrichtung auf Pfeifen anzuwenden.

Verantw. Redakt. Th. Bauer.

Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 67. Donnerstag, den 5. Juni. 1862.

Eine Künstlerin.

Erzählung von Antonie Thaler.

(Aus dem „Phönix".)

(Fortsetzung.)

Von diesem Tage, von dieser Stunde an war Alles verwandelt. Ludwig war trunken vor Glück, er bemerkte Amalien kaum mehr, welche sich gleich entfernte, so oft er kam. Der Vater war finster und empfing den Hauptmann strenge, unfreundlich.

Rosaliens Wonnetage waren getrübt, weil sie sah, daß der Vater ihre Neigung nicht billigte, nicht billigen konnte, da der Gram Amaliens Leben zerstörte.

Rosalie machte sich unaufhörlich Vorwürfe, daß sie Ludwigs Geständniß nicht zurückgewiesen, aber konnte sie denn? hatte sie die Kraft dazu? Was wäre denn die Liebe, wenn wir uns zurufen könnten: Es darf nicht sein! Das allmächtige Gefühl läßt sich nicht verdrängen, nicht bezwingen, wir folgen ihm, führte der Weg uns auch in's Verderben!

Eines Tages trat der Hauptmann vor den Vater und begehrte Rosalien zur Gattin, indem er, wie er hoffe, ihrer Einwilligung gewiß sei, und so mit Entzücken einen Zeitpunkt so bald als möglich herbei wünsche, welcher ihn zu des Rathes Sohne und zu Rosaliens glücklichem Manne machen würde. Der Vater sagte nicht Nein, hätte er es gesagt, so wären beide Mädchen unglücklich gewesen, das wußte er wohl, Rosalie vielleicht mehr, da ihrem leidenschaftlichen Gemüthe jene Ergebung, jene himmlische Duldung fehlte, welche nach seiner Meinung Amalien mit der Zeit ihre Ruhe wieder bringen mußte, und so sprach er nach kurzer Bedenkzeit seine Zustimmung zwar nicht mit Freude, aber mit dem Bewußtsein aus: daß er so und nicht anders handeln könne.

Bald sprach man in der ganzen Stadt von Rosaliens Vermählung. Viele tadelten des Hauptmanns und auch Rosaliens Benehmen. Die Männer entschuldigten ihn, da es bekannt war, daß der Rath seine Verbindung mit der ältern Tochter stets hinausgeschoben habe, bis die jüngere in holder Schönheit aufgeblüht wäre, es hätte so kommen müssen; sie sahen nichts Außergewöhnliches bei diesem Vorfalle, der Rath würde des Hauptmanns Schwiegervater; die stille Amalie werde, da ihre Blüthenzeit vorüber, keine Ansprüche mehr auf Ludwig gemacht haben. Jedenfalls paßten der Hauptmann und seine lebensfrische Braut besser zu einander, und wenn man Etwas bedauern müsse, so wäre dies einzig und allein die Kunst, welche an Rosalien ihre schönste Zierde verliere.

So urtheilte die Welt; sie erinnerte sich nicht mehr an Amaliens Werth, an ihren Reiz, ehe der Kummer ihn verzehrte; von dem, was sie litt, hatte so eigentlich Niemand eine Ahnung, nur ihr Vater — der allein kannte sie und sah, wie der Schmerz um Ludwig ihr das Herz zerriß. Hier war schnelle Hilfe nöthig — Entfernung, Zerstreuung. Tief bekümmert schrieb der Rath an seine in Wien lebende Schwester, stellte ihr die Verhältnisse seines Hauses dar und bat sie dringend, Amalien für eine Zeit zu sich zu nehmen und sie abzuholen, da er ihr den Schmerz ersparen wolle, Zeugin des Glücks und der Vermählung ihrer Schwester zu werden. Er beschwor Frau Z..... Alles aufzubieten, die schwer Getränkte aufzurichten, indem er versprach, selbst nach Wien zu kommen, um seiner Tochter zu folgen, sobald Rosaliens Verbindung vollzogen worden wäre, da er ohne sie nicht leben könne und nur die Furcht, sie zu verlieren, ihn zu dem Entschlusse gebracht habe, sich für einige Zeit von ihr zu trennen — er hoffe viel von dem Einfluß neuer Umgebungen, von der veränderten Lebensweise, endlich auch von ihrem frommen Sinne und ihrer Liebe für den gebeugten Vater.

Seine Schwester, eine vortreffliche Frau, säumte

Digitized by Google

nicht, nach Empfang des Briefes aufzubrechen. Schnell hatte die Eisenbahn ihren Lauf nach G... vollendet und Frau Z..... lag in den Armen ihres Bruders — ihrer lieben Nichten.

Sie erkannte Amalie kaum wieder und sah auf den ersten Blick, daß es hohe Zeit sei, diese zu entfernen. Nach wenigen Tagen war das Nöthige zur Reise geordnet und der arme Vater, welcher diese Zeit über stumm mit rothen Augen herumging, konnte seine Amalie nicht mehr aufhalten. Sein und ihr Muth brach, als er sie beim Abschiede an's Herz drückte und die väterliche Rechte segnend auf dies theure Haupt legte; man trug Amalie mehr als sie ging, in den Wagen. Von ihrer Schwester hatte sie früher ohne Thränen Abschied genommen, sie äußerte gegen ihre Muhme, daß sie Gott lange und viel gebeten habe, ihr Fassung beim Scheiden zu schenken. Sie reichte Rosalien ihre Hand — sie wünschte ihr alles Glück der Welt, und als diese in Thränen aufgelöst zu ihren Füßen stürzte und rief: Amalle hasse mich nicht — vergieb mir! da hob jener Engel sie an die Brust und sprach: Du bist nicht schuldig, auch Ludwig nicht, ihr seid Beide gut, Du wirst ihn mehr beglücken, als ich es im Stande gewesen wäre — er hat die Neigung, mit welcher er einst mir gehörte, auf dich übertragen, bewahre sie, wie ich Euer Andenken bewahre, und vergeßt mich nicht in eurem Glücke!

So schied Amalie. Im Hause war eine Lücke; der Vater empfand ihre Abwesenheit schwer; selbst die Liebenden waren eine Zeit lang trüber gestimmt; so wirkt die Entfernung einer geliebten Person, welche unser Achtung mit sich nimmt, nachhaltig auch auf die heitersten Gemüther.

Die Anstalten zur Hochzeitsfeier brachten ein bewegteres Leben in diesen Kreis, und Rosalie gab sich der Seligkeit, zu lieben und geliebt zu werden, mit Entzücken hin. Jetzt erst, wo sie frei ihr Gefühl zeigen durfte, erkannte der Vater die Stärke dieser Hingebung und des Hauptmanns glühende Leidenschaft für seine holde Braut, welcher den Tagen Flügel wünschte, die noch zwischen ihm und dem Besitz Rosaliens lagen.

Während hier das Glück der Liebe seinen Sitz aufgeschlagen hatte, folgen wir Amalien für einen Augenblick in die Residenz. Wer kennt Wien und wird nicht zugeben, daß das Leben in seinen Mauern einen mannigfaltigen Reiz biete? Wer hat längere Zeit dort gelebt und ward nicht angezogen von seinen Vergnügungen, seinen Kunstgenüssen, von der Lebhaftigkeit seiner geselligen Bewohner, welche jeden Fremden mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit aufnehmen oder ihn auch gar nicht beachten, je nachdem er von Bedeutung oder nach ihrem Sinne ist.

Es war im Oktober des Jahres 1847, als Amalie in der Familie ihrer Muhme zu Wien anlangte. Damals herrschte dort ein eigenes bewegteres Treiben; die Hauptstadt bot für den, welcher sie in jener Zeit besuchte, ein auffallend verändertes Bild durch alle Schichten seiner Einwohner. Das Stück von Weltgeschichte, welches sich im darauffolgenden Jahre entrollte, schien vorbereitet zu werden. Staunend hörte man G.sinnungen aussprechen, welche zu denken man früher kaum gewagt hätte.

Der Geist der Völker war erwacht, er richtete sich mächtig auf, den Moderstaub von seinen Schwingen schüttelnd!

Begeisterung, Ringen nach Freiheit hatte die Jugend ergriffen; was die Studirenden gethan, braucht nicht wiederholt zu werden. Was man auch später verbarb, was bitter geschmäht und von Vielen verdammt gern in den Staub getreten würde, Eins bleibt wahr: wir danken das wenige Errungene nur jener glühenden Schaar.

Amalie wurde durch Frau Z..... mit mehreren ausgezeichneten Menschen bekannt. Ihr Erscheinen in Wien wäre zu jeder andern Zeit vielleicht spurlos vorübergegangen, da der Fröhliche unter Heitern mehr Anklang findet als ein trauerndes Gemüth, und ohne den Wienern nahe treten zu wollen, wird Jeder, der sie genau kennt, gestehen müssen, daß sie unfähig sind, am gebrochnen Herzen zu sterben. Das macht ihr glücklicher leichter Sinn, ihre beneidenswerthe Gabe, dem Leben die freundlichste Seite abzugewinnen. Im oben erwähnten Jahre waren sie mehr ernst und hatten ein offenes Herz für fremde Leiden. Amaliens Schicksal war bald bekannt, das stille Mädchen mit den blassen Wangen, mit dem Engelsblicke — rührte sie; man gab sich Mühe sie aufzuheitern, ihren traurigen Gedanken eine andere Richtung zu geben, ihren heißen Schmerz zu lindern. Ein Offizier hatte das Glück dieses edlen Geschöpfes zu vertreten; das war genug, um Amalien die wärmste Aufnahme überall, wo sie eingeführt wurde, zu bereiten; denn man haßte dort den Soldatenstand, in der Voraussetzung, daß er die freie Bewegung hemmen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Haniſch.

(Fortsetzung.)

Der Graf stand nachdenkend am Fenster; rasch wandte er sich und sagte: ich darf das Gräßliche nicht über mich hereinbrechen lassen; Aufschub will ich — muß ich haben, den kann der Vater mir nicht verweigern.

Und wenn er nach Beweggründen forscht?

Meine Jugend — die Ueberraschung — das Wichtige des Schritts. —

Wenig Gewicht gegenüber der Wagschale des väterlichen Willens.

Soll ich denn nichts wollen?

Bisher ward es so gehalten.

Wenn ich aber wollte?

Wenn Sie wollen dürften! Man gewöhnt sich endlich an's Gehorchen, wie an's Frühaufstehen.

Sie meinen also, Baron —

Digitized by Google

Ich meine nichts, wenn es auf den Willen eines Anderen ankommt. Indessen ist vernünftig nicht zu läugnen, daß eine Ungerechtigkeit darin liegt, auf Kosten eines Anderen etwas zu wollen, auch wenn man ein Recht zu diesem Willen hat. Gehorchen ist des Sohnes Pflicht, sehr wohl! doch nicht minder die des Vaters, nichts zu befehlen, wogegen sich die kindliche Pflicht sträubt.

Der Graf machte einige Gänge im Zimmer auf und nieder. Ich will! sagte er endlich.

Gehorchen?

Gehorchen, wie es dem Sohne ziemt, doch vorher reden zu dem väterlichen Herzen.

Es hat so wenig mit andern Herzen verkehrt, daß es die Sprache verlernt. Doch, Glück zu, und abermals Glück zu! wenn es dem Sohne gelingt, den rechten Ton zu treffen. Nur freilich läßt sich wenig gegen die Wahl des Vaters einwenden, wenn Schönheit, Güte, Reichthum, Stand sich in ihr vereint; am Ende findet sich auch die Liebe.

Sie haben nie geliebt! sagte Graf Emil mit einigem Vorwurfe.

O wohl! antwortete jener ruhig, — und liebe noch; doch nichts ausschließlich. Als ich merkte, daß mir das Herz über den Kopf wachsen wollte, beschäftigte ich es so vielfältig, daß seine Neigung sich auf nichts zu konzentriren vermochte. So habe ich, bei aller Liebe, mir die Ruhe erhalten, und ich möchte Ihnen, lieber Graf, ein Gleiches wünschen.

Wär' ich nicht ich, ich möchte Sie wohl sein! entgegnete der Graf, und verließ das Zimmer.

Im Corridor begegnete ihm der Justitiar mit einem Packe schriftlicher Sachen, die er vorzulegen den Befehl erhalten hatte.

Davon ein andermal, lieber Doktor! sagte Graf Emil; ich kann mir vorstellen, in welcher Angelegenheit Sie zu mir wollen. Machen wir einen Spaziergang. — Sagen Sie, kennen Sie die Gräfin Espen?

Natürlich! antwortete der etwas steife Mann; es fragt sich nur, welche? als da mehrere sind, die unter diesem Titel laufen, nämlich: Frau Gräfin Mama, Comtesse Mimi, Comtesse Flörchen.

Ich meine die mir bestimmte.

Also die letztere. Comtesse Mimi kann es ohnehin nicht sein, weil sie zu großem Verdrusse einen kleinen Verdruß auf dem Rücken hat, und Stiftsdame ist.

Können Sie mir kein Bild von ihr entwerfen?

So zu sagen die Personalien?

Wie Sie es nennen wollen.

Ich will versuchen, aus dem Gedächtnisse ein Signalement aufzunehmen. Gräfin Flörchen ist mehr als mittelgroß, wohlgenährt in allen Theilen; hat dunkle Haare und derlei lichte Augenbraunen, hohe Stirne, volle Wangen, eine ansehnliche, etwas gebogene Nase, runde Lippen, scharfe Zähne, hochblühende Gesichtsfarbe, eine durchdringende Stimme, mit einer sehr geläufigen Zunge verbunden, welch' letztere Eigenschaften ganz dazu gemacht scheinen, ihr Recht vor allen Gerichtshöfen des Landes in Person zu verfechten, wenn dort mündliches Verfahren eingeführt wäre.

Ein sehr anmuthiges Bild!

Anmuthig und muthig! fuhr der Justitiar fort. Sie ist geschaffen, nicht nur das Regiment eines Hauses, sondern einer ganzen Grafschaft zu führen; wie ich denn Gelegenheit hatte, einige Proben ihres Verfahrens in der Ausübung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit zu bewundern, die, ihrer Kürze wegen, überall, außer dem Civilprozesse, zu empfehlen wäre. In Wahrheit, es ist eine heroische Dame, die dem zukünftigen Herrn Gemahle alle Sorgen abnehmen und nie in die Nothwendigkeit versetzen wird, eine eigene oder Virilstimme abzugeben. Sie hat einen so vornehmen, kräftigen Anstand, daß man fast Anstand nehmen muß, in ihre Nähe zu kommen; wie denn auch Jeden, der vor ihr Forum tritt, mit dem besten Gewissen ein sanftes Zittern anwandelt, wie ich aus eigener Erfahrung bewahrheiten kann. Dabei ist sie eine zärtliche Freundin der Katzen, deren mehrere bei Tag und Nacht in ihrer Umgebung sind. Man kann sagen in Summa: Comtesse Flörchen wird gefürchtet und geliebt, wozu noch ein recht ansehnliches Heirathsgut kommt, das, nach dem Hintritte der Parentes, auf das Doppelte anwachsen dürfte.

Herrliche Aussichten! Ich danke Ihnen, lieber Doktor, für die gelungene Beschreibung; Sie malen so lebendig, daß Gräfin Flora leibhaftig vor mir steht. — Sie waren im Auftrage meines Vaters dort; wie weit ging dieser?

Unter einem unpräjudizirlichen Vorwande auf indirektem Wege zu erforschen, ob das gräfliche Haus Espen geneigt sei, zutreffenden Falles mit dem hochgräflichen Hause Grauenstein durch Sponsalien sich näher zu befreunden, und nebenher Notiz von den Personalien und Realien zu nehmen, und mich alles dessen zu vergewissern, was im vorliegenden Falle nöthig und zweckdienlich sein möge, welches Auftrages ich mich, wie diese Papiere besagen, zu voller Zufriedenheit des Herrn Grafen Papa entlediget habe.

Auch ich bin Ihnen dankbar, lieber Herr Justitiar! und an Ihnen wird es durchaus nicht liegen, wenn aus der ganzen Sache nichts wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Paris starb vor Kurzem ein sehr reicher Mann, in dessen Todesanzeige bemerkt war, daß seine Beerdigung des Morgens um 6 Uhr stattfinden werde. Dies ist in Paris eine für Leichenbegängnisse so ungewöhnliche frühe Stunde, daß viele Leute glaubten, es müsse ein Druckfehler zu Grunde liegen; diejenigen aber, welche sich zur bestimmten Zeit im Trauerhause einfanden, überzeugten sich alsbald, daß die Sache ihre Richtigkeit hatte.

Digitized by Google

Der Grund dieser Abweichung von dem herrschenden Gebrauche war folgender:

Der Verstorbene hatte während der letzten Jahre seines Lebens sein Geld und seinen Credit zu Gunsten einer Masse von Freunden und Bekannten verwendet und er war dafür nur zu häufig mit Undank belohnt worden. Als er nun sein Ende herannahen fühlte, kam er auf den originellen Gedanken, alle diese sogenannten Freunde noch auf eine letzte Probe zu stellen und damit eine Belohnung und Bestrafung zu verbinden. Die hierauf bezügliche Clausel seines Testaments lautete folgendermaßen:

Meine Beerdigung soll des Morgens um 8 Uhr präcis stattfinden, wenn ich vom 1. Oktober bis 31. März sterbe, aber um 6 Uhr, wenn ich im Sommerhalbjahre abgerufen werde. Jeder sich zur Begleitung einfindende hat seinen Namen in ein zu dem Zwecke aufliegendes Buch einzutragen und wird acht Tage darauf durch meinen Notar ein kleines Legat von 5000 Frcs., wenn es ein Herr, und von 8000 Frcs., wenn es eine Dame ist, ausgezahlt erhalten. Gleichzeitig wird mein lieber Schwager B. so freundlich sein, diesen meinen letzten Willen in einer Zeitung zu veröffentlichen, damit die Vergeßlichen, Undankbaren und Trägen ihre Strafe bekommen.

Von den vierhundert Personen, denen die gedruckte Todesanzeige durch die Post zugesandt worden, fanden sich nicht mehr als neunundzwanzig ein, die nicht wenig verwundert waren, als ihnen ein Buch vorgelegt wurde, mit der Bitte, ihre Namen in dasselbe einzutragen. Noch größer war ihr Erstaunen, als acht Tage darauf der Notar sie um ihren Besuch bitten ließ, ihnen, nachdem sie alle versammelt waren, die sonderbare Testamentsclausel vorlas und dann Jedem ein bereitliegendes Couvert einhändigte, welches das unverhoffte „Souvenir" enthielt. Auf Antrag des einen Betheiligten haben die neunundzwanzig Erben beschlossen, jeder 1000 Frcs. zu einem würdigen Grabdenkmal für den verstorbenen Freund beizusteuern und darin eine lateinische Inschrift anbringen zu lassen, welche der Nachwelt den Ursprung des Denkmals verkündet. Als Curiosum sei noch erwähnt, daß von den fünf Neffen und Nichten, denen das große Vermögen des Erblassers zufällt, zwei beim Begräbniß gefehlt haben.

In Manchester ist vor wenigen Tagen eine schauderhafte Mordthat vorgefallen, eine Art Schicksalstragödie. Ein Mann, Namens Taylor, der früher in bessern Umständen gewesen zu sein scheint, dann er bewohnte ein Haus, für das er 50 Pf. Sterling Miethe zahlte, lauerte in Gesellschaft seiner Frau seinem Miethsherrn auf der Treppe auf und erstach ihn. Mann und Frau wurden sogleich nach vollbrachter That verhaftet: aber statt über die rasche That erschrocken zu sein, bemerkte ersterer gegen die ihn verhaftenden Polizeibeamten mit Befriedigung: „Gott sei Dank, daß ich dies vollbracht habe. Hier ist der Schlüssel zu meinem Hause. Sucht in der rückwärtigen Schlafstube, dort werdet ihr noch anderes finden!" Und was fand man? Drei Kinder aus seiner ersten Ehe, todt auf dem Boden liegend, sauber in ihre Nachthemdchen gekleidet, eins neben dem andern, ohne daß eine Spur von Gewaltthätigkeit an ihren Körpern zu entdecken gewesen wäre. Ob sie durch Hunger oder Gift getödtet wurden, wird die Leichenschau zeigen. Aus bloßer Noth sind sie schwerlich verkommen; denn Vater und Mutter trugen sehr anständige Kleider am Leibe, und letztere erschien sogar mit einiger Sorgfalt gekleidet vor dem Untersuchungsrichter. Was aber vereleidete sie zu der schaudervollen That? Man weiß vorerst nur Folgendes darüber: Taylor hatte vor längerer Zeit seinen Hausherrn Mellor gebeten, ihm einen schadhaften Herdkessel ausbessern zu lassen. Allein Mellor weigerte sich dessen. Wenige Tage darnach sprang der Kessel und tödtete eins von Taylor's Kindern. Die Sache kam vor Gericht, und obwohl es sich herausstellte, daß der Hausherr nicht zur Reparatur des Kessels verpflichtet war, verwies ihm die Jury doch seine Weigerung, die ein Menschenleben gekostet hatte. Darüber erbost, wurde Mellor, wie es scheint, gegen seinen Miether nur noch hartherziger, und als dieser im nächsten Quartal die Miethe nicht zahlen konnte, schritt er zur Pfändung. Dies scheint den Groll Taylor's bis zum Aeußersten getrieben zu haben und die Veranlassung zur Ermordung seines Peinigers und seiner Kinder gewesen zu sein. Das Geheimniß wird sich in den nächsten Tagen aufklären.

(Damenpolitik.) Die Berliner Montagsztg. schreibt: Eine etwa 50 Jahre alte, geistvolle Hofdame äußerte kürzlich in einer Gesellschaft, in welcher sich mehrere hohe Staatsbeamte befanden und die Politik des Tages besprochen wurde: „Ach, wie beneide ich Kurhessen!" — und fügte, als dieser Seufzer begreiflich allgemeines Erstaunen hervorrief, hinzu: „Ich wünschte auch die Herstellung meiner Verfassung von 1831.

Eine der merkwürdigsten Substanzen, welche in der Londoner Ausstellung zu sehen sind, ist ein neues Material, nach seinem Erfinder „Parkisine" genannt, das aus einer Mischung von Chloroform und Ricinusöl gemacht, so hart wie Horn und so biegsam wie Leder wird; es kann geschmolzen, gestempelt, bemalt, gefärbt und geschnitzt, dabei in jeder Quantität billiger (?) als Gutta-Percha hergestellt werden.

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 68. Sonntag, den 8. Juni. 1862.

Eine Künstlerin.

Erzählung von Antonie Thaler.

(Aus dem „Phönix".)

(Fortsetzung.)

Amaliens Muhme war eine von den verständigen Frauen, welche in jeder Lage, in jedem Verhältnisse sich zurecht finden; sie wußte, daß rauschende Zerstreuungen ihrer Nichte nur wehe thun würden, aber sie und ihre gewählten Freunde pflegten mit Zartheit Amaliens wundes Gemüth, und so fand diese nach und nach jene Fassung wieder, welche wir der Gesellschaft gegenüber beobachten müssen. Von ihrem theuren Vater kamen oft Briefe, jeder bewegte sie sichtbar, ein Zittern befiel sie, wenn sie las, als fürchtete sie Etwas zu hören, was sie nicht ertragen könnte. Sie selbst schrieb niemals; die Muhme setzte ihren Bruder in genaue Kenntniß von Amaliens Befinden, da sie es nicht für gerathen fand, diese selbst schreiben zu lassen, um ihrem Schmerz keine Nahrung zu geben. So vergingen einige Monden; Amalie wagte nie die Frage, ob Rosalie vermählt sei; sie glaubte, man wolle es ihr noch verbergen.

Eines Abends erhielt Frau Z.... einen Brief von ihrem Bruder, welcher sie sichtbar ergriff. Lies selbst, theure Nichte, sagte sie zu Amalien, und theile meine Ueberraschung.

Amalie las in heftigster Aufregung folgende Zeilen: Bringe mir so bald als möglich meine Tochter zurück — in wenigen Tagen geht Ludwigs Regiment nach Italien — statt, wie ich gehofft, Rosalien an den Traualtar zu geleiten, trifft ihn beinahe zugleich mit seiner lang ersehnten Heirathsbewilligung der Befehl abzurücken. Rosalie ist außer sich vor Schmerz — ebenso Ludwig. Meine Tage sind gezählt, ich kann nun unmöglich länger ohne Amalie leben, sie kehre denn heim an unsere verwaisten Herzen.

So sollte Amalie wieder zurück an den Ort, wo sie einst so glücklich gewesen, wo sie so viel Leid erfahren, sie zauderte nicht einen Augenblick, und wenn sie auch ungern ihren jetzigen Aufenthalt verließ, der Vater wünschte es — und sie ging.

Nachdem die Muhme sich genau unterrichtet, ob Ludwig fort, begleitete sie Amalie in des Vaters Arme.

Wie glücklich er war, als sie wieder wie ein guter Geist im Hause waltete, wie er wieder neu auflebte in seinen alten, lieben Gewohnheiten! — Amalie konnte ihre Schwester nicht ohne Schmerz betrachten, was mußte sie gelitten haben! wie war das lebensfrohe, heitere Mädchen so ganz und gar verwandelt! Wie war sie theilnahmlos in sich versunken! Amaliens edles Herz zeigte sich hier im schönsten Lichte, denn sie bot Alles auf, ihre Schwester zu zerstreuen, sie vergaß sich und ihren Kummer in dem Bestreben, Rosalien tragen zu helfen. Diese schien nur dem Entfernten zu leben, seine Briefe, ihre Antworten, das waren ihre einzigen Lichtpunkte in ihrem jetzigen Leben, alles andere hatte seinen Werth für sie verloren. Auch die Kunst, denn seit dem Abschiede von ihrem geliebten Ludwig hatte sie keine Taste mehr berührt. Dem Vater, welchen Rosalie durch ihre Neigung zu dem Hauptmanne seinen Lieblingsplan, ihre Künstlerlaufbahn, zerstörte, war dieses Verstummen, dieses gänzliche Sichlosreißen von ihren Studien unerträglich, um so mehr, als jeder Versuch, sie wieder für die Tonkunst zu gewinnen, scheiterte; sei es, daß das Weh der Treunung ihre Fähigkeiten lähmte, oder irgend ein schwer zu errathender Grund sie bewog, ihren Flügel zu meiden, und der Rath sah in dem Hauptmanne den Urheber häuslicher Zerwürfnisse, sowie den Mann, welcher seiner begabten Tochter Geschick — in den Weg getreten war.

Die Ereignisse der Märztage 1848 nahmen Rath Brunnfeld's vollste Theilnahme in Anspruch. Der Tag,

Digitized by Google

an welchem er das schwarz-roth goldene Banner hoch in den Lüften tragen und flattern sah, war für den durch und durch deutschen Mann ein Tag der Wonne! Seine Gesinnungen, welche mit denen seiner ehemaligen Amtsgenossen niemals im Einklange gestanden, zu ehren, versammelten sich die Studirenden eines schönen Tages vor seinen Fenstern und brachten, die deutsche Fahne schwingend — ihrem früheren Studien-Direktor, oder wie Brunnfeld sich ausdrückte, „Lern-Ueberwacher" ein Ständchen — zuerst das deutsche Lied aus voller begeisterter Brust singend, und als der Rath tief bewegt an's Fenster trat — da jubelte und jauchzte die Menge, indem sie seinen Namen rief, und als endlich ein junger, schöner Mann hervortrat mit der bescheidenen Bitte: Fräulein Rosalie möge ihren Wunsch gewähren und die deutsche Weise spielen, da trat der Vater mit Jünglingsfeuer vor sein Kind und rief: Rosalie, weihe dein Leid dem Liede deines Vaterlandes! und das träumerische Mädchen griff in die Saiten mit kunstfertiger Hand, die einfachen Töne so gefühlvoll wiedergebend, daß unten hundert und hundert Stimmen sich erhoben, ihr ein lautes Dank, Dank! zuzurufen.

Die kriegerischen Begebenheiten schoben Rosaliens Verbindung mit dem Hauptmanne immer weiter hinaus; der Sommer kam, und Ludwig, welcher mit den Waffen in der Hand Italien durchzog, schrieb immer seltener, immer weniger, bald waren es nur ein Paar Zeilen, auf welche Rosalie in Todesangst wochenlang harren mußte. Seine Briefe, welche zuerst das Gepräge der tiefsten Trauer, des wahrsinnigsten Trennungsschmerzes trugen, wurden später, als sein Geist ruhiger wurde, Rosaliens Entzücken! Er schwelgte in der Erinnerung an sie, so schrieb er, nur der Gedanke, daß sie das Ziel seiner Sehnsucht, seiner Wünsche, ihn liebe — mache ihm sein Leben erträglich. Er bat sie, seiner nicht zu vergessen, ihm ihre Neigung treu zu bewahren, sie sei der Engel seiner Tage, ihr verdanke er jede bessere Regung, jedes Gefühl des Schönen und Guten.

Nach und nach hörte Ludwig auf viel zu schreiben, es mangelte ihm im Felde wohl die Zeit hierzu, doch gab es Augenblicke, wo es Rosalien schien, Ludwig glühe nicht mehr wie ehedem. Der Vater stellte ihr umsonst vor, daß der Krieger im Felde vor Allem dem Rufe der Ehre folgen müsse, aber ihre heiße Brust fand nicht Ruhe und der Gedanke, daß Ludwig steter Todesgefahr ausgesetzt sei, verscheuchte wie ein Schreckbild ihren Schlummer.

Ein Jahr entwich, der Feldzug neigte sich zu Ende. Ludwig war unversehrt dem Schlachtengetümmel entkommen; zum Oberstwachtmeister befördert, und seine anerkannten heldenmüthigen Waffenthaten lohnte ein Kreuz auf der linken Brust.

Doch den Mann, welchen der Kugelregen verschonte, hatte das Lagunenfieber gepackt mit eisiger Gewalt, Ludwig war krank und sah seine Kräfte täglich schwinden. Man hatte ihn vom Kriegsschauplatze entfernt und ihn nach Meran gebracht, um daß seine geschwächte Gesundheit in der milden Luft jener reizvollen Gegend erstarke.

Die stattgehabten Erfolge des österreichischen Heeres sowie die noch anhaltenden Wirren in den Staatsverhältnissen nahmen die Aufmerksamkeit der Bewohner von G... zu sehr in Anspruch, als daß die beiden Schwestern Brunnfeld noch wie vor das Tagesgespräch angeregt hätten. Sie lebten still und traurig bei ihrem Vater, welcher, wie er sich vernehmen ließ, an einer neuen Schlafhaube für den deutschen Michel arbeitete, da er den schönen Traum von Deutschlands Einheit immer mehr und mehr verflattern sah.

Von Ludwig waren in letzterer Zeit wieder häufiger Briefe gekommen, er war leidend, seine Zeilen klangen wie die Worte eines Lebensatten, eines von bitterer Täuschung Durchdrungenen. Sei glücklich, schrieb er Rosalien, ich kann es nicht mehr sein, meine Gesundheit ist untergraben, ich siehe an Leib und Seele; der Krieg hat mich rauh gemacht — ich habe dem Tode kühn in's Auge geblickt — er scheute sich vor dem Kampfbereiten, jetzt muß ich ihm jeden Tropfen Blutes langsam opfern — weil es mir nicht gelang, dieses auf dem Schlachtfelde zu verspritzen; — ich habe vor meinem Ende nur einen Wunsch, den, dich noch einmal sehen zu können. —

Rosalie war niedergeschmettert von dieser Nachricht. Glücklich? rief sie, o Ludwig! ich glücklich, ohne Dich! Diese zwei Worte dünkten ihr inhaltsschwer und eine bange Ahnung verfolgte sie unaufhörlich, sie sollte in Erfüllung gehen.

Nach mehreren Wochen kam Ludwig in G... an. Er hatte die Reise mit unsäglichen Beschwerden langsam mit Rastagen zurückgelegt, er war krank und sehr herabgestimmt. Er schleppte sich mit großer Anstrengung die wohlbekannte Stiege hinauf zur Wohnung des Rathes. Rosalie stürzte ihm entgegen, sie schluchzte laut, sie tauchte die großen glühenden Augen mit der Sehnsucht der Liebe in die seinen, umfing ihn mit beiden Armen und sank dann ohnmächtig zur Erde herab. Zu schwach, um ihr als Stütze zu dienen, rief er den Vater — Amalien. Er zitterte, als er diese erblickte und fiel todtenbleich in einen Stuhl.

Das Fieber hatte ihn wieder mit solcher Gewalt ergriffen, daß er nach seinem Wunsche schnell in einem Wagen nach dem Gasthofe, wo er abgestiegen war, gebracht werden mußte, und als Rosalie zu sich kam, war Ludwig nicht mehr da. So endete das erste Wiedersehen, welches Rosaliens glühende Einbildungskraft sich mit den lieblichsten Farben lange vorher ausgeschmückt hatte. Jetzt saß sie da, und Thräne um Thräne perlte von den langen Wimpern, sie warf sich an des Vaters Brust und sprach:

Vater, Ludwig liebt mich nicht mehr, er ist kalt, er ist ein Anderer geworden, sein Auge sagte mir nichts mehr, seine Liebe hat der Strom der Zeit hinweggerissen

Digitized by Google

— o, die Qual, welche mich durchbebt, wird mich wahnsinnig machen! —

Kaum wußten der Vater und Amalie, ob das eben Gehörte nicht wirklich Wahnwitz sei; so überraschten diese Ausrufungen, diese Klagen Rosaliens, ihre Sinne.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Haniſch.

(Fortsetzung.)

Es wird! es wird, Herr Erbgraf! bereits iſt mir der hohe Befehl geworden, die Ehepakten vorläufig zu entwerfen.

Entwerfen Sie immer zu! Entwürfe laſſen ſich ändern.

Ich bin ſo fertig in dergleichen Angelegenheiten, daß es wenig oder gar keiner Aenderungen bedürfen wird.

Ich kenne Ihre Geſchäfts-Gewandtheit; aber die Sachen ſelbſt nehmen oft eine andere Wendung. — Eins noch beantworten Sie mir, lieber Doktor, aber aufrichtig: würden Sie, wenn Sie in meinem Falle wären, Gräfin Flörchen heirathen?

Das iſt ein Caſus, in den ich mich zu verſetzen nicht im Stande bin.

Poſito, Sie wären für Ihre Perſon in dem Falle, ein Weib zu nehmen, und Flörchen wäre im Vorſchlage, würden Sie in die Sache eingehen?

Unter gewiſſen Bedingungen, die mir den Rücken deckten und den Kopf freibielten, vielleicht! Obwohl ich froh bin, nicht wirklich in dieſer Benöthigung zu ſein.

Nochmals meinen Dank, Doktor, in jeder Beziehung. Laſſen Sie die Papiere auf mein Arbeitszimmer legen, wir ſprechen uns ſpäter über den Inhalt. Adieu!

Graf Emil war ſchwer verletzt über die gänzliche Hintanſetzung ſeiner Perſon bei einer Wahl, die nicht einmal den Beifall des Unterhändlers hatte. Ein leichter Vergleich mit dem Bilde der Gräfin und dem Engel, der aus einer ſchöneren Welt herabgeſtiegen zu ſein ſchien, um die Erde wieder zum Paradieſe umzuwandeln, dieſer Vergleich ſagte ihm, was er zu gewinnen und zu verlieren hatte. Er legte die Hand auf das ſchlagende Herz und trat mit Feſtigkeit in das Zimmer des Vaters, der ihn mit ſtrengem Geſichte und mit den Worten empfing: ich glaubte Dich mit dem Inſtitiar beſchäftigt.

Mein theurer Vater! begann Emil ſo gefaßt als möglich, ich komme, eine kindliche Bitte an ihr Herz zu legen.

Ich bin bereit, ſie anzuhören, ſagte der Graf; nur erwarte ich, daß ſie nicht gegen die projektirte Mariage gerichtet iſt.

Dann habe ich nichts zu bitten, verſetzte Emil.

Sehr kurz ab, was ich ſeit kurzem mißliebig bemerke, entgegnete jener. Ich befehle Dir jetzt, zu bitten.

Kann ich unter ſolchen Vorausſetzungen Gewährung hoffen?

Du haſt zu bitten, ich zu entſcheiden.

Wohlan, ich gehorche, mein Vater! Mein Bitte iſt einfach dahin gerichtet, mich für den Augenblick mit allen Heirathsprojekten zu verſchonen.

Die Sache iſt bei mir beſchloſſen und bereits eingeleitet. Vernünftige Gründe haſt Du nicht entgegenzuſetzen, auch wenn ich ſo nachgebend wäre, Dir ſolches zu erlauben. Das Haus Espen iſt ehrenhaft und reich, die junge Comteſſe, Deine zukünftige Gemahlin, eine Dame von gutem Aeußern und hohem Geiſte; nach reiflicher Ueberlegung unter allen gräflichen Häuſern die vortheilhafteſte Partie. Was könnteſt Du dagegen einwenden, auch wenn Dir eine Einwendung zuſtände?

Das Letztere iſt wohl nicht in Zweifel zu ziehen.

Einwendungen von Deiner Seite?

Von der dabei am meiſten betheiligten Seite; weil es ſich zunächſt um das Glück meiner Zukunft handelt.

Das durch dieſe Verbindung vollkommen geſichert iſt.

Nach meinen Begriffen nicht.

Ich muß Dir anrathen, Deine Begriffe den meinigen anzupaſſen, die über Dein Glück zu entſcheiden haben.

Nicht unbedingt.

Wie? Seit wann iſt es Sitte in unſerm Hauſe, dem Familienhaupte Bedingungen zu machen in Angelegenheiten, die den Glanz deſſelben und die Erhaltung ſeiner Würde betreffen? Du vermählſt Dich mit der Fiera von Espen, und ſuchſt mit ihr ſo glücklich als möglich zu werden, das iſt mein Wille.

Dem ich nicht gehorchen darf! entgegnete feſt der Sohn.

Wie? rief der Graf zornig, — nicht darf? Wer iſt es, der Dich hindern darf, mir zu gehorchen?

Die eigene Ehre, die untheilbar iſt, und von Niemand vertreten werden kann. Ein Graf von Grauenſtein läßt ſich nicht zwingen in die Ehe.

Ah ſo! verſetzte der alte Herr mit hochaufgezogenen Augenbrauen, Du willſt eine geſchickte Wendung nehmen, um das Spiel auf ein anderes Feld zu führen; doch, mir ſtehen Mittel zu Gebote, auch dieſen Entwurf zu beſeitigen. Auch meine Ehre kommt in Anſchlag, und die hat eine überall geltende Superiorität vor der Deinigen.

Sie ſind um den Glanz unſeres Hauſes und ſeine Fortdauer, nicht um das Herzensglück des Sohnes beſorgt, der ohne dieſes Glück nicht Glanz und Schimmer achtet. Ich bin der letzte meines Stammes, wie, wenn ich erklärte, unverehelicht zu bleiben; wer könnte etwas dagegen einwenden?

Ich enterbe Dich!

Das Geſetz muß mich in meinem guten Rechte ſchützen.

Hinaus! rief Grauenſtein wüthend, — hinaus! auf Dein Zimmer! und komme mir nicht mehr unter die Augen, als flehend, demüthig, Dich unterwerfend.

Digitized by Google

Er stürmte in's Nebengemach.

Emil stand ruhig, seine Blicke fielen auf das Bild seiner Mutter, das mild lächelnd herabschaute auf ihn. O Mutter! sagte er weich, — mein Herz hätte eine warme Fürsprecherin. So steht es allein in diesen starren Wänden, die nur selten einen Glücklichen sahen, denn auch Du warst nicht ganz glücklich! — Und dennoch — so hart er ist, — im tiefen Innern ruft es: Du gingst zu weit, Du hättest ihn nicht kränken sollen, den kaum Genesenen. — Wenn Die nicht mein wird, mein werden kann, die mein Herz erwählt hat, so ist es gleichgültig, wer den Namen meiner Gattin trägt.

Er ging in seine Gemächer mit dem Vorsatze, hier ruhig die Folgen abzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein literarischer Fund von großer Bedeutung ist vor Kurzem in Paris gemacht worden. Bei einer Nachforschung in der dortigen Bibliothek kam nemlich dem gelehrten belgischen Historiker Kervyn de Lettenhove die Selbstbiographie des Kaisers Karl V. in die Hand, nach welcher schon lange Nachforschungen angestellt worden sind, seitdem Professer Arendt in Lättich den Nachweis geliefert hatte, daß dieses interessante Werk wirklich bestanden habe und wahrscheinlich noch irgendwo existire. Der vertraute Geheimschreiber Karls V., der Flamänder van Male, gab hiefür den ersten Anhaltspunkt, indem er am 17. Juli 1550 an einen Freund schrieb: „Der Kaiser habe während der Schifffahrt von Mainz aus rheinaufwärts, angelockt von der Muße, alle seine Fahrten und Thaten vom Jahre 1515 an bis zur Gegenwart beschrieben. Das Büchlein sei wunderbar nett und artig mit großer Kraft des Geistes und der Beredsamkeit geschrieben." — Durch die aufgefundene Schrift wird diese Mittheilung bestätigt. Der Kaiser sagt nemlich darin in einem vorausgeschickten Brief an seinen Sohn: er habe diese Selbstbiographie auf der Rheinfahrt 1550 begonnen, in Augsburg fortgesetzt und in Innsbruck 1552 vollendet — nicht aus Eitelkeit, sondern um seine Fehler zu zeigen. Das Büchlein ist in hohem Grade bedeutungsvoll. Der Kaiser erzählt z. B., wie lange ihn der Papst und andere Gesandte gedrängt hätten, der Reformation Widerstand zu leisten, wie der Entschluß in ihm festgestanden, die protestantischen Fürsten auf Tod und Leben zu bekämpfen ꝛc. Ohne Zweifel wird das merkwürdige Kaiserbüchlein jetzt bald im Drucke erscheinen.

Eine eigenthümliche Augenkrankheit herrscht gegenwärtig unter dem 5. Bataillon der Jäger zu Fuß, in Garnison zu Paris. Als dieses Bataillon vor einigen Monaten zu Vincennes in Garnison stand, wurde eine große Anzahl von Leuten desselben von derselben befallen. Abends, wenn die Dämmerung einbrach, konnten sie plötzlich nicht mehr klar sehen, und während ihre von dem Uebel nicht befallene Kameraden in der Kaserne, wo sie die Wache hatten, frei ab und zu gingen, konnten sie selbst keinen Schritt allein thun, ohne an der Hand geführt zu werden. Seit der Ankunft des Bataillons zu Paris sind nun mehrere ähnliche Fälle vorgekommen, und wenn die Nacht eintritt, müssen die Betroffenen sich gegenseitig die Hand reichen und von einem ihrer gesunden Kameraden an der Spitze geführt werden. Die Augen der an dieser Hemeralopie Leidenden zeigen übrigens durchaus kein Krankheitssymptom. Mit dem Wiederanbruch des Tages erhalten sie auch ihre Sehkraft wieder. Gefahr soll keine obwalten, und die Aerzte studieren das Uebel, dessen man Meister zu werden hofft, jetzt in seinen Ursachen und Wirkungen.

Historisch merkwürdige Zahlen und Buchstaben-Combinationen. Napoleon wurde als Kaiser der Franzosen in Paris gekrönt im Jahre 1805. Diese Zahlen neben einander addirt, geben 14. Entthront wurde er in Paris 1814. Die Zahlen neben einander addirt, geben abermals 14. Vierzehn aber von Vierzehn subtrahirt, gibt: Nichts, oder im Lateinischen Nihil. Dieses Nihil bilden aber auch die Anfangsbuchstaben der Namen:

Napoleon,
Joachim,
Hieronimus,
Joseph,
Ludwig,

Nihil;

so wie die Anfangsbuchstaben von:

Prussia (Preußen),
Austria (Oesterreich),
Russia (Rußland),
Inghilterra (England) und
Suecia (Schweden), als die Namen der Mächte, denen Napoleon in Paris erlag, das ihm so verhängnißvoll gewordene Wort:

Paris bilden.

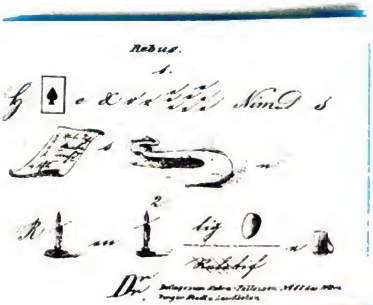
Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 65.

Am 21. Mai 1809 war die Schlacht bei Aßpern und Eßlingen.

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google


Rebus.
1.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 69. Dienstag, den 10. Juni. 1862.

Eine Künstlerin.

Erzählung von Antonie Thaler.

(Aus dem „Phönix".)
(Fortsetzung und Schluß.)

Sei ruhig, Kind, sprach begütigend der würdige Vater, Ludwig ist ja krank; hat er sich nicht dir zu Liebe mit großer Mühe und Aufopferung hieher begeben? Kannst du verlangen, daß er glühe, wenn das Fieber ihm das Blut gerinnen macht? Bist du nicht verständig genug, um einzusehen, daß man vor Allem gesund sein müsse, gesund an Leib und Seele, um lieben zu können? Die Gräuel des Krieges haben seinen frohen Muth umdüstert, sein Gefühl ist in dem rohen Treiben abgestumpft; durch Entbehrungen von jedem Genuß, welcher den Geist stärkt und lichtet, und hauptsächlich durch seine körperlichen Leiden ist Ludwig heruntergebracht und sollte tändeln wie ein Knabe? Laß ihn zuerst in der heimathlichen Luft — auf unserer ehrlichen deutschen Erde sich erholen, und dann sieh, ob er dich noch liebt.

Rosalie antwortete nicht — die martervollsten Gedanken bemächtigten sich ihrer Seele, sie zählte die Stunden in banger Unruhe, Ludwigs leerer Blick hatte sie unselig getroffen.

Von nun an sah Rosalie ihren Bräutigam nur selten, die Krankheit fesselte ihn an das Bett, die Aerzte zuckten die Achseln und meinten, hier wäre nichts zu machen, die Natur allein könne wirken, ihr Wissen vermöge dieses Uebel nicht zu heben. Hie und da verließ Ludwig sein Zimmer, um sich matt und mühsam in das Haus des Rathes zu begeben. Rosalie hatte Recht gehabt, Ludwig war nicht mehr derselbe, düster, einsilbig, bitter bis zur Unart, zerfallen mit sich und den Menschen, schien er vergessen zu haben, daß Rosalie seine Braut, seine Wonne gewesen! Sie versuchte umsonst das frühere Verhältniß herzustellen, Alles, was ihre leidenschaftliche Liebe, ihre Zartheit ihr eingeben konnte, verschwendete sie an Ludwigs so ganz verändertem Wesen, und wenn sie in Klagen ausbrach und mit tiefem Weh der schönern Zeit gedachte, an die Stunden ihn erinnerte, wo er sie so über Alles geliebt habe, da ergriff er ihre Hand und sprach: Jene Tage sind vorüber, sie kehren nicht wieder, sie waren zu schön, als daß eine Wiederholung möglich wäre.

Rosalie erstarrte — in ihrem Busen stritten Unmuth, Zweifel und Schmerz, den heftigsten Kampf. War das noch der Mann, dem sie Alles geopfert? dem zu Liebe sie ihrer Schwester Mißtrauen, ihres Vaters Unwillen, das zweideutige Urtheil der Welt ertragen? Sie liebte ihn immer gleich, jetzt, wie in ihren Frühlingstagen, als noch keine Trennung zwischen ihrem Glücke lag — krank und unfreundlich, wie Ludwig sich zeigte, fühlte sie nicht das geringste Abnehmen ihrer Neigung zu ihm, sie wäre vor dem Gedanken, sich mit diesem Manne zu verbinden, nicht zurückgebebt, der kaum mehr ein Schatten von dem war, was er gewesen.

Am meisten erfüllte sie die Wahrnehmung mit Schauder, daß Ludwig es auffallend vermeide, mit ihr allein zu bleiben, ihrem Scharfblicke entging es nicht, daß er mit einer sie tief verwundenden Gewandtheit seit dem Besuche, wo er obige Worte gesprochen, Alles aufbot daß der Vater oder Amalie blieben; es befiel ihn eine Angst, ein Zittern, so oft Jemand das Zimmer verließ, und als eines Tages seine Bemühung vereitelt wurde, er sich mit Rosalien allein sah, da langte er nach seinem Hute und eilte — den Säbel in der Hand tragend, so schnell es ihm bei seiner Schwäche möglich war, fort.

Rosaliens Blicke folgten dem Geliebten mit dem Ausdrucke namenlosen Schmerzes — dann legte sie beide Hände auf die hochwogende Brust und rief: Alles ist aus! Ludwigs Liebe ist todt! Mein Glück schwand, sowie es kam — ungeahnt, unverhofft — es war zu schön!

Digitized by Google

es war zu rein — es iſt zurückgekehrt zu ſeinem göttlichen Urquell! — — —

Der Vater mit Amalien traten ein. Beim Anblicke ihrer Lieben raffte ſich Roſalie auf mit der ihr eigenen Kraft des Geiſtes, keine Klage kam über ihre Lippen, nur die Bläſſe ihrer Wangen ſagte, wie ſie leide, und das Glühen ihres dunklen Auges verrieth die innere Aufregung.

Nach einigen Wochen, während welchen der Rath einigemal Ludwig beſucht hatte und ihn ſehr übel fand, erhielt der Erſtere einen Beſuch von Ludwig's Freund, welcher im Auftrage des Kranken den Rath erſuchte: Er möge die dringende Bitte erfüllen und mit Amalie ſich zu ihm verfügen, da er ſich ſehr krank fühle und vor ſeinem Ende Amalien zu ſehen wünſche. Der treue Freund wich nicht eher, bis der Vater es verſprochen.

Niemand glaubte noch an Ludwigs Verluſt, und der alte Herr ſah in dem Begehren einen von jenen ſeltſamen Wünſchen, welche bei Leidenden dieſer Art nicht ungewöhnlich ſind; es galt jetzt nur, Amalien zu dieſem Schritt zu bewegen, und ſeiner jüngern Tochter die Sache zu verſchweigen. Das Letztere gelang beſſer, als er ſich vorſtellte, aber Amalie weigerte ſich lange, dieſen Gang zu machen — ihre ahnungsvolle Seele ſagte ihr nichts Gutes, denn mehr als Vater und Schweſter hatte ſie Ludwigs Abzehren bemerkt, nur der Gedanke, daß es vielleicht ſeine letzte Bitte wäre, beſtimmte ſie, ihren Vater zu begleiten, und ſo folgte ſie ihm — zitternd, mit bange klopfendem Herzen. —

In Ludwig's Vorzimmer angekommen, mußte ſie ſich eine Zeit erholen, ehe ſie nur ſo viel Faſſung gewann, um mit dem Vater einzutreten. Ein ſchwacher Lichtſtrahl drang durch die herabgelaſſenen Vorhänge und ließ den Kranken ſchwer athmend in einem Zuſtande erblicken, welcher wohl keinen Zweifel über ſeinen nahe bevorſtehenden Tod übrig ließ. Amalie ſtieß einen Schrei des tiefſten Schmerzes aus — alle ihre Liebe, die ſie jahrelang ihm geweiht, jahrelang unterdrückt hatte, erwachte bei ſeinem Anblicke, bei dem Gedanken, ſie ſähe Ludwig zum letztenmale! Er ſchaute auf — er ließ ſeine eingeſunkenen Augen mit einem Ausdrucke von Milde auf Amaliens Geſtalt ruhen, welcher ihm jetzt fremd geworden war; er reichte ihr die matte Hand — Amalie, ſprach er leiſe, ich danke dir, daß du gekommen biſt, mir iſt jetzt wohl — vergib mir das ſchwere Leid, welches ich Dir zugefügt habe, und bete für mich — gib deiner Schweſter dieſen Verlobungsring zurück — ſie möge glücklich ſein — könnte ich noch einmal ihre ſüßen Töne hören. Lege Deine Hand auf mein Herz, daß ich Deine Nähe beſſer fühlen kann.

Immer ſchwächer und unverſtändlicher wurden ſeine Worte, die Beſinnung verließ ihn — — der eintretende Arzt winkte dem Vater, Amalien zu entfernen — bald nachher war Ludwig eine Leiche.

Mit kriegeriſchem Gepränge hatte man den Oberſtwachtmeiſter zur Erde beſtattet. Allgemeines Bedauern gab ſich bei dieſem Anlaſſe kund, ſein Tod, noch im blühenden Mannesalter, war eines der Opfer mehr, welches die unruhvolle Zeit erheiſchte.

Ueber ſein Benehmen in letzter Anweſenheit zu G... waren verſchiedene Gerüchte in Umlauf; ein Theil fand in der Kälte, welche er Roſalien gezeigt, die Beſtätigung ſeiner Flatterhaftigkeit, der größte Theil aber meinte, Ludwig habe an der Schwelle des Grabes ſein Unrecht erkannt. Bald hatte man ihn vergeſſen.

* * *

An demſelben Tage, an welchem Ludwig in die Erde verſenkt wurde, ſaßen beide Schweſtern ſtill am Fenſter und hingen ihren trüben Gedanken nach — da tönte plötzlich eine Salve durch die Stille. — Das gilt Ludwig! ſchrie Roſalie auf und ſank bewußtlos in die Arme ihrer Schweſter.

Die Vorſicht, welche man in Brunnfeld's Hauſe beobachtet hatte, ihr Ludwig's Tod zu verheimlichen, unterließ es, Roſalie an dieſem Tage aus der Stadt zu entfernen. Es hätte ganz die gleichen Folgen gehabt, denn ihrem ängſtlich forſchenden Weſen wäre ein Antrag, ſie zu entfernen, zu ſehr aufgefallen, als daß ihr die Urſache hätte verborgen bleiben können.

Jetzt bemühten ſich Vater und Schweſter, Roſalie ins Leben zurückzurufen. Bleich und ſchön lag ſie da — wie Canova's Pſyche! Amalie kniete vor ihr und lauſchte bange bewegt ihrem Erwachen. Endlich, endlich ſchlug ſie die dunklen großen Augen auf. Roſalie, bat der Vater, faſſe dich! häufe nicht Kummer über Kummer auf mein weißes Haar; du biſt eine große Seele, dein Geiſt iſt nicht gebrochen, er wird dir Kraft verleihen, deinen Schmerz zu bezwingen, du wirſt dich erheben, verſprich mir, daß du es willſt, daß du dich nicht wie ein ſchwaches Weib von deinem Herzen allein beherrſchen laſſen wirſt — denk' an die Kunſt — ihr gehörſt du, in ihren weichen Armen wird die Wunde heilen, die ein feindliches Geſchick dir ſchlug — meine Tage ſind gezählt, laß mich dich vor meinem Ende zufrieden, noch glücklich ſehen!

Auf des Vaters liebevolle Worte erhob ſich Roſalie mit unbeſchreiblicher Gewalt — ſie ſah Thränen in ſeinem Auge — es war ſeit ihrer Mutter Tode das erſtemal, daß ſie ihn weinen geſehen — ſie legte ihre Hände in die ſeinen und verſprach, was er begehrte.

* * *

Rath Brunnfeld verließ mit ſeinen Töchtern G..., und zog, ſobald es thunlich war, nach Wien. So feſt er ſich vorgenommen hatte, es im Ausnahmszuſtande nicht zu betreten, ſcheiterte doch ſein Entſchluß an der Liebe zu ſeinen Kindern. Wieder trat ſeine Schweſter vermittelnd zwiſchen die noch aufgeregten Gemüther — und der Friede, welcher für längere Zeit aus dieſem Kreiſe gewichen, kehrte mild und ſchön zurück.

Roſalien ging in dem tonkünſtleriſch großen Wien eine neue Welt auf, dort war es, wo ihr Spiel jene

Digitized by Google

Kunstvollendung erhielt, welche ihre spätern Schritte bezeichnet.

Amalie liebt ihren Ludwig fort und fort, jetzt darf sie es wieder, er gehört ihr, sie lebt seinem Andenken und ihrem greisen Vater. Am Jahrestage von Ludwigs Tode besuchte sie mit ihrer Muhme seinen Grabhügel, dort saß sie lange und vertiefte sich in die Vergangenheit, was noch kommen kann, beirrt sie nicht, ihr Leben ist abgeschlossen. Das Band der schwesterlichen Liebe welches eine Zeit lang zu zerreißen schien, schlingt sich immer fester um Beide. Die Worte des großen deutschen Dichters: Der Tod hat eine reinigende Kraft, bewährten sich hier; die Ruhe nach Stürmen verbreitet ihren Lichtglanz auf drei sich innig liebende Menschen.

Und Rosalie? Dieses seltene Mädchen hat Wort gehalten, sie hat den heißen Schmerz, welcher alle Kräfte ihres Lebens zu verzehren drohte, überwunden und blickt mit Ruhe in die Zukunft. Sie ist durch und durch eine Künstlerseele geworden, das heißt: sie lebt nur für die Kunst, sie liebt nur diese. Sie hat ihre Liebe, ihr Entsagen, die tausend Blüthen ihres Geistes und Herzens in Töne gehaucht, welche mit unwiderstehlicher Macht das Gemüth der Zuhörer ergreifen. Wenn sie am Flügel sitzt, — dann blitzt ihr Auge und ihre Pulse fliegen. Ihr erstes öffentliches Auftreten fand im Jahre 1850 zu Paris statt, der Erfolg war ein außerordentlicher, denn die Franzosen sind schnell begeistert, sowohl für die Tonkunst, als für die Schönheit. Seitdem war ihre Kunstreise ein Siegeszug, welcher in neuester Zeit zu Wien seinen Höhepunkt erreichte.

Obschon ein Stern erster Größe am musikalischen Himmel, ist Rosalie doch ohne Anmaßung, bescheiden und gemüthlich geblieben. Rath Brunnfeld, rüstig und heiter, begleitet sie mit Amalien von Land zu Land. Der freisinnige Mann, der Verfechter des Deutschthumes, findet überall die wärmste Aufnahme. Nichts hat Rosalien bis jetzt, trotz aller an sie ergangenen Einladungen, bewogen, in ihrer Vaterstadt G... zu erscheinen, weil ein Grabstein dort ihre liebsten Wünsche deckt.

Wir werden ihr noch oft begegnen auf der Bahn der Kunst und ihr jene Bewunderung und Theilnahme nicht versagen, welche dieses ausgezeichnete Mädchen in so hohem Grade verdient.

Rosalie ist jetzt glücklich — wie sollte sie es nicht sein, da ein Kranz von allgemeiner Liebe sie umschließt? Nur wenn sie jenes Tonstück, das sie einst im Saale der Gräfin Bergheim spielte, welches noch immer zu ihren schönsten gehört, vorträgt, da zuckt ein leiser Schmerz um ihren ausdrucksvollen Mund, ihr Auge wird feucht und die wogende Brust verräth, daß die Erinnerung noch mächtig an ihr Herz schlägt. Fliegen ihr dann Blumen zu, so nimmt sie immer wie damals weiße Rosen, welche sie an ihre Lippen preßt, indeß ihr Antlitz sich mit Lilienblässe überdeckt.

Die entzückten Zuhörer schreiben diese Erscheinung der geistigen Aufregung während ihres Spieles zu. — Jene aber, welche die Geschichte ihres Herzens kennen, wissen wohl, daß Rosalie, wie so mancher wahre Künstler, erst über die Trümmer ihres Jugendglückes zu dem Ruhesitze wandelte, welcher Anerkennung heißt.

Und so überlassen wir Rosalien der Gunst unserer Mitbürger, wünschend: daß sie der Sonne gleich, ihren Lebenspfad freundlich erhellen möge.

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Graf Grauenstein, gewohnt, nie Widerspruch zu hören, am wenigsten vom Sohne, der bisher unbedingt gehorcht hatte, war über diesen Trotz, wie er es nannte über dieses Anflehnen gegen die väterliche Gewalt außer sich. Wo er, nach seinen Begriffen, Dank erwartet hatte trat etwas, das er nicht geahnt, — der Wille des Sohnes dem seinigen entgegen, und drohte, das mit Sorgfalt entworfene Gebäude einer schimmernden Zukunft im Entstehen niederzuwerfen. Zu viel für seinen Stolz. Woher die Aenderung? Einen äußeren Grund mußte sie haben, denn ihm fiel nicht ein, daß sein starrer Eigenwille allein schon eine Opposition hervorrufen könne. Sollte der Baron — doch der war zu abhängig, um dem Sohne Waffen zu leihen, die auf ihn selbst verwundend zurückfallen mußten. — Oder etwa eine Neigung zu einem Gegenstande unter seinem Stande? Er liebe, wen er will; man kann in solchen Verhältnissen noble Schranken beobachten; aber heirathen darf er nur nach dem Hausgesetze!

Die nächste Umgebung des aufgebrachten Grafen hatte einen harten Stand; er, der nur streng sonst war übte jetzt eine fast unerträgliche Gewalt, die sich sogar auf Pferde und Hunde, sonst seine Lieblinge und geschonter als die Menschen, die ihm dienten, erstreckte. Emil sah von seinem Zimmer aus, wie hart der stolze Mann mit den braven Leuten seines Hofhalts verfuhr, die hülfeheischend zu ihm emporblickten, und seine Seele kämpfte mit dem Entschlusse, den Leidenden zu Liebe dem Willen des Vaters sich zu fügen.

Da rollte in dem entscheidenden Augenblicke der Reisewagen des Generals Wildenhorst, des Bruders der seligen Gräfin, mit vier raschen Postpferden in den Schloßhof, freudig begrüßt von allen, die den freundlichen Herrn darin sitzen sahen, der allein eine Unterbrechung der üblen Laune ihres Gebieters bewirken konnte.

Wie geht's, Kinder? rief er den Dienern zu, die herbeieilten, ihm aus dem Wagen zu helfen; — wie geht es eurem Herrn, dem Grafen? Ich hoffe ihn wieder fest auf den Beinen zu finden. Wo ist Graf Emil? warum kommt mir Niemand entgegen?

Die Leute zuckten stumm die Achseln und traten abseits, als Graf Grauenstein am Portale erschien, um seinen Gast zu bewillkommnen.

Digitized by Google

Ich freue mich, Sie wieder hergestellt zu sehen, lieber Graf! sagte der General; — Sie haben eine scharfe Attake rühmlich ausgehalten; nur der Dienst muß mich entschuldigen, daß ich nicht früher erschienen bin, Sie deßhalb zu beglückwünschen. — Wo ist Emil? verreist?

Er wird später die Gnade haben, von Ihnen empfangen zu werden, erwiederte Graf Greueustein, und führte den General in das Schloß, der aus allem, was er sah und hörte, schloß, daß eine Spannung zwischen dem alten und neuen Kabinette des Hauses obwalte. Dem edlen Kriegsmanne ging nichts über den Familienfrieden; er, dem in der Schlacht freudig das Herz schlug, wenn seine Reiter in den Feind rasselten und dem Siegeswagen Bahn machten, der ihnen folgte; dem der Kanonendonner in der großen Schlachtsymphonie der Contrebaß war, der ernst und kräftig tönte in dem wilden Orchester; dessen ganzes Wesen emporglühte in ritterlichem Eifer bei'm kühnen Angriffe des Feindes, dem er noch nie gewichen, — dieser Mann konnte das kleinste häusliche Zerwürfniß nicht leiden; er scheute, wie der Löwe, das Krähen des Hahnes.

Hier betraf es das gute Verhältniß zwischen Vater und Sohn, das bisher, seines Wissens, nie unterbrochen worden war. Sein Herz, das an dem einzigen Kinde seiner seligen Schwester mit mehr als väterlicher Liebe hing, konnte nicht glauben, daß Emil den Anlaß hiezu gegeben; eher war er geneigt, den Vater, dessen starren Sinn er aus Erfahrung kannte, für den Urheber des Zwistes zu halten, wenn ja einer obwalten sollte. Er war zu geradsinnig, um das lange unentschieden zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Nestroy ist am 25. Mai in Graz gestorben. Er starb Vormittags kurz vor 11 Uhr. Seit einigen Tagen über Blutbeschwerden klagend, fühlte Nestroy sich doch nicht so unwohl, um das Bett zu hüten, sondern setzte die gewohnte Lebensweise fort. Freitag lähmte ihn ein Nervenschlag, daß er Gehör und Sprache verlor. Stündlich verschlimmerte sich der Zustand des Kranken und am 25. trat der Tod ein. Nestroy starb unter schmerzlichen Leiden nach einem 50stündigen Todeskampfe, in seinem eigenen Hause zu Graz. Der Verblichene wird in einem kupfernen Sarg, in Graz vorläufig beigesetzt und dann nach Wien gebracht, um seinem eigenen Wunsche gemäß, auf dem Währinger Ortsfriedhofe, wo Schubert und Beethoven ruhen, in gemauerter Gruft bestattet zu werden. Am Tage der Beerdigung in Wien durfte das Kaitheater geschlossen bleiben. Seine letzte Rolle, seine letzten Worte auf der Bühne, bei Gelegenheit einer Wohlthätigkeits-Vorstellung in Graz waren: „Alles umsonst." Johann Nestroy ist in seinem 60. Lebensjahre gestorben. Sein Vater war der Advokat Johann Nestroy in Wien. Auch der junge Nestroy war anfänglich für die Rechtsstudien bestimmt; aber 1822 gab er plötzlich dieselben auf, um beim k. k. Hofoperntheater ein Engagement anzunehmen. Sein erstes mit Beifall begleitetes Auftreten erfolgte am 9. Dezember als Sarastro in der „Zauberflöte". Im Jahre 1823 wurde Nestroy als Bassist an der Bühne zu Amsterdam engagirt, wo er bis 1824 verblieb. Von hier kam er in die Provinzbühnen zu Brünn, Graz, Preßburg, bis er, immer mehr zu dem komischen Fach inklinirend, im Jahre 1826 zum erstenmale in Wien in der Josephstadt gastirte, endlich 1831 bei dem unter Karls Leitung stehenden Theater an der Wien ein Engagement erhielt. Mit Karl übersiedelte Nestroy in das Theater in der Leopoldstadt. Als Karl starb, übernahm Nestroy im August 1854 die Direktion dieses Theaters, welche er mit großem Erfolg bis zum 30. Oktober 1860 führte. Sein erstes Stück „Lumpacivagabundus" wurde zum Erstenmale am 10. April 1833 im Theater an der Wien aufgeführt. Seitdem hat Nestroy mehr als 60 Stücke geschrieben, von denen sich noch die Hälfte auf dem Repertoire erhalten hat. Nestroy hinterläßt ein Vermögen von 300,000 fl.

Die Reise von Wien nach London und zurück kostet in Folge der eingetretenen Preisermäßigungen auf dem billigsten Wege über Straßburg, Paris, Dieppe und Newhaven (bei Brighton) in der zweiten Wagenclasse 65 fl. 65 kr. ö. W., und dauert 53 Stunden 10 Min. Die Reise über Boulogne und von dort mit dem Dampfer direct nach London kostet ebenfalls nicht mehr, dauert jedoch vier Stunden länger.

(Eine Kunstpause von 1800 Jahren.) Im Amphitheater zu Pompeji, wo eine Theatervorstellung gegeben wurde, als die bekannte Verschüttung dieser großen Stadt im Jahr 79 vor Christi Geburt eintrat, ist seit Kurzem wieder ein Theater eröffnet, zu dessen Besuch der Theaterdirektor, Antonio Langini, durch folgende munitere Ankündigung einlud: „Das Stadttheater in Pompeji wird nächsten Sonntag mit der „Regimentstochter" wieder eröffnet, nachdem unter Direktion des Herrn Quintus Marcius zuletzt „Die Trojanerinnen", Trauerspiel von Seneca, gegeben worden und seitdem die Vorstellungen 1800 Jahre lang suspendirt waren. Ich bitte deßhalb einen hohen Adel und geehrtes Publikum, die meinem Vorgänger bewiesene Gunst auch auf mich zu übertragen, da ich mich nach Kräften bemühen werde, mein Repertoir würdig dem seinigen anzureihen."

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 70. Donnerstag, den 12. Juni. 1862.

Das schlafende Kind.

Welch' Lächeln, welches süße,
Spielt um den kleinen Mund
Als thät' es Himmelsgrüße
Durch diese Lippchen kund;

Wie lieblich und wie traulich
Liegst du in sanfter Ruh',
Wie stimmt's das Herz erbaulich
Sieht deinem Schlaf man zu;

Noch schlummerst du im Glücke
In treuer Eltern Haus
Ahn'st Falschheit nicht und Tücke
Im Weltverkehr heraus;

O, wärst du einst nach Jahren
Im Herzen noch ein Kind!
O, dürft's du nie erfahren
Was Lug und Trug hier sind!

Gg. Ph. Wolpert.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

I.

Die schwarze Schwalbe.

Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Mynheer Claissens, ich meinerseits behaupte und bleibe dabei, daß diese Goelette (oder Goeljet, obgleich ein kleines Schiff, wird für lange Fahrten verwendet und oft zum Seeraub ausgerüstet. Sie führt zwei, fast immer nach dem Schiffsspiegel sich neigende Masten. Die Größe der Goelette ist zwischen 40 bis 100 Tonnen verschieden. Ihr Bugspriet hat eine fast horizontale Stellung) nicht ist, was sie scheint.

Bah, Vater Theunissen, sehen wir doch täglich dergleichen Schiffe aus dem neuen Dok kommen; wahrlich, ich weiß nicht, warum Ihr etwas Besonderes darin findet.

Aber, lieber Freund! schaut Euch doch einmal die Sache recht an. Ihr kennt ja auch wohl Etwas von Schiffen, wie ich hoffe! Euer verstorbener Vater — der Herr sei seiner Seele gnädig! — war ein wackerer Mann, war einer meiner besten Freunde; Euer seliger Vater, sag' ich, hat lange genug die See befahren, als daß er keine Schiffe hätte kennen sollen, und mehr als ein Mal wird er Euch ohne Zweifel den Unterschied zwischen diesem und jenem Schiffe gezeigt haben.

Freilich, Vater Theunissen; und trotz alle Dem...

Nun, nun, hört einmal mir zu. Von der Bauart des Fahrzeugs will ich mit Euch nicht sprechen; Ihr seht hinreichend an seinem Bau, daß es ein tüchtiger Segler sein muß. Seht Ihr diesen langen Bugspriet, diese schlanken, starken Masten, die ein wenig nach dem Hintersteven sich neigen?

Ja wohl, aber was wollt Ihr? . . .

Nun, nichts, man spricht nun einmal so. Aber seht Ihr denn auch, wie viel Mannschaft diese kleine Goelette an Bord hat? Seht Ihr die überflüssigen Massen und das auffallende Aeußere der Matrosen? Ha, ha! Vater Theunissen ist nicht so alt geworden, daß er nicht wissen sollte, was zu thun ist . . .

Aber Ihr wißt doch, daß seit dem — unter uns gesagt, lächerlichen — Kriege, den der Kaiser Bonaparte mit den Engländern zur See führt, die Schiffe für ihre Sicherheit sorgen und sich in Stand setzen müssen, ihre Ladung vertheidigen zu können.

Ha! hier hab' ich Euch gefangen, hier hab' ich Euch vor meinen Füßen liegen, einfältiger Bursche! Welche

Digitized by Google

Ladung hat denn dieſe Goelette zu vertheidigen, wenn ich bitten darf? Sie hat keine Ladung, Freundchen, und das iſt es eben, was mir zum Beweiſe meiner Vorausſetzungen dient. Es iſt ein Kaper, ein Seeräuber, ſag' ich Euch, nichts mehr und nichts minder als ein Seeräuber!

Dieſes kleine Zwiegeſpräch fand am Ufer der Scheldе zu Antwerpen ſtatt und zwar in den letzten Jahren des franzöſiſchen Kaiſerreichs, während man eine Goelette auf den Strom holte. Gleichwie der alte Vater Theuniſſen bemerkt hatte, bot das Fahrzeug wirklich etwas Außergewöhnliches dar. Leicht gebaut und mit hohen Maſten verſehen, lieferte es hinreichenden Grund zur Annahme, daß es ein hurtiger Segler ſein müſſe. Auf dem Verdeck befanden ſich zehn Stück leichter Kanonen, und durften allerdings mit einigem Grunde als eine überflüſſige Sache für ein Kauffahrteiſchiff betrachtet werden. Außerdem entdeckte man noch eine Schanze hinter dem Ruder, von wo aus man den Feind bekämpfen konnte. Genug — wir wollen es nur gleich bekennen — Vater Theuniſſen hatte nicht ſchlecht gerathen, denn die Goelette war wirklich ein Schiff, das zum Seeraub ausgerüſtet und nebſt ſo vielen anderen, die aus den franzöſiſchen und belgiſchen Häfen ausgelaufen, beſtimmt war, das Meer zu durchkreuzen und die engliſchen Kauffahrtei- und Transportſchiffe anzugreifen. Das ſtolze Albion unterließ nicht, ſeinerſeits auf dieſelbe Weiſe zu verfahren, und täglich ſahen Britannien und Frankreich beſiegte und ausgeplünderte Fahrzeuge in ihre Häfen aufbringen.

Während Vater Theuniſſen mit ſeinem jungen Freunde, der bei den letzten Worten nunmehr auch die Ueberzeugung erlangt hatte, daß die Goelette ein Raubſchiff ſei, in der Unterhaltung fortfuhr, war das Fahrzeug aus der breiten Mündung der Dokken geholt worden und lenkte langſam der Mitte des Stromes zu, dem flämiſchen Wall gegenüber, wo es bald ſeinen Anker fallen ließ.

Noch keine Viertelſtunde lag die Goelette „de zwarte Zwaluw" (ſo war ihr Name) ruhig auf dem glatten Scheldewaſſer, als drei Männer ſich in das Boot herabließen und an's Land fuhren. Sie machten mehr als eine Fahrt vom Schiffe nach dem Ufer und zurück nach dem Schiffe, vor völligem Eintritte der Abenddämmerung, und brachten jedes Mal Lebensmittel und kleine Kiſtchen und Päckchen an Bord, die ſogleich an den ihnen beſtimmten Platz geſtellt wurden. Nach eingetretener vollſtändiger Dunkelheit machte das Boot noch einige kleine Reiſen nach dem Lande und führte jedesmal dem Schiffe neue Mannſchaft zu. Als dieſe vollzählig war und man Niemanden mehr erwartete, ſprach der Kapitän, auf dem Verdeck hin und her ſchreitend:

Die Mannſchaft nach unten. Sechs Mann vom Backbord (die linke Seite des Schiffs von hinten nach vorn geſehen; Steuerbord die entgegengeſetzte Seite) zur Wache!

Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, als von den vierzig Mann, welche die Equipage bildeten, nur ſechs ſichtbar blieben. Die Uebrigen ſtiegen hinab, um ihre Koje aufzuſuchen und ſich, ſo gut wie möglich, zur Ruhe zu begeben. Einige, denen die Abſchiedsbecher den Kopf ſchwer und verwirrt gemacht, ließen ſich an dem erſten beſten Platze niederfallen und gaben ſich die Mühe nicht, ihre Hängematten zu erreichen. Auch der Kapitän begab ſich auf einige Stunden zur Ruhe.

Kaum zeigte ſich der erſte Schimmer des Sonnenlichts in Oſten, als der Kapitän bereits auf dem Verdeck ſpazieren ging und mit donnernder Stimme rief:

Steuerbordswache, oben!

In weniger als drei Minuten ſtanden zwanzig Mann auf dem Verdeck, des Kapitäns Befehl erwartend.

Segel los! rief dieſer, und augenblicklich war Alles in Bewegung. Wie die Katzen flogen die Matroſen zwiſchen dem Tauwerk nach oben.

Brayſt (die Segel einziehen) die Raen an (lange, runde, hölzerne, horizontal angebrachte Stangen, an welche man die Segel ſpannt. Sie bilden mit den Maſten ein Kreuz) erklang es nun und jedesmal wurden die Befehle mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ausgeführt.

Anker auf!

Und man begann, den Anker aufzuwinden, indeß einer der Matroſen ein trauriges, langſames Liedchen vorſang, deſſen Töne mit dem Krachen des Braedſpills (ein Windhaſpel, womit man den Anker lichtet und aufwindet) ſich vermiſchten. Nun ſah man die Goelette ſehr bald in Bewegung gerathen; man hörte, wie die leichten Wellen der Scheldе vor dem Bug anſchlugen, und mehr als ein Matroſenkopf wandte ſich dem Ufer zu, als wollte man der Stadt Antwerpen ein letztes Lebewohl ſagen. Mit einer leichten Kühlte fuhr man ſtromabwärts, und die Zwiſchenzeit ward benutzt, ſich „feeklar (ſeefertig) zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Haniſch.

(Fortſetzung.)

Kaum auf ſeinem Zimmer angelangt, wiederholte der General die Frage an den ihn begleitenden Grafen, wo Emil ſei.

Er hat Zimmerarreſt, war die Antwort.

Militäriſche Procedur! verſetzte der General; — Subordinationsfehler?

Er trotzt dem väterlichen Willen.

Das wäre zum erſten Male, ſo viel ich weiß. Und der väterliche Wille — wohin geht der?

Ich werde, wenn Sie der Ruhe gepflogen haben, darauf zurückkommen.

An Ruhe iſt nicht zu denken, ſo lange ich nicht über

Digitized by Google

Emil beruhigt bin. Sein Prison wird sich mir öffnen, hoffe ich, ich werde ihn vernehmen; aber zuerst möchte ich den Vater hören, um nicht voreilig Partei zu nehmen. Noch heute muß das Pacifikations-Geschäft, das ich mit Vergnügen übernehmen will, beendigt sein, oder ich sehe mich in meinen Wagen, und sehe Schloß Graueustein nicht eher wieder, bis Ruhe darin herrscht und Freundlichkeit.

Nun kam es zu Erörterungen, die den General sehr bald überzeugten, daß das Unrecht nicht ganz auf Seite seines Neffen war, den er ohnehin gern vollkommen entschuldigt hätte.

Schicken Sie mir den Burschen! sagte nach Beendigung des Vortrags der General mit Laune; ich will ihm nicht übel den Kopf waschen, daß er sich unterfteht, einen eigenen Willen zu haben, den zur Zeit der Herr Papa noch allein in Anspruch nimmt. — Sie müssen übrigens bedenken, lieber Graf, daß durch die Fortschritte der Zeit auch die Heirathe-Angelegenheiten der höchsten Häuser eine ganz andere Wendung genommen haben, und daß das Herz wieder zu gelten anfängt, seitdem man sich davon überzeugt hat, daß zwanzig Sterne und Kreuze den Mangel eines edlen Herzens nicht ersetzen, und daß sogar auf den Thronen sich Herzen zusammenfinden müssen, um selbst das Glück zu fühlen, was sie verbreiten sollen.

Der Graf versprach, aus Rücksicht für den Gast, den Arrestanten seiner Haft zu entlassen, und in zehn Minuten lag Graf Emil in den Armen des Oheims.

Nach den ersten Ergießungen beiderseitiger Gefühle kam man auf den casus belli.

Was hätte Emil dem geliebten Oheim verheimlichen können, der stets so geneigt gewesen, seine Wünsche zu erfüllen? Es war sogar nothwendig, ihm alles anzuvertrauen, weil in dem Verhältniß der Dinge seine Entschuldigung lag. Er erzählte mit der Aufrichtigkeit eines Kindes und mit dem Feuer eines Jünglings, dem die Götterflamme den Busen entzündet hatte.

Der General blickte lächelnd auf den begeisterten Erzähler, der das Bild seiner Geliebten mit den glühendsten Farben entwarf, und behauptete endlich, wenn der Herr Neveu nicht übertrieben habe, was übrigens in der Liebe und in der Poesie bis zu einem gewissen Grade erlaubt sei, so müsse Fräulein von Weilten allerdings ein anderes Wesen sein, als die Comtesse von Espen.

Verliebte Leute sind närrische Leute! sagte er, dem Neffen die Stirne streichelnd, — aber sie haben Muth. Ein munteres Volk im Reiche der Liebe ist eben so tapfer im Felde der Ehre. Ich kann mir erklären, warum Du dem Vater nicht vertrautest, was Du gegen mich ohne Hehl ausgesprochen hast. Auf dieses Vertrauen hin versprecke ich Dir, all' meinen Einfluß anzuwenden, die projektirte Heirath von Dir abzuwenden. Aber Du kennst die Grundsätze Deines Vaters, nach welchen er nie in eine sogenannte Mißheirath willigen wird; dem Sohne geziemt, diese Grundsätze zu ehren und, so viel an ihm ist, zur Verwirklichung der väterlichen Wünsche beizutragen. Ich habe gegen Deine Liebe nichts, denn es ist eine Entwicklungskrankheit der Menschheit, die man haben muß, wie die Blattern, wenn kein Präservativmittel angewandt wird, das auch nicht immer schützt. Du wirst übrigens bekennen müssen, daß es wirklich an's Närrische gränzt, einen Gegenstand zu lieben, von dem man nicht weiß, ob er zur Gegenliebe fähig oder legitimirt ist; obwohl man in der Geschichte Beispiele hat, daß Leute sich in Porträts verliebt haben. Du thatest wohl, dem Vater zu verschweigen, was ihn noch mehr in Harnisch gebracht, ihn unerbittlich gemacht hätte. Ich will mich Deiner Angelegenheit annehmen, Emil! obgleich ich Gefahr laufe, mit Dir für etwas närrisch gehalten zu werden; ich will über das Fräulein von Weilten Nachricht einziehen, deren Familie indessen mir nicht bekannt ist. Du mußt mir aber versprechen, nichts ohne mein Wissen zu unternehmen und ruhig meine Zurückkunft abzuwarten; Du kennst mich, und darfst meinem Herzen vertrauen.

Emil warf sich in die Arme des Oheims und leistete willig das Versprechen.

So will ich versuchen, sagte der ehrwürdige General, vorläufig einen Waffenstillstand zu bewirken, bis der Friede definitiv geschlossen ist. Hänge Deinen Träumen nicht zu viel nach, die möglicherweise nicht in Erfüllung gehen können, wie gewöhnlich die thörigen Träume des Lebens. Auch im glücklichsten Falle ist eine Verbindung mit dem Fräulein nach Deines Vaters Begriffen eine Mißheirath, deren Verwirklichung noch ein harter Kampf bevorsteht, in welchem ich Dir meinen redlichen Beistand verspreche. Suche den Vater auf alle mögliche Weise zu gewinnen, denn von seinem Ausspruche hängt doch alles ab, und ohne seine väterliche Zustimmung, ohne seinen Segen wirst Du keine Verbindung eingehen wollen, dazu ist das Herz meines Emils zu gut, zu fromm. Und nun kein Wort mehr zwischen uns über diese Angelegenheit. Morgen schon reise ich ab, um bald, wie ich wünsche, mit guten Nachrichten zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Druckerei der Times.) Der Londoner Berichterstatter der „D. Z." erhielt eine Einladung zum Besuch der Druckerei der Times. „Im Aeußeren — schreibt er — ist dieselbe nicht besonders in die Augen fallend, aber im Innern zweckmäßig, in einzelnen Theilen sogar großartig eingerichtet. So namentlich das Reporterzimmer, in welchem des Nachts die Parlamentsberichte zusammengestellt und geordnet werden. Dasselbe ist äußerst elegant und nobel, und hat zur Seite ein Speise- und Schlafzimmer. Der Telegraph geht aus dem Parlamente und dem Reuter'schen Bureau in die Redaction der Ti-

Digitized by Google

mes. Auch die Setzer haben ihr eigenes trefflich eingerichtetes Speisezimmer und ein Badezimmer, welches ihnen zu jeder Stunde offen steht. Vier Dampfmaschinen, zusammen 48 Pferdekräften, besorgen den Druck: zwei derselben drucken per Stunde je 17,000, zwei andere die neueren 20,000 Exemplare. Die Morgenausgabe beläuft sich auf nahe an 60,000, die Abendausgabe auf 5000 Exemplare. Der Umstand, daß der Satz nicht selbst in den Druck kommt, sondern die einzelnen Seiten in verschiedenen Abgüssen, beschleunigt die Arbeit und erhält das Material auf lange Zeit. Es ist ein betäubender Lärm und ein Anblick, der Einem fast schwindeln macht, wenn die ungeheuren Maschinen zu arbeiten beginnen und die riesigen Bogen pfeilschnell durch ihre Gänge fliegen, um dann an allen Ecken und Enden fertig herauszufallen. Unter dem Dache des Gebäudes sind die großen Wasserbehälter und überall in den verschiedenen Stockwerken eine Anzahl von Krahnen, um bei einer Feuersbrunst augenblicklich Alles unter Wasser setzen zu können. Aber das Seltsamste bei der ganzen Sache war mir ein kleiner Mensch, der seit 18 Jahren nichts thut, als die ganze Auflage der Times Tag für Tag zu zählen! Der Bursch ist ein Hexenmeister, ich habe ihn die 5000 Exemplare der zweiten Ausgabe zählen sehen in einer Zeit, in welcher ein gewöhnlicher Sterblicher von Glück sagen kann, wenn er's ohne Unfall bis zu einem Hundert bringt. Und er soll sich nie geirrt und nie verrechnet haben.

Großes Aufsehen erregt in Washington die Entlarvung eines Betrügers, welcher sich vor einigen Wochen unter dem Namen eines Grafen Schweinitz-Crain dem österreichischen Gesandten v. Hülsemann präsentirte und ihm Papiere vorlegte, welche ergaben, daß er Adjutant eines österreichischen Erzherzog sei und Urlaub erhalten habe, um den amerikanischen Krieg mitzumachen. Der Gesandte stellte den jungen Mann dem Präsidenten und den Ministern vor, und er wurde auf seine Verwendung dem Generalstabe Fremonts attachirt und von diesem dem General Doubleday zugewiesen. Er bewegte sich hier in den besten Kreisen, lebte auf großem Fuß und gab unter Anderem ein Diner, an welchem Gesandte, Minister, Generale u. s. w. theilnahmen. Die Rechnung dafür ist heute noch nicht bezahlt, eben so wenig die einer Menge Wirthe Kaufleute u. s. w., im Gesammtbetrag von vielen Hundert oder vielleicht Tausend Dollars. Dabei indossirte ihm Herr von Hülsemann einen Kreditbrief auf 16,000 Dollars, auf welchen hin der Pseudo-Graf beträchtliche Summen zog. Zu seinem Leidwesen erfuhr der Gesandte durch die ihm mit dem letzten Dampfer zugegangenen Nachrichten, daß er das Opfer eines Betrügers gewesen. Als er dieß geeigneten Ortes anzeigte und man den Betrüger verhaften wollte war er verschwunden. Nach einer anderen Angabe ließ man ihn laufen. Die Papiere, womit er den Gesandten hinterging, waren auf eine Art ausgefertigt, daß es ganz unbegreiflich ist, wie sie gefälscht sein konnten. Außerdem sind die äußere Erscheinung und die Manieren des Betrügers geeignet, auch einen geriebenen Mann vollständig zu täuschen. Es ist dieß jedenfalls das Stärkste, was noch auf solchem Felde von Schwindel geleistet wurde.

Wiener Blätter schreiben: Keine saure geronnene Milch mehr! Sollte eine unserer Leserinnen die Meldung bekommen, daß die Sahne für die Kaffeegesellschaft sauer geworden sei, so braucht sie deßhalb kein saures Gesicht zu machen, sondern sie läßt aus der nächsten Apotheke sich $^1/_2$ Loth Natronlauge holen. Man tröpfelt vorsichtig in die saure Sahne von der Natronlösung so lange ein, bis der Geschmack süß geworden ist. Kein Feinschmecker ahnt es, daß vor wenig Minuten die Sahne verdorben war.

Die kgl. Regierung in Trier hat, der „Kölner Ztg." zufolge, seit 46 Jahren (1816—1861 incl.) 12,882$^1/_2$ Thlr. Prämien für Wölfe, welche im Regierungsbezirke Trier erlegt oder gefangen worden sind, gezahlt. In jener Zeit wurden im Bezirke 878 alte Wölfe, 211 junge Wölfe, 625 Nestwölfe und 32 ungeborne Wölfe zur Prämirung vorgelegt. Die Gesammtzahl der vertilgten Wölfe betrug somit 1746. Die Entwaldung der Gegend und die erwähnte Prämirung haben bedeutend auf die Verminderung der Wölfe hingewirkt. Es wurden nämlich, wenn man oben bezeichnete 46 Jahre in drei 15jährige Perioden (1816—1830, 1831—1845 und 1846—1861) zerfallen läßt, 1141, 434 und 171 Wölfe getödtet. Die Einzel-Prämien betragen für einen alten Wolf 10 Thlr. für eine alte Wölfin 12 Thlr., für einen jungen Wolf 8 Thlr., für einen Nestwolf 4 Thlr. und für einen ungeborenen Wolf 1 Thlr.

Eine interessante und wichtige neue Maschine ist gegenwärtig in Berlin zur allgemeinen Ansicht ausgestellt. Es ist dieß eine Schuh- und Stiefelbesohl-Maschine, die vermittels feiner Messing-Schräubchen, welche sie sich gleichzeitig selbst schneidet, in nur einer halben Stunde ein Paar Stiefel mit dem ganzen Unterboden, einschließlich des Absatzes, versieht. Die Leistungen werden von Fachmännern als befriedigend anerkannt, die die Arbeit sauber, haltbar und billig geliefert wird; eben so wird der Bau als praktisch gerühmt, weil zwei Construktionen ersonnen sind, um entweder im Stehen oder Sitzen zu arbeiten. Die Maschine ist patentirt und nicht theuer.

* * *

Verantw. Redakt. Th. Bauer. Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 71. Sonntag, den 15. Juni. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerthofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Obermann.

(Fortsetzung.)

Sag' ein Mal, Lukas, was hälst Du von unserem Capitän? fragte einer der Matrosen seinen Kameraden, während beide sich mit dem Anbinden eines Leesegelwerks beschäftigten.

Nun, Jan, er sieht mir aus, wie ein erster Todtläufer. Ich glaube meiner Seele, daß er nicht der Mann ist, das Segel mit der Nase in den Wind zu setzen (um den Lauf des Schiffes zu verzögern) und lieber Top zieht (das Segel so hoch als möglich aufzusetzen) als etwas Anderes.

Ja, auch mir scheint er ein verteufelter Pranger („Prangen" gegen den Wind laviren. — Die Segel straff spannen) zu sein, sagte Jan.

Er ist noch jung.

Ja, aber ein alter Seewolf, Freund Lukas. Der Teufel behüte unsern Rücken, Junge; ich glaube, wir brauchen nicht gerade viel anzufangen, um Bekanntschaft mit dem steifen Dagh (ein kurzes dickes Tau, mit welchem die Matrosen gegeißelt werden) zu machen.

Ta, ta, sprach Lukas, er wird so wieuw (böse. So sagt man: der Wind ist wieuw, böse schlecht. Der Wind ist wanw, günstig) nicht sein, als wir wohl glauben; ich habe schon anderen Kerls unter die Augen schauen müssen.

Und der Steuermann? fragte Jan.

Der Steuermann scheint zwar kein übler Bursche zu sein; doch seine kleinen grauen Augen wollen mir nicht gefallen. Findest Du nicht, daß er unter seinem Hut auf eigene Weise Blicke um sich werfen kann? Er hat freilich ein lachendes Wesen. Nun, nun, das wird sich schon machen. Es lebe die Freude, Junge! vielleicht in einigen Tagen sind wir schon mit Karthaunen und Säbeln im Gange, und beschäftigt, unsere Beutel zu spicken.

Hier wurden die beiden Matrosen in ihrem Gespräche durch das Wort: „Overal" (auf den Ruf Overal! (Ueberall) muß die gesammte Mannschaft auf dem Verdeck erscheinen) gehört, welches donnernd ringsum ertönte. Auf einen Wink mit den Augen stand die ganze Equipage in Bereitschaft und befolgte des Kapitäns Anordnungen. Mit den Händen auf dem Rücken, schritt dieser das Verdeck auf und nieder, und seine Augen, denen zwei Feuerstrahlen entsprühten, wandten sich mit unglaublicher Schnelligkeit von einem Punkte zum andern, je nach den Befehlen, die er austheilte.

Der Kapitän war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren und mittlerer Größe. Sein Körper, obgleich stark wie Eisen, war zart und fein; seine Hände zeugten nicht von täglicher schwerer Arbeit; doch eine Narbe, die quer über den fünf Fingern der rechten Hand sich zeigte, führte zu der Annahme, daß er vielleicht dem blutigen Kriege nicht fremd sei. Seine Schultern waren breit und viereckig und seine Brust stark gebildet. Schön war sein Kopf, so schön, wie nur irgend ein Maler ihn als Modell sich hätte wünschen mögen. Eine wohlgeformte Stirne, von den kurzen schwarzen Haaren nachlässig umschattet, deutete darauf hin, daß im Gehirn des jungen Mannes große Geisteskräfte verborgen liegen müßten und die brennenden schwarzen Augen, welche im Haupte ihm glänzten, waren Anzeichen, daß heftige Leidenschaften in seinem Herzen wühlten. Seine fein geschnittene, etwas gebogene Nase und seine mehr dicken als eingezogenen Lippen waren zwei Gegenstände, die zu gleicher Zeit auf die Vermuthung führen konnten, daß es dem Jüngling weder an Heldenmuth noch an Charakterstolz fehle. Das Merkwürdigste von Allem war eine Art düsterer, über sein ganzes Angesicht verbreiteter Melancholie. Sein Anzug war der Wärme der Jahreszeit angemessen ge-

Digitized by Google

wählt. Ein Strohhut bedeckte den Scheitel, eine rothe Leibbinde schlang sich um die Hüfte und diente zur Befestigung der faltigen weißen Beinkleider. Ein seidenes Tuch hatte er los um den braunen Hals geknüpft; in kühnen Schlingungen fiel es auf sein feines leinenes Hemd herab. Ein blaues rundes Kamisol, mit goldenen Knöpfen besetzt, umschloß ihm den Leib. Ein kleines silbernes Pfeifchen, an eine seidene Schnur geknüpft, zeigte sich auf seiner Brust, und zwischen seinem Gürtel erblickte man einen einfachen Dolch. Dieser junge Mann nannte sich Fernand (im Deutschen Ferdinand) van Jnschote.

Die Kleidung der Mannschaft der Goelette „de zwarte Zwaluw" war, wenngleich nicht schön, wenigstens höchst malerisch und reich an Farben. Einige trugen schwarze glänzende, mit einem seidenen Bande geschmückte Hütchen, Andere hatten den Kopf mit rothen wollenen Mützen oder Kappen von Segeltuch bedeckt. Manche trugen graue kurze Kittel, bei dem Volke auch wohl „Schobbejakken" genannt; Andere waren mit rothen wollenen Oberhemden bekleidet; Alle aber hatten leinene, mehr oder weniger mit Theer oder Fett beschmutzte Hosen, und in eines Jeden Gürtel sah man ein Schiffermesser in einem ledernen Futteral hängen.

Auch die Gesichter dieser Leute boten die größte Verschiedenheit dar, auf allen aber konnte man heftige Leidenschaften, Lebensmuth und Rohheit lesen, und der Eindruck, den sie auf den Beschauer hervorbrachten, konnte nur mit Schrecken verpaart sein. Ihre rauhen, halb entblößten Arme, ihre mit zottigen Haaren bewachsene und von der Sonne versengte Brust gaben ihnen eher das Ansehen eines Haufens wilder Menschen, als von im Antwerpener Hafen geworbenen Bootsleuten. Es waren ihrer aus allen Nationen: Schweden, Deutsche, Italiener, Holländer, Franzosen, Amerikaner, ja sogar zwei Mohren, und man kann leicht begreifen, daß die meisten dem Abschaum der menschlichen Gesellschaft angehörten, und daß es eines eisernen Arms bedurfte, solche rohe Gesellen im Zaum zu halten. Doch dieser Eisenmann, er war vorhanden; denn Alle hatten Furcht vor ihrem jungen Capitän, Alle erkannten, öffentlich oder in ihrem Jnnern, in ihm den Mann, der sie zu lenken, sie zu bezwingen verstand. Hätten sie noch Zweifel daran hegen können, so sollte ein kleines Ereigniß ihnen bald die Ueberzeugung davon gewähren.

Man war noch nicht ganz die Scheide hinabgefahren, jedoch an die Stelle gelangt, wo der Fluß eine merkliche Breite gewinnt, als plötzlich ein Streit zwischen zwei Matrosen sich erhob. Einer beschuldigte den andern, daß er ihm sein Geld gestohlen, und man war von Worten bald zu Faustschlägen übergegangen. Auf den Lärm erschien Fernand aus der Kajüte auf dem Verdeck, untersuchte mit strenger Miene die Ursache des Streites, überzeugte sich von dem verübten Diebstahl, und befahl, den Kläger auf einige Zeit in den Schiffsraum zu sperren, weil er sich selbst hatte Recht verschaffen wollen. Darauf faßte er, zum Diebe sich wendend, diesen bei'm Kragen, ließ ihn bis an Bord des Schiffes sich nähern, und sprach, mit der Hand nach dem ziemlich weit entfernten Ufer deutend: Dort ist noch Land! Diebe sind schlechte Matrosen, noch schlechter aber im Gefechte. Sieh' zu, wie Du das Ufer erreichst!

Bei diesen Worten faßte er den schweren Matrosen, als wäre er ein Kind gewesen, mitten um den Leib und warf ihn über Bord.

Nach dieser Handlung konnte man auf Fernands Gesicht nicht den mindesten Eindruck spüren. In demselben Augenblick wandte er sich an das Bootsvolk und sprach:

Leute, in mir sollt Ihr einen braven Kapitän finden, so lange Ihr Eure Pflichten gehörig erfüllt; doch wehe Dem, der es hieran mangeln läßt und sich durch niederträchtige Handlungen entehrt!

Alle waren durch des Kapitäns kühne That dergestalt betroffen, daß man nicht ein Mal daran dachte, sich nach dem in's Wasser Geschleuderten umzuschauen. Eine Verrichtung, die Fernand unmittelbar darauf anordnete, hinderte sie um so mehr, Jenem irgend weitere Aufmerksamkeit zu widmen.

Rasch setzte das Schiff seinen Kurs fort.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

General Wildenhorst sprach nun ernst und mit gewohnter Energie mit dem Grafen von Grauenstein über das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, und erklärte unumwunden, daß er, als Oheim des Erbgrafen, für seine Pflicht halte, dessen Glück auf alle nur mögliche Weise befördern zu helfen, was unmöglich in einer gezwungenen Ehe gefunden werden könne; daß das Recht des Vaters unmöglich so ausgedehnt werden dürfe, dem erwachsenen Sohne keine Stimme zu gestatten, wo es sich um das Jndividuellste, um die Wahl einer Gattin handle; daß er eine Verbindung mit der Gräfin von Espen, bei ihren Persönlichkeiten, die er kenne, Emils Widerwillen gar nicht in Anschlag zu bringen, unter allen Umständen nicht für räthlich halte, um so mehr, als man die Wahl unter ebenbürtigen Häusern habe, wo sich leicht ein Gegenstand finden ließe, in der sich die väterlichen Ansichten mit den Wünschen des Sohnes vereinigten; daß er, der General, lieber sehen würde, seinen Neffen mit einer Dame von weniger hohem Adel vermählt zu sehen, die alle Eigenschaften besitze, das Glück eines Gemahls zu machen, als ihn an der Seite einer Prinzessin nicht glücklich zu wissen.

Ich habe, schloß er, dem jungen Herrn das Kollet scharf visirt und kein Stäubchen passiren lassen; nun hoffe ich aber auch, daß das gute Vernehmen hergestellt sein wird, wenn der Sohn erklärt, daß er sich gern dem

Digitized by Google

Willen eines gütigen Vaters fügen werde, wenn er hoffen dürfe, seine bescheidenen Wünsche berücksichtigt zu sehen.

Der Graf, weniger überzeugt, als die Kraftausbrüche des Generals scheuend, der in seinem Aeußeren schon eine Impotenz entwickelte, die er sich gegenüberzustellen nicht geneigt war, erlaubte dem Sohne, sich zu entschuldigen, und so stellte sich, mindestens äußerlich, die Ruhe wieder her.

Einen wichtigen Auftrag vorschützend, der ihn hier nur vorüber geführt, um die Familie zu begrüßen und später dann länger zu verweilen, reiste er wirklich ab, und zwar, zufolge des Operationsplans, den er sich entworfen hatte, nach Clarenau und zum Jägerhause.

Die Badgäste hatten sich meistens zerstreut; nur einige Spätlinge trieben noch ihr Wesen in den gelichteten Hallen der Najade. Das vielbesuchte Thal des Jägerhauses war einsamer geworden, und Förster Hill verwunderte sich, als er einen eleganten Reisewagen den Waldweg herabrollen sah.

Weißt Du, was ich hier will? fragte der General seinen Kammerdiener, einen gebräunten Mann, mit einem tüchtigen Schnurrbart und mit einer Narbe geziert, die über Stirn und Auge bis auf den Backenknochen herablief, der früher alle Feldzüge seines Herrn mitgemacht, und nun unter dem genannten Titel der Vertraute in allen Angelegenheiten war.

Ist mir nicht denkbar, antwortete Kleinmünz, Sie müßten nur auf fremdem Revière jagen, oder eine Milchkur gebrauchen wollen, die bei der fetten Weide nicht übel sein muß

Ich will Dir nur vertrauen, sagte lächelnd der General, ich suche in diesen Wäldern ein Frauenzimmer, das den Grafen Emil auf eine unerhörte Weise beraubt hat.

Das wäre ja zum Aufhängen! versetzte Kleinmünz trocken, — versteht sich, wenn wir sie haben.

Ich bin auf der Spur, fuhr der General fort, und der Himmel gebe, daß ich sie nicht verliere.

Und wo ist denn das geschehen? fragte Kleinmünz.

In diesem Thale, in großer Gesellschaft, und was am unbegreiflichsten ist, sie weiß am Ende selbst nichts von diesem Raube, und doch ist sie die Thäterin.

Das ist mir zu spitzfindig, versetzte jener.

Du begreifst eben schwer.

Aber was ich begreife, entkommt mir nicht.

Ich will Dir auf die Sprünge helfen. Mein Neffe, Graf Emil, hat hier eine junge Dame kennen lernen.

Aha! jetzt weiß ich alles.

Zum Beispiel?

Die hat ihn ein wenig geplündert.

Graf Emil läßt sich nicht plündern.

Sonst wohl nicht, aber in einer schwachen Stunde.

Pfui! Du bist auf dem Holzwege. Ich muß Dir nur das Räthsel lösen: die Dame hat ihm das Herz geraubt.

Wurst wider Wurst!

Was heißt das auf deutsch?

Wurst ist gutes Deutsch. Er hätte ihr das Ihrige auch nehmen sollen.

Vielleicht hat es schon vorher ein Anderer an sich gebracht.

So muß sie das Geraubte wieder herausgeben.

Oder tauschen, wenn sie kann.

Sie muß!

Wollen müssen, Hanns Dampf?

Oder bleiben lassen.

Der Wagen hielt am Jägerhause, und der Förster empfing die Ankommenden mit der Frage nach ihren Wünschen.

(Fortsetzung folgt.)

Die durch die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung und der Neu-Organisation der Gerichte im Personalstatus der Gerichte I. Instanz in den Landestheilen diesseits des Rheins erfolgten Veränderungen, Ernennungen und Beförderungen scheiden sich in nachstehender Weise aus: Zu Bezirksgerichts-Direktoren wurden befördert: 5 Bezirksgerichtsräthe und ein I. bezirksgerichtlicher Staatsanwalt; zu Bezirksgerichtsräthen wurden ernannt beziehungsweise befördert: 6 Appellations-Gerichtsassessoren, 12 Bezirks-Untersuchungsrichter, 11 Bezirksgerichtsassessoren, 2 Appellationsgerichtssekretäre, 7 Landgerichtsassessoren und 2 zweite bezirksgerichtliche Staatsanwälte; 169 bisherige Bezirksgerichtsräthe verblieben als solche. Zu Bezirksgerichtsassessoren wurden ernannt beziehungsweise befördert: 10 Bez.-Untersuch.-Richter, 2 Bez.-Assessoren und 5 Appell.-Ger.-Accessisten. 81 Bezirks-Gerichtsassessoren verblieben als solche. Zu Bezirksgerichts-Sekretären wurden ernannt beziehungsweise befördert: 39 Bez.-gerichtliche Expeditions- und Tax-, Registratoren rc., 13 Bez.-Gerichts-Accessisten, 1 Appell.-Ger.-Accessist, 10 Rechtspraktikanten und 1 funkt. Staatsanwaltssubstitut; 61 bisherige Bez.-Ger.-Sekretäre verblieben als solche. Zu I Staatsanwälten wurden ernannt beziehungsweise befördert: 1 Bez.-Ger.-Rath, 2 Appell.-Ger.-Assessoren und 3 zweite Staatsanwälte; 28 bisherige I. Staatsanwälte verblieben als solche. Zu II. Staatsanwälten wurden ernannt beziehungsweise befördert: 1 Bez.-Unters.-Richter, 5 Bez.-Ger.-Assessoren und 9 funkt. Substituten; 9 bisherige II. Staatsanwälte verblieben als solche. Zu Staatsanwaltssubstituten wurden ernannt: 7 Appell.-Gerichts-Accessisten, 1 Bez.-Gerichts-Accessist und 1 Polizei-Aktuar; 5 bisherige Substituten verblieben als solche. Zu Stadtrichtern wurden ernannt beziehungsweise befördert: 17 Bez.-Ger.-Räthe, 1 Bez.-Unters.-Richter, 2 Appell.-Ger.-Assess., 1 II. bezirksgerichtl. Staatsanwalt, 7 Bez.-Ger.-Assess. und 1 Landger.-Assess. Zu Stadtgerichts-Assessoren wurden ernannt beziehungsweise befördert: 18 Bezirks-Ger.-Assess., 2 Bez.-Unters.-Richter, 1 Landgerichts-Assess., 8 Bez.-Ger.-Sekretäre, 2

Digitized by Google

Appell.-Ger.-Accessisten und 1 Rechtspraktikant. Zu Stadtgerichts-Schreibern wurden ernannt: 31 Taxbeamte, Bezirksgerichts-Schreiber und Diurnisten, 2 Bez.-Ger.-Accessisten und 2 Rechtspraktikanten. Zu Stadt- und Landrichtern wurden ernannt beziehungsweise befördert: 5 Landrichter, 2 Bez.-unters.-Richter und 8 Landgerichts-Assessoren; zu Stadt- und Landgerichts-Assess.: 2 Bez.-unters.-Richter und 14 Landgerichts-Assess.; zu Stadt- und Landgerichts-Schreibern: 9 Taxbeamte und 4 Bez.-Ger.-Schreiber; zu Landrichtern wurden ernannt beziehungsweise befördert: 1 Bez.-Gerichts-Rath, 17 Untersuchungs-Richter und 137 Landgerichts-Assessoren; 82 bisherige Landrichter verblieben als Landrichter. Zu Landgerichts-Assessoren wurden ernannt beziehungsweise befördert: 8 Bez.-Unters.-Richter, 4 Bez.-Ger.-Sekretäre und 2 Appell.-Gerichts-Accessisten; 184 bisherige Landgerichts-Assessoren verblieben als Landgerichts-Assessoren. Zu Gerichtsschreibern wurden ernannt: 154 Taxbeamte, 28 Bezirksgerichts-Schreiber und Diurnisten, 2 Bezirks-Ger.-Accessisten und 53 Rechtspraktikanten. Von den bisherigen Bez.-Ger.-Räthen wurden 4 zu Appellräthen, 1 zum Handelsappell.-Ger.-Rath, 5 zu Bez.-Ger.-Direktoren und 1 zum Ministerial-Assessor befördert, 169 verblieben als solche, 17 wurden Stadtrichter, 1 Landrichter, 1 I. Staatsanwalt, 1 Notar und 5 wurden quiescirt. Von den bisherigen Bez.-Ger.-Assessoren wurden 11 zu Bez.-Ger.-Räthen, 5 zu II. Staatsanwälten und 7 zu Stadtrichtern befördert, 81 verblieben als solche, 18 wurden Stadt-Gerichts-Assessoren und 5 Notare, und 1 wurde zeitlich quiescirt. Von den bisherigen Bez.-Ger.-Sekretären wurden zwei zu Appellations-Ger.-Sekretären, 8 zu Stadtgerichts-Assessoren und 4 zu Landgerichts-Assess. und 12 wurden Notare; 61 verblieben als solche. Bei der Staatsanwaltschaft haben sich außer den schon erwähnten Aenderungen im Personalstatus noch die weitern ergeben, daß II. Staatsanwälte am Bezirksgerichte zu II. Staatsanwälten am Appellationsgerichte befördert und zwei II. bezirksgerichtliche Staatsanwälte zu Bezirksgeräthen und 1 zum Stadtrichter ernannt wurden. Von den bisherigen Landrichtern wurden 135 Bezirksamtmänner, 5 Stadt- und Landrichter, 82 Landrichter, 1 Notar und 18 wurden quiescirt. Von den bisherigen Landgerichts-Assessoren wurden 131 Bezirksamtsassessoren, 7 Bezirksgerichtsräthe, 1 Stadtrichter, 8 Stadt- und Landrichter, 137 Landrichter, 2 Bezirksgerichtsassessoren, 14 Stadt- und Landgerichtsassessoren, 184 Landgerichtsassessoren, 1 Polizeikommissär, 118 Notare und 11 wurden quiezirt. Neuangestellt wurden im Justizdienste einschlüssig der Advokaten und Notare: 42 Appellationsgerichtsaccessisten, 28 Bezirksgerichtsaccessisten, 98 Rechtspraktikanten an Landgerichten und 17 Advokatenkonzipienten, sohin 185 Adspiranten. Von den 42 Appellationsgerichtsaccessisten wurden 5 Bezirksgerichtsassessoren, 2 Stadtgerichtsassessoren, 2 Ministerialsekretäre, 2 Landgerichtsassessoren, 1 Bezirksgerichtssekretär, 7 funktionirende Staatsanwaltssubstituten, 1 Advokat und 22 Notare. Von den 88 Bezirksgerichtsaccessisten wurden 13 Bezirksgerichtssekretäre, 2 Stadtgerichts- und 2 Gerichtsschreiber, 1 funktionirender Staatsanwaltssubstitut und 10 Notare. Von den 98 Rechtspraktikanten wurden: 1 Stadtgerichtsassessor, 10 Bezirksgerichtssekretäre, 2 Stadtgerichtsschreiber, 53 Gerichtsschreiber und 32 Notare. Von den 17 Anwaltskonzienten wurden 6 Advokaten und 11 Notare. Nachdem auch in der Verwaltung 16 Regierungs-Accessisten, 1 Regierungspraktikant und 1 Rechtspraktikant zu Bezirksamtsassessoren ernannt wurden, haben im Ganzen 203 Staatsdienstadspiranten Anstellung erhalten.

Mannigfaltiges.

(Eine gute Antwort.) Der bekannte französische Quellenauffinder Abbé Richard war dieser Tage in Austerlitz, um daselbst im Auftrage des Grafen Kaunitz nach Quellen zu suchen. Die Erinnerungen an Kaiser Napoleon im dortigen Schlosse schienen ihn außerordentlich zu interessiren. Als er nun in der Gemäldegallerie sich erkundigte, ob keine Darstellung der Schlacht von Austerlitz da sei, soll ihm, (wie die „Mähr. Corresp." erzählt), ein alter Diener des Schlosses erwidert haben: „Ein Gemälde der Schlacht von Austerlitz brauchen wir nicht. Sehen Sie, ich bin viel mit meinem alten Herrn in Frankreich gereist, habe aber in keiner Gallerie ein Gemälde der Schlacht von Leipzig gefunden."

Ein Orgelbauer zu Atzgersdorf hat, wie die Wiener „Autogr. Corresp." erzählt, ein Instrument erfunden, welches die menschliche Stimme nachahmt. Das Instrument singt mehrere der bekanntesten Lieder, darunter die Volkshymne fehlerfrei. In Folge eines a. h. Ortes ausgesprochenen Wunsches wird dieses Instrument, dessen äußere Ausstattung noch nicht ganz fertig ist, im Juni nachträglich zur Industrie-Ausstellung in London gesendet werden. Ein Londoner Agent hat bereits ein Exemplar für die Königin Victoria bestellt.

Unterhalb Genf hat man in einer Sandbank der Rhone einen altkeltischen Kahn gefunden, einen ausgehöhlten Baumstamm von 30 Fuß Länge und 8 Fuß Breite, durch die Länge der Zeit, während er im Wasser gelegen, gänzlich versteinert. Der interessante Fund wurde nach Lyon gebracht. Einen ähnlichen Kahn hat man bei den Pfahlbauten von Morges vor einigen Jahren gefunden.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 68.

1.

Hasse und verachte Niemand eines Fehlers wegen.

2.

Richte nicht voreilig über die Fehler Anderer.

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.**

Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 72. Dienstag, den 17. Juni. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

II.

In See.

Die „schwarze Schwalbe" befindet sich im Kanal. Vor ihr entfaltet sich der unermeßliche Ocean. Der Tag bricht an in Osten; ein grauer Schatten, gleich einem mit kleinen silbernen Pünktchen durchsäeten Florschleier, ist über den ruhigen Gewässern verbreitet; kleine Wolken ziehen an dem ausgedehnten Himmel einher; sie nehmen bereits die ersten Strahlen der Sonne auf und erscheinen an der einen Seite fast wie versilbert. Allmählig gewinnt die Luft mehr Farbe und die Wolken bereichern sich mit tausendfachen Schattirungen, während die Flordecke vom Wasser gleichsam zu verschwinden scheint und einer wärmeren Färbung Platz macht. Bald steigt nun die Sonne in ihrer vollen Majestät am Horizont empor, und das ganze Meer scheint ein lebhafteres, großartigeres Ansehen zu gewinnen.

Fernand war schon längst auf dem Verdeck des Fahrzeugs und hatte mit innigem Gefühl und in tiefes Hinbrüten versenkt, dem Erwachen der schlummernden Natur beigewohnt. Er fühlte seinen Busen wie von wohllüstigen Empfindungen durchströmt, und athmete die frische Seeluft mit unbeschreiblicher Wonne ein. Endlich schien er aus seinem tiefen Sinnen zu erwachen und ertheilte dem Steuermann einen Befehl. Dieser schritt auf die Vorderlucke zu und ließ den Ruf: „Alles herauf von unten!" in dem Schiffsraum widerhallen. Im Nu war die gesammte Mannschaft auf den Beinen und harrte der Befehle des Kapitäns. Dieser schritt einige Male das Verdeck auf und nieder, richtete einen forschenden Blick auf die Matrosen und redete sie an:

Leute! Wir befinden uns gegenwärtig auf unserem natürlichen Gebiete. Uns gehört das Meer, das weite Meer mit seinen Gefahren, seinen Freuden, seinen reichen Schätzen! — Bezeuget Gehorsam, Muth und Tapferkeit, und Euer Glück ist gemacht. Der Kaiser Bonaparte hat uns das Meer gegeben: es ist unser! Wir werden es durchpflügen, durchkreuzen und die Schätze der Engländer werden die unserigen sein. Vertrauet stets Euerem Capitän und er wird für Euch sorgen. Gehet nun und bereitet die Waffen, von jetzt an müssen wir zum Angriff und zur Vertheidigung uns gerüstet halten. Die Jagd hat begonnen!

Es lebe unser Capitän! rief die ganze Mannschaft, und Alles beeilte sich, seinen letzten Befehl auszuführen. Die Hälfte des Tages ward mit Reinigung der Feuerrohre und des groben Geschützes, sowie mit dem Schärfen der Dolche, Säbel, Piken und Beile zugebracht.

Nachmittags hatte eine leichte Kühlte sich erhoben; der Capitän spazierte loswärts (Los: die dem Winde zugewendete Seite des Schiffes, daher Losbord) auf dem Halbdeck und beschäftigte sich damit, durch Hilfe seines Fernrohrs einen Gegenstand in der Ferne zu beobachten. In demselben Augenblick erklang eine Stimme: Ein Schiff vor uns!

Ein englische Transportbrigg! sprach darauf der Capitän, und bei diesen Worten, als hätte eine elektrische Macht sie erfaßt, sprangen alle Matrosen auf, und mehr denn ein Freudengeschrei stieg empor; doch Fernands Antlitz gewann einen noch finstereren Ausdruck, und er sprach: Das Glück scheint uns begünstigen zu wollen; dieses Freudengeschrei aber ist unnöthig, darum Ruhe und gehe Jeder an seine Arbeit!

Alle Segel bei! rief er in demselben Augenblick. Prangen! zum Henker, prangen! und das Schiffsvolk vollführte den Befehl mit außerordentlicher Schnelligkeit. Bald waren alle Segel in Top (d. h. beigesetzt, aufgezogen.)

Digitized by Google

Die Segel gereft! erſcholl es weiter, und nun begann man, die Segel mit Waſſer einerweiſe zu begießen, um den Wind beſſer hinein zu fangen und den Cours noch mehr zu beſchleunigen.

Und nun Jagd! gerade auf die Brigg los! rief nochmals der Capitän, und man wendete den Steven gerade auf das engliſche Fahrzeug, welches inzwiſchen auch dem bloßen Auge ſichtbar geworden war.

Mit außerordentlicher Geſchwindigkeit flog die ſchlanke Goelette über das brauſende Seewaſſer dahin. Sie ſchien gleichſam über die leichten Wellen hinzugleiten, und man hätte behaupten können, ihr Kiel habe nur einen oder zwei Fuß Waſſer. Zuſehends näherte man ſich dem engliſchen Schiffe, welchem bis dahin alles unbewußt zu bleiben ſchien. Nachdem man in einige Entfernung gelangt war, ließ Fernand ſeine ganze Mannſchaft hinabſteigen, und gebot ihr, auf alle Fälle ihre Waffen in Bereitſchaft zu halten. Blos die Steuerbordswache blieb auf dem Verdeck, um die kleinen Befehle auszuführen. Nun erſt begann man eine außergewöhnliche Bewegung auf der engliſchen Brigg zu gewahren. Auch ſie fing an, ihren Cours ſchleuniger fortzuſetzen, jedoch nicht ſchnell genug, um nach einer halben Viertelſtunde ſich in einer Entfernung von der Goelette zu befinden, welche ihr geſtattete, dieſe letztere zu praehen (ein Schiff anrufen, um es nach ſeinem Namen, nach ſeiner Beſtimmung und nach Neuigkeiten zu fragen.) Anfangs antwortete Fernand nicht darauf, und befahl, noch mehr zu prangen. Aber die Brigg wiederholte ihr Praehen und verlangte, daß die Flagge aufgehißt werden ſollte.

Steuermann! laß ſie unſere Flagge ſehen! rief Fernand mit beißendem Tone, und man ſah eine kleine Flagge ſich erheben, welche das Bild einer ſchwarzen Schwalbe führte. Die engliſche Brigg ſtellte nun keine weiteren Fragen, doch es war deutlich zu ſehen, daß ſie es begriffen hatte, mit welchen Leuten ſie zu thun bekommen werde, denn augenblicklich ließ ſie ihre oberen Bramſegel und Klappmützen vorne und hinten beiſetzen, ihre zehn Beiſegel hiſſen und ſetzte ſich windgerecht. Bald konnte Fernand ſich überzeugen, daß er jetzt nichts mehr oder wenig, über die engliſche Brigg gewann, welche ebenfalls ein niedrig gebautes Schiff und ein tüchtiger Segler war. Ungeduldig ſtampfte der Capitän auf das Verdeck und rief:

Macht die Segel naß und prangt ſo viel als möglich! — Denn mit der verteufelten Brigg werden wir ein Spiel zu beſtehen haben, fügte er leiſe hinzu.

Die Ausführung dieſer zweiten Anordnung äußerte ihre Wirkung auf die Goelette; ſie ſchien neue Kräfte zu ſammeln. Fortwährend ſegelte ſie im Kielwaſſer der engliſchen Brigg und die Jagd ward nun mit noch größerer Heftigkeit fortgeſetzt.

Fernand's Züge umdüſterten ſich noch mehr als gewöhnlich. Ungeduldig ſchritt er am Steuerbord über das Verdeck auf und ab, jedes Mal ſein Fernrohr auf das verfolgte Schiff richtend. Die größte Stille herrſchte am Bord der ſchwarzen Schwalbe; die Matroſen waren aufmerkſam und ſtanden bereit, die jedesmaligen Befehle ihres Kapitäns zu vollziehen. Nur Lukas, der ſich neben ſeinem Kameraden Jan befand, ſprach leiſe:

Jan, dieſe engliſche Brigg iſt ein harter Teufel, meinſt Du nicht auch? Ich möchte meinen Hals verwetten, daß wir ſie ſo bald noch nicht einholen werden.

Wir haben ſchon vier oder fünf Mal angeſetzt, ſagte Jan, und ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn wir nur eine erbärmliche Kabeldicke gewonnen hätten.

Bel'm hölliſchen Satan! Du haſt Recht, ſprach Lukas, und die verteufelte Brigg hat noch nicht alle ihre Segel geprangt!

Dem ſei, wie ihm wolle, entgegnete Jan, ich mache doch wohl ein Mal gern Jagd, wenn ſie denn auch mit einem Handgemenge endigen muß. Außerdem iſt es doch nöthig, daß wir weiter in die hohe See vordringen.

Inzwiſchen hielt die „ſchwarze Schwalbe" noch immer das Fahrwaſſer der Brigg, und es wurde kein Mittel verſäumt, um den Kurs, wenn gleich nur in geringem Maße, zu beſchleunigen.

Einige Stunden nach Jan's und Luka's Zwiegeſpräch begab ſich der Steuermann zu Fernand, mit dem Finger nach Südweſten zeigend. Hier ſah man nur ein kleines, für den mit dem Seeleben nicht Vertrauten unbedeutendes Wölkchen im Anzuge. Noch eine halbe Stunde haben wir Zeit, ſprach Fernand, fahrt nur immer weiter. Der Orkan wird nicht und allein treffen, und die Schwalbe ſauchzt bei'm Unwetter.

Der Steuermann kehrte auf ſeinen Poſten zurück, und auf Fernand's Antlitz war nicht die mindeſte Aenderung zu bemerken; doch war er überzeugt, daß ein ſchweres Ungewitter bevorſtehe, und jene kleine, unbedeutende Wolke deutete ihm dies auf eine Weiſe an, welche nicht den geringſten Zweifel geſtattete. Auch ſah man bald, wie auf den kleinen Flecken am Himmel eine Reihe ſchwarzer Wolken folgte, und ein leichter hohler Wind die Meereswellen höher ſteigen machte.

Nach einer Viertelſtunde war der ganze Horizont in Dunkel gehüllt; ein heftiger Wind aus Südweſt und ein fürchterlicher Blitz ſchien die Luft zu zerreißen; ihm folgte ein Donnerſchlag, der bis in's Eingeweide des Meeres widerhallte.

Ueberall! rief Fernand, und die ganze Schiffsmannſchaft erſchien auf dem Verdeck.

Bram- und Oberbramſegel (das höchſte Segel auf dem Fockmaſt) feſt; erklang das durchdringende Wort des Capitäns.

Jager (ein Segel, das dieſe Bezeichnung führt) herunter! erſchallte es von neuem.

Geyen! (aufhiſſen) das große Segel!

Braßt die hinteren Raen, braſſen!

Und ſchnell wie der Blitz, der über ihren Häuptern herabſchoß, führte das Schiffsvolk des Capitäns Befehle aus.

Digitized by Google

Auf der englischen Brigg hatten fast die nämlichen Bewegungen statt, und beide Fahrzeuge wurden nun vom Orkan hin und her geschleudert.

Immer vorwärts auf die Brigg los! rief Fernand mit heiterer Miene. Muth, Leute! die Stürme gehören uns und die Raubvögel lieben sie. Befestigt die Untersegel und dann vorwärts!

Aber der Sturm wüthete fortwährend und gewann immer mehr an Kraft. Ein mit Hagel vermischter Regen fiel prasselnd hernieder, und es trat ein Augenblick ein, während dessen man sich in der Unmöglichkeit befand, die englische Brigg, die nur auf eine Fahrt noch entfernt war, zu gewahren.

Den Kluiver (ein Segel) festgemacht und prangen! rief Fernand.

Wir können nicht sehen, Capitän! rief einer der Matrosen!

Wer untersteht sich da zu sprechen! schrie Ferdinand mit wüthender Stimme, die zwischen dem Tosen des Donners sich verlor. Such' darnach wenn Du nicht siehst, und hast Du keine Fäuste mehr, so gebrauche Deine Zähne . . . . Arbeitet, Jungens, rief er weiter, für diesmal will ich vergessen, daß man gesprochen.

Einer der Matrosen ging, um, mit Gefahr seines Lebens, den Kluiver zu befestigen. Es war Jan, Lukas Kamerad, den wir bereits reden hörten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Ich möchte mich bei Ihnen nach etwas erkundigen, sagte der General, — und mein Gesellschafter wird etwas zu sich nehmen wollen.

Können beide bedient werden, wollen Sie nur in das Zimmer spazieren.

Der Förster folgte, die beiden Reisenden betrachtend, bald mit dem Kopfe nickend, dann ihn wieder schüttelnd. Er ist es doch! brummte er endlich in sich hinein.

Kleinmünz hörte das, und fragte, sich herumdrehend: wer soll es sein?

General von Wildenhorst.

Der ist's!

Der Förster hatte als Scharfschütze mit seinem Korps eine Zeit lang unter den Befehlen des Generals gestanden und Gelegenheit gehabt, sich persönlich auszuzeichnen. Das Zusammentreffen war für beide ein angenehmes Ereigniß, denn der General erinnerte sich wirklich des braven Soldaten und seiner Waffenthat.

Und mich kennst Du nicht mehr? fragte Kleinmünz.

Es ist mir fast so, aber wo ich Dich hinthun soll —

Erinnerst Du Dich nicht mehr an — er sagte ihm einige Worte in's Ohr.

Ei, so schlag ein Holzschlägel drein! rief der Förster, so? der bist Du? hast Dich stark verändert, bist feister geworden stichelhäriger. Es freut mich, Dich im Hause zu haben, um mich zu revangiren.

Ich will Deinem Hause Ehre machen, erwiederte Kleinmünz, sich den Bart streichend.

Während der Tisch von der Familie des Försters beschickt wurde, welche die Freude des Hausvaters theilte, zwei so ehrenwerthe Gäste bewirthen zu dürfen, und Kleinmünz bereits bei der Flasche saß, hatte der General den Förster bei Seite genommen, um seine Forschungen nach dem Fräulein von Weilten zu beginnen. Dieser war in sichtbarer Verlegenheit über die Fragen des Generals, der ihm übrigens versicherte, daß er die besten Absichten bei diesen Erkundigungen habe.

Ich will Ihnen, lieber Förster, mit Vertrauen vorangehen. Mein Neffe, Graf Emil von Grauenstein, hat hier die Bekanntschaft eines Fräuleins gemacht, die durch die plötzliche Abreise des jungen Mannes an das Krankenbett seines Vaters unterbrochen worden ist. Ich wünschte aus Familienrücksichten etwas Näheres über die Verhältnisse der jungen Dame zu erfahren, die einen entschiedenen Eindruck hinterlassen hat.

Da kann ich dem Herrn General nicht dienen, entschuldigte sich Hill; nur das darf ich allenfalls sagen, daß sie incognito unter dem Namen von Weilten sich hier aufs halten haben, und mein Wort für Verschweigung ihres wahren Namens haftet.

Wort muß man halten, sagte der General, und ich darf nicht weiter in Sie dringen. Ich setze nur noch hinzu, daß durch die genauere Kenntniß der Familie des Fräuleins eine große Verlegenheit von uns abgewälzt würde.

Der Förster besann sich einen Augenblick, griff dann in die Tasche, zog eine kleine Brieftasche heraus, riß aus derselben ein Blättchen und schrieb. Sagen darf ich nichts, aber nach der gegebenen Versicherung des Herrn Generals, und um meine Dienstwilligkeit zu beweisen, — hier steht Name und Stand.

Wildenhorst las mit sichtbarer Ueberraschung, steckte das Papier sorgfältig ein, drückte dem Förster dankend die Hand, und versicherte ihm, daß er den besten Gebrauch von dem Blatte machen werde. Er rief seinem Kammerdiener, ihm ankündigend, daß nach genommener Mahlzeit die Reise sogleich weiter gehen werde, was diesem, bei den vorwaltenden Umständen, nicht sehr zu behagen schien.

Ich komme nächsten Sommer auf länger hieher, sagte er seinem Freunde Hill vertraulich bei Tische, wo er redselig geworden war. Ich bin noch nicht über die Zeithinaus, wo man sein Nest bauen darf, versteht Du mich? Ich habe geharrt, Hill, in jeder Beziehung, und der General deckt den Rückzug, versteht Du mich? Deine älteste Tochter ist ein Kernmädchen, weiter sag' ich nichts; wenn ich ihr nur halb so gefalle, wie sie mir, so kann's eine

Digitized by Google

Mariage abgeben; das bleibt aber vor der Hand unter uns, Hill! Das ist nur so einstweilen ein Tralliren, verstehst Du mich, bis das rechte Treffen losgeht. Stoß' an, Bruder! es wäre zum Quarreesprengen, wenn Du mein Schwiegervater würdest.

So plauderte der Fröhliche fort und warf daneben auf die ab- und zugehende Rosalie solche seltsame Blicke, die seine Zärtlichkeit ausdrücken sollten, aber sich so komisch ausnahmen, daß alles darüber lachen mußte. Der gute Kleinmünz hatte sich so fest getrunken, daß an ein Fortkommen schwerlich zu denken gewesen wäre, wenn das Kommando des Generals ihn nicht zum Aufbruche gezwungen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Badischen Landeszeitung" schreibt man aus Mittel-Italien: „Südlich von Livorno, in dem Bezirk von Grosseto, haust gegenwärtig ein Räuber Namens Stoppa, der die Gegend seit längerer Zeit in Schrecken und gewaltige militärische Mittel in Bewegung setzt. Der Muth und die Schlauheit dieses einzelnen Räubers nimmt ein ganzes Heer, ja sogar eine kleine Flotte in Anspruch. Enrico Stoppa ist der Name des Gefürchteten, der in Talamone von nicht unvermöglichen Eltern geboren ward und eine ordentliche Erziehung genoß. Von früher Jugend an war er der Jagd leidenschaftlich ergeben, und seine Sicherheit im Schießen brachte ihm bald den Beinamen „der unfehlbare Schütze." Nach dem Tode seiner Eltern hatte er ein kleines Besitzthum ererbt; aber obengenannte Leidenschaft in Verbindung mit andern nicht minder kostspieligen brachte ihn bald um Hab und Gut und warf ihn den Wucherern in die Hände, die ihm nicht ein Stückchen Brod mehr für sein Weib und seine drei Kinder ließen. Zu Ende des Jahres 1860 wurden in dem Walde von Talamone zwei Schweinehändler ermordet und beraubt gefunden, und Stoppa, der That verdächtig, wurde eingezogen, aber wegen Mangels an Beweisen wieder freigelassen. In diesem Prozesse hatten einige Zeugen gegen ihn ausgesagt, und diesen schwur er Rache. Bald kamen zwei derselben in seine Macht, die er in dem genannten Walde, den er, wie kein anderer, so genau kennt wie seine Tasche, in einen ausgetrockneten, tiefen Ziehbrunnen warf. Nach zwei schrecklichen Tagen gelang es diesen Unglücklichen, auf wunderbare Weise zu entkommen und die Anzeige zu machen, worauf eine Streife von Soldaten, Nationalgardisten und Karabinieri angeordnet und zwei Monate lang ohne den gewünschten Erfolg fortgesetzt wurde. Sieben Soldaten fielen dabei unter den Kugeln des „unsehlbaren Schützen." Nun bot sich ein in jener Gegend wohnender Mann den Karabinieri an, ihnen den Ort zu zeigen, wo Stoppa zu finden sei. Die nächste Folge dieser Expedition war der Tod des Brigadiers. Doch hieß es auch, Stoppa sei in einem benachbarten Flusse umgekommen, und man fand wirklich seinen von Kugeln durchlöcherten Hut am Ufer des Flusses. Eine Tage später erschien Stoppa plötzlich in dem Hause des obengenannten Führers, streckte mit zwei Schüssen den Vater und den ältesten Sohn nieder und verließ das Haus unter den schrecklichsten Drohungen gegen die Frau und einen zehnjährigen Knaben, nachdem er den Kopf des noch nicht völlig todten Vaters in die Erde vergraben hatte. Das Gerücht von seinem eigenen Tode hatte er selbst ausgesprengt, um diese Rache vollziehen zu können. Nun wurde abermals eine große Streife angeordnet und dazu ein Bataillon Grenadiere, eine Kompagnie Karabinieri, eine Kompagnie Nationalgarde, eine Schwadron Husaren und die Sicherheitsgarde des Bezirks beordert. Am 29. März fand man die Leiche eines andern früher gegen ihn ausgesagten Zeugen im Walde. Trotz aller Bemühungen ist es noch nicht gelungen, dieses gefährlichen Menschen habhaft zu werden, der außer diesen mitgetheilten Mordthaten noch mehrere ausgeführt haben soll. Die Kohlenbrenner des Waldes sind jetzt aufgefordert worden, ihre Hütten zu verlassen und keinerlei Lebensmittel dahin zu bringen. Der Wald ist förmlich umstellt, und da er an die Küste grenzt, sind sogar Barken zur Bewachung beordert. Stoppa ist 26 Jahre alt, klein, aber kräftig gebaut, mit schwachem Bart. Er ist mit einer Doppelflinte, die er über der Schulter hängen hat, zwei Revolvern und einer Doppelflinte im Arme, also gehörig bewaffnet. Es ist natürlich, daß man sich allerlei Anekdoten von diesem Räuber erzählt, die eben nicht verbürgt sind; aber das Mitgetheilte ist aus guter Quelle."

Vor einiger Zeit verschwand in Hannover ein Spenglergeselle, der die Entdeckung einiger von ihm begangenen Schwindeleien fürchtete. Tags darauf fand man an der Leine den Hut und Rock desselben; er hatte den Tod der Schande vorgezogen und alle Nachforschungen nach ihm hörten damit auf. Wie der „Hann. Kour." nun hört, soll vor einigen Tagen ein Brief des schlauen Gesellen aus London angekommen sein, worin er bittet, daß, wenn sein Hut und Rock an der Leine gefunden sei, man ihm solche doch gefälligst frankirt nach London an seine Adresse schicken möge.

(Eine traurige Episode.) Ein Augenzeuge erzählt folgenden Vorfall aus der Schlacht bei Shiloh: Zwei Kentucky-Regimenter standen sich feindlich gegenüber und fochten mit großer Erbitterung. Es fügte sich, daß ein Unionssoldat seinen Bruder verwundete und gefangen nahm, und nachdem er ihn übergeben hatte, fortfuhr, auf einen Mann an einem Baum zu feuern, als der gefangene Bruder ihm zurief: „Schieß nicht mehr dorthin — es ist der Vater!"

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 73. Donnerstag, den 19. Juni. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. von Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Lange noch blieb der Sturm fortwährend im Wüthen. Gräßlich krachte die Goelette; sie tanzte auf den Wellen, tauchte zuweilen unter, erhielt fürchterliche Stöße, bot jedoch stets, gleich einem unerschrockenen Helden, Widerstand dar.

Als der Sturm sich gelegt, war es völlig Nacht geworden. Kein Mondlicht war zu schauen und Alles war mit einem schwarzen Flor umzogen.

Fernand verbot, auch nur irgend ein Licht auf der Goelette anzuzünden, und schien mit seinem Fernrohr die dichte Finsterniß gleichsam durchbohren zu wollen, um, wo möglich, das englische Fahrzeug zu erspähen; doch nichts vermochte er zu entdecken. Jetzt befahl er die Marssegel (die an die niedrigsten Masten befestigten Segel) zu reffen (losbinden); das vorderste Gestagsegel (ein dreieckiges Segel neben dem Stag. Der Stag ist ein schweres Tau, das den Mast mit dem Vordersteven verbindet) wurde gehißt, die Lofbrassen ein wenig aufgezogen und der Cours fortgesetzt. Nachdem man etwa zwölf Fahrten gefördert war, gebot Ferdinand, dem Schiff eine andere Wendung zu geben, und der übrige Theil der Nacht wurde zur Durchkreuzung der Umgegend benutzt.

Gegen Morgen sah man in der Entfernung von einer halben Meile das Wrack eines Schiffes auf einem Felsen zerschmettert liegen.

Es ist die englische Brigg! sprach Fernand, und ließ den Steven dahin wenden.

Einen traurigen Anblick gewährte es, dieses schöne Fahrzeug zertrümmert da liegen zu sehen. Der größte Theil der Mannschaft war vom Meere verschlungen und nur noch der Kapitän nebst einigen seiner Matrosen befanden sich auf dem halb zertrümmerten Schiffe. Fernand war der Erste, der es bestieg. Er wandte sich an den Kapitän und erklärte das Schiff mit Allem, was sich darauf befand, für seine Beute, versicherte jedoch der Mannschaft, daß ihr kein Leid zugefügt werden solle.

Alles, was im Fahrzeuge noch erhalten war und einigen Werth besaß, wurde auf die Goelette hinübergebracht, und man fuhr mit der Mannschaft nach dem nächsten französischen Hafen. Dem englischen Capitän ward nichts genommen, was ihm eigenthümlich zugehörte, und dadurch, so wie durch sein freundliches Benehmen, gewann sich Fernand die vollkommene Achtung des Engländers. Auch die Matrosen der Brigg wurden gut behandelt, und als man im Hafen angekommen, machten die Schiffsleute der „schwarzen Schwalbe" es sich zur Pflicht, sie zu mehr als einer Schmauserei einzuladen.

III.

Fernand.

Einige Tage später verließ die „schwarze Schwalbe" den französischen Hafen und stach wieder in See. Der Capitän hatte die kurze Ruhe benützt, seinen Proviant zu ergänzen und sich in Stand zu setzen, nöthigenfalls eine lange Fahrt zu unternehmen. Doch diese Fahrt war nicht so glücklich, als jene der ersten Tage; man kreuzte lange umher, ohne auf Etwas zu stoßen, und mehr als einmal ward durch die Uebermacht Jagd auf die „schwarze Schwalbe" unternommen; da sie jedoch ein tüchtiger Segler war, konnte sie jedes Mal der Gefahr entrinnen, und Fernand's Muth und Geschicklichkeit entzog sie unbeschädigt den eifrigsten Nachstellungen.

Das fortwährende Hin- und Herkreuzen im Canal und im Meerbusen von Gascogne, ohne irgend einen merklichen Vortheil zu gewähren, begann endlich den Ca-

Digitized by Google

pitän mißmuthig zu machen, und er beſchloß nun, tiefer in den atlantiſchen Ocean vorzudringen, in der Hoffnung, hier oder dort auf ein engliſches Kauffahrteiſchiff zu ſtoßen und Jagd darauf zu machen. Der Cours ward daher ſüdweſtlich genommen, denn man wollte die Bahn Südamerika nach den verſchiedenen Theilen Europa's beherrſchen.

Einförmig verſchwanden die Tage; das Wetter war ſchön, ſelbſt günſtig für die Fahrt der „ſchwarzen Schwalbe“, und es bedurfte nicht der Hälfte der Mannſchaft zur Lenkung und Erhaltung des Fahrzeuges. Auf einem mit gewöhnlicher Bemannung verſehenen Kauffahrteiſchiffe dürfen die Matroſen nie müßig ſtehen. Es findet ſich immer Beſchäftigung: das feſtſtehende Tauwerk der Maſten muß nachgeſehen werden; es müſſen Bindfäden, Matten, Syringen, Kabelgarne u. dgl. verfertigt, oder es muß getheert, geſchmiert, geölt, gefärbt, gekratzt und geſcheuert und hundert andere Arbeiten verrichtet werden; auf der Goelette, wo die Mannſchaft in ſo großer Anzahl vorhanden war, wurde es dem Capitän, was er auch erſinnen mochte, unmöglich, die Matroſen ſtets an der Arbeit zu erhalten, und diejenigen, welche nicht die Wache hatten, brachten oft die Zeit mit Plaudereien hin. Nicht ſelten wurden auch wohl die Meerſagen hervorgeholt; dann ſchaarte man ſich in einen Kreis und Lukas gab die Geſchichte vom „glühenden Schiffe“, vom „holländiſchen Jäger“ oder andere ähnliche Erzählungen zum beſten, welchen die Matroſen immer mit der größten Aufmerkſamkeit und Theilnahme lauſchten.

Der Capitän Fernand hielt ſich fortwährend in ſeiner Cajüte eingeſchloſſen, wenn er nicht an Lofbord auf dem Verdeck luſtwandelte und Befehle zu ertheilen hatte. Womit er die langen Tage und einen großen Theil der Nächte ſich beſchäftigte, das wußten die Matroſen nicht; nur bemerkten ſie, daß er, wenn er lange Zeit abgeſondert zugebracht, immer finſterer ausſah, und daß auf ſeinem Antlitz Etwas zu leſen war, was Schrecken und Angſt einflößte.

Womit mag ſich doch der Capitän beſchäftigen? hatten die Matroſen mehr als hundert Mal einander gefragt. Doch Niemand wußte darauf zu antworten. Blos der kleine Cajütenjunge hatte ihnen mitgetheilt, daß Fernand oft ſtundenlang und unbeweglich und wie in Nachdenken verſenkt ſitze, und den Reſt der Zeit damit zubringe, in ein großes Buch zu ſchreiben.

Dummes Zeug! hatte Jan darauf erwidert, man wird doch mir, beim hölliſchen Satan, nicht weiß machen, daß ein Menſch, und dazu noch ein Menſch, wie der Capitän, ſeine Zeit damit vergeuden könne, gleich einem Federfuchſer, weißes Papier zu beſchmieren, oder, mit dem Kopf in den Händen, ſitzend zu trämmen, wie ein eigenſinniges Kind. Kameraden! der Cajütenjunge iſt ein ſchlauer Fuchs, der uns die Wahrheit nicht ſagen will.

Ta, ta! hatte Lukas entgegnet, was geht uns Das an. Der Kapitän thut ſeine Pflicht als Kapitän. Laßt uns als Matroſen die unſrige thun, und übrigens mag Jeder in ſeiner eigenen Haut ſtecken bleiben; der Teufel mag alles Andere holen; es geht uns nichts an!

Die Neugier aber war damit nicht befriedigt, und das außergewöhnliche abgeſonderte Leben des Kapitäns und ſein Trübſinn blieben fortwährend Gegenſtand der Geſpräche.

Der kleine Cajütenjunge hatte dennoch die Wahrheit geſagt. Das Buch, in welches Fernand täglich Etwas einſchrieb, enthielt blos des Kapitäns Leben, und die Stunden, in denen er nicht ſchrieb, waren den Erinnerungen ſeiner Jugend gewidmet. Ohne hier nachzuſchreiben, was der Kapitän in ſeinem Buche erwähnt hatte, wollen wir doch dem Leſer eine kurze Schilderung davon geben, ihm dadurch den Charakter des geheimnißvollen Fernand erklären und darlegen, woher der fortwährende Trübſinn, den man auf ſeinem Antlitz gewahrte, ſeinen Urſprung genommen.

Während des deutſchen Kaiſerreichs lag zwiſchen der Stadt Turnhout und der Gemeinde Mol, in den Antwerpen'ſchen Kempen ein Schloß, das noch ſeine alten Thürme, Zugbrücke und Schießſcharten bewahrt hatte, und deſſen Gründung man mit Recht bis zu Ende des Mittelalters zurückführen konnte. Hier wohnte um die bereits von uns angedeutete Zeit der Freiherr von Imſchote mit ſeiner würdigen Gemahlin und ſeinem einzigen Sohne Fernand, wenn der hohe Poſten, den er am Hofe Joſephs II. wahrzunehmen hatte, ihm geſtattete, einige Monate der Ruhe zu leben. Glücklich, höchſt glücklich war dieſe achtungswerthe Familie, bis die Unruhen, welche in Belgien ausbrachen, den deutſchen Kaiſer nöthigten, die Regierung Süd-Niederlands aufzugeben. Dieſes politiſche Ereigniß hatte den Fall des adeligen Hauſes Imſchote zur Folge. Fernand's Vater verließ ſeinen Poſten, zog ſich auf ſein Schloß zurück, und da er dem Kaiſer nicht gegen ſein Vaterland dienen wollte, weigerte er ſich nicht minder, in die Revolution ſich zu miſchen und gegen ſeinen alten Wohlthäter aufzutreten. Bei dieſer Handlungsweiſe fand der wackere Mann keine Dankbarkeit beim Kaiſer, und zog ſich von der andern Seite den unverſöhnlichen Haß ſeiner Landesgenoſſen zu. Die Verfolgungen, denen man ihn unterwarf, verbitterten ihm das Leben, verkürzten daſſelbe ſogar, und auf ſeinem Sterbelager beklagte er das Loos ſeiner Gattin und ſeines Sohnes, und nahm dieſen letzten Schmerz mit in's Grab.

Der junge Fernand war von heftiger Gemüthsart, und der Anblick der Leiden, die ſein Vater erdulden mußte, hatte einen unverſöhnlichen Haß ſowohl gegen die brabantiſche Revolution, als gegen ſeine Mitmenſchen überhaupt in ihm aufgeſtachelt. Er ſchwur, ſich einſt an der menſchlichen Geſellſchaft zu rächen, und nährte ſeinen Geiſt mit dieſem Gedanken. Schwach von Körper und mit einer Seele begabt, welche dieſen gleichſam zu verſengen ſchien, ward er bald inne, daß eine andere Lebensweiſe ihm Bedürfniß werde, und er begann, ſo viel wie

Digitized by Google

möglich, ſich körperlichen Uebungen zu widmen. Ganze Tage lang durchkreuzte er die das Schloß umringenden Wälder, pflegte der Jagd auf wilde Thiere, übte ſich im Schwimmen, Klettern und anderen Beſchäftigungen, und empfand bald die Freude, ſeinen Körper geſtärkt zu ſehen und zu fühlen, daß er mit einer außerordentlichen Kraft begabt wurde. Es ward aus ihm ein recht wilder Jüngling, der nur ſeiner Mutter gegenüber ſanft und zärtlich war, und die Abgeſchloſſenheit, in der er lebte, erweckte in ihm ein poetiſches Gefühl, das eben ſo kräftig als eigenthümlich ſich äußerte und ihm oft inmitten ſeines unglücklichen Lebens den herrlichſten Genuß verſchaffte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Haniſch.

(Fortſetzung.)

Wildenhorſt nahm freundlichen Abſchied von der Familie; Kleinmünz noch freundlicher; er hätte alles umarmt, ſo ſelig war er. Bruder Förſter! Herzens-Hill! vergiß kein Wort von dem, was ich geſagt habe! rief er an ſeinem Halſe, und dieſer hatte Mühe, ihn in geh öriger Ordnung auf den Sitz zu bringen.

Das ſind Leute wie die Engel! ein Quartier wie im Himmel! ſprach er in gerührtem Tone; — der Herr General hätte wohl einige Tage hier bleiben können bei den herrlichen Menſchen, bei dem köſtlichen Weine und bei den vortrefflichen Eierkuchen; ſo etwas findet man nicht ſo leicht beiſammen, wenn man auch hundert Meilen reiſt. Wo geht denn jetzt die Reiſe hin?

Nach Perlenfels.

Perlenfels? Perlenfels? Das liegt ja bei Dings da — wie heißt das Neſt? die Straße geht durch nach — o wie heißt es denn! man muß über den Fluß — wo der Scharmützel auf der Brücke war, bei welchem ich faſt das Bein eingebüßt hätte, — das ſind wenigſtens ſechs Stationen bis dahin. Und was dort thun?

Der gütige Herr, lächelnd über die drollige Beredſamkeit des Dieners, der ſonſt kein Freund von vielem Sprechen war, ſagte: das wirſt Du an Ort und Stelle erfahren.

Kleinmünz merkte aus dieſer Antwort, daß er zu viel geſprochen habe; das hinderte ihn indeſſen nicht, ſeine Reflektionen halblaut fortzuſetzen und in Erinnerungen zu ſchwelgen, bis er endlich müde ward und ein kleines Schläfchen machte, das wieder alles in's Gleichgewicht brachte.

Eine raſche Fahrt unausgeſetzt, — und Perlenfels lag vor ihren Blicken: ein ſtattliches Schloß auf einer mit Reben bepflanzten Anhöhe, an der ſich der Weg ſanft hinaufwand und jenſeits durch einen reizenden Park zum Eingange führte.

Kleinmünz erinnerte ſich deutlich der Gegend wieder, ſogar als ſie über die Brücke fuhren, deutete er auf den Platz, wo ihn die Kugel am Fuße geſtreift hatte.

Wir ſind nun an Ort und Stelle, ſagte er, den Herrn an ſein Wort erinnernd: was hier thun?

Frieden ſchließen, antwortete dieſer.

So recht! rief Kleinmünz; da giebt es Feſtlichkeiten. Das Schloß muß, illuminirt, ſich recht brillant ausnehmen.

Beſſer, als Du geſtern.

Aha, verſetzte dieſer, der Herr General zielen auf den kleinen Sarras, den ich mir aus lauter Freundſchaft angetrunken hatte; da muß ich freilich um Pardon bitten, obwohl es mir nicht oft begegnet, aber: vergnügte Menſchen und guter Wein! Leicht guckt man zu tief in's Glas hinein. Es ſoll ſo bald nicht wieder geſchehen.

Als etwa bei den Feſtlichkeiten dort oben.

Ich will Maß und Ziel halten.

Der Wagen langte auf dem Schloßhofe an, wo General Wildenhorſt von dem Herrn des Hauſes mit freundlicher Ehrerbietung empfangen und in die Prunkzimmer geleitet wurde.

Gräfin Roſa von Perlenfels ſaß derweil im Garten, in Geſellſchaft ihrer Freundin Amalie von Birk, in einer ſchönen Rotunde von Platanen, den Kopf in die Hand geſtützt und gedankenvoll hinausblickend in die Ferne.

Wieder ſo ſtill, Roſa? unterbrach Amalie das Schweigen, — die Stirn mit Wolken bedeckt, die ſonſt ſo heiter war?

Dieſe wandte ſich zu der Fragerin mit einem Lächeln, das aus Thränen gewoben ſchien. Ich weiß nicht, Amalie, ſagte ſie, was heute ſo ſchwer, ſo ahnungsvoll auf meiner Seele laſtet.

Ich wollte die Urſache errathen, verſetzte jene.

Vielleicht träfſt Du es nicht! war die Antwort. Ich dachte eben darüber nach, wie ſchön es auf der Erde wäre, wenn man ſeine gerechten Wünſche ohne Rückhalt offenbaren dürfte; wenn man nichts zu verſchließen brauchte in der Bruſt, die oft davon ſo ſchwer gedrückt wird. Ich dachte daran, welche Vorzüge die Männer vor uns haben, daß ſie äußern dürfen, was wir armen Mädchen kaum zu denken wagen ſollen; daß wir das Leben ſtill an uns vorüberziehen laſſen und alle Empfindung in uns verſchließen müſſen, weil die Sitte das Lautwerden nicht duldet. — Wie manches Herz, träumte ich weiter, muß ſich ſtill verzehren in ſeiner Sehnſucht, unbeachtet, ungehört, unbetrauert, und es bedürfte vielleicht nur eines Winkes, um dieſe fromme Sehnſucht in Seligkeit zu verwandeln. — Und doch, Amalie, fühle ich dunkel, daß es nicht anders ſein darf; daß ſüße Geheimniſſe ruhen müſſen bis zu dem Augenblicke, wo das Räthſel des Herzens gelöſt wird; bis die Ahnungen ſich verkörpern in dem geliebten Bilde, das mit einem Worte, mit einem Blicke die geſchloſſenen Thore öffnet und den gefangenen Gefühlen die Freiheit bringt.

Es iſt wirklich zu beklagen, erwiederte Amalie ſcher-

Digitized by Google

end, daß er nicht vernommen, was aus Rosa's Herzen sich losrang und Sprache bekam; was gilt's, er eilte, die arme Gefangene zu befreien.

O thöriges Herz! fuhr die Gräfin fort, das in berechten Blicken etwas zu lesen glaubte, für die Ewigkeit geschrieben, das nichts als ein flüchtiger Gedanke war, vom Reiz der Neuheit schnell hingeworfen, den ein Hauch verwischt. Und dennoch, Amalie! Du einzige, begreifst, der ich alles anvertrauen darf, was ich mir kaum selbst zu gestehen wage, dennoch muß ich an ihn denken; der Strahl seines Auges hat, wie ein Meteor, mein Herz erleuchtet, beseligt! sein Bild schwebt in anmuthigen Zügen vor meiner Seele und begleitet all' meine Gedanken. Ich halte das Blümchen, das er mir reichte, mit sichtlichem Vergnügen in meinen Händen wie ein theures Pfand, an das sich Gewährung knüpft, und drücke es an die schlagende Brust. Ich bin einen Augenblick glücklich, um mich dann wieder zu verlieren in die trübe Ferne eröffchender Hoffnungen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wie verlautet, sollen in Essen nächstens die Vorarbeiten für ein Werk beginnen, wie die Welt bis dahin keines gesehen hat. Der bekannte Eisenkönig Krupp hat nämlich vor, ein Walzwerk zu erbauen, in welchem er die Eisenplatten für Panzerschiffe und ähnliche Vorrichtungen zu fertigen gedenkt. Die Walzen, welche die Platten zurechtwalzen, sollen einen Durchmesser von 5 Fuß bekommen und die Maschine, welche jene Walze in Bewegung setzt, die Kraft von 2000, sage und schreibe zwei Tausend, Pferden besitzen. — Wenn Krupps gewaltiger Hammer schon die Fremden zu locken vermochte, wird dieses cyklopische Werk gewiß unser Städtchen zum Wallfahrtsort aller Industriellen machen.

Ein Akrobat wider Willen rettete sich durch seine angebornen Künste am 29. v. M. in Lemberg das Leben auf eine so merkwürdige Art, daß der Fall wirklich einer näheren Beschreibung werth ist. Die Fensterstöcke in dem Universitäts-Gebäude, wo das Ereigniß stattfand, stehen nach Innen über der Fläche der Fensterbrüstung mit einer scharfen Kante einen reichlichen Zoll empor. Ein 4—5jähriger Knabe, das Kind eines Dieners, war auf ein offenes Hoffenster des zweiten Stockes gekrochen und wahrscheinlich allmälig so weit vorgerutscht bis der Oberkörper das Uebergewicht bekam und es hinabstürzte. Im Moment des Falles jedoch mußte der Knabe die Beine gestreckt und die Füße nach Möglichkeit gegen das Schienbein zu gebogen haben, kurz, er hing, mit der obern Seite der Zehen an dem vorspringenden Fensterstock sich haltend, kopfunter vom Fenster an der gefimslosen Wand herab. Glücklicherweise wurde er augenblicklich bemerkt. Die herbeistürzende Mutter fiel bei dem entsetzlichen Anblick in Ohnmacht, die übrigen Anwesenden schrieen, statt zu dem Fenster hinaufzueilen, in der Verwirrung nach Leitern oder Leintüchern, bis der Lärm den Naturaliencabinets-Aufseher aus seiner Wohnung herauslockte und dieser, zum nächsten Fenster in den Hof hinausblickend, das Kind in der seltsamen und todesgefährlichen Stellung hängen sah. Besonnener als die Andern, lief er zum Fenster und hob den gezwungenen Gymnastiker in den Corridor hinein. Das Kind hatte diese enorme Kraftanstrengung wohl 2 bis 3 Minuten lang ausgehalten und sich so auf wahrhaft wunderbare Weise vom Tode gerettet.

Die „Wiener Militärzeitung" meldet: „Wie wir erfahren, wird auf Befehl des Kaisers Napoleon III. eine Geschichte des Feldzuges 1859 in Italien durch den französischen Generalstab verfaßt und demnächst in die Oeffentlichkeit gelangen. Der französische Generalstab hatte nicht versäumt, mehrere Aufklärungen, die k. k. Armee betreffend, von unserer competenten Stelle einzuholen, um das mit zahlreichen Planen versehene Werk möglichst unparteiisch durchzuführen. Nach allem, was bisher verlautet, scheint dasselbe jedenfalls von großer Bedeutung zu werden, und soll der Kaiser der Franzosen beabsichtigen, allen österreichischen Generalen, die in jenem Kriege mit einem Commando betraut waren, seinerzeit ein Exemplar zukommen zu lassen. Minderes deutet das Ersuchen des Kaisers um namentliche Mittheilung dieser Herren auf die ausgesprochene Vermuthung."

Der Frankfurter Thiergarten hatte im Jahre 1861 der günstigen Witterung wegen guten Erfolg. Die Fortpflanzung der Thiere war zahlreicher, als vorher; auch kamen nur halb so viel Todesfälle vor, als 1860. Am Schlusse von 1861 waren 1061 Thiere in 332 Gattungen im Werthe von 35,000 fl. vorhanden.

Das Petschaft des chinesischen Kaisers Yuen-Men-Yuen wird in Paris zum Verkauf ausgeboten. Es besteht aus einem Stück grünen Nierensteines und hat auf der oberen Seite den kaiserlichen Drachen mit fünf Fängen, auf der unteren folgende Inschrift: „Ich höre und nehme die Wünsche entgegen, ich sehe mir den Mann, der sie bringt, genau an und prüfe sie sorgfältig."

(Süßer Patriotismus.) Die deutsche „Turner-Zeitung" enthält in ihrem Ausweise der Sammlung für die vertriebenen Schleswig-Holsteiner folgenden Posten: „Von einer Dame als Erlös für einige Küsse — 20 Sgr."

* * *

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 74. Sonntag, den 22. Juni. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Zu allen den kleinen Verfolgungen, welche man dem jungen van Imschote und seiner Mutter fortwährend bereitete, gesellte sich nunmehr eine, die Fernand's Schicksal auf immer entscheiden sollte. Man wollte ihn zwingen, die Waffen zu ergreifen und gegen den deutschen Kaiser zu Felde zu ziehen. Fernand erwartete den ersten Aufruf und ließ ihn unerwiedert. Als er später einsah, daß man ihn mit bewaffneter Macht zum Gehorsam zwingen wolle, ergriff er die Flucht und wählte Deutschland zu seiner Sicherheit.

Die Verfolgungen trafen nun das Haupt seiner Mutter allein, so lange, bis endlich auch diese das Vaterland verließ und sich mit ihrem Sohne vereinigte, der in jenem Augenblick seinen Aufenthalt in Hamburg genommen.

Das Glück schien jetzt auf einige Zeit über Fernand's Haupt sich erheben zu wollen. Er lebte mehrere Monate mit seiner würdigen Mutter wie von einer himmlischen Seligkeit umflossen, und begann, einigermaßen seinen Trübsinn zu beseitigen, als der empfindlichste Schlag sein Herz traf. Seine Mutter erkrankte plötzlich und ward ihm durch einen schnellen Tod entrissen. Unbeschreiblich groß war des Jünglings Verzweiflung; er glich einem Wahnsinnigen und mußte selbst eine gefährliche Krankheit bestehen, die ihn an den Rand des Grabes führte. Nach seiner Genesung faßte er den Entschluß, einige langdauernde Seereisen zu unternehmen, besuchte die meisten Länder Nordamerika's, verweilte Jahre lang im spanischen und portugiesischen Guyana, fuhr später nach den indischen Küsten, hatte viele Angriffe von Räubern bestanden, und kehrte endlich, unter dem französischen Kaiserreiche, in sein Vaterland zurück.

Die Kaperbriefe, welche damals ertheilt wurden, erzeugten in ihm die Absicht, sich dem Stande eines Piraten zu widmen, und kaum war dieser Entschluß in ihm rege geworden, als er ihn auch schon zur Ausführung bringen wollte. Die gedachte Revolution schien ihm zuzulächeln: in ihr glaubte er die Möglichkeit zu erblicken, seine alte Rache gegen die Menschheit zur Ausführung zu bringen, seinem Haß einige Luft zu verschaffen. Obwohl sein Vermögen sehr eingeschmolzen, besaß er doch noch hinreichende Mittel, um sich ein Fahrzeug zu kaufen und mit diesem den gefährlichen Zug zu unternehmen, auf welchem wir ihn bereits eine Meile begleiteten.

Aber der rauhe Fernand hatte sich getäuscht, der Genuß war so groß nicht, als er ihn sich wohl vorgestellt. Zwar that es seinem Herzen wohl, so frei und frank das weite Meer durchfliegen, eine unwidersprechliche Macht über eine Anzahl von vierzig Leuten ausüben und seinen eisernen Willen als einziges Gesetz vorschreiben zu können; doch was verschaffte ihm alles Dieses? Das seiner Seele eingeprägte Gerechtigkeitsgefühl hielt ihn ab, willkürliche Befehle zu ertheilen und gleich einem Tyrannen zu herrschen. Seine Leute gehorchten ihm als eben so viele Sclaven; sie flogen auf seinen Wink, sie zitterten auf sein Wort; allein wozu nützte Dies ihm? Er handelte stets zu ihrem Wohl, was er gebot, geschah zu ihrem Vortheil; nie aber zu seiner eigenen, alleinigen Befriedigung. O! Fernand's Körper umschloß eine zu schöne Seele, als daß er schlecht und ungerecht hätte handeln können.

Lange träumte der Jüngling über diesen seinen Seelenzustand, und fühlte endlich, ohne es sich selbst gestehen zu wollen, daß der Haß, der in seinem Busen verborgen lag, kein eigentlicher, kein aufrichtiger Haß sei,

Digitized by Google

und daß ihm ein natürlicher Abſcheu beiwohne gegen Alles, was niederträchtig und ſchlecht genannt werden mochte. Dieſer Gedanke war's, der ihn zuweilen ſtundenlang in Hinbrüten verſenkte, der ſein Antlitz noch finſterer erſcheinen ließ und ſeinem Herzen gleichſam eine Verzweiflung einflößte, welche für ihn die größte Marter war, die er nur erdulden konnte. Mit einem Wort: es war jener Zuſtand, den die Matroſen nicht zu begreifen vermochten, und den wir unſern Leſern erläutern mußten, um ſie in Stand zu ſetzen, die merkwürdigſte Perſon unſerer Erzählung nicht in halbem Tageslichte zu ſchauen und dieſelbe würdig beurtheilen zu können.

Folgen wir nun wieder dem Fahrzeuge, das, von einem günſtigen Winde geführt, bereits manche Tagereiſe auf dem Meere zurücklegte, ohne etwas Außergewöhnliches zu entdecken.

IV.

Weiter in See.

Es iſt ein herrlicher Sommertag. Die Sonne prangt am unbewölkten Himmel und ſchießt ihre glänzenden Strahlen auf die Fläche des Waſſers hernieder, das, von einer leichten Kühle gekräuſelt, den Glanz der Sonne in Tauſenden funkelnder Lichtpunkte zurückgibt. Ueber dem Ganzen liegt gleichſam ein ſilbernes Gewebe; die Fiſche ſpielen ſchäkernd in dem warmen Elemente und erheben die Köpfe über die Fläche empor, als wollten auch ſie Theil nehmen an dieſem ſchöneu Feſte der Natur.

Die „ſchwarze Schwalbe" ſetzt ihren Kurs wie im Schlummer fort und erſcheint gleich einem einzelnen dunkeln Punkte, der inmitten einer leuchtenden Luft und eines ſpiegelnden Waſſers ſich verliert. Auf dem Verdeck des Fahrzeugs befinden ſich acht Mann, denen die Wache obliegt; der Reſt der Mannſchaft hält ſich im Schiffsraum auf, wo ſie, der Hitze der Sonne entwichen, ſich damit beſchäftigen, ihre Kleider nachzuſehen, ihre Pfeifen zu rauchen oder zuſammen zu plaudern und zu murren, weil ſie ſeit ſo langer Zeit nichts mehr entdeckt hatten.

Der Kapitän trat auf's Verdeck, und nachdem er eine Weile loswärts auf und ab gegangen, ſetzte er ſich hinten gegen die Schiffswand, zündete eine Cigarre an und ſtarrte, die Arme auf der Bruſt gekreuzt und in halbliegender Stellung, beſtändig auf die ausgedehnte Waſſerfläche hin. Nachdem Fernand eine halbe Stunde in dieſem Zuſtande zugebracht, ſchien er aus ſeinem Schlummer zu erwachen, rief den Steuermann und gebot ihm, das Fernrohr herauf zu holen. Als er mit Hülfe deſſelben die See einige Augenblicke unterſucht hatte, befahl er dem Steuermann, das Schiffsvolk auf's Verdeck zu entbieten. Dieſer ſchritt auf die Lucke zu und rief: „überall!" Jeder ließ nun ſeine Arbeit im Raum liegen, die Geſpräche wurden abgebrochen und die ganze Mannſchaft kletterte nach oben.

Geyen die oberen Leeſegel! rief Fernand, und ſobald ſein Befehl ausgeführt war, fuhr er fort:

Marsſegel hoch!

Geyen die oberen Bramſegel!

Die Bramſegel hiſſen!

Setzt die Flieger (Name eines Segels) aus!

Die Klappmützen (Name einer Art Segel) in die Höhe.

Prangen, überall!

In weniger als einer halben Viertelſtunde ſtand die „ſchwarze Schwalbe" unter vollen Segeln. Man hätte ſie für ein in der Luft dahinfliegendes Caſtell von Leinwand halten mögen. Man ſegelte faſt mit dem Winde; keine einzige Falte war im Segeltuche bemerkbar, und das Fahrzeug ſetzte jetzt ſchnelleren Kurs fort. Die Mannſchaft begriff erſt dann recht, warum jene Anordnungen getroffen worden, als einige Stunden ſpäter der Steuermann den Ruf: ein Schiff vor uns! vernehmen ließ. Eine ungeheuchelte Freude verbreitete ſich auf dem Antlitz der Matroſen, und vielleicht wäre ein Hurrahgeſchrei aus ihrer Mitte erſchollen, hätte nicht ein Blick, den Fernand ihnen zuwarf, ihnen zu erkennen gegeben, daß ſolche äußerliche Zeichen ihm nicht gefielen.

Der Kapitän ergriff indeß abermals ſein Fernrohr, und beobachtete fortwährend das angekündigte Fahrzeug.

Kurz darauf, als man das Schiff genauer in Augenſchein nehmen konnte, gebot Fernand ſeiner Mannſchaft, ſich in den Raum zu begeben, und behielt nur die Backbordwache oben. Wenn es Etwas zu thun gibt, wird man Euch ſchon rufen, fügte er hinzu, in jedem Falle ſetzet Eure Waffen in Bereitſchaft.

Und dann ſprach er, zum Steuermann gewendet und ihm das Fernrohr darreichend:

Steuermann, ſchaut Euch einmal genau um, und ſagt mir dann, was Ihr von jenem Segel haltet.

Es iſt eine Schoonerbrigg (ein Schiff mit zwei Maſten, faſt der Goelette ähnlich, jedoch nicht ſo ſchneller Segler) ſprach der Steuermann nach einer Weile, und wenn ich nicht irre, ſo iſt ſie im Hafen von Portsmouth gebaut.

Das iſt nicht unmöglich, ſagte Fernand; doch nun unterſucht weiter, was findet Ihr noch?

Daß wir keine Mühe haben werden, ſie einzuholen, um ſo mehr, als ſie in dem Cours, den ſie nehmen will, von ihren Segeln wenig Gebrauch wird machen können.

Ha! ſie ändert alſo den Cours?

Sie wendet nordwärts, Capitän.

Laßt ſie nur gehen, wir werden ſehr bald in ihr Fahrwaſſer gelangen. Was ſeht Ihr ſonſt noch, Steuermann?

Es iſt ein Kauffahrer, Capitän, und da er von Südamerika zu kommen ſcheint, ſo denke ich wohl, wir werden gute Beute bei ihm machen.

Steuermann! ſprach Fernand, das Rohr zurücknehmend, laßt Alles in Bereitſchaft ſetzen und ſchickt zwei Mann ab, das Pulver herbeizuholen; ich glaube ich ſehe mehr als Ihr.

Digitized by Google

Der Steuermann entfernte sich, um seine Befehle zu ertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

O des armen, verzagenden Herzens, das sonst freudig dem Morgen entgegenschlug, entgegneie die Freundin, — das seinen eigenen Werth nicht kennt! Muth, meine theure Rosa! Aus den Wolken tritt die Sonne in erneuerter Schönheit, und ihr Strahl zittert in den hängenden Regentropfen, die sich bei ihrem Anblicke in Wonnethränen verwandeln. Vielleicht in diesem Augenblicke —

Sie wurden unterbrochen. Graf Perlenfels näherte sich mit seinem Gaste, sie beiderseits einander vorstellend.

Der General verbeugte sich soldatisch und sagte, zu dem Grafen gewendet: sonst spart man dem Beschauenden das Schönste bis zu guterletzt; hier werd' ich gleich von Anfang schon damit überrascht. Ich bitte um Verzeihung, gnädige Gräfin, wenn Sie und Ihre Freundin, Fräulein von Birk, meinetwegen in freundlichen Betrachtungen unterbrochen worden sind, welche die Einsamkeit stets schönen Herzen gewährt; ich wäre glücklich, wenn mein Bild nicht störend einen Platz darin gewänne.

Die Männer gingen weiter, die hinter dem Garten gelegene Meierei zu besuchen, und die Damen eilten in das Schloß, um Toilette zu machen.

Bei Tafel widmete General Wildenhorst seine ganze Aufmerksamkeit der Gräfin Rosa, die sich selten angezogen fühlte von dem heiteren Alten, in dessen Angesichte ein seelenverwandter Zug vorwaltete, der ihr nicht erklärlich war, und sie doch fesselte.

In Ihrer Macht liegt es, sagte er ihr in einem Augenblick des Alleinseins, — mich recht glücklich zu machen, meine schöne und liebe Gräfin! weisen Sie meine Werbungen nicht zurück!

Er nahm, nach aufgehobenem Mahle, Abschied von der Familie, und Graf Perlenfels, der ihn an den Wagen begleitet hatte, sagte zurückkehrend zur Tochter: ich hoffe, daß Du den Plänen des ehrwürdigen Generals von Wildenhorst, die auch die meinigen sind, kein Hinderniß in den Weg legen wirst.

O Amalie! rief Rosa, mit dieser auf ihrem Zimmer angelangt, — mir droht ein Sturm! meine Ahnung hat mich nicht betrogen!

Der General saß in sichtbarer Seelenvergnüglichkeit im Wagen, der langsam den Bergweg hinabrollte, und blickte hinaus auf die Rebenpflanzungen, die mit dem herrlichsten Segen prangten.

Kleinmünz war von der Bewirthung auf Perlenfels ganz begeistert, und durfte doch nicht reden; denn er kannte das Gesicht des Generals, wenn er Pläne machte. Endlich übermannte ihn doch die Lust, seinem innerlichen Vergnügen Worte zu geben.

Ist's richtig mit dem Friedensschluß? fragte er zutraulich.

Ich glaube! antwortete freundlich der General.

Nun Gottlob! so hoffe ich auch an dem Tage, wo der Friede proklamirt wird, diesem und dem Friedensstifter zu Ehren einen herrlichen Janko zu trinken.

Saufbold! zürnte der General; — und ich gelobe, an dem Tage, der diese glückliche Gewißheit mir bringt, aus demüthiger Dankbarkeit gegen den gnädigen Lenker unserer Schicksale Wasser zu trinken.

Kleinmünz sah seinen Herrn an und sagte: Gott weiß, Herr General, ich trinke mit.

Man langte in Grauenstein an.

Emil war höchlich erfreut über die baldige Rückkehr des Oheims, die ihm Gutes verhieß. Doch dieser enttäuschte ihn sogleich bei der ersten Begrüßung mit der Nachricht, daß Fräulein von Weilten für ihn verloren und bereits präsumtive Braut eines jungen Mannes sei, den sie von ganzem Herzen zu lieben scheine.

Ein Donnerschlag, der die hinter allerlei Möglichkeiten geflüchtete Hoffnung Emils mit eins zu Boden schmetterte.

Sie liebt! sagte er bitter lächelnd zu Baron Lohr; während ich Thor wähnte, in ein unbefangenes Herz geblickt zu haben. Vielleicht wäre ich der Glückliche, wenn ich etwas früher gekommen wäre; denn bei den Damen übt die Zeit einen entschiedenen Einfluß. Nun, desto besser! so bin ich nicht der Gefahr ausgesetzt, ihr zu liebe einen Kampf zu beginnen, in welchem ich, auch als Sieger, wahrscheinlich eine Verletzung davongetragen hätte, die für ein redliches Sohnesgewissen unheilbar ist.

Der Baron, ungeachtet seiner warmen Theilnahme an dem Wohl und Wehe seines Freundes, dankte im Stillen dem Himmel, daß sich der Knoten auf diese Art gelöst hatte, der bei den Gesinnungen des alten Grafen nur hätte zerhauen werden können, und hoffte von der Zeit und dem guten Naturell des sonst so besonnenen Jünglings die Heilung einer Wunde, welche, im Grunde genommen, doch nur ein Streifhieb war.

Der General ergriff die nächste Gelegenheit, mit dem Grafen von Grauenstein über die projektirte Vermählung des Grafen Emil ein ernstes Wort zu sprechen.

Mir liegt diese Angelegenheit eben so am Herzen, als Ihnen, sagte der erstere, und ich wünsche recht dringend, sie während meiner Anwesenheit zu allgemeiner Zufriedenheit beantwortet zu wissen. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen sagen, daß Emils Abneigung gegen eine Verbindung mit der Cesen nicht allein in ihrer Persönlichkeit liegt, sondern daß er, was er Ihnen gern gestanden hätte, wenn Sie mit Ihrer schonungslosen Strenge ihm nicht den Mund geschlossen hätten, daß er eine innige Neigung zu einem Fräulein von Weilten im Herzen trägt, das ein wunderschönes Geschöpf sein soll-

Digitized by Google

Nimmermehr! rief der Graf auffahrend; kein Wort mehr von einem solchen Geschöpfe!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Ehrenschuld, welche Deutschland dem Andenken Ferdinands v. Schill abzutragen hatte, ist getilgt; das Grab, welches die Gebeine des Helden umschließt, ist kein namenloses mehr, und der Wanderer auf dem St.-Jürgenkirchhofe in Stralsund darf nicht mehr nur errathen, daß dort unter dem Grabhügel, dessen einziger Schmuck zwei Virgil'sche Verse waren, ein Stück deutscher Leidens- und Heldengeschichte eingesargt ist. Ein Granitblock von 8 Fuß Höhe und 5½ Fuß Breite, auf einem Sockel ruhend, umschließt in seiner geschliffenen Vorderfläche im Bronzemedaillon das lebensgroße Haupt Schill's, dieses von der geschickten Hand des Bildhauers Holbein in Berlin in kräftiger Modellirung ausgeführt; unter dem Medaillon in den Stein gemeißelt die Worte: „Ferdinand v. Schill." Die Einfriedigung des Grabes, aus Kanonenpfählen bestehend, welche durch eiserne Ketten verbunden werden, ist ihrer Vollendung nahe. Die eiserne Platte mit der Inschrift nach Virgil's Aeneis, 11., 557. 7, welche in der Nacht des fünfundzwanzigsten Jahrestags der Leipziger Schlacht mehrere Vaterlandsfreunde auf den Grabhügel legten, wird auch fernerhin ihre Stelle am Fußende des Grabes behalten. Der übrige Theil des Grabes sowie die Steinwände und die Rückseite des Denksteins werden von Epheu umrankt und ein Eichbaum, zur Seite des Grabes gepflanzt, wird seine Aeste darüberbreiten. Der Tod versöhnt und führt friedlich zusammen, was das Leben getrennt hatte. Wenige Schritte vom Schill-Grabe findet sich ein zweites Grab, ohne Bezeichnung und Denkstein, und nur wenigen ist bekannt, wen es birgt. In diesem Grabe ruht der holländische Generallieutenant Carteret, der beim Einrücken in Stralsund, wie die Sage geht, unter Schill's Streichen sein Leben aushauchte. Die Beiträge zum Schill-Denkmal sind so zahlreich eingegangen, daß es dem Schill-Comité möglich ist, auch ihm, dem Feinde, einen Ehrenstein an seinem Grabe zu setzen. Und wiederum in einiger Entfernung ist die Grabstätte von sechs Schill'schen Offizieren, von denen vier im Kampfe gefallen, zwei im Lazareth ihren Wunden erlegen sind. Auch ihnen wird aus den vorhandenen Fonds ein Denkstein errichtet werden.

Ein seltsamer Prozeß nimmt gegenwärtig in Edinburg die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Mr. Marham zu Kirkwal in der Grafschaft Orkney hatte den seltsamen Gedanken, einen lebenslänglichen Ruhegehalt von 200 Pfd. St. Demjenigen anzubieten, welcher sich dazu verstände, 10 Jahre lang unter der Erde zu leben, ohne einen Menschen zu sehen, auch ohne den Bart, die Nägel und die Haare zu schneiden. Mr. Marham hatte zu diesem Zweck in seinem Park ein unterirdisches Gelaß mit allen möglichen Bequemlichkeiten herrichten lassen, mit Badezimmer, schönem Lesekabinet, versehen mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, welche durch eine Oeffnung in der Decke hinabgelassen wurden. Andere Oberlichter dienten, um dem Gefangenen die Speisen hinabzulassen; derselbe konnte auf gleichem Wege sich Alles verschaffen, was er wollte, er durfte nur die Glocke ziehen und einen Papierstreifen, worauf er seinen Wunsch geschrieben, hinausreichen. Es hatten sich viele beworben und ein gewisser Prowyß, Sohn eines armen Pfarrers, trug den Sieg davon. Er war in das unterirdische Gelaß hinabgestiegen und wirklich 10 Jahre geblieben. Als er wieder herauskam, verlangte er die versprochene Rente. Mr. Marham war aber indessen gestorben und dessen Erben weigerten sich, diese Bestimmung des Vertrags zu erfüllen, und so entstand denn ein Prozeß. Die Advokaten der beiden gegnerischen Parteien erschöpften ihren Scharfsinn in den gegenseitigen Beweisen für oder gegen.

(Auch ein Curiosum.) Die „Mainzer Ztg." schreibt: Sage noch Einer, daß Mainz keine kosmopolitische Stadt sei! Unsere Sprache ist deutsch, unser G.leß französisch, unsere Regierung hessen-darmstädtisch, unsere Kirche römisch, unser Gouvernement österreichisch, unsere Commandantur preußisch, unsere Garnision großentheils italienisch, unsere Post thurn- und taxisch, unser Gaswerk badisch, unser Telegraph bayrisch ꝛc.!

Der Director des Wiener Dienstmänner-Institutes wird aus seinen der Musik kundigen Dienstmännern eine Musikcapelle organisiren, welche in schwarzer Civilkleidung auftritt und zu jeder Art von Festlichkeit von Privaten gegen billige Taxe für einen oder mehrere Abende oder auch Tage wird engagirt werden können.

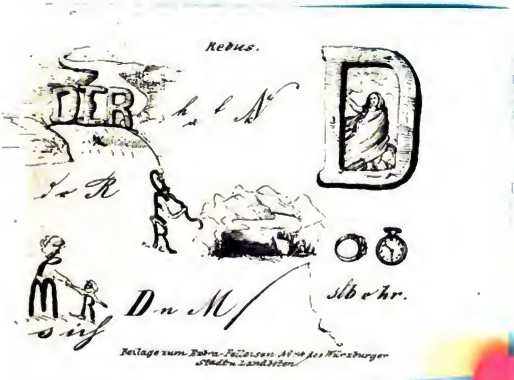
Die Veröffentlichung der Personalernennungen zur bevorstehenden Gerichtsorganisation hat zu Dillingen ein Opfer gefordert. Der Gerichtsdienergehilfe Kepp, welcher bei der Ankunft der Post die Bayer. Ztg. abholte, lief in voller Hast dem Schloßgebäude zu, übersprang mehrere Staffeln der zum Landgericht führenden Schloßstiege und rief mit aller Freude dem ihm gerade entgegenkommenden Beamten seine Beförderung zu; er sprang zum Hrn. Amtsvorstand, überreichte ihm die Zeitung und wollte von der Kanzlei aus die ihm bekannt gewordenen Ernennungen anderen Gerichtsmitgliedern mittheilen, als er unter der Thürschwelle aus Erschöpfung zusammenstürzte und augenblicklich todt war.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 71.

Ueber ein Herz zu siegen ist groß, ich verehre den Tapfern,
aber wer durch sein Herz sieget, der gilt mir mehr.

Verantw. Redakt. Th. Bauer.

Druck und Verlag von Bonitas-Bauer.



Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würzburger Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 75. Dienstag, den 24. Juni. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Obermann.

(Fortsetzung.)

Die Goelette setzte noch eine halbe Viertelstunde ihren Cours südwestwärts fort. Alsdann befahl Fernand die Segel fallen zu lassen, ließ das Schiff wenden und befand sich bald im Kielwasser der Schoonerbrigg. Kaum war diese Anordnung ausgeführt, als man auf dem zuletzt genannten Fahrzeuge eine außergewöhnliche Bewegung bemerkte. Es ward nun alle Mühe angewendet, den Gang des Schiffes zu beschleunigen; allein nach kurzer Zeit wurde es augenscheinlich, daß die „schwarze Schwalbe“ stets eine Fahrt mehr zurückgelegt hatte und das englische Schiff bald einholen mußte. Und so geschah es auch; denn einige Augenblicke später waren beide Fahrzeuge einander so nahe gekommen, daß man von der englischen Brigg das Prachen der Goelette vernehmen konnte. Die englische Flagge wurde unverzüglich aufgezogen und man hörte:

Der St. Georges von Savannah nach Exeter!

Hierauf muß höflich geantwortet werden, sprach Fernand mit leichtem Lächeln und ließ die französische Flagge in den Top ziehen und rief:

Die schwarze Schwalbe von Antwerpen nach dem St. Georges! Haltet Euch bereit!

Steuermann! sagte Fernand in demselben Augenblick, kommt nun und schaut, was in der Schoonerbrigg enthalten ist.

Der Steuermann lief herbei, und man sah etwa zwanzig bewaffnete Soldaten auf dem Verdeck des Georges erscheinen und zum Kampfe sich bereiten. Ohne Zweifel bildeten sie eine Eskorte, welche der Brigg von der englischen Regierung bewilligt worden war.

Bei Gott, Kapitän, es ist ein heißes Schiff, (ein mit Bemannung und Waffen wohl versehenes Fahrzeug) rief der Steuermann.

Leute, überall! rief Fernand, und die Stücke in Bereitschaft! Alles in der Stille, keine Verwirrung! bald könnt Ihr, so viel Ihr nur wollt, auf dem Deck dieses Engländers den Teufel jagen!

Noch eine Fahrt lief die „schwarze Schwalbe“ und steuerte dann, das Fahrwasser der Schoonerbrigg verlassend, nahe an deren Backbord ab. Als die Goelette sich fast Seite an Seite mit dem St. Georges befand, feuerte sie fünf Kanonen ab, wodurch die Umgegend von einem fürchterlichen Knall erschüttert ward. Eine kleine Weile darauf antwortete die Brigg; doch ihre Stücke waren schlecht gestellt, trugen viel zu hoch, und zerrissen blos einige leichte unbedeutende Taue auf der „schwarzen Schwalbe“, während die Kugeln dieser letzteren zwei ziemlich bedeutende Löcher in die Wand ihres Feindes geschossen hatten.

Kaum hatte die Goelette ihren ersten Schuß gethan, als ein heftiges Kanonenfeuer sich vernehmen ließ, und mehr als Einer der Kriegsleute des St. Georges ausgestreckt auf das Verdeck hinstürzte. Gleichzeitig verzögerte die Goelette noch mehr ihren langsamen Kurs, was eben nicht schwierig war, indem sie bereits über Stag lief (von dem gewählten Striche gegen den Wind auflaufen) und strebte, so nahe wie möglich zur Brigg zu gelangen, um den Angriff mit blanken Waffen unternehmen zu können. Bald umgab ein schwarzer Rauch die blanken Fahrzeuge; doch wurde gegenseitig fortwährend noch heftig gefeuert. Man sah nichts; zuweilen hörte man jedoch das Jammergeschrei der Verwundeten in die Lüfte steigen, oder wohl auch einige schwere Massen auf das Verdeck des St. Georges niederstürzen oder in einiger Entfernung in's Meer plumpen, es waren

Digitized by Google

von den Rahen und Masten herabgeschossene Stücke, die in ihrem Falle oft mehr als ein Haupt zerschmetterten.

So dauerte das Gefecht eine halbe Viertelstunde, und es schien, als begänne es Fernand zu langweilen, denn plötzlich befahl er, das Feuer einzustellen und nur bemüht zu sein, den St. Georges zu entern. Die Mannschaften der Goelette arbeiteten wie Löwen, und mit um so größerem Muthe, als sie hörten, daß von der feindlichen Brigg nur noch einige Feuerröhre gelöst würden. Der Versuch, der jetzt gemacht ward, hatte guten Erfolg. Man näherte sich zusehends dem englischen Schiffe, und als man es enterte, war die dichte Rauchwolke großentheils verschwunden und man konnte das Schauspiel, das sich darbot, in seiner ganzen Gräßlichkeit betrachten.

Die meisten Kanonen waren von ihren Lafetten gerissen; der große Mast, beinahe bis zum Fuße abgeschossen, hing mit seinem schweren Tauwerk über Bord und drohte dem Umsturz des Schiffes. Dieser Umstand hatte größtentheils die Bewegungen der Brigg verhindert, und jetzt war man noch beschäftigt, mit Aexten den Mast vollends zu kappen und ihn weiter in die See sinken zu lassen. Eine Menge Leichen lag auf dem Verdeck hingestreckt, und mehr als ein verstümmelter Matrose und Soldat rangen die Hände flehend empor, indeß Andere, noch unverwundet, nicht aufhörten, ihre Gewehre zu laden und abzufeuern. Unter diesen Letzteren bemerkte man insbesondere einen schon bejahrten Mann, der mit der größten Ruhe kämpfte und, ehe er einen Schuß that, stets sein Ziel zu wählen schien. Er war nicht in Matrosentracht gekleidet und schien ein Passagier zu sein.

Inmitten dieses schrecklichen Schauspiels erhob sich auf dem Verdeck der „schwarzen Schwalbe" das Haupt Fernands gleich einem höllischen Dämon; seine Augen funkelten in ihren Höhlen, seine Nüstern öffneten sich krampfhaft, seine Lippen erschlossen sich zuweilen, als ob eine außergewöhnliche Wollust sein Herz überströme, und seine Fäuste wandten sich kräftig um das Feuerrohr, das er fest umklammert hielt.

Leute! rief er plötzlich, vorwärts, folgt euerm Capitän! und mit einem Sprunge stand er auf dem Verdeck des St. Georges, von seiner Mannschaft gefolgt. Gefeuert ward nun nicht mehr, Klingen, Piken und Säbel wurden gebraucht, und von beiden Seiten strömte Blut. Fernand hatte blos sein Gewehr beim Laufe gefaßt, schlug Jeden, der es wagte, ihm zu nahen, mit dem Kolben den Kopf ein und ließ ihn sterbend vor seine Füße rollen. Das Verdeck ward jetzt gleichsam in ein Blutbad umgewandelt. Die Seeräuber waren wie rasend geworden; sie hörten auf keine Ergebung, auf kein Flehen um Gnade und mordeten Alles hin, was irgend ein Lebenszeichen gab.

Der bejahrte Mann, dessen wir bereits erwähnten, war bisher ungestört geblieben. Zwar hatte er eine leichte Wunde am Arm erhalten; allein er schien dies nicht zu beachten. Bis zum Eingang in die Kajüte zurückgedrängt, hatte er hier Posto gefaßt und schien diesen Eingang mit seinem Leben vertheidigen zu wollen. Fernand, der jetzt etwas ruhiger geworden, bemerkte den Greis, und da er zugleich gewahrte, daß einer seiner Leute auf ihn zustürzte, um ihn anzugreifen, sprang er, wie ein Tieger, von hinten dem Piraten nach, umfaßte ihn in der Mitte des Körpers und rief mit donnernder Stimme: Keine Hand an diesen Mann gelegt! ich nehme ihn in meinen Schutz! und nun Pardon gegeben; es ist schon zu viel gemordet worden!

Fernand's Stimme ward von den Räubern gehört, was die Einstellung des Gemetzels zur Folge hatte.

Fernand trat nun dem Greise näher, reichte ihm die Hand und redete ihn in englischer Sprache an:

Mann es soll Euch kein Böses geschehen! Niemand soll ein Haar Eures Hauptes kränken. Seid Ihr der Kapitän des Fahrzeugs?

Nein, mein Herr! antwortete der Alte, der Kapitän ist, einer der Ersten, geblieben; ich bin blos Passagier.

Sie besitzen eine große Heldenseele, Sir, fuhr Fernand fort, ihm die Hand bietend, ich habe während des Kampfes Sie beobachtet.

Sagen Sie lieber: während des Schlachtens, mein Herr, entgegnete der Fremde mit traurigem Tone, indem er mit sichtbarem Widerwillen dem Piraten Hauptmann seine Hand reichte.

Der Jüngling stieß darauf des Greises Hand sanft zurück mit den Worten:

Mein Herr, ich will nichts Erzwungenes, und nehme Ihre Handlungsweise nicht übel auf... Sie sind verwundet, setzte er hinzu, Sie können hier auf diesem Wrack nicht bleiben, das bald in des Meeres Tiefen begraben sein wird Ich werde Befehle ertheilen, daß man Sie, nebst Allem, was Ihnen zugehört, auf die Goelette überführe.

Jetzt schien der Greis von dem Benehmen und den Worten des Jünglings tief in der Seele gerührt, und er sprach:

Verzeih n Sie, Sir, jetzt bin ich es, der Ihnen die Hand darbietet, denn ich habe Ihren Schutz in Anspruch zu nehmen. Nach meinem Vermögen, meinen Schätzen frage ich nichts; doch meine Tochter.... o gebieten Sie, daß ihr kein Leid, keine Schmach zugefügt werde, denn alsdann würden Sie Vater und Kind zugleich morden!

Ich bürge Ihnen dafür, wackerer Mann! sprach Fernand, und nun einen herzlichen Händedruck!

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Allerdings ist die Schönheit eine Ausnahme, sagte der General, die nur Werth hat für den, dem sie allein

Digitized by Google

zu gut kommt; der sie aber um so schmerzlicher schwinden sieht, wenn er durch sonst nichts für den Verlust getröstet wird. Die Klugheit räth daher an, den Edelstein in Gold gefaßt dem ungefaßten vorzuziehen. Indessen ist bei jungen Leuten die Leidenschaft stärker, als die Besonnenheit, und Emil scheint heftig zu lieben.

Noch einmal, nie! nie! erklärte der Graf.

Das gleiche Nie! Nie! setzt er Ihrem Ja! bei der Verbindung mit der Espen entgegen, und wenn Sie gerecht sind, so müssen Sie sein Nie eben so gut ehren, als er das Ihrige respektirt; denn, aufrichtig gestanden, das wäre auch nicht meine Partie. Also meine ich, wenn er von der Weilten ließe, und der Papa in Beziehung auf die Espen nachgäbe, so wäre die Sache wieder in's Gleichgewicht gebracht. Wir schlagen freilich das Opfer nicht so hoch an, was er der kindlichen Pflicht bringt, als es dem Herzen eines feurigen jungen Mannes zu stehen kommen mag, der zum erstenmale liebt.

Habe ich ihm zu lieben befohlen?

Das läßt sich so wenig befehlen, als verbieten.

Die Liebe ist eine gemeine Regung, über die der Mann von Stande erhaben sein muß.

Eil so soll doch eine Zwölfpfünderbatterie in solche Begriffe schlagen! donnerte der General, und rannte im Zimmer umher. So wäre alle Liebe auf Erden, auch die Kindesliebe, Elternliebe, Bruderliebe eine Narrheit! so hätte meine gute Schwester, die sich geliebt glaubte, die traurige Erfahrung gemacht, einen Gemahl zu besitzen, der die herzlichste Gattenliebe für eine gemeine Regung hält!

Ich bitte, Herr General, meine Worte in dem Sinne auszulegen, den ich ihnen gab, entgegnete der in Verlegenheit gesetzte Graf; ich sprach von unedenbürtiger Liebe; meine verewigte Gemahlin war ebenbürtig mit mir.

Diese Wendung ist — doch immer eine Wendung, sagte der General, die ich belächeln würde, wenn es sich nicht um Ernsthaftes handelte; also still davon! Vor Gottes Thron muß doch Jeder Rechenschaft geben von seinen Handlungen, und wenn er eine Krone getragen hätte. Was übrigens die Liebe zwischen Vater und Sohn betrifft, die Sie gewiß keine gemeine Regung nennen werden, so hat die Natur die Rechte gleich vertheilt: der Sohn liebt den Vater um des Vaters willen, und umgekehrt; der Sohn erfüllt die Wünsche des Vaters, weil diese ihn beglücken; der Vater aber wünscht nichts, was nicht zugleich den Sohn beglücken würde.

Auch eine Wendung, Herr General! entgegnete der Graf, die mich übrigens in Beziehung auf die Leidenschaft meines Sohnes nicht aus der Stellung bringt.

Nun so behalten Sie solche in des — Feldherrn Namen, wollt' ich sagen, aber nehmen Sie wenigstens Gewehr bei Fuß Emil gehorcht dem Vater in Beziehung auf das Fräulein, und der Vater erläßt dem Sohne die Mariage mit der Espen; das ist abgemacht?

In solchem Falle, ja!

Gut! Weiter! Ihr ernster Wunsch ist, ihn vermählt zu sehen, versteht sich, glücklich; der meinige ist es auch. Also suchen wir ihm eine andere Frau aus den ebenbürtigen Häusern des Landes, wenn wir ihn nicht selbst suchen lassen wollen, stellen ihm aber väterlicherweise die Prüfung unserer Wahl frei, wozu er nach den Grundsätzen des allgemeinen und des persönlichen Rechts eine Stimme hat, und wenn Sie mir folgen wollen, Herr Bruder, so verwette ich meinen Kopf, er genehmigt diese Wahl mit Freuden.

Welche Wahl?

Die ich Ihnen vorschlagen will; die nicht nur in Beziehung auf Rang, Reichthum und Persönlichkeit höchst annehmbar ist, sondern auch noch einen Vortheil gewährt, wie keine andere.

Und die wäre?

Gräfin Rosa von Perlenfels.

Die seit Jahrzehnten mit mir in muthwilligem Prozesse liegen eines Gegenstandes wegen, den jeder unparteiische Richter mir zusprechen würde.

Die Gräfin prozessirt wohl nicht.

Aber ihr Vater, der Streithahn! Das Recht ist auf meiner Seite; ich gebe keine Linie breit nach.

Das ist die Meinung aller Prozeßführenden, Recht zu haben. Aber ein altes gutes deutsches Sprichwort sagt: ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß, bei dem die Advokaten doch das Beste wegfischen; das Aergerniß hiebei gar nicht in Anschlag zu bringen. Hiezu kommt noch, daß Graf Perlenfels sehr geordnete Finanzen und die ansehnlichsten Güter in der Runde hat; und Gräfin Rosa, seine Tochter, soll alles in sich vereinen, was den Besitz einer Dame wünschenswerth macht, so daß ich an Emils freudiger Zustimmung keinen Augenblick zweifle, wenn er sie gesehen hat. So kämen Sie zu einer würdigen Schwiegertochter, Emil zu einer liebenswürdigen Gemahlin; Ihr Wille stände gerettet und geehrt in der Familie, und des ärgerlichen Prozesses wären Sie ledig.

Ich kann den Perlenfels nicht leiden.

Weil er Ihr Gegner ist; vielleicht geht es ihm auch so mit Ihnen, und beide würden sich achten, wenn sie außer den Prozeßakten mit einander bekannt würden

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Kaufmann in Berlin, der einen großen eisernen Geldschrank besitzt, arbeitete vor wenigen Tagen Mittags nachdem sein Personal sich insgesammt entfernt hatte allein in seinem Comptoir. Bei ihm waren nur seine beiden Kinder, Knaben von 9 und 10 Jahren. Während der Arbeit fiel dem Kaufmann ein, daß er aus seiner eine Treppe höher in demselben Hause belegenen Wohnung etwas zu holen habe: er verließ daher das Comptoir, indem er dem ältesten Sohne befahl, er möge auf den Geldschrank Acht haben, falls Jemand in das Zimmer käme. Die Kinder gingen, als der Vater sie allein

Digitized by Google

gelassen, zu dem geöffneten Schrank, der jüngste Knabe kroch in das unterste Fach hinein und stritt aus demselben heraus mit seinem älteren Bruder darüber, ob dieser wohl auch in den Schrank hineingehe. Um zu beweisen, daß er sich eben so zusammendrängen könne, wie der kleinere Bruder, kroch darauf auch der ältere nachdem Ersterer seinen Platz verlassen, in den Schrank und der Kleine machte die Thür heran. In dem Augenblick hörte er die Schritte des zurückkehrenden Vaters vor der Thür, drückte im Schreck zu stark an die Thür und diese schnappte ein. Auf den ersten Blick nach dem Schranke hin erkannte der Vater, was geschehen war, er hörte auch das Klopfen des eingesperrten Knaben, konnte aber zu seinem Schrecken nicht sogleich helfen, denn er hatte die Schlüssel zum Geldschrank in denselben hineingelegt, als er fortgegangen war, diese waren hiemit eben so eingeschlossen wie das Kind. Zum Glück besaß der Kaufmann in seiner Wohnung noch einen zweiten Geldschrankschlüssel. Er holte denselben schnell herbei und öffnete den Schrank, fand aber das Kind, obwohl vielleicht nur 5 Minuten seit dem Einsperren vergangen waren, doch bereits bewußtlos aus Luftmangel. Es bedurfte jedoch keiner großen Anstrengungen, um es wieder in's Leben zurückzubringen.

In dem Wohnzimmer eines Wirthes in Grez hat sich (so berichtet die „Wiener Ztg.") über dem Bette des Wirthes in eine Ecke ein Schwalbenpaar ein Nest gebaut. In seltener Zutraulichkeit bleiben die Vögel über Nacht im Zimmer bei geschlossenen Fenstern und warten Morgens auf dem Fensterbrette sitzend und zwitschernd geduldig bis ihnen dasselbe geöffnet wird, während sie sich Abends regelmäßig rechtzeitig einfinden, um nicht ausgesperrt zu werden. Allein das Merkwürdigste ist, daß der Wirth noch im vorigen Jahr in einer andern Straße wohnte, wo sich ebenfalls ein Schwalbenpaar sein Nest über dem Bette gebaut hatte. Als die Jungen flügge waren, zogen die Alten fort, der Wirth aber auch, und es ist nicht zu zweifeln, daß die Schwalben ihren Freund aufgefunden haben, um unter seinem Schutz wieder ihr Nest zu bauen.

Bei den alten Römern war die Spielwuth so groß, daß Mancher oft auf einen Satz sein ganzes Vermögen einbüßte. Die Kaiser gingen, obwohl es Gesetze gegen das Hazardspiel gab, dem Volke mit schlechtem Beispiel voran, wie es Fürsten spätere Zeit oft gethan. Nero spielte den Point zu 400,000 Sestertien (beinahe 36,000 Thaler); Kaiser Augustus spielte jeden Tag leidenschaftlich mit Würfeln, so daß Sueton von ihm sagte: er dessen Flotte zwei Mal besiegt worden, treibe das Würfelspiel, um wenigstens darin ein Mal zu siegen. Caligula scheute beim Spiel weder Lug, noch Meineid, noch offenen Raub; einst, als er im Spiel Alles verloren, ging er vor die Thür, ließ zwei reiche Bürger anhalten und nahm ihnen das Geld ab. Claudius würfelte sogar im Wagen und in der Sänfte, und schrieb ein Buch über das Würfelspiel. Domitian begann das Spiel schon am frühen Morgen, und Aelius Varus spielte ganze Nächte hindurch. Trotz dieser Vorliebe der römischen Großen für das Spiel, wagten es Cicero und Juvenal, die Spieler den Ehebrechern gleich zu stellen.

(Der elektrische Telegraph und die Vögel.) Mit der zunehmenden Vermehrung der elektrischen Telegraphenlinien seit einer Reihe von Jahren hat sich die von Zeit zu Zeit auch in öffentlichen Organen als auffallende Erscheinung besprochene Wahrnehmung von unverhältnißmäßig vielen Vogelleichen, die in verschiedenen Gegenden in der Nähe der elektrischen Telegraphen gefunden wurden, vervielfacht. Diese Vogelleichen wurden größtentheils der Wirkung des elektrischen Stroms zugeschrieben, obwohl derselbe in der Potenz, wie er zum Telegraphiren gebraucht wird, schwerlich stark genug sein möchte, solche tödliche Wirkungen hervorzubringen. K. Lungershausen schreibt in „dem zoologischen Garten" den Tod der Vögel in der Nähe der Telegraphen entschieden den mechanischen Verletzungen zu, welche erstere durch den unvorhergesehenen und durch die Rapidität ihres Fluges ungemein heftigen Zusammenstoß mit den eisernen Drähten empfangen, und stützt sich dabei auf folgende persönliche Beobachtungen: „Seit Monat Mai vorigen Jahres ist der Telegraph durch meinen Wohnort und durch die etwa eine Stunde lange Feldflur desselben geführt worden und schon sind während dieser Zeit 15—20 Rebhühner und fast ebenso viel Tauben, an Brust und Kopf schwer verletzt, todt in der Nähe des Telegraphen von bekannten Leuten aufgefunden worden. Wohl doppelt so viele Vögel mögen auf dieser Strecke außerdem verunglückt, allein von fremden Leuten mitgenommen oder von Füchsen, Ratten, Raben u. s. w. verzehrt worden sein. Von verunglückten kleinern Vögeln habe ich bis jetzt hier nichts gehört oder bemerkt, doch mag die Zahl derselben an Orten, wo der Telegraph durch Wälder führt, nicht gering sein. Die meisten Rebhühner waren an den Punkten mit den Drähten zusammengestoßen, wo die Chaussee in deren Begleitung der Telegraph aufgestellt ist, durch Hohlwege führt, und mithin die Drähte nur 6—7 Fuß über das benachbarte Feld hervorragen. Die Rebhühner, denen die Gabe, ihren Flug rasch zur Seite leuken zu können, versagt ist, scheuen durch diesen neuen Feind am Meisten zu leiden. Die meisten Zusammenstöße scheinen gegen Abend und bei nebeligem Wetter stattzufinden; ich selbst war einmal Zeuge davon: der Vogel (ein Rebhuhn) stürzte wie vom Blitz getroffen nieder. Der Telegraph führt längs meines Wohnhauses hin und ist so aufgestellt, daß ihn meine Hausthüren passiren müssen; anfänglich fielen verschiedene zum Opfer, allein jetzt wissen sie ihn geschickt zu vermeiden."

Verantw. Redakt. **Th. Bauer.** Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 76. Donnerstag, den 27. Juni. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Beide drückten sich die Hand und stiegen in die Kajüte hinab, wo sie die Tochter des Greises in Ohnmacht fanden. Fernand starrte einige Augenblicke auf das Mädchen hin, zwei Thränen schienen seinen Augen entfließen zu wollen, und er sprach, zum Vater gewendet:

Mein Herr! lassen Sie uns auf die Goelette gehen — folgen Sie mir!

Und er nahm das halbtodte Mädchen auf seine Arme, stieg mit seiner Last die Treppe herauf und trug sie in sein eigenes Zimmer, wo mit seiner Hülfe Miß Ellen — so wahr ihr Name — bald wieder zum Bewußtsein gelangte. Auch der Vater schien nun gleichsam in's Leben zurückzukehren und drückte seine Tochter mit der größten Zärtlichkeit an's Herz, während ein Strom von Thränen über seine Wangen floß. Die leichte Wunde, welche der Greis am Arm erhalten, ward von Fernand verbunden, und dann ließ dieser den Vater mit seiner Tochter allein, um zu sehen, was auf dem Verdeck vorfiel.

Die Räuber hatten indeß das englische Schiff, nach ihrem Ausdruck, „gereinigt." Sie hatten in der That die gebliebenen und verwundeten Engländer über Bord in's Meer geworfen, die übrigen in den Raum der Goelette als Kriegsgefangene in Ketten gelegt, und Alles, was sie von Werth auf dem St. Georges entdeckt, auf ihr eigenes Fahrzeug herüber gebracht. Es befanden sich auch die Effekten des Vaters der Miß Ellen dazwischen. Fernand befahl, dieselben nicht anzurühren, und ließ sie in sein Zimmer tragen, was die Räuber mit neidischen Augen betrachteten. Als er vernahm, was mit den Gebliebenen und Verwundeten geschehen, sprach er:

Leute! Ihr habt Euch Alle tapfer im Kampfe benommen. Bei nächster Gelegenheit will ich Euch lehren, daß man auch wissen muß, nach dem Kampfe edelmüthig zu handeln. Wehe! wenn noch jemals solche Unmenschlichkeiten verübt werden! Ein geschlagener Feind ist kein Feind mehr, und Grausamkeit ist Feigheit! vergeht Das nie!

Nach einigen Augenblicken versank der St. Georges in den Abgrund des Meeres, und die Mannschaft der schwarzen Schwalbe begann, den erlittenen Schaden wieder herzustellen und für die Verwundeten zu sorgen. Die Todten, deren Anzahl sich nur auf drei belief, waren bereits in den Schooß der See versenkt.

V.

Während einiger Tage.

Nach einem Besuche bei den Verwundeten stieg Fernand wieder auf's Verdeck, und während die Matrosen beschäftigt waren, Alles wieder in Ordnung zu bringen, den erlittenen Schaden wieder herzustellen und die Spuren des Kampfes zu vertilgen, ließ er sich am Bugspriet nieder und verweilte hier, in tiefes Nachdenken versunken. Dann und wann entsandte er seinen Kajütenjungen, um den Herrn Milsy — so hieß der Engländer — und dessen Tochter zu fragen, ob sie irgend Etwas bedürften. Der Abend war mittlerweile angebrochen. Fernand ließ einen der Matrosen zu sich entbieten: es war Lukas, den wir bereits kennen.

Lukas! sprach er, diese Nacht sollst Du nicht in Deiner Hängematte zubringen. Du bist ein alter Matrose, und ich setze viel Vertrauen in Dich. Lege Dich vor die Thüre meines Zimmers auf Wache, und wenn die beiden Fremden Etwas bedürfen möchten, so besorge

Digitized by Google

es ihnen. Niemand darf dieser Thür sich nahen; wer Dir nicht gehorcht, der ist sein Leben nicht lieb.

Und dann sich aufrichtend, rief Fernand:

Leute! Euer Steuermann ist wie ein Held gestorben. Von diesem Augenblicke an wird Lukas seine Stelle einnehmen; daher ehrt ihn und gehorcht seinen Befehlen, als ob sie von mir ausgingen.

Bei Anhörung dieser Worte glaubte Lukas sich in den dritten Himmel versetzt. Er war kein böser Mensch, und hatte sich die Freundschaft seiner Kameraden zu erwerben gewußt. Seine Ernennung ward mit lautem Hurrahgeschrei begrüßt. Kurz darauf stieg die Mannschaft in den Raum hinab; blos die Wache blieb auf dem Verdeck, und Fernand verweilte die ganze Nacht unter dem hellgestirnten Himmel. Unmöglich wäre es, zu beschreiben, was während dieser Zeit seine Seele erfüllte.

Um dieselbe Zeit ereignete sich eine rührende Scene im Gemache des Kapitäns. Herr Willy und seine Tochter saßen hier immer noch wie betäubt von den gräßlichen Ereignissen. Liebevoll drückte der Greis seine Tochter an's Herz, ihre weiße Stirn zuweilen mit Küssen bedeckend, ind ß Thränen üb:r seine Wangen flossen.

O, meine liebe Ellen, seufzte er, was soll aus uns werden? oder vielmehr was wird mit Dir werden?

Tröste Dich, mein Vater, sprach das Mädchen, Du siehst, ich habe Muth; der Kapitän hat Deine greisen Haare geehrt, er wird auch Deine Tochter beschützen. O, morgen will ich ihn bitten, Mitleid mit unserm Zustande zu haben. Er ist doch ein Mensch und wird auch ein fühlendes Herz besitz:n.

Er ist Seeräuber, meine Tochter, und der Edelmuth, den er bisher mir bewiesen, mag vielleicht blos einem flüchtigen Gedanken, einer Laune zugeschrieben werden. Oft ist es untern Räubern Mode, edelmüthig zu sein.

Aber Vater, lieber Vater! ich erkenne Dich nicht mehr, Dich, der Du stets solchen Muth zeigst.

Ellen, geliebte Ellen! träfe das Schicksal mich allein, o wie gerne spottete ich dann der Gefahr! Doch Du bist bei mir, meine Liebe, und nur für Dich fürchte und zittere ich. Weißt Du denn nicht, wie sehr ich Dich liebe?

O, ich weiß es, Vater; doch eben um dieser Liebe willen bitte ich Dich, allen Schreck zu verbannen und Hoffnung zu fassen. Gott verläßt ja nimmer die Seinen!

Du hast Recht, meine Tochter, seufzte der Greis, lass' uns hoffen.... Nun aber begib Dich zur Ruhe, liebes Kind, ich werde an Deinem Lager wachen.

Nein, Vater! auch Du sollst der Ruhe pflegen, deren Du mehr bedarfst, als ich. Der Kapitän hat für Dich ein Bett bringen lassen, und ich bitte Dich, Gebrauch davon zu machen.

Der Greis ging auf der Tochter Bitte ein, und ließ sich auf dem weichen Lager nieder; doch fortwährend floh ihn der wohlthätige Schlummer. Die zärtliche Liebe zu seiner Tochter machte ihn zum furchtsamen Lamme, und in der That würde Niemand, nach dem kleinen Zwiegespräche, was wir hier wiedergaben, geschlossen haben, daß in diesem Manne eine so große Heldenseele, ein so unerschütterlicher Muth wohne. Und doch hatte er davon mehr als Ein Mal Proben gegeben, ja noch an demselben Tage hatte Fernand und die gesammte Mannschaft der „schwarzen Schwalbe" sich davon überzeugen können.

Als die Sonne bereits mehrere Stunden am heitern Himmel glänzte, ließ Fernand die beiden Fremden fragen, ob es ihnen genehm sein würde, seinen Besuch zu empfangen und ein gemeinschaftliches Frühstück einzunehmen. Herr Willy, welcher ohnehin in keinem Falle sich anders hätte äußern dürfen, entgegnete, der Kapitän würde ihm dadurch große Ehre erzeigen.

Kurz darauf trat Fernand in die Kajüte. Nachdem mit den größten Zeichen der Theilnahme und in reiner englischer Sprache nach Miß Ellen's und ihres Vaters Befinden sich erkundigt, sagte er, das Wort an das Mädchen richtend:

Fräulein! für heute und für die Tage, die ohne Zweifel folgen werden, muß ich Sie um Verzeihung bitten, wenn Ihnen mein Benehmen nicht höflich genug erscheint.

Mein Herr! entgegnete Miß Ellen, mit leichter Schamröthe auf dem Antlitze, ich glaube, dessen wird es nicht bedürfen.

Entschuldigen Sie, mein Fräulein, es ist unmöglich, daß ich, ohne jemals meine Lehrjahre darin bestanden zu haben, so auf einmal den richtigen Ton der geselligen Höflichkeit hätte fass:n können. Es liegt etwas Rohes in meinem Benehmen, was nicht wundern darf. Niemals bin ich den geselligen Kreisen nachgegangen, ich weiß nicht, wie man sich verbeugen oder wie man einen Satz wenden muß, um für einen feinen und gebildeten Menschen gehalten zu werden. In meinem ganzen Leben habe ich nur eine Frau gekannt, mit der ich vertraulich gesprochen. Dee Frau war meine Mutter. Sie, sie verstand, was unter der rauhen Schale versteckt lag; sie, sie kannte das Gefühl, das in meinem dicht verschlossenen Herzen glühte.... doch genug davon, sagte Fernand, und in diesem Augenblicke, bei'm Andenken an seine Mutter, schien er gleichsam keines weitern Wortes fähig.

Und Ihre Mutter, Herr Kapitän, lebt sie noch? fragte das Mädchen.

Fernand erhob sein Haupt, sandte seine feurigen Blicke in des lieben Wesens blaue Augen und seufzte:

Ach Miß! wenn sie noch lebte, würden Sie sie dann nicht an meiner Seite erblicken oder vielmehr, würde ich dann nicht bei ihr sein?

Miß Ellen antwortete nicht, und fühlte ihr Herz mit tiefer Trauer erfüllt.

Nun wandte Fernand sich dem alten Herrn zu und sprach:

Herr Willy! als rechtliche Leute sind wir einander

Digitized by Google

eine Erklärung schuldig. Ich will Ihrem Wunsche zuvorkommen und für uns Beide reden. Und zunächst bitte ich Sie, allen Argwohn zu beseitigen und mir zu sagen, wo Sie in England Ihren Wohnsitz haben.

Wie ich Ihnen bereits bei der Praxyny kund gab, mein Herr! antwortete Wissy, war ich Willens, mich nach Exeter zu begeben, in dessen Umgegend ich ein Landgut besitze, was ich zuweilen auf einige Zeit bewohne, wenn meine Plantage in Amerika meine Abwesenheit gestatten!

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Er neigt sich zum Gemeinen hinab; er mischt sich in das niedrige Treiben des Lebens, wo die unterscheidenden Farben sich vermischen zu einem widerlichen Alltagsanstriche, der aller höheren Zierde entbehrt.

Er ist mit der Zeit fortgeschritten, ohne seinen angestammten Rechten ein Titelchen zu vergeben. Er spekulirt, aber auf eine so würdige, großartige Weise, daß man in allen seinen Handlungen den Grafen nie vermißt. Aus seiner Hofhaltung ist alles Steife verbannt, und doch steht, bei aller Bequemlichkeit, das Ganze höchst aufrecht und anständig da.

Soll das eine Anspielung sein?

Eine Vertheidigung des Perlenfels'schen Hauses, gegenüber dem ehrwürdigen Hause der Grauenstein, dessen feste Wände man nur mit neuen Tapeten schmücken darf, um es zu dem heitersten Aufenthalte zu machen. Sie, Herr Bruder, hätten die Ehre und das Verdienst, durch diese Wahl der Stifter des erneuerten Glanzes desselben zu werden.

Der Graf schwieg unschlüssig, doch glätteten sich nach und nach die strengen Falten seines Gesichtes.

Weiß Emil um dieses Projekt?" fragte er endlich:

Keine Sylbe, auf mein Wort! Dem Vater kommt es zu, ihm solches zu verkündigen, und je liebevoller das geschieht, desto sicherer wird der Erfolg sein. Wenn Sie erlauben, Herr Bruder, so sende ich ihn alsbald herüber.

Ich erwarte ihn! sagte, sich leicht verbeugend, der Graf.

General Wildenhorst eilte zu seinem Neffen. Ich hoffe Dich beruhigter zu finden, als ich Dich verlassen habe, sagte er, und glaube, Du wirst, wie jeder vernünftige Mann, dem Grundsatz huldigen: was man nicht ändern kann, nimmt man mit Ruhe an. Jetzt ein Wort in Dein Herz hineingesprochen, in welchem, wie ich überzeugt bin, dem Oheim stets ein Plätzchen reservirt bleibt. Daß ich Dich liebe, bedarf keiner Versicherung, eben so wenig, daß ich aus voller Seele Dein Glück will. Die Fäden Deines Schicksals haben sich ein wenig verwirrt, es bedarf einer geübten Hand, das Gewebe zu Deiner und Aller Zufriedenheit zu beendigen; willst Du mir die Fäden überlassen? Hast Du Glauben, unwandelbaren Glauben an meine Liebe, an meine Redlichkeit?

Mein Ja giebt einen unumstößlichen Beweis.

So gehe zu Deinem Vater, höre, welchen Vorschlag er Dir macht, und gieb ihm unbedingt Dein Wort, ihm zu gehorchen.

Oheim! kann ich das?

Emil! ich will Dich glücklich sehen, traue mir! Auf diesem Wege wirst Du es, werden wir es alle, die Dich so nahe angehen. Trage die jugendliche Erstlingsliebe, die ohne Nahrung verglimmen müßte, auf den Gegenstand über, der allein würdig ist, sie zur Flamme zu schüren. Fräulein von Weilten ist für Dich verloren; Gräfin Rosa von Perlenfels wird Dir diesen Verlust mit reichen Zinsen ersetzen.

Wie, Oheim, glauben Sie, daß die Liebe sich übertragen läßt, wie ein Paroll auf die andere Karte?

Ja, Emil, ich glaube das. Die erste Karte, die der Zufall Dir reichte, schlug Dir fehl; willst Du den Einsatz nicht verlieren, so mußt Du vertrauungsvoll auf die günstigere biegen, die Frieden und Freude in unser Haus bringt. O Emil! folge Deinem Oheim und Deinem Vater, der diese Verbindung wünscht, der ihretwegen die Partie mit der Espen aufgegeben hat, der Dir sogar erlaubt, die Gräfin vorher zu sehen, ehe Dein Wort Dich bindet.

Sieh' diesen Engel, der mein alterkühles Herz erwärmt hat bis zum Heißwerden; und wenn Dir nicht die Flamme zu allen Poren herausschlägt, so ist das Deinige ein eigensinnig störriges Ding, das wie ein Kind nach dem nur greift, was es nicht erlangen kann. Ich hoffe auf Dein besseres Gefühl, Emil! Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser; erlaube mir, auch Theil an diesem Bau zu nehmen, zu welchem ich den Plan entworfen habe.

Ich gehe zu dem Vater! sagte Emil nach kurzem Bedenken; mein Herz hat keinen Theil an diesem Akt, als insofern er den Wünschen meiner nächsten und theuersten Anverwandten entspricht; ihr Glück soll mir das meinige erträglich machen.

Dem Himmel sei Dank! sagte folgend der General, sich vor Vergnügen die Hand reibend; — so weit wären wir! Was das nicht Mühe kostet, die Leute zu ihrem Glücke zu treiben!

Die Unterredung des Grafen mit dem Sohne fiel so aus, wie erwartet werden durfte. Auf der einen Seite Resignation, auf der anderen geschmeichelter Eigenwille, der jene für Gehorsam nimmt. — Die Allianz ward geschlossen.

Emil sollte unter dem Vorwande, den Vergleich des Rechtsstreits einzuleiten, nach Perlenfels gehen; das Uebrige wurde von den beiderseitigen Gefallen der Haupt-Interessenten abhängig gemacht, auf das der General mit einer Gewißheit rechnete, die Graf von Grauenstein selbst in einigen Zweifel zog.

Wildenhorst war abgereist, um später zum Abschlusse

Digitized by Google

dieser Angelegenheit mit dem Grafen von Grauenstein in Perlenfels zusammenzutreffen, und in einigen Tagen folgte ihm Graf Emil in Gesellschaft des Barons, seinen Weg unmittelbar dahin richtend.

Ich bin jetzt mit mir einig," sagte er diesem, „und will vergessen lernen. Sie, die ich nicht mehr nennen mag, ist Braut; warum soll' ich nicht Bräutigam werden? Die Liebe hat mit mir, dem Novizen, einen grausamen Scherz getrieben, ich geb' es ihr mit vollem Ernste heim. Ist meine zukünftige Gattin vermögend, meine Achtung zu gewinnen, ohne alle Beihülfe des sogenannten Herzens, so hat sie größeren Ruhm und höheren Gewinn davon, als eine vorschnelle Neigung ihr geben kann. Nicht zu gedenken, daß ich nach dem Willen des Vaters handle und meinem Oheim eine herzliche Freude mache, der in dieser Idee zu leben scheint.

Sie kamen spät in Perlenfels an, von dem Grafen freundlich empfangen, der ihnen sogleich ihre Appartements anweisen ließ.

Ich bin herein! sagte Graf Emil. Wie sie auch komme, die Zukunft, ich will heute — zum letztenmal vielleicht — meine Sorgen hinter mich werfen und dem Traumgott in die Arme sinken, der dem Schlafenden gewährt, was dieser wachend nie erlangen kann. Gute Nacht, Adolph! ich denke einen langen Schlaf zu thun.

Der schöne, frische Herbstmorgen lockte den spät Erwachten an die Fenster, welche die Aussicht auf den Park gewährten, der von einer klugen Hand angelegt war, die Künstliches mit der Natur so glücklich zu verbinden gewußt hatte, daß man es für ein zusammengewachsenes Ganzes hielt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Halberstädter Ztg." erzählt: Der Himmelfahrtstag wäre beinahe der Tag eines großen Unglücks für mehrere Familien geworden. Auf Mittag waren etwa 8 oder 9 Knaben, Schüler des hiesigen Gymnasiums, im Alter von 12—15 Jahren, nach den Klubsbergen hinausgegangen und hatten sich von da nach der in der Nähe belegenen sogenannten langen Höhle begeben. Sechs von ihnen, jeder mit einer Pechfackel versehen, wagten sich in die labyrinthischen Gänge derselben; einer jedoch kehrte bald zu den am Eingange zurückgebliebenen Gefährten zurück. Nachdem die Letztern mehrere Stunden auf die Rückkehr ihrer Gefährten gewartet, liefen endlich um halb 8 Uhr drei von ihnen eiligst in die Stadt und meldeten dem hiesigen Lehrer Bethge das Vorgefallene. Dieser eilte sogleich mit drei Primanern des hiesigen Gymnasiums, die gerade bei ihm waren, hinaus zur Höhle, nachdem sich Alle zuvor mit Pechfackeln und einigen Nahrungsmitteln versehen. Dort angekommen, trafen sie die nöthigen Vorsichtsmaßregeln und beschritten dann unverzagt, die dunkeln, verworrenen Gänge, die an einigen Stellen so eng waren, daß Herr Bethge von seinen Gefährten an den Beinen hindurchgezogen werden mußte. Endlich nach fünfviertelstündigem Suchen und Rufen kamen sie an den Ort, wo die fünf unglücklichen und bis auf den Tod abgeängstigten Knaben nach unsäglichen Versuchen, den Ausgang wieder zu finden, in ihr Schicksal ergeben, zitternd auf dem Boden lagen. Mit welcher Freude die Armen ihren Rettern entgegensprangen, wie sie unter Thränen dieselben umarmten und herzten, kann man sich denken. Sie wurden hinausgeführt und erzählten der jubelnden Menge, die um die Wiedergefundenen sich drängte, was sie in den qualvollen Stunden erlebt. Die Fackeln waren bald erloschen und leider hatten sie nur zwei Streichhölzer mitgenommen, die bald verbraucht waren, so daß sie in der tiefsten Finsterniß Stunden lang in der Höhle umhergetappt waren, ohne den Ausgang zu finden. Dann als die Kräfte und auch die Hoffnung sie verlassen, hatten sie sich in ihr Geschick ergeben und nur noch durch Gebet und Gesang einiger frommer Lieder Errettung erfleht.

Ein Pariser, dessen größtes Vergnügen in der Zucht seltener ausländischer Vögel bestand, erlebte vor einigen Tagen, als er von einem Geschäftsgange nach Hause kam, und in seine kleine, im fünften Stockwerke des Hauses b findliche Menagerie trat, den Schmerz, die Käfige offen und leer und einen Theil seiner Lieblinge todt auf dem Boden zu sehen. Nach dem Urheber der That forschend, entdeckte er einen Affen, der einem ihm gegenüber wohnenden Arzte gehörte und offenbar der Mörder sein mußte. Das Thier glitt an einer am Fenster des Menageriezimmer vorüberführenden Dachrinne hinab und schien den armen Thierzüchter noch verhöhnen zu wollen. Außer sich vor Ingrimm und Wuth langte dieser nach einer doppelläufigen Flinte, jagte die erste Kugel der boshaften Bestie durch den Schädel, mit der zweiten gab er sich selbst den Tod.

In Wien war am Freitage vor Pfingsten der Andrang von Parteien in dem k. k. Versatzamte ein so großer, daß in dem Hofraume um 10 Uhr Exzesse vorkamen, welche die Polizeimannschaft allein nicht mehr zu schlichten vermochte, daher die Militärwache einschreiten mußte, um die Ordnung wieder herzustellen.

Die „Sentinelle Toulonnaise" erzählt, daß der Vicekönig von Aegypten auf seiner Reise nur Nillwasser trinke. Dieser Tage sagt das Blatt, seien wieder mehrere eiserne, im Innern verpichte Kisten mit diesem Flußwasser in Toulon angekommen und nebst mehreren Ballen Reis, Kaffee und Taback, die gleichzeitig eintrafen, an Se. Hoheit weiter befördert worden.

Verantwortl. Redakteur: **Fr. Brand.**

Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer.**

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 77. Sonntag, den 29. Juni. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Dieses Vorhaben, sagte Fernand, soll ausgeführt werden. Wir wollen zu Exeter oder in der Umgegend landen, und ungehindert sollen Sie nach Ihrer Wohnung gelangen. Heute noch wird die „schwarze Schwalbe" im Stande sein, ihren Kurs fortzusetzen, und wir werden gerade auf England losſteuern.

Aber mein Herr, Sie denken wohl nicht daran, auf einer feindlichen Küste wollen Sie landen.

Ich kenne keine feindliche Küste, mein Herr. England ist mir so lieb, vielleicht lieber als Frankr ich. Dies mag Ihnen sonderbar erscheinen; später aber werden Sie es vielleicht besser begreifen. Was die Gefahren betrifft, so werden diese mich nicht zurückhalten, ich kenne die Küsten Englands; übrigens ist die „schwarze Schwalbe" ein tüchtiger Segler und darf die Raubvögel in der Nähe necken.

O mein Herr, zu welcher Dankbarkeit bin ich Ihnen verpflichtet? rief Herr Willy.

Zu keiner, mein Herr, zu keiner, war Fernands Antwort, ich glaube eher, daß ich Ihnen Dank schuldig bin.

Ich verstehe Sie nicht.

Wohl möglich, versteh' ich doch mich selbst noch nicht recht; allein den Eindruck, den Sie auf mich gemacht, werde ich nimmer vergessen. Ich kann ihn mir noch nicht erklären. Doch, sehen Sie! nie wurden diese Wangen von Zähren besenchtet; nie ward mein Auge auch nur durch eine Thräne getrübt . . . . . und seit gestern fühle ich mich zum Weinen geneigt! o, Sir, Sie werden eine große Wirkung auf mein Leben geäußert haben . . . . Ist es kein gutes Gefühl, daß Sie in mir erweckten, dann haben Sie mich zu einem Feigling gemacht . . . . Und Fernand ließ das Haupt zwischen seine beiden Hände niedersinken.

Die letzte Voraussetzung wird nicht die richtige sein, mein Freund, sprach Willy, faßte des Jünglings Hand, und drückte sie mit innigem Gefühl.

Nach kurzem Schweigen sagte Fernand, die Hand über die Stirne reibend.

Nun, mein Herr! sprechen wir nicht weiter davon. Ich will sogar nicht mehr daran denken und lieber bemüht sein, Ihnen und Ihrer Tochter die Zeit, welche Sie noch auf unserm Schiffe zubringen müssen, so angenehm als möglich zu machen.

Noch eine geraume Weile dauerte die Unterhaltung und hatte zur Folge, daß sie die Furcht des Herrn Willy vor dem Seeräuber-Hauptmann gänzlich verschwinden machte, ja sogar eine Art inniger Freundschaft zwischen den beiden Männern hervorrief. Zwar erfaßte der Engländer Fernands Charakter noch nicht ganz; doch fühlte er auf unwiderstehliche Weise, daß etwas Großes, etwas Edles in diesem rauhen Herzen wohne, das Schätze, reiche Schätze in ihm verborgen lägen. Als der Jüngling ihn verlassen hatte und er mit seiner Tochter sich allein befund, sprach er mit ihr darüber, und Beide faßten den menschenfreundlichen Entschluß, Fernand's Herz zu erforschen, und den guten Samen, der ohne Zweifel in ihm verborgen, Wurzel fassen zu lassen.

Dieses Vorhaben gefiel insbesondere der lieben Ellen. Das Mädchen fand etwas Erhabenes, etwas Poetisches darin, diesen rohen Jüngling, diesen Räuberhauptmann, zu sanfteren Gefühlen, zu einer edleren Lebensweise zurückzuführen und ihn vielleicht dahin zu bestimmen, seinem abscheulichen Gewerbe auf ewig zu entsagen.

Herrn Willy fiel es nicht schwer, nähere Bekanntschaft und Freundschaft mit Fernand zu schließen. Diesem war es ganz nach Wunsch, und zuletzt vermochte er kein

Digitized by Google

anderes Vergnügen mehr zu finden, als in der Geſellſchaft der beiden Fremden. Gleichwie der Jüngling es geahnt, war eine vollſtändige Umwälzung in ſeinem Herzen vorgegangen und ſein inneres Leben vollkommen umgeſtaltet. Wir werden dies nicht beſſer darzuthun im Stande ſein, als durch Mittheilung einiger Gedanken, die er wenige Tage darauf in ſein Tagebuch niederſchrieb:

Ja! ſo wie ich geſtern mir dachte: mein Leben iſt ein ganz anderes geworden. Ein neues Gefühl — ich kann oder will mir's nicht verhehlen — hat ſich in meinem Herzen kund gegeben, und dies Gefühl iſt der Begleiter von tauſend andern neuen Empfindungen. Nein! nie hab' ich verſtanden, was ein Frauenherz iſt, nie gewußt, welche Kraft die Liebe beſitzt. — Liebe! wie oft habe ich nicht über dies Wort gelacht! — aber darf ich wohl an dieſes Gefühl denken? Ich, ein verächtlicher Menſch, ein Seeräuber! und ſie, ein himmliſches Kind! — ich, der ich meine Hände mit Menſchenblut, mein Herz mit Verbrechen befudelte! Sie, ſo heilig wie ein Engel, beſtimmt, vor Gottes Thron in Ewigkeit niederzukneen! Sie, deren Herz ſo fleckenlos, deren Seele ſo rein iſt, als die Seele des Säuglings. Ich, deſſen Herz Jahre lang mit Rachluſt ſich näherte: ſie, deren Buſen nur für Tugend und Wohlthun ſchlug. Nein, der Abſtand iſt zu groß; zwei Herzen ſo verſchiedener Art können ſo wenig vereinigt werden, als die geſellſchaftlichen Zuſtände, in denen wir Beide leben....

Und doch, welche ſchöne Augenblicke haben wir nicht dieſen Abend durchlebt!.... Ihr Vater, dieſer redliche, aufrichtige Freund ſtand am Bugſpriet und plauderte mit Lukas über das Seewesen, und wir, von Allen und von Allem abgeſondert, ſaßen an der hohen Seite der Goelette, in leiſe Geſpräche verſunken. Ruhig ſtieg die Sonne in den Ocean hinab und färbte Luft und Waſſer mit tauſend Streiflichtern. Sanft wehte der Abendwind in dem unermeßlichen Raum; die Fiſche zeigten hüpfend ihre braunen Häupter über der Fläche des Meeres, das ſanft gegen den Bug aufbrauſte. Die ganze Natur lag in ſtille Ruhe verſenkt und Alles rief zur Schwermuth und zu ſüßen Träumen hin.... Und wir? — ja wir waren in ein inniges Geſpräch vertieft. Nein! nimmer fühlte ich meine Bruſt von größerer Wonne erfüllt, als dann, wie ich, von meinen erſten Kinderjahren erzählend, von den erduldeten Schmerzen und von der Liebe meiner ſeligen Mutter ſprach und bei dieſer Erzählung eine Thräne des Mitleids in ihrem Auge perlen ſah und fühlte, wie meine Hand ſanft gedrückt ward. O wie ſchön, wie himmliſch ſchön erſchien ſie mir! Hätte ich tauſend Leben beſeſſen, ich hätte ſie alle hingegeben, nur eine Stunde, nur eine einzige Stunde dieſen Engel an meine Bruſt drücken zu dürfen und das Pochen unſerer Herzen zu vereinigen.... Doch, eitle Täuſchung! — wer bin ich und wer iſt ſie? — Gott, Gott! haben denn meine Schmerzen blos ihre Form gewechſelt, und muß meine Seele denn ewig, ewig geſolert werden?.... Muth! noch einige Tage, und wir werden auf immer getrennt ſein.... und ich werde ſie vergeſſen!.... vergeſſen? Nein, nimmermehr!....

(Fortſetzung folgt.)

Der Erbgraf.

Novelle von Carl Haniſch.

(Schluß.)

Morgenbetrachtungen fallen ſtets heiterer aus, als die am Abende; mit dem ſinkenden Tage, mit dem Scheiden des Lichtes tritt auch in unſer Inneres eine wehmüthige Dämmerung, die ſich wie Nebel über das Erlebte lagert, hinter welchem Schattenbilder auftauchen, die uns ahnungsvoll und ſpukhaft umſchweben; wogegen die wiederkehrende Mutter des Tages die Weſen belebt mit neuer Kraft, mit neuem Muthe, mit Hoffnungen, die, wie die Blumen, ihre Kelche öffnen dem ſchmeichelnden, belebenden Lichte, das durch alle Tiefen dringt.

Emil ſchaute hinaus in die Natur, die — einſt eine blühende Braut, jetzt eine nährende Mutter — die ſüßen Früchte ausbreitete vor den trunkenen Augen der Segenbegabten, deren Jubel durch die Flur klang. Er gedachte der Hoffnungen, die ihm noch vor wenig Monden blühten — er dachte an das Jägerhaus und ſeine Erſcheinungen, an Sie — an die er nicht mehr denken wollte. — Halt! was war das? — Seine Augen hefteten ſich auf einen Punkt — Täuſchung? nicht möglich! Es war ſie ſelbſt, in dem reizenden ländlichen Anzuge, in welchem er ſie kennen lernte. — Wie kommt ſie hieher? — Er warf ſich in den Ueberrock und flog in den Garten, durchſchweifte die Gänge, die Lankpartieen — endlich, da ſtand ſie an einem Weiher, die Fiſche mit Brod lockend.

Graf Emil näherte ſich raſch, und mit dem unverläugbaren Ausdrucke einer lange verhaltenen, jetzt gewaltſam hervorbrechenden Innigkeit rief er: Mein Gott! ſo iſt es mir vergönnt, Sie wiederzuſehen — hier wiederzuſehen, wo ich Sie zu finden nicht hoffen durfte. O wie hat ihr liebes Bild mich begleitet, mich getröſtet, mich, den Armen, den Verlaſſenen, der nichts in ſich trug, als das ſüße Andenken an den glücklichen Augenblick, der ſich unauslöſchlich in das Herz drückte. Sehen Sie hier — auf meiner Bruſt ruhte ſtets das Immergrün, von Ihrer Hand gepflückt; es ſollte mir ein Zeichen froher Hoffnung ſein; mit ihm beſchwichtigte ich die Wogen des äußeren und inneren Sturmes. Der Anker iſt gebrochen, ſeit mir die Kunde wurde, daß Sie für mich verloren, daß Sie Braut wären.

Ich bin es noch nicht, lispelte das Fräulein.

Nicht? nicht? unterbrach ſie ſtürmiſch der Graf; ſo hätte mich mein Oheim getäuſcht, er, dem ich vertrauungsvoll mein Schickſal in die Hände legte? Nicht möglich! Er ſelbſt iſt der Getäuſchte, ſonſt müßte ich an allem menſchlich Heiligen verzweifeln. O ſprechen Sie

Digitized by Google

ein Wort, und ich nehme um Ihren Besitz den Kampf auf mit der Welt.

Ihr edler Oheim kennt das Geheimniß meines Schicksals, entgegnete sie mit sanftem Ernste; Fräulein von Weilten wird in dem Augenblicke die glücklichste Braut, wo Sie der Gräfin Rosa von Perlenfels sich verloben. Erfüllen Sie das Wort, das Sie dem Vater und dem Oheim gaben, zu unser aller Glück; dann sehen wir uns wieder!

Sie wandte sich in einen Seitenweg und entschwand.

Graf Emil stand unbeweglich und blickte der holden Erscheinung nach, die sich in ein Räthsel gehüllt hatte, das erst sich lösen sollte, wenn sein Schicksal entschieden war. Sie hatte von Aller Glück gesprochen, das an diese Handlung geknüpft sei; also auch das ihrige — es lag in seinen Händen.

Du sollst glücklich sein, du holdes, theures Wesen! sagte er entschlossen, und wäre der Preis mein eigenes Glück.

Er kehrte in das Schloß zurück, sich anzukleiden und den Herrn des Hauses zu empfangen, der bereits nach dem Wohlbefinden seiner Gäste hatte anfragen lassen.

Ich hoffe, sagte Graf von Perlenfels, Sie werden in meinem Hause geruht haben, wie man in dem Hause eines Mannes zu ruhen vermag, der sich glücklich preist, den Gegner zum Freunde zu gewinnen, wider den er den Prozeß gewiß nicht im Herzen, nur auf dem Papier geführt hat. Die sicherste Bürgschaft für die Gesinnungen des Herrn Grafen von Grauenstein ist die Gegenwart seines Sohnes, dessen freundliche Erscheinung allen Streit in Frieden zu verwandeln geeignet ist. Heute nichts von Geschäften, werthe Herren! Dieser Tag sei in meinem Hauskalender roth bezeichnet — ein Feiertag, der, wie ich von Herzen hoffe, hohen Festtagen voranzieht. Ist es Ihnen gefällig, so machen wir einen Ausflug bis zur Tafel.

Ein leichter offener Wagen nahm das männliche Kleeblatt auf und brachte es zu einigen ländlichen Etablissements des Grafen, wo Erfrischungen eingenommen wurden.

Man kehrte zu rechter Zeit zurück, um zum Mittagsmahle Toilette zu machen, bei welcher Gelegenheit Graf Emil der Gräfin Rosa vorgestellt werden sollte.

Klopft Ihnen nicht das Herz, lieber Graf?" fragte der Baron; die Gräfin soll wunderschön sein.

Es klopft, entgegnete der Graf, — weil die Zukunft eines Wesens auf der Wage liegt, das mir ewig theuer ist.

Man war im Speisesaale versammelt. Die Flügelthüre öffnet sich — Gräfin Rosa, an der Seite ihrer Freundin Birk, trat ein, sich sittsam verneigend vor den Männern.

Graf von Perlenfels näherte sich, den Erbgrafen von Grauenstein an der Hand.

Rosa stand da in aller jungfräulichen Lieblichkeit, ihren Blick voll Güte auf den jungen Mann gerichtet, dem in diesem Augenblicke zu schwindeln schien.

Was ist Ihnen, theurer Graf? fragte Perlenfels, der das konvulsivische Zittern der Hand fühlte.

Täuschen mich meine Sinne? O, mein Gott! rief er, sie ist es, keine außer ihr. O Engel des Himmels, bestätige mein Glück!

Emil! ich bin es, Ihre Rosa, die sich selig fühlt am Ziele unserer Wünsche.

Der Jüngling sank zu ihren Füßen, und von ihren Händen sanft gehoben, lag er in ihren Armen.

Hab' ich die Schicksalsfäden gut gelenkt? rief eine sonore Stimme, und General Wildenhorst stand vor dem liebenden Paar. Pardon, Neffe, daß ich Dich nicht gleich in den Besitz des Geheimnisses setzte, sagte er in hoher Fröhlichkeit, ich konnte mir aber diese Ueberraschung nicht rauben lassen, nachdem ich auf dem Jägerhause zu dem Schlüssel der Lösung gekommen war. Du selbst hast Dich wacker gehalten:

Darum dem edlen, dem geliebten Sohne
Die schönste Perle in die Grafenkrone!

Mannigfaltiges.

Unter den als neu ausgestellten Maschinen, die in der großen Ausstellung zu London das Interesse des Publikums besonders auf sich ziehen, zeichnen sich zwei arbeitende Centrifugalpumpen aus, wovon die eine (eine sogenannte Appold'sche mit gekrümmten Radschaufeln) per Minute 100 Tonnen Wasser 6 Fuß hoch hebt und eine gute Einsicht in die Leistungsfähigkeit dieser Pumpen für geringe Hubhöhen gewährt. Die andere von Herrn Gwynne und Comp. in London ausgestellt, hebt einen Wasserstrom von 120 Tonnen per Minute bis nahe unter das Dach des Anneres, und wird durch Anwendung einer kleinen Dampfkraft, oder mittelst eines Handraces in Bewegung gesetzt. Aus einem großen Reservoir pumpt diese Maschine das Wasser in einer höher gelegenen Behälter, von wo es, aus einer Höhe von 24 Fuß in einem 10 Fuß breiten von 9—10 Zoll dicken Strom, als kleiner Wasserfall wieder herabkommt. Der Erfinder dieser für Wasserbauten sehr wichtigen Maschine ist Herr Jos. Bernays aus Mainz.

Einem Ausweise des englischen Haupt-Postamtes entnehmen wir folgende Einzelheiten über die Geschichte der Postmarken. Zuerst wurden sie in London eingeführt — am 10. Januar 1839 — und zehn Jahre lang machte außer England kein Staat weiter von ihnen Gebrauch. In Frankreich tauchten sie erst am 1. Januar 1849 auf, die Turn- und Taxis'sche Post führte sie im Jahre 1850 auf deutschem Boden ein, und gegenwärtig befinden sie sich in 69 europäischen, 9 africanischen, 5 asiatischen, 36 americanischen und 10 australischen Staaten in Gebrauch. In den Vereinigten Staaten von America allein gibt es an 50 verschiedenen Postmarken. Auch gibt es deren in Van-Diemens-Land, Hayti, Natal,

Digitized by Google

Honolulu und Liberia. Seitdem die Jugend ſich hier zu Lande auf das Anlegen von Poſtmarken-Sammlungen verlegt hat, (ſie lernt dabei etwas Geographie), gibt es eine eigene Börſe für dieſen ſonderbaren Geſchäftszweig. Indiſche und americaniſche Marken haben hier natürlich keinen Werth, dagegen werden ruſſiſche und honoluliſche eben jetzt gut bezahlt, da ſie „rar auf dem Markte“ ſind Der Gründlichkeit wegen ſei noch bemerkt, daß alle Staaten ſich viereckiger Poſtmarken bedienen. Nur die vom Cap ſind dreieckig geſchnitten.

Aus Kleinlaufenberg, 4. Juni, ſchreibt man dem „Schw. Merk.“: Heute hatten wir das ſeltene Schauſpiel, ein über 100′ langes und 10′ hohes eiſernes Schiff den hieſigen Rheinfall paſſiren zu ſehen,, wodurch die ganze Bevölkerung in Bewegung geſetzt wurde, weil man das Gelingen dieſes Unternehmens vielſeitig in Zweifel zog. Als das Schiff ſchon an einigen ſchwierigen Punkten glücklich vorübergekommen war, ſo galt es hauptſächlich noch die Hauptſtelle, die eigentliche Stromſchnelle, zu paſſiren; ſchon ſchien auch dieſes zu gelingen, als das dicke Seil, das von hundert Händen feſtgehalten und um einen Brückenpfeiler geſchlungen war, entzwei riß, wodurch das Schiff, aller Leitung baar, plötzlich der Gewalt der tobenden Waſſermaſſe preisgegeben ward. Doch lief auch dieſer kritiſche Moment noch ziemlich günſtig ab, indem trotz des heftigen Anpralls gegen einen vorſtehenden Felsblock doch nur das Vordertheil des Schiffes beſchädigt wurde, ohne aber dadurch unbrauchbar geworden zu ſein; denn es blieb flott und wurde bei Murg von Schiffern gelandet. Morgen wird ein zweites Schiff durchgelaſſen werden. Die beiden Boote kommen vom Bielerſee und ſind nach Lyon beſtimmt.

Ein Heirathsgeſuch

aus der Leipziger Zeitung und die darauf erfolgten Antworten.

Heiraths-Geſuch.

Ein angehender Dreißiger, Beamter, ſucht auf dieſem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Lebensgefährtin. Dieſelbe dürfte nicht unter 25 und nicht über 35 Jahre alt ſein und müßte ſich außerdem auch noch des Beſitzes angenehmer Aeußerlichkeiten erfreuen. Daß jedoch auf innern Werth, verträglichen Charakter, Herzensgüte ꝛc. am meiſten geſehen wird, braucht wohl kaum erſt erwähnt zu werden. Der Suchende bezieht zwar einen vollkommen ausreichenden Gehalt, es würde jedoch trotzdem behufs der häuslichen Einrichtung und dergl. nöthig ſein, daß die geehrten Damen, denen dies Anerbieten annehmbar erſchiene, mindeſtens ein Vermögen von 2—3000 Thalern im Beſitze hätten, um ſo für die nächſte Zukunft nicht beſorgt zu ſein.

Die ſtrengſte Diskretion wird zugeſichert.

Anerbieten gelangen sub P. V. R. No. 15 durch die Expedition der Leipziger Zeitung an den Suchenden und erfolgt dann ſofort nähere Auskunft.

Anerbieten Nro. 1.

Mein lieber Herr P. V. R.

Ich wage es, mich an Ihnen zu wenden, indem da ich glaube daß Sie vielleicht ernſte Abſichten zu beabſichtigen ſcheinen. Ich bin eine Windmüllerswittwentochter und aus Lützen jedoch erſt zweiundzwanzig Jahre alt. Ich habe aber auch nur fünfhundert Thaler nebſt ein halbes Dutzend nußbäumerne Stühle und einen Pfeilerſpiegel, aber alles im beſten Stande und mit Roßhaaren ausgeſtopft, gar keine Kälbernen in den Polſtern.

Hier in Lützen iſt nun freilich für ein junges Mädchen nicht viel Gelegenheit eine gute Parthie zu machen, indem weil es nicht viel Bürgersſöhne giebt, welche etwas haben, und die etwas haben, haben die Naſen auch gleich ſehr hoch.

Aber von Herzen bin ich recht gut, das ſagt immer meine Hauswirthin und ſo übel wäre ich auch nicht, das hat ſie auch geſagt und da denke ich, daß dieſe beiden Eigenſchaftlichkeiten auch ſo ein bis zweitauſend Thälerchen werth ſind, womit ich denn das Erforderliche auch beſitzen thäte.

Wenn Sie Neigung für mich fühlen können, ſo ſchreiben Sie mir ein Paar Zeilen, welche ſehnſüchtigſt erwartet

Ihre

unbekannte Freundin

Roſine Marie Wahrlein.

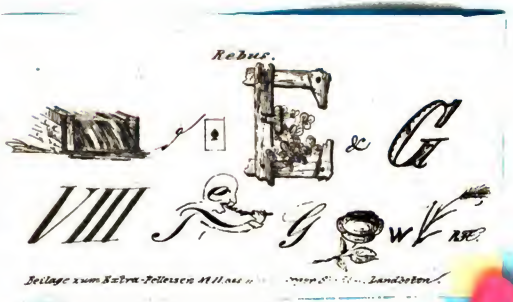
Lützen, den 4. Februar 1862. (Forſt. f.)

Auflöſung des Bilder-Räthſels in Nr. 71.

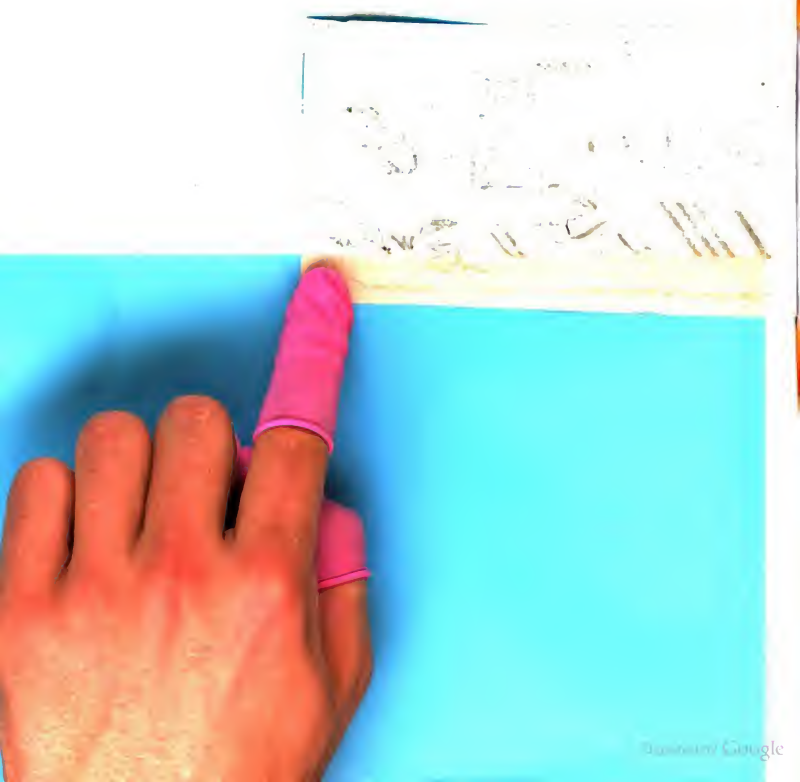
Der Ueberfluß hat keinen Feind, der ärger iſt als er, in Kurzem führt er ſich den Mangel ſelber her.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google



Digitized by Google



Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 78. Dienstag, den 1. Juli. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Oppermann.

(Fortsetzung.)

VI.

Die Verschwörung.

Acht Gläser (die Zeit wird auf den Schiffen in Gläser eingetheilt,) hatte es am Bord der „schwarzen Schwalbe" geschlagen, und die ganze Mannschaft, mit Ausnahme der Nachtwache, hatte das Verdeck verlassen, um in den Hängematten, im Schiffsraum, dem Schlafe sich hinzugeben. Doch es schien, daß man diesen Abend an keine Ruhe denken wollte; denn die Seeräuber setzten sich in einen Kreis zusammen, und es begann eine so leise und so vorsichtige Unterhaltung, daß man in einer Entfernung von sechs Schritten gewiß kein Wort davon würde verstanden haben.

Männer, sprach einer der Räuber, ein schwerer, roher Kerl, dem man den Namen Sladood! (schlag' todt) gegeben, weil er diesen freundlichen Spruch bei dem geringsten Vorfall auf den Lippen führte, Männer! sprach er, es hat jetzt lange genug gedauert. Unser Capitän hält uns Alle für Narren. Anstatt dahin zu trachten, uns einige Beute zu verschaffen, flieht er die geringste Gelegenheit, nicht nur mit irgend einem englischen Kaper handgemein zu werden, sondern sogar, ein oder das andere Kauffartheischiff anzugreifen. Das kann nicht länger so bleiben, und, bei'm Teufel in der Hölle, es soll und muß Dem ein Ende gemacht werden!"

„Sladood hat Recht," sagte ein Anderer, „unser Kapitän gleicht sich selbst nicht mehr. Diese englische Puppe hat ihn mit ihren blauen Augen und ihrer Atlashaut bezaubert, und an uns denkt er ferner nicht."

„Er hat uns vielmehr bestohlen! Jene Engländer waren eben sowohl erobertes Gut, als der Rest der Schoonerbrigg; dieser alte graue Mylord besitzt Schätze, wie der Satan: zwei Koffer mit Goldstücken, und wir haben keinen Kreuzer, keinen Deut davon; das ist eine Ungerechtigkeit, und bei Himmel und Hölle! es soll dabei nicht bleiben."

„Was noch mehr ist," meinte ein anderer Sprecher, „unser Leben zählt er für nichts. Er will uns jetzt an den englischen Küsten landen und uns so dem Wolf nur gerade in den Rachen laufen lassen."

„Dem Wolf in den Rachen laufen!" sagte scherzend Einer, „ich dächte, wir wären die Wölfe."

„Das wäre noch nichts!" fuhr Sladood fort, „ich fürchte diese Landung nicht; ich suche die Gefahren. Aber der Kapitän vernachlässigt unser Interesse, und von dem Gelde des Engländers wollen wir — zum Teufel! — unsern Antheil haben."

„Und mehr als alles Das," rief ziemlich laut ein Italiener, „er soll mir die Strafe bezahlen, die er mir ungerechter Weise auferlegte: drei Tage in die Eisen, und ich war unschuldig!"

„Carlo, wenn Du nicht leiser sprichst, dreh' ich Dir den Hals um, hörst Du?" grinst'e Sladood. „Willst Du machen, daß die Sache mißlingt?"

Der Italiener sprach nicht mehr, und Sladood fuhr fort:

„Nun, nun, es ist genug geschwatzt. Begebt Euch nun Alle in Euere Matten. Wenn die Wache um zwölf Uhr abgelöst wird, will ich Euch wecken; dann sind unsere besten Leute oben, denn Ihr wißt, wir können Jan und seine Kameraden nicht trauen. Daher wollen wir auch damit beginnen, ihm den Mund zu stopfen. Dann gehen wir hinauf, und der Capitän hat seine letzte Stunde schlagen hören. Lukas soll unter demselben Schlage fallen, und darauf trifft die Engländer die Reihe, mit den Fischen Bekanntschaft zu machen."

Digitized by Google

„Und Du sollst unser Capitän sein," rief man.

„Ruhe! zum hölliſchen Satan!" grinſ'te Sladood wieder. „Dieſer Punkt kann ſpäter entſchieden werden, obgleich Ihr an mir keinen ſchlechten Capitän haben würdet. Nun aber gehe Jeder in ſeine Koje und erwarte die Stunde der Rache."

„Und gleich eben ſo vielen ſchwarzen Schatten entfernten ſich die Räuber, um ihre Hängematten zu beſteigen.

Einige Augenblicke nach der Scene, welche wir hier geſchildert, ward leiſe an die Thür von Fernand's Gemach geklopft, und Lukas trat ein.

Capitän! ſprach er, ich hatte es wohl gefürchtet. Es wird ein Aufruhr gegen Sie geſchmiedet. Um Mitternacht ſoll er ausbrechen. Sladood iſt an der Spitze und uns Beiden iſt der Untergang geſchworen.

Ah bah! wir wollen ſie erwarten, Steuermann!

Und der Tod der Engländer; ſetzte Lukas hinzu.

Was ſagt Ihr? ſie ſollten es wagen dürfen! . . . Nun, es iſt gut. Wir werden ſchon ſehen. Lukas, ſtellt zwei Leute, auf die Ihr Euch verlaſſen könnt, am Zimmer des Herrn Willy auf.

Ich kann blos meinem Mat Jan und dem kleinen Cajütenjungen vertrauen, entgegnete der Steuermann.

Nun, dann habt Ihr ja Zwei. Der Kleine wird ſeine Pflicht thun. — Was uns anbetrifft, ſo werden auch wir ſie nicht vernachläſſigen. Haltet Euch jetzt ruhig. Um halb zwölf wollen wir uns Beide auf dem Verdeck einfinden. Vor dieſer Zeit dürft Ihr Euch nicht rühren.

„Gut, Capitän, ich werde Sie nicht verlaſſen, und Sie ſollen Lukas kennen lernen."

„Ich kenne Euch ſchon lange, mein Braver," ſagte Fernand, dem Steuermann die Hand drückend, „doch ſeid unbeſorgt, ſo arg wird's nicht ſein."

Gleichwie Fernand zugeſagt hatte, erſchien er zur beſtimmten Stunde auf dem Verdeck. Der Steuermann erwartete ihn hier bereits und geſellte ſich zu ihm.

Glänzend ſtand der Mond in voller Pracht am geſtirnten Himmel und beleuchtete die geringſten Gegenſtände auf dem Verdecke der Goelette.

Nach einigen mit dem Steuermanne gewechſelten Worte ſchritt Fernand auf die wachthabende Mannſchaft zu und redete in kurzen Worten zu ihnen:

„Ihr Leute! es beſteht ein Complott gegen das Leben Eures Capitäns; ich weiß Alles: um Mitternacht ſoll das Spiel beginnen. Nehmt Ihr Theil an der Verſchwörung? . . . .

Und der Blick, den der Jüngling abwechſelnd auf die ſechs Männer warf, ſchien bis in's Mark ihrer Gebeine zu dringen. Alle leugneten ihre Mitſchuld; ſie ſchworen, dem Capitän beizuſtehen, und Diejenigen, welche wirklich Theil an der Verſchwörung nahmen, waren in dieſem Augenblick dergeſtalt erſchreckt, daß ſie über Das, was ſie gethan, die tiefſte Reue empfanden und in ihrem Innern beſchloſſen, ihre Feigheit durch Heldenthaten und durch Vertheidigung ihres Capitäns in Vergeſſenheit zu bringen.

Nun, Männer, ſprach Fernand, ich traue Euerm Worte. Dann zu dem Ruderführer ſich wendend, gebot er dieſem, das Ruder zu befeſtigen, damit das Schiff in ſeinem Cours nicht gehindert werde und die gute Richtung beibehalten könne. Als dies geſchehen, ſchritt er auf die Lucke zu und rief mit donnernder Stimme:

Ueberall! die ganze Mannſchaft auf's Verdeck!

Wir ſind verrathen! brüllte Sladood, indem er zur Hängematte herausſprang; aber des Capitäns Stimme und der Gehorſam, an den er ſeine Matroſen gewöhnt hatte, waren ſo eindruckvoll, daß nicht Einer von der ganzen Mannſchaft es wagen erſtie, nicht ſo raſch als möglich die Treppe zu erſteigen. Während ſie nun in Unordnung auf dem Verdeck erſchienen, rief Fernand ihnen zu mit einer Stimme, die tiefen Spott und edlen Trotz zugleich ausdrückte:

Leute! Euer Capitän iſt auf dem Deck! Ihr werdet jetzt nicht nöthig haben, ihn in ſeinem Schlafgemach aufzuſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

Des Vaters Wunſch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch. — (Aus der Didaskalia.)

Freiherr von Halden, Oberſt außer Dienſten, die er verlaſſen hatte, weil er als Majorats-Erbe die bedeutenden Familiengüter übernehmen mußte, welche er keinem Miethlinge anvertrauen wollte, ſaß in ſeinem Schloſſe Grünſtein im gewohnten Lehnſeſſel an dem Fenſter, welches die ſchönſte Ausſicht über das weite Thal gewährte, in welchem der Hauptfluß des Landes durch üppige Felder und Wieſen ſich wand, bis hinüber an die am andern Ufer ſanft ſich hebenden Rebenhügel, die an höhere Waldberge ſich lehnten, welche ſich verloren in nebelhaftem Blau.

Vor ihm ſtand Bertram, ſein Vertrauter, früher ſein militäriſcher Diener, jetzt Oekonomie-Verwalter, Haushofmeiſter und geheimer Familienrath in einer Perſon.

Der Freiherr hatte einen ſo eben empfangenen Brief in der Hand, der die Grundlage des Zweigeſprächs ausmachte, was er mit jenem begann.

Er kommt, Bertram! Adolph kommt! längſtens in ſechs Tagen will er hier ſein. Er ſchreibt ganz kurz — willſt Du hören, was er ſchreibt?

Bertram verneigte ſich bejahend.

Der Oberſt las: Geliebter Vater! Ich ſehne mich nach Ihnen, nach meinen Bergen, nach unſeren Wäldern, nach meinem Bertram, den ich ſeiner Treue und Liebe wegen zu Dir doppelt lieb habe; hinaus aus dem tollen Gewühle der großen und kleinen Welt, in die ſtillen Räume des väterlichen Hauſes, unter welchen meine ſelige Mutter wie ein Engel des Himmels ſchwebt mit

Digitized by Google

der Friedenspalme, — um nur meinem geliebten Vater und der Natur zu leben. Wenn nicht außerordentliche Hindernisse in den Weg treten, bin ich längstens in sechs Tagen in Deinen Armen.

Dein Adolph.

Der Freiherr legte den Brief zusammen und sagte in weichem Tone: er gedenkt Deiner, Bertram, er gedenkt meiner und Allem, was er lieb hatte, auch seiner seligen Mutter, meines lieben Weibes, die nicht allein für mich und ihn, sondern für die ganze Welt zu früh gestorben ist.

Das weiß Gott, der Gerechte, entgegnete Bertram mit zurückgedrängter Wehmuth; er hätte sie uns wohl lassen und eine Entbehrlichere dafür nehmen können, deren es in der Nachbarschaft und überall giebt.

Gott hat es gethan! sagte der Oberst, eine Thräne zerdrückend; das war damals der erste Trost, nach dem ich haschte, mich aus dem vernichtenden Strome des Schmerzes zu retten, in dem ich für meine Person gern untergegangen wäre, hätte ich nicht für ihren Sohn, für meinen geliebten Adolph leben müssen.

Ich gestehe, bekannte Bertram, ich habe gemurrt, schwer gemurrt, und ich murre im Stillen noch, weil ich das Warum nicht einsehen konnte und noch nicht einsehen kann. Ihr Tod hat nichts genützt, nur geschadet oder versetzt; also warum? Der Erde stand sie wohl an mit ihren Tugenden, mit ihrem liebreichen Wesen, mit ihrem wohlthätigen Herzen; der Himmel wäre ihr im spätesten Alter noch gewiß gewesen, warum sie in der Blüthe der Jahre wegraffen?

Bertram! versetzte der Freiherr nach einigen Minuten Stillschweigens, dieses Warum verstehen wir alle, auch die Schriftgelehrten nicht, darum lassen wir die Todten ruhen, und wenden uns zu den Lebendigen, um im Sinne der geliebten Seligen für sie zu sorgen; vor allen für meinen lieben Adolph, dessen Wohl ich gründen will nach bestem Wissen und Gewissen auf dieser Welt. Das höchste Glück des Lebens ist ein schönes, tugendhaftes Weib; aus meinen Händen soll er eine Braut empfangen; in seinem Glücke will ich wieder aufleben, und denken, es sei die Wiederholung meines eigenen Glückes in geliebten dritten Personen. — Du kennst die Nachbarschaft, das halbe Land, Bertram! hilf mir eine herausssuchen aus den Vielen; die schönste, sanfteste, liebevollste unter ihnen, wo Herz, Geist und Körper vereint sind, einem edlen Manne das Leben zum Paradiese zu machen.

Wird schwer halten, warf Bertram ein; die jetzige junge weibliche Welt hat ganz andere Begriffe von Lebensglück. Heidi und Hoppdopp! luftig in der Welt herumgefahren und sich um nichts kümmern, als um den eigenen Spaß; zu Hause mag es aussehen, wie es will.

Du urtheilst zu streng, versetzte der Baron; noch giebt es liebe, gute, wohlerzogene und recht schöne Frauenzimmer auf der Welt, das kann ich Dich versichern.

Bertram schüttelte den Kopf ein wenig. Ich will es glauben, weil der Herr Oberst es sagen; von außen allenfalls. Aber die Herzen, zumal die Fräuleinherzen, haben keine Fenster.

Die unseren auch nicht! erwiederte jener. An ihren Werken sollt ihr sie erkennen; das gilt von beiden Geschlechtern. Man sieht, man hört, man fragt die nächste Umgebung; man horcht auf den allgemeinen Ruf, man nimmt Rücksicht auf die Familie, aus der sie kommt; Art läßt nicht von Art; ein edler Stamm trägt gute Früchte.

Die wurmstichigen nicht zu vergessen, wandte Bertram ein.

Der Kenner weiß zu unterscheiden, sagte der Freiherr; der Tadler aber sucht überall Makel zu entdecken.

Es ist auch meistens Makulatur, brummte Bertram in den Bart hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Unglücksfall.) Man schreibt der „Prager Ztg." aus Jitschin, 30. Mai: „Am Mittwoch, als am dritten Pfingsttage, kam ein Schüler der hiesigen Realschule Namens D. nach Lomnitz zu seinen Angehörigen, und ging noch am Abend desselben Tages mit seinem Geschwisterkind, einem jungen Mann von etwa neunzehn Jahren, in ein Gasthaus. Als dieser bereits nach Hause gehen wollte, forderte D. ihn auf zu bleiben, und gab ihn ein Kapselgewehr in die Hand mit der Aufforderung, ihn zu erschießen. Ohne das Unglück zu ahnen ging der junge Mann den Scherz ein. Zweimal drückte er das Gewehr los, ohne daß er es abgefeuert hätte, da nahm ihm D. das Gewehr aus der Hand und legte die dritte Kapsel auf mit den Worten: „Du bist ein schöner Schütze," worauf er es ihm zum Losdrücken übergab. Zum dritten Male drückte dieser los und die Kugel durchdrang die Brust des Unglücklichen und blieb am Rücken desselben im Hemde stecken. Sogleich taumelte der Unglückliche zu Boden und rief: „Wehe, Auguste, ich blute, es war eine Kugel!" In wenigen Augenblicken darauf verschied er.

(Häuser aus Filz.) In der Nähe von Brüssel hat sich ein Hutmacher ein Haus aus Filz gebaut. Dazu sind 23,000 alte Hüte verwendet worden. Das Haus steht auf einem mit Rädern versehenen Holzboden, kann eine Familie beherbergen und wiegt nur 72 Centner.

Der Erfinder der Nähmaschine, Howe, erhielt 1846 in Amerika das Patent für seine Erfindung, wozu er das Geld mit Mühe aufbrachte. Dann ging er nach England, um es zu verwerthen, wo er so wenig Anklang fand, daß er, aller Mittel entblößt, als Koch auf ein Schiff sich verdingen mußte, um nur nach Amerika zurückzukommen. Dort hatten inzwischen Andere seine Erfindung ausgebeutet, und er mußte nun prozessiren. Um

Digitized by Google

aber die Mittel dazu aufzubringen, war er genöthigt, bei einem Mechaniker als Geselle zu arbeiten. Endlich gelang es ihm, und unterstützt von einigen Bekannten, begann er den Prozeß, der von ihm gewonnen wurde und ihm eine bedeutende Entschädigungssumme eintrug. Von da an war sein Glück gemacht. Er bekam nun für jede Maschine, die in Amerika gemacht wurde, 14 Dollars, und da mehrere Tausend bis zum Ablauf seines Patents fabrizirt wurden, so gewann er 485,000 Dollars. Später bekam er nur noch 3 Dollars, allein das Patentamt erachtete dieß für eine zu geringe Belohnung und verlängerte daher sein Patent, so daß abermals eine halbe Million für ihn gewonnen wurde.

Eine der größten Münzseltenheiten ist eine Silbermünze, die im Jahre 1751 zu Breslau geprägt worden war. Bei der dortigen Münze war ein Oesterreicher angestellt, der aus Haß gegen Friedrich II. von Preußen, welcher durch Eroberung die Provinz Schlesien an sich gerissen, sich auf folgende Weise an ihm rächte. In der Devise theilte er die Worte: „Ein Reichsthaler“ auf folgende Weise ab: „Ein Reich stahl er“. Diese injuriösen Thalerstücke wurden auf Befehl des Königs eingeschmolzen; doch existiren noch einige dieser Münzen.

(1862 und 1811.) Ein alter Winzer, der alle Jahre die Blüthenzeit des Weins notirt hat, versichert, daß heuer die ersten Blüthen sich um volle acht Tage früher wie in dem bis jetzt unübertroffenen Jahre 1811 eingestellt haben. Die Aussichten auf ein ganz außerordentliches Wein-Jubeljahr könnten daher nicht besser sein, nachdem die heiligen Pankratius, Servatius und Bonifacius glücklich vorübergegangen sind und gleichfalls St. Urbanus, den die Weinbauern mitunter Grobianus tituliren, sich dießmal ganz artig angelassen hat.

(Schützenfeste in früheren Jahrhunderten.) Der Kuriosität und des Vergleichs halber mit unseren heutigen Schützenfesten und ihren kleineren Ausgaben theilen wir hier mit, was ein Schriftchen über den städtischen Beitrag zu einem Scheibenschießen in Arnstadt im Schwarzburgischen berichtet, wobei freilich bemerkt werden muß, daß dieses Fest ein lokales oder wenigstens provinzielles war, und daß dergleichen Feste fast alljährlich oder doch alle paar Jahre in damaliger Zeit stattfanden. Im Jahre 1603 also bezahlte Senatus zu Arnstadt 1 fl. 3 gr. für den Druck des Ausschreibens wegen des Schießens; 15 fl. für Zindel zur Fahne, 3 fl. 14 gr. für die Malerei darauf und für 2 Pritschen; 2 fl. 5 gr. 3 pf. für weißes Tuch zum Pritschenmeisterskleid, 6 gr. zu ein Paar Schuhen und 9 fl. 10 gr. 11 pf. für 17 Scheiben. Der Schützenschmaus dauerte 3 Tage und kostete dem Rathe über 100 fl. (Das war die Hauptsache.)

Der älteste der zwölf Feuerschlünde von Rhodus, welche der Sultan Napoleon III. zum Geschenk gemacht hat, ist eine deutsche Donnerbüchse von ungewöhnlicher Größe aus dem Jahre 1404. Sie ist von Bronze gegossen, hat im Durchmesser 0 m, 390: ist 3 m. 65 lang und wiegt 4597 Kilogr. Dieses in jeder Beziehung merkwürdige Geschütz trägt vorn an der Mündung folgende Worte in schöner deutscher Schrift (Wir geben sie nach der französischen Uebersetzung): „Catharine heiß' ich, vor meinem Inhalte hüte dich. Unrecht bestraf' ich. Georg Endorfer goß mich.“ Auf dem zweiten Ring liest man, von einer Verzierung umgeben: „Sigismund, Erzherzog in Oesterreich, anno 1404,“ so wie die Zahl 87. Ueber die Verzierung, auf dem ersten Ring, befinden sich zwei Wappen, das deutsche Kaiserwappen und das Wappen des Erzherzogs von Oesterreich. Endlich liest man noch am Schwanzstück die Worte: „Georg Endorfer goß mich.“

Anerbieten Nro. 2.

An den Heirathsucher.

Die Weibs Person welche Sie Suchen, das Bin ich. Ich bin von das Dorf, wo ich keine Eltern nicht mehr habe, aber ein Gud mit Siem Morgens Feld, Wise, Garten, Eckohnomi, Kihe, Gälber, zwee Mächde, ein Knächt und in Winter Drei bis vier junge schweinichen, wozu Aber nodwendich auch ein Mann Gehörd, warum es auch nicht Schadet wenn Sie Kein Beamter nicht Sind.

Ich bin auch pferdrächlich darum sehen Sie sich erst die Wirthschaft an, denn aus Unserem Dorfe mak ich keinen nicht.

Ihre
Gedreie Libente
Erdmuthe Tappfest.

Groß-Zschocher,
den sächsten Februar 1852.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 79. Donnerstag, den 3. Juli. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Oppermann.

(Fortsetzung.)

Unmöglich ist es, den Eindruck zu beschreiben, welchen diese Worte auf die Verschworenen äußerten. Den meisten von ihnen schien es, als ob ihre Arme machtlos an ihre Seite herabfielen, und Keiner durfte es wagen, seinem Kameraden in die Augen zu schauen. Ihr Muth war gesunken.

Fernand hatte indeß eine Cigarre angezündet und hielt eine seiner Hände zwischen dem Hemd auf der Brust verborgen, während er die andere gebrauchte, dann und wann die Cigarre aus dem Munde zu nehmen. Nun rief er wieder:

„Alle vor den Mast!“

Und gleich Lämmern gehorchten die wilden Freibeuter. Dann trat er einige Schritte näher und sprach:

„Ha! die Mannschaft der „schwarzen Schwalbe“ will ihren Capitän erwerben! sie bilden Komplotte! Wer ist das Haupt dieses Kinderspiels?“

„Dieses Haupt bin ich!“ rief Slaboob, und stellte sich, aus dem Kreise vortretend, mit bloßem Dolche in der Faust, vor dem Capitän.

„Komm' her,“ sprach Fernand, und auf dem riesenhaften Matrosen zustiegend, griff er ihn mit der Hand bei der Gurgel und ließ ihn halb blau und wie gewürgt auf das Verdeck niederstürzen, indeß Slaboob brüllend das Wort „verflucht!“ ausstieß.

Doch Niemand antwortete. Nur ein dumpfes Gemurmel wurde im Haufen vernehmbar.

Fernand fühlte sehr wohl, daß auf diese Weise die Sache schwerlich beendigt sein würde, und er beschloß daher, einen entscheidenden Schlag zu wagen.

Niklas! rief er einem der Matrosen zu, klettere auf die Raa und befestige an der Nock (die äußersten Enden der Raa) eine Leine, die bis auf's Verdeck reicht.

Niklas gehorchte, und rasch war das Werk verrichtet.

Carl! rief Fernand weiter, komm her zu mir!

Carl war einer der Rädelsführer der Verschwörung; aber auch er gehorchte. Als er vor dem Capitän stand, sprach dieser, auf den noch immer betäubten Slaboob zeigend:

Binde diesen Feigling hier an, er ist schon halb erwürgt, und nicht werth, eines andern Todes zu sterben.

Carl blieb einige Sekunden bewußtlos. Endlich warf er sich vor Fernand auf die Knie und flehte:

Nein, das nicht, Capitän, ich bitte Sie um Vergebung; thun Sie mit mir, was Sie wollen, aber dazu zwingen Sie mich nicht!

Steh auf, Carl! sprach Fernand, ich wußte, daß Du ein guter Matrose warst. Man hat Dich zwar einen Augenblick verführen können; doch ein Verräther bist Du nicht. Es soll Dir nichts Böses widerfahren.

Und dann zu dem Rest der Mannschaft sich wendend, trat er noch einige Schritte vor und fuhr fort:

Und Ihr, Leute! wollt Ihr den Namen Verräther verdienen und Euern Capitän verkennen, der Euch stets nur Gutes gethan?

„Es lebe der Capitän!“ rief einer der Matrosen, der nicht zum Komplott gehört hatte, und die übrigen, als hätten sie hierdurch ihre Beschämung besiegt gefühlt, riefen Alle plötzlich mit lauter Stimme: „Ja, es lebe unser Capitän! „Slaboob ist es, der uns verführte!“

„Gut so, Jungens,“ sprach Fernand, „daran erkenne ich meine wackeren Matrosen wieder. Slaboob soll bestraft werden. Und nun will ich Euch sagen, daß das faule Leben bald ein Ende nehmen wird. In eini-

Digitized by Google

gen Tagen gehen wir wieder auf die Jagd; vorher aber müssen wir ein Mal auf Englands Küsten unsere Fahne aufpflanzen und dem feindlichen Neste einen Besuch abstatten. Sie mögen kommen, dieses kühne Wagstück uns nachzumachen. Morgen ist das Fest, meine braven Freunde! Herr Willy, wenngleich er keine Koffer mit Gold hat, wie man Euch vorlügen wollte, besitzt er doch Geld genug, um Euch ein Mal lustig leben zu lassen .... Und nun, Alle nach unten und in die Hängematten!"

Hurrah für den Capitän! erklang es nun wieder und Hurrah für Herrn Willy!

Und augenblicklich war das ganze Deck leer, und es blieb Niemand oben als die Backbordswache und Sladood, der nunmehr in's Leben zurückzukehren schien.

„Schleppt diesen niederträchtigen Kerl in die Eisen," befahl Fernand, auf den schweren Matrosen zeigend. „Sobald wir an's Land kommen, wollen wir ihn in Flandern bei einem Bauer als Knecht vermiethen; er ist nicht würdig, das Meer zu befahren.

VII.

Die Landung.

In der Nacht waren Herr Willy und seine Tochter Ellen durch den Tumult erwacht, der auf dem Verdeck statt hatte. Der alte Herr hatte sich von seinem Lager erhoben, und wollte sich nach der Ursache erkundigen; aber an seiner Thür fand er Jan, den Matrosen, der ihn bat, sich zu beruhigen: es sei nur ein kleiner Wortwechsel zwischen den Matrosen, welcher nicht lange dauern werde, weil der Kapitän sich in ihrer Mitte befinde. Herr Willy wollte dennoch sich auf's Verdeck begeben, um mit eigenen Augen dem Hergange zuzusehen; doch Jan erklärte ihm, daß er Befehl erhalten habe, ihn nicht aus seinem Zimmer zu lassen, und daß er mit seinem Kopfe dafür verantwortlich sey. Willy hatte nicht länger darauf bestanden, da er wohl einsah, daß Jan den Befehl nicht übertreten würde, und war mit beunruhigten Herzen in sein Gemach zurückgekehrt. Angsterfüllt erwartete er nebst seiner Tochter die Morgenstunde, und als diese herangebrochen, ließ er den Capitän bitten, sich zu ihm zu bemühen.

Fernand ließ nicht lange auf sich warten. Er kam und erzählte die ganze Geschichte, trug jedoch Sorge, den Vorfall nicht mit zu kräftigen Farben darzustellen. Allein der Engländer begriff hinlänglich, was unter alle Diesem verborgen lag, und gab seine Angst und seine Dankbarkeit in den wärmsten Ausdrücken zu erkennen.

„Es ist nichts, mein wackerer Freund!" sprach Fernand, „denken wir nicht länger daran. Nur das muß ich Ihnen erklären, daß ich meinen Leuten gesagt, Sie seien Willens, ihnen heute ein kleines Fest zu geben. Halten Sie sich nur so, als wäre diese Absicht von Ihnen ausgegangen: ich will ihnen einige Ergötzlichkeiten verschaffen."

„Ich werde es wirklich thun, Capitän," sagte Willy, „Sie sollen nicht unzufrieden mit mir sein. Weßhalb haben Sie mich nicht früher auf den Gedanken gebracht, mein Freund?"

„Sprechen wir nicht davon, Herr Willy. Das Einzige, was ich bedauere, ist, daß Sie einen großen Theil dieser Nacht ruhelos werden zugebracht haben."

„Und dann der verteufelte Kerl," fuhr Willy fort, „der mich in meinem Zimmer gefangen hielt. Ich wollte so gern Ihnen zur Seite sein, Capitän."

„Wäre ich versichert gewesen, daß Alles so gut abgelaufen wäre, so hätte ich nichts dagegen gehabt; allein, unter uns gesagt, der Zustand war eben nicht der beste. Doch, noch ein Mal sprechen wir nicht mehr darüber, und lassen Sie uns frühstücken."

Eine halbe Stunde danach begab sich Fernand mit Herrn Willy und Miß Ellen auf's Verdeck. Es ward „überall" kommandirt, und in einem Nu sah man die ganze Schiffsmannschaft nach oben eilen. Alle hatten ihre besten Kleider angelegt und die Freude war sogar auf den wildesten Gesichtern zu lesen. Als sie Alle vor dem großen Maste versammelt waren, erhob sich ein Geschrei: „Es lebe der Capitän! — Hurrah! Hurrah! für Herrn Willy! — Hurrah! für Miß Willy! — Sie leben hoch!" und die Mützen flogen in die Höhe, und mehrmals wiederholten sich die Freudenrufe.

Es wurde jetzt auf Fernand's Befehl Jedem der Mannschaft Wein und feiner Schiffszwieback zugetheilt. Darauf folgte etwas Anderes, und nach einer Stunde sah man Kreise auf dem Verdeck sich bilden. Jan, der ein wenig Musik verstand, hatte eine alte Geige hervorgeholt, und man begann, eine lustige Menuette zu tanzen; die See erklang von dem Gesange: Het was in de Mai! zoo bly! en het was in de Mai! (Ein beliebtes niederländisches Volkslied, was auch in dem angrenzenden Clevischen, zur Begrüßung des Wonnemonats, am ersten Maitage, um die in den Straßen aufgepflanzten und mit Blumen bekränzten Maien unter fröhlichen Tänzen von der Jugend jährlich gesungen wird).

(Fortsetzung folgt.)

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch. — (Aus der Didaskalia.)

(Fortsetzung.)

Laß uns einmal die bekannten Häuser durchgehen, die mannbare Töchter besitzen, schlug der Freiherr vor: da ist zum Beispiel Graf Ustein mit zwei allerliebsten Töchtern.

Die älteste ist bereits reichlich mit Anbetern versehen, bemerkte Bertram, und die jüngere hat eine entschiedene Neigung zum Militärstande.

Das giebt sich.

Aber nimmt sich nicht.

Weiter! Baron von Forsten: drei Töchter, zwei erwachsene und eine im Kindesalter.

Digitized by Google

Die jüngste ist die beste; die könnte man sich nach der Hand ziehen, wenn sie sich ziehen ließe.

Was hast Du an den älteren Fräulein auszusetzen?

Ich setze nichts aus, denn ich möchte sie nicht gewinnen.

Das sollten sie wissen, sie krahten Dir die Augen aus.

Das liegt in ihrer Natur.

Fällt mir denn keine ein, die sich Deines hohen Beifalls zu erfreuen hätte? neckte der Freiherr; doch ja! unsere nächste Nachbarin jenseits des Flusses, Fräulein Elise von Burgau.

Eine schöne Frauenzimmer-Ausgabe; glatter Einband, Goldschnitt, weißweißes, aber dünnes Papier, blasser Druck, mit Stahlstichen illustrirt.

Daß Dich der Herr der mit Deinen Vergleichen! So nehmen wir eine, die derber ist. Freifräulein von Donner. —

Die ist derb, bei'm Donner! Die wäre im Stande, nicht nur ein Haus, sondern einen ganzen Hof zu regieren, wenn er auch gefüllt wäre mit widerbeinigen Unterthanen.

Du bist ein Weiberfeind, Bertram, fuhr der Oberst fort.

Ich hab' es nie bewiesen.

Oder rächest Dein früheres Mißgeschick bei dem weiblichen Geschlechte jetzt an den Unschuldigen.

Ich war mit meinem Schicksale in diesem Artikel immer zufrieden.

So ist es das Alter, was Dich griesgramig macht; durch eine gelbe Brille sieht man Alles gelb.

Meine Augen sind gesund; deßwegen sehe ich Gelb nicht für Rosenfarben an. Es handelt sich hier um eine Gemahlin für unsern Adolph — bitt' um Verzeihung wegen des Ausdrucks: unsern; aber ich hab' auch einen Theil an ihm, und kann ihn von Herzensgrunde auch meinen Adolph nennen'

Es ist unser Adolph, sagte freundlich der Freiherr, ihm die Hand schüttelnd.

Ich glaube, Herr Oberst! wir lassen ihn selbst suchen und wählen," sagte Bertram; das Heirathen ist eine Art Geschmackssache; dem Einen gefällt, was dem Andern zuwider ist. Ich denke, wir dürfen ihm getrost die Wahl überlassen; wenn's nach dem alten Sprüchwort geht: gleich und gleich gesellt sich gern, so muß sie glücklich ausfallen.

Recht hast Du, versetzte der Freiherr; des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Es liegt, ich gestehe Dir es offen, eine Art von entschuldbarer Selbsucht in dem Gedanken, dem Sohne eine Gattin zu erlesen und ihm sagen zu können: ich habe von jeher das Beste für Dich gethan, ich will meinem Werke die Krone aufsetzen und Dir auch die beste Frau in die Arme führen.

Das ist ein recht väterlicher Gedanke, entgegnete Bertram; aber eben so väterlich ist es, die Wahl des Sohnes zu billigen, sie mag fallen, auf wen sie wolle.

Nicht ganz unbedingt! fiel der Oberst in's Wort.

Wenn Adolph mit seinem stillen freundlichen Gemüthe, was auch aus seinem Schreiben so klar hervorleuchtet, wo er sogar meiner gedacht hat, wenn er, ich sage, seiner seligen Mutter sich so lebhaft erinnert, als ich — und das wird er, inniger und besser als ich —, so kann er keine andere Wahl als eine solche treffen, die auch den Beifall des Vaters haben muß.

Dabei wollen wir es vor der Hand bewenden lassen, schloß der Freiherr das Gespräch, und wollen sorgen, daß ihm gleich bei'm Wiedereintritte das väterliche Haus so freundlich erscheint, wie er sich solches in der Abwesenheit gedacht hat.

Dazu wurden nun die nöthigen Vorkehrungen getroffen, und am fünften Abende nach Ankunft des Briefes traf Adolph selbst ein, gesund und heiter, von seinem Vater und von Bertram herzinnig begrüßt, welch' letzterer gegen männiglich behauptete, der junge Herr sei um zehn Prozent schöner und liebenswürdiger geworden.

Adolph bethätigte, was er in seinem Briefe ausgedrückt hatte: er lebte nur seinem Vater und der Natur, die ihn hier in den reizendsten Formen und Farben umgab.

Mit den angenehmsten Empfindungen lauschte der entzückte Freiherr den Erzählungen des geliebten Sohnes über Alles, was dieser in der Ferne gesehen und erfahren hatte; aus jeder Schilderung leuchtete ein sehr gebildeter, aber eben so einfacher Sinn und eine Gutmüthigkeit hervor, die auch dem Tadelnswerthen eine entschuldigende Seite abzugewinnen wußte.

Adolph hatte die sogenannte Welt mit ihren Merkwürdigkeiten und Schönheiten, mit allen ihren bunten Thorheiten und Flecken gesehen, und sein gemüthliches Ich aus dem der Jugend oft so gefährlichem Gewühle rein hindurchgetragen.

Nun, Bertram? fragte der Freiherr den Diener nach einigen Tagen, der ihm kopfnickend: nun, Herr Oberst? zurückgab. Beide verstanden diese Frage ohne Antwort, und der glückliche Oberst drückte dem theilnehmenden Diener im Begegnen ihrer Empfindungen herzlich die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor einigen Tagen hörte ein Pandur in Csáb, so erzählen die „Pécsi Lapok," von einem abgelegenen Ort, einen schrecklichen Schrei von einer Kinderstimme ausstoßen. Er eilte hin und überraschte drei Zigeuner, die einem fünfjährigen Mädchen die Augen ausstechen wollten. Sie hatten das Mädchen wohl schon verletzt, doch waren die Augen der Sehkraft noch nicht beraubt. Der Pandur nahm die drei Verbrecher gefang n und befreite das Mädchen, welches irgendwo gestohlen worden sein

Digitized by Google

mußte, und welches nun geblendet werden sollte, damit ihm als einer blinden Bettlerin reichlichere Almosen zufließen sollten. Die drei Landstreicher waren ebenfalls Bettler, der eine hat keine Zunge, der andere hat einen gebrochenen und krummgebliebenen Fuß und der dritte ist ebenfalls ein Krüppel. Zuerst behaupteten sie, das Mädchen sei das eigene Kind des einen von ihnen; dann sagten sie, ein armes Weib in Illok habe es ihnen geschenkt. Die drei Verbrecher sehen im Gefängniß ihrer verdienten Strafe entgegen.

Eine der ersten medizinischen Autoritäten Frankreichs, Geofroy St. Hilaire, hat in letzter Zeit wieder den Nutzen des Pferdefleisches als Nahrungssubstanz für den Menschen in Erinnerung gebracht. Das Fleisch des Esels hält er für noch geeigneter. Interessant sind zwei Thatsachen; erstens die von Leblanc beobachtete, daß bei einer Cholera-Epidemie in der Nähe von Montfaucon die Einwohner, die zur Zeit reichlich Pferdefleich aßen, verschont blieben, und eine Erfahrung des Prof Baudens, daß die Cholera und der Typhus, welche während des Krimkrieges so schrecklich unter den Soldaten wütheten, ein Regiment ganz verschonten, dessen Obrist seine Leute reichlich mit Pferdefleisch nährte.

In der Faßfabrik des Hrn. Schauer in Döbeln steht gegenwärtig ein monströses Faß, welches bei einem Durchmesser von 18 und einer Höhe von 8 Ellen, nicht weniger als 5300 Eimer (demnach gegen 2000 Eimer mehr als das große Heidelberger Faß) zu fassen im Stande ist. Vier echte und gerechte Biertrinker müßten unausgesetzt täglich je 10 Seidel Bier trinken, um das Faß in 52 Jahren zu leeren. Als kürzlich Hr. Schauer in diesem Fasse seinen Arbeitern, welche mit ihren Festgenossinnen mittels Treppen in das Innere desselben gelangten, ein kleines Fest gab, konnten 20 Paar hintereinander bequem darin tanzen.

In Prerau ist, dem „Moravan“ zufolge, eine ganz neue Methode zur Vertilgung der außerordentlich überhand nehmenden Raupen ei geführt worden; der Gemeindevorstand ersuchte nämlich alle Lehrer, ihren Schülern zu vermelden, daß jedes Kind, welches 100 Schmetterlinge fängt und abliefert, dafür einen Neukreuzer aus den Gemeinderenten erhalte. Diese Verkündigung erfolgte am 30. Mai mit so gutem Erfolge, daß bis zum 7. Juni 20,500 Schmetterlinge abgeliefert waren.

Ein entsetzliches Ereigniß versetzte am 15. ds. Mts. Ungarisch-Hradisch in Aufregung. Es wurde auf den Thürmen der Pfarrkirche zum Hochamte geläutet. Ein 14jähriger Knabe, der sich an diesem Glockengeläute betheiligte, wurde aus dem Thurmfenster herausgeworfen, und fiel von einer Höhe von 10—12 Klaftern auf das harte Trottoirpflaster. Der Schlag war ein heftiger und knallähnlich; der Fall geschah auf den Kopf, aus welchem ein Strom Blutes herausquoll, das Gehirn herausspritzte und so erfolgte der plötzliche Tod. Von den zwei Quadersteinen, auf welche der Körper fiel, senkte sich einer tief in die Erde, der andere zersprang in Folge des Schlages. Das Herabfallen des Knaben aus dem Thurme, das mehrseits gleich wahrgenommen wurde, ohne daß Hilfe geleistet werden konnte, geschah angeblich in Folge einer Verwicklung der Füße in den Strang der Glocke, durch die er in die Höhe gehoben und hinausgeschleudert worden sein sollte.

Ein deutscher Spitzbube Namens Kraus hat alle Engländer beschämt. Er ist nämlich aus dem Gefängnisse von Newgate, wo er als Mitschuldiger an einem vielverzweigten Diebstahl gefangen saß, entsprungen, und ist — das einzige Beispiel dieser Art — von der Polizei nicht wieder eingefangen worden, obwohl seitdem an vier Wochen vergangen sind. Noch merkwürdiger wird sein Entkommen dadurch, daß erst vor Kurzem das Gefängniß mit nagelneuen Vorrichtungen gegen das Entkommen der Gefangenen versehen worden ist, und daß die erfahrensten Schließer ein derartiges Ereigniß fortan für unmöglich erklärt hatten.

Ueber die Würzburger Volksausgabe der bayerischen Gesetze schreibt das zu den „Augsburger Neuesten Nachrichten“ erscheinende weitverbreitete humoristische Unterhaltungsblatt: Hans von Hackelbergs Erzählungen“ in Nr. 10 dieses Jahrganges: „Ritter Hans von Hackelberg an Kuno von Bärenklau. Ritterlicher Gruß und Handschlag! Lieber Freund und Bruder! Auf daß all meine Untervögte, Schöffen und Amtsleute, item Burger und Bauern und Insassen die neuen hochwichtigen k. bayer. Landes-Gesetze kennen lernen, beobachten und handhaben mögen sorgt ich dafür, daß sie die wohlfeile, schöne, bequeme, mit guten Erklärungen versehene Würzburger Volksausgabe sich anschaffen. Dieselbe enthält albereits 1) das gar wichtige Verjährungsgesetz vom Jahr 1859 mit allerlei Zugaben wie man alte Schuldner vernehmen und zum Zahlen bewegen könne; hernach folgen 2) das Polizei- und das Strafgesetzbuch mit Anmerkungen von ganz genauem Register; 3) item das Notariatsgesetz, Gewerbsgesetz u. s. f. Die Büchlein sind auch sehr fein und schön gedruckt; sie sind, wie gesagt, gar wohlfeil und in jeder Buchhandlung zu haben und zu bestellen — Dieß zur Nachricht von Deinem treubewährten Hans von Hackelberg. NB. Gruß an Weib und Kind und an das ganze Burggesind!

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 80. Sonntag, den 6. Juli. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Als das Tanzen und Singen ein Ende genommen, schlossen sich die Matrosen aneinander, lachten und schäkerten, und Herr Willy gesellte sich in ihre Mitte und ließ sich in ein herzliches Gespräch mit ihnen ein. Da er lange Zeit in Batavia verweilt hatte, konnte er sich ziemlich gut im Niederdeutschen verständlich machen, und seine Gegenwart erregte bei der ganzen Mannschaft einen außerordentlichen Enthusiasmus, welcher bald durch eine von Herrn Willy veranstaltete Geldaustheilung bis zum höchsten Grade gestiegen war. Alle schwuren jetzt bei Hölle und Teufel, daß sie bereit seien, ihren letzten Blutstropfen für den englischen Mylord zu vergießen. Diejenigen, welche noch Tags zuvor Willy's Tod geschworen, waren auch jetzt die größten Schreier.

Während dieser wilden Freudenergüsse saß Fernand nebst Miß Ellen am obern Ende des Schiffes, von Allen abgesondert, und Beide ergötzten sich in leisem Gespräche.

Verächtliche Geschöpfe! sprach Fernand, gestern noch rasend vor Wuth, heute toll vor Freude!

Miß Ellen richtete auf den Jüngling einen sanften, doch traurigen Blick, und sagte:

O, mein Herr! ich vermag es nicht zu begreifen, wie es möglich ist, daß Sie sich inmitten solcher Menschen befinden.

Als er diese Worte vernahm, fühlte Fernand sich wie von einem Dolch getroffen; er schlug leise auf seinen Sitz; aber augenblicklich sich bezwingend, ließ er den Kopf auf die Brust sinken und liebelte:

Diese Bemerkung, Miß, hätte ich vor einem Monat nicht begriffen; doch nun, nun ist es etwas Anderes... und dennoch, bin ich auch kein Elender, sagen Sie mir's, ich habe Sie meine Geschichte lesen lassen, habe mein Herz vor Ihnen offen gelegt: Sie haben urtheilen können, welche wilde Empfindungen in demselben erschlossen liegen. Sagen Sie mir, bin ich wohl würdig, zwischen andern Menschen, in einem andern Kreise mich zu befinden?"

„Sie thun sich selbst Unrecht, Herr Fernand. Ihr Geist ist lange gemartert worden; er hat gleichsam eine heftige Krankheit überstanden, und was Sie in heißen Fiebern geträumt, das möchten Sie für Thaten halten. Das ist nicht gerecht."

„O Dank, Dank, Miß!" seufzte der Jüngling, „Sie wissen nicht, welche Labung Sie durch diese Worte meinem Herzen verleihen. Wenn ich jemals mich noch achte, dann habe ich es Ihnen zu verdanken. O Miß! es gibt kein e größere Qual, als die, welche uns die Verachtung unser selbst empfinden läßt. Sie, Sie vermögen das nicht zu fassen. Ihre reine Seele kennt kein Böses."

„Es würde mir angenehm sein, Herr Fernand, wenn ich auf irgend eine Weise Ihrem Herzen einigen Trost hätte zuwenden können."

„O, Sie wissen nicht, auf welche Weise, sagen Sie, Miß? Ist aber dazu etwas Anderes erforderlich, als mit Ihnen einige Tage in Gesellschaft zu leben, Sie einige Stunden zu sehen? Doch, leider! für mich leider! ... die Stunden sind gezählt; bald werde ich Sie nicht mehr sehen."

Bei diesen Worten fühlte sich die Jungfrau sichtbar ergriffen; auch sie ließ nun das Haupt sinken; eine leichte Schamröthe färbte ihre Wangen, und ohne Zweifel wollten gewichtige Worte ihren Lippen entschlüpfen: doch gerade in diesem Augenblick trat Herr Willy näher und die Unterhaltung ward abgebrochen. Es war Fernand zu Muthe, als ob man ihm in diesem Augenblicke

Digitized by Google

den Athem benommen, als ob man ihn auf ewig seines Glückes beraubt hätte. Doch ließ er von alle Dem nichts auf seinem Gesichte blicken, und bald hatte er ein unbedeutendes Gespräch mit dem alten Herrn angeknüpft. Von dieser Stunde an konnte der Jüngling sich mit Ellen nicht mehr allein befinden.

Den ganzen Tag hindurch währten die Ergötzlichkeiten auf der „schwarzen Schwalbe"; doch wurden keine Zügellosigkeiten begangen, und als Tags darauf „Ueberall" gerufen ward, blieb nicht ein einziger von der Mannschaft in seiner Coje liegen. Alle waren frisch und gesund und heiter, wie am vorigen Tage. Das Wetter war immer günstig geblieben, und die Goelette schaukelte sanft über die glatte See dahin. Gegen Mittag ließ Fernand einen der Matrosen den großen Mast erklettern, um mit dem Fernrohr zu untersuchen, ob man sich noch nicht im Angesichte der englischen Küste befinde. Land am Steuerbord vor uns! rief bald darauf der Matrose, und als er herabgekommen, sprach Fernand:

Kreuzsegel gasten noch oben!

Und ein Theil des Schiffsvolks kroch, gleich eben so vielen Katzen, zwischen dem Tauwerk hinauf.

Kreuzsegel dicht reven! (fallen lassen, herablassen) erklang es wieder, und die Mannschaft vertheilte sich auf die Raa und begann, das Segel aufzufassen. Als dieses Manöver ausgeführt war, rief der Capitän:

Bramsegel reven!

Nachdem auch dies geschehen, erschallte der Ruf: Nach unten! und Fernand sagte zu seinem Steuermann: Es ist besser, daß wir in der Nacht landen und John Bull nicht zu viel reizen. Kennt Ihr die Küsten von Exeter in Devonshire, Steuermann?

Wie meine Hand, Capitän, erwiderte Lukas; dreißig Meilen von Dover; auch den Hafen kenne ich, es ist eine lästige Fahrt, um dahin zu gelangen, man muß durch eine Masse von Schleusenthüren ziehen.

Gut, aber kennt Ihr die kleinen Flußmündungen, die sich an der Küste befinden?

Nicht sonderlich, Capitän; aber unter Ihrer Führung und mit einigen kleinen Erläuterungen . . . . und Alles wird klar und gar sein.

Wohlan, Lukas! so richtet denn unsern Kurs dermaßen ein, daß wir gegen Mitternacht eine Viertelstunde vom Lande entfernt sein können. Laßt das Boot in Bereitschaft setzen und beobachtet ganz genau Alles, was uns begegnen möchte. Der Kanal ist auf der See, was die „Regent Street" zu London auf dem festen Lande: man ist auf beiden nie allein. Wir wollen Niemanden ansprechen, aber auch von Keinem angesprochen werden; verstanden?

Vollkommen, Capitän, vertrauen Sie auf Lukas.

Sollte man uns praeyen, setzte Fernand hinzu, so laßt die englische Flagge aufhissen und die Antwort muß lauten: Der St. Georges von Savannah nach Exeter!

Gut, Capitän, wiederholte Lukas, und Fernand entfernte sich, um sich auf einige Stunden in sein Gemach einzuschließen.

Diese Zeit benutzte der Jüngling dazu, einen langen Brief zu schreiben, in welchem er Miß Ellen seine Liebe bekannte, sich jedoch für unwürdig erachtete, sie um Gegenliebe zu bitten.

Als Fernand seine Schrift durchlas, fand er sie kalt und ungeeignet und riß sie in Stücke. Drei Mal begann er von Neuem, und jedes Mal erfuhr sein Brief das nämliche Loos. Endlich verließ er sein Gemach, mit den Worten: Ich Thor, der ich die kostbare Zeit auf eine solche Art verliere! . . . . besser ist's, ich gehe zu ihr, um wenigstens noch so lange als möglich ihre Anwesenheit zu genießen. Hat sie mich erst verlassen, dann ist Alles aus mit mir!

Die noch übrigen Stunden entschwanden in einer Art von Schwermuth. Welche Freude die Rückkehr in's Vaterland dem Herrn Willsy und Miß Ellen auch gewähren mochte: sie fühlten sich dennoch tief ergriffen von dem Gedanken, dem biedern Jüngling bald Lebewohl sagen zu müssen.

Nachdem die Nacht völlig eingetreten, winkte Willsy dem Capitän bei Seite und sprach, indem er dem jungen Manne mit ungewöhnlicher Kraft die Hand drückte:

Fernand, mein Freund, solch' ein Leben geziemt Ihnen nicht! Sie müssen es fahren lassen und einem edleren Ziele, wie Ihr Herz es verlangt, nachstreben. Sie kennen mich, nicht wahr? Wohlan: mein Herz wird Ihnen stets zugethan bleiben. Von Dankbarkeit will ich nicht reden; unsere gegenseitige Freundschaft gleicht sie aus. Doch, wann Sie sich jemals entschließen wollten, Ihr Leben bei mir zuzubringen, so würde ich Ihre Ankunft zu den glücklichsten Stunden meines Daseins zählen.

Fernand antwortete nicht; er ließ sein Haupt auf des Greises Brust sinken, schlang seine Arme um Willsy's Hals, und zwei Thränen perlten in seinen Wangen.

O brav, mein Freund! rief Willsy aus, gut so! entlasten Sie Ihr Herz; es wird Ihnen wohl thun! und mit unbeschreiblichem Entzücken faßte er des Jünglings Haupt zwischen seine Hände und drückte einen Kuß auf dessen breite Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch. — (Aus der Didaskalia.)

(Fortsetzung.)

Nur Eins — sagte der Oberst —, nur Eins, Bertram, habe ich — nicht zu tadeln, gewiß nicht! nur zu bemerken, weil es meinem freundlichen Plane nicht nur nicht entgegen kommt, sondern ihn adelt; Adolph ist mir zu einsam. Die Geselligkeit ist die schönste Eigenschaft des Menschen, zumal in den Jahren der Jugend,

Digitized by Google

wo man Alles mit Wärme umfaßt. Er ist mir zu still; er hängt, scheint mir, gewissen Grillen nach, die ihn der menschlichen Gesellschaft entfremden.

Er hat keine Grillen, antwortete entschuldigend Bertram; seine Stirn ist heiter wie ein Frühlingsmorgen. Er ist auf dem großen Ball der Welt gewesen, und ruht jetzt von der Ermüdung aus; das ist uns zu Zeiten wohl eben so gegangen.

Bertram! fuhr der Oberst fort, wenn er in seinem Herzen ein Bild trüge, was ihn allein beschäftigte, was ihn Alles um sich her vergessen machte?

Sie meinen, Herr Oberst, ein Weibsbild?

O drücke Dich doch nicht so alltäglich aus, sagte der Freiherr: ein Frauenbild. —

Das kommt ja auf eins h raus.

Wenn er mit dem Gefühle der erwachten ersten Liebe ränge meinen Wünschen gegenüber, die er ahnen mag.

Nun, so wird die erwachte Liebe schon Laute von sich geben, meinte Bertram.

Forsche nach! sagte der Freiherr; Du kannst es in Deiner Stellung zu ihm besser als ich.

Trägt er eine im oder unter dem Herzen, so kommt sie schon auf die Welt, versicherte der praktische Mann, versprach aber zugleich, bei schicklicher Gelegenheit Baron Adolph's Herz zu sondiren.

Doch — setzte er hinzu, meiner unmaßgeblichen Meinung nach wäre es gut, wenn der Herr Oberst ihn ein bischen in der Nachbarschaft herumtrieben. Die Höflichkeit erfordert ohnedies, meines Erachtens, daß der Heimgekehrte der Verwandtschaft und den Nachbarfamilien einen Besuch abstattet. Mindestens zerstreut er sich, wenn er auch nicht findet oder finden will, was wir wünschen. Aber wer weiß? Gott Amor, so weit ich ihn zu kennen die Ehre gehabt habe, ist ein Schelm; ein schönes Augenpaar ist die Avantgarde, mit der er oft die ganze Liebes-Armee in das Herz eines jungen Mannes siegend einführt. Das ist im Grunde der beste Probirstein, zu erforschen, ob er schon weibliche Besatzung in seiner Herzensfeste hat.

Der Oberst mußte lächeln über den Einfall des vormaligen Militärs, der sehr richtig den Liebesgott zum Feldherrn erhob; er fand indessen den Plan zweckmäßig und der Sitte angemessen. Adolph wurde zu den kleinen Rundreisen eingeladen, und folgte bereitwillig am folgenden Tage dem Vater, der einige Hoffnung auf gewünschten Erfolg hegte, wenn er an einige Häuser und ihre weiblichen Bewohner dachte, die ein junger Mann unmöglich ohne angenehmen Eindruck zu sehen vermögend war.

Uebrigens behielt der Oberst seine Wünsche und Absichten zurück, um den Sohn nicht schüchtern zu machen, somit seinen Beobachtungsplan im voraus selbst zu stören.

Adolph benahm sich so abgerundet, mit so angenehmer Leichtigkeit, daß er überall, wo sie einsprachen, eine äußerst günstige Meinung für sich gewann. Väter, Mütter und Töchter fanden den jungen Mann recht interessant, recht hübsch, hochgebildet und dabei doch so bescheiden, so jüngferlich — hätte Bertram gesagt, — daß er allgemein für eine sehr anständige Partie gehalten wurde, und hie und da recht warme Einladungen zu Wiederholung des angenehmen nachbarlichen Besuchs erfolgten.

So war die Runde endlich gemacht worden; aber trotz der schärfsten Beobachtung des väterlichen Auges hatte der Oberst nicht das mindeste Zeichen eines besonderen Eindruckes bemerkt; Adolph war so unbefangen heimgekehrt, als er gegangen war. Sollte diese Unbefangenheit auf ein völlig freies Herz des Sohnes deuten, oder bestätigte sich, was gefürchtet wurde, daß Adolph bereits im Stillen eine frühere Wahl getroffen hatte?

Die Väter sind nicht geeignet, die Vertrauten der Söhne in Heirathsangelegenheiten zu werden, das fühlte der Oberst wohl, und befand sich etwas rathlos.

Er theilte seinem geheimen Rathe Bertram die kleinsten Einzelnheiten in Beziehung auf diese Angelegenheit mit, um auch dessen Meinung darüber zu hören, die indessen mindestens eben so schwankend war, als die des Oberst.

Uebrigens fällt eine Eiche nicht auf den ersten Streich, und ein junger Herr nicht in der ersten Minute in die Hände einer Frau, meinte der Diener, versprach aber, bei der nächsten Gelegenheit das Herzensterrain des jungen Barons zu recognosciren. Ich darf schon ein vertrautes Wort mit ihm reden, sagte er; ist ein Hinterhalt vorhanden, so lock' ich ihn heraus. Aber ich muß bitten, meinen Auftrag für sich zu behalten; ich möchte nicht für einen Spion gelten; denn es meint's kein Mensch besser und ehrlicher mit dem Herrn Baron Adolph, als ich, auch seinen Herrn Vater nicht ausgenommen.

Adolph selbst gab Bertram nach einigen Tagen Veranlassung, sein Ausforschungs-Talent an ihm zu üben. Er lud den letzteren ein, mit ihm einen Spaziergang durch das reizende Waldthal zu machen, das zur Seite des Schloßhügels sich hinaufzog bis zu dem Bergrücken, wo man eine der schönsten Aussichten über das Flußthal und auf die an seinen Ufern gelegenen Burgen und Schlösser bis an die entferntesten Bergkuppen des Gränzgebirges genoß.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In dem Festzug bei Eröffnung des Frankfurter Schützenfestes soll die Volksbewaffnung historisch dargestellt werden. Die betreffende Abtheilung wird ein Urgermane mit riesiger Keule eröffnen. Diesem folgt eine Abtheilung Bogenschützen in der Tracht des eilften Jahrhunderts; dann kommen die Armbrustschützen aus dem dreizehnten Jahrhundert, diesen folgen die Luntenschützen mit Panzer und Pickelhaube aus dem fünfzehn-

Digitized by Google

ten und diesen die Landsknechte des sechzehnten Jahrhunderts. Weißgekleidete Mädchen tragen einen Theil der Ehrengaben in dem Zuge mit, und endlich wird die Ordsfamme des Schützenbundes, umgeben von den Fahnen der sämmtlichen Vereine, eine imposante Gruppe bilden. Hinter diesen „Fahnenwalde“ bilden dann die einzelnen Schützenvereine unter Anführung der Schweizergäste den Schluß des Zuges. Das Programm des Zuges ist jedoch noch nicht definitiv festgesetzt.

Ueber die Kosten der Eisenbahnen der Erde berichtet La Science pittoresque: „Das gegenwärtige Eisenbahnnetz des Planeten Tellus beträgt 110,394 Kilometer (15,000 d. M.). Die Herstellung dieser Schienenwege kostete eine Kleinigkeit: 29 Milliarden Frcs. — 29 Milliarden? Eine schöne Sache! Wer hat heut zu Tage nicht Milliarden ... Schulden? Sehr gut, allein wissen sie auch, was diese 29 Milliarden sind? Sie sind in Gold ein Gewicht von 8787 Tonnen 878 Kilogramm, bilden eine Rolle von Dünkirchen bis nach Algier, und enthalten 1½ Milliarde Zwanzigfrancsstücke, welche, Rand an Rand gestellt, einen Goldstreifen bilden würden, der von Paris aus, durch Asien gehend, bis an den Oberen-See (Nord-Amerika) reichen, d. h. drei Viertheile des Erdballes umfassen würde. In Silber beträgt das Gewicht 145 Millionen Kilogramme, was 5 Milliarden 800 Millionen Fünffrankenstücke gäbe, welche, neben einander gelegt wie die Goldstücke, zu einem fünffachen Silbergürtel um die Erde ausreichen würden. Was die 110,000 Kilometer Eisenbahnen betrifft, so könnten sie, wenn sie aus einer einzigen Schiene gegossen wären, den Mond erreichen, und selbst noch um 40,000 Kilometer über denselben hinausgehen! so verhält es sich mit den 110,000 Kilometer Eisenbahnen und der armseligen Bagatelle von 29 Milliarden.“

Der „K. Z.“ wird von Max Schlesinger, der mit englischer Sitte und Gesellschaft genau vertraut ist, bei Gelegenheit des Chiswick-Festes Folgendes geschrieben: Am Gartencingange empfing Earl Granville seine Gäste mit dem üblichen englischen Händedruck. Natürlich im Gehrock mit farbigem Beinkleid, was hier deßhalb ausdrücklich bemerkt sei, um unsere Landsleute darauf aufmerksam zu machen, daß es in England Sitte ist, vor dem Abendessen nur in Morgentoilette zu erscheinen, selbst bei großen Gesellschaften, selbst bei Prinzen und Ministern. Es wird zwar Niemand in den Tower geschickt, der vor 6 Uhr einen schwarzen Frack und weiße Glacé-Handschuhe anzieht; da es aber sehr viele vernünftige Menschen gibt, welche in der Fremde gern ohne viel Grübeln der Landessitte folgen, und es geradezu hassen, als Sonderlinge zu erscheinen, dürfte dieser Toilettenwink von ihnen dankbar angenommen werden.

Bei dem Landtage in Hannover kam unlängst die Thatsache zur Sprache, daß es in genanntem Lande noch 900 Lehrer gibt, deren Gehalt die Summe von jährlich 30 Thlr. nicht übersteigt und die bei den Bauern freie Schlafstelle und den Reibetisch haben. Außerdem beträgt bei 300 Lehrern der jährliche Gehalt noch nicht über 100 Thlr.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 77.

Wer das Kleine und Geringe achtet, ist das Große werth.

Rebus.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 81. Dienstag, den 8. Juli. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Noch einige Augenblicke blieben die beiden Freunde in dieser Umarmung, und als sie ihre Herzen wieder beruhigt fühlten, sprach Fernand:

Freund! Ihre Worte sollen nicht vergeblich geredet sein. Nach dem heutigen Tage sehen Sie mich nicht wieder; doch Ihren Rath werde ich nimmer vergessen!

Sie gingen nun Beide, um Miß Ellen wieder aufzusuchen, und einen Augenblick darauf erschien der Steuermann mit der Nachricht, die Stunde zur Abfahrt sei günstig. Schon war die Schaluppe herabgelassen; man hatte die Reisekoffer und Willy's gesammtes Eigenthum hineingebracht, und sechs Matrosen erwarteten mit erhobenen Rudern den Wink zur Abfahrt. Fernand bestieg zuerst die Schaluppe, und als er den beiden Fremden bei'm Herabsteigen geholfen, nahm er seinen Sitz am Steuerruder ein. Auf des Capitäns Wort fielen die Ruder leise in's Wasser, und um jedes Geräusch so viel als möglich zu vermeiden, hatte man den platten Theil derselben mit Leinwand überzogen. Sprachlos ward die kleine Reise fortgesetzt. Willy fühlte, wie das Herz ihm pochte, von alle den verschiedenartigen Empfindungen, die es durchströmten.

Das Herz Miß Ellen's, des sanften, lieben Mädchens, war nicht minder ergriffen, als ihr Vater. Fernand aber fühlte sein Blut gleichsam kochen, fühlte, daß sein Herz unter der Erregtheit fast erliege, und es kam ihm vor, als hätte er Alles träumend verrichtet.

Nach einer halben Viertelstunde landete man in der Mündung eines kleinen Flusses. Die Schaluppe ward befestigt; mit Fernand's Hülfe stiegen Willy und seine Tochter an den Strand, und dann wurden die Reisekoffer gelandet.

Willy hatte bald die Gegend erkannt und Fernand angedeutet, in welcher Richtung man Wohnungen und einen Wagen würde ermitteln können. Einer der Matrosen wurde darauf entsendet. Bald darauf kehrte er mit einem Bauernwagen zurück; man belud diesen mit den Koffern, dem Bauer ward Verschwiegenheit auferlegt und ihm befohlen, nach dem nächsten Dorfe zu fahren.

Der Abschied war traurig. Weinend umarmten sich noch einmal die beiden Freunde, und als Fernand sich zu Miß Ellen wandte, reichte diese ihm die Hand, doch war sie unfähig, auch nur ein Wort zu äußern. Der Jüngling drückte diese Hand an seine Lippen, benetzte sie mit seinen Thränen, und es war ihm zu Muthe, als versagte auch ihm die Sprache.

Als der Wagen seinem Blick entschwunden war, kehrte Fernand zur Schaluppe zurück, bestieg diese und ließ trostlos das Haupt auf die Brust herabsinken.

Fernand hatte dieselben Augenblicke dazu benützt, auch die Gefangenen des St. Georges an's Land setzen zu lassen. Herr Willy hatte einige Summen Goldes unter dieselben vertheilt, und sie dadurch in den Stand gesetzt, ihren heimischen Herd zu erreichen.

VIII.

Die Corvette.

Kaum war der Capitän auf der „schwarzen Schwalbe" wieder eingetroffen, als Lukas vor ihm erschien um seine Befehle entgegen anzunehmen.

Steuert den Kurs zurück nach den Vaterlande, sprach Fernand, wir wollen in Antwerpen einlaufen, uns unserer Güter entledigen und neuen Proviant einnehmen.

Sehr wohl, Kapitän, sagte Lukas, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich während Ihrer Abwesenheit vom Bord ein Fahrzeug in der Richtung von den Küsten entdeckt habe.

Digitized by Google

Welches Fahrzeug? fragte Fernand.

Die Dunkelheit gestattete mir nicht, es zu untersuchen, Capitän, und ohne das an Bord desselben befindliche Licht hätte ich sogar seine Anwesenheit nicht gewahren können.

Gebt mir das Fernrohr, sagte Fernand, und als er es in der Händen hielt und Lukas um die Richtung gefragt hatte, in welcher das Fahrzeug sich befinden müsse, blieb er lange Zeit mit Untersuchung der Meeresfläche beschäftigt. Endlich äußerte er:

Ich müßte mich sehr irren, Steuermann, wenn es nicht eine Kriegscorvette wäre: drei Masten hat das Fahrzeug gewiß, und da es sich in diesen Gegenden befindet, wird es ohne Zweifel ein Feind sein. Es giebt nicht viele französische Kriegsschiffe, die, wie unsere „schwarze Schwalbe", es wagten, so weit aus der Spur zu laufen.

Was befehlen Sie nun, Kapitän?

Wir wollen die offne See wählen, Lukas. Laßt die Segel beisetzen. Mit der leichten Kühlte, die jetzt herrscht, werden wir bequem zehn Fahrten in einer Stunde laufen und morgen früh aus dem Gesichte der Corvette sein.

Der Steuermann eilte, des Capitäns Befehle ausführen zu lassen.

Als Fernand sich alleiu befand, begann er über seinen Zustand nachzudenken. Bald machte er sich Vorwürfe, daß er dem Mädchen nicht deutlicher seine Liebe gestanden; bald wieder war er zufrieden mit dem, was er Vorsicht nannte, und jauchzte im Herzen, daß er sich nicht ausgesprochen: Ach! vielleicht fühlt sie nichts Anderes als Freundschaft für mich! seufzte der Jüngling. Nein! Freundschaft noch nicht! Mitleid .... Mitleid mit dem unglücklichen Jüngling, dem elenden Seeräuber! O ja! ich weiß es, ein Stempel der Verachtung ist meinem Scheitel eingeprägt. Ich bin ein Seeräuber! ... Was ist ein Räuber? Etwas besser als ein Dieb, der auf der Landstraße dem einsamen Wanderer auflauert, um ihm seine Börse und das Leben zu rauben! ... Ein Dieb, ein Mörder, welchem die Politik gestattet, sein abscheuliches Gewerbe ungestraft einige Zeit auszuüben. O, das ist schrecklich! ... Gott, Gott! ... O meine Mutter! Arme Mutter, wenn Du noch lebtest, würde ich friedlich an Deiner Seite wohnen; selige Tage würden uns entschwunden sein; ich hätte Dein Alter unterstützt. Vielleicht wäre mit auch dann ein Mädchen, wie Ellen, auf meiner Lebensbahn begegnet, vielleicht Miß Ellen selbst, und sie wäre meine Braut geworden, denn ich wäre ihrer würdig gewesen ... eine zahlreiche Nachkommenschaft hätte meine Mannesjahre erheitert. Du hättest die Kinder Deines Sohnes, Deines geliebten Fernand's gesehen, o Mutter! selig hättest Du dem Himmel gedankt, und freudig wärst Du zur ewigen Ruhe gegangen ... Und nun, nun schaust Du vielleicht von des Himmels Höhen auf Deinen Sohn hernieder und verfluchst ihn, fluchst Deinem Fernand, dem Seeräuber, o Verdammniß! Nein! es gibt keine Hoffnung mehr; das Leben ist mir stets eine Qual gewesen; jetzt ist es mir zur Hölle geworden ...

Ermattet und verzweiflungsvoll sank der Jüngling darnieder. Jene traurigen Empfindungen hatten ihm den Geist gleichsam umnebelt, und er fiel in einen fieberhaften Schlaf, in welchem die fürchterlichsten Träume ihn folterten. Er sah sein ganzes Leben den Augen seines Geistes wieder vorgeführt; er sah die letzten traurigen Lebenstage seines Vaters, sah die schmerzerfüllten Augenblicke seiner Jugend; die tiefe Betrübniß seiner Mutter; dann das Hinscheiden der wackern Frau und Alles, was weiter sich ereignet hatte. Doch Alles, Alles, selbst die wenigen angenehmen Stunden, die er im Leben genossen, war mit den dunkelsten Farben geschildert. Als er aus diesem schrecklichen Schlaf erwachte, fühlte er seinen Körper mit eiskaltem Schweiß bedeckt, und war genöthigt, sich zu Bette zu begeben, wo einige Stunden Ruhe seinen Körper etwas stärkten und ihm neue Kräfte verliehen.

Als es heller Tag geworden, entdeckte der Steuermann in einer Entfernung von nur einer halben Meile ein Fahrzeug, und staunte, bei näherer Untersuchung, nicht wenig, als er in diesem dieselbe Corvette gewahrte, die er in der Nacht nach den Küsten hatte steuern sehen.

Kriegscorvette, so wie der Capitän sich's dachte, murmelte er in sich, tüchtiger Segler; zwanzig Kanonen und ohne Zweifel Mannschaft im Ueberfluß .... und zwar englisch, auch daran ist nicht zu zweifeln. Das soll der Capitän sogleich wissen.

Als Fernand auf dem Verdeck erschienen war und die Sache untersucht hatte, verbreitete sich gleichsam ein Nebel über sein Antlitz. Seine Gesichtszüge wurden noch finsterer als gewöhnlich, und nach einigen Augenblicken sprach er:

Ich zweifle nicht daran, Lukas, die Korvette hat es auf uns gemünzt. Zum Glück ist sie über uns in See und der Wind hält landwärts. Wir wollen sogleich eine Probe machen; vor allen Dingen aber wenig Bewegung unter der Mannschaft.

Was befehlen Sie, Capitän? fragte Lukas.

Wendet den Bug landwärts. Wir haben dann die Kühlte hinter uns und können unsere Segel beisetzen. Folgt die Korvette unserer Bewegung, dann mögen wir unsere Waffen in Bereitschaft halten, es sei denn, daß die „schwarze Schwalbe" ihren gewöhnlichen Flug verdoppele.

Und einige Augenblicke darauf sich zu Lukas altem Maat wendend, fuhr Fernand fort:

Jan, Du sollst das Ruder führen; ich kenne Dich als einen tüchtigen Matrosen und darf Dir daher in diesem wichtigen Augenblick diesen Posten wohl anvertrauen ..... Und nun, Lukas, an's Werk, rasch und sprachlos! wir müssen uns anstrengen, Jungens, wir müssen fliegen .....

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch. — (Aus der Didaskalia.)

(Fortsetzung.)

Adolph war heiter, wie der Sommermorgen, der mit schmeichelndem Hauche die Wangen erfrischte und Flur und Wald in Wohlgerüche hüllte.

Du hast den Weg oft mit mir gemacht, als ich noch ein Knabe war, sagte er, ich will mich heute zurückträumen in die glückliche Jugendzeit.

Und mich ein wenig in die Karte der Gegenwart schauen lassen, dachte Bertram.

Sie wandelten gemächlich an dem kleinen Bergwasser entlang, das von der Höhe in hundert kleinen silberglänzenden Fällen sich herabstürzte oder plätschernd über die reingewaschenen Kiesel rauschte. Die munteren Sänger des Waldes flöteten ihr Morgenlied oder verfolgten sich muthwillig in den Zweigen der Bäume und Gebüsche, in welchen sie ihre luftigen Wohnungen gebaut hatten. Es war ein Wohlbehagen über die Flur ausgegossen, das die Herzen der Menschen höher schlagen und sie empfänglich macht für die schönsten und unschuldigsten Empfindungen einer reinen Seele.

Süße, heilige Natur!

recitirte Adolph:

Laß mich geh'n auf deiner Spur;
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Wie einfach, wie kindlich schön ist dieses Gedicht, fuhr er fort; ein Lieblingsgedicht meines Vaters aus den Zeiten seiner Jünglingsjahre, wo die deutsche Poesie den ersten Flügelschlag wagte in die höheren, schöneren Regionen unserer gereinigten, so reichen und herrlichen Muttersprache.

Er warf sich auf den moosigen Rasen am Ufer des Baches und fuhr fort:

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir am Busen hin,
Athme reine Himmelsluft,
Hangend an der Mutterbrust.

Findest Du das nicht schön, Bertram? fragte der Jüngling, ihn durch ein Zeichen auch zum Sitzen einladend.

Ganz schön! antwortete dieser, obwohl ich es nicht recht verstehe.

Die Natur ist treu und wahr! sagte Adolph; das fühl' ich jetzt stärker als je, hier in ihrem Schoße, in ihren Armen ruhend. Auch die menschliche Natur ist schön ohne Schminke, ohne Verzierung, ohne den Aufwand der sogenannten Bildung, die uns abführt auf die Irrwege des menschlichen Herzens und Kopfes. — Hier, entfernt von dem Weltgewühle, will ich der Natur allein und ihren Geboten leben.

Das ist recht, Baron Adolph! sagte Bertram; das wird den Papa von Herzen freuen, der Ihre Abwesenheit während Ihrer Reise kaum zu ertragen vermochte, und der nun sehnlich wünscht, daß sie sich fixiren und einen Hausstand gründen möchten. Gelegenheit giebt es genug in unserer Gegend, und Sie haben ja die Nachbarschaft und ihre Schönheiten gesehen, um eine Wahl zu treffen.

Mein Vater wünscht eine Verbindung?

Sein einziger, liebster Wunsch, den er oft gegen mich ausgesprochen hat. Eine Frau muß in das verwaiste Haus, sagte er, eher wird es hier nicht hell und und freundlich in meiner Seele.

Adolph spielte sinnend mit den Blumen, die um ihn her sproßten.

Bertram beobachtete ihn eine Weile, überlegend, ob er in dieser günstigen Stimmung, die er, wie ihm dünkte, sehr klug herbeigeführt hatte, dem Herzen des jungen Herrn näher rücken sollte, um sich in Besitz seiner Geheimnisse zu setzen, wenn er welche hatte, und mit welchem Manöver er beginnen sollte, um seinen Zweck sicher zu erreichen.

Wir haben recht hübsche Fräulein in der Nachbarschaft, begann Bertram mit einem schlauen Gesicht, das werden Sie auf Ihrer Inspektionsreise gefunden haben.

Sehr artige Geschöpfe! antwortete Adolph.

Schön, wohlerzogen, freundlich, geschickt, mitunter auch barbarisch reich.

Freundlich waren sie alle.

Und hat Ihnen — fuhr Bertram examinirend fort, keine den Wunsch entlockt, sie zur Frau Baronin von Halden zu machen?

Ich habe wahrlich nicht daran gedacht! versicherte der Jüngling.

Wahrscheinlich, weil Sie den Wunsch des Papa's nicht kannten.

Auch wenn ich ihn gekannt hätte, Bertram.

Unbegreiflich! versetzte dieser. Es sind doch Augen darunter, die nicht nur ein Herz, die eine Pulvermine entzünden könnten.

Mein Herz ist nicht geladen, entgegnete lächelnd Adolph.

Gottlob! das heißt so viel als frei! sagte leise der Herzensforscher; da hätten wir umsonst Besorgnisse gehegt. — Nun, kommt Zeit, kommt Rath! fuhr er fort. Bei Höflichkeitsbesuchen läßt man ohnehin gewöhnlich das Herz zu Hause, weil es nur genirt. Bei näherer Bekanntschaft findet sich Manches, was man im ersten Zusammentreffen nicht observirt hat. Ich sage Ihnen, Kernmädchen sind darunter, und der Papa würde eine Herzensfreude haben, wenn Sie unter ihnen eine Wahl träfen und —

Wahl, Bertram? fiel Adolph ihm in's Wort; bei der Liebe, bei der wahren, unveränderlichen Neigung des Herzens zu einem Gegenstande giebt es keine Wahl. Wer wählen muß, setzt sich dem Uebel aus, nicht gerade das Beste gewählt zu haben, wie es fast bei den meisten Wahlen der Fall ist.

Digitized by Google

Man ist doch noch übler daran, versetzte Bertram, wenn man gar keine Wahl hat.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Deutsche Erfindungen.) Die österreichische Armee ist nun mit verschiedenen feldmäßigen Batterien von Schießwollkanonen und Haubitzen versehen, nachdem die Bereitung der explosiven Baumwolle eine Vollkommenheit erreicht hat, die sogar die Gefahr der Entzündung beim Transport beseitigt und alle Erwartungen der Erfinder rechtfertigt. Aber noch sollen der wackere alte Böttger in Frankfurt und Schönbein in Basel, die Erfinder der Schießbaumwolle, auf die Ausbezahlung der Nationalbelohnung warten, welche ihnen in vormärzlichen Zeiten zuerkannt worden ist. So ehrt man in Deutschland noch heute das Verdienst, denn was wäre die Kunst der Photographie, die heutzutage so hoch steht, wenn der Erfindung der Kollodiums, dieses wichtigsten Mittels der Hiliographie, nicht die der Schießbaumwolle vorangegangen wäre? Und welche Menge von andern wichtigen Erfindungen hat diejenige der Herren Böttger und Schönbein nicht noch im Gefolge gehabt? So z. B, um hier nur eine unter vielen zu nennen, die gerade in dieses Gebiet einschlägt, die Entdeckung des neuen weißen Schießpulvers oder explosiven Stärkmehls, welches der k. k. Artilleriemajor v. Uchatius erfunden hat, und das einfach aus Stärkmehl besteht, das zuerst mit Salpetersäure angerührt, hierauf mit rauchender Schwefelsäure angesäuert, sodann durch Zusatz von einer wässerigen Kali- oder Natronlösung darauf gefällt, dessen Niederschlag mit Wasser ausgewaschen und bei einer Temperatur von 60° R. getrocknet wird. Dieses neue Pulver soll sich nach dem einstimmigen Urtheil Sachverständiger nicht nur durch eine bedeutend höhere Propulsionskraft, als sie das seitherige Schießpulver aus Kohle, Salpeter und Schwefel hat, sondern auch durch größere Wohlfeilheit und Leichtigkeit, so wie durch bessere Haltbarkeit und Transportfähigkeit auszeichnen. Wünschen wir ihm, daß es auch die Feuerprobe eines Krieges mit Erfolg bestehe, und den Sieg an die deutschen Waffen fesseln helfe, so hat unsere Nation die Ehre, das Pulver zweimal erfunden zu haben.

Die Ausgrabungen am Theater des Bacchus zu Athen gehen ihren zwar langsamen, aber mit großer Umsicht vorgezeichneten Gang. Was bisher zu Tage gefördert worden, zeigt von einer Eleganz und Großartigkeit, wie sie nur den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Die bereits ausgegrabenen vordersten Sitze, alle aus marmornen Stühlen mit Rück- und Seitenlehnen bestehend und in einem verlängerten Halbkreise befindlich, dessen Durchmesser fünfzig Schritte beträgt, lassen bei der Menge der zu Tage geförderten Sitzreihen und der Ausdehnung des dieselben bis beinahe zum Fuße der Mauern der Akropolis überragenden Hügels nicht mehr zweifeln, daß die Worte Platon's, das Theater habe 30,000 Menschen gefaßt, nicht Uebertreibung seien. Zum Trotze Derjenigen, welchen ein dreistündiges Sitzen auf Marmor ein zu theuerer Preis für ein aristophanisches Lustspiel scheinen möchte, fügen wir hinzu, daß sich an den Sitzen der vornehmen Leute Spuren befinden, welche zeigen, daß auf ihnen Polster oder dergleichen Hilfsmittel befestiget werden konnten; so erklärt sich wenigstens unser Philhellenismus die in Mitte der Sitze gegen vorn angebrachten Löcher im Marmor. Noch ist es unerklärt, woher der Schutt gekommen, der dieses Theater an manchen Stellen 7 Meter hoch bedeckt und in welchem nicht nur Bruchstücke von Statuen und Säulen, sondern auch venetianische, türkische, neugriechische Mauern, Getreide- und Oelbehälter und sogar Zisternen gefunden werden.

In Temesvar hat sich der jüdische Oberarzt vom 61. Infanterie-Regiment, Dr. Kohn erschossen. Die Veranlassung war eine Beschimpfung von Seiten eines Offiziers, der auf die erfolgte Herausforderung erklärte, er schlage sich nicht mit einem Juden, auch wenn derselbe Offiziersrang habe, während die vorgesetzte Behörde dem darauf sich beschwerenden Arzte den Vorwurf machte, sich „taktlos" benommen zu haben.

Literarisches.

Das 8. und 9. Heft des vom österreichischen Lloyd in Triest herausgegebenen „Illustrirten Familienbuches" sind erschienen. Die zahlreichen Freunde dieses Journals machen wir besonders auf den ausgezeichneten Aufsatz: „Fragmente der Physiologie von Dr. J. Baßlinger" aufmerksam. Der Verfasser gibt uns darin nach dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft einen Einblick in das so höchst interessante Gebiet des Nervenlebens und der Empfindungs-Erscheinungen, wodurch wir eine Fülle von Anregungen zu eigenem Nachdenken erhalten. Militärs werden sich von dem Aufsatz über „Panzerschiffe" offenbar aus der Feder eines Fachmannes und von den „Skizzen aus dem Tagebuch eines in der Armee der südlichen Staaten von Amerika dienenden deutschen Offiziers" von J. v. Wickede, dem modernen Landsknecht, angezogen fühlen. Lesenswerth sind auch der Aufsatz „Zedlitz und seine Zeit" von Dr. Haas. Ferner bringt das Journal die Fortsetzung der „Bilder aus der Handelsgeschichte Englands" von Chr. Winter. Mit besonderem Interesse haben wir Dr G. Lindner's kultur-psychologische Studie „Geistige Contagien und Seelenwanderung der Ideen," so wie die „Erinnerungen an Professor Friedrich Fröbel," den Begründer der Kindergärten, gelesen. Der belletristische Theil ist durch die Künstlernovelle „Kean in Portsmouth" und eine Ballade von Arthur Stein „Orpheus und Eurydice" und durch eine Erzählung „Der Grosbauer" vertreten. Die Stahlstiche sind wie immer ausgezeichnet.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 82. Donnerstag, den 10. Juli. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Jan nahm seinen Platz am Steuerruder ein und sagte eine Weile darauf zum Steuermann, der ihm zur Seite stand:

Lukas, Junge! ich weiß nicht, was unserem Capitän fehlt. Seit einigen Tagen ist er ganz verändert. Hast Du jemals gehört, daß er den Grund zu dem angibt, was er anordnet? Früher hieß es: thut Dies! thut Jenes! doch nie ein Warum dabei.

Du machst, daß ich lachen muß, Jan!

Lache nur, so viel Du willst; aber zum Teufel! ich sage, daß es dem Capitän im Kopfe spuckt. Eine schlechte Vorbedeutung, Freund Lukas.

Bah, bah, Jan! Denken wir nur daran, unsere Pflicht zu erfüllen; der Capitän seinerseits wird nicht zurückbleiben, ich kenne ihn. Schlechte Vorbedeutungen sind's freilich: eine Corvette mit zwanzig Kanonen, und wer weiß, wie viel Mannschaft!

Und der Steuermann fuhr indeß fort, seine Befehle zu ertheilen.

Fernand hielt das Auge fortwährend auf die Corvette gerichtet, und keine ihrer Bewegungen konnte ihm entgehen. Die „schwarze Schwalbe" gehorchte trefflich dem Steuerruder und wandte mit der größten Bequemlichkeit auf Steuerbord ab. Kaum war dieses Manöver vollzogen, als auch die Korvette sich bereit machte, dasselbe zu verrichten. Fernand hatte nunmehr genug gesehen; er begab sich zur Lucke und rief hinab:

Sechs Mann auf's Verdeck! und darauf vernahm man in scharfem Ton den Ruf:

Alle Segel in Top!

Prangt dort das Oberbramsegel, prangt!

Prangt die Focken, prangen!

Und todtlaufen, Leute! vorwärts mit der „schwarzen Schwalbe"! Es gilt den Preis!

Die Goelette schien jetzt über das Wasser zu fliegen, und machte allerdings raschere Fortschritte, als die englische Korvette; dagegen hatte diese einen unendlichen Vortheil, weil sie, da sie sich mehr südwärts in See befand, bei der jetzt vorgenommenen Wendung fast auf gerader Linie mit der „schwarzen Schwalbe" stand und deren Kurs verhinderte, da Fernand, um in den Kanal zu gelangen, genöthigt gewesen wäre, unter den Batterieen der Korvette zu fahren, und dies konnte bei der geringen Entfernung dennoch nicht geschehen. Klar und deutlich war es zu sehen, daß die Korvette Jagd zu machen beabsichtigte, und obgleich Fernand gewahrte, daß er einigermaßen im Vortheil gegen das fremde Schiff sei, hielt er es doch für rathsam, die Waffen in Bereitschaft setzen zu lassen, um, es möge sich ereignen, was da wolle, nicht unversehens angegriffen zu werden. Die Jagd hielt den ganzen Vor- und Nachmittag an. Die „schwarze Schwalbe" gewann wenig, und beständig sah man den dunkeln Rumpf der Korvette losswärts schnell fortsteuern und wie ein hungriges Thier seine Beute anstarren.

Aber Fernand ließ den Muth nicht sinken: Noch drei Stunden segeln wir, dachte er, dann können wir vor der Corvette wegfahren, ohne daß wir viel von ihrem Geschütze zu leiden haben, und alsdann überlasse ich John Bull die Kunst, die „schwarze Schwalbe" einzuholen.

So hätte es sich auch ohne Zweifel ereignet, wenn nicht plötzlich, beim Untergang der Sonne, der Wind sich gelegt hätte und eine ganz gelinde Kühlte eingetreten wäre, die kaum hinreichte, die Segel zu spannen. Die „schwarze Schwalbe", welche schon lange alle Segel in

Digitized by Google

Top hatte, fühlte ſichtbar, daß ihre Fahrt ſich verzögerte. Die Corvette hingegen hatte noch nicht alle ihre Mittel angewendet, und ließ jetzt noch einige kleine Segel beſetzen, welches, wenn gleich nur ſehr unbedeutend, ihren Gang mehr beſchleunigte, als den der „ſchwarzen Schwalbe.“ Fernand hatte Alles mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtet und ſah leicht ein, daß es unter ſolchen Umſtänden ohne Kampf nicht ablaufen könne. Demgemäß war er nur noch darauf bedacht, ſich ſtreitfertig zu machen. Er ließ „überall“ machen und hielt folgende Anrede an ſeine Mannſchaft, indeß hohe Gluth ſein Antlitz entflammte:

Männer, Kameraden, Freunde! rief er aus, dort iſt eine Corvette, die es nicht dulden zu wollen ſcheint, daß wir zum Ausruhen nach Antwerpen uns begeben, bevor wir eine kleine Unterhaltung mit ihr gehabt. Wir wollen oder können dieſe Höflichkeit nicht ablehnen; noch einige Stunden Arbeit, und wir werden deſto beſſer ausruhen. Heute müßt Ihr zeigen, daß Ihr Männer ſeid; daß zehn Kanonen, von geſchickten Händen bedient, ſo viel werth ſind, als zwanzig andere; daß ein Mann, der ein Heldenherz in ſeiner Bruſt fühlt, fünf anderen zu widerſtehen vermag, und daß der ächte Pirat ſich durch keine Anzahl abſchrecken läßt. Haltet Euch bereit, Freunde! Bald beginnt der Kampf und der Sieg und das Leben zu Antwerpen ſind unſer Lohn!

Hurrah dem Capitän! rief die Mannſchaft und auf Aller Antlitz war wilder Blutdurſt zu leſen.

Und man bereitete ſich zum Empfang des Feindes.

IX.

Das Gefecht.

Einen wahrhaft ſchönen Anblick gewährte in dieſem Momente der Korſarenhauptmann. Eine ſammetne Matroſenjacke hing ihm los um den Leib; ein ſchwarzſeidenes Tuch war um ſeinen Hals geſchlungen und der Kopf unbedeckt. Er ſtand an der Windſeite des Schiffes, den Arm auf ein koſtbares Feuerrohr geſtützt, während in ſeinem Gürtel zwei Piſtolen verborgen waren und zu ſeinen Füßen ein ſchweres Beil ſtand. Seine glühenden Augen blieben fortwährend auf die engliſche Corvette gerichtet. Dieſe kam allmählig näher und näher, und als nur eine kleine Entfernung beide Schiffe noch trennte, begann man zu praeyen und der Mannſchaft der Goelette einige Schimpfworte zuzurufen. Mit größter Schnelligkeit ergriff Fernand ſein Feuerrohr, brannte los, und man ſah den Mann, der gerufen, rückwärts auf das Verdeck niederſtürzen. Augenblicklich gebot Fernand, die Goelette mit dem Steven dem Feinde zuzuwenden, und während dieſes Manöver ausgeführt ward, ließ er mit den fünf Kanonen des Steuerbords Feuer geben. Ein Theil des Tauwerks auf der engliſchen Corvette flog in Stücke; Fetzen des Segeltuchs fielen auf das Verdeck herab, und Fernand's Geſicht beſchlich ein Lächeln, als er den guten Erfolg ſeiner Befehle bemerkte, und ſah, wie auf einige Augenblicke Alles beim Feinde in Unordnung gerieth.

Allein dieſe Verwirrung dauerte nicht lange; bald erwiederten zehn Feuerſchlünde den Anfall der „ſchwarzen Schwalbe.“ Glücklicherweiſe hatte dieſe letztere ihre Wendung vollführt und ihr Bug empfing blos einige Kugeln über Waſſer; einige trugen höher und zerſchmetterten mehrere Taue; andere gingen eine halbe Viertelſtunde weiter, um auf der flachen See dahin zu tanzen. Es war ein bewunderungswürdiger Anblick, wie raſch Fernand's Fahrzeug regiert ward, und wie gut es dem Steuerruder gehorchte. Bei einer folgenden Wendung ließ es nochmals ſeine Batterie ſpielen, und diesmal fuhren die Kugeln faſt alle in die Wand des engliſchen Fahrzeugs. Doch nun hatte die Corvette Zeit gehabt, ſich zur Gegenwehr zu bereiten. Die ganze Mannſchaft ſtand auf dem Verdeck und hundert Gewehre zugleich wurden abgefeuert. Die Leute der „ſchwarzen Schwalbe“ beantworteten dies ſo gut wie möglich; doch zwei von ihnen ſtürzten unter Zuckungen auf's Verdeck. Einer von dieſen war Carlo, der Italiener; er gebärdete ſich wie ein Beſeſſener, und that bald, unter Verwünſchungen, den letzten Athemzug. Fernand kämpfte gleich einem Löwen, er ſchien ſich gleichſam zu verdoppeln, ertheilte ſeine Befehle ſprach ſeinen Leuten Muth ein, und war inzwiſchen fortwährend mit dem Laden und Abfeuern ſeines Gewehrs beſchäftigt.

Immer näher kam nun die Corvette, unter anhaltendem Feuer. Die ganze Gegend erdröhnte von dem donnernden Geſchütze und wiederhallte von dem Hurrah-Geſchrei der Kämpfer, dem Heulen und Aechzen der Verwundeten. Fernand jauchzte beim Anblick der Verwüſtung, die er bereits auf dem Verdeck der Corvette angerichtet. Aber nun erſchien der ſchrecklichſte Augenblick: die Corvette kam noch näher, und man vernahm, wie von ihrem Deck herüber das Wort erklang: Ergebt Euch!

Hört Ihr, Leute! rief Fernand den Seeräubern zu, man fordert Euch zur Uebergabe auf, um Euch nach London an einen Galgen zu hängen!

Wir kennen keine Uebergabe! ſchrieen gleichzeitig die Matroſen der „ſchwarzen Schwalbe“, welche jetzt, vom Kampf erhitzt, eben ſo vielen Löwen glichen, und donnernd ſchienen ihre Feuerrohre dieſen Ruf wiederholen zu wollen.

(Fortſetzung folgt.)

Des Vaters Wunſch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanich. — (Aus der Didaskalia.)

(Fortſetzung.)

Vom Himmel muß das glückliche Loos fallen; ein Blick, ein Wort, und das Band der Herzen iſt geſchloſſen, ohne Wahl und ohne Qual.

Wenn es den Andern nämlich recht iſt, die auch ein Wort darein zu ſprechen haben.

Digitized by Google

Das glaub' ich nicht fürchten zu dürfen.

Ich auch nicht, wenn nur erst das glückliche Loos gefallen wäre.

Kommt Zeit, kommt Rath, hast Du vorhin gesagt, entgegnete Adolph, darauf wollen wir es ruhig ankommen lassen. — Uebrigens ist der Schritt zur Ehe ein gefährlicher Schritt.

Welcher E — Professor wollt' ich sagen, hat Ihnen das weiß gemacht? unterbrach ihn dieser; es ist der angenehmste, den nur je ein menschlicher Fuß machen kann, deswegen wird er auch fast täglich exerzirt. Wenn ein Sechziger das sagte, der eine Zwanzigerin heirathen will, so hätte er vollkommen Recht, denn ein Krummer schent das Tanzen, sagt man im Sprüchwort bei mir zu Lande; aber ein junger Herr, wie Sie — ei, bei'm Donner! in Ihren Jahren hätte ich — nun das gehört nicht hieher. Fragen Sie nur den Herrn Oberst Papa, was der Ehestand für ein Freudenstand ist.

Es lebt ein solches Bild in meinem Herzen, Bertram! sagte lächelnd Adolph. —

Aha! ein Bild im Herzen! wiederholte dieser leise.

Und ich gestehe Dir recht aufrichtig, — fuhr der junge Baron fort, daß ich nie eine Frau nehmen werde, die diesem Bilde nicht gleicht.

Richtig! sagte sich Bertram, er hat bereits Besatzung im Herzen.

Auch muß ich Dir im Vertrauen sagen, plauderte Adolph fort, indem er aufstand und den Weg weiter verfolgte, die jetzige Erziehung der Mädchen von meinem Stande gefällt mir nicht.

Dasselbe habe ich dem Herrn Oberst vor mehreren Tagen auch gesagt, versicherte Bertram.

Ihre Bildung ist nur nach außen gerichtet; das Innere trägt wenig oder nichts davon; viele Ansprüche und nichts Ansprechendes.

Fast meine Worte! Heidi und Hoppsassa! Viel Geschrei und wenig Wolle!

Deßwegen sollen mich die Standes-Vorurtheile nicht kümmern. Ein Mädchen von weniger glänzender Geburt, mit reinem Körper und reiner Seele, von einfachen, tadellosen Sitten, bei gesundem Verstande, das den schönen Vorsatz im edlen Herzen trägt, den geliebten Gatten zu beglücken, im Glücke desselben ihr eigenes allein zu finden, ein solches Mädchen gleicht dem Bilde, das ich wie einen Talisman im Innern bewahre, und mein Vater, der mich wahrhaft liebt, wird diesem meinem Glücke nicht in den Weg treten; meinst Du nicht, Bertram?

Ich glaube nicht, antwortete dieser; aber daß er Sie über Alles liebt, das glaube ich, wie das Evangelium. Daß Sie diese Liebe vergelten und ihm keine Schwiegertochter in's Haus bringen werden, die ihm nicht genehm ist, das darf ich von Ihrem kindlichen Herzen ebenfalls glauben.

Das darfst Du! versetzte Adolph, dem Begleiter die Hand drückend; ich würde kein Glück genießen können, das er nicht mit mir theilte. Aber ich hoffe eben so gläubig, daß er solches einem Vorurtheile opfern wird, das in den Augen der vernünftigen Welt sich täglich mehr verliert.

Nun, was nicht viel werth ist, darf schon verloren gehen, meinte Bertram.

Wohl gesprochen! erwiederte der Baron, rasch vorwärts schreitend; wir wollen aber kein Wort mehr verlieren in dieser Angelegenheit, die jedenfalls in weitem Felde liegt; wir wollen machen, daß wir hinaufkommen auf die Höhe, wo die Brust weit und leicht wird, während die Augen herumschweifen über Berg und Thal, von Gegenstand zu Gegenstand, schneller, als der schnellste Vogel fliegt.

Auf den Bergen ist Freiheit! der Qualm der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.

Aber auch windig ist's droben, versetzte der mühsam Folgende; die alten Ritter müssen einen gewaltigen Zug nach oben und gesunde Lungenflügel gehabt haben, daß sie so gern auf Berge und Klippen gebaut haben.

Sie sicherten ihre Haut, wie der Aar im unzugänglichen Neste.

Jetzt neigt man sich wieder herab.

In's Grüne! zu mittler bescheidener Höhe, ungefähr wie Schloß Grünstein liegt, das keine Burg, kein Schloß, aber auch kein gewöhnliches Bürger- oder Bauernhaus ist: anständige, gesunde Räume, Bequemlichkeit ohne überflüssigen Luxus; kein falscher Schimmer, der von Zeit zu Zeit die Augen blendet, um die Armseligkeit zu bedecken. Siehst Du, Bertram! das lieb' ich. Ueberall für das körperliche Wohlbehagen gesorgt, ohne das Geistige zu vernachlässigen oder wohl gar unterzuordnen; Seele und Gemüth oben an; die feinen, angenehmen Sitten der wahrhaft gebildeten Menschheit zu Gesellschafterinnen, und den Stolz, den Hochmuth, den Dünkel in die Präsentations-Säle und in die Domestikenstuben der Großen dieser Erde verbannt; gastfreundlich und wohlthätig ohne Prunksucht und ohne schwächliches Mitleiden; Alles unter der sanften Leitung der würdigen Hausfrau, die ihren Adel nicht im Diplom, aber im Herzen trägt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Korrespondent der Wiener „Presse" äußert sich über Ungarn und seine Bewohner folgendermaßen: „Man muß in Ungarn in einer Stadt oder einem Dorfe von gemischter Bevölkerung gelebt haben, um zu ermessen, welcher Stolz einen echten urwüchsigen Magyaren beherrscht. Der Magyare ist liebenswürdig, gastfreundlich, zuvorkommend, brüderlich gegen Jedermann, nur Eines muß unangetastet bleiben: sein nationaler Stolz. Im Jahre 1849 zeigte man mir im Banate die Trümmer eines großen Dorfes, das wenige Wochen früher noch eine blühende Ortschaft war. War hier eine Schlacht

Digitized by Google

geschlagen worden, oder hat eine der beiden Armeen hier so kannibalisch gehaust? Nein! Die Geschichte des Unterganges der reichen Ortschaft war folgende: Ein ungarischer und ein walachischer Bauer begegneten einander auf der Landstraße, einige tausend Schritte weit vom Dorfe. Der ungarische Bauer war gewohnt, daß der walachische zuerst die Pferde ablenke, um ihm auszuweichen; zum Dank lüftete dann regelmäßig der Magyare zuerst den Hut zum Gruße. Der walachische wie der magyarische Bauer waren beide leibeigen, beide rechtlos, beide gehörten zur misera contribuens plebs; aber der magyarische Leibeigene verlangte, daß der walachische ihn ehre, und dieser ehrte ihn auch. Im Jahre 1848—49 wurden die nicht-magyarischen Stämme bekanntlich etwas stutzig, und da geschah es denn, daß bei der vorerwähnten Begegnung der Walache es unterließ, vor dem ungarischen Bauern auszuweichen. Der Magyare that, als merkte er die Absicht nicht und fuhr gerade aus; der Walache gleichfalls. Die Pferde kamen einander gegenüber zu stehen und hielten still. Die beiden Bauern blickten sich an. Endlich unterbrach der Magyar das Schweigen . . . „Warum weichst du nicht aus?“ . . . „Weiche du mir aus,“ lautete die Antwort . . . „Seit die Welt steht, ist kein Magyare vor einem Walachen zuerst ausgewichen“ . . . „Freilich nicht, aber jetzt sind andere Zeiten; du mußt mir ausweichen“ . . . Es ist wohl nicht nothwendig, diese düstere Dorfgeschichte weiter auszuführen. Vom Wortwechsel kam es zu Thätlichkeiten; den streitenden Männern eilten die Stammgenossen zu Hilfe — Mord und Todtschlag folgte — das Dorf gerieth in Brand, war in wenigen Stunden vernichtet und die Bewohner flüchteten in benachbarte Ortschaften. So spiegeln sich große weltgeschichtliche Ereignisse im Volksleben ab.

Wie der „Fr. Kur.“ mittheilt, hat Submarine-Ingenieur Bauer einen „Gönner“ gefunden, der ihm in Anbetracht der werkthätigen Unterstützung, welche seine Angelegenheit in ganz Deutschland findet, einen Credit von 6000 Thalern auf Rückersatz eröffnet hat. Hr. Bauer begibt sich nun nach Hamburg und London, um die nöthigen Material-Einkäufe zur Herstellung seiner Ballons, Hebungs-Kameele ꝛc. zu machen.

(Was ein Strauß-Magen Alles vertragen kann.) Im Park von Lyon ist das Strauß-Weibchen kürzlich todt in seinem Behälter gefunden worden. Man öffnete es und fand Folgendes in seinem Magen: Eine große Menge Gerstenkörner, die mit Gras und einem erklecklichen Haufen Kieselsteine (im Gewicht von ungefähr 4 Pfund) vermischt waren. Diese Kieselsteine sind zur Verdauung nöthig und finden sich immer in den Verdauungswerkzeugen dieser Thiere. Außerdem fanden sich vor: drei vollkommen erhaltene irdene Pfeifen, die eine grünliche Farbe angenommen hatten; ein Messer mit kupfernem Heft, 20 Centimeter lang; 25 Uniformsknöpfe, die, nach ihrem mehr oder weniger abgenutzten Aussehen, die Aufenthaltszeit des betreffenden Regiments in Lyon erkennen ließen; die am meisten abgenutzten trugen die Zahl 42, die am besten erhaltenen die Zahl 100. Sodann fand man noch ein halbes Frankenstück, 32 Sous- und Centimesstücke, eine Anzahl Kupfermünzen, deren Gepräge sich nicht mehr erkennen ließ; Stücke von Uhrketten, 6 große Nägel, ein Stück Weißdornrohr und einen Draht von 10 Centimeter Länge, der die Kropf- und Magenwand durchbohrt hatte, ohne einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit des Thieres auszuüben.

(Tod durch Raupen.) Das „Memorial de Bauclause“ erzählt folgenden beachtenswerthen Fall: „Vergangenen Samstag ist ein 6jähriges Mädchen gestorben, dem wenige Tage vor seinem Tode eine ungewöhnliche große Raupe ans der Nase kroch. Man vermuthet, daß das Mädchen an einer Blume gerochen hat, auf der sich Schmetterlingseier befanden, die sie mit dem Dufte einsog. Die Aerzte, die sie während ihres langen und äußerst schmerzlichen Todeskampfes behandeln, sind der Ansicht, daß sich noch mehr Raupen in dem Kopf des Kindes befinden. Sollte die Fakultät von Montpellier, der die herausgetrockene Raupe zugesandt wurde, die Ansicht der Aerzte theilen, so dürfte dieß ein warnendes Beispiel vor der Gefahr sein, die das Einathmen des Blumenduftes nach sich ziehen kann.“ Dasselbe Blatt sagt nicht, ob die Aerzte die Section vorgenommen haben, was zur Darlegung des Falls für die Wissenschaft das Wünschenswertheste gewesen wäre.

(Ein Raubanfall im Eisenbahnwaggon.) Auf dem Wien-Krakauer Postzuge der Nordbahn, welcher Wien unlängst Abends verließ, hat, wie der „Presse“ aus Oberberg berichtet wird, eine Beraubung stattgefunden. In einem Coupé zweiter Classe saß allein eine Frau, die Gattin eines Prerauer Ingenieurs; sie schlief, als sie plötzlich, während der Zug schnell zwischen den Stationen Hullein und Napagedl sich bewegte, erwachte und einen Mann vor sich sah, der sie mit Gewaltthätigkeiten bedrohte, falls sie sich weigern würde, ihm ihre Baarschaft auszuhändigen. Die Frau gab dem Räuber ihr Geld (beiläufig 60 fl.), worauf dieser das Coupé verließ, bevor noch der Zug auf der Station angelangt war. Bis jetzt ist nicht ermittelt, wie der Räuber in's Coupé gekommen und wer derselbe ist. Man nimmt an, daß ein Eisenbahnarbeiter auf den Fußtritt eines Waggons im dahinfahrenden Zuge gesprungen, und, nachdem er in das Coupé eingedrungen, auf ähnliche Weise den Zug verlassen habe. Das Dunkel der regnerischen Nacht verhüllte den Verbrecher den Blicken der Conducteure.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 83. Sonntag, den 13. Juli. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Obermann.

(Fortsetzung.)

Zum Angriff! ertönte jetzt der Ruf auf der Corvette, und während ein Theil der Mannschaft das Feuer unterhielt, gaben die Uebrigen sich alle Mühe, sich an die Goelette festzuklammern. Die Korsaren griffen nun zu ihren Säbeln und Piken und begannen, den Feind abzuwehren. Es gelang ihnen dies ziemlich gut; plötzlich aber ward die ganze Batterie des englischen Fahrzeugs gelöst, und die Erschütterung war so gewaltig, daß die „schwarze Schwalbe" eine Weile auf dem Wasser erzitterte und die Seeräuber gleichsam einen Nebelschleier vor ihre Augen ziehen sahen. Es war das letzte Feuer der Korvette, und von jetzt an war man nur darauf bedacht, von den blanken Waffen Gebrauch zu machen und der Goelette sich gänzlich zu nähern. Doch bald hatte die Bestürzung der Piraten sich gelegt, und als die beiden Schiffe auf einander stießen, waren sie wieder bereit, sich beizustehen. Widerstand zu bieten.

Es begann die Ersteigung.

Fernand hatte seine Streitaxt zur Hand genommen und schwung sie triumphirend über das Haupt. Der erste Engländer, der die Wand der „schwarzen Schwalbe" erklommen, empfing des Kapitäns Beil in den Nacken und stürzte leblos in des Meeres Schooß; ein Zweiter der ihm folgte, erfuhr dasselbe Loos, während Lukas einen Andern beim Kragen faßte, ihn auf's Verdeck schleuderte und ihm hier, wie er sich ausdrückte, den Gnadenschlag gab. Ausdauernd war jedoch der Muth der Engländer, und für Einen Mann, der unter den Händen der Korsaren fiel, erschienen sofort zwei Andere auf dem Verdeck.

Schaart Euch zusammen, Leute! rief Fernand mit einer Donnerstimme, und die Räuber begannen, so gut als möglich, einen dichten Halbkreis zu bilden, um die eine Hälfte des Schiffes frei zu halten. Inzwischen wüthete der Kampf fort. Dann und wann stürzte einer der Piraten auf das Verdeck hin und vermehrte den von den Engländern gebildeten Leichenhaufen. Jan, des Steuermann's Gehilfe, verrichtete Wunder der Tapferkeit, obgleich er seinen Posten am Steuerruder nicht verließ. Ein englischer Soldat stürzte auf ihn los und versetzte ihm mit dem Kolben seines Gewehrs einen Schlag auf die Schulter, welcher den Rudersenker auf's Verdeck hinschleuderte. Doch Jan verlor seine Geistesgegenwart nicht. Mit seinem andern Arm faßte er den Engländer bei den Beinen und ließ ihn neben sich niederfallen. Dann hielten Beide sich umklammert, wie zwei Schlangen, und rollten zusammen auf's Verdeck, und während der Engländer seinen Feind zu ersticken suchte, biß der Räuber ihm in die Wange und veranlaßte dadurch, daß er halb rechts sich umkehrte. Jan nahm diesen Augenblick der Freiheit wahr und stieß seinen Dolch dem Engländer bis an's Heft in die Seite. „Und so wissen wir uns zu vertheidigen, rief Jan, indem er seinen Feind mit dem Tode ringend erblickte, mit Händen und Zähnen fechten die Räuber.

Lukas hatte treulich seinem Capitän zur Seite gekämpft; plötzlich aber gewahrte dieser, daß sein Steuermann verschwunden war. Während er fortwährend seine Streitaxt hin und her schwang und manchen Feind niederhieb, schaute er zuweilen um sich, um zu ermitteln, ob er seinen Lukas nicht bereits unter den Todten zu suchen habe. Doch plötzlich fühlte er einen leisen Schlag auf die Schulter und vernahm zugleich das Wort Capitän! Lukas war's der ihm zur Seite stand.

Capitän! sprach er, indem er zugleich einem Feinde einen Säbelhieb versetzte und ihn das Verdeck küssen hieß,

Digitized by Google

Capitän! fuhr er fort, wir müſſen an den Rückzug .... Ein zweiter Säbelhieb unterbrach abermals dieſe Aeußerung, und als der Engländer niederſtürzte, folgte erſt das Wort „denken“ aus des Steuermanns Munde.

Ich kenne keinen Rückzug, Lukas, ſprach Fernand, Blut, Jungens, Blut! wir müſſen in Blut uns baden!

Ich habe nichts dawider, Capitän, war des Steuermann's Antwort, indem er einem Feinde noch einen Hieb verſetzte, ich habe nichts dagegen einzuwenden, in Blut zu baden; aber in der vollen, bodenloſen See baden, das iſt etwas Anderes . . . .

Was wollt Ihr damit ſagen, Lukas?

Daß das Schiff leck iſt, daß wir acht Fuß Waſſer haben und vielleicht in fünf Minuten ſinken werden.

Es ſchien auch wir, daß wir tiefer gingen, ſagte Fernand, darum ſpringen auch dieſe verfluchten Engländer ſo leicht an Bord. Aber es hat nichts zu ſagen, Lukas, wenn die Goelette ſinkt, dann ſpringen wir auf die Corvette!

Die Corvette liegt zu hoch, Capitän; ich hab' ein beſſeres Mittel gefunden: am Backbord liegt die Schaluppe; dieſe müſſen wir beſteigen.

Auch gut, Steuermann; das alſo iſt der Grund, warum ich Euch eine Weile vermißte; vorher aber noch ein Mal tapfer gefäbelt und gehackt! — Muth, ihr Leute! den Arm hoch und ſchwer hernieder!

Und der Kampf wüthete eben ſo ſchrecklich fort.

Doch nach kurzer Zeit begann der Reſt der Mannſchaft des Korſaren zu bemerken, daß das Schiff in die Tiefe ſank, und ein gräßliches Geſchrei ließ ſich vernehmen.

Die Schaluppe liegt bereit, rief Fernand, ich will zuletzt hineinſteigen; doch wir geben's noch nicht auf!

Allein es ward unmöglich, die Mannſchaft ferner in guter Ordnung zu halten. Bald riß Verwirrung ein. Die am wenigſten Muth beſaßen, zogen ſich allmählig nach hinten zurück und ſuchten ihre Zuflucht im Boote. In der Dunkelheit, welche einzutreten begann, wurde dieſe Bewegung anfangs nicht bemerkt; doch bald ſah auch Fernand ſich genöthigt, den nämlichen Weg zu wählen. Er war der Letzte, der das Deck verließ, und kaum hatte er die Schaluppe betreten, als die ſchwarze Schwalbe mit den Todten, Verwundeten und einer Anzahl Engländer, welche das Wrack nicht ſchnell genug hatten verlaſſen können, in den Abgrund verſank.

Sechs Ruder zugleich bewegten ſich jetzt in der Schaluppe der ſchwarzen Schwalbe und das Boot glitt ſanft auf dem flachen Waſſer dahin. Sobald man von der engliſchen Corvette aus durch die Dunkelheit hindurch das Manöver der Korſaren erſpäht hatte, beeilte man ſich, drei Schaluppen auszuſetzen, um die Flüchtlinge zu verfolgen und einzuholen. Während deſſen löſ'te man einige Kanonenſchüſſe, und die Räuber ſahen, wie die Kugeln um ſie herum in's Waſſer fielen; doch verurſachten ſie ihnen keinen Schaden. Bald befanden ſie ſich außer dem Bereich des Geſchützes der engliſchen Corvette und glaubten ſich bereits gerettet, als Fernand inmitten der Dunkelheit und bei einem flüchtigen Schimmer des Mondes die drei engliſchen Schaluppen ſich nähern ſah.

Dieſe engliſchen Doggen laſſen nicht ab! grinſ'te er in ſich, indem er Lukas die kleinen Fahrzeuge bezeichnete. Man gab ſich alle Mühe, den Lauf der Schaluppe zu beſchleunigen, dieſe aber war zu ſchwer beladen und konnte nur höchſt ſchwierig regiert werden; das Waſſer blieb nur einige Zoll unter den Wänden, und mit Recht fürchtete man, das Boot werde bei der geringſten ſchweren Bewegung umſchlagen. Dennoch gab man den Muth nicht auf, und es wurden keine Mittel unverſucht gelaſſen, um den Engländern zu entfliehen. Doch dieſe näherten ſich mehr und mehr, und bald konnte Fernand ſich überzeugen, daß die Flucht unausführbar geworden, und daß ſie nur dazu beitrage, die Leute noch mehr zu ermüden und dadurch den Widerſtand unmöglich zu machen. Er befahl daher, alle ferneren Verſuche einzuſtellen, die etwa noch vorhandenen Waffen in Bereitſchaft zu halten und der Gnade Gottes und dem Zufall zu vertrauen. Diejenigen, welche keine Waffen mehr beſaßen, hielten die Ruder in den Händen, um ſich ihrer als Vertheidigungsmittel zu bedienen.

Die drei Schaluppen der Engländer waren bald näher gekommen, umringten Fernand's Boot, und es entſpann ſich nun in der halben Dunkelheit ein eben ſo blutiger als hoffnungsloſer Kampf. Fernand feuerte ſeine Piſtolen ab, und jeder Schuß koſtete einem Engländer das Leben. Darauf griff er wieder zu ſeiner Streitaxt, die er bei Verlaſſung der Goelette bei ſich behalten, und hieb auf die Engländer los, als wären es keine Menſchen.

Schwierig wäre es geweſen, voraus zu ſehen, wie dieſer Kampf geendet hätte, denn die Räuber verrichteten Wunder der Tapferkeit; allein eine unvorſichtige Bewegung ſollte Alles entſcheiden. Drei Engländer hatten ſich mit den Händen am Bord der „ſchwarzen Schwalbe“ feſtgeklammert, und um ſie abzuwenden, neigten einige der Korſaren ſich nach jener Seite hinüber, und dieſe Bewegung veranlaßte, daß die Schaluppe umſchlug. Man vernahm ein gräßliches Geheul, und .... der ganze Ueberreſt der Mannſchaft der „ſchwarzen Schwalbe“ verſank in den kalten Schooß des Meeres. Vaterland und Reichthümer: Alles war für ſie verloren!

(Fortſetzung folgt.)

Des Vaters Wunſch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Haniſch. — (Aus der Didaskalia.)

(Fortſetzung.)

Bertram hatte dem Baron mit wahrer Andacht zugehört, weil dieſer die eigenen Anſichten des Zuhörers ſo treffend ausſprach. O Baron Adolph! rief er, Sie zeichnen ein lebhaftes Bild, wie es zu Lebzeiten Ihrer

Digitized by Google

Frau Mutter war, die im frommen Andenken Aller bleiben wird, die sie kannten.

So soll es wieder werden, sagte Adolph; das ist mein fester Vorsatz, den ich in Ausführung zu bringen suchen will mit allen Kräften meines Daseins, das unbestreitbar mir gehört und von mir zu Allem benützt werden darf und soll, was mir und der besseren Menschheit Freude macht und Vortheil bringt.

Da gebe Gott sein Gedeihen hiezu, erwiederte Bertram, und führe Ihnen bald eine Gemahlin in die Arme, die dem schönen Vorsatze die Krone aufsetzt, der Ihnen übrigens zu verfolgen nicht schwer werden wird, weil der Papa Oberst in gleichem Sinne gehandelt hat, nur daß er sich mehr in die Einsamkeit zurückgezogen, seit Grünstein verwaiset war.

Grünstein soll mit seinen gastlich erleuchteten Zimmern bald wieder freundlich in's Thal hinab leuchten, versicherte Adolph.

Das ist recht! versetzte Bertram; Gutes muß man nie anstehen lassen. — Haben der Herr Baron vielleicht schon etwas auf dem Korne? fragte er mit pfiffigem Gesicht, das sehr unbefangen aussehen sollte; es muß ja nicht gerade in unseren nächsten Revieren sein?

Der Baron blickte lächelnd den Frager an und sagte: Du sollst es nächst mir zuerst erfahren, wenn etwas der Art im Werke ist.

Sie wurden von Landleuten unterbrochen, die, seitwärts kommend, in den Thalweg einlenkten, um gleichfalls die Höhe zu gewinnen. Anfangs überrascht durch das unerwartete Zusammentreffen mit dem Sohne ihres Gutsherrn, der ihrer früheren Zutraulichkeit entwachsen war, blieben sie ziemlich wortkarg; Bertrams Nähe und die Freundlichkeit Adolphs halfen den Naturmenschen bald in das Geleise der Unterhaltung, zunächst über Gegenstände, mit denen sie durch die tägliche Ausübung bekannt waren, und ihre Aeußerungen und Antworten waren mitunter so naiv und treffend, daß der Baron mit Vergnügen ein Gespräch fortsetzte, was ihn mitunter über örtliche Zustände belehrte und mit manchem bescheidenen Wunsche der Leute bekannt machte.

Sie schieden endlich mit freundlicher Ehrerbietung von dem jungen Herrn, wie sie ihn zu nennen gewohnt waren, und ein junges Weib aus der Gesellschaft sagte leise zu Bertram: O Herr Verwalter! der ist ja fast noch lieber, als der alte Herr Baron!

Weil er jünger und hübscher ist, Du Hexe! nicht wahr? zischelte jener lachend in die Ohren; laß es Deinen Mann nicht merken, sonst wird der Dickkopf eifersüchtig.

Mir geht es fast wie Alexander dem Großen, bemerkte Adolph, der sich beträchte, daß sein siegreicher Vater ihm nichts zu erobern übrig lassen werde; mein Vater hat so viel Gutes und Zweckmäßiges hier bewirkt, daß mir fast gar Nichts zu thun bleiben wird.

O sorgen Sie nicht! entgegnete Bertram; bei diesem Volke, das immer begehrt und nie zufrieden ist, hat man täglich Gelegenheit, seinen guten Willen an Mann zu bringen.

Die Höhe war erreicht, die Aussicht von der Burgruine Hellstein genossen; Baron Adolph trennte sich von seinem Begleiter, um den Spaziergang noch weiter auszudehnen, während der ermüdete Bertram auf einem näheren und bequemeren Wege nach Grünstein zurückkehrte.

Nun, fragte der Oberst beim Abendrapporte, hast Du auf Deinem Ausfluge mit Adolph die Gelegenheit zu Recognoscirung seines Herzens benützt?

Ja, mein Herr Oberst! antwortete der alte Diener, aber fast bin ich so klug als vorher. Seinem eigenen Geständnisse nach trägt er richtig, wie der Herr Oberst vermutheten, ein Bild im Herzen.

Wirklich? Das hat er Dir gestanden?

Ohne Umstände.

Also hätte er seine Wahl getroffen?

Ich zweifle daran.

Wie so?

Weil er mir es zuerst sagen will, wenn etwas der Art vorkommen sollte; also muß noch nichts vorgekommen sein. Er stimmt übrigens mit Dem ganz überein, was ich schon oft gesagt habe, daß die jetzige junge weibliche Welt seines Standes nicht geeignet sei, einen Mann wahrhaft glücklich zu machen, weil die Damen keine anderen Begriffe von der Ehe hätten, als dadurch Gelegenheit und Macht, zu Polka und Masurka zu erhalten. Das sind nämlich meine Worte; er hat sich darüber viel gelehrter und feiner ausgedrückt.

Und da wirst Du natürlich Deine mürrische Ansicht mit Beispielen aus der Nachbarschaft belegt und ihm den Ehestand recht verleidet haben? zürnte der Oberst.

Ei behüte! entschuldigte sich Bertram, im Gegentheile, ich hab' ihm gesagt, daß der Herr Oberst es gerne sehen würden, wenn bald eine brave Frau in's Haus käme. — Wenn ich meine Meinung sagen soll, so glaube ich, daß das Bild, was er, wie er sagt, bei sich trägt, nur so ein eingebildetes Bild sein muß.

Ein Ideal.

Eine Bilhographie, oder wie man's heißt; überhaupt scheint er eine eigene Ansicht von dem Ehestande zu haben, und — mit einem Wort, — ich glaube, er wird wenig danach fragen, ob Die, welche ihm gefällt, eine Comtesse oder Baronesse, oder sonst von der Noblesse ist

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Paris hat sich kürzlich Folgendes ereignet: Eine sehr elegant gekleidete Dame steigt ein, setzt sich mit vielem Aplomb und legt ihre feinbehandschuhten Hände zierlich gekreuzt in den Schoos. Eine schnelle Bewegung, die von einer dritten Hand auszugehen schien, zog die Blicke eines gegenüberstehenden Herrn auf die Dame, dessen

Digitized by Google

Aufmerksamkeit sich schärfte, als er auf der andern Seite das Auftauchen und Verschwinden eines vierten Armes bemerkte und nun entdeckte, daß die mit so feinen Handschuhen bekleideten Hände nur künstliche, von Kautschuk, waren, daß die natürlichen unter dem Kleide verborgen nur erschienen, um Entdeckungen und Operationen in den Taschen der Nachbarn zu machen. Eine starke Frau, die neben der Vierhändigen gesessen, gab jetzt dem Conducteur das Zeichen, daß sie aussteigen wolle. „Verzeihen Sie, Madame," rief jetzt der junge Mann, „vermissen Sie nichts, haben Sie nichts verloren?" Erstaunt sah die Frau ihn an. „Nein, mein Herr." „Aber ich bitte Sie, sehen Sie in Ihre Tasche." „Gerechter Gott, wo ist mein Portemonnaie?" „Fehlt Ihnen auch nichts?" wandte sich der Inquisitor an den zur Linken der beinbehandschuhten Dame Sitzenden. Dasselbe Erstaunen, doch fuhr der Getraute schnell mit der Hand in die Tasche, das Portmonnaie war da, aber — die Uhr fehlte. Die Kautschukdame hatte die Zeit der Fragen und Erklärungen dazu benützen wollen, um auszusteigen; der strenge Beobachter aber hielt sie freundlich zurück und vertraute sie der Gesellschaft zweier vorüberpromenirenden sergens de ville an, die in ihr eine sehr bekannte Dame ermittelten, und die Vierhänderin in sichere Obhut nahmen.

Von Hrn. v. Beurmann, dem Mitgliede der deutschen Expedition nach Inner-Afrika, sind neue Berichte eingelaufen, worin derselbe mittheilt, er habe in Marade einen Sclaven getroffen, der vor drei Jahren aus Wadai geraubt wurde und erzählte, daß sich vier Christen in Wara befinden, die zwar dort gut gehalten würden, denen man aber nicht erlaubte in ihre Heimath zurückzukehren. Sollte einer davon der so vielbetrauerte Dr. Eduard Vogler sein?

(Ein ungarischer Räuber.) Ueber die Gefangennehmung des Räubers Georg Baski durch den Sicherheitskommissär Kolomen Balla meldet „Sürgöny": Der Sicherheitskommissär streifte am 16. ds. Mts. mit sechs Panduren in der Nähe der Bencer Puszta, wo er ein bewaffnetes Individuum wahrnahm, dem er auch gleich nachsetzte; der Verfolgte sprang in die Bencer Tanya, der Wittwe Teglasi, deren sechsjährigen Sohn er mit sich in das Zimmer schleppte. Als die Sicherheitskommission mit den Panduren zur Tanya gelangte, feuerte der Räuber aus dem Zimmer auf sie, traf aber Niemanden. Die Verfolger wollten nun durch das Fenster in die vorsperrte Kammer schießen, der Räuber hielt jedoch den sechsjährigen Knaben vor den Flintenlauf, worauf das Angstgeschrei der Mutter die Panduren bestimmte, von diesem Vorhaben abzustehen. Die Unterhandlungen wurden mit dem Räuber bis spät Abends fortgesetzt, bis er sich endlich zu ergeben versprach, wenn man ihm noch vorher erlaube, einige seiner Lieblingslieder zu singen. Nachdem ihm dies gewährt worden, sang er eine ganze Stunde hindurch mit herrlicher Stimme, dann aber rief er, sich gegen die Panduren wendend: „Nun ein oder zwei von Euch werde ich noch erschießen, dann mögt Ihr mich gefangen nehmen." Da auf eine freiwillige Ergebung nicht zu hoffen war, zogen sich die Panduren in aller Stille auf ihre Wachtposten zurück. Mittlerweile — scheint es — muß der Räuber entschlummert sein, denn es gelang dem kleinen Knaben, aus dem Zimmer durch das Fenster zu entkommen. Als der Sicherheitskommissär und die Panduren das Kind in Sicherheit sahen, stürzten sie gleich an die Thüre und belagerten das Zimmer, in das sie unter fortwährendem Schießen brennende Strohgeflechte warfen. Als sich der Rauch im Zimmer verbreitete, brachen zwei Panduren durch die Thüre in das Zimmer, in welchem Augenblicke Georg Baski den Doppellauf seines Gewehres in den Mund nahm und seinem ruchlosen Leben durch Selbstmord ein Ende machte. Es wurden bei ihm zwei geladene Doppelgewehre und ein sechsläufiger Revolver vorgefunden.

Bei einem Konzert, das in den letzten Tagen zu London in St.-James Hall zum Benefiz des berühmten Violinisten Ernst gegeben wurde, hat von allen Thürstehern und andern Dienern der Gesellschaft nicht ein einziger die ihm zukommende Bezahlung anzunehmen wollen. Der stets so freundliche und liebenswürdige Künstler, sagten sie, stehe in zu guten Anzehenken bei ihnen, als daß sie bei seinem Benefizkonzert nur einen Penny nehmen könnten. Ehrenvoll für alle Theile!

Merkwürdig groß ist auf der Londoner Ausstellung das Lager verlorner Gegenstände; es ist ein eigner Saal für diese Artikel eingerichtet, wird aber bald nicht mehr geräumig genug sein. Zahllos sind die Regenschirme aller Arten, die von Besuchern stehen gelassen wurden. Die verlornen Taschentücher würden einen kleinen Kramladen füllen. Das weibliche Geschlecht liefert natürlich zu diesem Museum bei Weitem die meisten Beiträge, denn außer den Regenschirmen und Taschentüchern sieht man fast nur Armbänder, Broschen, Fächer, Medaillons, Spitzenkragen, Riechfläschchen, Shawls und kleine Ueberschuhe auf ihre Eigenthümer warten. Jeder Artikel trägt ein nähliches Zettelchen mit Angabe des Orts und Augenblicks, in dem er gefunden wurde; aber die große Masse des Publikums scheint von der Existenz des Bureau's noch nichts zu wissen, sonst würden die verlorenen Gegenstände sich nicht so maßlos anhäufen.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 80.

Es zeigt die Wahrheitsliebe darin sich stets, daß man überall das Gute erfaßt und zu achten weiß.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 84. Dienstag, den 15. Juli. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

X.

Nach dem Gefechte.

Der erste Schimmer der Morgensonne zeigt sich in Osten. Die Gewässer des atlantischen Oceans bewegen sich nur sehr leise. Alles ist still, Alles einsam, und auf des Meeres unermeßlicher Strecke scheint Nichts sich zu regen. Am Strande gewahrt man blos einen alten Fischer, der mit Aushängen seiner Netze sich beschäftigt und eins jener melancholischen Liedchen singt, die man aus dem Munde dieser Naturmenschen vernimmt, und die uns gleichsam andeuten wollen, daß die sanfte Schwermuth der süßeste Genuß des Herzens sei. Während der alte Fischer seiner Beschäftigung sich hingibt, sendet er von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem unermeßlichen Meere, als ob er berechnen wollte, wann Ebbe und Fluth ihm günstige Anzeichen zum Fange verkünden.

Plötzlich steht er still, sein Auge beständig auf einen Punkt gerichtet, den er in der Ferne entdeckt; nach einigen Augenblicken läßt er seine Netze fallen, eilt seinem Boote zu, schlägt die Ruder in's Wasser und sticht in See, so schnell seine Kräfte es gestatten.

Hören wir nunmehr, was der Fischer bemerkt hatte.

So weit seine Augen zu reichen vermochten, sah er ein Stück Holz, das ihm zu einem Maste zu gehören schien, auf dem Wasser treiben und durch die leichten Wellen auf und nieder tauchen. Auf diesem Maste erblickte er, oder glaubte er wenigstens zu erblicken, einen schwarzen Körper, der einem Menschen glich, und, mit der Brust auf das Holz gebeugt, zwar bewegungslos, jedoch an dem Maststück festgeklammert schien. Vielleicht ist noch Leben in ihm, sprach der Fischer zu sich selbst, und er verdoppelte seine Bemühungen und sah, wie die Entfernung allmählig schwand. Endlich konnte er sich überzeugen, daß jener Gegenstand wirklich ein Mensch sei, und nun machte er eine letzte Anstrengung, sein kleines Fahrzeug bis zu dem Maste hin zu fördern. Ein schrecklicher Anblick stellte sich seinen Augen dar. Ein junger Mann von etwa dreißig Jahren hielt den gebrochenen Mast fest umklammert; seine Füße hingen schwankend und kraftlos im Wasser; seine Hände waren blau und krampfhaft um das Holz geschlungen, die Augen aufgeschwollen, geschlossen und mit gräßlichen blauen Streifen umsäumt. Eine gelbe blasse Farbe lag auf seinem Gesichte verbreitet, und nichts deutete mehr an, daß noch irgend Leben in ihm wohne. Nur glaubte der Fischer zu entdecken, daß der Busen des Ertrunkenen, wie durch ein Athemholen, ganz leicht gehoben wurde, und die blauen Lippen dann und wann krampfhaft sich bewegten.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, ergriff der Fischer den Schiffbrüchigen bei'm Kragen seiner Sammetjacke und zog ihn mit ungemeiner Kraft bis zum Boote. Der junge Mann schien einen letzten Versuch zu machen, sich an das Holz festzuklammern; doch seine Kräfte waren nicht mehr hinreichend und sein Körper mußte der schweren Hand des Fischers folgen.

Gerettet! gerettet! rief der alte Fischer, während er den Jüngling in sein Boot aufnahm, und ohne die mindeste Zeit zu verlieren, eilte er zurück zum Ufer.

Eine Viertelstunde später befand sich der Schiffbrüchige — in welchem der Leser bereits ohne Zweifel Fernand, den Kapitän der schwarzen Schwalbe entdeckt haben wird — in der Hütte des alten Fischers, und dieser brachte ihn durch die von ihm angewandten Mittel in's Leben zurück.

Fernand vermochte nun zu gewahren, daß er sich

Digitized by Google

auf einem ziemlich sanften Ruhebette befand, und als er die Augen öffnete, sah er, wenngleich undeutlich, einen alten Mann vor sich stehen, der ihm einen Becher Rum darreichte. Der Jüngling genoß die stärkende Flüssigkeit und drückte dem Alten die Hand, denn Worte vermochte er noch nicht hervorzubringen. Einige Augenblicke darauf fiel er in einen tiefen Schlaf, und der alte Fischer vergaß heute, seine Netze in die See zu legen, um bei dem Fremdling anhaltend zu wachen.

Als Fernand aus seinem Schlummer sich erhob, war ihm zu Muthe, als sei ihm ein ganz neues Leben eingeflößt. Er legte seine Hand an die Stirne, und jetzt erinnerte er sich alles dessen, was sich ereignet hatte. Er entsann sich des schrecklichen Kampfes, der Flucht in die Schaluppe, des zweiten Angriffs, und wie das Boot umgeschlagen, dann der Anstrengungen, die es ihm gekostet, nach stundenlangem Schwimmen sich an das Stück Mast festzuklammern; doch hier verließ ihn sein Gedächtniß, und er wußte nicht, was weiter mit ihm vorgegangen. Er öffnete die Augen, starrte in der kleinen Hütte umher, sah den alten Fischer an seiner Seite sitzen, und begriff bald, daß dieser sein Retter sei. Er erhob sich halb im Bette und reichte dem Alten die Hand, der ihn bald in englischer Sprache anredete:

Bravo! das Spiel ist gewonnen! wie befinden Sie sich jetzt Herr?"

Vollkommen wohl, mein Freund, antwortete Fernand in derselben Sprache; ohne Zweifel verdanke ich Euch mein Leben?

Hierauf erzählte der alte Fischer Alles, was er gethan, und als er geendet, drückte Fernand ihn in seine Arme und gab ihm seine innige Dankbarkeit zu erkennen.

Sprechen wir davon nicht, rief der Fischer, der alte William hat mehr als Einen gerettet, und ihm war es immer die größte Freude!

Ihr seid ein braver Mann, Freund William.

Nichts ist ja natürlicher; doch sehen Sie, Herr! ich bin wahrlich besonders zufrieden, daß ich Sie gerettet; in meinem Leben hab' ich nie größere Freude gefühlt.

Warum das, William?

Ich weiß nicht; aber es ist nun so! lassen Sie mich Ihnen noch ein Mal gut in's Gesicht schauen!

Und nachdem er einige Augenblicke untersuchte, rief der Alte:

Ja, gerade so, wie man ihn mir geschildert hat!

Mein wackerer William, ich versteh' Euch nicht, sprach Fernand, der fast zu glauben begann, daß es im Kopfe des alten Fischers nicht ganz richtig sei.

Es ist möglich, daß Sie mich nicht begreifen, entgegnete William, doch hören Sie nur!

Und den Jüngling nochmals scharf in's Auge fassend, sprach er:

Mein Herr, Sie sind kein Engländer?

Das ist wohl möglich, William.

Und Ihr Name ist Fernand!

Der Jüngling war betroffen und betrachtete nun seinerseits den Alten mit der größten Aufmerksamkeit; doch nichts vermochte ihn zu belehren, daß er dieses Wesen je gesehen. William fuhr fort:

Und ist es nicht wahr, daß Sie der Kapitän eines Kaperschiffes sind, die „schwarze Schwalbe" genannt?

Ich bin es gewesen, sagte Fernand, meinen Retter will ich nicht täuschen. Ja, Alles, was Ihr sagt, ist wahr; aber nun weiter!

Nun, fuhr der Greis fort, dann sind Sie es auch, der vor zwei Monaten meinem Sohn das Leben rettete!

Fernand bedachte sich einige Augenblicke und schüttelte verneinend den Kopf.

Erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie die Mannschaft einer an einem Felsen zerschellten englischen Brigg gerettet? fragte der Fischer.

Ja doch!

Der Kapitän dieses Fahrzeugs war mein Sohn; er hat mir Ihr Benehmen beschrieben, und für einen Korsaren — denn das sind Sie — hat mir diese Handlung so schön, so ausgezeichnet geschienen, daß ich von James — so heißt mein Sohn — aus Theilnahme für Sie, eine genaue Schilderung Ihrer Person verlangte, und Sie sehen, er hat dies so gut gethan, daß ich Sie habe erkennen können.

Aber bester William! sagte Fernand, wie könnt Ihr mir dann so viel Gutes erzeigen? Ich hatte auf Eures Sohnes Schiff Jagd gemacht, dies werdet Ihr doch auch wohl wissen, und ohne Zweifel war ich schuld an seinem Unglück.

Das thut nichts; im Kriege geht's anders nicht her. Ein englischer Kaper hätte eben so mit Ihnen verfahren können, und würde im Unglück vielleicht nicht so großmüthig gehandelt haben.

Und nochmals drückte der alte Mann des Jünglings Hand. Fernand theilte ihm nun Alles mit, was ihm weiter begegnet war, ohne jedoch den Namen des Herrn Willy zu nennen, und verweilte noch einen Tag in der Hütte des Fischers. Dann fühlte er auf ein Mal seine Kräfte wieder hergestellt, und erst jetzt fiel es ihm ein, den alten Fischer zu fragen, in welcher Gegend Englands er sich befinde.

Wir sind hier nur drei Meilen von Exeter entfernt, sagte der Alte, und dorthin gehe ich, um meine Fische zu verkaufen.

Von Exeter? wiederholte Fernand.

Ja, Sir, in einer starken halben Stunde kann ich mit meinen alten Füßen die Stadt erreichen.

Von Exeter? wiederholte abermals der Jüngling und lief zur Hütte hinaus. Der Fischer folgte ihm.

Nachdem Fernand eine Weile in die Gegend umhergeschaut, fragte er den Greis, auf ein großes Schloß zeigend, das in der Ferne sichtbar ward:

Wie heißt dies Gebäude, mein Freund?

Es ist die Burg des Herrn Willy, entgegnete der Fischer.

Digitized by Google

Des Herrn Willy?

Ja wohl.

Fernand senkte sein Haupt einige Augenblicke auf die Brust hernieder und schien in tiefem Nachsinnen befangen; endlich richtete er den Kopf wieder empor und seufzte, das thränende Auge zum Himmel gewendet:

Mein Gott! das ist wahrscheinlich Deine Fügung: ich gehorche Deiner Stimme. Vielleicht hast Du die mir zugedachten Wohlthaten bis jetzt aufbewahrt und mich zuvor den Wermuthbecher leeren lassen.

Dann ließ der Jüngling sich auf eine hölzerne Bank nieder und blieb lange sprachlos. Der Greis überließ ihn ruhig seinen Träumereien und beschäftigte sich indeß mit verschiedenen Arbeiten.

William! heute noch muß ich Eure Wohnung verlassen; doch nimmer werde ich vergessen, was Ihr an mir gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch. — (Aus der Didaskalia.)

(Fortsetzung.)

Der Oberst ging mit raschen Schritten das Zimmer auf und nieder.

Bertram! sagte er nach kurzem Nachdenken, ich gehöre nicht zu denen, die dem Standes-Vorurtheile Alles opfern; ich erkenne an, daß nicht Geburt allein zu allen Vorzügen berechtigt; daß in allen Klassen der menschlichen Gesellschaft edle Seelen zu finden sind: aber ich würde es nicht ertragen, in diesen Räumen ein weibliches Wesen des Hauses Herrschaft führen zu sehen, das nicht in sich vereinigt, was ein edelgebornes Weib haben muß.

Es geht mir auch so, Herr Oberst! stimmte Bertram bei; ich bin es in diesem Schlosse nicht anders gewohnt gewesen.

So laßt uns denn — sagte der Oberst — mit väterlicher Hand in die Speichen seines Schicksals greifen und die Räder vorsichtig in die Bahn lenken, die zum erwünschten Ziele führt. — Ich gehe morgen zu meiner Schwester; sorge dafür, daß punkt sechs Uhr eingespannt ist.

Dem Schicksale in die Speichen greifen? wiederholte Bertram kopfschüttelnd für sich, als er gemächlich über den Hof ging, um des Herrn Befehle auszurichten; — ei ja! wenn das so leicht ginge, hätte schon Mancher hineingegriffen, wo es etwas Wichtigeres, als einem Weibe gegolten; aber man riskirt seine gesunden Glieder, oder wohl gar den Kopf. — Nun, die Tante ist eine sehr vernünftige Frau, und die Frauen wissen gewöhnlich Rath, wo den Männern der Faden ausgeht. Am Ende wird der gute Herr Oberst sich doch in Alles fügen müssen, was kommt, wenn es nicht gar zu derb gegen die gewöhnliche Ordnung der Dinge verstößt; denn seinem Schicksale, sage ich, kann man nicht entgehen.

Am folgenden Morgen stand zu gesetzter Zeit die Droschke des Oberst vor dem Schlosse; fünf Minuten nach sechs Uhr fuhr er ab, und Abends neun Uhr kehrte er wieder zurück.

Wo bist Du gewesen, Vater? fragte Adolph verwundert, der von dieser kleinen Reise nichts gewußt, weil er bei Sonnenanfgang einen Ausflug zu Pferde gemacht hatte und kurz vor dem Oberst erst heimgekehrt war.

Bei Deiner Tante in Ellernrode, antwortete jener, mit der ich ein kleines, aber dringendes Familien-Geschäft abzumachen hatte. Sie läßt Dich grüßen, und um unsere Unart zu strafen, daß wir sie nach Deiner Wiederkunft noch nicht besucht haben, will sie einige Wochen bei uns zubringen.

Alle Anstalten zum Empfange der Baronin von Rothann wurden mit Sorgfalt getroffen, denn sie war eine ganz eigene Frau, die sich in dem ihr nach dem Tode des Gemahls zugefallenen Gute Ellernrode einen Wittwensitz bereitet hatte, der Alles enthielt, was ihre Individualität bedurfte, um den Abend ihres Lebens, nach durchgekämpftem heißen Ehesommer, in gemächlicher Behaglichkeit zu genießen. Es durfte für ein Zeichen großer Anhänglichkeit genommen werden, daß sie sich entschlossen hatte, ihr liebes Eldorado, wie sie Ellernrode scherzweise nannte, auf längere Zeit zu verlassen, obwohl sie ihren Neffen Adolph von Herzen liebte, der von jeher mit kindlicher Verehrung an der lieben, klugen Tante hing, die ihn körperlich und geistig immer so gut bewirthet und die in seinen Augen keinen andern Fehler hatte, als daß sie die Vorzüge ihrer Geburt überall und allzu geltend machte. Er gestand sich das Unrecht, nicht sogleich vor Allem sie besucht zu haben, und nichts konnte ihn entschuldigen, als der im Innern gehegte Vorsatz, nicht im Vorübergehen, sondern längere Zeit bei ihr zu verweilen, was bisher noch nicht zur gewöhnlichen Ausführung hatte kommen können, weil Grünstein ihn eben so fesselte, als es mit Ellernrode bei ihr der Fall war.

Bertram war mit diesem Besuche weniger zufrieden; der alte Soldat konnte das gepriesene seidene Wesen der Baronin, wie er es nannte, nicht leiden, die beständig musterte, ohne von dem wahren Kommando einen Begriff zu haben, das Tausende in gleichem Momente gleichförmig in Bewegung setzt; auch wußte er vorlängst, daß sie seine Geradheit nie in besondere freundliche Affektion genommen hatte, was er übrigens aus Liebe zu seinem Herrn damit zu entschuldigen suchte, daß Frauenzimmergeschmack immer bizarr und er eben auch kein großer Liebhaber von weichgebackenem Brode sei. Aber redlich nahm er Theil an den Veranstaltungen, die Adolph traf, die Tante mit irgend etwas zu überraschen.

Der Grünsteiner Schloßgarten gränzte an den Wald, der sich hinter ihm sanft die Anhöhe hinaufzog, und es

Digitized by Google

bedurfte nur der Durchbrechung einer Hecke und der Anlegung einiger zwischen den Buchen und Birken sich durchschlingenden Wege, um zu einer hervorspringenden Stelle zu gelangen, wo man einer wunderlieblichen Aussicht über Schloß und Dorf Grünstein und das Flußthal mit seinen gegenüberliegenden Fernen genoß. Hier wurde mit Hülfe einiger Arbeiter leicht und zierlich eine Hütte von angenehmer Form und ziemlicher Größe aufgeschlagen, solche dicht mit Tannenzweigen bekleidet und bedeckt; der grobnete Fußboden mit zusammengefügten Brettern überlegt und frische Heumatten, unter Adolph's Aufsicht geflochten, darüber gebreitet. Ein einfacher Divan und einige Sitze warteten auf die Besitznahme der Ruhesuchenden, und Betram behauptete, daß es, versteht sich mit dem nöthigen Mundvorrathe versehen, sich hier recht angenehm bivouakiren ließe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Brüssel hatte Frau Parrade ihre älteste 14jährige Tochter seit Jahr und Tag in eine entfernte Pension gethan, was Niemand auffiel, da dem Mädchen bei erlangter Volljährigkeit ein bedeutendes Legat von einem verstorbenen Verwandten zufallen mußte. Dieser Tage erhielt die Polizei einen anonymen Wink, und drang in Folge dessen in die Scheune des Parrade'schen Hauses, wo sie das Mädchen in einem abgelegenen Winkel mehr todt als lebend fand. Um das Vermögen ihres Kindes zu erben, hatte die Rabenmutter dasselbe halbnackt auf ein Brett gebunden, es mit einem daneben liegenden Stock täglich mehrmals geschlagen, und nur mit einem Krummen Brods gefüttert. Wenn die Parrade am Schlagen verhindert war, mußte ihre Magd Verstreben den namenlosen Akt vollziehen. Als am 23. beide Verbrecherinnen zum Verhörrichter geführt worden waren, versammelte sich eine große Volksmenge, zumeist Frauen, am Justiz-Palast, und verfolgte den zum Kerker zurückfahrenden Wagen mit drohenden Verwünschungen. Um das mehr einem Skelett als einer menschlichen Gestalt gleichende Kind wo möglich am Leben zu erhalten, sind die ersten Aerzte Brüssels bemüht.

(Züge aus dem amerikanischen Kriegsleben.) Der Waatländer Major Lecomte war Adjutant des nordamerikanischen Generals M'Clellan. Nach den Schilderungen des letzter Tage in die Schweiz Zurückgekehrten über den amerikanischen Krieg soll der italienische Krieg hinsichtlich Strapazen, Entbehrungen und Anstrengungen der Soldaten nur eine Spazierfahrt gewesen sein; diese Entbehrungen und Anstrengungen müssen die Oberoffiziere, wie die gemeinen Soldaten mitmachen, und Hr. Lecomte ist selber in den Fall gekommen, aus seiner Satteltasche dem Obercommandirenden mit einem Stück Zwieback auszuhelfen. Zu den unwegsamen Straßen, wo oft Mann und Pferd im Schlamme versinken, und wo nie mit Sicherheit auf die Ankunft des Proviants gerechnet werden kann, kommt dann noch der amerikanische Rationalcharakter, wo Jeder sich selber helfen will und Keiner sich um den Andern kümmert. So z. B. sei der ganze Stab an einem Offizier vorübergeritten, der die größte Mühe hatte, sich mit seinem versunkenen Pferde aus dem Schlamm herauszuarbeiten, ohne daß Jemand abgestiegen wäre, um ihm behilflich zu sein. Er selbst habe einmal auf dem Marsche halten müssen, um seinen Sattel in Ordnung zu bringen, und obschon er der Wege und Stege unkundig war und an einer Kreuzstraße in öder Gegend sich befand, sei die Begleitung unbekümmert um ihn davon geritten. Nachdem er sie auf allen Straßen gesucht, sei ihm nichts übrig geblieben, als mit seinem Pferde in einem Walde zu übernachten und am andern Tage seine Entdeckungsreise fortzusetzen, die ihn dann endlich wieder zu seinen Leuten geführt. Wenn er einen Offizier über den Etat seiner Truppen gefragt, so habe ihn dieser zum Oberst gewiesen mit der Bemerkung, er wisse es nicht, und bei letzterem sei oft das Gleiche der Fall gewesen. Es sei daher leicht zu begreifen, daß ein solches Chaos sich eben nur so schwerfällig bewegt, wie man es seit langer Zeit gelesen hat.

Die französische Polizei, welche als die erste in der Welt betrachtet wird, dehnt ihre Thätigkeit nicht bloß im Innern des Landes aus, sondern erstreckt sich auf alle Hauptstädte Europa's. Die äußere Polizei ist in größere und kleinere Abtheilungen geschieden. Die große Abtheilung umfaßt vier Centralpunkte, nämlich: 1) Rom mit einem Polizei-Präfekten in der Person des Hrn. Mangini, dem Sohn des ehemaligen Polizei-Präfekten unter der Restauration; 2) Turin unter einem General-Commissär; 3) Brüssel mit einem gleichen Chef; 4) London ebenfalls mit einem General-Commissär zur Beaufsichtigung der Flüchtlinge und namentlich der Mitglieder der Familie Orleans. Die kleineren Divisionen der äußern französischen Polizei haben ihre Verzweigungen in allen bedeutenderen Städten; ihre Agenten machen Berichte, welche an eine eigene Behörde gerichtet werden, die dann das Geeignete verfügt."

Ein Schreiben aus Nordamerika meldet, es sei dort eine Crinolinensteuer eingeführt worden. Wäre anderwärts auch keine üble Einnahmsquelle!

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 85. Donnerstag, den 17. Juli. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Odermann.

(Fortsetzung.)

Ich wollte Ihnen den Vorschlag machen, bei mir wohnen zu bleiben, sagte der alte Mann; wahrscheinlich besitzen Sie kein Geld, und ich kann Ihnen wenig geben; doch hätten wir zusammen unsere Netze ausgeworfen, und wahrscheinlich würde ein besserer Fang uns gelohnt haben. Mein James ist ein braver Junge; allein er besitzt zu viel Uebermuth. Er will lieber eine Brigg als ein Netz in See führen; es thut ihm leid, daß ich von meinem Gewerbe nicht lassen will, aber das wird ihm nie gelingen. Hier wohnte mein Vater, hier ist er gestorben, und auch ich will hier den letzten Seufzer aushauchen.

Ich würde bei'm Fischen Euch schlecht helfen können, mein Freund! sprach Fernand, und was das Geld betrifft, so habe ich daran bisher keinen Mangel! und seine Jacke aufreißend, zeigte er einen lederneu Gurt um den Leib, welcher Goldstücke barg. Ich will Euch einige davon zum Andenken lassen, fuhr Fernand fort, und machte sich bereit, den Gurt zu lösen.

Thun Sie das nicht, sagte William, lassen Sie nur stecken, Freund! solche Angedenken mag ich nicht. Darum hab' ich Sie nicht dem Meer entrissen ....

Wohlan, es sei so! ich werde Euch später ein Andenken senden!

Wenn es gering von Werth ist, wird mir's angenehm sein, sprach William; sonst will ich es nicht.

Ihr sollt zufrieden sein, erwiederte Fernand, und nun bitte ich Euch, saget nicht, Ihr hättet einen Korsaren in französischen Diensten bei Euch beherbergt.

William ist Herr über seinen Mund, sagte der Fischer; seien Sie unbesorgt.

Bei'm Anbruch des Abends verließ Fernand den biederen Greis und nahm seine Richtung landeinwärts.

XI.

Entwickelung.

Als Fernand den alten William verlassen, richtete er seine Schritte dem Schlosse zu, das man ihm als das Besitzthum des Herrn Willsy bezeichnet hatte. Anfangs schritt er mit Eifer vorwärts; doch je näher er kam, um so mehr vergrößerte er seinen Gang, um so stärker fühlte er sein Herz klopfen. Endlich am Fuße des Schlosses angelangt, ließ er sich auf den Rasen nieder und ward traurig und unentschlossen. Sollte er das Schloß betreten? Sollte er es wagen, sich dem Herrn Willsy und seiner Tochter vorzustellen, oder sollte er lieber auf ewig die Gesellschaft Derjenigen fliehen, die seine ganze Seele erfüllte, die seinem Geiste eine andere Welt vorgeführt, die sein Herz mit zarten, menschenfreundlichen Gefühlen erfüllt hatte? Ach ja, fliehen ist das Beste, was zu thun mir ziemt, seufzte er, ich will sie nie mehr sehen, will will streben, sie zu vergessen und meinem Herzen Genesung verschaffen .... denn wohin soll dies Alles mich führen? Sie liebt mich nicht, und wird mich vielleicht nie lieben! Zwar mag meine Herkunft wohl der ihrigen gleich stehen: mein Name ist immer ein schöner Name gewesen; allein ich habe ihn befleckt. Ich, — der Freiherr van Inschote — ich bin ein Seeräuber gewesen, habe den Befehl über eine Rotte Buben geführt und... nein! nein!... ich will fliehen....

Und Fernand erhob sich, um den Ort zu verlassen und seiner geliebten Ellen ein ewiges Lebewohl zuzurufen. Doch gerade in diesem Augenblick ward ein Fenster im Schlosse geöffnet, und bei dem im reichen Saale erglänzenden Lichte konnte der Jüngling seine Geliebte gewahren. Gleich einer lichten Nebelgestalt schwebte sie durch das Gemach; ihr Haupt schien auf die Brust herabgesenkt, und so viel Fernand in der

Digitized by Google

Dunkelheit bemerken konnte, erschien ihr ganzes Aeußere tiefsinnig und traurig. Endlich nahte sie dem Fenster, auf welches sie sich lehnte, richtete die Augen zum Himmel empor und blieb lange so ihren Betrachtungen hingegeben. Fernand vergaß in diesem Augenblick Alles, was er so eben gedacht und gesprochen, um nur das Bild seiner Geliebten anzuschauen und im Geiste zu ihr zu fliegen.

Als Ellen vom Fenster sich entfernte, eilte Fernand auf das Schloß. Er ließ den schweren Thorhammer zwei Mal mit Gewalt niederfallen und fühlte in diesem Augenblick, wie das Blut ihm zu Kopfe stieg.

Ein alter Diener erschien und öffnete das Thor, musterte den Jüngling, so weit seine Augen in der Finsterniß es gestatteten, und war nicht wenig erstaunt, als der Fremdling sofort den Herrn Wilsy zu sprechen verlangte.

Der Bediente schien sich eben nicht zu beeilen, den jungen Mann anzumelden; mit Aufmerksamkeit betrachtete er dessen Sammetjacke und weiße Beinkleider, und wie stattlich, wie malerisch dieser Anzug den Jüngling auch kleidete, er war dennoch nicht vermögend, diesem des alten Dieners Achtung zu erwerben. Fernand, welchem dies nicht entging, und der dieser Besichtigung müde ward, sprach mit der gebieterischen Stimme, welcher nicht zu widerstehen war:

Wenn Ihr mich genug untersucht habt, dann bitte ich, mich anzumelden.

Wen muß ich denn melden, mein Herr?

Fernand.

Fernand . . . und . . .?

Fernand! nichts weiter.

Der Bediente ging, um seinem Gebieter diese Botschaft zu bringen.

Fernand! wiederholte dieser, sollte es möglich sein! und er lief nach dem Gemache, das den Jüngling aufgenommen.

Mein Freund! rief Herr Wilsy bei'm Eintreten in das Gemach, sind Sie es wirklich? O, so bald durfte ich nicht hoffen, Sie wieder zu sehen! und zugleich schloß er den Jüngling in seine Arme und fuhr fort, ohne ihm Zeit zum Reden zu lassen:

Kommen Sie, eilen wir zu meiner Tochter! Sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen. Seit wir Sie verließen, waren Sie stets der Gegenstand unserer Unterhaltung.

Fernand ließ sich fortführen, und bald öffnete der alte Herr ein Zimmer und rief in freudigem Tone: Ellen, Ellen! hier ist unser Freund zurück, Herr Fernand!

Anfangs war die Jungfrau leichenblaß, als sie diese Worte vernahm; doch bald verbreitete sich glühende Röthe auf ihre Röthe auf ihren Wangen, und Alles, was sie thun vermochte, war, daß sie einige Schritte vortrat und dem Jüngling die Hand reichte. Fernand drückte diese Hand mit ungewöhnlichem Gefühl in die seinige und war so wenig, als die Jungfrau, im Stand, irgend ein Wort hervorzubringen. Von alle Dem bemerkte Herr Wilsy nichts; er bat den Jüngling, sich niederzulassen, klingelte seinem Bedienten und befahl, sofort das Abendessen aufzutragen. Während man dies genoß, sprach Wilsy in scherzendem Tone:

Freund Fernand! die Reihe, Sie aufzunehmen und zu beherbergen, ist jetzt an mir. Wir haben es hier einigermaßen breiter, als in ihrer Kajüte.

Es ist dort jetzt noch weit schmäler geworden, Herr Wilsy, entgegnete Fernand.

Ich sehe wohl, daß sich Etwas ereignet haben muß, mein Freund! erwiederte Wilsy, doch später können Sie uns das erzählen und uns Ihre Pläne mittheilen. Jetzt will ich nichts davon hören, jetzt wollen wir blos mit Essen uns beschäftigen.

Aber dem Jüngling war es unmöglich, viel zu genießen, er hielt beständig seine Blicke auf Miß Ellen gerichtet, und fühlte sein Herz vom süßesten Gemüse durchströmt. Sie schien ihm jetzt noch tausend Mal schöner, als bei ihrem Aufenthalt in der Goelette. Ein weißes Kleid umhüllte ihre zarten Glieder; ihr blondes Haar war einfach geordnet und wallte in sanften Locken, über welchen ein silberartiger Glanz verbreitet lag, neben ihren schönen Wangen herab. Auf ihrer reinen, schön gebildeten Stirne glänzte eine leichte goldene Kette, in deren Mitte ein kostbarer Opal eingefügt war, und ihren rosigen Hals umschlang eine mit Diamanten besäete Schnur. Ihre Kleidung war nicht die beeng nde Tracht jener Zeit, das Mädchen hatte einen großen Theil ihres Daseins in den Florida's verlebt und sich eine Tracht gewählt, die zwischen der europäischen Mode und der Kleidung des genannten Theils von Amerika die Mitte hielt und ihr ein höchst reizendes Aeußere verlieh. Fernand konnte sie nicht genug anschauen, und mehrmals ereignete es sich, daß er auf eine oder die andere Frage des Herrn Wilsy die Antwort schuldig blieb. Dann sprach dieser:

Freund Fernand! es scheint mir, Sie haben Ihre Gewohnheit, trüben Gedanken nachzuhängen, immer noch nicht vergessen, oder er sagte mit spottendem Tone: Fernand! das schnelle Essen läßt Ihnen keine Zeit zum Sprechen, wie ich glaube . . . . und, setzte dann er freundlich hinzu, Sie erweisen meinem Abendbrod keine Ehre, Freund! hier, nehmen Sie doch Etwas von Diesem u. s. w.

Fernand entschuldigte sich so gut er's vermochte und schalt sich selbst innerlich darüber, daß er, der in der größten Gefahr solche Kaltblütigkeit an den Tag gelegt, jetzt, wo er sich in ruhiger Gesellschaft befand, die Schüchternheit eines sechszehnjährigen Jünglings zeigte. Er mochte jedoch thun, was er wollte, es gelang ihm nicht, dieses schüchterne Wesen zu bewältigen. Miß Ellen's Gegenwart schien ihm allen Muth zu benehmen und ihn zum furchtsamen Lamm umzugestalten.

Nach abgenommener Abendtafel begann Fernand, auf Wilsy's Bitte, zu erzählen, was er seit ihrer Tren-

Digitized by Google

nung erlebt. Er beschrieb die Jagd der englischen Korvette auf die schwarze Schwalbe, den darauf folgenden schrecklichen Kampf, das Scharmützel in der Schaluppe, seine fürchterlichen Leiden auf dem Maste inmitten des Oceans, und endlich seine durch den alten William bewirkte wunderbare Rettung. Fernand hatte diese Erzählung so einfach als möglich vorgetragen; allein die Schilderung war so wahr und so ergreifend, daß, als er mit Reden aufgehört, der zarten Jungfrau die Thränen über die Wangen rollten. Mit gerührter Stimme sprach sie:

Herr Fernand! wir sind in der That schuld an Ihrem Unglück gewesen. Um unsertwillen wurden Sie beinahe von Ihren Leuten ermordet, und hätten Sie uns nicht hier an's Land setzen lassen, so wäre Ihnen dieses letzte Unglück nicht widerfahren.

O denken Sie nicht daran, Miß Ellen, entgegnete der Jüngling, was uns an Englands Küsten widerfuhr, konnte uns allenthalben zustoßen. Was ich weiter gethan haben mag, war nichts mehr als die Pflicht eines ehrlichen Mannes, und Sie sind mir dafür keinen Dank schuldig.

(Schluß folgt.)

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch. — (Aus der Didaskalia.)

(Fortsetzung.)

Die Tante muß sehen, daß wir natürlichen Geschmack und, was die Hauptsache ist, Aufmerksamkeit für sie haben, sagte Adolph, sonst hält sie nicht lange aus; denn aufrichtig gesagt, Elternrod: ist ein Paradies gegen Grünstein, das in der letzten Zeit ziemlich vernachlässigt worden ist.

Wie so manches! brummte Bertram, dem auch die Gartenzucht anvertraut war, und den somit der Vorwurf traf. Das kommt Alles von der hilflosen Junggesellenwirthschaft her, fuhr er lauter fort, bei der man nicht recht weiß, wo es einem fehlt und wo man anfangen soll, um den Tag auf rechtmäßige Weise zuzubringen. Darum gehört eine Frau nach Grünstein, die dem langweiligen Wesen eine vernünftige Wendung giebt; und wenn Sie nicht bald dafür sorgen, so bitte ich den Herrn Oberst Papa, daß er selbst noch einmal in das Ehestands-Regiment als Volontär eintritt.

Adolph lächelte und sagte: nur vorwärts! auch Dir würde eine resolute Frau nicht übel anstehen. Einstweilen wird die Tante für Unterhaltung sorgen.

Und vielleicht auch für den fehlenden Artikel, setzte Bertram hinzu; denn sie kennt die halbe weibliche Standeswelt des Landes, und was sie aussucht, ist wahrlich ausgesucht.

Ich suche selbst, Bertram!

So suchen Sie doch in des Himmels Namen, denn hier in Grünstein finden Sie es nicht.

Warum nicht? fragte Adolph; der unbeachtetste Winkel der Erde birgt oft einen Schatz.

Holla! murmelte Bertram, der wird doch dem hübschen Bauernmädchen nicht nachstreichen, mit dem er vor wenigen Tagen so angelegentlich gesprochen hat? Das hieße die Herablassung doch ein wenig zu weit treiben. In einem Bauernhause kann man schon einmal im Quartier liegen, aber zur Garnison taugt es nicht. Wer wird sich an die Feldrose machen, wenn man Centifolien haben kann? Indessen, der Gusto ist verschieden. Ich denke, die Frau Baronin von Rothan wird Mittel und Wege finden, den Geschmack auf etwas Annehmliches zu lenken, und wenn das geschieht, so soll sie uns herzlich willkommen sein.

Nach einigen Tagen rollte ein zierlicher Reisewagen auf den Hof, empfangen von dem Oberst und seinem Sohne, die beide bemüht waren, der Dame aus dem Staubmantel zu helfen und sie auf Grünsteiner Grund und Boden willkommen zu heißen.

Es ist gegen alle Ordnung, sagte sie mit angenommener Ernsthaftigkeit, daß die Tante dem Neffen zuerst Besuch macht, der in der Fremde seine nächsten Verwandten vergessen zu haben scheint; aber ich hoffe, sonst Alles hier in Ordnung zu finden, und so grüße ich Dich denn mit mütterlicher Zärtlichkeit, die, wie man weiß, ja ohnehin nicht so streng richtet.

Adolph drückte die dargebotene Hand der Tante an die Lippen und sagte: dieses mütterliche Herz hat meinen Fehler leichter entschuldigt, als es mein Mund vermocht hätte; doch betheuere ich, daß nach dem väterlichen Empfange Ihre Gegenwart die angenehmste Empfindung ist, die mir seitdem geworden.

Er warf einen Blick in den Wagen, wo sich noch ein weibliches Wesen aus der Halle wand, und machte eine Bewegung, ihm Hülfe zu leisten.

Meine Kammerjungfer! sagte die Tante leicht hingeworfen; sorge, Tinchen, daß unsere Sachen in gehöriger Weise auf's Trockene gebracht werden.

Holla! rief Adolph dem in der Nähe stehenden Diener zu, rascher, als er sonst gewohnt war.

Man ging in das Schloß, das die Baronin seit länger als einem Jahre nicht mehr betreten hatte.

Du hast immer noch Alles in dem Zustande erhalten, wie es meine selige Schwägerin hinterlassen hat, sagte sie zu ihrem Bruder, einen musternden Blick umherwerfend; ich tadle dieses Gefühl nicht, denn ihr Andenken ist werth, überall bewahrt zu werden. Aber ich denke, eine junge Hausfrau wird hier viel aufzuräumen und abzuändern finden, meinst Du nicht, Adolph?

Dieser verbeugte sich und erwiederte lächelnd: in der nächsten Zeit ist das wohl nicht zu erwarten.

Aber es kommt, hoffe ich, mit Deinem Vater, ent-

Digitized by Google

gegnete sie; ich biete in solchem Falle zum neuen Arrangement meine hülfreichen Hände.

Man führte sie in ihre Zimmer, wo in neuerer Zeit sichtbar eine neue Anordnung stattgefunden hatte.

Das hast Du dem Adolph zu danken, sagte der Oberst, der seit mehreren Tagen bemüht war, die Wohnung Deinem Geschmacke so viel möglich mehr anzupassen.

Sie öffnete das Schlafzimmer, warf einen Blick hinein, und schüttelte den Kopf. Ein Bett nur? begann sie, ich bin in neuerer Zeit gewohnt, nicht allein im Zimmer zu schlafen. Albertine wird, wenn nicht in demselben Gemache, doch ganz in meiner Nähe sein.

Das wird sich einrichten lassen, erwiederte der Oberst.

Ich will Euch auch bei dieser Gelegenheit vorläufig Auskunft geben über das Verhältniß zwischen mir und dem Mädchen, fuhr sie fort, das aus guter bürgerlicher, aber herabgekommener Familie stammt, und besser erzogen ist, als zu ihrem jetzigen Stande paßt. Ich suche ihr daher auch ihre Lage so wenig demüthigend als möglich zu machen, und behandle sie deswegen mehr wie meine Gesellschafterin, als meine Dienerin, was sie durch ihre Bescheidenheit und ihr zartes, geflissentliches Benehmen vollkommen verdient, und sich mir schon recht werth gemacht hat. Ich bitte, auch von Eurer Seite dieselbe Schonung gegen Albertine eintreten zu lassen.

Diese erschien, eine leichte Casette tragend, während das eigentliche Gepäcke durch weibliche und männliche Diener des Hauses in das Vorzimmer geschafft wurde. Adolphs Augen ruhten mit Theilnahme auf der einfach, aber mit Geschmack gekleideten, lieblichen Gestalt, auf dem einnehmenden Gesichte, auf den Wimpern der schüchtern niedergeschlagenen Augenlieder, die nur von Zeit zu Zeit einen sanften Strahl der klaren blauen Augen hindurchließen, wenn sie gehoben wurden, um in der Umgebung sich zu orientiren.

Auch der Oberst hatte mit Theilnahme das Mädchen betrachtet, und verließ jetzt in Adolph's Begleitung die Baronin, um ihr Zeit zu lassen, sich von der Reise zu erholen und sich einzurichten, auch nächstdem die geäußerten Wünsche derselben, in Absicht auf die Schlafeinrichtung, in Ausführung bringen zu lassen, was keinem Anstande unterlag.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 7. Juni wurde in New-Orleans der angesehene Bürger Mumford, gebürtig aus Nordcarolina, öffentlich hingerichtet. Sein Verbrechen bestand darin, daß er nach Verkündung des Martialgesetzes das vom Commodore Farragut aufgepflanzte Sternenbanner von der Stange riß. Der Abschied dieses Mannes von Weib und drei Kindern war herzzerreißend; seine älteste 14jährige Tochter mußte mit Gewalt vom fest umklammerten Vater getrennt werden. Viele einflußreiche Bürger bemühten sich für Aufschub der Hinrichtung, scheiterten jedoch an der eisernen Consequenz des unionistischen Stadtkommandanten Butler. Der militärischen Escorte folgte mit dumpfem Schweigen eine unabsehbare Volksmenge. Er durfte sich von derselben vom fatalen Brett herab verabschieden, und that dieß mit beredten Worten, wobei er aber jede Klage und politische Anspielung vermied. Einige Minuten später tanzte er, wie die Amerikaner sagen, auf Nichts.

(Ein ungefährlicher Räuber.) Vom großen Winterberg in der sächsischen Schweiz ritt ein junges Paar hoch zu Roß nach dem Prebischthor, der Herr eine Cigarre rauchend voraus. Plötzlich warf sich ein Fußgänger auf die Dame, warf sie selber vom Pferde und sich auf sie. Die Dame schrie zum Tode erschrocken: Räuber, Mörder! und wehrte sich nach Kräften. Als endlich der Herr Gemahl herbei galoppirt kam, erhob sich der Fremde und sagte ruhig: so, nun ist's geschehen, Sie sind gerettet! So war's auch; denn nun zeigte sich's, daß ein Zündhölzchen, welches der Gemahl weggeworfen, die leichten Kleider der Dame in Flammen gesetzt hatte, ohne daß die Trägerin es gemerkt hatte. Ein tellergroßes Loch war durch alle Ober- und Unterkleider gebrannt.

Aus Venedig wird über einen interessanten antiquarischen Fund berichtet. Bekanntlich wurde dort der Doge Marino Falieri wegen einer Konspiration gegen die aristokratische Oligarchie hingerichtet, seine Schuld aber von vielen Geschäftsforschern bezweifelt, weil kein dieselbe beweisendes Dokument auf die Nachwelt gekommen war. Nunmehr will ein Sammler von Alterthümern ein solches entdeckt haben in einem Schreiben Falieri's an Calendaro, den Erbauer des Dogenpalastes, der mit ihm zugleich hingerichtet wurde. In diesem Brief soll Falieri seinem Mitschuldigen einen geheimen Eingang in den Dogenpalast bezeichnen, durch welchen die Verschwornen eindringen und den großen Rath aufheben könnten.

(Ein blinder Passagier.) Auf dem Pesther Bahnhofe ist am 16. d. M. eine eigenthümliche Fracht angelangt. Zwei Soldaten fanden in einem Waggon dritter Classe ein etwa vier Monate altes Kind weiblichen Geschlechts in einem Korbe verpackt, das sich durch Schreien bemerkbar machte. Die eingeleiteten Nachforschungen haben ergeben, daß der Korb mit dem Kinde von einer Frauensperson in Großkinda in den Wagen gelegt wurde. Neben dem Kinde lag im Korbe ein in hebräischer Schrift geschriebener Zettel, welcher wohl nähere Auskünfte über die Eltern des Findlings enthalten dürfte. Die Stadthauptmannschaft hat das Kind dem Rochusspital in Pesth zur Versorgung übergeben.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 86. Sonntag, den 20. Juli. 1862.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhofen.

Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Schluß.)

Nachdem Herr Willy Fernand's Mittheilungen vernommen, blieb er einige Augenblicke in tiefem Schweigen auf seinem Sitze. Endlich sprach er:

Freund Fernand, mein werther Freund! ich hoffe Sie denken doch jetzt nicht mehr daran, zu ihrer vorigen Lebensweise zurückzukehren?

Ach, Sir, seufzte der Jüngling, vermöchte ich doch diese Zeit aus meinem Leben zu vertilgen, ich thäte es. Wir haben, wie Sie wissen, schon ein Mal darüber gesprochen, und nunmehr will ich Ihnen offenherzig mittheilen, daß meine Absicht dahin ging, nachdem ich Sie verlassen, nach Antwerpen zu segeln, dort meine Mannschaft gut zu belohnen, sie dann zu entlassen und ein meines Namens würdiges Leben zu beginnen oder vielmehr mich zu bemühen, die auf meinem Namen haftenden Flecken zu tilgen."

Sie sind Ihres Namens würdig geblieben, mein junger Freund, und haben ihn nicht entehrt, entgegnete Willy. Der Freiherr van Imshote darf noch getrost seiner Ahnen Schild führen und stolz darauf sein.

Ich verzweifle wenigstens nicht, in den künftigen Jahren meines Lebens mich dessen würdig zu machen, sprach Fernand.

Die Unterhaltung dauerte noch eine Weile. Während dessen hatte Miß Ellen das Zimmer verlassen, und als die beiden Männer sich allein befanden, begann Willy:

Mein Freund! nun können wir vertraulicher reden. Es gibt Gegenstände, welche die Frauen nicht hören dürfen, und was ich Ihnen jetzt sagen will, würde ohne Zweifel meiner Tochter Betrübniß verursachen. Sie haben uns zu viele Dienste erwiesen, und die Freundschaft, die uns zusammen verbindet, ist zu mächtig, als daß wir an Ihrem Loose keinen Antheil nehmen sollten. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, muß ich Ihnen erklären, daß Sie gegenwärtig in England nicht mehr frei sein werden. Schon habe ich vernommen, daß die „schwarze Schwalbe" der englischen Regierung als eine gefährlicher Feind bezeichnet worden. Obgleich die Goelette verschwunden ist, wird man doch nicht unterlassen, Nachforschungen zur Entdeckung der möglicherweise geretteten Mannschaft anzustellen. Ja, noch mehr; die Leute des „St. Georges," denen Sie die Freiheit schenkten, könnten sie zufälligerweise sehen, und einige möchten niederträchtig genug sein, Sie zu verrathen.

Ach, wer weiß, seufzte Fernand, obgleich ich nicht der einzige Gerettete bin. Das Herz blutet mir, Sir, wenn ich an das Loos meiner Leute denke. Es waren einige unter ihnen, die ein sehr treffliches Gemüth besaßen. Armer Lukes, ohne Zweifel bist auch du unter den Todten, und wahrscheinlich hat dein wackerer Maat Jahn, gleich dir, sein Grab im Ocean gefunden!

Diese Gefühle machen Ihnen Ehre, mein Freund, fuhr Willy fort, allein Geschehenes läßt sich nicht ändern, und vielleicht sind Ihre Freunde so glücklich gewesen als Sie. Jetzt muß für Sie gesorgt werden. Vernehmen Sie daher meinen Rath. Während langer Zeit dürfen Sie meine Wohnung nicht verlassen und müssen sich als Gefangenen betrachten; an mir soll es nicht fehlen, Ihnen inzwischen das Leben so angenehm als möglich zu machen. Das englische Gebiet können Sie für jetzt nicht verlassen. Später wollen wir sehen, wie Sie zu handeln haben . . . . Niemand wird Sie hier aufsuchen. Mein alter Diener ist treu und wird auch kein Wort verrathen, außer etwa seinem Sohne James, welchen große Lust anwandeln würde, hier zu erscheinen, um Ihnen heimlich ein Mal die Hand zu drücken . . . Was sagen Sie zu alle Diesem, Freund Fernand?

Digitized by Google

Mit auf die Brust gesenktem Haupte blieb der Jüngling niedergeschlagen auf seinem Sitze und beantwortete nicht gleich Herrn Willy's Frage. Endlich reichte er dem alten Manne die Hand und sprach mit trauriger Stimme:

Herr Willy, Ich kann Ihr freundliches Anerbieten nicht annehmen!

Und was gedenken Sie denn zu thun? fragte Willy mit schlauer Miene.

Morgen früh will ich abreisen.

Und in die Hände des Gerichts fallen?

Was geb' ich darum?

Freund! ich verstehe Sie nicht, sagte Willy, daß heißt, meine Freundschaft schlecht erkennen. Warum wollen nicht bei uns bleiben?

Weil ich nicht kann, Sir! rief Fernand, und von seinem Sitze sich erhebend, begann er, im Zimmer auf und ab zu schreiten, und rief nochmals mit trauriger Stimme:

Nein, ich kann nicht, ich darf nicht!

Sie dürfen nicht! und weßhalb mein Freund? Das fordert Erläuterung. O, sagen Sie mir, was sie quält, sagen Sie mir's! bat der alte Herr. Sie wissen, daß ich Theil nehme an Ihrem Schmerze, und vielleicht vermag ich, Ihnen Trost zu gewähren.

O tief verblendeter Freund! rief Fernand leidenschaftlich, und nicht mehr wissend, wohin er sich wenden sollte. Und vor Herrn Willy hintretend, setzte er hinzu:

Aber, mein Herr! Sie sind ja mehr als blind; und Sie sollten wünschen, daß ich noch länger bei Ihnen weile?

Erklären Sie sich! rief Willy, der gleichfalls sich erhob, erklären Sie sich deutlicher! denn — bei meiner Seele! ich verstehe Sie nicht.

Aber sehen Sie denn nicht, daß ich .... Gott! Gott!

Daß Sie ....? nun weiter, um Gottes willen, reden Sie, mein Freund!

Daß ich es wage, Miß Ellen, Ihre Tochter, zu lieben! daß ich unverschämt genug gewesen bin, mein Herz, mein befleckles Herz einen Augenblick der freudigen Hoffnung hinzugeben, daß mir vielleicht einmal Gegenliebe zu Theil werden möchte!

Und diese Gegenliebe — ist sie Ihnen versagt worden? fragte Willy in feierlichem Tone.

O, Sir! erwiderte der Jüngling, denken Sie denn, ich hätte es in der Unverschämtheit so weit gebracht, daß ich von meinen Gefühlen redete? Hätte ich Ihnen dann wohl noch in's Angesicht schauen, Ihnen fortwährend den Namen „Freund“ ertheilen dürfen?

Und was denken Sie von Miß Ellen, Fernand, glauben Sie, daß Sie Ihnen Gegenliebe schenken könne?

O, schon lange weiß ich, seufzte Fernand, daß es für mich keine Seligkeit auf Erden gibt! Miß Ellen könnte mich lieben! o das wäre der Himmel! — Doch das kann nicht sein! — Sie, die Unschuld und Heiligkeit selbst — sie sollte nur einen Augenblick an mich denken, an mich? an einen ....

Erniedrigen Sie sich nicht selbst, mein Freund! fiel Willy dem Jüngling in's Wort. Ich habe Ihnen den Namen „Freund“ gegeben, Sie werden mir stets ein Freund bleiben, und wen ich dieses Namens würdig erachte, der ist ein ehrbarer, würdiger Mensch, und für einen solchen halte ich Sie.

Fernand schwieg nun einige Augenblicke, und auch Herr Willy schien diesen Betrachtungen hingegeben. Endlich begann der Jüngling.

Nun, Herr Willy, sehen Sie jetzt nicht ein, daß ich Sie verlassen muß?

Keineswegs, mein Freund, war Willy's Antwort, ich bleibe bei meinem ersten Anerbieten und will nicht, daß Sie mein Hausverlassen ... Während eines Monats wollen wir über alles Dieses nicht mehr reden. Inzwischen will ich mich bemühen, die Gesinnungen meiner Tochter zu erforschen und sie nöthigenfalls darum fragen. Davon wird Alles abhängen ....

Nein, Freund, nein! rief Fernand; doch Willy unterbrach ihn und fuhr fort:

Herr Fernand! nichts weiter über die Angelegenheit. Sie müssen mir als Freund gehorchen.

Wohlan! ich will diese Martern, diese Beschämung für die Freundschaft erdulden, entgegnete der Jüngling.

Besser würden Sie thun, mein Freund, sich mit einiger Hoffnung zu schmeicheln. Die Zeit würde in jedem Falle, und die Sache möge einen Ausgang nehmen wie sie wolle, sich angenehmer für sie gestalten. Nun also, nach einem Monat wollen wir näher darüber sprechen!

Einen Monat später verließ eine englische Brigg den Hafen von Portsmouth, ihre Bestimmung war nach Savannah. Am Bord befanden sich der alte Willy, seine Tochter Miß Ellen und Fernand. Dieser Letztere machte die Reise unter dem Namen eines Neffen des Herrn Willy mit. Bei der Ankunft in Amerika sollte die Vermählung der Miß Ellen und des Freiherrn van Jaschote gefeiert werden.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch. — (Aus der Didaskalia.)

(Fortsetzung.)

Ein späterer Umstand machte indessen den Oberst bedenklich. Als er nämlich mit Adolph die Schwester zur Abendtafel abholen wollte, erklärte diese, daß sie bisher in Gesellschaft Albertinens gespeis't habe, daß sie hier für dieselbe um gleiche Gunst bitten müsse; daß, im Falle solches gegen die Grundsätze des Hauses verstoße, sie gern auf das gemeinschaftliche Mahl verzichte, und sol-

Digitized by Google

ches mit Erlaubniß des Oberst mindestens heute auf ihren Zimmern einnehmen wolle, bis sie ihrer Gesellschafterin das Röthige schonend beigebracht habe. Es versteht sich übrigens, fügte sie bei, daß, wenn Du, lieber Bruder, fremde Gäste am Tische hast, ich der Etikette ein Opfer bringe, sie davon unter irgend einem Vorwande wegzulassen; denn ich begreife, daß es noch schwache vornehme Seelen gibt, denen kein Bissen schmecken würde, müßten sie in Gesellschaft einer nach ihren Begriffen niedriger Geborenen die Mahlzeit einnehmen, obwohl ich im Allgemeinen die Standesformen nicht verwerfe, aber hier in Deinem Hause, in Deiner und Adolph's Gesellschaft, mir schon erlauben darf, meinen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten nachzuhängen.

Ich für meine Person — entgegnete der Oberst, füge mich gern in Alles, was Dir den Aufenthalt bei mir angenehm machen kann, obwohl ich gestehe, mit einer Kammerjungfer an einem Tische noch nicht gespeist zu haben; aber hier findet in jedem Betracht eine Ausnahme statt, und auch Adolph wird —

Sich eben so gern fügen, wie der Papa fiel dieser ihm rasch in's Wort. Ich achte Alles, was die Tante achtet, und zum Beweise dessen, will ich Ihrer Schützlingin einladend den Arm reichen, um sie zu Tische zu führen.

Er machte eine Bewegung gegen die Thüre des Nebenzimmers.

Nesse! sagte Frau von Rothann mit komisch gehobenem Haupte: ich, die Tante, rechne auf Deinen Arm; ich hoffe, Du wirst mich nicht vernachlässigen. — Du hast vielleicht die Güte, lieber Bruder, Albertinen rufen zu lassen.

Sie legte die Hand auf Adolph's Arm und verließ mit ihm das Zimmer, während der Oberst die Nebenthüre öffnete, und mit soldatischer Galanterie Albertinen zum Nachtessen einlud und in ihrer Gesellschaft dem voranschreitenden Paare folgte.

Auf dem Lande ist man gewohnt, bald zur Ruhe zu gehen, wenn in den Städten die Geselligkeit erst ihre Kreise zu suchen pflegt.

Die dörfliche Schule, die in Schlummer gesunkene Natur ladet zu gleichem Genusse ein, um mit dem jungen Tage zu erwachen und das Morgenlied der Lerche zu hören, die über den thaubeperlten Aehrenfeldern trillert, indessen die Residenzler noch unruhig träumen von den Vorkommnissen des vergangenen Tages, der erst nach Mitternacht endete.

Der Nachtwächter rief unten im Dorfe die neunte Stunde aus, als sich in dem Schlafzimmer der Baronin schon die weißen Roulaux niederließen, und um zehn Uhr war in der Hauptetage des Schlosses kein Licht mehr sichtbar, als bei Adolph, der, am offenen Fenster liegend, in die sternenhelle Nacht hineinschaute und der Nachtigall horchte, die aus dem Schloßgarten herüber das Weiheried der Liebe sang.

Er suchte endlich das Lager in jener Stimmung, die uns von der Erde in ein seliges Reich versetzt, das wir ahnend im Busen tragen, und der Schlummergott nahm sanft den Ermüdeten in die weichen Arme und führte ein liebliches Traumbild vor dem innern Gesichte des Glücklichen vorüber.

Guten Morgen, Bertram! rief Baron Adolph früh um fünf Uhr diesem zu, der über den Hof ging, um sein Tagesgeschäft zu beginnen.

Wohl geruht zu haben, lieber Herr Baron! antwortete dieser; sind recht bald auf, aber — er sprach leiser, — die Frau Baronin von Rothann stecken dort auch schon den Kopf zum Fenster heraus.

Vortrefflich! Es ist aber auch ein himmlischer Morgen. Ich lade sie ein, auf unserm Belvedere zu frühstücken; bestelle, daß das Röthige hiezu hinaufgebracht wird.

Adolph schlug dem Vater und der Tante einen Spaziergang vor, den die letztere mit Vergnügen annahm, weil er mit ihrer Tagesordnung übereinstimmte.

Der Oberst wußte von dem neuen lustigen Schlößchen oben im Walde so wenig als die Tante, die dem Neffen Einwendungen machen wollte, als dieser den Weg nach dem Schloßgarten einschlug, den sie nach allen Theilen kannte, der sie weniger anzog, als eine Partie durch Feld und Wald.

Wir kommen dahin, beste Tante, sagte der Führer; wenn wir uns durch die steife geradlinige Ordnung einer altadeligen Gartenanlage hindurch gelangweilt haben, winkt uns das frische Grün des ohne Kunst in die Höhe geschossenen Waldes, und uns allmählig erhebend über die platte Fläche der alten Regel, streift unser Blick mit Wohlgefallen über Berg und Thal, frei wie die Lüfte, die uns mit Wohlgerüche umspielen.

Recht poetisch! sagte beifallnickend die Baronin; ich habe dagegen nur zu erwidern, daß diese altadelige Gartenanlage, wie Du sie zu nennen beliebst, edle Früchte getragen hat und noch trägt, die uns mit feinerem Genusse erfreuen, als die Früchte der Eichen und Buchen.

In glücklicheren Zonen reifen an deren Stelle die köstlichen Orangen, entgegnete der Neffe, die hier in den Treibhäusern der Vornehmen und Reichen nur dürftig gezogen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Enttäuschung.) Eine der beliebtesten und nebenbei hübschesten Pariser Schauspielerinnen erhielt eines Morgens ein duftendes Billet, begleitet von einem prachtvollen Strauße der seltensten Blumen. Nachdem sie das Bouquet mit ihrem reizenden Näschen willkommen geheißen, erbricht sie den Brief und ist entzückt über die glühende Huldigung, welche der Schreiber ihren Talenten und ihrer Schönheit darbringt. Man konnte diesen Brief ein geschriebenes Delirium, ein kalligraphisches Fieber nennen. Sie wurde förmlich gerührt von dieser unüberschwenglichen

Digitized by Google

Sprache und ihre Rührung verwandelte sich in freudiges Herzklopfen, als sie endlich an folgende Stelle kam. „Erlauben Sie mir, himmlische Zauberin, daß ich Sie um Ihre Hand, um diese Götterhand bitte, die ꝛc. ꝛc.“ Rasch blickt sie nach der Unterschrift und findet den Namen einer der reichsten und glänzendsten Cavaliere der Hauptstadt. Ueberglücklich, wonneberauscht liest sie den Brief zu Ende, doch wer beschreibt ihren Schrecken, als sie an das post-scriptum kommt, welches lautet: „Haben Sie die Güte mich wissen zu lassen, wenn ich, ohne Sie zu stören, Ihnen meinen Former schicken kann.“ Der glühende Verehrer der schönen Künstlerin mit dem sie sich schon vor dem Traualtar stehen sah, wollte ihre Hand nur in — Gyps besitzen!

Ein Correspondent des „Bund“ schreibt diesem aus Paris folgendes amüsante Hofgeschichtchen: Mittlerweile amüsiren sich der Hof und seine Gäste in Fontainebleau so gut es angeht; namentlich sind die Promenaden auf dem See des englischen Gartens eine der Lieblingsunterhaltungen der hohen Herrschaften. Die Kaiserin ließ hiezu eigens kleine vergoldete Gondeln, „Coquilles de noix“ (Nußschaalen) genannt, bauen, in welchen sie mit den Hofdamen an Geschicklichkeit und Schnelligkeit wetteifert. Für das „Kind von Frankreich“ wurde eine 5 Meter lange Panzerfregatte mit Maschine, Masten, Segeln und Geschützen gebaut, und zur großen Bestürzung der berühmten Karpfen von Fontainenblau krachen alle Augenblicke die Batterien des lilliputanischen „Merrimac.“ Der Kaiser seinerseits hat den „Sport“ auf das Wasser übertragen und vertreibt sich die Zeit mit Wasser-Schlittschuhlaufen. Seine Majestät stehen mit jedem ihrer Beine in einem eigens zu diesem Zwecke construirten Boo te eine Balancirstange in den kaiserlichen Händen.

(Die Macht des Zufalls.) Ein Bediensteter in einem Wiener Großhandlungshause hatte den Auftrag, eine bedeutende Summe Geldes in die Nationalbank zu tragen. An derlei Geschäfte gewöhnt, steckte er die vollgestopfte Brieftasche zu sich und ging sorglos seinen Weg in die Herrngasse. Er wechselt mit einem Bekannten ein paar freundliche Worte, grüßt ein Fräulein, das seinem Herzen nahe steht, springt auf die Seite, um einem rasch um die Ecke biegenden Fiaker auszuweichen und erreicht endlich wohlerhalten sein nahes Ziel. Doch wer beschreibt seinen panischen Schrecken, als ein zufälliger Griff an den Brustsack ihn von dem Abgange des ihm anvertrauten Geldes überzeugt. Die Versuche zur Auffindung der verlorenen Brieftasche waren fruchtlos, der Gemüthszustand des Unglücklichen fürchterlich. — In später Nachtzeit steht der Verzweifelte am Kettensteg, dem Stelldichein aller Jener, die in den Fluthen der Donau ihre Ruhe suchen wollen. Er ergreift krampfhaft mit beiden Händen das eiserne Geländer der Brücke, um mit einem Sprunge über dasselbe den Folgen seiner Fahrlässigkeit zu entrinnen; in diesem entscheidenden Momente erhält er aber einen gelinden Schlag auf die Hüfte. Erschreckt und unwillig zugleich, in seinem Vorsatze gestört zu sein, wendet sich der Selbstmörder um — er erblickt jedoch Niemand. Aber ein Griff nach seinen hinteren Rockschößen überzeugt ihn nicht nur von der Ursache des Schlages, sondern auch von dem Vorhandensein der inhaltsschweren Brieftasche, die sich durch ein Loch des Brustsackes bis nach rückwärts in die weiten Räume seines modischen Rockes verloren hatte. Er war gerettet.

Reisende, welche die neue große Eisenbahn von Königsberg über Kowno nach St. Petersburg zurückgelegt haben, rühmen, daß auf der Strecke von Tauroggen bis St. Petersburg mehr als fünfzig Stationen, wo der Fremde insbesondere Thee bekommen kann, eingerichtet sind. Der Thee ist durchweg der russische Karawanenthee (nicht unser auf der weiten Seereise ausgelaugter Cantonthee) und wird nun mit Zucker getrunken. Die Zubereitung geschieht in Kesseln (Somawar), durch welche ein Cylinder, in den man glühende Kohlen wirft, um das Wasser zu erhitzen, läuft; eine Einrichtung, die sich wahrscheinlich auch bald bei uns heimisch machen wird. Den feinsten Thee, Blumenthee (Tzwetotschny), trinkt man nur in Rußland, er ist sehr theuer; es ist, da die Theesträucher mehrere Male gepflückt werden, der Thee der ersten Lese, der Tzwetotschny geht nur nach Rußland, nach England u. s. w. nur Thee der zweiten und dritten Lese. Ein Pfund schwarzer Thee mit Tzwetotschny gemischt kostet in Moskau $3^1/_3$ Thlr.

(Heirath durch Annonce.) Tragische Enthüllungen mußte kürzlich in Wien ein neuvermähltes Ehepaar erfahren. Die Hochzeit desselben, welche zu Folge eines von dem Brautwerber in hiesigen Blättern inserirten Antrages zu Stande kam, in welchem Inserate sich derselbe als solider Mann mit einem jährlichen Einkommen von 2000 fl. gerirte, wurde im Laufe der vorigen Woche daselbst gefeiert. Gleich darauf erlebte die neuvermählte Gattin eine höchst unangenehme Ueberraschung, weil ihr Gatte in Folge einer bedeutenden Schuldforderung gerichtlich gepfändet wurde. Dem Manne jedoch war eine ähnliche Enttäuschung vorbehalten, denn das Vermögen seiner Frau, welches dieselbe vor der Hochzeit mit 6000 fl. ausgewiesen hatte, stellte sich als ein auf einen Wechsel erwirktes Capitel heraus, welches dieselbe innerhalb eines Monats zu berichtigen acceptirt hatte. Dieses kaum vermählte Ehepaar hat gegenseitig beschlossen, sich in Güte zu trennen.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 83.

Eine schöne Frau gefällt dem Auge, eine gute dem Herzen; jene ist Edelstein, diese ein Schatz.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

image
not
available

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 87. Dienstag, den 22. Juli. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung").

I.

Eine sternhelle Januarnacht lag über der weißbeschneiten Fläche. Die schmale Sichel des Neumondes stand am schwarzblauen Himmel, auf dessen dunklem Grunde sie sich klar und scharf abzeichnete, ohne dem Glanz der tausend flimmernden Lichter zu schaden, welche aus Weltenfernen zur kleinen Erde herniederschauen, um das Auge ihrer Kinder zu sich emporzuziehen und im Hinblick zu dem Lande ewiger Herrlichkeit über ihre kurze Spanne Dasein und deren Leiden zu trösten.

So dachte die einsame Frau, welche bis Mitternacht den Schlummer nicht gesucht hatte und jetzt noch einmal auf den Balkon trat, um die Schönheit des winterlichen Sternenhimmels zu betrachten. Eine bittere Kälte strömte ihr eisig entgegen, als sie die wohlverwahrte Thür öffnete; sie zog den schützenden Pelz dichter um sich und trat an das Geländer. Ihr Auge suchte zuerst die Höhen des Lichtes und weilte lange auf den vertrauten Sternbildern, die sie schon seit ihrer längst verrauschten Jugend kannte. Wie oft hatte sie zu ihnen emporgeblickt in namenloser Seligkeit und öfter noch in tiefem Leide, das ihrem Lebenspfade reichlich beschieden gewesen war! Jene Seligkeit und der herzzerreißende Gram — das Alles war auf den Wellen der Zeit vorübergetragen worden und in dem Herzen der alternden Frau wohnte ein stiller Frieden, den nur zuweilen, wie heute, wenn die Erinnerung vergangener Tage durch äußere Begebenheiten geweckt wurde, eine wehmüthige Regung unterbrach. Sonst hatte sie dieselbe immer leicht überwunden, heute fiel es ihr schwer.

Sie stand an dem Geländer und ließ ihre Augen nun über die Landschaft irren, deren Umrisse im Schnee beim ungewissen Sternlichte dämmernd zerrannen. Hinter sich hatte sie die hohe Glasthür geschlossen und die dichten Stoffe der Portière ließen das Lampenlicht aus dem warmen Saale nicht zu ihr dringen; ihre dunkle Gestalt wäre von unten nicht zu unterscheiden gewesen, auch wenn ein Auge noch gewacht hätte, um nach den Fenstern zu späh'n. Aber es war schon Mitternacht und weder auf dem Herrenhofe, noch drüben im Dorfe wachte wohl irgend ein Mensch noch, als vielleicht ein Paar arme Kranke, die den tröstenden Schlaf noch nicht finden konnten.

Diese einsame Frau blickte in die Ferne, dort blieb ihr Auge haften als vermöge es einen bestimmten Gegenstand wahrzunehmen. Unmöglich war das wohl, aber mit den Augen des Geistes schaute sie Alles so klar, als liege die schöne Landschaft in all' ihrer Anmuth, verklärt vom hellen Sonnenglanze vor ihr. Sie sah das blitzende Silberband des Flusses, der jetzt, vom Frost unter Eis und lastendem Schnee verhüllt war, sie sah die üppigen Fluren, den Hügel mit seinem Waldschmuck und die kleine Brücke, welche an seinem Fuße über den Bach führte, der sich in vielen Krümmungen zum Flusse hinschlängelte — sie sah einen Reiter über die Brücke sprengen und ihr war, als höre sie den donnernden Hufschlag eines flüchtigen Rosses auf dem leichten Gebälk.

Wer kann das geheimnißvolle Wesen der Erinnerungen enträthseln! Sie schlummern oft lange Jahre, ein halbes Menschenalter hindurch, völlig vergessen und verloren, und bei geringfügigem Anlaß, dessen Zusammenhang mit ihnen wir uns oft gar nicht denken können, erwachen sie zuweilen erst in dämmernden Umrissen welche nur allmählig Sicherheit gewinnen, bis das Bild, oder der Gedanke in voller Klarheit wieder gestaltet ist wie einst, zuweilen aber in plötzlichem Aufloder wie im Morgenlande aus kurzer Dämmerung die Sonne auf-

Digitized by Google

geht. Wem ist es nicht begegnet, daß er auf solche Weise der Gegenwart entrückt und wieder in fernab liegende Vergangenheit versetzt wurde! Oft auch wecken äußere Gegenstände dieselben Gedanken wieder, welche wir einst in ihrer Nähe gehegt — die Strophe eines alten Liedes, das wir dort gesungen, klingt uns von Neuem an, wollen wir es vervollständigen, entschwindet uns All:s, aber ungesucht taucht später ein's nach dem andern, ohne Reihenfolge, im Gedächtniß auf, und wir können es zusammensetzen, wie Theile eines zertrümmerten Bildwerkes.

Die Frau, welche den Frost der Mitternacht nicht fühlend, auf dem Balkon ihres Hauses von den Geistern ihrer Vergangenheit heimgesucht wurde, war seit wenigen Tagen erst hier angekommen, wo sie nun ihren bleibenden Wohnsitz zu nehmen gedachte. Das letzte Band, das sie noch an die große Welt gefesselt hatte, war seit Kurzem gelöst, sie glaubte fortan allen Verpflichtungen, welche sie einst übernommen, enthoben zu sein, und hatte sich in die Einsamkeit dieser schönen Besitzung zurückgezogen, an die sich tausend liebe Erinnerungen aus der Jugendzeit knüpften. Seit jener Zeit war es lange in fremden Händen gewesen, sie hatte es aber mit bedeutenden Opfern wieder an sich gebracht und wollte nun den Rest ihrer Tage hier verleben. Der stille Frieden, die Segensfrucht eines vorwurfsfreien Lebens, welche sie aus der Welt mit hierher gebracht, war freilich bei dem Wiedersehen der alten vertrauten Umgebung durch das Aufleben längst vergangener Zeiten wieder gestört worden, aber sie wußte ja, daß auch diese Bewegung ihres Gemüthes bald vergehen mußte, und nur heute, wo sie den Gedächtnißtag eines theuern Verstorbenen in ihrem Herzen feierte, hatte sie sich des überwältigenden Gefühls nicht erwehren können, das sie hinaustrieb auf den nächtlichen Balkon, wo sie vor dreißig Jahren zur selben Stunde ängstlich nach jener Brücke geschaut, bis der donnernde Hufschlag eines Rosses auf dem leichten Holzgebälk sie freudig getröstet hatte. Wie lebte jetzt auf einmal jene Nacht, gleich einer lichterflammenden, reichbeschenkten Weihnacht, mit all' den lieben Gestalten auf, die sie damals noch in unverringertem Kreise umgaben, die Geschwister, welche sie selbst, den Liebling von Allen, auf Händen getragen, als wäre sie ein Wesen höherer Art — und nun, in den kerzenhellen Saal eintretend, die schwarzen Locken vom raschen Ritt verwildert, Reif in Haar und Bart, aber leuchtende Freude auf den Wangen und im schönen stolzen Auge, die hohe Gestalt ihres Verlobten!

Als sich das Bild der Vergangenheit bis zu diesem Momente eines seligen Wiedersehens belebt hatte, durchzuckte plötzlich die sinnende Frau ein leichter Schauer. War es der Frost der Mitternacht, der endlich sein Recht behauptete und sie in die Wirklichkeit zurückrief, oder hatte das eisig durchkältende Gefühl, das sie überrieselte, einen anderen Grund? Ihr Herz stürmte in bangen Schlägen — ihr war, als mache sich ihr die Geisterwelt, in deren Reich alle, all' die Lieben versammelt waren, an welche sie eben mit unendlicher Sehnsucht gedacht hatte, in ahnungsvollem Weben und Walten kund, und wie sie, von dem Grauen erfaßt, das in menschlicher Natur tief begründet, der Seelenkraft spottet, sich eben von dem Balkon zurückziehen wollte, war es ihr plötzlich, als höre sie durch die Todtenstille der Nacht ein fernes Gelächter. Das klang ihr wie eines Dämons Hohn und Spott über die heiligen Gefühle, welchen sie sich eben hingegeben hatte, und fast ihrer Sinne beraubt, floh sie aus der Nacht in den Saal zurück; ihre zitternden Hände besaßen kaum noch die Kraft, die Thür des Balkons wieder fest zu schließen.

Als die schweren Falten der Portière sich hinter ihr gesenkt hatten und das milde Licht der Lampe im Zimmer die ganze traurliche Einrichtung desselben vor ihren Augen erhellte, da fühlte sie sich erst wieder beruhigt und war beschämt, daß sie sich ihren Gedanken an längst vergangene Tage bis zu diesem Grade hingegeben habe. Sie warf einen Blick auf die Uhr, welche in demselben Moment halb Eins schlug. Gleich darauf hörte sie auch den Wächter außerhalb des Hauses auf dieser Seite unter dem Fenster abrufen, der arme Mann hatte sich wohl verspätet oder vor der Kälte gefürchtet, und mochte erschrocken sein, daß er noch Licht hinter den Gardinen im Wohnzimmer seiner Herrin bemerkt hatte, die nun seine Nachtlässigkeit im Dienste ersuhr. Durch diese Gedanken völlig in die Wirklichkeit zurückgeführt, suchte die Dame ihr Schlafgemach, das unmittelbar an das Wohnzimmer stieß und entkleidete sich, wie immer, ohne Hilfe einer Dienerin, da sie dem Zwange der Mode, welche das unmöglich macht, längst entsagt hatte. In Bette überfiel sie aber doch noch einmal der Gedanke an das unheimliche Gelächter, das sie in der Stille der Nacht vernommen zu haben glaubte; der deutliche Laut desselben klang ihr noch in den Ohren und ließ, als sie wieder daran dachte, ihr Blut lebhafter pulsiren; konnte es eine Täuschung ihrer aufgeregten Sinne gewesen sein? In ihrer Seele war doch die seligste Harmonie gewesen, bei der Erinnerung an den Frühlingstraum und das kurze Glück ihres Lebens, wie konnte ein so greller Mißton in ihr erwachen, wenn er nicht wirklich von Außen kam? Vielleicht aber hatte sie in Wahrheit etwas Wirkliches vernommen, im Dorfe konnten ja noch Leute wach sein, oder es gingen, wie man ihr gesagt hatte, daß es wohl noch zuweilen geschehe, Menschen auf Wild- oder Holzfrevel bedacht, nach dem nahen Walde. Sie entschlug sich endlich nur des fruchtlosen Sinnens darüber, indem sie ihre Seele nach frommer Gewohnheit, der sie in keiner Lage des Lebens untreu geworden war, zum Gebete sammelte. Dann schlummerte sie friedlich ein.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch. — (Aus der Didaskalia.)

(Fortsetzung.)

Die Klugheit lehrt uns also, versetzte die Tante, sich nach der vorhandenen Zone zu bequemen, und dankbar zu schätzen, was sie Erlesenes darbietet.

Sie kamen an die trennende Hecke am Ende des Gartens, die, zu großer Verwunderung des Oberst, durchbrochen war, und ein gut geebneter Weg führte zwischen Büschen und Bäumen des beginnenden Waldes aufwärts bis zum sogenannten Belvedère, wo köstlicher Kaffee, unter Bertrams Aufsicht gebraut, ihrer wartete.

Frau von Rothann war wirklich von der ihr zu lieb getroffenen Einrichtung angenehm überrascht und bezaubert von der weiten Aussicht, die sich hier öffnete.

Siehst Du, liebe Tante, sagte Adolph, ihre dankende Hand noch in der seinigen drückend, so finde ich nach und nach alles heraus, was mir Grünstein zum angenehmsten Aufenthalte der Erde machen kann, indem ich zugleich das Vergnügen meiner Lieben zu befördern suche. Möchte ich in dem Augenblicke, wo ich den Schlußstein meines Glücks einfügen will, mir ein frommer Lohn werden!

Der Oberst küßte ihn auf die Stirne. An mir soll's nicht fehlen, Adolph! sagte er, denn ich bin überzeugt, daß Du nichts thun wirst, was unsere Billigung entbehren müßte.

Und meine Albertine äußert nichts über die angenehmen Erscheinungen dieses Morgens? äußerte die Baronin während des Genusses des köstlichen Getränkes von Mokka.

Ich fürchte, durch ein einziges Wort dieselben zu unterbrechen, die wie ein Traumbild mich umgaukeln, antwortete das Mädchen mit lieblicher Schüchternheit.

Wenn Du erlaubst, Bruder! so nehme ich an jedem heiteren Morgen meines Aufenthalts in Grünstein das Frühstück hier oben, sagte die Baronin.

Nach Deinem Gefallen! entgegnete dieser. Ei, apropos, Bertram! wandte er sich zu Dem: steht die sogenannte Druideneiche noch?

Unversehrt, wie ein alter Heldenstamm mit mächtigen Zweigen, war die Antwort.

Die möcht' ich doch besuchen, weil ich ihr so nahe bin.

Eine Druideneiche? fragte Albertine leise, zur Baronin sich wendend.

Ja, Kind! antwortete diese; und das neugierige Mädchen möchte sie sehen? Nun, der Herr Oberst haben vielleicht die Gnade, Dich mitzunehmen, nicht wahr, Bruder?

Dieser machte eine freundliche bejahende Verbeugung.

Ich bleibe hier, fuhr sie fort, wo es mir so behaglich ist, und mein Neffe hat die Güte, mir Gesellschaft zu leisten.

Adolph blickte den Abgehenden nach, und setzte sich dann ruhig der Tante gegenüber.

Nun, lieber Adolph! begann diese, sage mir, hast Du noch nicht daran gedacht, Dich zu vermählen? Der innige Antheil an Deinem Geschicke wird diese Frage entschuldigen, und Du wirst ihr mit Aufrichtigkeit entgegenkommen. Dein Vater wünscht es, und Du bist in den Jahren und in solchen Verhältnissen, die einen solchen Wunsch auch von Deiner Seele rechtfertigen.

Aufrichtig, liebe Tante! Ja! ich habe im Stillen daran gedacht, aber bisher nicht gefunden, was mich ermuntert hätte, dem Gedanken Folge zu geben.

Weil Du nicht suchtest, Adolph! weil es nicht Dein rechter Ernst damit ist. Ich könnte Dir ein halbes Dutzend schöner Mädchen Deines Standes nennen, die alle mehr oder minder werth wären, vielleicht sogar wünschten, Baronin von Halden zu heißen.

Der letztere Grund würde in den Augen der Standeswelt einleuchten, denn Namen und Vermögen gelten dort gewöhnlich mehr, als persönliche Eigenschaften.

Männlicher Hochmuth in stolze Bescheidenheit gehüllt! Oder meinst Du nicht, eine Dame werde einen jungen artigen Baron nicht liebenswürdiger finden, als einen jungen artigen Handwerker oder Bauern?

Der Stand giebt also hier den Ausschlag?

Der Stand, mein lieber Neffe, ja! — Ein anständiges Mädchen darf sich mit ihren Gefühlen nicht unter ihren Stand verirren. Ein anderes ist es bei dem Mann, der das Weib seines Herzens zu sich hinaufheben darf, — wenn sie nicht zu tief unter ihm steht; aber immer liegt eine Verblendung zu Grunde, die Beide büßen müssen; denn die Welt richtet eine Uebertretung der Schicklichkeit streng.

Was kümmert den Glücklichen das Urtheil der Welt?

Wer ist so glücklich, daß er das Urtheil der Welt gleichgültig ertragen kann? Und wenn man ein solches Glück im wahren Lichte sieht, was ist es: ein Rausch, oder mindestens ein Räuschchen, aus dem Becher der Leidenschaft geholt; der Zauberduft verduftet, die Zeitlichkeit die Blüthe ab; die Nüchternheit führt zu Entdeckungen, die für beide Theile nicht angenehm sind. Eine besonnene Ehe, lieber Adolph, auf gleiche Gesinnungen, auf gleiche Bildung, auf gleiche Bedürfnisse und Gewohnheiten gegründet, von vernünftigen, unparteiischen Personen als solche erkannt, eine solche Ehe muß glücklich ausfallen; denn das wahre Glück der Erde ist Zufriedenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Festgabe des Nationalvereins an die deutsche Schützenversammlung ist von Berlin in Frankfurt eingetroffen. Das Geschenk besteht aus einem silbernen Trinkhorn und wird als ein Meisterstück der Ciselirung gerühmt. Es ist aus dem Atelier der Herren Sy und

Digitized by Google

Wagner in Berlin hervorgegangen, und repräsentirt einen Werth von 1000 fl. Das Horn ruht auf einem Sockel, der von einem mächtigen Eichenstamm gebildet wird. An diesen gelehnt sitzt Kaiser Barbarossa; von beiden Seiten nahen dem schlafenden Kaiser ein deutscher Schütze und Turner, um den Schläfer zu wecken; in dem Gezweige der Eichen flattern schreiende Raben. An dem Horn selbst befinden sich vier Medaillons, deren eines die Dedikation trägt; die drei anderen sind mit trefflich gravirten Bildern der Wartburg, der Veste Koburg und der Paulskirche versehen. Auf dem Deckel sieht die siegreiche Germania mit gezücktem Schwerte. Das Horn ist mit dem Sockel und der Germania auf dem Deckel etwas über 2 Fuß hoch. Hinsichtlich der übrigen Ausführung sei noch bemerkt, daß die das Horn und den unteren Theil des Fußes zierenden Ornamente frei gearbeitet, erhaben aufgelegt und vergoldet sind; die Figuren und Gewänder sind in lichtgrau oxydirtem, das Horn in polirtem und die übrigen Theile in matten Silber. Ein sehr schönes Trinkhorn ist auch von der Stadt Leipzig eingeschickt worden.

Bekanntlich dient die Leberhalle in Frankfurt einem Theile der Schweizerschützen zur Wohnung; für 350 Mann sind unmeirte Betten mit den entsprechenden Tischen ꝛc. aufgeschlagen; ein bequemes Lese- und Sprechzimmer eingerichtet. Morgens um 4 Uhr rücken 25 Mann Soldaten zum Reinigen der Kleider ein und um 6 Uhr erscheint das weibliche Dienstpersonal zum Bettmachen und zum Reinigen des Lokales. Alphabetische Listen der in der Leberhalle Einquartirten, sowie Listen der Numern der Betten mit den Namen der Inhaber sind im Lesezimmer aufgelegt. Tag-, Nacht- und Gaswächter sind angestellt und zwei Feuerspritzen stehen bereit, jede etwaige Gefahr sofort niederzukämpfen.

Von dem im Jahre 1509 in Augsburg gefeierten Schützenfeste sind noch Einladungen zu dem Feste und die Schützenordnung vorhanden. Darin heißt es unter anderm: Es soll mit Armbrust, Stahlbogen und Büchsen geschossen werden; sodann: Ein jeder Büchsenschütz, soll auch allerwegen schießen, aufrecht, mit freiem, schwebenden Arm, und abgetrenntem Wammsärmel, daß der Schaft die Achsel nicht berühre ꝛc. Von dem großen Feste, welches in Nürnberg im Jahre 1614 zur Uebung und Ergötzlichkeit im Schießen mit Falkonenbüchsen stattgefunden, ist noch ein Bild vorhanden, welches eine Aufschrift trägt, die auch für das Frankfurter Fest passend wäre, nämlich: „Felix civitas, quae in pace de bello cogitat," d. h.: „Glücklich ein Volk, das im Frieden an den Krieg denkt!"

Aus seinem Stuttgarter Aufenthalt erzählt Genast, daß sobald der König im Theater erschien, sich das Publikum erheben mußte. Das gab denn allemal einen Heidenspektakel, der jedoch höchsten Orts nicht ungnädig vermerkt wurde; und zu diesem Lärm, der auch stattfand, wenn die Vorstellung bereits begonnen hatte, gesellten sich noch Pauken und Trompeten. Die Handlung auf der Bühne wurde natürlich unterbrochen und nahm erst ihren Fortgang, wenn der König Platz genommen. Ferner durfte Niemand applaudiren, bevor nicht Letzterer das Zeichen gegeben hatte. Ein Schauspieler, der Komiker Vinzenz, war ein besonderer Liebling des Hofes, und durfte sich daher Vieles auf der Bühne erlauben. So erhielt der König einst in der Hofloge ein eiligen Brief, den er rasch erbrach und las. Vinzenz, der mit einem Andern gerade auf der Scene war, bemerkt es, unterbricht die Handlung, und stellt sich, den König fixirend, unter dessen Loge. Die Stille fällt dem hohen Herrn auf, er blickt herab und sieht in das dumm lächelnde Gesicht von Vinzenz, der ihm ganz gemüthlich zuruft: „Geniren sich Ew. Majestät nicht! Wir brauchen uns hier unten nicht zu übereilen und können warten!" Der König lachte von ganzem Herzen über den Spaßmacher und schickte ihm nach der Vorstellung ein Dutzend Flaschen Wein.

(Ein sicheres Einkommen.) Man findet jetzt in den Zeitungen gewisse Inserate, worin angezeigt wird, daß gegen Einsendung von einigen wenigen Gulden man die Mittel zu einem sicheren Einkommen von 40, 50 Gulden und noch mehr monatlich angerathen erhalten werde. Bloß aus Neugierde machte sich Jemand den Spaß zwei Gulden zu opfern, und fragte bei einem solchen Einkommen-Vermittler an. Die Antwort lautete: „Thun Sie dasselbe wie ich. Lassen Sie in die Zeitungen den meinigen ähnliche Anzeigen einschalten, geben Sie dabei Ihre oder eine andere beliebige Adresse an und Sie werden sehen, daß Sie monatlich ein schönes Sümmchen einnehmen werden."

Professor Roßmäßler führt die Ursache der seitherigen kalten Witterung auf die ungewöhnliche Wärme im Frühjahr zurück. Da nach den angestellten Beobachtungen der ganze Westen Europa's diese Erscheinung theilt, so muß man schließen, daß das warme Frühjahr große Eismassen in West-Grönland abgelöst habe und die untere kalte Meeresströmung sie nach Neufundland in's atlantische Meer getrieben habe, wo ihr Schmelzen jetzt ungewöhnlich viel Wärme bindet. So würde sich auch die seltene Erscheinung kalter West- und Südwestwinde erklären. Professor Roßmäßler meint, daß wohl bald die Bestätigung seiner Vermuthung eintreffen werde. Dieß ist in der That bereits geschehen, die transatlantischen Dampfer sind großen Eismassen unter dem 47. Breitengrade begegnet, denen sie Mühe hatten, auszuweichen; auch sahen sie verschiedene Segelschiffe im Eise stecken.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 88. Donnerstag, den 24. Juli. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Moden-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Der Wächter, der unter dem Fenster sich allerdings, wenn auch nicht erschrocken, doch gewundert hatte, daß seine Herrschaft bei nachtschlafender Weile noch munter war, hatte sich wieder in seine Stube zurückgezogen und nicht mit Unrecht geschlossen, daß, wenn die gnädige Frau jetzt erst zu Bette gehe, sie im ersten festen Schlafe wohl nicht bemerken werde, ob er eine oder die andere Stunde überschlage. Er zog daher gemächlich seinen Schafpelz aus, verbot dem Hunde, der ihn fragend anzusehen schien und mit einem vorgespitzten Ohr nach draußen lauschte, das Knurren, das er wiederholt versuchte und hieß ihn neben sich auf das Strohlager strecken, wo denn Beide bald in einen so festen Schlaf fielen, als er ihn seiner Herrschaft in eigennütziger Absicht gewünscht hatte.

Es war aber keine Täuschung aufgeregter Sinne gewesen, welche die Frau auf dem Balkone bethört hatte. Das Gelächter, das von der feinen kalten Nachtluft auf ziemlicher Ferne zu ihr getragen war, das sich bald, nachdem sie das Zimmer gesucht, nochmals wiederholt und der Wächter hätte es hören können, wenn er nicht eben im Abrufen begriffen gewesen wäre, lauter als gewöhnlich, damit seine Herrin wenigstens darin seinen Diensteifer wahrnehme. Wenige Minuten später erschienen zwei dunkle Gestalten, scharf erkennbar auf der weißen Schneefläche, über welche sie dahinschritten, an der Grenze, wo sich der herrschaftliche Garten von der Feldflur durch einen leichten, nicht allzuhohen Stacketenzaun abschnitt. Sie gingen rasch, hatten wohl ihr Vorhaben längst abgesprochen und waren über die Ausführung einig. An dem Zaune standen sie einen Augenblick still und horchten, mit Anstrengung bald nach dem Herrenhofe, bald nach dem Dorfe, aus welchem sie nicht gekommen waren. Alles still! Man hätte das Fallen eines Blattes von jener Steineiche hören können, an welcher noch das verdorrte erfrorene Laub aller Aeste hing.

Leg' an! sagte der Eine mit leiser Stimme.

Na das fehlte noch! Wo ein Hemdfetz drüber springt, eine Leiter! erwiederte der Zweite und schickte sich an, schwerfällig über den niedrigen Zaun zu steigen. Der Erste, ohne weiter ein Wort zu sagen, faßte eine Latte mit kräftiger Hand, und schwang sich mit der Gewandtheit eines vollendeten Turners hinüber!

Sehen Sie! Wenn man nur muß! sagte der Andere. Aber die Latte knackte und brach mit verdächtlichem Geräusche.

Der Erste stieß einen leisen Fluch aus, und Beide standen dann eine Weile lautlos und horchten wieder. Es hatte jedoch kein menschliches Ohr das Geräusch der brechenden Latte vernommen; der Andere, der wirklich eine Leiter mit sich führte, die er jedoch zum Uebersteigen des Zaunes nicht für nöthig erachtet hatte, zog sie nun auch herüber, nahm sie wieder auf die Schulter und Beide setzten ihren Weg fort, nicht in gerader Richtung auf das Herrengebäude, das vor ihnen lag, sondern zuerst in den bergenden Schatten der Eichengruppe, welche seitwärts stand. Dort wollten sie erst ihre nähern Anstalten zu ihrem Vorhaben treffen.

Du weißt also guten Bescheid? fragte der Erste, während der Andere die Leiter vorläufig an einen Baum lehnte.

Mit verbundenen Augen finde ich mich vom Keller bis zum Boden durch alle Winkel, versicherte dieser. Beide sprachen mit großer Vorsicht und unterdrückten Stimmen.

Darnach frage ich nicht, entgegnete der Erste. Ich meine, wo sie schläft?

Digitized by Google

Dort, ſehen Sie das Eckfenſter! Das iſt ihre Kammer. Daneben die zwei ſchwarzen Fenſter, von wegen der bunten Gardinen, das iſt eine Wohnſtube — den Balcon vor dem Fenſter rechts ſehen Sie auch, da geht's am Beſten.

Und der Schrank, von dem ich dir ſagte?

Der ſteht in der Wohnſtube an der Wand, die nach dem Saale zu iſt. Der Saal kommt gleich daneben, die drei Fenſter rechts vom Balcon und dann wieder, wo der zweite hängt, wie'n Vogelbauer, iſt die Putzſtube —

Schweig mit Deiner Geſchwätzigkeit! herrſchte ihn der Erſte zu.

So! war des Andern kurze freche Antwort. Der Erſte fühlte, daß er ihn nicht beleidigen dürfe.

Du ſollſt mir lieber ſagen, fuhr er daher freundlicher fort, was Du noch für einen Wunſch haſt, wenn Alles glücklich abgelaufen iſt. Du weißt, ich meine es gut mit Dir.

O ja — erwiderte der Zweite trocken und etwas gedehnt. Nun, ich werde nicht blöde ſein. Es kann jetzt los gehen, ich habe Alles bei der Hand. Wollen Sie die Klimperei hier nehmen?

Jener wies dies Anſinnen mit einer unwillkürlich heftigen Bewegung von ſich.

Ja! lachte der Andere in derſelben Weiſe auf, wie es vielleicht die Dame auf dem Balkon vorher vernommen hatte, aber er unterdrückte gleich ſelbſt den Laut, der ſie verrathen konnte, lud die Leiter wieder auf und behielt auch das Werkzeug, das er ſeinem Gefährten hatte anvertrauen wollen. Sie wollen ſich die Finger nicht beſchmutzen — nicht wahr? ſagte er. Ich mache es, und Sie — nun meinetwegen!

Der Erſtere gab keine Antwort darauf und Beide eilten jetzt, ihre Schritte auf dem knirſchenden Schnee ſo viel mäßigend als möglich, über die kurze freie Strecke, welche ſie noch vom Hauſe ſchied. Als ſie unter den Fenſtern ſtanden, legte der Zweite, der viel kleiner, aber breitſchulteriger war als ſein Begleiter, an die Brüſtung des Balkons die Leiter an und ſagte mit frechem Kopfnicken: Bitte!

Du weißt mit Beſtimmtheit, daß ſie allein auf dieſer Seite des Hauſes ſchläft? fragte der Erſte zaudernd.

Ganz allein — die alte Frau, verſicherte der Andere.

Und im Erdgeſchoß Niemand? Kein Menſch von der Dienerſchaft?

Alles nach dem Hofe heraus. Unten ſind Logirſtuben und ſo etwas. Steigen Sie nur friſch hinauf.

Geh voran! befahl Jener in den Ton zurückfallend, welcher den Andern vorhin gereizt hatte.

Meinetwegen! Wenn Sie mir aber die Leiter nachher fortziehen, ſteh' ich für nichts! Er ſagte das in einer gewiſſen drohenden Weiſe und ſtieg nun mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit die Sproſſen hinan als betrete er einen ſehr bekannten Weg. Als er ſich über die Brüſtung geſchwungen hatte, folgte ihm zögernd und ungeſchickt der Erſte, weigerte ſich aber beim Ueberſteigen auf den Balkon die Handreichung des Andern anzunehmen. Nun warten Sie hier — ich mache Ihnen gleich auf; flüſterte dieſer.

Er wußte auf die eigenthümliche Manier, welche er nur in einer Genoſſenſchaft aus der Nachbarſchaft großer Städte gelernt haben konnte, eine Scheibe der großen Glasthür faſt geräuſchlos aus ihren Fugen einzudrücken, und als er ſie leiſe beſeitigt hatte, fand er die Oeffnung groß genug, um ſich, hindurchlangend, des Thürſchloſſes zu bemächtigen, mit welchem er auch genau Beſcheid zu wiſſen ſchien. Er öffnete wirklich nach kurzem Hantieren den Eingang und flüſterte nun, indem er zur Seite trat, mit unverkennbarem Hohn: Haben Sie die Gnade!

Der Gefährte, der bei ſeinem Treiben ſchweigend, aber mit welchen Gefühlen! zur Seite geſtanden hatte, überſchritt jetzt haſtig die Schwelle und ſchrak zuſammen, als er ſich von dem ſchweren Stoffe des Thürvorhanges aufgehalten, gleichſam gefangen hielt. Doch fand er die Spalte und von dem Andern gedrängt, trat er in das Zimmer, wo ſie nun von völliger Finſterniß umgeben waren.

Rühren Sie ſich nicht vom Fleck! raunte der Zweite ihm zu. Ich will erſt Alles beſorgen.

(Fortſetzung folgt.)

Des Vaters Wunſch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Haniſch. — (Aus der Didaskalia.)

(Fortſetzung.)

Richtig und wahr! Und dieſe Zufriedenheit gewinnt man nur, wenn Inneres und Aeußeres in's Gleichgewicht gebracht werden. Was ich von einem Weibe geiſtig und körperlich wünſche, das muß ſie beſitzen, Gleiches muß ſie an ihrem Gatten finden; gegenſeitige herzliche Neigung muß das Band ſchließen, um dieſes Gleichgewicht, wenn es ſchwanken will, mit einem ſanften Drucke auf dieſe oder jene Seite wieder herzuſtellen. — Find' ich ein ſolches Weib, Tante, ſo ſage ich mit Freuden: die ſoll meine Gattin ſein.

Wir armen Frauen! — fuhr Frau von Rothann fort, — ſind euch Männer gegenüber doch recht übel daran. Wir dürfen nicht ſagen: mein künftiger Gatte muß dieſe und jene Eigenſchaften beſitzen; wir müſſen, wenn ein Mann ſich nähert, uns begnügen mit dem, was er beſitzt, alſo mindeſtens Namen und Stand; müſſen ſorgfältig zu erhalten ſuchen, was Erziehung und Welt ihm gelaſſen haben, und dürfen froh ſein, wenn er erkennt, was wir zu ſeinem Beſten thun, — während ihre Anſprüche wachſt, die kaum zu befriedigen ſind. Du haſt ein Vorurtheil gegen die Weiber, mein guter Adolph, wie ich ſchon aus mehrern Aeußerungen bemerkt habe, was einem jungen

Digitized by Google

Manne von Gefühl nicht gut anſieht; aber ich ſage Dir, wir Weiber ſind beſſer, als ihr Männer; ihr gebt euch nur die Mühe nicht, uns kennen zu lernen. Wenn es einen Ehehimmel gäbe, manches gute, edle Weib würde dort nach ihrem Eintritte als Stern erſter Größe glänzen, während ſie im Leben in einer Dunkelheit ſchmachtete, die keinen Strahl ihres Geiſtes aufkommen ließ. Nimm's nicht zu genau, lieber Neffe und bedenke, daß Deine Tante auch einem Geſchlechte angehört, das ihr auf den Händen tragen ſollte, wenn noch der Geiſt der alten Chevalerie in euch wohnte.

Ei, Täntchen! verſetzte lachend Adolph, das will ich; ich will meine Gattin nicht nur auf den Händen, ich will ſie im Herzen tragen, und je angenehmer ſie mir dieſes Tragen macht, deſto glücklicher wird unſere Ehe ſein. Ich habe kein Vorurtheil gegen ein Geſchlecht, dem Sie angehören, beſte Tante; aber ich möchte eine Frau, die ich nähme, nicht blos, weil ich Baron, ſondern weil ich ihr lieb bin, und mein Lebenlang es bleiben will.

Ein braver Vorſatz, Adolph! der Dir reichliche Zinſen tragen wird, ſagte Frau von Rothann; mache alſo, daß das Kapital in einem guten Hauſe bald angelegt wird.

Ich will mich umſehen, Tante! verſicherte der Neffe; aber ich rechne auf Ihren Beiſtand.

Bei jeder ſchicklichen Partie! verſprach die Baronin.—

Die Beſchauer der Druideneiche kehrten zurück.

Der Oberſt war ſehr gut gelaunt, und Albertine hatte in ſeiner Geſellſchaft einen Theil ihrer Schüchternheit abgelegt, was ſie ſehr gut kleidete.

Ihr ſcheint euch gut unterhalten zu haben, wandte ſich Adolph vertraulich zu Bertram.

Nur zu gut! antwortete dieſer; der Herr Oberſt — nun, es iſt nicht ſchön von mir, daß ich mir eine ſolche Bemerkung erlaube, aber gegen den Sohn des Herrn darf ich es wohl thun: Der Herr Oberſt haben ſehr angelegentlich ſich mit dem vornehmen Kammerkätzchen unterhalten, das recht unmuthig plaudern kann über allerlei, was man bei ihr nicht ſucht; der Herr Oberſt ſind nach ſeiner Art ſogar ein wenig galant geworden, wenn er ſich von mir nicht bemerkt glaubte, was ſie mit einer Manier aufgenommen hat, als ob das alles in der größten Ordnung wäre. Herr Baron, da legt am Ende der Kukuk ein Ei in das Neſt, und es wird eine Stiefmutter ausgebrütet.

Du kennſt meinen Vater nicht! entgegnete Adolph.

Na, Sie kennen das alte Sprüchwort: Alter ſchützt vor — Liebe nicht, will ich ſagen.

Adolph brach das Geſpräch ab und wendete ſich zur Geſellſchaft. Allerdings bemerkte er, daß Albertine gegen den Papa zutraulicher geworden war, als bisher; er erklärte ſich aber einfach ſolches durch die gemüthliche Perſönlichkeit des freundlichen Mannes, und damit, daß dieſer dem Mädchen Gelegenheit gegeben hatte, ihr Licht leuchten zu laſſen. Sie mußte eine ſehr gute Erziehung genoſſen haben, das bewies ihr Benehmen, mehr noch die Bildung ihres Geiſtes, vor allem mit einer ſchmucklosen Natürlichkeit, mit einer zarten Weiblichkeit verbunden, die ihre Züge mit der Anmuth beſeelte, ohne welche das ſchönſte Geſicht den Beſchauer kalt läßt.

Wie kam es aber, daß ſie gegen ihn eine Zurückhaltung zeigte, die manchmal in Aengſtlichkeit überging, wenn er ſchnell eine Frage an ſie richtete oder einen forſchenden Blick auf ſie warf? Hatte die Tante vielleicht geheime Inſtruktionen ertheilt in Beziehung auf ihn? Oder lag die Urſache in ſeiner Perſönlichkeit? Die angeborene Eitelkeit wollte das Haupt ein wenig regen. Vielleicht trug er ſelbſt die Schuld; denn er mußte ſich bekennen, daß er bisher zu einer vertraulicheren Annäherung keinen Anlaß gegeben hatte, allerdings aus ehrenwerthen Gründen, die aber von jungen ſchönen Mädchen nicht anerkannt werden. Oder — und bei dieſem Gedanken rieſelte es warm und ſanft durch ſeine Bruſt, — fürchtet ſie für ihr Herz? Will ſie einer Gefahr ſich nicht ausſetzen, die ihrer Ruhe droht? Er fand in Verfolgung dieſes angenehmen Gedankens, daß er bereits in derſelben Gefahr ſchwebte. Er geſtand ſich, daß ſchon der erſte Anblick des Mädchens wie ein ſtiller Zauber auf ihn gewirkt habe, der ſeitdem fortwebend ihn täglich mehr umſponne; daß ihre Stimme wie Muſik in ſeinem Herzen widertöne; daß aus ihren Augen eine Seele ſtrahle, die mit der ſeinigen verwandt ſei, und — weil er doch nun einmal im Geſtehen war, ſo legte er endlich ſich noch das letzte Bekenntniß ab, daß Albertine dem entworfenen Bilde ſeiner künftigen Gattin gleiche, und daß ihre Liebe ihn über alles glücklich machen würde.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Frankfurt.) Die Zahnlücke iſt ein Ort, wo kleine Leute bei Bier, Tabak und nicht bei Wein oft immens fidel ſind. Da ſangen Tyroler das Lied: Vom Menſchen, der ka Geld hat, der wär wie ein ausgewaſchen Kalb gerade ſo fad — wie ein Feld ohne Blum gerad ſo dumm — wie ein Wald ohne Bam grad ſo infam — — wie ein heſſiſcher Pionier, der die Schlöſſer ruinir. Das letzte gefiel aber einem nichtheſſiſchen Unteroffizier ſchlecht, er griff an ſeine Plempe und meinte, das Lied ſolle man bei Leibe nicht noch einmal ſingen. Da ſchrie wer eine Kehle hatte: „Den heſſiſchen Pionier! den heſſiſchen Pionier!“ Man konnte es im Kurfürſtenthum hören, denn es war nahe an der Grenze. Der Unteroffizier ſah ſich grimmig nach Verſtärkung um, aber ſeine Kameraden ließen ihn im Stich, die wollten ſelbſt das Lied vom heſſiſchen Pionier noch einmal hören. — Nun ſage mir noch Einer, das Volk treibe keine Politik.

Aus London, 13. Juli ſchreibt man: Im Oxford war geſtern Commemoration Day, d. h. Gedächtniß der Stifter der Hochſchule, der alljährlich mit großem Lärm und Pomp gefeiert wird. Den Pomp beſorgen natürlich

Digitized by Google

die Würdenträger der Universität, und den Lärm die Jugend, welcher an diesem Tage die Freiheit gestattet ist, sich nach Bedürfniß gegen die Alma mater und deren Vertreter auszutoben. Alle Bande der Etiquette und Disziplin sind an diesem Tage gelockert, Frauen haben Zutritt zu den Kreuzgängen der klösterlichen Kollegien, die ihnen sonst streng verschlossen sind, und der Student spricht die Dechanten, Prorektoren und Professoren mit den unverschämtesten Spitznamen an, ohne daß diese darüber erzürnt sein dürfen. Den Mittelpunkt des tollen Treibens aber bildet das klassische, oftbeschriebene Sheldonian-Theater, wo an diesem Tage seit undenklichen Zeiten mehrere Ehren-Doktorell-Diplome ertheilt und wohlverdiente Staatsmänner, Generale, Gelehrte und Schriftsteller den Titel Doktor des bürgerlichen Rechts erhalten. Wellington und Blücher sind auf solche Weise Doctores juris geworden, ohne sich weder um Justinianus und Tribonianus viel gekümmert zu haben und gestern war die Reihe an Lord Palmerston, sich den Doktormantel umhängen zu lassen. Er erfreut sich bei der Oxforder Studentengesellschaft gewaltig großer Popularität und sie war mit seiner Erhebung vollkommen einverstanden, während sie andern Kandidaten gegenüber oft ihr „non placet“ ertönen läßt, ohne daß der Kandidat deßhalb abgewiesen wird. Zwei volle Stunden vor Beginn der eigentlichen Diplomertheilung war das Sheldonian-Theater gestern von Frauen und Männern der Stadt und deren Umgebung gefüllt Es wurden endlose Vivats ausgebracht auf die Königin, die Prinzeß Alice, „die leider schon vergeben ist“, „auf alle heirathsfähigen Mädchen“ und sogar auf die Mädchen, „welche dumm genug sind, nicht heirathen zu wollen“. Des Schabernaks und Lärm war kein Ende, bis endlich die große Orgel die Volkshymne anstimmte, die großen Flügelthüren sich öffneten und der Kanzler mit dem Vizekanzler, den Prorektoren, Pedellen, Professoren, Kandidaten u. s. w. in den Saal traten. Nun wurden die Ehrenkandidaten dem Publikum vorgeführt und unter mancher beifallenden Bemerkung von der Gallerie auseinandergesetzt, um welcher Verdienste halber sie den Doktortitel erhalten sollten. Den Ehrenposten erhielt diesmal, als Ausländer, der brasilianische Gesandte, Graf Moreira, nach ihm kamen Lord Palmerston, Sir James Outram, Sir W. Head (zuletzt Gouverneur von Kanada). Dr. Watson, Wheatson und Dr. Taylor. Des Lärmens war kein Ende, bis die Zeremonie vorüber war. Dann begab sich Lord Palmerston auf's Staathaus, wo ihm eine Adresse überreicht wurde, nahm mit den Anderen an einem großen Festmahle Theil und fuhr noch vor Mitternacht nach London zurück.

(Englische Freigebigkeit für Wissenschaft und Kunst.) Das britische Museum kann im laufenden Jahre 22,445 Pf. St. oder in runder Summe 149,600 Thlr. für seine Zwecke verwenden, nämlich 10,000 Pfund für Bücher 3000 für Handschriften, 1000 für Mineralien, 1000 für Fossilien, 1500 für zoologische Präparate, 100 für Pflanzenarten, 1000 für Alterthümer aus dem Orient und dem europäischen Mittelalter, 1000 für römische und griechische Alterthümer, 1500 für Münzen und Medaillen, 2000 für Zeichnungen und Holzschnitte ꝛc. Außerdem kann das Museum noch über 2211 Pf. St. verfügene hauptsächlich für Kunstsachen aus Babylon, Enidus und der Cyrenaica bestimmt sind.

(Ein modernes Dienstmädchen.) In Wien wollt dieser Tage eine Hausfrau ein Mädchen in ihre Dienste nehmen. Natürlich wollte sie früher die Betreffende sehen und sprechen; da sie aber mehre Male, als das Mädchen um sich vorzustellen kam, vom Hause abwesend war, verlor Letztere die Geduld und vereinfachte sich ihre Sache, indem sie ihrer zukünftigen Herrin einstweilen ihr wohlgetroffenes photographisches Porträt zusandte.

Die Japanesen, die jetzt in England sind und nächstens auch nach Deutschland kommen werden, führen jeder zu seiner Lagerstätte ein hölzernes Kopfkissen mit sich. Dasselbe hat in der Mitte eine Aushöhlung für den Kopf. Die Höhlung wird mit 70—80 Bogen des feinsten Seidenpapieres ausgefüllt, auf diese legt der Schlafende seinen Kopf und liegt so fest eingezwängt.

In Manchester ist die Noth unter den Arbeitern seit voriger Woche in erschreckendem Verhältniß gestiegen. Nach den polizeilichen Ausweisen, die bis zum 14. Juli reichen, war die Zahl der „kurze Zeit“ Beschäftigten 15,632 gegen 14,746 in voriger Woche; die Zahl der ganz Arbeitslosen war 8683 gegen 8008 in voriger Woche. In ähnlichem Verhältniß soll die Noth in allen Fabrikbezirken von Lancashire und Cheshire zu nehmen.

(Schwimmkunststück.) In Linz machte vor einigen Tagen nachstehende sonderbare Wette kein geringes Aufsehen. Adolph P., einer der besten Schwimmer daselbst, machte sich nämlich verbindlich, die Donau vom östlichen Ende der Stadt an, eine halbe Stunde abwärts auf dem Rücken hinabzuschwimmen und dabei ein Tischchen auf dem Bauche zu tragen, auf dem sich zwei offene, mit Wein gefüllte Maßflaschen, sechs Eier auf einem Teller und vier Gläser befanden. Das Umstürzen oder Hinabrollen einer dieser Gegenstände sollte den Verlust der Wette von Seite des Schwimmers nach sich ziehen. Er gewann dieselbe jedoch vollständig und brachte alles Erwähnte wieder unversehrt ans Ufer, unter dem Beifalle einer Menge von Zuschauern.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 89. Sonntag, den 27. Juli. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Moor-Zeitung").

(Fortsetzung.)

Nach einer kurzen Frist, während welcher der Erste nur ein leises Wirken und Bohren gehört hatte, wie von dem Holzwurm zur nächtlichen Stunde, blitzte auf einmal ein Strahl vor ihm auf. Sein Genosse zündete ein Licht an, das er in eine kleine Blendlaterne steckte: er war mit allem Handwerkzeuge wohl versehen.

So! sprach er kaum hörbar, nun können wir unser Geschäft in aller Gemüthlichkeit abmachen. Sehen Sie dort — er hob die Laterne und ließ den Schein auf die Thür fallen, welche nach dem Nebengemache führte. Die sitzt fest; wenn die alte Frau auch munter wird und etwas hören sollte, heraus kann sie nicht. Es hätte ein scharfes Auge dazu gehört, bei dem ungewissen Schein der Laterne die eiserne Kramme zu erkennen, welche der Mensch in Thür und Posten gebohrt hatte, um jeden Versuch, zu öffnen, fruchtlos zu machen.

Da sieht er! flüsterte er dann weiter, indem er seine Leuchte drehte und ihren Schimmer nach der entgegengesetzten Wand fallen ließ. Dort bemerkte sein Begleiter wirklich den Schrank, nach welchem er gefragt hatte, und jetzt zu der vollen Energie seines Entschlusses zurückkehrend, forderte er den Andern mit einem stummen Winke auf, auch hier sein Werk zu verrichten. Dieser wählte denn unter dem Zeuge, das er vorher eine Klimperei genannt, das passendste, und nach kurzem Bemühen war auch das Schloß des Schrankes geöffnet.

Hier drinnen wissen Sie nun Bescheid, ich nicht! sagte er, zur Seite tretend. Ich werde leuchten.

Mit einer Aufregung, welche ihm das Blut in rasendem Kreislaufe durch die Adern jagte, näherte sich der Erste dem offenen Schranke; seine Finger zitterten krampfhaft, als er ein Fach aufzog — der Zweite leuchtete und ließ ein unterdrücktes Aufstöhnen hören, denn mehrere Geldrollen und Banknoten, auch ein Paar Goldstücke lagen, sorgfältig getrennt, vor seinen gierigen Blicken Der Erste aber, als habe er das Abstoßendste entdeckt, schob das Fach hastig wieder zu, an welchem die Augen seines Gefährten magnetisch gebannt hängen blieben, während Jener schon ein zweites und, weil er auch hier das Gesuchte nicht fand, ein drittes aufgezogen hatte. Der Schweiß perlte ihm dabei in großen Tropfen von der Stirn, er ließ einen Moment ab vom Suchen, seine Augen verdunkelten sich, es war, als schwanke seine leichte große Gestalt.

Sie wissen schlecht Bescheid! sagte der Andere.

Da faßte sich der Suchende gewaltsam und riß das letzte Fach auf, welches unverschlossen war. Einige Papiere lagen darin, er griff schnell darnach. Leuchte! rang es sich dumpf aus seiner heftig arbeitenden Brust. Und nachdem er alle entfaltet und wieder zusammengeschlagen hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus.

Noch waren mehrere verschlossene Fächer zu sehen — der Zweite setzte, ohne eine Aufforderung abzuwarten, wieder einen seiner Nachschlüssel an. Halt! gebot ihm plötzlich sein Gefährte. Das will ich nicht offen haben. Aber es war schon geschehen und neugierig leuchtete der Andere hinein. Es lag nichts in dem Fache als auf einer reichen Unterlage von Immortellen und von diesen umkränzt, ein weibliches Portrait.

Ei sehen Sie doch! — Aber der Erste war zurückgetreten und winkte ihm heftig das Fach wieder zu schließen.

Wir — wollen es ganz lassen! hauchte es bebend von seinen Lippen.

Was? entgegnete der Andere, und in seiner Kehle, gurgelte schon wieder das Gelächter, das er aber gleich erstickte. — Courage ausgegangen? So auf einmal?

Digitized by Google

Der Erste winkte ihm heftig, das Fach zuzuschieben. Ich habe mich anders besonnen!

So! Und um Nichts und wieder Nichts soll ich vielleicht in's Zuchthaus kommen? versetzte der Andere. Thun Sie, was Sie wollen — ich mache mich wenigstens bezahlt. Und er riß gierig das Geldfach, das er sich wohl gemerkt hatte, wieder auf. Der Erste faßte jedoch seine Hand, ehe sie zugreifen konnte.

Nicht ein Stück, wenn Dir Dein Leben lieb ist!

Lassen Sie mich los oder ich schreie! Ein Sprung dort hinaus, die Leiter 'runter und mitgenommen — Sie bleiben gefangen wie 'ne Maus. — Ich thu's, meiner Seelen! Soll ich umsonst die blanken Füchse gesehen haben?

In dem Ringen, sich die Hand zu befreien, welche der Erste noch festhielt, hörte er nicht auf die Worte und Versprechungen desselben — seine überlegene Kraft riß sich endlich mit einem Rucke los und er packte augenblicklich das Geld und so viel Rollen, als er fassen konnte. Da fühlte sich der Erste wie von dämonischer Gewalt von einem Verbrechen zum andern gerissen, seiner Sinne kaum mächtig, zuckte seine Hand nach der verborgenen Waffe, die er trug; ein Dolch mit langer Klinge bedrohte plötzlich den Raubgesellen, der seine Beute in Sicherheit in die weite Tasche seines Rockes bringen wollte, und machte ihn auf einmal feig.

Leg' Alles wieder hin — oder — Du bist verloren!

Der Ton, kaum vernehmlich, war doch so furchtbar entschlossen, daß sich der Andere nicht leugnen konnte, es sei Ernst damit. Ihm entfiel, vielleicht mit Absicht, die Laterne, sie verursachte im Fallen auf der Diele ein lautes Geräusch und erlosch, die Beiden standen im Finstern, beide athemlos horchend, ob sich nebenan etwas regen würde. Der Zweite flüsterte aber, zuerst gefaßt, dem Ersten zu: Wenn auch — sie kann nicht heraus! und während er sich bückte, seine Laterne vom Boden aufzuheben, setzte er hinzu: Stehen Sie ganz still! Ich mache wieder Licht — oder wenn Sie sich anders besonnen haben, brauchen wir keins — und machen uns schnell auf die Strümpfe. Ich weiß ja das Loch im Finstern zu finden.

Ehe ihm der Erste jedoch antworten konnte, blendete plötzlich ein Licht die beiden Genossen, ein lauter Schrei traf ihr Ohr und vor dem Auge, das zuerst die Sehkraft wieder gewann, stand, vor Schreck momentan auf die Schwelle gebannt, in der halb geöffneten Thür des anstoßenden Saales ein junges Mädchen dicht in einen großen Shawl gehüllt, ein Licht in der Hand, marmorbleich das liebliche Antlitz, weit geöffnet die schönen blauen Augen. Ein zweiter durchdringender Schrei löste sich aus ihrer Brust — ob sie nun floh oder in kühnem Muthe der alten Dame im jenseitigen Schlafgemach, deren Stimme fragend und ängstlich laut wurde, zu Hilfe eilten: die beiden Raubgenossen wußten es nicht und kümmerten sich auch nicht darum. Wie vor der Erscheinung eines zürnenden Engels, der ihrem Frevel Einhalt thun wollte, waren sie nach der Thür zum Balcon gestürzt, die schweren Vorhänge hinter ihnen zusammengeschlagen. Ueber die Brüstung schnell, der Zweite voran, der Erste nach — auf die Leiter! Dann ir halsbrechender Flucht hinab, der zuerst unten war, hielt die Leiter für den andern und stürzte sie darauf um, daß sie laut schmetternd auf die Stufen der steinernen Freitreppe fiel. Sie mitzunehmen hätte nur den rasenden Lauf gehemmt, in welchem die Beiden nur erst das schützende Dunkel der Bäume gewinnen wollten — denn schon wurde auch hinter dem Herrenhause vom Hofe her das Bellen eines Hundes hörbar. Jetzt waren die beiden nächtlichen Gestalten verschwunden und die Gegend lag in ihrem Schneelicht und Sternenschein so einsam als zuvor. Im Hause dagegen wurde es lebendig.

(Fortsetzung folgt.)

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch. — (Aus der Didaskalia.)

(Fortsetzung.)

Ist die Quelle dem Schooße der Erde entsprungen an das Licht des Tages, so rinnt sie unaufhaltsam vorwärts, alle Hindernisse nicht achtend, und mit jedem Schritte nimmt sie zu an Kraft und Lebendigkeit.

Was auch die Welt über Unglecichheit des Standes sagen mochte, er war deßhalb mit sich im Reinen, und bei der Auszeichnung, die Albertine von seinen nächsten Verwandten genoß, glaubte er an der Einwilligung derselben nicht zweifeln zu dürfen.

Wenn auch die Augen die Spiegel der Seele sind, so konnte Albertine von nun an aus denselben deutlich erkennen, was Adolph für sie fühlte, und sie las in ihnen die stille Sprache des Herzens. Mit zartem Erröthen begegnete sie seinen Blicken, seit ihr der Inhalt der Schrift klar geworden; aber die Blicke des jungen Mannes waren der Ausdruck ehrerbietiger Zärtlichkeit, die von seinen Worten und Handlungen bestätigt wurden.

Die Tante mochte, bei ihrem sonstigen Scharfblicke, ein vertrauliches Verhältniß zwischen dem Baron von Halten und ihrer Gesellschafterin nicht für möglich oder nicht für so ernstlich halten, sonst würde sie nicht so sorglos ihren Neffen durch die Finger gesehen haben, der jede schickliche Gelegenheit ergriff, in Albertinens Nähe zu verweilen, was freilich Frau von Rothann eben sowohl auf ihre Rechnung schreiben konnte, weil der junge Mann sich täglich artiger gegen sie benahm, was sie mit Gleichem vergalt.

Eines schönen Morgens, nach eingenommenem Frühstücke auf dem Belevedere, — wie die Waldhütte nun in der Familie hieß, — schlug Adolph wieder einen Spaziergang zur Druideneiche vor, der von der Baronin

Digitized by Google

auch dieses Mal mit der Entschuldigung abgelehnt wurde, daß ihr das Bergsteigen heute beschwerlich fiele, sie aber die Parthie nicht stören wolle, obwohl sie gewünscht hätte, über erhaltene Geschäftsbriefe mit dem Oberst Rath zu pflegen. Dieser erklärte sich sogleich bereit hiezu, vorschützend, daß ohnehin seine Füße den etwas holprigen Waldweg scheuten, zugleich aber gutmüthig hinzufügend, daß die jungen rüstigen Leute sich nicht abhalten lassen sollten, die Morgenpromenade zu machen.

Albertine saß zweifelhaft, einen fragenden Blick auf die Baronin richtend, die freundlich kopfnickend die Erlaubniß ertheilte.

Das junge Paar ging; anfangs wortlos, denn Jedes war mit seinen Ideen beschäftigt, bis Adolph ein leichtes Gespräch begann, das als Einleitung zu ernsterem dienen sollte.

Sie standen am Stamme der ehrwürdigen Eiche.

Theure Albertine! begann Adolph, lassen Sie mich den günstigen Augenblick benützen und eine Frage an Sie thun, deren Beantwortung meine Zukunft entscheidet.

Herr Baron! entgegnete mit würdiger Haltung das Mädchen, darf eine solche Frage an mich gerichtet werden?

Es handelt sich von meinem Glück, fuhr Adolph fort, und eine günstige Antwort von Ihnen ist die Bedingung desselben. Wollen Sie zu meinem Glücke nichts beitragen?

Gern, so weit es die Pflicht erlaubt. Fragen Sie!

Nun dann ohne Umschweife: ich liebe Sie wie mein Leben, Albertine! das sagt ein redlicher Mann im Angesichte des Himmels nach ernstlicher Prüfung seines Herzens und der vorwaltenden Verhältnisse. Wollen Sie mein Weib werden?

Die Gefragte glühte wie das Waldröschen zu ihren Füßen, auf das ihr Blick sich senkte, und schwieg.

Albertine! schlägt nichts in Ihrem Herzen für mich?

Diese hob den Blick und sagte mit dem rührendsten Ausdrucke im Tone: wie können der Herr Baron ein armes Mädchen in solch' große Versuchung führen?

Arm? wiederholte mit Feuer Adolph; Sie sind so reich, daß ein armer Baron um Ihre Liebe betteln möchte, wenn er sie nicht als freiwillige Gabe erhielte.

Aber Ihre Familie. —

Ich kenne meinen Vater; er wird mein Glück nicht hindern; und die Tante liebt mich und achtet Sie. O, liebe, holde, theure Albertine! keine Bedenklichkeiten! Sprich das beseligende Wort: Willst Du mein Weib werden?

Er umschlang sie und blickte ihr in das schwimmende Auge, das seine Gefühle zärtlich abspiegelte.

Wäre ich Ihres Standes, ich würde Ja sagen, lispelte sie.

Du bist meines Standes, geliebtes Wesen! Gast und Liebenswürdigkeit machen Dich dem Höchstgebornen ebenbürtig sein. Willst Du mein sein?

Mit Einwilligung des Oberst, Ihres Vaters — ja lieber Adolph.

Der Jüngling drückte sie liebselig an seine Brust, und trank die Bestätigung seines Glücks von den würzigen Lippen Albertinens.

Die guten Leutchen, alles um sich her vergessend, sahen nicht, daß Bertram in ihrer Nähe stand. Dieser machte sich endlich bemerklich.

Was hast Du, Bertram? fragte Adolph rasch.

Ich habe in's Feuer hinein gesehen, Herr Baron! antwortete er lächelnd, es bleibt aber unter uns.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zauberbannerei.) Vor der Strafkammer zu Lüneburg wurde am 2. Juli ein Straffall verhandelt, der zur Warnung für abergläubische Menschen dienen kann. Im Anfang Mai haben zwei Frauenzimmer, angeblich Mutter und Tochter, in den Ortschaften Crummasel und Sallehn bei verschiedenen Personen, die kurze Zeit vorher durch Verlust an Pferden und Kühen heimgesucht waren oder erkranktes Vieh in den Ställen hatten, oder bei denen Familienglieder krank waren, sich Zugang zu verschaffen gewußt, und haben, indem sie zum Erstaunen der Betheiligten ihre Wissenschaft von den stattgehabten Verlusten und den vorhandenen Kalamitäten zu erkennen gegeben, die Schuld daran dem Neide und der Feindschaft anderer Menschen zugeschrieben, und sich bereit erklärt den Zauber zu bannen. Daneben haben sie die Furcht zu erregen gewußt, daß weitere Verluste an Vieh und Tod eines Familienmitgliedes bevorstände, wenn der Zauber nicht gebannt würde. Die ältere Frauensperson hat sich darauf ein Ei geben lassen, ein kleines Loch darin gemacht, dabei den Zauberbann ausgesprochen und den Hauseigenthümer angewiesen, das Ei im Pferdestall zu vergraben. Nach Verlauf einer Stunde ist das Ei wieder hervorgeholt und nach Bezahlung von 1 Thlr. der Zauber in Bezug auf das Vieh für gehoben erklärt. Der auf dem Menschenleben haftende Zauber war schwieriger zu bannen und mußte natürlich auch besser bezahlt werden. Dazu mußte das beste Hemd und das beste Bettlaken hergegeben und es müssen die im Hause befindlichen Federn aus demselben geschafft werden, die die ältere Frauensperson nebst Umschlagetuch, einem Sack mit Korn und einem Stück Schinken an sich nimmt und am Pfingstfeste wieder bringen wollte, wo dann der Zauber gelöst sein und ihr ein Lohn von 10 Thalern zu Theil werden sollte. Die ältere Zauberbannerin ist als die Ehefrau des Kammerjägers Hoffmann aus Wilsmack ermittelt und verhaftet, während man der jüngeren, die, wie die Beschuldigte erklärt, ihr überall nicht bekannt ist, nicht habhaft geworden ist. Die sehr redselige Beschuldigte glaubte nicht, daß sie durch ihre Handlungen, die sie in den gravirendsten Beziehungen in Abrede stellt, von den Zeugen aber einbezeugt werden, ein Verbrechen

Digitized by Google

verübt habe, und behauptet, daß die von ihr gebrauchten Sympathien schon vielfach Hilfe geleistet haben. Es wurde gegen sie auf sechsmonatliche Arbeitshausstrafe erkannt.

Eine neue Mode in Paris, die mit wahrer Begeisterung von allen Seiten nachgeahmt wird, ist: die Hochzeiten, d. h. kirchliche Trauung in der Mitternachtsstunde zu feiern, nachdem im Laufe des Tages die Civiltrauung vor dem Maire stattgefunden hat. Wahrscheinlich schreibt sich diese Neuerung aus der Erinnerung an die mitternächtliche Trauung Ludwigs's XIV. mit der klugen Françoise Scarron her, und da man Häubchen, Coiffuren, Mantillen, Kleider à la Maintenon hat, so will man nun auch eine Hochzeit à la Maintenon.

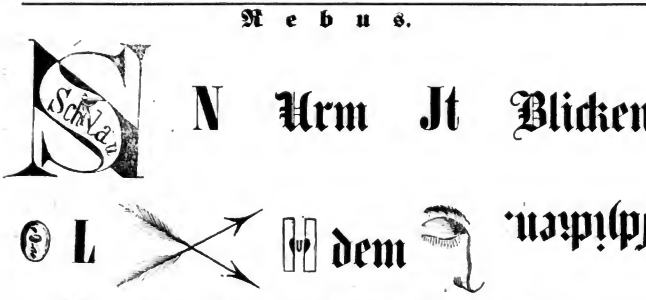
Kürzlich begab sich nach einer Berliner Kirche ein festlicher Zug, welcher in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Polizeibeamten erregte. Er bestand nämlich aus der haute volée der berliner Gaunerwelt, welche sich vereinigt hatte, um der Trauung eines ihrer angesehensten Mitglieder, eines Mannes von etwa 30 Jahren, welcher schon 9 Jahre seines Lebens im Zuchthause zugebracht hat, beizuwohnen. Die Braut gehörte gleichfalls einer Familie an, deren lange Ahnenreihe man in den Polizeiregistern mit vielen auszeichnenden Kreuzen aufgeführt findet. Während die konfiscirten Gesichter der Zeugen und die freien Mienen der Brautjungfern über den Charakter der Gesellschaft auch dem Uneingeweihten Aufschluß gaben, war die Toilette bei allen höchst sauber, bei einzelnen sogar elegant. In der Kirche betrug man sich durchaus decent. Nach der Trauung in der Wohnung der Braut, vor dem Rosenthaler Thore, angelangt, wollte man sich's eben bequem machen, als die Braut ein erbärmliches Zetergeschrei erhob. Irgend welche indiskrete Kameraden, vielleicht beleidigt, weil sie nicht geladen waren, hatten sich in die Wohnung geschlichen, den Schrank erbrochen, und das ganze Hochzeitsmahl mit sich fortgehen heißen. Die Entrüstung war eine sehr große, man sprach Vermuthungen über die Thäter aus, entwarf Entdeckungspläne und schwur Rache; dann aber legten sämmtliche Gäste zusammen, um Ersatz für das Geraubte zu schaffen.

Seit dem 30. Juni weht auf der Spitze des großen Doldenhorns (11,272 Pariser Fuß) in Oberwallis die eidgenössische Fahne, als Wahrzeichen der ersten Ersteigung dieses schönen, aber wegen der Schwierigkeiten seines Zuganges immer gefürchtet gewesenen Berges. Schon am 29. Mai d. J. wurde der erste Versuch gemacht durch die HH. Edmund v. Fellenberg und Philipp Gosset von Bern und Hrn. John St. Boalt aus Ohio (Vereinigten Staaten), es gelang diesem aber nur, bis zum kleinen Doldenhorn (westliche Spitze, 10,738 Par. Fuß) vorzudringen, um daselbst zu gewahren, daß das große Horn von einer andern Seite angegriffen werden müsse. Am 30. Juni nun, nach mehrtägigem Warten auf geeignetes Wetter, machten die HH. Edmund v. Fellenberg und Dr. Roth von Bern den zweiten Angriff, und sie hatten die Freude, das Unternehmen vollkommen gelingen zu sehen. Morgens 2 Uhr brachen sie im Kandersteg auf, nahmen den Weg über die Alp Byberg am Fiststock, stiegen von da auf die hier sichtbare hohe Felsenterasse, kletterten dann das lange Moränenfeld hinauf, um schließlich auf die Gletscher der nordwestlichen Front des Berges zu gelangen und geradewegs über dieselben hin der nadelartigen Spitze zuzusteuern. Kurz nach 11 Uhr erreichte die Expedition ihr Ziel und pflanzte unter dem Jubel und Gesang der Führer auf der feinen schmalen Schneespitze eine eidgenössische Fahne auf.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 86.

Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Rebus.



Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 90. Dienstag, den 29. Juli. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Moden-Zeitung").

(Fortsetzung.)

II

Ich bin hier, ängstige Dich nicht! rief das junge Mädchen, mit ihrer Seelenbewegung kämpfend, an der Thür, wo ihre Kraft nicht hinreichte, die eiserne Klammer welche hineingetrieben war, zu beseitigen.

Was ist denn geschehen, Pauline? fragte die alte Dame von innen. Ich bin ja eingeschlossen.

Du wirst gleich befreit werden, Tante! ich habe geklingelt, sie — haben die Thür mit einer Kramme versperrt — Gott sei Dank! sie sind fort — Zwei waren es! Nun ist aber alles gut!

Jetzt kamen auch schon Leute mit Lichtern zu ihrer Hilfe, alle in großer Aufregung — denn die Kunde eines nächtlichen Einbruches hatte sich durch den Ruf des Wächters schon verbreitet. Dieser verfolgte die Diebe mit seinem Hunde und hatte auch in dem letzten Hause des Dorfes, an welchem die Spur im Schnee vorbeiging, Lärm gemacht. Die Leute im Zimmer hatten nun die Klammer, mit welcher das Schlafgemach ihrer Herrschaft versperrt war, herausgezogen, und das junge Mädchen, das unterdessen die Fächer des erbrochenen Schrankes, welche bei der eiligen Flucht offen geblieben waren, nach flüchtigem Blick mit zitternden Händen hineingeschoben hatte, eilte, sobald die Thür frei war, zu ihrer Tante, an deren Brust sie sich warf. Es schien jetzt an der alten Dame zu sein, ihre Nichte zu beruhigen.

Kind! Es ist ja Alles glücklich vorüber! sagte sie mit ihrer gewohnten Milde, als sie das krampfhafte Weinen bemerkte, in welchem Pauline, deren Kraft gänzlich gebrochen schien, sich gehen ließ. Sie küßte des Mädchens Stirn und streichelte ihr die Wangen. Die Leute der Dienerschaft waren in dem Zimmer geblieben, wo der Einbruch geschehen war und noch damit beschäftigt, nach den Spuren desselben zu forschen. Auf der Diele sah man die Tritte von dem geschmolzenen Schnee und Schmutz, der Schrank stand offen — die eingedrückte Scheibe mit dem Pechpflaster wurde bemerkt und erregte bei gänzlicher Unbekanntschaft mit dem Diebeskniff großes Staunen, vom Balcon konnte man unten die umgestürzte Leiter erkennen. Ein Handschuh! schrie auf einmal die hohe Stimme des Kammermädchens, das ganz zuletzt hinzu gekommen war und nun offenbar den besten Fund gemacht hatte!

Ein lauter, vielstimmiger Zurnf begrüßte die Entdeckung, welche zu weitern Spuren führen konnte. Pauline verließ, wie von einem Rachegelüst ergriffen, die Tante, die mit ihr eben näher trat, um sich durch eigenen Anblick von den Gefahren zu unterrichten. Zeige! rief sie der Dienerin zu, die schon mit brennender Neugier die innere Seite des gefundenen Handschuhs untersucht hatte, ob sich darin etwa ein Zeichen oder gar ein Buchstabe erkennen lasse. Das war aber nicht der Fall.

Ein feiner Herr! sagte sie, dem Fräulein den Fund überreichend. Sehen Sie nur wie schmal und die Arbeit! Es ist doch abscheulich! Wenn nur ein Name d'rin gestanden hätte!

Pauline betrachtete den Handschuh mit starren Augen, sie war noch immer leichenblaß und schien sich von dem Schrecken des Ereignisses gar nicht erholen zu können. Auch die Tante warf einen Blick auf den Handschuh und ging dann nach dem Schranke, um zu untersuchen, was ihr geraubt worden war. Sie hatte aber, so erschreckt sie von dem nie erwarteten Ereigniß gewesen, doch schon ihre volle Fassung wieder gewonnen und entließ die Anwesenden, zu denen sich noch immer mehr von den Bewohnern des Herrenhofes gesellt hatten.

Ich bitte Sie, lieber Hensel! sagte sie freundlich zu

Digitized by Google

dem noch immer zornrothen Verwalter, der sich über die Verruchtheit gar nicht beruhigte und von einem allgemeinen Treibjagen der ganzen Dorfgemeinde sprach, um der Verbrecher, welche sich gewiß in das gefrorene Elsbruch gerettet, habhaft zu werden, ich bitte Sie — heute die ganze Sache nicht weiter zu verfolgen. Guter Rath kommt über Nacht. Wir sind ja von dem Schlimmsten durch Gottes Fügung verschont geblieben. Euch Allen danke ich, daß Ihr so schnell bei der Hand waret. Geht nur wieder zur Ruh', morgen wird sich finden, was zu thun ist.

Aber, gnädige Frau, morgen sind die Galgenvögel über alle Berge! wandte der Verwalter ein.

Desto sicherer werden wir vor ihnen sein, guter Hensel, entgegnete die Dame. Sie wiederholte ihren schon ausgesprochenen Wunsch und Alle entfernten sich, um draußen desto lebhafter über den Vorfall zu sprechen und ihre Vermuthungen und Vorschläge auszutauschen. Auf den Handschuh bau' ich meine Hoffnung, sagte die Kammerjungfer zu dem Verwalter, der über die unbegreifliche Seelenruhe und Nachsicht seiner Herrin ganz aufgebracht war und wenig auf die Rede der Jose hörte.

Das ist keine christliche Barmherzigkeit mehr, das ist geradezu Unrecht gegen sich selbst, ihre Nächsten und uns Alle! rief er. Jagen wir sie heute Nacht auf und machen sie fest, so ist die Sache abgethan. Morgen lachen sie uns aus und wenn Alles ruhig ist, kommen sie wieder und stecken uns das Nest über'm Kopf an. Ist sie als fromme Dame zu weichherzig, so bin ich dafür ein Mann und muß für meine Herrschaft handeln. Sie brauchen ihr das nicht wieder zu erzählen, Mamsell Gustchen.

Was wollen Sie thun? fragte die Jungfer neugierig. Mir können Sie es schon sagen, Herr Hensel.

Noch ein Bischen spüren, antwortete Hensel. Ich rufe mir den alten Leichert aus der Försterei und wir nehmen ein Paar Hunde mit. Schlafen Sie wohl, Mamsell Gustchen.

Ich wollte, ich könnte Sie begleiten, erwiederte sie. Das wird eine amüsante Jagd werden.

Sehr! versicherte er. Wenn wir nur das Wild schon gestellt hätten! Mit dieser Aeußerung verließ er die Dienerin, welche fröstelnd ihre Kammer und ihr warmes Bett, das Sie bei dem allgemeinen Aufruhr im Hause erschrocken verlassen hatte, wieder suchte.

Sobald die alte Dame mit ihrer Nichte allein war, fragte sie diese mit liebevollen Blicken, wie sie denn erwacht und veranlaßt worden sei aufzustehen, sie selbst, unmittelbar daneben, habe doch sonst einen sehr leisen Schlaf, doch sei sie erst durch ihren Schrei geweckt worden und habe vorher nicht das Mindeste vernommen. Pauline erwiederte, daß sie einen häßlichen Traum gehabt und darum plötzlich, als habe sie Jemand bei Namen gerufen, erwacht sei — was sie geträumt, wisse sie nicht mehr, aber die Stimme, hier schien ihr die eigene zu verlagen und die Tante liebkoste sie tröstend: Ach, das ist ja ein Traum gewesen.

Ja, Tante! Aber es war die Stimme meiner Mutter! Mit einem Laut des tiefsten Weh's sprach das Mädchen dies Wort aus und fing gleich darauf so bitterlich zu weinen an, daß die Tante, welche durch die unerwartete Erklärung selbst tief ergriffen war, einen Moment sie ihrer überreizten Aufregung überlassen mußte, bis sie Kraft fand, sie durch vernünftige Vorstellungen zu beruhigen.

(Fortsetzung folgt.)

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch. — (Aus der Didaskalia.)

(Schluß.)

Der junge Mann nahm Albertinen an der Hand und trat vor den alten Diener: Hier steht die zukünftige Frau Baronin von Halden, sagte er; ich habe Dir versprochen, zuerst Kunde von diesem Ereigniß zu geben, was hiermit geschehen ist.

Bertram machte große Augen, verneigte sich aber soldatisch und versetzte: so gebe der Himmel seinen Segen und der Papa auch, der mich übrigens beordert hat, Ihnen zu sagen, daß er bereits voran in's Schloß marschirt sei und Sie dort baldigst erwarte, um Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen.

Adolph wandte sich zu Albertinen und sagte leise: Der entscheidene Augenblick naht; ich säume nicht, seine Gunst zu benützen. Deinem Ermessen stelle ich anheim, ob Du während meiner Abwesenheit die Tante vorbereiten willst. Er drückte ihre Hand an seinen Mund und sprach: Hoffen wir!

Man machte sich auf den Rückweg. Adolph begleitete Albertinen bis zur Laubhütte und eilte dann hinab zu seinem Vater. —

Ich habe Dir in meinem und der Tante Namen einen Vorschlag zu machen, lieber Sohn! begann letzterer, — der sehr annehmlich ist, und meinen Wünschen entgegenkommt. Eine Jugendfreundin meiner Schwester schreibt derselben, daß sie in der Person einer jungen Baronin von Esten eine in jeder Beziehung zu empfehlende Partie für Dich gefunden habe, und es nur auf Dich ankomme, das Jawort einer jungen schönen Dame zu erlangen, welcher die Freundin bereits ein vortheilhaftes Bild von Dir entworfen habe, was nicht ungünstig aufgenommen worden sei, und daß Deine persönliche Gegenwart die Sache voraussichtlich zum erwünschten Ziele führen werde. Die Tante kennt das Fräulein von Esten persönlich, und kann sich kaum vergeben, daß sie nicht selbst auf diese Idee verfallen ist, die ihren vollen Beifall, so wie den meinigen hat. Was sagst Du dazu, lieber Adolph?

Digitized by Google

Daß ich bedauern muß, einen Antrag nu[illegible] men zu können, der zu spät kommt, antwortete die[illegible]

Zu spät? fragte der Oberst mit gerunzelter Stirn.

Ja, lieber Vater! und ich hoffe von Ihrem väterlichen Herzen, daß Sie meine Wahl billigen werden.

Wenn sie vernünftig ist, ja! obwohl es mir wegen der Esten leid thut. Wer ist denn die Dame Deines Herzens?

Albertine. —

Albertine von —? Nun, sie wird doch einen Familien-Namen haben?

Den weiß ich wahrhaftig nicht, aber die Tante gewiß. Sonst kennen wir sie Alle nur unter dem Namen Albertine.

Wie? — Nein, ich will nicht fürchten, daß Du so vollkommen vergessen hast, was Du Deinem Stande und Deiner Familie schuldig bist. Wer ist diese Albertine?

Eine liebenswürdige, bescheidene, schöne und gebildete Person, die Ihnen selbst nicht gleichgültig ist; kurz, es ist die Gesellschafterin der Tante.

Eine Kammerjungfer!

Von der nobelsten Art, die mit ihren natürlichen Vorzügen eine Dame ersten Ranges zu sein verdient.

Der Oberst ging zum Fenster, sich von der Ueberraschung zu sammeln, und wandte sich dann nicht unfreundlich zu dem Sohne: Dein Geschmack ist gut, Adolph! Aber Du wirst doch begreiflich finden, daß ich auf meine väterliche Liebe zu Dir nicht so frevelnd lossündigen lassen kann, eine Kammerjungfer in meine Familie als Schwiegertochter einschieben zu lassen?

So lasse ich sie adeln! rief Adolph schnell.

Ich verweigere Geld und Consenz.

So entsage ich allen Familienverhältnissen und gründe einen neuen Stamm.

Aber nicht ohne meine Einwilligung und unter meinem Namen.

Adolph wollte aufbrausen, er besann sich aber und sagte schmerzlich: so bin ich denn überall zurückgewiesen, auch von ihr, die des Vaters Einwilligung zur Bedingung der ihrigen gemacht hat.

Der Oberst sah ihn mit Blicken väterlicher Zärtlichkeit an. Du dauerst mich wahrlich, lieber Sohn, sagte er, daß Dir die Liebe einen so verzweifelten Streich gespielt hat. Indessen kann noch alles gut werden. Ich habe mir die Freiheit genommen, bei Deinen geäußerten Grundsätzen, die alle Schranken der Standesverhältnisse zusammenzuwerfen drohten, mich ein wenig in den Gang Deines Schicksals zu mischen, und Deinen Ideen eine Richtung zu geben, die meine und Deine Absicht zugleich befördert.

Ich verstehe Sie nicht.

Du wirst Alles verstehen, wenn ich Dir sage, daß Albertine Niemand anders ist, als Fräulein von Esten, die der Tante und mir den nie genug zu lohnenden Gefallen gethan hat, unter einer zwar nicht ganz würdigen aber zu unserem Zwecke vollkommen passenden Gestalt sie hieher zu begleiten. Der Erfolg hat gelehrt, daß wir auf Deinen gesunden Sinn und auf die Vorzüge Albertinens richtig spekulirt haben.

Adolph stand wie ein Träumender.

Die Dein[illegible] Braut! rief der Oberst ihm lachend zu; doch da [illegible]nt sie selbst.

Sie ha[illegible] mir so eben gestanden, sagte Frau von Rothann, die [illegible]cherröthete an der Hand führend, daß sie mit Vergnügen Frau von Halden werden will.

Adolph flog in [illegible] Arme d[illegible] Lieblichen, die mit ihm vor den Oberst trat un[illegible] um seinen Segen bat.

Den habt Ihr, lieben Kinder! sagte dieser gerührt; geht, und laßt Eure Freude [illegible]dendig werden.

Die gute Tante wurde in [illegible]e Mitte genommen und jubelnd abgeführt.

Bertram trat mit den Worten ein: Da geht's ja rasch her!

Adolph ist Bräutigam! rief ihm der Oberst entgegen

Mit?

Mit Albertinen.

Gratulire! Gesagt hat er mir's, ich hab's aber nicht geglaubt.

Er liebt sie.

Hab' unter der Heideneiche den Bundesschluß gesehen.

Und mir's nicht gesagt?

Ich bin kein Spion, und einen Kuß in Ehren soll Niemand wehren. Aber — wenn mir eine Bemerkung ist, — schön, lieb und gut ist das Ebenbild des Bildes, das er in seinem Herzen herumgetragen hat, aber — eine Kammerjungfer! — Da haben der Herr Oberst dem Schicksal doch nicht recht in die Speichen gegriffen.

Doch, doch, Bertram! Es ist ja das Freifräulein von Esten, die unter dieser Rolle hier aufgetreten ist.

Wer? wie? was? rief der Alte und drehte sich auf dem Absatze um; ei, so soll ja eine Batterie Vierundzwanzigpfünder ein Viktoria donnern, daß die Berge zittern. Jetzt merke ich Alles. — Herr Oberst! Si sind der erste Feldherr der Welt!

Mannigfaltiges.

(Zur Warnung für Jedermann.) Vor Kurzem erkrankten in Berlin plötzlich in einer Familie die Mutter und fünf Kinder unter dem Anzeichen einer Vergiftung. Erst nach langen Bemühungen gelang es zwei Aerzten, die zur Hülfe gerufen worden, die heftig Erkrankten, die schon bewußtlos lagen, zu retten. Da jeder Verdacht einer absichtlichen Vergiftung fehlt, so vermuthet man daß diese unwillkürlich durch sogenanntes „Fleischgift" herbeigeführt worden. Mutter und Kind hatten kurz vorher grüne Aale gegessen, die am Tage vorher gekocht waren, und in denen sich wahrscheinlich durch das Stehen das Fleischgift bei der großen Hitze entwickelt hatte. — (Das Gift entwickelt sich in weichem und fettem Fleische jeder Art, sowie in jungem, schmierigem Käse, in sehr

Digitized by Google

welcher Wurst, in Pilzen, — wenn diese Speisen in der Wärme längere Zeit aufbewahrt worden sind. Die Nahrungsmittel schmecken dann etwas „trojig.“)

Ein nettes Gaunerstückchen berichtet die „Lütticher Zeitung“ aus Spaa. Vor einigen Tagen erschienen in einer dortigen Wechselstube zwei Männer, anscheinend englische Gentlemen, und erzählten, sie hätten an der Spielbank all ihr Geld verloren, so daß sie gezwungen seien, um ihre Heimreise antreten zu können, einen Theil der Waaren, für welche sie den Continent bereisen, zu verkaufen. Sie ersuchten den Wechsler, ihnen 19 goldene Taschenuhren von großem Werthe, die sie noch von den Mustern zu größeren Geschäftsabschlüssen bei sich führten, abzukaufen. Der Wechsler ging in den Vorschlag ein, ließ sich die Uhren zeigen, prüfte die Echtheit des Goldes und bezahlte nach längerem Feilschen baar 1500 Francs statt der 2000, die anfangs begehrt wurden. Die Verkäufer sollten über den erhaltenen Geldbeitrag eine legale Quittung ausstellen und der Sohn des Wechslers setzte sich nieder, dieselbe zu verfassen. Unterdessen plauderten die Verkäufer mit dem Vater, sie zeigten ihm nochmals, wie jede einzelne Uhr in feines Seidenpapier eingehüllt war und wie die Cassette, welches die 19 Schäze einschloß, mit einem Schlüssel zu verschließen sei, den sie ihm überreichten. Die Cassette selbst wurde in einen kleinen Reisesack gesteckt und also wohlverwahrt dem Käufer übergeben. Die Verkäufer unterschrieben die Quittung und verließen mit bedächtigen Schritten den Laden, nochmals ihr Unglück auf der Spielbank erwähnend und vom Wechsler unter wiederholten Beileidsäußerungen über ihren Unstern bis an die Thüre begleitet. Kaum hatten sich die Engländer entfernt, so wollte der Sohn des Käufers sich nochmals an den erkauften kostbaren Uhren weiden. Er öffnet die Cassette, aber, o Schrecken, nicht eine Uhr war darin zu finden, wohl aber 19 Kieselsteine, zierlich in Seidenpapier eingewickelt. Die Engländer, gewandte Taschenspieler, hatten die Uhren während ihres Gespräches mit dem alten Herrn escamotirt und bewiesen, daß sie das Wechseln besser als er verstanden. Allen polizeilichen Nachforschungen zu Trotz waren die humoristischen Uhrenwechsler in Spaa nicht wieder zu finden.

Der „Siècle“ veröffentlicht aus einem Briefe des Obersten Cluseret, eines tüchtigen französischen Offiziers, der unter Fremont die Avantgarde im Shenandoahthale mit großer Auszeichnung kommandirte, folgende Stelle: „Ich kenne jetzt den amerikanischen Soldaten durch einen zweimonatlichen Feldzug und durch Leiden, wie ich sie nicht in der Krim erduldet habe; denn wir entbehrten in der Krim niemals der Nahrungsmittel und das Marschiren ermüdete uns nicht. Wir aber sind Tag und Nacht marschirt, oft ohne Brod und die halbe Mannschaft ohne Schuhe; beständig in kaltem Regen, nirgends ein Obdach, ein Zelt, ein Dorf. So haben wir 150 bis 200 Meilen zurückgelegt. Was aber für mich den amerikanischen Soldaten als ersten Soldaten der Welt auf gleichen Rang mit dem französischen hinstellt, ist der Umstand, daß ich nie eine Klage, ein Murren gehört, nie eine Strafe verhängt habe. Wenn ich einem Nachzügler Befehl gab, sich fester anzuschließen, so zeigt er mir schweigend seine nackten, blutigen Füße und beschleunigte über seine Kräfte den Schritt. Ich kann den amerikanischen Soldaten nur mit einem Worte kennzeichnen: Er ist bewunderungswürdig. Mit allen Eigenschaften des französischen Soldaten vereinigt er eine Geduld und eine Resignation, die man in so hohem Grade gar nicht vorhanden zu sein glauben sollte.“ Oberst Cluseret kommandirte ein Regiment aus West-Ohio und eines aus West-Virginien (die beide zumeist deutsches Element enthalten).

Eine Blume

auf das Grab

meiner unvergeßlichen theuren Schwester **Sophie.**

So ist denn wahr, wovor ich bebte,
Was ich mir nur wie Traum gedacht:
Mein Liebstes, was auf Erden lebte,
Verhüllt jetzt finst're Todesnacht!

Jetzt, wo Dir schön're Tage blühten,
Nach langem Leid ein kleines Glück, —
Als ich Dich rief zu mir nach Süden,
Raubt grausam mir Dich das Geschick!

Nicht solltest Du mehr das genießen,
Was Dir die schön're Zukunft bot, —
Dem Höheren hast Du folgen müssen
Als Dich umfing der Räuber Tod!

So mag der grüne Baum wohl klagen
Im Herbst, wann schnell das Laub entfällt:
Wie mir's jetzt meine Pulse schlagen,
Wie's jetzt aus meinen Augen quellt.

Auf immer ist mit Dir entschwunden
Ein edles Herz voll treuer Lieb,
Ein Schwesterherz zu Allen Stunden,
Das mild stets und geduldig blieb!

Die schönere Hälfte meines Strebens,
Das Licht in meines Lebens Nacht,
Erloschi mit Dir; — ich hab' vergebens
Für Dich geopfert und gedacht!

O Selige, dort in jenen Höhen,
Wo man nicht klagt, wo man nicht weint,
Mein Einziger Trost ist: „Wiedersehen!“
Mit Allen Lieben Dir vereint!

Alex Baldi.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 91. Donnerstag, den 31. Juli. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Berad von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Moor-Zeitung").

(Fortsetzung.)

Es gelang ihr, denn Pauline war sonst ein lebensfrisches, keineswegs zu krankhaften oder schwärmerischen Eindrücken sich hinneigendes Kind, und hatte schon oft Proben von Geistesgegenwart, in Gefahren sogar von einer gewissen Seelenstärke, abgelegt. So faßte sie sich denn auch heute bald und berichtete, daß sie, aus dem Traume schreckhaft erwacht, einen Moment im Bett sich aufgerichtet, um sich ganz zu ermuntern. Da sei es ihr vorgekommen, als höre sie draußen ein unheimliches Knistern und Knacken — auch sei es gewesen, als lache Jemand, dann habe sie eine Weile nichts weiter gehört und sich schon wieder zur Ruhe legen wollen, aber nun sei das Geräusch von Neuem gekommen und habe sie nicht länger gelitten, sie sei rasch aufgestanden, habe Licht angezündet und wie sie als Kind immer gethan und sich dessen oft geschämt, zu ihr, der Tante, flüchten wollen, um sich Ruhe zu holen — auf einmal, da sie schon im Saale gewesen, sei hier in der Stube etwas klirrend zu Boden gefallen, erschrocken habe sie einen Moment gehorcht, und als sie wirklich eine leise murmelnde Stimme d'rinnen gehört, habe sie die Thür aufgerissen —.

Und zwei Menschen sah'st Du? ergänzte die Tante, als Pauline von der schrecklichen Erinnerung wieder aller Standhaftigkeit beraubt schien. Die Nichte hatte ihr das gleich zuerst durch die noch versperrte Thür zugerufen. Kannst Du Dich auf ihr Aeußeres besinnen?

Nein, nein! rief Pauline schaudernd, indem sie sich wie von ihrem Blicke abwandte.

Ich glaube es Dir, sagte die Tante sanft. Ich kann mir denken, du armes Kind, wie Du Dich entsetzt hast, auf Deinem Wege zu mir auf einmal die Schlechtigkeit gewissenloser Menschen, vor deren Berührung Dich Gott bisher gütigst bewahrt hat, dicht vor Augen zu sehen. — Fasse Dich aber, es ist ja nun Alles gut, wie Du mir selbst gesagt hast.

Bei dieser Mahnung traten aber heiße Thränen von Neuem in Paulinens Auge, sie drückte ihr Gesicht an die Brust der Tante und diese fühlte das krankhafte Zittern ihrer ganzen Gestalt. Das Hingeben an den Moment, dies leidenschaftliche Benehmen war ihr an Paulinen fremd und erfüllte sie mit Besorgniß. Sie hütete sich aber, dem Mädchen darüber ernstere Vorstellungen zu machen, wodurch sie das Uebel nur zu verschlimmern glaubte, sondern küßte sie und führte sie mit sich in ihr Schlafkabinet, wo sie auch früher, wenn die Tante zuweilen leidend war, Nächte zugebracht hatte und ein Bett für sie immer aufgeschlagen stand. Beide suchten nun die Ruhe, aber der Schlummer senkte sich gewiß auf keine herab, und Pauline, welche an den Athemzügen der Tante hörte, daß sie noch wach sei, hätte so gern noch mit ihr gesprochen, wenn sie es heute gewagt hätte.

Der Verwalter Hensel war, seinem Vorhaben treu, eine Doppelflinte auf der Schulter, wirklich hinaus gegangen, um den alten Jäger, welcher in der Försterei hart am Walde wohnte, zu wecken und mit ihm noch auf die Suche zu gehen. Er ließ es sich nicht nehmen, daß die Diebe, bis die erste Hitze der Verfolgung vorüber sei, in dem Elsbruche, das in gewöhnlichen Zeiten ganz unzugänglich war, ein Versteck genommen hatten. Der alte Leichert wußte genau Bescheid, er war in der Försterei geboren, und hatte sie während seines ganzen Lebens mit keiner andern Wohnung vertauscht, da er, wie ein Inventarium, von seiner frühesten Zeit als Jägerburschе an bei jedem Wechsel im Dienste dem neuen Förster mit übergeben worden war. Der vorige Besitzer des Gutes, ein geiziger Mann, hatte endlich ihm selbst

Digitized by Google

die Verwaltung des Forstes und das Beschießen des ganzen Reviers anvertraut, aber ausdrücklich mit keiner Erhöhung seines Titels, wodurch auch die seines Gehalts erspart wurde. Der Alte, der nun der Jäger Leichert bis an sein Lebensende bleiben sollte, war auch damit zufrieden.

Im Dorfe, an dessen letztem Gehöft der Verwalter vorüberging, brannte in mehreren Häusern Licht, auch hörte Hensel hier und da reden. Der Wächter, der mit seinem Hunde schon allein der Spur der Diebe gefolgt war, hatte Lärm gemacht und ein Paar entschlossene Männer mit sich genommen. Sie waren, wie der Verwalter von der Wirthin am letzten Hofe hörte, nach der Brücke hinunter gegangen, wohin die Spur querfeldein führte. Aber Hensel folgte ihnen nicht, er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß die Flüchtlinge noch in der Nähe und zwar in den Elsbruch steckten und ließ sich den Gang nach der Försterei nicht verdrießen. Diese lag ungefähr eine viertel Stunde von dem Dorfe entfernt, ein geschlossenes solides Gehöft, dessen Wohnhaus die Giebelseite, von einem Zwölfendergeweih aus besserer Hirschzeit überragt, nach dem Felde kehrte. Auch hier bemerkte der Verwalter in den Fenstern Licht, es war in der Eckstube, welche der alte Leichert bewohnte, er hatte also die Nachricht von dem Einbruch bei der Gutsherrschaft schon erhalten, denn was hätte ihn sonst mitten in der Nacht geweckt? Es mochte kaum halb zwei Uhr sein.

Hensel klopfte an das Fenster, das auch alsbald geöffnet wurde; die wohlbekannte Pelzmütze des alten Jägers wurde sichtbar. Was gibt's? fragte er mit seiner brummenden Stimme.

Raub und Diebstahl! sagte der Verwalter. Kommen Sie nur heraus, Leichert — machen Sie ein Paar Hunde los, ich denke, wir stellen die saubern Burschen, ehe der Hahn kräht. Sie wissen doch, was bei uns geschehen ist?

Was denn? entgegnete der Jäger. Ich höre die Wirthschaft im Dorfe und ziehe mich an, um zu sehen was los ist. Sagen Sie doch, Herr Hensel.

Der Verwalter berichtete in kurzen Worten den Einbruch, ohne sich auf die näheren Umstände einzulassen. Leichert fluchte vor Staunen und Unwillen und war gleich bereit, dem Verlangen Hensels zu genügen. Er schrie laut nach dem Martin, welcher als Jägerbursch jetzt von ihm so par force dressirt wurde, wie es ihm in seiner Jugend zu Nutz und Frommen gediehen war, und es dauerte nicht lange, so öffnete sich die Hofthür, vor welcher Hensel vor Ungeduld und Frost heftig auf und ab gelaufen und Leichert erschien in Begleitung des Burschen, welcher einen Hund an der Leine führte. Einer ist genug! versicherte er. Geh' voraus, Martin, immer am Rande hin und wenn der Hund Witterung nimmt, laß ihn los.

Die beiden Männer folgten in leisem Gespräch dem vorausschreitenden Burschen, den der Hund im eifrigen Spüren fast niederriß. Leichert fragte nach den näheren Umständen des Vorfalls, welche ihm der Verwalter, so weit er sie wußte, nicht vorenthielt. Einer mit Handschuhen! rief er erstaunt, als Hensel ihm von dem Funde der Gustel erzählte. Na! der muß ihr nachgereist sein! Unsere Mauser haben gewiß keine.

Genauen Bescheid haben sie aber doch gewußt, daß sie gerade da eingebrochen sind, wo der Schrank steht und die gnädige Frau das Geld hat. Fremde können unmöglich damit bekannt sein. Ich glaube, es steckt wenigstens Jemand vom Gesinde mit ihnen unter einer Decke. Was meinen Sie, Leichert?

Ja, Herr Hensel, was weiß ich? Alle Nasen lang neue Leute! Warum hat sie die ganze Koppel von dem Birkenroth übernommen? — Sie hätte sich können zuverlässige eigene Leute mitbringen.

Sie meinen, Frau von Forno hätte uns Alle, wie wir da sind, bei der Gutsübernahme entlassen sollen? versetzte der Verwalter etwas empfindlich.

(Fortsetzung folgt.)

Rache und Versöhnung.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

(Aus den Erheiterungen.)

Unter der Regierung der Kaiserin Katharine von Rußland befehligte ein Mann als Gouverneur die Provinz Tobolsk, der eben so berühmt als kühner und höchst tapferer Feldherr, als verrufen wegen seiner Härte und Grausamkeit war. Unter den Schrecknissen des Krieges aufgewachsen, galt ihm ein Menschenleben wenig oder nichts; an den blindesten Gehorsam gewöhnt, verlangte er ihn eben so von seinen Untergebenen, und durch eine Reihe von Jahren den härtesten Strapazen, den wunderlichsten Launen eines feindlichen Schicksals und selbst den Mißhandlungen eines rohen Unvermögen, der sein Oberer mehrere Jahre lang hindurch blieb, ausgesetzt, hatte sich um sein Herz eine Eiskinde von Unempfindlichkeit und Gefühllosigkeit gebildet.

Mit Grausamkeit ordnete der Gouverneur für geringe Vergehungen die entsetzlichsten Strafen an, und die unerbittlichste Härte, mit welcher sie auf seinen Befehl vollzogen wurden, so wie die empörende Gleichgültigkeit und die verhöhnenden Bemerkungen, mit welchen er die Unglücklichen während ihrer Leiden überhäufte, deuteten offenbar darauf, daß er, der wahrscheinlich Aehnliches in seinen früheren Jahren unverschuldet gelitten, sich gleichsam an der ganzen Menschheit für das erduldete Unrecht rächen wollte. Solche Erinnerungen in der Brust eines Mannes, der die oberste Militär- und Civilstelle bekleidete, in dessen Händen Tod und Leben, die entsetzlichsten Strafen und das Recht der Begnadigung lagen, mußten Jeden mit Schauder erfüllen, der sich ihm zu nahen hatte, mit Verzweiflung Den, der sich irgend eines, auch noch so kleinen Vergehens schuldig wußte.

Digitized by Google

So war er denn im ganzen Umfange seines weitläufigen Gouvernements — nicht verabscheut, denn er war nie ungerecht, — aber wie ein böser Geist gefürchtet, der Den, der ihm verfällt, erbarmungslos würgt. Natürlich mußten in einer weitläufigen Jurisdiction, unter einem damals noch rohen Volke, Uebertretungen der Gesetze aller Art vorkommen, und man behauptete, die Eisenstempel, mit welchen man, nach damals gebräuchlicher Sitte, den Verbrechern den Namen ihrer Schuld, z. B. Desertion, Diebstahl, Ehebruch, Liederlichkeit ꝛc. auf die Stirn brannte würden von einer Exekution zur andern nicht kalt, so wie die Peitschen- und Knutenstechter unausgesetzt für den Hof beschäftigt seien.

So gefühllos, grausam und menschenfeindlich aber auch der Gouvernenr erschien, so hatte er dennoch eine Seite, von der ihm beizukommen war, und zwar sand sich diese Stelle — wer sollte es glauben — an seinem Herzen.

Der Schlüssel zu diesem Räthsel schien in seiner frühern Geschichte zu liegen. Keiner der großen geachteten Familien des Reichs angehörig, hatte er sich ganz allein durch Geduld, Ausharren und, wo es galt, durch löwenstarken Kriegsmuth, mit Einsicht verbunden, den Weg zu höheren Stellen bahnen müssen.

In dieser Zeit, als die Schläge des Schicksals ausgeholt zu haben schienen, fiel der Blitz der Liebe in sein Herz. Eufemia, die einzige Tochter eines angesehenen, adeligen Hauses, flößte ihm die glühendste Leidenschaft ein, und das reizende Mädchen erwiderte das Gefühl des schönen, heldenmüthigen Kriegers. Die Eltern widersetzten sich der Verbindung, allein der junge Soldat, den kein Hinderniß schreckte, entführte die Geliebte, die bald darauf unter den Donnern des eben erwachten Krieges die Seinige ward. Hatte ihr Gatte früher aus Ehrgeiz brav gefochten, so spornten jetzt Liebe und der Wunsch, der geliebten Gattin ein glänzendes Loos an seiner Seite zu bereiten, den Mann doppelt an. Das Glück war ihm günstig; aus den kühnsten Wagnissen ging er als Sieger hervor, die erfolgreichsten Waffenthaten gelangen ihm, er war zum Generalmajor befördert und erhielt nach abgeschlossenem Frieden das Gouvernement jener Provinz. Hier lebte er glücklich mit der geliebten Gattin und war an ihrer Seite ein so milder Befehlshaber, als sein Pflichtgefühl und die seinem Charakter durch das Schicksal angebildete Härte gestatteten. Leider aber hatte dieses seine Pfeile noch nicht alle gegen ihn abgeschossen. Die stolzen Eltern seiner Frau, die ihm sein dunkles Herkommen nicht vergeben konnten, waren auch durch sein und ihrer Tochter Glück nicht versöhnt, und quälten die Letztere auf's unablässigste, ihren Gatten zu verlassen. Sie hatte ihm diese unglückliche Verstimmung so lange verborgen, als möglich, da er sie nur im Allgemeinen kannte, und sich von den Versuchen, ihm die Gattin zu entreißen, nichts träumen ließ. Der Kampf, den das zarte, holde Weib zu bestehen hatte, untergrub ihre Gesundheit. Ein Brief, der in des Gouverneurs Hände gerieth, entdeckte ihm das Uebrige. Er würde gewüthet haben, wenn das Leben der Geliebten nicht auf dem Spiele gestanden hätte. Mit furchtbarer Anstrengung bezwang er sich, flehte mit heißen Kummerthränen zum Himmel um Erhaltung der Theuern. Vergebens — der Ewige hatte es anders beschlossen, und Eufemia verschied nach einer glücklichen Ehe von wenigen Jahren, mit einem Herzen, das der blinde Haß und der unbefriedigte Stolz ihrer Eltern gebrochen hatte. Der Zustand ihres Gatten war fürchterlich. Blaß, schweigend, mit fest zusammengepreßten Lippen wankte er umher. Aber so wie die bange Stille vor dem Wetter dessen Ausbruch verkündet, so bebten Alle, die ihn kannten, vor dem Augenblicke, wo dieser Starrkrampf sich lösen würde.

Der Augenblick trat ein und der Mann ging daraus — wie wir ihn im Anfange geschildert haben — als ein grausamer, menschenfeindlicher Unhold hervor! Seine Tochter Eufemia, das einzige ihm zurückgelassene Pfand der so unaussprechlich Geliebten, ein Mädchen von fünf Jahren, war auch das einzige Band, welches den unglücklichen Vater noch an's Leben knüpfte. Daß er das Kind anbetete, war eben so natürlich, als daß er es wie seinen Augapfel hütete. Und es ergalt ihm diese Sorge durch ein unwiderstehlich einschmeichelndes Wesen, das bei der blühendsten Gesundheit, den lieblichsten Zügen und dem lebhaftesten Geiste, einmal ein höchst reizendes Geschöpf erwarten ließ. Wenn Eufemia nicht bei ihrem Vater war, so wachte sie Niemand so gern um sich leiden, als Fedor, einen wohlgebildeten, guten Knaben von zwölf Jahren, den aus Barmherzigkeit ihre Mutter als eine Waise aufgenommen hatte. Fedor war verständig und von seltener Klugheit für sein Alter. Er kannte des Gouverneurs Launen und wußte ihnen mit Eufemien aus dem Wege zu gehen. Mehr als seine Seele liebte er die Kleine, die ihm unter den fürchterlichsten Drohungen, sie nicht einen Augenblick zu verlassen und mit seinem Leben für das ihrige zu stehen, anvertraut worden war, da alle andere Wärterinnen und Bedienten nur zu froh waren, einer bei des Gouverneurs Charakter so entsetzlich schweren Obliegenheit und Verantwortung enthoben zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der so eben von seinem Kaiser mit dem Titel eines französischen Herzogs (Duc) beehrte Herr v. Morny ist unstreitig eine der eigenthümlichsten Persönlichkeiten des Kaiserreichs. Karl August Louis Joseph Graf und nunmehr Herzog von Morny, bekanntlich ein naher Verwandter Louis Napoleons, ist am 23. Oktober 1811 zu Paris geboren. Seine erste Erzieherin war eine geistreiche Dame, die Gräfin v. Souza, die auch in der Schriftstellerwelt einen Namen hat. Schon als Knabe erregte Morny durch sein eigenthümliches aufgewecktes Wesen Aufsehen und er war noch nicht 15 Jahre alt, als der alte Fürst Talleyrand sagte: „ce petit sera

Digitized by Google

ministre un jour!" Der Alte hat Recht behalten; un Jour wurde Morny Minister, nämlich am 2. Dez. 1851. Vorher aber war Graf Morny noch allerlei, z. B. Lieutenant in einem Lanzier-Regiment, als welcher er sich vorzugsweise mit „theologischen" Studien beschäftigte — gründlich waren dieselben wohl nicht, aber merkwürdig war's doch. Dann zeigte er sich als gewandter Sportsmann und schrieb, begeistert für die Runkelrübe eine Broschüre: „Sur la question des sucres" (1838), schlug sich in Afrika mit großer Bravour unter Changarnier und wurde dekorirt, weil er dem General Trezel das Leben gerettet; er saß seit 1842 für Puy de Dôme in der Deputirtenkammer und galt bald für eine Kapazität in Finanzfragen. Nach der Februarrevolution hielt er sich anfänglich etwas zurück; als er aber in die Legislatur gewählt wurde, stimmte er mit der sogenannten Partei der Ordnung. Von Anfang an gehörte er zu den Vertrauten seines Verwandten Louis Napoleon; er war, wie bekannt, der eigentliche Faiseur des Staatsstreiches vom 2. Dez. Dabei zeigte er eine Energie und Geschicklichkeit, welche auch die Gegner des Staatsstreiches anerkennen müssen. Das damals übernommene Portefeuille des Innern gab er am 23. Januar 1852 ab. (Die Konfiscation der Güter des Hauses Orleans verfließ gegen seine gesellschaftliche Delikatesse; er hatte zu den näheren Umgebungen der Prinzen von Orleans gehört). 1854 wurde Morny, an Billault's Stelle, Präsident des Corps legislativ und vertrat 1856 und 1857 den Kaiser Napoleon am kaiserl. russischen Hofe mit großem Glanze, vermählte sich auch dort mit einer Dame aus dem Hause des Fürsten Trubetkoi. In den Geheimerath, den Louis Napoleon 1851 einsetzte (der Beirath der Kaiserin im Falle einer Regentschaft; alle Mitglieder dieses Rathes haben Ministerrang), wurde Morny gleich zuerst mit berufen. Einer der ersten Industriellen Frankreichs, von kolossalem Reichthum, dazu noch reich dotirt, spielt Morny in seiner hervorragenden Stellung eine große Rolle, und nun hat ihn der Kaiser dazu auch noch den Titel eines französischen Herzogs verliehen. Morny ist erst der dritte Duc von Louis Napoleons Kreation neben dem Marschall Pelissier, welcher zum Duc de Malakoff und dem Marschall Mac Mahon, welcher zum Duc de Magenta ernannt wurde. Auch Louis Philipp hat nur 4 Ducs kreirt; 1832 Duc de Montequion-Fezensac und Duc de Lamothe-Houdancourt, was aber eigentlich nur Transmissionen und keine Kreationen waren; 1845 aber wurde Marschall Bugeaud de la Piconnerie zum Duc d'Isly und der eben erst verstorbene Kanzler Pasquier ohne weitere Bezeichnung zum Duc gemacht. Man kann dazu auch noch als fünften den Gemahl der Königin Christine von Spanien rechnen, den Duque des Rianzares, welcher als Duc de Montmorot französischer Herzog wurde. Morny ist also eigentlich erst der fünfte französische Herzog, der seit 1827 kreirt worden ist.

(Demolirung von sechs Theatern.) Dem „Moniteur" zufolge werden in Paris nächstens folgende sechs, auf dem Boulevard du Temple stehende Theater niedergerissen werden: Das 1827 erbaute Théâtre du Cirque, das 1760 gegründete, am 21. Februar 1835 abgebrannte und wieder aufgebaute Théâtre de la Gaîté, das seit 1831 bestehende Théâtre des Folies Dramatiques, das Théâtre des Délassements Comiques (seit 1830, neugebaut 1841), das Théâtre des Funambules und das Théâtre Lazari, welche seit 1830 bestehen.

Genast theilt in seinem „Tagebuch" folgende Anecdote von Göthe mit. Eine Fleischersfrau aus Berlin, die nur nach Weimar gekommen war, um Göthe persönlich kennen zu lernen, hatte, nachdem sie stets mit ihrem Gesuch, bei Sr. Excellenz gemeldet zu werden, von den Bedienten abgewiesen worden war, von einem Spaßvogel die Ausfahrtstunde Göthe's erfahren, der ihr zugleich den Rath ertheilte, sich leise die Haupttreppe hinaufzuschleichen, wenn der Wagen vor der Thüre halte; auf dem oberen Absatz würde sie links eine Doppelstatue erblicken, dahinter möge sie sich verstecken und warten, bis Göthe aus der Thür trete, auf deren Schwelle „Salve" stehe: er liebe dergleichen Huldigungen, und sie würde gewiß sehr freundlich aufgenommen werden. Die Fleischersfrau folgte pünktlich allen Anweisungen, und als Göthe kam, trat sie sogleich aus ihrem Versteck mit den Worten hervor: „Bin ich endlich so glücklich den großen Dichter vor mich zu sehen?" Göthe sah sie verwundert an und fragte: „Kennen Sie mich, Madame?" „Jott, wer sollte Ihnen nicht kennen? Festjemauert in der Erde steht die Form aus Lehm jebrannt!" Göthe lachte und erwiederte: „Es freut mich, daß Sie meine Werke so gut kennen! Adieu, Madame!" und damit ging er an ihr vorüber. Die ästhetische Fleischersfrau sank fast in Ohnmacht, als sie später hörte, wie sehr sie sich blamirt habe, und verließ in höchster Eile das deutsche Athen.

Borek, 12. Juli. Auf dem Gute Cerekwika zog heute ein Bienenschwarm aus seiner Klause, ließ sich auf den zufällig in der Nähe befindlichen vier Pferden nieder und brachte diesen derartige Stiche bei, daß sie sämmtlich binnen kaum einer Stunde ihr Leben aufgaben. Der zur Abwehr herbeigeeilte Wirthschaftsbeamte, sowie der die Pferde leitende Knecht und noch einige andere Personen wurden nicht weniger von den wüthenden Bienen besetzt und dermaßen zugerichtet, daß es nur der schleunig herbeigeschafften ärztlichen Hilfe zu verdanken sein dürfte, wenn sie am Leben erhalten werden sollten. Bis jetzt ist nur der Beamte außer Gefahr. Einem gleichen Schicksale erlagen in voriger Woche auf dem benachbarten Dorfe Lowecice 7 Stück Gänse und ein großer Hühnerhund, indem auch daselbst ein Bienenschwarm sie überfiel.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 92. Sonntag, den 3. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Sie hab' ich nicht gemeint, Herr Hensel! erwiederte der Jäger, ohne sich im Mindesten aus seiner Ruhe bringen zu lassen. Aber wenn Sie mich fragen, so sage ich: reinen Tisch! Herr Birkenroth hätte mich auch nicht behalten sollen, denn wer ein guter Diener ist, der hängt noch immer an der alten Herrschaft und hält's mit der neuen schlecht. Das ist wenigstens meine Meinung.

Nun, Sie haben ja nun Ihre frühere Herrschaft wieder! sagte der Verwalter spitz.

Gott sei Dank, ja! erwiederte der Jäger. — Martin! fuhr er plötzlich auf. Sein scharfes Auge hatte trotz der spärlichen Helle eine Ungehörigkeit in der Führung des Hundes bemerkt, die er sofort, im raschen Laufe den Burschen einholend, auf die nachdrücklichste Weise rügte, worauf er die Leine selbst nahm. Menschenspuren waren aber bis jetzt im Schnee nicht zu erkennen gewesen; sie nahten jetzt dem Elsbruche, der sich, an den Wald grenzend, nach dem Flusse hinunterzog und eine beträchtliche Tiefe hatte, für den Waidmann als Asyl des Schwarz-, überhaupt des Hochwildes in gewissen Zeiten ein wahres Heiligthum.

Nun wird sich's bald zeigen! sagte er. Wenn die Burschen, wie Sie meinen, auf einem Umwege hierher gelaufen sind, um irre zu führen, so müssen wir ja bald auf die Spur vom Ufer her stoßen. Der mit den Handschuhen wird's freilich nicht auspinitsirt haben, vielleicht der Andere. Wie sahen sie denn aus?

Ja, das könnte nur das gnädige Fräulein erzählen, weiter hat sie kein Mensch gesehen. Die wird aber wohl selbst vor Schreck mehr todt als lebendig gewesen sein und wird nichts wissen.

Aber doch ein resolutes Ding! bemerkte Leichert. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Haben Sie den Vater gekannt?

Was werd' ich nicht! erwiderte der Jäger. Sie waren ja oft genug zum Besuche hier, als mein gnädiger Herr noch lebte — die Kleine war damals aber noch nicht geboren. Ihr Vater war ein Cavalier, wie Sie noch keinen gesehen haben, Herr Hensel; er hat nur einen einzigen dummen Streich gemacht —

Was war das? fragte der Verwalter, als Leichert sich nicht weiter aussprach.

Es schickt sich nicht für einen alten Diener von seiner Herrschaft so zu reden wie ich gethan habe! versetzte der Jäger. Sie sind nun todt und mich geht es weiter nichts an.

Die Mutter des Fräuleins war eine rechte Schwester von unserer gnädigen Frau? forschte der Verwalter, der die Gelegenheit von den Familienverhältnissen seiner neuen Herrschaft recht viel zu erfahren, nicht ungenutzt vorüber gehen lassen wollte. Leichert hatte sich gegen seine Gewohnheit zu einer Aeußerung verirrt, die er nun bereute, vielleicht aber doch, geschickt ausgefragt, noch erläuterte.

Eine ältere Schwester, versteht sich, eine rechte — mein gnädiger Herr ist nur einmal verheirathet gewesen. — Hier! Sie haben meiner Seel' Recht! rief er, sich selbst lebhaft unterbrechend und zeigte auf eine verwischte Spur im Schnee, die nur ein geübtes Jägerauge erkennen konnte. Während er rasch den Hund losmachte, fühlte Hensel eine große Befriedigung, daß er in seinen Vermuthungen das Rechte getroffen hatte. Der Hund wollte die Spur nicht recht annehmen, verfolgte sie aber doch, wenn auch mit offenbarer Unsicherheit und die beiden Männer, den Jägerburschen in einiger Entfernung hinter sich, wozu er von Leichert ausdrücklich

Digitized by Google

angewiesen war, betraten das Bruchland, dessen Boden fest gefroren war.

Was sie aber hier wollen? murmelte der alte Jäger. Sie müssen scharf gehetzt worden sein!

Oder eine neue Teufelei im Schilde führen — so'n bischen Feuer anlegen, was?

Der Hund stand. Schon! brummte Leichert verwundert. Geh'n Sie rechts um die Erlen, Herr Hensel — und Du, Martin — hört der Schlingel? — Du links am Graben vorbei! Von drei Seiten — vorwärts also. Avance, Caro. Er überließ den Verwalter und seinen Martin ihrer eigenen Einsicht und folgte seinem Hunde, den er zum langsamen Vorgehen ermunterte. Als er sich dem dicht verwachsenen Flecke näherte, wo die gedrängten, aus altem Holzschlag kräftig aufgeschossenen jungen Bäume eine Insel von ziemlichem Umfange im Bruch wie eine Pallisadenreihe, dem gewundenen Lauf der Schlammgräben angepaßt, umgaben, war der alte Leichert zwar nun selbst überzeugt, daß die Diebe hier eine vorübergehende Zuflucht gefunden, aber er wunderte sich nur, warum sie nicht lieber ihren Vorsprung geradeaus in die Welt benützt hätten. In diesem Augenblicke fuhr der Hund, auf die leiseste Anregung, mit heftigem Gebell zu, drüben ertönte fast gleichzeitig ein lauter Schrei, dann fiel ein Schuß. Leichert sprang mit einer Schnelligkeit, die bei seinen Jahren in Staunen setzen konnte, den etwas steilen Rand der Moorinsel hinan — hier war es wieder heller, aber er konnte nichts entdecken. Den Hund hörte er tiefer im Bruch jagen — Martin rief nach ihm. Da kam von der andern Seite aus den Erlen der Verwalter hervor.

Ein wildes Schwein! sagte er etwas athemlos. Ich mußte schießen, wenn's mich nicht anrennen sollte.

Und getroffen? fragte der Jäger verdrießlich. Er unterdrückte nur mit Mühe, was er von Sonntagsjägern sagen wollte.

Glaube kaum! Aber es ging ab. Der Hund ist nach und der Martin auch. Ich fürchte, daß wir unsern Zweck verfehlt haben. Unsere Fährte ließ sich im dunkeln Bruch nicht mehr erkennen —

Dafür hat man den Hund, sagte Leichert mürrisch und pfiff jetzt so gellend, daß Hensel erschrak.

Sie geben's also auf? versetzte er und war damit sehr zufrieden, denn sein eigener Verfolgungseifer hatte sich seit der Begegnung mit der riesigen Bache merklich abgekühlt. Freilich, nachdem der Hund gebellt hat — mein Schuß und Ihr Pfeifen —

Ich hab Ihnen den Willen gethan, Herr Hensel, erwiderte der Jäger kurz angebunden. Sie haben zu befehlen — aber ich hätte allein klug sein können. Einer mit seinen Handschuhen bittet sich in der Nacht nicht bei Schwarzwild zu Gaste. Er pfiff noch einmal und erhielt noch zeitig genug bereits durch einen Jagoruf Antwort.

Martins erstes Wort, als er sichtbar wurde, war: Ich hab' sie gesehen! Sie sind über's Eis gelaufen!

Nun, Leichert? rief der Verwalter triumphirend.

Was hat der Schlingel gesehen? fuhrt der Alte auf.

Ihrer Zwei! sagte Martin. Sie sprangen vor mir auf — höchstens 30 Schritt.

Warum schossest Du nicht? rief der Verwalter hitzig.

Auf Menschen, Herr Inspektor? entgegnete Martin. — Wilddiebe waren's doch nicht.

Ich hab' Dich schreien hören, nun, was weiter? fragte der Jäger.

Ja, sie sollten stehen — aber sie standen nicht und liefen über's Eis dort hinaus. Er zeigte in der Richtung, wo er die Verfolgten hatte über den gefrornen Fluß springen sehen.

So ist nichts mehr zu machen! sagte der Verwalter! Ich hatte die rechte Spur, sehen Sie, Leichert. Wenn sie mir vor den Lauf gekommen wären, hätten wir Einen wenigstens. Aber Ihr Martin dachte, weil es nur gemeine Diebe, nicht Wilddiebe sind, könnte er nicht schießen. So ein zartes Gewissen hätte ich ihm gar nicht zugetraut.

Während dieser Reden hatten sie bereits den Rückweg angetreten, nachdem sich auch der Hund, dem wohlbekannten Pfiff gehorchend, wieder eingestellt hatte. Leichert war sehr verdrießlich und sprach kein Wort; auch der Verwalter verstummte bald und an der Försterei trennten sich Beide mit einem kurzen: Gut' Nacht!

(Fortsetzung folgt.)

Rache und Versöhnung.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Mochte nun Fedor das Wichtige seiner Stellung fühlen oder nicht, wenigstens that er nicht so, blieb immer der heitere, muntere Knabe, der, die Sorge für die Pflegebefohlene angenommen, von nichts um sich berührt zu werden schien. Galt es aber Eusemien, nur unter der entferntesten Beziehung, so ward der Knabe in Sorgfalt, Klugheit und Vorsicht zum Mann. Er schlief vor ihrer Thüre, ordnete und theilte ihre kleinen Spiele, zu denen er immer neue zu erfinden wußte, wiederholte mit ihr die Aufgaben, die sie von ihren Lehrern erhielt, und ging oder fuhr mit ihr spazieren. Nicht ohne sein Herz wie sein Ohr zu zerreißen, drangen die Klagetöne der Unglücklichen, die so häufig im Gerichtshofe gepeitscht wurden, an dasselbe, und er trug große Sorge, daß ihm die so theure Kleine nicht davon erschreckt würde. Allein sein guter Geist gab ihm bald ein, daß es viel edler sein würde, die Gewalt, die Eusemia über den Vater hatte, zu Gunsten wenigstens derjenigen Unglücklichen zu benutzen, die kein Hauptverbrechen begangen, und auf diese Weise die Segnung manches fast Verzweifelnden auf der Kleinen Haupt zu leiten. Es galt einen Versuch.

Er lehrte Eusemien, die Hände gefaltet vor dem

Digitized by Google

Vater auf die Knie zu fallen und die Worte: Gnade für den Iwan, die arme Katinka ꝛc. so lange zu wiederholen, bis der Vater Ja gesagt haben würde. Der Himmel segnete des edeln Knaben Wagstück. Der Gouverneur, das erste Mal überrascht, drückte das holde Kind an sein Herz und lies die Verbrecherin losbinden. Das zweite, dritte Mal — ebenso, und wo er nicht ganz lossprechen konnte, war wenigstens die Hälfte der Strafe erlassen. Natürlich strömten Segnungen von allen Seiten dem Kinde entgegen, wo es sich nur blicken ließ, und das war es, was der edle Fedor wollte, der sich von all den Unglücklichen, die ihrem Richterspruch entgegen sahen, immer eine genaue Liste, auf welcher ihr Vergehen bemerkt war, zu verschaffen wußte. So verging die Zeit. Die neunjährige Eufemia war im ganzen Gouvernement angebetet und ihr sechszehnjähriger Mentor bedurfte nicht mehr zu seinem Glücke. Daß auch in seinem Busen Leidenschaften schliefen, die zu fürchterlicher Gewalt über sein besseres Selbst gelangen könnten, davon hatte der Aermste keine Ahnung, und so ging er ruhig seines Weges dahin.

Es war eine der Lieblingsbeschäftigungen Fedor's bei seinen Spazierfahrten mit Eufemien, aus den feuchten Wiesenlachen längs der Flüsse Jetisch und Tobolsk, die sich gleich unterhalb der Stadt vereinigten, bunte Blumen und namentlich Seerosen, die der kurze, aber heiße Sommer dort in großer Fülle und Pracht entfaltet, für seine junge Gebieterin zu holen, die sie unbeschreiblich liebte. In diesem Jahre hatte das Austreten dieser Flüsse noch mehr Wiesen unter Wasser gesetzt und einen weit reicheren Blumenflor als je hervorgebracht. Eufemia war entzückt, als sie bei'm ersten Aufsahren diesen mit Tausenden von bunten Blüthen bedeckten Wasserspiegel sah. Fedor befahl dem Droschkenführer, auf einem sichern Punkte unweit des Wassers halten zu bleiben, bat Eufemien, ihn hier zu erwarten, und lief nun einer Stelle zu, wo er eine Masse Blumen aus der Wasserfläche hatte hervorragen sehen. Schon hatte er eine Menge gepflückt, und war im Begriffe zurückzukehren, als plötzlich ein durchdringendes Geschrei um Hülfe an sein Ohr schlug. Der erste Blick überzeugte ihn, daß es der Droschkenführer sei, dessen leichtes Fuhrwerk mitten in der Wasserfläche von einem Strom ergriffen, pfeilschnell dahin schwamm, ohne daß das kleine Pferdchen Widerstand leisten konnte. Eufemia's Schleier wehte noch über der Strömung. Liebe, Furcht, Verzweiflung beflügelten des unglücklichen Fedor's Schritte, er rannte auf den Weg, der Stelle zu, hörte den Kutscher rufen, sah Eufemia's Händeringen, nur noch wenige Schritte war er von ihnen, als der Boden unter seinen Füßen wich und er in eine vom Strom ausgehölte Tiefe hinabsank. Aber auch hier kämpfte er mit dem Muthe der Verzweiflung; es glückte ihm, sich aus dem Schlamm und Wurzelwerk loszureißen, sich in die Höhe zu arbeiten und das Ufer zu gewinnen. Sobald er auf den Füßen stand, sah er mit ängstlichen Blicken umher — vergebens — da — mitten in der Strömung, ungefähr hundert Schritte von sich gewahrte er Eufemiens Hut und Schleier vorüber treiben. Besinnungslos sank er zu Boden. —

Man kann denken, welcher Aufruhr im Palaste des Gouverneurs entstand, als Eufemia um die gewohnte Zeit nicht heimkehrte. Alle Aussagen bestätigten, daß sie auf ihrer Droschke, von Fedor begleitet, nach den Flußwiesen gefahren sei. Ein Wort des von Angst gefolterten Vaters jagte Hunderte von Menschen in die Gegend, und so geschah es denn, daß man nach einigen Stunden zu gleicher Zeit den noch immer halb todten Fedor zurück brachte, und Eufemiens Hut und Schleier, die man aus der Fluth herausgefischt, zu den Füßen des Gouverneurs niederlegte. Von der Droschke und folglich von Eufemien fand sich keine Spur.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Unterm 30. Mai wird aus Lenox (Massachusets) folgender Kriminalfall berichtet. Henry Pratt und die Tochter seiner älteren Schwester, Miß Eurice Bandanwaker wohnten mit ihren Familien zu Oscola im Staate Newyork. Die jungen Leute hatten eine leidenschaftliche Zuneigung für einander gefaßt, ohne daß das Gesetz ihre Verbindung gestattete. Eines Morgens waren sie verschwunden; sie waren nach Ashford geflüchtet, wo sie sich trauen ließen. Inzwischen hatte sich der Vater der jungen Frau zur Verfolgung der Flüchtigen aufgemacht; in Begleitung eines Polizeibeamten gelang es ihm, deren Spur aufzufinden; eines Abend erschienen Beide in dem Hotel, welches das junge Paar bewohnt. Die nun folgende Scene kann man sich leicht vorstellen: Verzweiflung auf der einen, Unbeugsamkeit auf der andern Seite. Herr Bandanwaker bestand auf der sofortigen Rückkehr seiner Tochter; diese klammerte sich an ihren Gatten und betheuerte, ihn nicht verlassen zu können. Pratt vergaß sich im Zorn so weit, seinem Schwiegervater einen Faustschlag in's Gesicht zu versetzen, was natürlich nicht geeignet war, diesen zu versöhnlichen Gesinnungen zu bewegen. Schließlich gaben beide junge Leute scheinbar nach und baten nur noch um eine halbe Stunde Frist, um Abschied von einander zu nehmen. Dies wurde bewilligt und sie zogen sich in ihr Zimmer zurück, dessen Thüre augenblicklich von Innen verschlossen wurde. Als die Frist verstrichen war, begab sich Herr Bandanwaker in Begleitung des Beamten und mehrerer anderer Personen vor die Thüre; man klopfte und ließ letztere aufsprengen, da kein Laut von Innen Hörbar wurde. Welches Schauspiel! Das junge Paar lag über dem Bett, beider Kehlen durchgeschnitten, die Frau bereits todt, Henry Pratt aber noch athmend; er trug am Halse eine furchtbare, vier Zoll lange Wunde, mit einem gewöhnlichen Rasirmesser hervorgebracht, das in der Nähe lag. Auf dem Tisch lag ein Brief von der Hand der jungen Frau, an ihre Mutter gerichtet; Herr Bandanwaker beging die schuld-

Digitized by Google

volle Ueberzeugung, dieses Schreiben sofort zu verbrennen. Henry Pratt wurde wieder in's Leben zurückgebracht; nach einer kaum zu bezweifelnden Angabe hatte seine Frau selbst den gemeinschaftlichen Tod vorgeschlagen. Nach erfolgter Heilung wurde der unglückliche Wittwer unter Anklage des Mordes vor die Assisen von Lennox gestellt. Die Geschwornen erkannten ihn des vorbedachten Mordes für schuldig, empfahlen ihn jedoch der Milde des Gerichtshofes. Dieser hat sein Urtheil vertagt. Henry Pratt war erst 21, Enrice Bandanwaker erst 17 Jahre alt.

(Ein frei ritterliches Schießen zu Frankfurt a. M. vor 210 Jahren.) „1652. Den 4 Oktbr. Wird allhie im freien Felde, vor dem Bockenheimer Thor, bei dem Ketten-Hof, ein frei ritterliches Schießen gehalten, welchem vieler Städte Schützenmeister und Schießgesellen beigewohnt haben. Das Beste war 60 Rthlr. Das Nachbeste 24 Rthlr. Den 14. Okt. hat sich dieses Schießen geendet. Das beste gewann ein Steindecker; bei Austheilung der Gaben ist ein groß Banquet gehalten worden, wobei gewesen, Monsr Avantcourt, französischer Gesandter nebst den beiden Grafen von Rödelheim, der Stadt Deputirten und die vornehmsten Schützen. Des Abends war vor dem Bockenheimer Thor ein schön Feuerwerk gehalten worden."

Im Londoner Ausstellungsgebäude wurden am 16. Juli mehrere Taschendiebe verhaftet. Einer derselben leistete so heftigen Widerstand, daß 6 Polizeileute ihn bei den Armen und Beinen packen und durch das Schiff tragen mußten. Dank der strengen Wache, welche die Dedectives (Polizeileute in Civil) an den Eingängen halten, sind noch sehr wenige dieser langfingrigen Gentlemen in's Gebäude geschlüpft. Viele machten den Versuch, erhielten aber gleich an den Thüren den Wink, daß man sie kenne, und den guten Rath, sich zu empfehlen. Etwa 15 oder 20, die seit dem Beginn der Schillingstage in's Gebäude zu gelangen wußten, wurden erkannt, ehe 5 Minuten um waren und natürlich sogleich mit der Bitte, sich nicht bald wieder sehen zu lassen, hinausgeleitet. Von den in der Ausstellung täglich verlorenen und gefundenen Gegenständen, die auf die Polizei gebracht werden, sind beinahe 95 pCt. den rechten Eigenthümern wieder zurückerstattet worden — nur werthlose alte Taschentücher, kupferne Halszierrathen und ähnliche Sachen, die der Eigenthümer nicht der Mühe des Suchens werth hält, bleiben zurück. Ueber das Benehmen der Konstabler im Gebäude hört man nur eine Stimme des Lobes, und Hunderte von Besuchern sind aus eigenem Antriebe auf das Polizeiamt gekommen, um sich für die Zuvorkommenheit zu bedanken, mit der die Konstabler ihnen im Gebäude Führerdienste geleistet haben.

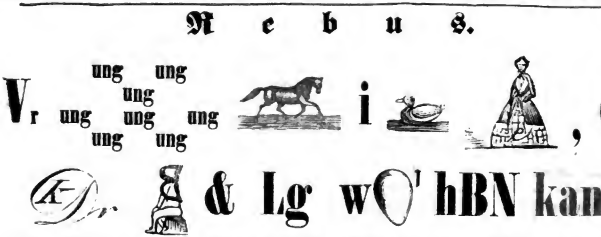
(Das Areal Rußlands) beträgt nach den genauesten Berechnungen des statistischen Centralcomité's gegenwärtig 380,042 09 Quadratmeilen, — die Besitzungen der russisch-amerikanischen Kompagnie und die Flächen-Inhalte des kaspischen und Ural-See's nicht mit eingerechnet. Hiervon kommen auf das europäische Rußland mit den transuralischen Distrikten der Gouvernements Perm und Orenburg 90,134,53 Quadratmeilen; die kaukasische Statthalterschaft mit Einschluß der neu unterworfenen Stämme der Bergvölker 8,033.78; auf Sibirien mit den Inseln, dem Amurland und Sachalin 262,745 97; das Königreich Polen 2,257 81 und auf Finnland 6870 Quadratmeilen.

(Ein Edict gegen Hundesbsitzer.) Der Bürgermeister einer kleinen Stadt erließ die folgende Bekanntmachung, deren Authenticität verbürgt werden kann: „Die Einwohner dieser Gemeinde werden hiedurch in Kenntniß gesetzt, daß es allen Besitzern von Hunden befohlen ist, Mankörbe zu tragen, an die Kette gelegt zu werden oder auf der Straße ein Halsband zu tragen. Die Zuwiderhandelnden werden von den Schinderknechten eingefangen."

Auflösung des Rebus in Nro. 89.

Jägerin, schlau im Sinn, zielst nur mit Blicken,
Weiß in Ein' Pfeil auf Pfeil aus dem Aug' zu schicken.

Rebus.



Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 93. Dienstag, den 4. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung").

(Fortsetzung.)

Herr Hensel! rief der Jäger hinter dem Verwalter her, als dieser schon eine Strecke gegangen war.

Was gibt's noch? fragte Hensel sich kaum umdrehend.

Den mit Handschuhen mag die gnädige Frau errathen — aber der andere: was meinen Sie zu dem Wieselchen? Sie wissen doch noch, den der alte Birkenroth vor fünf Jahren wegjagte. Wieselchen nannten ihn die Mägde.

Leichert, Sie können Recht haben! sagte Hensel, indem er zurückkam. An den hab' ich auch schon gedacht. Der weiß freilich jeden Winkel im Hause bei stockfinsterer Nacht zu finden, denn er spionirte überall umher und Herr Birkenroth entließ ihn auch deßwegen, weil er immer, wenn Besuch hier war, den Gästen ihre Sachen durchstöberte — ja wohl, er hat sie auch bestohlen, Sie brauchen mich nicht daran zu erinnern. In den fünf Jahren ist er vielleicht noch auf einer hohen Schule gewesen, wo er in seiner Kunst vollends ausstudiert hat. Nun hat er einen Collegen mitgebracht und sich wahrscheinlich an Herrn Birkenroth rächen wollen, ist aber auf unsere gnädige Frau getroffen.

Sie machen sich eine ganze Geschichte daraus, versetzte der Jäger.

Ich freue mich nur, daß ich meinen Mann gleich errathen und die rechte Spur auch gefunden habe. Der wäre frech genug, heute Nacht noch einmal einzubrechen, darum ist er auch in der Nähe geblieben. Nun gute Nacht, Leichert, Morgen wird sich Alles finden.

III.

Nach dieser von Schreck und Unruhe zerstörten Nacht folgte ein eben so unruhiger Tag. Das Geschehene wäre von der würdigen Dame vielleicht gern der weiteren Verfolgung entzogen worden, aber die Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit duldete das nicht, auch hatte der eifrige Verwalter bereits auf seine eigene Hand eine Kunde davon, wenn auch nur mündlich, durch einen nach der Stadt fahrenden Knecht an seinen Freund, den Actuarius des Kreisgerichts, gelangen lassen, wodurch er die gerichtliche Untersuchung außer Frage stellte. Sobald es thunlich war, erschien er hierauf vor seiner Herrin und berichtete mit großer Selbstzufriedenheit den Erfolg seines nächtlichen Streifzuges. Mit dem Wichtigsten hielt er noch zurück, bis Frau von Forno ihm für seine Bemühung gedankt und die Ansicht ausgesprochen hatte, daß bei gänzlichem Mangel an Verdachtsgründen wohl die Sache auf sich beruhen werde.

Es ist aber ein corpus delicti gefunden worden, entgegnete er, sich mit diesem Ausdruck, den er seinem Freunde, dem Actuar, verdankte, nicht wenig spreizte. Ein Handschuh, gnädige Frau.

Was kann das beweisen? sagte Frau von Forno und wollte offenbar von dem unangenehmen Ereigniß abbrechen. Hensel hatte jedoch noch seinen besten Trumpf auszuspielen.

Die Gerichte wissen auf einen Strohhalm weiter zu bauen — es ist 'was Wundervolles! Aber ich habe außerdem noch meine eigenen Gedanken. Erlauben Sie, meine gnädige Frau. Hier muß man auf den Grund gehen, sonst stecken sie uns einmal den ganzen Hof an und lassen uns in unsern Sünden verbrennen. Ich weiß mit Bestimmtheit, wer der Eine von den beiden Galgenvögeln gewesen ist.

Frau von Forno sah ihn überrascht an und ihre Nichte, welche am Fenster auf ihrem gewöhnlichen Platze bei der Arbeit gesessen hatte, erschrak so, daß es der Verwalter, der ihr gegenüber stand, bemerkte.

Digitized by Google

Erschrecken Sie nicht, gnädiges Fräulein, sagte er. Sie sollen ihn nicht wieder zu sehen bekommen. Aber Sie wissen doch, wie er ausgesehen hat, und wenn Sie ihn beschreiben wollten, so könnte man —

Ich weiß nichts! unterbrach ihn Pauline mit aufgeregter Stimme. Wie soll ich —!

Lassen Sie nur, lieber Hensel, nahm Frau von Forno das Wort. Wenn Sie auf irgend Jemand, wie Sie sagen, einen begründeten Verdacht haben, so werden Sie bei der Untersuchung, im Fall diese nothwendig wird, schon Gelegenheit finden, ihn zu nennen. Ich mag den Namen, der mir wahrscheinlich auch unbekannt ist, nicht wissen.

Sie kennen ihn freilich nicht, gnädige Frau, erwiederte Hensel, der sich nicht stören ließ. Es war noch unter dem vorigen Besitzer von Reichenwalde, dem alten Herrn Birkenroth. Der hatte einen Bedienten angenommen, einen gewissen Schindler; die Leute auf dem Hofe nannten ihn immer Wieselchen, weil er so flink und gewandt war, bald hier, bald wieder verschwunden, als ob er sich unsichtbar machen könnte. Ein höchst brauchbarer Mensch. Herr Birkenroth konnte gar nicht ohne ihn leben. Aber — er taugte nichts. Ob er dem Herrn etwas genommen hat, weiß ich nicht, aber fremde Gäste bestahl er. Verzeihen Sie, gnädige Frau. Es mag ein Paar Mal vertuscht worden sein, aber endlich mußte er sich wohl auch an seinem Herrn vergriffen haben, denn er wurde fortgejagt. Das sind nun gerade fünf Jahre her. Was er unter der Zeit getrieben hat —

Sie meinen, unterbrach ihn Frau von Forno, dieser frühere Diener des Herrn Birkenroth sei bei dem gestrigen Vorfalle betheiligt? Haben Sie bestimmte Gründe zu dieser Annahme?

O ja, gnädige Frau, die habe ich wohl und wenn Sie zu hören befehlen —

Nein, lieber Hensel, ich erlasse sie Ihnen. Leider werden Sie wohl Gelegenheit finden sich darüber zu äußern. Sie haben gestern meinen Wunsch, die Sache ruhen zu lassen, nicht erfüllt. Ich bitte Sie jetzt mir wenigstens, da ich doch nichts weiter thun kann, die traurige Erinnerung nicht mehr aufzufrischen. Ich wollte, ich könnte sie ganz vergessen und würde gern vergeben, was geschehen ist.

Sie fragte nun so entschieden nach Angelegenheiten der Wirthschaft, daß er nicht füglich bei dem ihr unannehmen Gegenstande bleiben konnte. Dann entließ sie ihn und wandte sich jetzt zu Paulinen, welche die letzten Mittheilungen des Verwalters mit dem gespanntesten Interesse angehört hatte.

So würde es sich erklären, sagte Frau von Forno. Mir fällt noch etwas Anderes ein von gestern —

Sehr möglich, sehr wahrscheinlich! rief Pauline. Dieser Mensch, früher hier im Dienst, wegen Unehrlichkeit entlassen, genau vertraut mit der Oertlichkeit des Hauses — mir scheint es gar keine Frage. Nicht wahr, Tante?

Ich muß es annehmen — Hensel will ja seine bestimmten Gründe haben. Aber wie gern wollte ich die ganze traurige Untersuchung vermeiden, wie gern den Verlust verschmerzen!

Beträgt es viel? fragte Pauline und es war zum ersten Male, daß sie darnach fragte. Sie hatte diesen Punkt bisher mit einer sehr räthselhaften Scheu vermieden und die Tante sich schon darüber verwundert, daß sie, welche sonst an allen Dingen, auch materieller Art, den lebhaftesten Antheil nahm, noch gar nicht darnach geforscht hatte. Auf ihre heutige Frage wußte die Tante, welche in all' ihren Angelegenheiten die musterhafteste Ordnung hielt, genau die Summe anzugeben, die ihr entwendet worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Rache und Versöhnung.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Entsetzlicher Augenblick! Zu überlegen, wie sich das Unglück ereignet, wie viel Schuld Fedor oder vielleicht das Fräulein selbst daran haben möge, fiel hier Niemand ein. Wer hätte auch nur ein Wort hervorzubringen gewagt. Der entsetzlichste Schmerz schien den unglücklichen Vater einen Moment zu betäuben: ein plötzlich ausgestoßener, furchtbarer Schrei verkündigte sein Erwachen. Leider schien alle Menschlichkeit aus seinem Herzen gewichen und die tigerartigste Grausamkeit es ganz und gar erfüllt zu haben. Mit blauen vor Wuth bebenden Lippen gebot er, den halbtodten Jüngling zu entkleiden, an der Nichtsäule des Hofes mit aufgebundenen Händen aufzuhängen, und ihn so lange zu knuten, bis jede Spur menschlichen Ansehens an ihm verschwunden sei. Die fürchterlichsten Verwünschungen drohten Jedem, der in der Ausführung des gräßlichen Spruches zögern würde, gleiches Schicksal, und so gehorchten die Knechte denn mit blutendem Herzen und überfließenden Augen.

Schon glich des unschuldigen Fedor's Körper einer einzigen ungeheuren Wunde, und sein Schmerzgeheul ertönte nur noch in sterbenden Lauten in den Hallen des Gerichtshofes, als plötzlich im raschesten Trabe, von vier neben einander gespannten Pferden gezogen, eine Droschke durch die Wölbung des Thores herein donnerte, Eufemia und ein Beamter auf ihr.

Man rannte nach dem Gouverneur, der athemlos herbeistürzte, und die wiedergegebene Tochter fast mit seinen Umarmungen erstickte.

„Gnade für den unschuldigen Fedor!“ Dies waren Eufemien's erste Worte, sobald sie sich von des Vaters Herzen loswand. Er zögerte. „Gnade“ — rief sie, das Schlimmste ahnend — „oder ich stürze mich hier vom Balkon herab!“ Der Gouverneur winkte und zwanzig Menschen rannten in den Gerichtshof hinab, wo seine Henker, menschlicher als seine Richter, mit der Strafe

Digitized by Google

eingehalten hatten. Er ward augenblicklich so vorsichtig als möglich herabgenommen, und da noch eine Spur von Leben in ihm war, der Pflege des anwesenden Arztes übergeben, der ihn als einen Todten übernahm.

Indessen gab Eufemia eine einfache Aufklärung der Begebenheit, die Jeder ahnen wird. Sie hatte nämlich des Glaubens, das Wasser stehe nicht höher auf den Wiesen, als am Rande, dem Kutscher befohlen, nach einer Stelle zu fahren, an welcher sie eine Menge Blumen gewahrte. Anfangs war es recht gut gegangen, aber plötzlich seien sie in eine vom Flusse ausgewaschene Untiefe gerathen und da von der Strömung fortgerissen worden. Ihr Geschrei habe Leute herbeigerufen, die ihr zu Hülfe geeilt, eben als ein Strudel das Fuhrwerk umgeworfen. Pferd und Kutscher waren ertrunken.

Diese Erzählung war mehr als hinreichend, Fedor's gänzliche Schuldlosigkeit an den Tag zu legen, aber die Wildheit in dem Gemüthe des Gouverneurs war noch so groß, daß er ihr verbot, Fedor's Namen zu nennen, wenn er ihn nicht augenblicklich solle erschießen lassen. So mußte das arme Kind denn schweigen und auch des Trostes verlustig gehen, dem um ihretwillen schuldlos Leidenden nur ein freundliches Wörtchen sagen zu lassen; denn der bellagenswerthe Jüngling lag noch immer in einer Betäubung, bei welcher es nicht zu bestimmen war, wie er daraus hervorgehen würde. Nach einigen Wochen war man bei seiner kräftigen Constitution seines Lebens und seines gesunden Verstandes gewiß. Er lechzte nach Eufemia's Anblick, nach einem Wort von ihren Lippen. Da öffnete sich eines Tages die Thür des niedern Zimmers bei'm Thorwärter, wohin man Fedor gebettet hatte. Der Gouverneur trat ein, finstern Blickes, glühenden Auges. Der Jüngling stand ehrerbietig vor seinem Peiniger.

„Eufemien's Vorbitten," sprach der Gouverneur mit dumpfer Stimme, „haben Dir wider meinen Willen das Leben erhalten. Aber nie sollst Du ihr Angesicht wiedersehen. Nimm" — er warf ihm eine Börse zu — „und verlaß innerhalb drei Wochen nicht nur den Palast, sondern das Gouvernement. Sieht man Dich, so lange ich lebe, je innerhalb der Gränzen der Provinz, so ist Befehl gegeben, Dich wie ein wildes Thier zu erschießen!"

„Hat denn Eufemia — hat denn das Fräulein nicht meine Unschuld erklärt?" fragte Fedor bebend.

„Schweig und gehorche. Sie will nichts von Dir haben, Dich nie wieder sehen. Sie verwünscht ihre Nachsicht und schämt sich tief ihrer Vertraulichkeit mit einem Knechte."

„Um Gotteswillen beschwöre ich Sie, gnädigster Herr," — rief Fedor von Schmerzenstränen überströmt „thun Sie dies nicht an mir; lassen Sie mich zu Tode knuten, aber lassen Sie mich das Fräulein noch einmal sehen, noch einmal sprechen. Sehen Sie, in Todesangst umfasse ich Ihre Kniee, ich kann nicht leben ohne Eufemien; denken Sie, was ich von Jugend auf für sie gethan! Seien Sie barmherzig."

„Elender Wurm!" — donnerte des Gouverneurs Stimme, und ein Fußtritt warf den Bittenden zu Boden — „Du bist bezahlt, dort liegt Dein Lohn!" — Mit diesen Worten verließ er das Gemach. Fedor lag noch am Boden. „Ha!" rief er plötzlich mit einem gellenden Lachen, das nur zu deutlich verrieth, wie alle Geister der Rache in seinem Herzen Platz genommen hatten — „ha, Unmensch, bin ich ein Wurm, den Du zertrittst, so sollst Du fühlen, daß auch der Wurm sich krümmt, und die Ferse sticht, die ihn ermordet!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Privatschreiben aus Chili enthält nicht uninteressante Details über die tragi-komische Geschichte des Exkönigs der Arancanier, dem ehemaligen Notarius Antoine Tonnens aus Perigord. Dieser Mann, welcher im Lande der Trüffeln schlechte Geschäfte gemacht hatte, begab sich nach Chili, wo er, wie es scheint, ein ziemlich unregelmäßiges Leben führte, bis die Idee in ihm auftauchte, in Arancanien eine stabile Regierung unter monarchischer Form und für sich einen Thron gründen zu wollen. Der Exnotar ließ seine Idee sofort zum „fait accompli" avanciren und schrieb in diesem Sinne Briefe an seine ehemaligen Freunde in der französischen Heimath, und erst als von dort mehr oder minder wohlklingende Aufmunterungen eintrafen, machte er sich auf den Weg nach seinem Königreiche, begleitet von einem chilenischen Dolmetscher, weil er selbst kein Wort von der Sprache des zu annectirenden Landes verstand. Er kaufte Spielwaaren und Branntwein, ließ sich Bart und Haare wachsen und präsentirte sich so vor dem ersten araucanischen Stamme, auf den er traf, um Freiheit und Emancipation von Chili im Namen des Kaisers der Franzosen anzubieten. Seine Besprechungen unterstützte Tonnens durch ein Portrait Napoleons, durch Abbildungen von Zuaven, insb. sondere durch zahlreiche Libationen, und ließ sich durch diesen, und dann durch noch einen oder zwei andere Stämme zum Könige wählen. Der chilenische Dolmetscher, welchem die Sache die Grenzen eines Scherzes zu überschreiten schien, beeilte sich, dem Commandanten eines naheliegenden chilenischen Forts Anzeige davon zu machen. Aurelius I. wurde festgenommen und der Königswürde schon am 4. Tage ihres Bestehens ein Ende gemacht. Unter der Correspondenz, welche der Exnotar mit seinen französischen Landsleuten geführt hatte, befinden sich — sehr charakteristisch — eine Menge von Anerbieten zur Uebernahme der höchsten wie der bescheidensten Stellen im neuen Königreiche. Man hofft, daß die Regierung von Chili den ganzen, ächt französischen Puff nicht ernster nehmen wird, als er es verdient.

Im Etiennetheater bei Lyon hat sich dieser Tage ein schaudererregender Unfall zugetragen. Es wurde ein Ballet, „Sir John" dargestellt, in welchem der Solotänzer

Digitized by Google

Hr. Laurencon, der den John gibt, sich mit einer langen Teichflinte zum Ergötzen des Publikums zu erschießen pflegt, wobei er das Rohr unter den Arm hält und abfeuert. Dießmal scheint das Gewehr zu stark geladen gewesen zu sein, denn als der Schuß fiel, zersprang der Lauf und zerschmetterte die Achsel des Künstlers der Art, daß der völlig losgetrennte Arm nur noch an den Kleidern herabhing. Ein Schrei des Entsetzens ertönte im Zuschauerraume, als der Künstler unter stromweiser Blutvergießung zusammenstürzte. Viele Personen wurden ohnmächtig. Der Vorhang fiel. Aerzte waren augenblicklich zugegen und es wurde die Amputation gleich in der Garderobe vorgenommen.

Wie die „Mor. Nov." melden, lebt in Celadna in der mährischen Wallachei ein Mann, welcher bereits 147 Jahre alt sein soll. Der Mann hat, wie er sagt, den größten Theil seines Lebens in der Salasche (Sennhütte) zugebracht, mehrere Jahre beim Militär gedient und im 90. Lebensjahre geheirathet. Er arbeitet noch auf dem Felde und nährt sich, wie er angibt, blos von Milch und Erdäpfeln.

Am 6. und 7. Aug. findet in Heidelberg die Generalversammlung der deutschen Bekleidungsakademie statt. Auf der Tagesordnung steht: die Umgestaltung des Vereins in eine europäische Medekademie und Gründung von Spezial-Akademien, Errichtung einer Lehranstalt, Gewerbefreiheit, ob Schutzzölle Vortheile bieten oder nicht. Werth der Nähmaschinen, Lehrlinge, Veranstaltung von Kleider-Ausstellungen, Mittel, dem Mangel an tüchtigen Arbeitern abzuhelfen u. s. w.

Man will berechnet haben, daß die civilisirte Welt in Salven, königlichen und militärischen Artigkeiten und höflichem Donneraustausch, in Etiquette-Signalen, Rhede- und Citadelle-Formalitäten, täglicher Begrüßung des Sonnen-Auf- und Unterganges durch alle Festungen und Kriegsschiffe u. s. w. auf der ganzen Erde alle 24 Stunden 150,000 nutzlose Kanonenschüsse vergeudet. Den Schuß zu 6 Fr. gerechnet, macht dies täglich 900,000, jährlich 360 Mill. Franks, die in Rauch vergehen.

Im „Tagbuch oder Geschichtskalender aus Friedrich des großen Regentenleben" von Rödenbeck findet sich Band 3, S. 413, folgendes Reskript des Königs aus dessen letztem Lebensjahre, vom 4. Mai 1786, an den Geheimen Rath von Taubenheim, welcher dem König vorgeschlagen hatte, die Gehalte mehrerer Unterbeamten herabzusetzen: „Ich danke dem Geheimen Rath von Taubenheim für seine gute Gesinnung und ökonomischen Rath; Ich finde aber solchen um so weniger acceptable, da die armen Leute jener Klasse so kümmerlich leben müssen, da Lebensmittel und Alles jetzo so theuer ist, und sie eher eine Verbesserung als Abzug haben müssen. Indessen will Ich doch seinen Plan und die darin enthaltene gute Gesinnung annehmen und jenen Vorschlag an Ihm selbst zur Ausübung bringen und ihm jährlich 1000 Thaler mit dem Vorbehalte vom Traktament abziehen, daß Er sich übers Jahr wieder melden und Mir berichten kann, ob dieser Etat und Abzug seiner eigenen häuslichen Einrichtung vortheilhaft oder schädlich sei. Im ersten Falle will Ich Ihn von seinem so großen als unverdienten Traktament von 4000 Thalern auf die Hälfte herunter setzen und bei dieser seine Beruhigung, seine ökonomische und patriotische Gesinnung loben und auch bei andern, die sich dieserhalb melden werden, diese Verfügung in Applikation bringen Friedrich."

(Amerikanisches Duell.) Man schreibt aus Venedig: Die sogenannten „amerikanischen Duelle" scheinen nun in der k. k. Armee Mode werden zu wollen. Schon wieder ist hier ein solches Duell vorgekommen, und ein junger Offizier des hier garnisonirenden 3. Bataillons des Infanterieregiments von Sachsen-Weimar (früher Prinz Alexander von Hessen) hat sich am 6. dieß durch einen Pistolenschuß entleibt, weil ihm das Todesloos zugefallen. Da derselbe noch mehrere Stunden nach seiner Verwundung lebte, so konnte er einige Aufschlüsse über die Motive seiner That geben, welche beweisen, daß dieselben ein Duell à l'américaine waren.

Ein Schiffscapitän von Bordeaux, hat kürzlich von einer Fahrt an der amerikanischen Küste eine Pflanze mitgebracht, deren Name noch ein Geheimniß ist. Es soll sich auf chemischem Weg aus derselben ein die Baumwolle vollkommen ersetzender Stoff gewinnen lassen. Einige Stück daraus gewobenen Zeuges wurden kürzlich dem Kaiser vorgelegt. Sie sollen ebenso fein und noch dauerhafter als Baumwolle sein und 50 bis 60 Prozent wohlfeiler zu stehen kommen. Die Pflanze soll in Afrika sowie in Nord- und Südamerika häufig vorkommen und sehr geeignet zum Anbau in Algerien sein.

(Einfaches Mittel gegen Auszehrung.) In einer amerikanischen Zeitung, dem „Weltbürger" empfiehlt ein Lehrer folgendes Mittel gegen die Auszehrung, das, wie er sagt, seiner Frau und schon mehreren Personen geholfen habe, nachdem sie gegen ein Jahr hin an dieser Krankheit darniedergelegen und mehrere Doktoren ohne Erfolg gebraucht habe. Es heißt: Nimm eine gute Hand voll Hopfen und koche ihn in einem Quart Wasser bis zu einem Pfint, seihe es und mache es süß mit Orleanszucker. Davon nimmt man dreimal des Tags, vor jeder Mahlzeit, einen Eßlöffel voll."

Zum Schillerdenkmal das in Berlin errichtet werden soll, sind nicht weniger als 96 Modelle eingelaufen.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 94. Donnerstag, den 7. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Schade, daß Du nicht ein Paar Minuten früher kamst, wenn dir doch diese abscheuliche Begegnung bestimmt war! sagte Frau von Forns. Nicht, daß mir das Geld — es ist ja nicht so viel — besonders leid thäte, aber dies Durchwühlen meiner Fächer von fremden Händen, die Entwehung meiner theuersten Erinnerungen die sie vielleicht durchspäht und verspottet haben — ich gestehe es, das ist mir schrecklich! Das Bild Deiner Mutter sogar haben sie nicht verschont,

Pauline erbleichte bei diesen Worten, ihr Auge sank zu Boden, um ihre Lippen zuckte es schmerzlich.

Wie unangenehm wird diese Untersuchung werden! fuhr die Tante nach einer kurzen Pause fort Wie gern möchte ich sie vermeiden, vorzüglich Deinetwegen!

Meinetwegen? rief Pauline erschreckend.

Du wirst Dein Zeugniß abgeben müssen, armes Kind. Du bist ja die Erste gewesen, die von dem Einbruch etwas gehört und die Diebe verscheucht hat. Du hast sie bei der That überrascht und gesehen — und man wird von Dir eine Beschreibung ihrer Persönlichkeit verlangen —

Muß ich das? Kann man mich zwingen, vor Gericht zu erscheinen? rief das Mädchen?

Wie verletzend das auch für ein weibliches Gemüth ist, leider darf sich Niemand dieser Pflicht entziehen.

Aber wenn ich nichts weiß, mich auf gar nichts mehr besinnen kann?

Ich glaube es Dir! Du bist gewiß so entsetzt gewesen, mehr erschrocken, als die Unholde, welche Du verscheucht hast. Es bedarf auch nur der Aussage nach der Wahrheit, daß Du nichts von ihrer Persönlichkeit anzugeben weißt. Daß sich Dein Herz vor dem Gedanken empört, durch Deine Angabe vielleicht das Unglück eines Menschen zu veranlassen, begreife ich wohl, und darum ist es recht gut, daß Du Dich auf Nichts mehr besinnst. Ich wäre euch vollkommen zufrieden, wenn Hensel's Gründe nicht ausreichend wären, oder wenn die Unglücklichen sich durch die Flucht aller Ermittelung auf immer entzogen hätten. Von Herzen wollte ich ihnen vergeben!

Wolltest Du das? rief Pauline und küßte die Hand der alten Dame. — Sage mir nur noch Eins. Wenn dieser — ich weiß seinen Namen nicht mehr — der gewesene Diener des Herrn Birkenroth ermittelt und verhaftet würde, wie wollte man ihm beweisen, daß er gestern Nachts hier war — gestehen wird er es doch nicht und sich oder — ich meine, sich verrathen wird er auch nicht, wie will man ihm die That beweisen?

Das verstehe ich nicht! erwiderte die Tante, welche den Grund zu Paulinens heftiger Aufregung, die bei jeder neuen Erinnerung an das nächtliche Ereigniß wieder geweckt wurde, wohl zu erkennen glaubt. Es war die Besorgniß vor der unausbleiblichen gerichtlichen Untersuchung, in welcher ihre Aussage das Fundament geben mußte, es war jetzt ganz besonders die Furcht, dem Verbrecher, im Fall man seiner habhaft würde, sich gegenübergestellt zu sehen, ob sie ihn wieder erkenne — der Zwiespalt in ihr, weil sie ja ihre Aussage beschwören mußte. Doch hütete sich die alte Dame, ihre Gedanken auszusprechen, sondern suchte Paulinen liebreich zu beruhigen. Sie verstehe die Wege des gerichtlichen Verfahrens nicht, das aber jedenfalls so schonend als möglich für sie sein werde. Vor der Hand, da ja noch gar nichts geschehen sei, möge sie sich nicht Besorgnisse machen, sondern Alles Gott anheimstellen, welcher die That entweder ohne viel Mühe an das Licht bringen oder wenn es sein Rathschluß sei, dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit entziehen werde.

Digitized by Google

Es gelang Frau von Forno auch, Paulinen zu beschwichtigen und Beide nahmen sich im Stillen vor das Unheimliche gar nicht mehr zu berühren. Aber dieser Vorsatz war nicht leicht zu halten, denn bald nachher erschien der Dorfrichter, um der Herrschaft Bericht abzustatten. Der Wächter vom herrschaftlichen Hofe hatte beim Nachsetzen in den ersten Häusern Lärm gemacht und auf gut Glück nach der Brücke hin eine, wie es ihm schien, frische Spur, die er mit seiner Laterne gefunden, verfolgt. Die Bauern, von welchen alsbald mehrere zusammen gekommen, waren in verschiedenen Richtungen ausgegangen, natürlich ohne allen Erfolg. Doch hatte sich heute Morgen bei Tageslicht auf die Angaben des alten Leichert und seines Martin am Elsbruche eine doppelte Spur im Schnee gefunden, die eine, wie der Richter sich ausdrückte, von einem „unvernünftig kleinen Fuße." Wenn die gnädige Herrschaft sich vielleicht den Spaziergang machen wollte, könnten Sie's sehen. So'n feiner Stiefel wird hier gar nicht gemacht.

Frau von Forno fühlte keine Veranlassung, dem Ansinnen nachzugeben und als der Richter seine Meldung dahin beschlossen, daß die Spur bis zum Flusse geführt, über welchen der Martin zwei Menschen habe laufen sehen, daß sie aber auf dem Eise, von dem der Schnee stellenweise weggeweht, und auch drüben, wo gleich die festgefahrene Schlittenbahn laufe, nicht mehr zu verfolgen sei, wurde er entlassen.

Das paßt zu dem Handschuh, sagte Frau v. Forno. Du hast ihn doch aufgehoben? Es wird darnach gefragt werden.

Pauline bejahte es, ohne aufzublicken, und das Thema fiel damit wieder, wenigstens für die nächsten Stunden.

Der Verwalter war, nachdem er Rücksprache mit der Herrschaft genommen hatte, gleich nach der Försterei gegangen, um sich nochmals mit dem alten Leichert über den Schindler, das sogenannte Wieselchen, zu verständigen. Auf dem Herrenhofe hatte er Niemand mehr gefunden, welcher ihn noch gekannt hatte, denn bei dem vorigen Besitzer — Leichert hatte ganz Recht — hatte das Gesinde fast alle Jahre gewechselt, woran nächst der Knauserei des Herrn auch wohl die schlimme Behandlung des Verwalters ihren Theil haben mochte. Er selbst, Hensel, war in demselben Jahre, als besagter Schindler entlassen oder vielmehr fortgejagt worden, nach Reichenwalde gekommen und erinnerte sich seiner sehr wohl, aber von seinen Antecedentien — wie er im Styl seines aktuarischen Freundes sagte — wußte er nichts und diese konnte ihm nur der alte Leichert geben, der alle wechselnden Generationen seit dem Verkaufe von Reichenwalde bis zur kürzlichen Rehabilitirung der alten Familie überdauert hatte. Leichert war aber nicht zu Hause und der Verwalter brachte daher kein anderes Resultat von seinem Gange heim, als daß auch er die Spur der Verfolgten, von welchem man ihm unterwegs gesagt, in Augenschein genommen hatte. Im herrschaftlichen Hause begegnete er der Jungfer, für welche er ein gewisses Interesse fühlte, das ihrerseits, obgleich er nicht eben mehr jung, noch minder stattlich war, aus angeborner Coketterie und auch wohl aus langer Weile der ungewohnten ländlichen Einsamkeit genährt wurde. Er theilte ihr heute sogleich mit, was er gesehen hatte und konnte die Schönheit des Fußes, der sich im Schnee so scharf und rein, wie ein gutgeschnittenes Wappen, abgedrückt habe, nicht genug rühmen.

Das muß ich sehen! rief die Zofe, nach dem Handschuh zu urtheilen, mußte der Fuß eben so elegant sein. Wenn man den Abdruck doch aufheben könnte! Schade, daß er beim Thauwetter zerschmelzen muß.

Der Verwalter belachte diesen Einfall und knüpfte daran eine ungeschickte Schmeichelei über ihren eigenen Fuß. Die Spur draußen, fuhr er dann fort, wird sich schon halten, bis ihn die Gerichtsdeputation, die ex officio die Sache auch ohne Klage aufnehmen muß, gesehen hat. Dann hat der Schnee seine Schuldigkeit gethan. Besser wär' es freilich, man könnte den jungen, feinen Herrn, der die Spur getreten hat, an Ort und Stelle bringen, um sein Füßchen d'rein zu probiren. Die Identität feststellen, heißt man das.

O das würde sehr interessant sein! äußerte die Jungfer.

(Fortsetzung folgt.)

Rache und Versöhnung.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Von diesem Augenblick an schien er ein Anderer, als man ihn je gekannt hatte. Finster und in sich gekehrt, saß er Tage lang auf einer Stelle. Dem Ausdruck seiner Züge nach schien sich das Gefühl der Menschenwürde empört zu haben und er auf Entsetzliches zu sinnen. Der Thorwärter Andreas, ein Greis, durchschaute den Jüngling, den er wie seinen Sohn liebte. „Lieber Feder," — warnte er ihn — „Ihr habt Rache im Sinn gegen den Gouverneur? Entsetzliche Rache?"

„Entsetzliche, Vater Andreas."

„Wollt ihn im Schlafe ermorden?"

„Viel zu wenig!"

„Ihn langsam vergiften?"

„Besser, Vater Andreas, besser!"

„Um Gottes willen! Ihr werdet doch nicht Eusemien —"

„Was?"

„Eusemien — ermorden?"

„Alter Thor, ist denn der Tod ein Unglück? Als ich sie in die Fluth versinken sah, hätte ich mir den Tod gewünscht; als mir die Knutenstreiche das Fleisch vom Herzen rissen und immer neue Hiebe die kaum geschlagenen Wunden trocken brannten, da bat ich Gott und seine

Digitized by Google

Heiligen um den Tod. Vergebens. Ich mußte leben, leben für meine Rache, und so wahr der Ewige dort oben herrscht und mich dereinst deßhalb zur Rechenschaft ziehen wird, ich will sie vollständig nehmen!"

„Mensch!" rief der Greis entsetzt — „was willst Du thun?"

„Schweigen!" war die von einem verächtlichen Blicke begleitete Antwort.

Nach vierzehn Tagen war Fedor ganz hergestellt. Acht Tage noch hatte er Frist, im Palaste zu bleiben. Da hörte er Trommelschlag und des Ausrufers Stimme: „Se. Excellenz der Herr Generalgouverneur von Tobolsk haben den Burschen Fedor aus dem Palaste und den Gränzen dieser Provinz verwiesen. Wer daher gedachtem Fedor von heute an nach acht Tagen noch innerhalb der Gränzen dieser Provinz begegnet und ihn todt oder lebendig einliefert, erhält im Gouvernementspalaste tausend Rubel Belohnung, so wie derjenige fünfhundert Knutenhiebe, der überwiesen ist, gedachten Fedor beherbergt oder seinen Aufenthalt gewußt und verschwiegen zu haben."

Fedor lachte tückisch vor sich hin. Bald darauf ritt der Gouverneur mit einem langen Zuge vorüber. „Der Gouverneur reitet auf eine Visitationsreise" sagte der alte Andreas zu Fedor, nachdem er das Thor geschlossen hatte, „er bleibt vier oder fünf Tage weg. Versprecht mir, junger Herr, daß Ihr vor seiner Zurückkunft weg sein wollt."

„Ich verspreche es."

„Dank Euch, und der Himmel senke gute Gedanken in Euer Herz!"

Ein entsetzlicher Plan war in Fedor's Geist gereift, und Alles zur Flucht nach der unfernen tartarischen Gränze zu der jenseits liegenden Nomadenhorde vorbereitet. Der Gouverneur hatte die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, und konnte, wären ihm auch Flügel verliehen gewesen, nicht unter drei Tagen zurück sein, wo Fedor dann längst in Sicherheit war. So stürzte er denn am nächsten Morgen früh in Eufemien's Zimmer. „Zur Rache, Fräulein, zur Rache komm' ich an der Undankbaren!" So brüllte der halb Wahnsinnige dem erschrockenen Mädchen entgegen. Sie verstand ihn nicht, eilte mit dem zärtlichen Ausruf: „lieber Fedor!" in des Rasenden Arme — da zischte im Nu der eiserne Stempel für Verbrecher, den er aus dem Gerichtssaale entwendet, glühend gemacht, und, unter seinem Kleide verborgen, im schnellsten Laufe mit sich gebracht hatte — auf Eufemien's weißer Stirn, und laut aufschreiend sank sie zu Boden. Fedor entkam unbemerkt durch die nur ihm bekannte Tapetenthür, durch die er herein geschlichen war. —

Düster vor sich hinstarrend, eilte Fedor im schnellsten Trabe seines kräftigen Pferdes durch die pfadlose Steppe der tatarischen Gränze zu. Neue kam ihm nicht in sein Herz, das, noch überall von glühendem Rachedurst, sich an der Vorstellung des Eindrucks labte, den der Anblick der auf ihr ganzes Leben beschimpften Tochter auf den Vater machen würde! Er konnte nicht anders. Er wußte, wie er Jahre lang mit der zärtlichsten Bekümmerniß, mit der ängstlichsten Sorgfalt Eufemien gehütet, gepflegt, manche Nacht kniend vor ihrer Thüre zugebracht hatte, um bei leichter Unpäßlichkeit, jedem ihrer Odemzüge lauschend, zu augenblicklicher Ausführung des leisesten Wunsches bereit zu sein. Er war sich bewußt, die schon ausgesprochenen gräßlichen Züchtigungen unzähliger Verbrecher theils gemildert, theils ganz abgewendet zu haben, bloß um Eufemien das Glück, Menschenelend mildern zu können, genießen zu lassen und die stummen Segnungen der Geretteten ihr zuzuwenden. Er war es, der ihren Geist entwickelt, ihr Herz zur Liebe gegen Gott und die Menschen, ja selbst zu ihrem entsetzlichen Vater, gebildet hatte. Und nun, wo er völlig unschuldig, um ihretwillen bis auf den Tod gemartert, noch schwach von tausend Wunden, auf ewig von ihr getrennt in die Fremde hinausgestoßen, nur ein Wort, nur eines der Theilnahme von ihren Lippen, zur Stärkung für die lange, unabsehbare Reihe von Seelenschmerzen, die ihn das lange Leben hindurch foltern würden, ersteht, jetzt verweigerte sie ihm dieses, wollte nichts von ihm wissen, ihn nicht sehen, noch hören, schämte sich ihrer bisherigen Vertraulichkeit mit einem Knechte!! Daß ihres Vaters Wuth diese Aeußerungen nur auf eigene Veranlassung herausgestoßen, konnte für Fedor, selbst wenn es sich so verhielt, nicht den geringsten Grund der Entschuldigung für Eufemien abgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der k. Wintergarten in München.) Zwischen der k. Residenz und dem Residenztheater breitet sich in der Höhe der Belletage in oblonger Form der Wintergarten aus. Das Verhältniß der Seiten ist nach perspektivischen Regeln 5:7, um dem Besucher im Hauptpunkte, welcher in die Mitte der schmalen Seite gelegt ist, den Eindruck eines regelmäßigen Viereckes zu gewähren. Seitdem Paxton die Gewächshäuser des Herzogs von Devonshire und den Krystallpalast im Hydepark von Eisen und Glas schuf, wurde der Gartenkunst durch Anlage von Wintergärten ein neues Feld eröffnet. Die größere Festigkeit und die durch geringeren Umfang der Säulen und Stäbe gewonnene höhere Lichtfülle hebt die Nachtheile der größern Wärmeleitungsfähigkeit und der leichteren Kondensirbarkeit der Dünste zu Wassertropfen auf. Das architektonische Prinzip, welches seit Claus, dem Schöpfer der ersten Wintergärten, die Gewächse in Gestalt flacher Heckenwände oder in pyramidal oder konisch aufsteigenden Terrassen übereinander stellte, wurde verlassen und die Landschaftsgärtnerei zu Rathe gezogen. Mit dem Charakter unserer Landschaft soll tropische Pracht vereinigt werden. Kinder der ausländischen Flora bilden in Gruppen die anmuthigsten Miniaturbilder neben denen unserer Zone. Während an den Wänden und

Digitized by Google

Stäben des Glasdaches Lianen keck emporklettern und blüthenprangende Guirlanden und Festons schlingen, hat des Gärtners Laune das herzförmige Blatt unseres Epheu unter das milde Grün der Passifloren gemengt. Unten stehen Bananen mit ihren dünnen, seidenartig glänzenden Riesenblättern, Mimosen vom Baikalsee und Sikkim-Himalaya neben Gehölzen aus Kanada und Pennsylvanien, der prächtigste Baum der Araucaria aus Südamerika und der Drachenbaum mit seiner afrikanischen Physiognomie neben den Lorbeer- und Myrthengebüschen Italiens; Kamelien aus China und Japan und Liliaceen von den Alpen Tauriens neben dem einfachen Goldlack, dem bescheidenen Veilchen und den Rosenarten der augusteischen Zeit; vor Allem die Palmen vom Ganges und Orinoko und unsere einheimische Stechpalme. Reinliche Wege, welchen eine geeignete Kiesmischung Ebenheit und Weichheit verleiht, führen zu den einzelnen Gruppen. Poa- und Agrostisarten bilden die dichten, wolligen, smaragdgrünen Rasen, auf welche die Baumgruppen ihre spielenden Lichter werfen. Man vergißt, daß man nicht in freier Natur ist. Hinten eine Veranda mit Ruhesitzen; davor ein Bassin, mit Marmorgeländer und Statuen eingefaßt, in das ein Springbrunnen seine Perlen wirft; gegenüber auf grünem Hügel ein Gartenhaus mit Glaswänden; dahinter der immergrüne Feuerdorn und der schmalblätterige Evonymus aus den schattigen Wäldern Georgiens. Amseln und Nachtigallen, Kanarienvögel, Grasmücken und Schwarzplättchen hüpfen in dieser Sängerhalle von Ast zu Ast. Die Erwärmung durch Wasserheizung scheint einheimischen Gewächsen und Fremdlingen wohl zu bekommen; nirgends ist ein Siechen oder Kränkeln wahrnehmbar.

(Gegen Fliegen.) Von den Fleischern wird häufig das sog. Lorbeeröl benützt, um durch dessen Geruch die Fliegen abzuhalten. Ein Wiener Metzger nun ließ neulich dieses Oel einer Farbe beimengen und die inneren Wände seines Verkaufsgewölbes damit übertünchen. Eine Fliege ist seither daselbst nicht mehr zu sehen.

Ein Prager Schriftsteller publizirte in diesen Tagen einen Roman. Sofort erhielt er von einer sehr wohlhabenden Dame aus einer entfernten Stadt ein unfrankirtes Schreiben des Inhalts: sie interessire sich, wie ihm ja bekannt, seit langer Zeit für seine Werke, sie sei insbesondere auf seinen neuen Roman gespannt, könne diesen aber trotz aller Bemühungen in keiner Buchhandlung Wiens oder Pesths finden! Sie ersuche daher den verehrten Schriftsteller, ihr sein Buch unter der Adresse *** einzusenden. Der Schriftsteller erwiderte: „Gnädige Frau! In..... scheint allerlei zu fehlen, nicht nur mein Buch in allen Buchläden, sondern auch die Marken für Briefe, in welchem man es verlangt, in allen Kaufläden. Ich wiederum hätte wohl das gewünschte Buch, hätte auch sehr großen Drang, es Ihnen zu senden, nicht minder hätte ich das nöthige Postporto, zu meinem aufrichtigen Bedauern aber fehlt mir der unumgänglich nöthige Bindfaden für das Packet. Darüber unterfitlich empfiehlt sich Ihrem geneigten Andenken" ꝛc.

Jüngst wurde auf einer Telegraphenstation von einem Viehhändler folgende Depesche an einen Collegen aufgegeben: „Morgen Früh alle Schweine nach dem Bahnhof bringen. Dich erwarte ich auch." Eine andere, nicht minder naive Depesche erhielt dasselbe Telegraphenamt zur Beförderung; sie lautet: „Komme erst morgen. Personenzug nimmt keine Ochsen mit."

Neben ihrem Bürgerkriege haben die Nordamerikaner noch einen andern Krieg begonnen, in welchem ihnen ganz Europa zur Seite stehen sollte, einen Krieg gegen — die Krinolinen. Sie haben dieselben mit einer Steuer belegt, was sie zwar nicht ausrotten, aber hoffentlich doch vermindern wird. Jedenfalls aber dürfte diese Steuer eine beträchtliche Summe in den Staatssäckel führen, kann daher Finanzministern und Parlamenten nicht genug zur ungesäumten Nachahmung empfohlen werden.

(Karpfen.) Vor einiger Zeit war in Berliner Zeitungen „zur Erzeugung von Karpfen — Karpfenpulver, die Schachtel zu 1 Ducaten" empfohlen. Ein in Berlin anwesender Gutsbesitzer, der diese Fische gern auf seiner Besitzung einbürgern wollte, sandte seinen Diener nach der bezeichneten Adresse, erhielt aber seinen Ducaten in Begleitung eines Schreibens zurück, in welchem es hieß „Verzeihen Sie — es galt eine Wette. Ich hatte behauptet, daß man das Dümmste, den größten Unsinn empfehlen könnte und doch Gläubige finde. Sie sind der Sechste, welcher — Karpfenpulver haben will."

(Eine dritte Insel im Chiemsee.) Die vielen alljährlich zum Genuß der „Sommerfrische" den Chiemsee besuchenden Fremden werden sich höchlich wundern, wenn sie außer den beiden schattenreichen Inseln, der Herren- und der Fraueninsel, in Zukunft dort noch eine dritte finden werden, die aus den bereits begonnenen Projektirungsarbeiten zur Tieferlegung des Seespiegels nach Beendigung dieses großartigen Kulturunternehmens in der Nähe jener beiden sich bilden wird. Der Spiegel wird um acht bayerische Fuß gesenkt, was durch Korrektion, Erweiterung und Vertiefung des gegenwärtigen Ausflusses geschieht, wodurch nicht nur bedeutendes Land gewonnen, sondern auch was die Hauptsache ist, die großen moorigen und sumpfigen und deßwegen ungesunden Strecken der Umgebung des See's entwässert werden und der Eisenbahndamm trocken gelegt wird.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 93. Sonntag, den 10. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Moden-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Eilen Sie doch nicht so! bat Hensel, als sie mit einer leichten Verneigung sich lächelnd entfernen wollte. Ihre Damen kleiden sich noch lange nicht an. — Dem Fräulein wird es spanisch vorkommen, wenn sie die Species facti zu Protokoll geben soll und absonderlich nachher das Beschwören mit all' den Feierlichkeiten.

Sie wird wohl angeben müssen, wie die Mörder ausgesehen haben? fragte die Zofe.

Mörder? lachte Hensel. Nun, sie hätten es werden können, wenn sie sich nicht hätten von einem jungen Mädchen in's Bockshorn jagen lassen. Haben Sie den Vater des Fräuleins gekannt, Mamsell Gustchen?

Sie fühlte sich durch diese Frage, welches bei ihr ein gewisses Alter voraussetzte, an das sie nicht gern erinnert sein wollte, etwas beleidigt, aber sie zeigte das nicht, sondern erwiderte: Ich kann mich noch aus meinen Kinderjahren auf ihn erinnern. Warum?

Nun, weil das Fräulein ihm ähnlich sein soll, wie der alte Leichert sagt. Eben so resolut wie er.

Das weiß ich nicht, erwiderte sie. Aber ähnlich — glaube ich kaum, denn der Herr Baron von der Mark war ein bildschöner Mann, der schönste, den ich je gesehen habe —

Nun, ihr Fräulein ist doch auch sehr hübsch —

Darüber urtheilen Männer freilich am besten, das ist Geschmackssache. Wenn sie aber hübsch ist, so recht sie doch ihrem Vater nicht das Wasser. Sie soll auch ihrer Mutter ähnlich sehen, die habe ich aber nicht mehr mehr jung gekannt.

Nicht mehr jung? Den Baron aber doch? Freilich, Männer conserviren sich besser, Mamsell Gustchen.

Sie lachte, indem sie ihren Blick schelmisch über ihn laufen ließ. — Kann sein! sagte sie. Dort war's aber nicht nöthig, denn der Herr Baron war noch jung und sie wenigstens zwanzig Jahre älter.

Wie? Und warum hat er sie denn geheirathet? Eine Geldparthie —?

Darnach brauchte er nicht zu heirathen. Das hing ganz eigen zusammen. Sie war auch schon einmal verheirathet gewesen, von ihrem Manne geschieden oder so etwas, und hatte Kinder —

Ach, was Sie sagen! rief der Verwalter hoch erfreut über diese Neuigkeiten. Am Ende ist Fräulein Pauline aus der ersten Ehe —?

O nein, das ist eine rechte Mark! Von dem ersten Manne hatte sie zwei Kinder, das eine ist aber gestorben, das andere verdorben. Es konnte gar nicht anders sein, denn die ganze Heirath war eine erbärmliche Geschichte. Aber ich plaudere, wie mir gar nicht zusteht. Sie sind ein böser Mann, Herr Hensel! Von dem kokketten Blicke, welcher diesen Vorwurf begleitete, ganz bezaubert, bat der Verwalter sie dringend, ihn als ihren besten Freund anzusehen, dessen redliche Absichten sie nur nicht verstehen wolle, dem sie aber getrost jedes Geheimniß anvertrauen könne. Er sei ja auch im Dienste der Herrschaft und es müsse ihm Alles interessiren, was diese angehe. Da die beiden Eltern des Fräuleins todt seien, so könne es doch gar kein Bedenken haben, von alten Geschichten zu reden und er dürfe eigentlich nur den alten Jäger Leichert darnach fragen, der wohl am besten unterrichtet sei.

Am besten! sagte die Zofe verächtlich. Was will der Haideläufer wissen, der die Herrschaft höchstens beim Spazierenfahren zu sehen bekommt! Dazu muß man täglich um dieselbe sein, wie ich. Was hat er Ihnen gesagt, der Alte?

Nun — wir könnten uns wohl setzen dazu, liebes

Digitized by Google

Gustchen. Sie haben noch über eine Stunde Zeit, die gnädige Frau hält ihren regelmäßigen Gang wie eine Uhr. Von dem dummen Streiche hat mir der alte Leichert erzählt, den der Herr Baron von der Mark gemacht hat, dem einzigen in seinem Leben.

So! lachte die Jungfer geringschätzig. Was weiß der davon! Er nennt es so, weil die geschiedene oder vermittwete Frau, die er genommen hat, zwanzig Jahre älter war, aber er kennt die Umstände doch nicht, oder hat er Ihnen den Namen ihres ersten Mannes gesagt?

Herr von — von — ich habe ihn nicht recht verstanden oder vergessen.

Sehen Sie, schon daraus erkenne ich, daß er nichts weiß, gar nichts! Als Herr von Pleißenberg hat er sich ausgegeben in Pyrmont und die ganze Badegesellschaft für sich eingenommen; die jungen Damen waren alle in ihn verliebt, er aber suchte sich den schwersten Goldfisch aus, das war die Schwester unserer gnädigen Frau, welche eine alte kranke Tante dorthin begleitet hatte. Die Tante war schwach genug, das Verhältniß zu begünstigen, es wurde Verlobung geschlossen — die Eltern, die beide noch lebten, besonders der Vater, der streng war, wollten davon nichts wissen, es gab schreckliche Auftritte, und endlich, gegen den Willen der Eltern, da die Tochter schon majorenn war und die Tante sich in's Mittel warf, heiratheten sie sich doch! Hat Ihnen der alte Leichert das auch erzählt, und was d'raus wurde? Sehen Sie, davon weiß er nichts und ich habe es Ihnen nur gesagt, um Ihnen zu beweisen, wer hier unterrichtet ist.

Aber, schönes Gustchen, wie kommen Sie denn dazu? Wenn's hoch kommt, sind Sie dreiundzwanzig Jahre alt und diese Geschichte muß also doch vor Ihrer Geburt geschehen sein.

Das ist sie auch! Meine Mutter war aber schon im Dienste des Schrenck'schen Hauses und hat Alles mit erlebt, den Gram um die Tochter, die förmlich verstoßen war und gar nicht mehr genannt werden durfte. Denn der Vater hatte es dem Herrn Freier, der sich dreist hier einstellte, gleich angesehen, weß Geistes Kind er war und Auswweise über seine Herkunft und Verhältnisse verlangt, die er ihm wohl gab — denn darauf kam es ihm gar nicht an! — die aber den alten Herrn doch nicht zufrieden stellten, so daß er ihm das Jawort abschlug. Und so war denn, als die Tante sich Fräulein Rosa's annahm, die vor Gram sterben wollte und die Heirath, Gott weiß wie, zu Stande brachte, der Bruch fertig!

Sie sind vortrefflich unterrichtet. Wer war denn nun der junge Ehemann eigentlich? Sie sagen, er habe sich nur für einen Herrn von Pleißenberg ausgegeben?

Ja, denken Sie sich! Das Ehepaar hatte seine Flitterwochen auf Reisen verlebt und schwärmte dann in der Welt umher, als eines schönen Tages der Herr Gemahl in Wien oder Prag von der Polizei gefordert und arretirt wird — und es kommt heraus, daß er weder ein Edelmann noch überhaupt ein Ehrenmann ist, sondern ein gewesener Kellner aus Frankfurt am Main, der sich vor einigen Jahren mit der Reisetasche eines russischen Fürsten flüchtig gemacht und sich — denken Sie nur! — durch schwarzgefärbte Haare entstellt hat. Erst war er so blond gewesen als ich. Der jungen Frau, die das Färben doch entdeckt, hat er weiß gemacht, daß er von einer schweren Krankheit frühzeitig graue Haare bekommen, das er bei seinen Jahren noch nicht tragen wolle. Ist das nicht interessant, lieber Hensel?

Sehr interessant, Gustchen. Sie werden mir erlauben mein graues Haar ungefärbt weiter zu tragen obgleich ich meinen Jahren nach auch noch braunes haben könnte. — Aber was wurde nun aus dieser erschrecklichen Geschichte? Wie hieß der Mann nun —? Und was that die Frau?

Die war gerade — kränklich und fiel dann auch wirklich in eine schwere Krankheit, es hieß lange, sie habe den Verstand verloren. Denken Sie nur — so stolz, wie sie war, den Eltern eine halbe Einwilligung zuletzt abgetrotzt, um keinen öffentlichen Scandal vor dem Gericht zu machen — und nun auf einmal eine Madame Schreier — die Frau eines Betrügers, der gefangen saß oder wieder flüchtig geworden war — sehen Sie, das war die Herrlichkeit! Badebekanntschaft und gleich Verlobung!

(Fortsetzung folgt.)

Rache und Versöhnung.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Fedor wußte so gut als das ganze Gouvernement und sie selbst, daß des Vaters Leben an dem ihrigen hing, und sie war es dem Jüngling, dem Freunde ihrer Jugend, ihrem Lehrer und Pfleger, der die grausamste Marter schuldlos um ihretwillen gelitten — sie war es ihm schuldig, sich dem Zorne des Vaters auszusetzen, ja — wenn sie ein Herz hatte, wenn Dankbarkeit ihr eine heilige Pflicht galt — ihr Leben an die Erhaltung, Rechtfertigung und Belohnung Fedor's zu setzen. Sie hatte es nicht gethan, er mußte, auf Lebenszeit aus ihrer Nähe verbannt, flüchten, unter rohen Halbwilden Mitleid, Theilnahme, Trost und Liebe suchen. „Ja“ — rief er laut durch die Wüste hin, als bei Ueberlegung aller dieser Beweggründe seine innerste Seele in Galle und Bitterkeit überströmte — „ich hatte es verdient um sie, daß sie mit Leidenschaft mich geliebt hätte, allein sie hat kein Herz, diese kalte, gefühllose Bojarentochter. Der menschenverachtende Hohn jenes Ungeheuers, das sie Vater nennt, schießt wie üppig wuchernde Giftkraut in ihrer Seele hervor, so wie meine Hand es nicht mehr ausrenten konnte. Was bin ich ihr, was ihm? Ein Mensch, ein Knecht? Ihr Hund ist den Beiden mehr werth, und bitter

Digitized by Google

lächelnd zertreten sie mich. Wohl denn, der Stachel des Zertretenen soll Euch — hoffe ich — auf Lebenszeit quälen!" — Wüthender spornte er sein Roß und nach ein paar Stunden sah er den Rauch aus den tartarischen Filzhütten an der Grenze aufsteigen. Er ward hier mit aller der Theilnahme und Gastfreundlichkeit empfangen, die dem edlen Charakter der eigentlichen, unvermischten Tartaren eigen ist. Viele von ihnen, in Handelsverbindungen nach Tobolsk geführt, kannten den gefürchteten Gouverneur, Eufemien und Fedor. — Mit inniger Theilnahme hörten sie sein Schicksal, wurden von der Erzählung empört, und schwuren ihm Freundschaft, Waffenbrüderschaft und — wenn er wollte, Rache durch einen Einfall in's Gebiet des Gouvernements, sobald der Stamm der Horde, welcher auf einzelnen Zügen zerstreut war, sich versammelt haben würde.

Fedor dankte, nahm aber mit lebendiger Dankbarkeit an, was ihm geboten war, nur die Rache lehnte er ab. Hatte er sie doch reichlicher und grausamer genommen, als ein bloßer Raubzug, auch der glücklichste, sie würde haben nehmen können.

Das Nomadenleben dieser Söhne der Wüste, denen er sich anschloß, sagte seiner Stimmung zu — auf immer, wie er sah.

Allein er sah bald, daß er sich getäuscht habe. Oft wenn er aus der Filzhütte, in der seine neue Gefährten ruhten, in stiller Mitternacht hinaus schlich und den ungeheuren Sternenhimmel anschaute, der in funkelnder Pracht über dem südlichen asiatischen Rußland ausgespannt ist, fühlte er Andacht, Liebe, Sehnsucht sein Herz anschwellen und leise Thränen seine Wangen netzen. Das wollte er nicht; seine Rache sollte ihm Niemand stehlen, seinen giftigen Haß nichts ihm rauben, noch mildern. Finster Verderben brütend, wollte er, wie ein düsterer Gewitterhimmel, dahin ziehen, und durch schadenbringende Blitze seine Wirksamkeit verkünden. Allein sein besseres Selbst schuf ihn um.

Sein Haß ging nach und nach in stille Schwermuth über; der finstere Groll gegen Eufemien wich dem Mitleid, der Versöhnlichkeit, und wie erst diese Platz genommen hatten, kehrte auch die ihm gleichsam angeborene, mühsam unterdrückte Liebe zu dem Mädchen zurück. Er wollte vor der Veränderung erschrecken, die er in seinem Innern gewahr ward, allein sein frommer Sinn hieß ihn sie segnen; es erwachte bald die klare Einsicht und mit ihr die bitterste Reue über die begangene That. Vergelten — das fühlte er — stand nicht in seiner Macht, so wenig, als ungeschehen machen. So lange ihn Haß und Rache beseelten, hatte er sich im Recht geglaubt, jetzt, wo Liebe und Versöhnung in ihm walteten, ihn erinnerten, daß er ein Christ sei, daß Gott sich die Rache vorbehalten habe — jetzt begann der Boden unter ihm zu wanken. Schaudernd vor dem Ausbruche, zu welchem er sich vom Zorn hatte hinreißen lassen, verabscheute er sich selbst. Aber nicht noch einmal mochte er die Fügungen des Himmels eingreifen, nicht sich selbst den Tod geben, sondern erwarten, bis er ihm beschieden sei. Bis dahin wollte er nützen, so viel er vermochte, und ein wunderlicher Plan, deffen eigentliche abenteuerliche Absicht er sich kaum selbst klar machte, entwickelte sich in ihm und wurde ohne Verzug ausgeführt. Er zog nach der ersten russischen Kreisstadt, und gab sich dort bei einem Wundarzte in die Lehre, Willens, sobald er einige Jahre studirt habe, in ein Regiment als Feldarzt einzutreten. Ein diamantenes Kleinod, das einzige Erbstück seiner Pflegerin, Eufemiens Mutter, hatte der wackere Pförtner Andreas ihm so lange bewahrt, als er im Haus des Gouverneurs gewesen, und es so der Aufmerksamkeit und Habsucht entzogen. Es war mehr als hinreichend, seine Existenz auf einige Jahre zu sichern und seine Absicht zu fördern. Ein gewissenhafter, ehrlicher Jude war ihm behülflich, den Werth desselben von einem Kaufmann zu erheben. Mit dankbarem Herzen verließ er seine tartarischen Freunde, und warf sich mit unermüdlichem Eifer in die neue Berufsweise.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Leipzig vom 26. Juli erzählen die „Leipziger Nachrichten" folgenden Gaunerstreich: „Vor mehreren Tagen erschien bei einem Bekannten in einem benachbarten Dorfe Leipzigs ein Herr, der sich als einen „vielbeschäftigten Arzt" einführte und diesem Mitgliede der leidenden Menschheit seine Dienste anbot. Er fand den Kranken auf dem Sopha und zwar auf dem Rücken liegen, und indem er sich vor allem nach dem Statusquo der Krankheit erkundigte, nahm „der geachtete Arzt" dabei zugleich Gelegenheit, den Status der Krankenstube zu recognosciren. „Aber mein lieber X.," Sie liegen schlecht, Sie müssen sich durchaus auf die rechte Seite nach der Wand zulegen", sagte der Hr. Doctor wichtig. Während nun der Kranke folgsam sich auf die richtige Seite legte, spannte der Herr Doctor aus Vorsicht auch noch einen Regenschirm in der Nähe des Krankenlagers auf, traf die nöthigen Anordnungen für die Nacht und empfahl sich ganz ergebenst. Leider bestanden die sämmtlichen Anordnungen, die er hier getroffen hatte, in dem Diebstahl einer Taschenuhr, die er hinter dem Rücken des Kranken von der entgegengesetzten Wand genommen hatte. Den Regenschirm, den der Doctor-Schwindler als spanische Wand benutzt hatte, vermißten später einige Herren, die mit ihm kurz vorher in einer Restauration desselben Dorfs verkehrt hatten."

Der Löwentödter Gerard hat den Plan zu einer internationalen afrikanischen Gesellschaft entworfen, der vom Institut de France beifällig begutachtet worden ist. Der Zweck desselben geht dahin, für europäische Reisende, welche Nordafrika und den Sudan besuchen, die Jagen und das Reisen so wenig beschwerlich und so sicher wie möglich zu machen. Es sollen möglichst viele

Digitized by Google

wilde Thiere ausgerottet werden, man will die Vernichtung derſelben in ſo großem Maßſtabe betreiben und zu dieſem Behufe in Algerien Schaaren von Eingebornen bilden, welche unter den Turkos und Zuaven gedient haben. Dieſe ſollen auch wilde Thiere für die zoologiſchen Gärten Europa's fangen, und ſo den Naturforſchern, Malern, Bildhauern ꝛc., denen ſie lebende Modelle liefern, große Dienſte erweiſen. In Afrika ſelbſt will man Eingewöhnungsanſtalten gründen, und dort nützliche Thiere und Pflanzen akklimatiſiren. Die Geſellſchaft ſetzt ſich mit allen geographiſchen, zoologiſchen, botaniſchen ꝛc. Vereinen in Verbindung, wählt für alle in Afrika Reiſende zweckmäßige Begleiter aus und ſtellt ihnen Dolmetſcher und überhaupt Landsleute. Der Plan iſt ſehr gut und die Ausführung verſpricht Nutzen für die Wiſſenſchaft.

Zwiſchen Nürnberg und Kadolzburg iſt eine Wegſtrecke von 4 Stunden, welche der Nürnberg-Kadolzburger Bote wöchentlich 3 mal zu gehen hat, und zwar hin und zurück. Dieſen Botendienſt verſieht ſeit 50 Jahren ohne Unterbrechung eine Frau, die bei Sturm und Regen, im Sommer und Winter, größtentheils auch noch ziemlich beladen ihrem Berufe nachgeht. Sie fing den Dienſt in ihrem 16. Jahre an, war während der ganzen, langen Zeit nie krank und iſt auch heute, in ihrem 67. Jahre noch vollkommen rüſtig und munter. Der Weg, den ſie zurücklegte, beträgt demnach wöchentlich 24 Stunden, jährlich 1248 Stunden und in den 50 Jahren 62,400 Stunden oder 31,200 Meilen. Da der Umfang unſerer Erde 5400 Meilen beträgt, ſo hätte dieſe Frau in derſelben Zeit 5 und $^{7}/_{9}$ Mal um die Erde gehen können.

Nach der „Abeille de Chamounix" iſt für dieſes Jahr zum Erſtenmal der Montblanc am 26. Juni glücklich von zwei Engländern, Mathews und Somerle Macdonald, Mitgliedern des Londoner Alpenklubbs, erſtiegen worden. Es iſt dieß überhaupt das Zweitemal, daß eine Erſteigung des Montblanc im Monat Juni geglückt iſt. Der noch ungemein lockere Schnee macht das Unternehmen ſehr ſchwierig. Zwei Amerikaner, die Herren Howard und Renſſelaer, führten zuerſt das Wageſtück am 19. Juni 1819 aus.

Der „Karlsruher Zeitung" wird aus Bruchſal geſchrieben: „Ein ſeltenes Naturſpiel iſt im Hauſe eines dortigen Forſtbeamten zu ſehen, nämlich das Weibchen eines Gabelweih, welches eine Schaar junger Hühnchen ſelbſt ausgebrütet hat und gleich der treueſten Gluckhenne eifrig bemuttert. Es geſchieht dies ſchon zum fünften oder ſechsten Mal, und der in der Freiheit ſo bösartige Raubvogel zeigt ſeine natürliche Wildheit nur noch gegen fremde Beſucher. Das Thier iſt bereits 14—15 Jahre alt und von der Größe eines Falken."

Auflöſung des Rebus in Nro. 89.

„Verachtung verdient eine Frau die Kinder beſitzt und Langeweile haben kann."

Rebus.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonifas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 96. Dienstag, den 12. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Moor-Zeitung").

(Fortsetzung.)

Ja, ein Mädchen muß sicher gehen, einen soliden Mann wählen, dessen Lage sie kennt —, die Nutzanwendung war nicht schwer zu verstehen; er unterbrach sie aber gleich selbst durch weitere Fragen, welche die Erzählerin, da sie einmal so weit gegangen war, auch befriedigte.

Der Vater erbarmte sich natürlich seines Kindes und sorgte für sie so viel sich thun ließ. Die Ehe wurde getrennt und für die arme Frau mit ihren Zwillingen irgend in Hessen oder Baden, wo sie Niemand kannte, eine Zuflucht gefunden. Die Eltern wollten sie mit Freuden wieder aufnehmen, aber sie wäre lieber gestorben, als mit ihrer Schande hieher zurückgekehrt. Erst als Frau von der Mark kam sie wieder, da habe ich sie dann zuerst gesehen und kann sagen, daß sie, obgleich schon in den Vierzigern ziemlich hoch, noch eine sehr schöne Frau war, mit ihrer Schwester, unserer Frau v. Forno, gar nicht zu vergleichen.

Wie hat sich denn aber diese zweite Ehe gemacht? rief Hensel, ungeduldig auf seinem Stuhle rückend. Durch Sie begreife ich es erst, was für ein dummer Streich es gewesen ist!

Nicht wahr? Ja, wie das so geht. Der Zufall hatte den Herrn Baron von der Mark auf seinen Reisen dorthin geführt, er hatte sie kennen gelernt und eine solche Liebenschaft für sie gefaßt, daß er sich über Alles hinweg setzte. Er hat aber ziemlich lange um sie werben müssen, glaub' ich. Was die Menschen sagten, das kümmerte ihn überhaupt nicht und was er sich vorgesetzt hatte, das führte er durch, mochte es biegen oder brechen. Es war ein wundervoller Mann! Sie sagte das mit einem Ausdrucke, welcher geeignet gewesen wäre, Herrn Hensel stutzig zu machen. Aber sie fuhr fort: Wer dem eine schlechte Handlung oder nur ein leichtfertig Wort, wie die vornehmen Herren oft sind, nachweisen könnte, der soll noch geboren werden. Er hätte freilich eine andere Frau verdient als die er nahm, aber er wollte es doch so und sie kam durch ihn wieder zu Ehren. Sie hätten sie sehen sollen, Herr Hensel, wie sie zum ersten Male wieder nach Reichenwalde kam: im Wagen saß sie neben ihrem Manne, als ob eine Königin ihren Einzug hielte. Damit war denn Alles gut.

Und die Kinder? Sagten Sie nicht, daß eins gestorben, das andere verdorben wäre?

Ja. Das Mädchen war schon todt, als sie Frau von der Mark wurde, und den Knaben ließ der Herr Baron erziehen. Aber es wurde nichts aus ihm; der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Er soll dumme Streiche gemacht haben und später von seinem Stiefvater irgendwo untergebracht worden sein. Davon weiß ich aber nichts mehr, denn ich war schon bei meiner Frau im Dienst und meine Mutter, von der ich immer noch Alles erfuhr, war gestorben.

Wie lange ist denn die Frau Baronin todt?

Die hat ihren Mann noch überlebt, denken Sie! Die beiden Schwestern hatten das gleiche Schicksal, meine arme gnädige Frau hatte ihren Mann schon sehr jung verloren, den habe ich gar nicht gekannt, er war auf der Jagd verunglückt, sie hat ihn schwärmerisch geliebt und wie Sie sehen, die Trauerkleider noch heute nicht abgelegt, obgleich das wohl etliche dreißig Jahre her sein mag. Beide Wittwen lebten dann zusammen. Reichenwalde war nach dem Tode des Vaters verkauft worden. Vor mir, weil sie mir trauen konnten, nahmen sie sich in ihren Gesprächen nicht in Acht und da habe ich denn auch noch manches Wörtchen von der alten Zeit gehört. Ich wollte, ich könnte Ihnen einmal das Bild der Frau

Digitized by Google

von der Mark zeigen — es liegt oben in dem Schranke, der gestern erbrochen worden ist, meine gnädige Frau hat es förmlich in Immortellen gebettet. Das sollten Sie sehen, es ist gemalt, als Fräulein Rosa eben confirmirt war, ein wunderschönes Bild.

Sie werden mir es schon einmal zeigen! rief der Verwalter.

Was denken Sie von mir? entgegnete sie.

Daß wir gute Freunde sind und bleiben! sagte er und reichte ihr seine große braune Hand, in welche sie nach einigen Zögern die ihrige, fein und weiß wie sie war, legte, aber vor seinem kräftigen Drucke gleich wieder zurückzog.

Wahrhaftig — die Klingel! rief sie und enteilte. Keinen Mund! warnte sie ihn noch in der Thür.

IV.

Der Vorsatz hatte nun einmal bestimmte Form gewonnen und bald stand unter dem Gesinde im herrschaftlichen Hofe, wie bei den Bewohnern des Dorfes die Ueberzeugung fest, daß kein Anderer als das sogenannte Wieselchen den Einbruch unternommen habe. Die Bauern, besonders ihre Frauen und Töchter, erinnerten sich seiner noch sehr wohl, und eine Magd fand sich, welche behauptete, gestern früh einem Bettler auf der Landstraße begegnet zu sein, welcher, wie ihr nun ganz bestimmt zum Bewußtsein komme, dem Wieselchen sehr ähnlich gewesen sei. Die Aussage, welche sehr wichtig schien, fand ihren Weg bald zur Frau v. Forno.

Ich ahnte das, sagte die alte Dame seufzend zu ihrer Nichte, aber ich wollte dem Gedanken nicht Raum geben, daß eine Wohlthat auf solche Weise vergolten werden könne. Während Du in der Wirthschaft warst, fand ich gestern Mittag — ich habe es Dir gar nicht erzählt — aus meinem Cabinet kommend, einen Armen hier im Saale. Er hatte, wie er sagte, unten Niemanden gefunden, den er habe ansprechen können, so sei er herauf gekommen, habe zwei Mal vergeblich geklopft und sich denn ein Herz gefaßt, einzutreten, wo er doch eine mitleidige Seele zu finden gehofft habe. Er war ein Bild des Leidens und sprach so ehrlich — ich schenkte ihm eine reichliche Gabe und nun soll ich erfahren, daß er mir es so schändlich gedankt hat! Ob es nur wahr ist?

Gewiß, Tante! — Aehnlichkeiten können freilich täuschen —, setzte sie in neuerwachender Aufregung hinzu, welcher sie trotz ihrer sonstigen Geistesstraft gar nicht zu widerstehen vermochte. Wir haben darin so wunderbare Beispiele, nicht wahr, Tante? Denke nur an die beiden jungen Offiziere — wie hießen sie doch? — die gar nicht einmal verwandt waren, aber einander so ähnlich sahen, daß sie immer verwechselt wurden und der Bessere, der Edle, oft für die Tollheiten des Andern in Anspruch genommen wurde. Der König versetzte nachher Beide in verschiedene Regimenter.

Wie kommst Du auf diese Geschichte? Willst Du den beschuldigten Diener oder den Bettler von dem Verdachte reinigen?

Ich will nur sagen —, entgegnete Pauline in augenscheinlicher Verwirrung, daß die Aehnlichkeit oft täuscht — und die Magd nicht behaupten kann, daß es darum — oder wenn sie vor Gericht gefragt wird und beschwören soll — was sie gesehen hat, so kann sie es nicht.

Pauline, sagte die Tante mit ihrem sanften und liebevollen Tone, Du hast etwas auf dem Herzen.

Da warf sich Pauline wieder an ihre Brust und weinte so heftig wie gestern unter dem ersten Eindrucke des Erlebten.

Erleichtere Dein Herz, mein gutes Kind, bat die Tante, von diesem Benehmen selbst ergriffen, da es an ihr, dem lebensfrohen Mädchen so fremd war. Sage mir was dich betrübt.

Ich kann es nicht — quäle mich nicht — schluchzte Pauline.

Quälen will ich Dich nicht. Ich habe Dich ja so lieb und kann Dich gewiß beruhigen, wenn ich nur weiß, was Dein Herz ängstigt. — — Pauline! Du hast gewiß gestern noch etwas erlebt, das du mir verschweigst —

Pauline antwortete nicht, aber die Tante fühlte, daß sie zuckte.

Eine kleine Weile schwieg auch Frau von Forno, dann fragte sie mit gleichfalls bebender Stimme: Du hast — als Du hinzu kamst — zwei ganz unbekannte Gesichter erblickt?

Ja! rief Pauline fast schreiend und riß sich aus den Armen der Tante, ihr ein bleiches, aber entschlossen blickendes Antlitz zuwendend. Vor dem Auge der alten Dame, die ihr mehr als eine Mutter gewesen war, mußte sie aber das ihrige senken und sie setzte mit bebender Stimme hinzu: Wie wäre es anders möglich!

(Fortsetzung folgt.)

Rache und Versöhnung.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Fedor, der durch seinen offenen Kopf, so wie durch seinen stillen, gottergebenen Sinn, die Zuneigung seiner neuen Hausgenossen, und namentlich seines für damalige Zeit äußerst geschickten Lehrers erworben hatte, ward von diesem mit väterlicher Milde behandelt und mit der größten Milde behandelt und mit der größten Sorgfalt unterrichtet. Daß Katinka, eine reizend emporblühende Verwandte des Hauses, nicht mit minderer Innigkeit an ihm hing, blieb ihm kein Geheimniß, und es that ihm weh, dem holden Kinde — damit seine Ruhe nicht von einer unglücklichen Liebe vergiftet werde — eine Kälte und Härte zeigen zu müssen, die seinem Charakter fremd war. Wie oft, wenn der Pflegevater Katinka's Fedor's Geschicklichkeit und Fleiß auf das glänzendste lobte, und die Gattin mit bedeutungsvollen Blicken auf das Mäd-

Digitized by Google

chen sehend in den Wunsch ausbrach, der junge Mann möge die schönen erworbenen Kenntnisse in Frieden nützen, sich am Orte niederlassen und ihrem Manne zur Hand gehen, anstatt, wie er gesonnen sei, eines angegebenen Gelübdes halber, sich auf den Schlachtfeldern als Militärarzt herumzutreiben und dort sein Ende zu erwarten: — wie oft war er dann geneigt, sich den wackern Menschen an's Herz zu werfen, seine ungeheure That ihnen zu gestehen, ihren Abscheu in seiner Erzählung sich entzünden zu sehen und dann zu fliehen. Allein das schreckliche Geheimniß war nicht sein eigenes, um Eusemiens willen mußte er schweigen. Nach einigen hier in rastloser Thätigkeit verlebten Jahren rief ihn das Schicksal ab.

Es brach Krieg mit den Gränznachbarn aus, Chirurgen wurden gesucht, und Fedor flog, von Thränen seiner Freunde und den glänzendsten Zeugnissen seines Lehrers begleitet, den Schrecknissen des Kriegs entgegen, wo er auf die unermüdetste und aufopferndste Weise seinen Beruf zu erfüllen sich angelobte. Die Veranlassung dazu ließ sich nicht lange erwarten, und Fedor gab Proben von einer Geschicklichkeit, einer Menschenliebe, und dabei einer so kalten Unerschrockenheit und Todesverachtung, daß ihm die Liebe seiner Kameraden, die Achtung seiner Vorgesetzten und die Aufmerksamkeit des Befehlshabers nicht entgehen konnte. In der Hälfte des Feldzugs erhielt er Beweise davon, die er dankbar annahm, ohne innerlich froh werden zu können. Was konnte ihm, dem es Nacht und düster in der Brust war, das glänzende Ehrenkreuz an derselben nützen? Welchen Werth konnte ihm, dem sein Leben eine mühsame, fortzuschleppende Last war, der ein Wesen, wie Eusemien, auf's gräßlichste gekränkt hatte, was ihm äußere Vortheile, was die Bewunderung, die Auszeichnung, ja selbst das Wohlwollen der Anseren gelten? Stillschweigemüthig ging er seinen Weg vor sich hin, überall dem Tod in den Weg tretend, ohne von ihm ergriffen zu werden, überall Hülfe, Linderung, Erbarmen um sich her austreuend, ohne sich seiner Seelthaten erfreuen zu dürfen. Er ward bald eben so bekannt durch seine Melancholie, als durch seine Verdienste. Längst schon zum Oberarzt erhoben und an die Person des Befehlshabers geknüpft, warf er sich doch bei jedem Gefecht in die Mitte desselben, dort die Pflichten des gewöhnlichen Compagnie-Chirurgen rastlos ausübend und seiner höheren Stellung, seines Ansehens sich nur zum Vortheil der Verwundeten bedienend.

Wir wollen den Leser nicht mit der Schilderung eines Lebens ermüden, das für Fedor, so stürmisch abwechselnd auch seine Auftritte sich folgten, doch nichts Neues, nichts Entscheidendes bot. Für ihn gab es keine Kugel, kein Schwert, und seine Unverwundbarkeit verbreitete abergläubische Verehrung seiner Person, die er, bei dem Gefühl innerer Unwürdigkeit, nur seufzend hinnahm. Nach der Ruhe eines kurzen Friedens, die er unablässig dem Studium seines Fachs widmete, rief ihn der Feldzug gegen die Türken auf's Neue in's Feld, und führte ihm neue Gelegenheit zu, Ehre und Bewunderung zu erwerben. Endlich kehrte er mit dem Range eines Obristen nach Verlauf von zehn Kriegsjahren, äußerlich von Glanz und Ehre umgeben, innerlich der gramzerrissene Fedor, aus dem Felde zurück. Seiner neuen Bestimmung gemäß mußte er sich nach St. Petersburg begeben, weil die Kaiserin den seltenen Mann, der unverwundbar im gräßlichsten Gemetzel, wie ein Rettungsengel unter den Leidenden hülfreich umherflog, sehen und belohnen wollte.

Er kam, ward der erhabenen Monarchin vorgestellt, hatte eine lange Unterredung mit ihr, und war nach wenigen Tagen zum Leibarzte mit glänzenden Vortheilen und äußerer Anerkennung erhoben. Niemand konnte der Huld der seltenen Fürstin widerstehen, wenn sie es darauf anlegte, ein Herz zu erwerben, Vertrauen zu gewinnen. Fedor's Laufbahn, seine Eigenthümlichkeit waren zu sonderbar, um nicht in Katharinen's Brust die Neugier, sein Schicksal kennen zu lernen, zu erwecken. Der Unglückliche warf sich ihr zu Füßen, bekannte ihr seine That und unterwarf sich ihrem Richterspruch. Die Monarchin, tief erschüttert, hieß ihn aufstehen. „Sie müssen wieder gut machen, Fedor Ossiawiew" — dieß war der Name, den er angenommen hatte. — „Dem Himmel sei Dank, es ist noch möglich. Der Gouverneur von Tobolsk lebt noch, auch seine Tochter, denn erst kürzlich hat ihr Vater um eine Stelle in einer kaiserlichen Frauenstiftung für sie nach seinem Tode angehalten. Die Art, wie Sie in des Gouverneurs Hause auftreten, die Weise, wie Sie ein so schweres Geschäft unternehmen sollen, muß ich Ihnen überlassen, allein ich will Ihnen auf alle Weise zur Erleichterung desselben behülflich sein. Eine von mir unterzeichnete Ausfertigung soll Sie, zur Untersuchung der Militär- und Civilhospitäler ernannt, bei'm Gouverneur einführen, und der Glanz, mit dem Sie auftreten, Sie als von kaiserlicher Huld ausgestattet, bezeichnen." — Fedor sank sprachlos der Monarchin zu Füßen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Newyork herrschte in letzter Zeit unter den Aerzten nicht geringe Aufregung wegen eines angeblichen höchst merkwürdigen Naturspiels, welches in der Gestalt einer Dame durch Dr. Perkins der medizinischen Fakultät vorgestellt worden war. Ein Fräulein Perry in Oneida, das jetzt ungefähr 37 Sommer zählt, sollte seit vierzehn Jahren das außerordentliche Phänomen darbieten, daß Theile ihres Körpers fortwährend sich in — Holzkohle verwandeln. Der im Dorfe wohnhafte Dr. Perkins hat seit 4 Jahren die wunderbare Patientin behandelt und die Ergebnisse seiner Beobachtungen in einem dicken Tagebuche niedergelegt, aus welchem wir erfahren, daß die linke Seite der Miß Perry und ihr linker Arm mit einer Holzkohlenhaut bedeckt und ihr Gesicht Holzkohle ist. Ein Broker in Wallstreet hörte von der Erscheinung, und da

Digitized by Google

er etwas von Barnums Geist in sich spürte, beschloß er, das Oneida-Wunder dem großen schaulustigen Publikum Newyorks vorzuführen und damit ein brillantes Geldgeschäft zu machen. Dr. Perkins ging auf den Plan ein und die athmende Kohle kam hierher. Zunächst wurde der berühmte Dr. Mott, der Nestor unserer Aerzte, gerufen, der den Fall wunderbar, ganz unbegreiflich fand, über welchen jedoch die Fakultät konsultiren müsse. Das wurde bereitwillig zugestanden, und so versammelte sich eine Anzahl Doctoren, die diesem Mirakel eines Naturspiels gegenüber vor Staunen gar nicht zu sich kommen konnten. Plötzlich stieß die Patientin einen leisen Schrei aus und gleichzeitig sah man einen der Aerzte, Dr. Sayre, mit einer Scheere an ihrem Körper operiren. Er hatte nämlich, während die andern in maßloses Staunen versenkt waren, am Knöchel der Miß Perry einen kleinen Riß in dem Kohlengewebe bemerkt, sofort seine Scheere hervorgezogen und angefangen, in die schwarze Haut einzuschneiden. Um es kurz zu machen, er schälte die Haut vollständig ab, wie man eine Orange abschält, und es fand sich, daß die vorgebliche Kohlenhaut aus gewebtem Baumwollenzeuge bestand, das auf der untern Seite weiß, auf der obern aber mit Kohle geschwärzt war. Gegenwärtig — und das ist das Ende der Geschichte — befindet sich Miß Perry im Bellevuehospital, wo sie unter Aufsicht des Dr. Sayre mit stärkenden Nahrungsmitteln verpflegt wird, und er hofft in einigen Tagen sie wieder so gesund und frisch zu sehen, als ob sie nie mit dem Humbug etwas zu thun gehabt hätte.

Ein eigenthümlicher Rechtsfall wurde dieser Tage in Paris gerichtlich entschieden. Es handelt sich um das Eigenthumsrecht eines Pas de Ballet, das ein Balletmeister in Petersburg, Perrot gegen Herrn und Frau Pepita geltend macht. Diese hatten ohne Erlaubniß des Autors einen Pas, Cosmopolitana genannt, unter dem Titel Cosmopolite auf die Bühne der Pariser großen Oper gebracht. Herr Perrot verlangt für diesen Eingriff in sein choreographisches Eigenthum 10,000 Fr. Schadenersatz; der Gerichtshof erkannte ihm 300 Franken zu.

Paul Delaroche's berühmtes Bild: „Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal", das auf seiner Rundreise durch Deutschland so große Sensation erregte, ist um den ungeheuern Preis von 32,000 Pf. St. in den Besitz eines ehemaligen Brauers in England gekommen.

In Romanshorn gerieth eine Schweizerin, welche von Friedrichshafen kam, beim Aussteigen aus dem Dampfboot mit zwei kleinen Knaben und ihrem Gepäck in nicht geringe Verlegenheit; keinem Passagier fiel es ein, ihr behülflich zu sein; da trug ein junger Matrose die Knaben an die Eisenbahn, während die Dame ihre Billets nach Zürich löste. Als sie von der Kasse zum Waggon kam, hatte der jugendliche Matrose die beiden Jungen überdies noch mit Konfekt versehen. Natürlich sprach die Frau dem höflichen Seemann bei seinem Fortgehen den verbindlichsten Dank aus, war aber nachher nicht wenig erstaunt, von einem ältern Herrn in der Eisenbahn zu erfahren, daß dieser ferkliche Matrose der Prinz Wilhelm von Württemberg (Sohn des Prinzen Friedrich) sei.

Wie „Hans Jörgel" lebt in einer Vorstadt Wiens ein alter Künstler, dessen Sohn als Oberlieutenant in Verona starb. Der alte Vater wollte dem Sohne einen Denkstein setzen lassen, und arbeitete und sparte so lange, bis er das Geld erübrigt hatte. Als nun aber der Stein fertig war und abgesendet werden sollte, da zeigte es sich, daß die Kosten des Bahntransportes größer waren, als die für die Anfertigung des Steines. Das Regimentscommando, an welches der Vater sich wendete, erklärte mit Bedauern, nichts für den Künstler thun zu können. Indessen scheint es doch etwas gethan zu haben, denn plötzlich fand sich Jemand, der nicht nur die Transportkosten zahlte und die feierliche Aufstellung des Denksteins besorgte, sondern dem Vater auch die Summe zuschickte, welche der Stein gekostet hatte. Dieser Jemand war — der Kaiser.

In Süchteln ward am 21. Juli eine interessante Wette ausgeführt. Am Sonntag Nachmittag war ein Hr. F. in einer heitern Kegelgesellschaft zum Mitschieben eingeladen worden. Dieser hatte die Aufforderung in scherzhafter Weise abgelehnt und mit Hindeutung auf das große Frankfurter Schützenfest geäußert, daß man, solche Spiele jetzt zeitgemäß unbilden müsse. Aus der Unterhaltung entspann sich eine Wette, wonach F. sich erbot, mit der Pistole, ohne Aufstegen, über die ganze Länge der Bahn hinweg in 9 Schüssen sämmtliche Kegel umzuwerfen. Diese Wette wurde gestern ausgeführt und von F. gewonnen. Mit dem 9. Schuß flog auch der letzte der regelrecht aufgestellten Kegel von der Platte.

Der durch seinen Preß-Prozeß bekannt gewordene Marquis de Flers befindet sich gegenwärtig in Deutschland auf der Flucht. Er hatte von Freunden den bestimmten Wink erhalten, daß er nach Auch internirt werden sollte. Wohl wissend, daß er von allen Seiten mit Späthern umgeben ist, die ihn auf Schritt und Tritt verfolgen und seine Abreise verhindern würden, begibt er sich im schwarzen Frack ins Opernhaus, löst eine Eintrittskarte, und während seine Wächter ihm dorthin folgen, begibt er sich auf die Bühne, verläßt durch den rückwärtigen Ausgang das Theater und kommt in einem Cabriolet auf der Eisenbahnstation in dem Augenblick an, wo der Eilzug nach Brüssel abgeht. Gepäcke und Wäsche wurden ihm von seiner Familie nachgeschickt. Marquis de Flers begibt sich von München nach Lindau, wo der Großherzog von Toscana sich befindet, der ein Pathe des jüngsten Kindes des Marquis ist.

Redaktion, Druck und Verlag der Bonifas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 97. Donnerstag, den 14. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Moden-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Die Tante schwieg und Pauline suchte wieder ihren Platz, wo sie ihre Arbeit aufnehmen wollte. Doch fand sie keine Ruhe und der liebevollen Frau, welcher ihre Seelenkämpfe nicht verborgen bleiben konnten, that es so leid, daß sie ihr nicht, wie sonst immer, ihr volles Vertrauen schenkte. Die Gedanken, welche auch das Herz der Frau v. Forno bedrückten, kamen der Wahrheit ziemlich nahe, und sie begriff, warum Pauline den ihrigen keine Worte leihen wollte. Wurde das Unglück aber dadurch gemildert und hätten Beide, wenn sie sich aussprachen, nicht vielleicht Trost gefunden? Gewiß, auch Pauline dachte so, aber ihr war es nicht darum zu thun, Trost zu suchen, sondern sie wollte handeln, um das drohende Unheil abzuwenden. Wenn sich ihr nur die eine Möglichkeit, nach welcher sie mit wahrer Inbrunst sich sehnte, geboten hätte.

Nur zu bald machte sich die Kriminaljustiz bemerklich. Der Verwalter hatte ganz Recht gehabt, sie nahm ex officio, sobald sie die Kunde von dem nächtlichen Einbruche in Reichenwalde erhalten hatte, die Sache auf und leitete eine Voruntersuchung ein. Ein Schreiben forderte Frau v. Forno auf, den Thatbestand ausführlich anzuzeigen, und — falls sie es vorziehe, in ihrer Wohnung vernommen zu werden — einer Gerichts-Deputation, welche sich in Reichenwalde einfinden werde, alle Zeugen, die irgend etwas von der Sache zu bekunden wüßten, zu stellen. Der Tag dieses Verhörs wurde dabei bestimmt.

Wir werden Alle schwören müssen, gnädiges Fräulein, sagte die Kammerjungfer beim Anziehen zu Paulinen. Das ist zu schrecklich! Im Grunde freute sie sich auf die Untersuchung, welche in das tödtliche Einerlei des Winterlandlebens eine kleine Abwechselung brachte, aber sie stellte sich sehr betrübt.

Wenn man nun in der Angst etwas aussagt, das nicht genau richtig ist und man beschwört es dann, vielleicht ohne zu wissen, was man Alles gesprochen hat, so hat man falsch geschworen. Und Herr Hensel sagt mir, daß uns der Schwur gar nicht erlassen werden kann, denn wer auch nichts weiß und nichts gesehen hat, der muß das eben beschwören. Nun denken Sie sich, gnädiges Fräulein, wenn es Einem nachher wie Schuppen von den Augen fällt und man sich auf einmal besinnt!

Wäre es in boshafter Absicht geschehen, um das Fräulein zu ängstigen, so konnte sie nicht besser erreicht werden. Aber Pauline faßte sich und äußerte nur, es müsse sich jeder vorher bedenken und nichts aussagen, was er nicht mit gutem Gewissen beschwören könne. Dir wird kein Noth dadurch entstehen, Auguste, setzte sie hinzu, Du weißt ja überhaupt nicht mehr als alle Andern, welche in den Saal gekommen sind.

O ich habe doch den Handschuh gefunden, der sehr wichtig ist, wie Hensel sagt, ein Corpus! Sie haben ihn doch gut aufgehoben, gnädiges Fräulein? Denn er wird anprobirt werden müssen — und auch die Stiefeln werden probirt werden, ob sie in die Fußtapfen passen — wenn es nicht vorher thaut! Die sollen Sie sehen, gnädiges Fräulein! Herr Hensel machte mich so neugierig darauf, daß ich unten gewesen bin, um sie mir anzusehen. Nein, solchen allerliebsten Fuß können Sie sich gar nicht denken. Und ein Schnitt an der Sohle, als ob es vom Hofschuhmacher wäre!

Pauline hatte sich schweigend verhalten, während die Dienerin beim Zukesten des Kleides unaufhaltsam plauderte. Als sie fertig mit ihrem Geschäft war, entließ sie das Fräulein mit der hingeworfenen Bemerkung: Du sprichst, als könne gleich morgen die Probe vorgenommen

Digitized by Google

werden. Und es iſt ja noch Niemand ermittelt, viel weniger zur Stelle.

Auguſte lachte. Freilich! Erſt gefangen, dann gehangen. Aber Herr Henſel meint, wenn das Criminalgericht erſt einmal den kleinſten Faden in der Hand hätte, der riſſe nicht ab, ſondern da haſpelte es ſich wie mit einer engliſchen Garnwinde weiter, bis es die Sache haarklein ermittelt hätte.

Hierauf entlaſſen, hatte ſie nichts Eiligeres zu thun, als den Verwalter aufzuſuchen, den ſie in der Scheuer bei den Dreſchern beſchäftigt wußte. Sie war ihrer Sache ſicher, daß ſie ſich nur im Vorübergehen zu zeigen und ihm einen freundlichen Blick ſchenken durfte, um ihn ſofort auf ihre Spur zu ziehen. Auch heute, wo ſie ihm beſonders angenehm erſchien — ſie legte ſeit einiger Zeit beſondere Sorgfalt auf ihren Anzug — machte er ſich alsbald frei von ſeinem Geſchäft und folgte ihr, welche im Geſindehauſe eine Beſtellung bei der Wirthſchafterin zu haben ſchien. Nun, Guſtchen, haben Sie ſich das ſchöne Stiefelpaar im Schnee angeſehen? fragte er. Möchte man nicht auf einen unreifen Burſchen ſchwören?

O nein, Herr Henſel, erwiederte ſie. Ich kenne viele vornehme Herren, ſchon von geſetztem Alter, die noch eben ſo feine Füße haben. Sie nannte ein halbes Dutzend ariſtokratiſcher Namen, deren Träger ſie alle kennen wollte, und ſetzte hinzu: Wenn es nicht unter ſolchen Umſtänden wäre, möchte ich eher auf einen vornehmen als auf einen unreifen Menſchen ſchwören. Das iſt natürlich ganz unmöglich. Aber ſie können glauben, an Füße erkennt man die gute Herkunft.

Der Verwalter warf einen verſtohlenen Blick auf ſeinen eigenen Fuß, der freilich in den plumpen Waſſerſtiefeln, ein probehaltiges Meiſterſtück des Dorfſchuſters, keine zierliche Figur ſpielte und ging dann über die angeregte Sache hinweg. Aber Auguſte hatte noch etwas auf der Seele.

Muß wirklich Jeder vor Gericht ſchwören, daß er nichts weiß? fragte ſie.

Wenn er das behauptet, freilich! beſtätigte Henſel. Aengſtigen Sie ſich aber nicht, liebes Guſtchen. Wir wollen die Sache ſchon machen. Ich darf nur ein Wort zu meinem Freunde Siegelmann ſagen. Die liebe Juſtiz hat's ja in der Hand, ſie kann Einem alles leicht und bequem machen oder blutſauer, wie ſie Luſt hat. Das Geſetz ſieht für Alles. Wenn Sie mir alſo auch einmal in ſchelmiſcher Abſicht Ja ſagen wollen —.

Ich rede gar nicht für mich! unterbrach ſie ihn mit einem koketten Lächeln. Aber mein Fräulein ängſtigt ſich, Herr Henſel, Sie können ſich gar nicht denken, wie! Freilich verſtellt ſie ſich und denkt, man merkt es gar nicht. Aber wie ich mit ihr davon ſprach und ihr das Kleid zumachte, fühlte ich, wie ſie zitterte. Ich glaube, ſie fürchtet ſich vor der Unterſuchung wie ein kleines Kind.

Oder — ſie weiß mehr als wir Alle, Guſtchen. Wie?

Das weiß ſie auch! Natürlich! erwiderte Auguſte. Sie hat ja die beiden Männer geſehen und kann ſie gewiß beſchreiben. Wenn ich das geweſen wäre, ich könnte gewiß jeden Zug in ihren Geſichtern malen, ſo etwas vergißt ſich nicht! Und ſie kann es auch nicht vergeſſen haben; davor fürchtet ſie ſich eben, daß ſie beſchworen muß, wenn ſie ſagt, ſie könne ſich nicht auf die Geſichter nicht mehr beſinnen. Am Ende —

Wenn Sie doch von dem feinen und vornehmen Füße reden, Guſtchen — ſetzte Henſel ihre Rede fort, als ſie vor dem Gedanken verſtummte, der ihr plötzlich kam, ſo hat ſie am Ende einen Bekannten geſehen.

Pfui! ſagte die Zofe verächtlich.

O man hat doch Exempel von Beiſpielen, daß Einer ſo herunterkommt, daß ihm Alles egal iſt, wenn er nur wieder über das Waſſer, das ihm an der Kehle ſteht, obenauf ſchwimmen kann. Denken Sie doch, was Sie mir ſelbſt erzählt haben von dem erſten Manne der Frau von der Mark.

Sie vergeſſen, Herr Henſel, daß dieſer nicht herunter-, ſondern heraufgekommen war oder ſich vielmehr heraufgeſchwindelt hatte. Er war ſeines Herkommens ein Kellner, ſage ich Ihnen, aus dem Weidenbuſch in Frankfurt — wäre er ein geborener und nicht ein erlogener Herr von Pleißenberg geweſen, ſo würde er keine ſolchen Streiche begangen haben.

(Fortſetzung folgt.)

Rache und Verſöhnung.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortſetzung.)

Welch eine Fluth der widerſprechendſten Empfindungen beſtürmte Fedor's Bruſt, als er nach und nach ſich den Umgebungen der Stadt Tobolsk zu nähern begann. Auf einer Reiſe von mehreren Tagen hatte er Zeit gehabt, ſeine Lage und ſeinen Plan zu überdenken, dennoch wandelte ihn ein unwillkührlicher Schauer an, als ihm der zur Begleitung mitgegebene Offizier meldete, man ſehe Tobolsk in geringer Entfernung liegen.

So war denn durch die ſonderbarſte Schickſalsfügung eine Begebenheit verwirklicht worden, die er, obgleich ſie immer wie eine dunkle Ahnung im Hintergrunde ſeiner Seele gelegen, kaum für möglich gehalten. Sich Eufemien und ihrem Vater zu Füßen werfen, ihre Verzeihung erflehen, ſich mit ihnen ausſöhnen — dieß waren die Grundzüge ſeines Planes. Hier war aber noch nicht von Vergütung die Rede; dieſe konnte er nur, wenn ſie angenommen wurde, durch ſeine wundärztliche Geſchicklichkeit verſuchen und zuſagen, denn die Operation war weder ſchwierig noch gefahrvoll, wenn ſchon ſchmerzhaft. So ſehr mehr als zehn Jahre, unter den Mühſeligkeiten des Kriegerlebens zugebracht, ihn auch gereift und verändert hatten, ſo hielt er es dennoch für nöthig, durch Färbung der Augenbrauen und falſches Haar ſich noch

Digitized by Google

unkenntlicher zu machen. Nicht vor des Gouverneurs Blick bebte er, mochte er auch noch so drohend sein, allein wie er Eufemiens Augen begegnen sollte, das wußte er nicht. Natürlich wollte er in jedem Falle nicht eher sich zu erkennen geben, als bis die Stimmung der Familie gegen den unglücklichen Fedor ihn dazu ermuthigt haben würde. Er schickte, als man sich der Stadt näherte, den Offizier mit der kaiserlichen Ausfertigung zur Anmeldung voraus, der er auf dem Fuß zu folgen verhieß. Der Offizier brachte ihm die Nachricht, der kaiserliche Brief habe den Gouverneur dora faßt, die besten Anstalten zu treffen, und so fuhr jec denn mit hörbarem Herzklopf in die Thoreinfahrt des Gouverneurpalastes ein. Im Vorzimmer kam ihm der Gouverneur entgegen. — Himmel! wie verändert! wie — wahrscheinlich vor Gram — gealtert! „Obrist Ossuwiew" — redete er ihn langsam, aber mit freundlicher Stimme an. „Sie sind mir von unserer erhabenen Souveränin auf eine Weise empfohlen worden, die über die Größe Ihrer Verdienste keinen Zweifel obwalten läßt. Ich fühle mich geschmeichelt, einem solchen Manne mein Haus anbieten zu dürfen; disponiren Sie über Alles, und seien„Sie überzeugt, daß der Eifer, den Befehlen der Monarchin nachzukommen, mit dem Wunsche, Ihnen meine persönliche Verehrung zu bezeugen, gleichen Schritt halten wird!"

Fedor, der sich gesammelt hatte, erwiderte bescheiden, verbindlich, und folgte in die ihm angewiesenen Zimmer. Um dem vorgeblichen Zwecke seiner Sendung nachzukommen, erkundigte er sich nach den bestehenden medizinischen Etablissements, die er Tags darauf zu besuchen fortsetzte, und versprach, sobald er sich ausgeruht und umgekleidet haben würde, zur Tafel zu erscheinen.

Es blieb ihm keine lange Frist übrig, seine Unternehmung zu beginnen, denn obschon der ihm zugegebene Offizier ihn beim Antritt der Reise, wo schon Haar und Augenbraunenfarbe verändert, zuerst erblickt hatte, so fürchtete er doch vom Erzählen und Gespräch der Hausgenossen, daß man aufmerksamer auf ihn werden, die künstliche Verstellung bemerken, und ihn vielleicht verrathen könne.

Um vier Uhr des Nachmittags ward ihm angesagt, daß die Tafel bereit sei und man ihn erwarte. Er fragte, ob Gäste da wären — „Niemand" — war die Antwort — „der Gouverneur nebst seiner Tochter seien die ganze Tischgesellschaft!"

Fedor schickte ein Gebet zum Himmel um Fassung, und folgte dem Offizianten. Jetzt stand er vor Eufemien, eine hohe schlanke, höchst edle Gestalt, mit den sanftesten, lieblichsten Zügen. Das schöne Oval des reizenden Gesichtes ward durch eine breite, weiße Kopfbinde entstellt, die die ganze Stirn — ach, Fedor wußte weßhalb — bedeckte. Ueber ihr lag das schönste, reichste Haar, in glänzenden, braunen Locken sich ringelnd. Das Kind war zur reifen Jungfrau geworden, dennoch erkannte Fedor sie im ersten Augenblick, und der erste Ton ihrer Stimme drohte ihn vor Beängstigung zu ersticken. Die Unterhaltung war ziemlich lebhaft, da der kaiserliche Brief sowohl seiner seltenen Bravour, als seiner ärztlichen Geschicklichkeit erwähnte, und so ungern Fedor seine Verdienste erwähnen hörte, so glaubte er dießmal, wo es galt, den Grund der Stimmung für ihn in der Familie zu legen, weniger kurz, als er sonst pflegte, darüber sprechen zu dürfen.

„Sie sollen," bemerkte der Gouverneur, „sich oft mit augenscheinlicher Absicht, den Tod zu finden, in die Gefahr gestürzt haben, wo ihr eigentlicher Beruf sie gar nicht verlangte. So haben uns Petersburger Nachrichten, so haben es Augenzeugen versichert. Wie kamen Sie, ein so junger Mann, in so vortheilhaften Verhältnissen, zu einer Tollkühnheit, die durch Ehrgeiz allein nicht hinreichend erklärt werden kann? Mir, dem im Kummer aller Art ergrauten Manne, mir, dem das Schicksal, nachdem es mich zwanzig Jahre lang wie einen werthlosen Spielball umherwarf, hier endlich eine Stelle finden ließ, in der mir anfangs Glück und Ruhe lächelten, um mich bald wieder dem tiefsten Grame zum Raube werden zu lassen, mir wäre Lebensüberdruß verzeihlich, bei Ihnen ist er räthselhaft. Doch verzeihen Sie mein unbescheidenes Eindringen in Ihre Beweggründe. Dem Unglücklichen ist eine gewisse Neugier eigenthümlich, wo er Unglücksgefährten zu erkennen glaubt!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Versorgung der Stadt Paris mit Milch.) Die Konsumtion der Milch in Paris betrug 1853 gegen 100 Millionen Liter (1 bad. Maas = 1½ Liter), welcher Bedarf durch 20,000 Kühe gedeckt wurde, und von denen man annahm, daß eine Kuh täglich 10 Liter Milch gibt. In der Bretagne hingegen erzeugen die Kühe nur 5 Liter, während sie in der Normandie und in Burgund 20—25 Liter gaben. Paris wurde früher mit Milch versehen durch Milchmeier, welche in Paris selbst ihren Sitz hatten. Seit ungefähr 10 Jahren, als Paris durch die Eisenbahnen mit den Provinzen in bessere Verbindung gesetzt wurde, wird die Milch zugeführt, und zwar oft bis auf eine Entfernung von 47 Meilen, und schon im ersten Jahr 59,143,689 Liter, welche Menge jährlich zugenommen. Von den in der Umgebung von Paris befindlichen Kühen werden 40,000 Liter gewonnen. Während im Jahr 1843 der Verbrauch an Milch per Kopf 71 Liter betrug, war derselbe im Jahr 1860 per Kopf 103 Liter. Drei Gesellschaften befassen sich in Paris mit der Beschaffung der Milch mittelst der Eisenbahnen, von denen die größte, die Societé de Paris, die Stadt täglich mit 300,000 Liter Milch versorgt. Die Gesellschaften haben eigene Agenten, welche auf dem Lande in der nächsten Nähe der Eisenbahnstationen ihren Sitz haben, und welche früh und Nachmittags bis gegen 3 Uhr die Milch von den Bauern zusammenkaufen und dieselbe in

Digitized by Google

die Sammelstationen abführen, woselbst eigene Apparate aufgestellt und die Milch mit dem Galaktometer (Milchmesser) gemessen, in große Gefäße zusammengeschüttet und mittelst Dampf abgekocht wird. Nach dem Abkochen wird die Milch durchgeseiht, in Eisgefäßen abgekühlt, sodann in andere Gefäße eingefüllt, in die dazu eigens bestimmten und auf einer jeden Sammelstation vorhandenen Wagen verpackt und mit den betreffenden Zügen nach Paris gebracht, wo die Milch um 2—3 Uhr Morgens ankommt, um 4 Uhr von den Agenten in Empfang genommen und den Detailverkäufern zugeführt wird. Die Sahne wird von der Gesellschaft nicht geliefert, sondern vom Publikum selbst bereitet. Der Preis dieser Milch beträgt per Liter 20 Centimes (= 5½ Kreuzer), während die Gesellschaft dem Bauer 6—7 Centimes zahlt. Mit dem Transport und sonstigen Spesen kommt denselben die Milch per Liter loco Paris auf 14 Centimes, so daß immer noch ein bedeutender Gewinn erzielt wird. In Paris braucht man jährlich 103 Liter per Kopf, in London 8; Butter in Paris 15 Pfund, in London 19 Pfund per Kopf und Jahr. Dies erklärt sich daraus, daß kein Franzose und kein Pariser sein Frühstück ohne Butter genießt; der Engländer genießt frische Butter in der Frühe, Mittags und Abends.

(Aus der Moldau.) Ein Grundbesitzer, Herr R. aus B., fuhr wegen Abschlusses eines Gutsankaufes zu einem Edelmann in der Bruthgegend und führte den Kaufschilling von 5000 Dukaten in einer ledernen Kassette mit sich. Am Wege wurde er Nachmittags von einem Schneegestöber überrascht und begab sich deßhalb in ein Wirthshaus, wo ihm der Wirth, ein Jude, den Rath gab, lieber in einem nicht weit vom Dorfe entfernten Hofe einzukehren. Der Grundbesitzer fuhr dahin und bat den Herrn des Hofes um Gastfreundschaft für die Nacht, welche ihm auch sofort gewährt wurde. Zugleich erwähnte der Reisende des Grundes der Belästigung, indem er nämlich eine bedeutende Geldsumme bei sich führe. Erst gegen Mitternacht begab sich der Fremde zur Ruhe. Kaum war er eingeschlummert, so schlich der Herr des Hauses, gefolgt von seiner Frau, die eine Blendlaterne trug, in das Zimmer und versetzte dem Fremden mit einer Handaxt zwei Schläge auf das Haupt, die ihn sofort tödteten. Hierauf begab sich derselbe in den Stall und erschlug den fremden Kutscher auf dieselbe Weise. Mann und Weib brachten sodann die Kassette mit den 5000 Dukaten unter Schloß und Riegel und waren emsig bemüht, die Blutspuren zu verwischen. Es handelte sich jedoch auch darum, die Leichen der Ermordeten wegzuschaffen, und um dies zu bewerkstelligen, trugen Beide die Erschlagenen in den Schlitten des Fremden, worauf der Mann in aller Stille, die dazu gehörigen Pferde vorspannte, dieselbe über die Gränze des Hofes und noch eine Strecke gegen einen Waldweg führte und sodann mit mehreren Peitschenhieben aufs Gerathewohl in die Gegend hinaus jagte. Mittlerweile fuhren mehrere Bauern aus einem entlegenen Dorfe nach S. und sahen beim Anbruch des Tages einen Schlitten ohne Kutscher vor sich. Sie fanden in demselben 2 Leichen mit zerschmetterten Köpfen und beschlossen, damit man sie nicht der That verdächtige, dem Schlitten eine von der ihrigen abweichende Richtung zu geben. Sie peitschten die fremden Pferde wieder nach derselben Gegend hin, woher sie gekommen. Im Dorfe W. wurde gerade die heil. Messe gelesen, als ein Diener eilig in die Kirche trat und dem Herrn des Hofes, der sich hier befand, meldete, es sei der Schlitten, welcher gestern Abend einkehrte, wieder vorgefahren. Der Herr verfärbte sich zwar augenblicklich, errang jedoch sogleich seine Fassung und fuhr den Diener mit den Worten an: „Was kümmert mich der Schlitten? Ich habe mit ihm nichts zu thun!“ — „Wohl Herr!“ antwortete der Diener, „aber es ist eines von unsern Pferden vorgespannt!“ — Bei dieser Nachricht überzog Todtenblässe das Antlitz des Mörders und unwillkürlich sprach er die Worte: „Das ist Gottes Fügung.“ — Er hatte in der Dunkelheit eines seiner eigenen Pferde vor den Schlitten gespannt, während eines von dem fremden Paare im Stalle stehen blieb. Der Mörder wurde festgenommen und gestand gleich im ersten Verhöre die That mit allen Nebenumständen ein. Sein Weib, welches hierauf auch in das Gefängniß kam, versuchte zwar die Mitschuld zu leugnen, gab aber die Thatsache selbst zu.

„Magyarorszag“ berichtet, daß der Redacteur eines Pester Modejournals auf einer Reise durch den District der Kumanier von einem Reiter angehalten wurde, der ihn besorgt fragte, ob es wahr sei, daß man den gefangenen Räuber Emerich Bogar in Pest aufhängen werde. Der Reisende fragte den Reiter, warum ihn dies interessire? „Weil ich Jacob Bogar, der Bruder des Gefangenen bin,“ war die Antwort. Der Redacteur fand dieses Zusammentreffen mit dem Räuber nicht sehr angenehm, doch dieser beschränkte sich darauf, viel von seinem gefangenen Bruder zu erzählen und damit zu schließen, daß er hinfort nicht mehr rauben werde.

(Ein Sonderling — oder?) In diesem Monat wird es ein volles Jahr, daß sich in einem Gasthofe in Wien — Einige sagen in Folge einer Wette, Andere in Folge eines Gelübdes — ein Mann, der eben kein Engländer ist, in einem Zimmer abgesperrt und dasselbe seit dieser Zeit nicht verlassen hat. Man ist daher sehr gespannt, was denn der Mann, dem übrigens Essen und Trinken noch immer gut schmecken soll, machen wird, wann der Jahrestag der freiwilligen Aufsperrung vorüber sein wird. Die Geschichte riecht sehr nach dem Engländer, der sich durch zehn Jahre in einem comfortable eingerichteten Zimmer absperren, Haar und Bart wild wachsen ließ und zum Schluß um die bedungene Abfindungssumme geprellt wurde.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 98. Sonntag, den 17. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Der Verwalter fühlte sich von dieser eingefleischt aristokratischen Ueberzeugung der Kammerjungfer etwas abgeschreckt und verfolgte den Punkt nicht weiter. Als sie ihn darauf die eigentliche Absicht ihrer ersten Frage errathen ließ, daß es nämlich die ganze Aufklärung der so interessanten Begebenheit unmöglich machen werde, wenn die Justiz die Abneigung des Fräuleins vor bestimmten Aussagen nicht durch den zugeschobenen Eid besiege, versicherte er lachend: Haben Sie keine Angst, Gustchen. Der Justiz ist es ein wahres Vergnügen, wenn sie mit vornehmen Herrschaften etwas zu thun hat, denen sie einmal recht zeigen kann, was sie für eine Gewalt hat. O, da wird nichts geschenkt — wir nennen das zwiebeln, Gustchen.

Pfui! sagte die Kammerjungfer wieder. Aber Sie meinten doch, ein Wort zu ihrem Freunde Siegelmann wäre genug — und würden Sie denn nicht für Ihre Herrschaft, um ihr eine Unannehmlichkeit zu ersparen, dies Wort sprechen?

Der Verwalter blinzelte. — Gustchen, kommen Sie her! sagte er. Wir verstehen uns, und wenn Sie kein taubes Ohr für mich haben, werden wir uns in Zukunft als ein Paar noch besser verstehen —

O, o! Sie gehen sehr rasch, Herr Hensel! Da werde ich mich doch erst besinnen!

Ach worauf wollen Sie denn noch warten! fuhr ihm ahnungslos das beleidigende Wort heraus, das er in einem ganz andern Sinne meinte, als sie es verstand. Er sah an ihrem aufsprühenden Blicke, daß er eine Ungeschicklichkeit begangen hatte, wollte sich entschuldigen und machte dadurch das Uebel nur noch ärger, so daß ihre heutige Trennung einem Bruche ziemlich ähnlich sah wenn auch Auguste zu klug war, sich über die erlittene Kränkung auszusprechen.

Der klare Wintertag hatte Paulinen in das Freie gelockt. Es konnte der Tante um so weniger auffallen, als sie von der Nichte gewohnt war, daß diese auch das schlechte Wetter nicht scheute und täglich die frische Luft genoß; zuweilen begleitete sie Frau von Forno auf ihren Spaziergängen, zuweilen ging sie aber auch allein und blieb dann immer länger aus, da sie weite planlose Streifereien liebte und sich, wo dann irgend ein Interesse für sie erweckt wurde, oft über die beabsichtigte Zeit verweilte. Heute zog es sich nach dem Flußufer hinab. Hatte die Beschreibung Augustens sie dazu vermocht? Jedenfalls! Ihr Auge spähte nach den verhängnißvollen Spuren, welche seit der Entdeckung schon viel Menschen hieher geführt hatte, so daß sich die vielen Tritte von der verschiedensten Gestalt wunderlich genug ausnahmen, aber noch immer zeichnete sich die erste durch die unverwischte und schöne Form unter allen aus, besonders weil auch eine gewisse Scheu oder Absicht die Leute etwas fern davon gehalten hatte. Pauline betrachtete die Spur mit so eifrig spähenden Blicken, als habe sie die Rolle der verfolgenden Gerechtigkeit übernommen und wolle um jeden Preis den ihr Verfallenen ermitteln. Sie betrat sogar das Eis des Flusses, wo auf dem freigewehten Spiegel die Spur sich verlor und kehrte dann nach dem Elsbruch um, wo in der Nacht die Flüchtigen aus ihrem Verstecke wie wilde Thiere aufgejagt worden war. Noch nie hatte sie die gefährlichen Dickichte betreten, welche nur im Winter bei hartem Frost ganz zugänglich waren. Sie wollte die jetzige, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit benützen, besann sich aber, als sie den Rain erreicht hatte, plötzlich anders und ging mit dem raschen und festen Schritte, den ein gewonnener Entschluß gibt, nach der Försterei, deren Schornstein eben seine mittägige

Digitized by Google

Rauchwolke steilrecht in den wolkenleeren Winterhimmel hinaufsandte. Vor dem Hause traf sie den Jägerburschen, der vor ihr seine Mütze zog; sie fragte nach Leichert und hörte zu ihrer Zufriedenheit, daß er daheim sei. Martin mußte ihn rufen. Es währte nur eine kleine Weile, so erschien der Alte in seinem knappen, etwas fadenscheinigen grünen Rocke, den er Winters und Sommers trug. Er war sehr verwundert, was das gnädige Fräulein von ihm wolle und hatte bei ihrem Anblicke über die wunderbare Aehnlichkeit, die sie mit ihrem verstorbenen Vater hatte, fast einen lauten Ausruf gethan. Noch nie war ihm diese Aehnlichkeit so aufgefallen wie heute, es war aber auch zum ersten Male, daß er sie in so unmittelbarer Nähe sah.

Haben Sie einen Augenblick Zeit, Herr Leichert? fragte sie freundlich.

Versteht sich, gnädiges Fräulein, aber nennen Sie mich nicht Herr, erwiderte er. Darauf höre ich nicht.

Setzen Sie erst Ihre Mütze auf — ich komme vom Spaziergange und wollte mir von Ihnen etwas aus vergangener Zeit erzählen lassen. Kann ich ein Weilchen bei Ihnen eintreten?

O da sieht es aus! entgegnete der Alte in augenscheinlicher Verlegenheit, aber doch erfreut über das Zutrauen, das ihm geschenkt wurde. Da ist es nicht für Sie — nirgends aufgeräumt — und die Hunde. Wenn Sie befehlen, so gehe ich mit Ihnen. Freilich kann keiner, wie ich, von der alten Zeit erzählen, als Ihr seliger Herr Großvater noch auf dem Reichenwalde saß. — Sie sehen Ihrem Vater, dem Herrn Baron, recht ähnlich, gnädiges Fräulein.

Finden Sie das? sagte Pauline. Wenn Sie denn Zeit haben, mich ein Stück zu begleiten, so nehme ich es an. — Leichert ging sogleich an ihre Seite. Mein Vater hielt Sie in Ehren, fuhr sie fort, indem sie den Rückweg nach dem Herrenhofe einschlug. Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen?

Leichert erzählte mit wachsender Lebendigkeit, je mehr ihn sein treues Gedächtniß unvergeßlicher alter Zeiten unterstützte. Pauline ließ ihn eine Weile gewähren — ob sie ihn mit ungetheilter Aufmerksamkeit zuhörte, blieb zweifelhaft. Dann fragte sie, ob er auch ihre verstorbene Schwester gekannt habe?

Der Jäger verneinte kurz die Frage, welch ihn auf unerfreuliche Erinnerungen brachte, die er, als eifriger Diener des Hauses, gern ganz aus der Vergangenheit gestrichen hätte. Aber Pauline hielt ihn dabei fest.

Ich weiß, meine Eltern haben Ihre Dienste einige Male für — meinen Bruder in Anspruch genommen —. Leichert, so wenig er sich auf Zeichen der Seelenstimmung verstand, konnte doch bemerken, wie schwer es dem armen Fräulein wurde, von dem mißrathenen Bruder zu sprechen, das war ganz natürlich, nur begriff er nicht, warum sie überhaupt das Gespräch auf ihn brachte, da er ihr noch so viele schöne Geschichten aus der lustigen Zeit ihres Großvaters zu erzählen hatte. Ehe er jedoch seine gemurmelte Antwort deutlicher machen konnte, fuhr sie schon fort: Sie haben manche Reise seinetwegen gemacht, als er noch bei dem Pastor in Pension war — und nachher auch.

Ja, gnädiges Fräulein, erwiderte der Jäger. Auf mich, wenn ich hinkam, hörte er noch am meisten.

Hat er sich einmal ganz gegen Sie ausgesprochen? fragte Pauline. Ich meine, setzte sie hinzu, als sie bemerkte, daß der Alte durch ihre Frage, deren Sinn er vielleicht nicht recht verstand, in Verlegenheit kam, „ich meine über seine Lebenspläne — welchen Stand er sich eigentlich zu wählen gewünscht — überhaupt wie er sich die Zukunft zu gestalten gedachte?

Ihre Redeweise machte den Alten noch verlegener. Ich kann davon nicht weiter sprechen, sagte er. Zufrieden war er schon beim Pfarrer nicht und auskommen konnte er dann als Student auch nicht — was er sich dabei gedacht und was er eigentlich hat werden wollen, das weiß ich nicht. Ihr Herr Großvater starb dann und Reichenwalde wurde verkauft, da kam denn kein Mensch von meiner frühern gnädigen Herrschaft mehr her.

Aber Sie haben doch gehört, was weiter geschehen ist? fragte Pauline.

O ja — wie der Herr Baron, Ihr Vater, gestorben ist und die Frau Mutter dann nach Sachsen zog zu der Schwester, meiner jetzigen Frau von Forno, und wie sie dann auch heimgegangen ist und Sie Beide hier noch allein von der ganzen Familie übrig geblieben sind, das weiß ich.

Und von meinem armen Bruder? forschte sie mit erzwungener Festigkeit weiter.

Der brauchte nicht bedauert zu werden! erwiderte der Jäger, sich verhärtend in der Erinnerung des Herzeleids, welches der ungerathene Sohn über die Seinigen gebracht hatte. Wenn er vernünftig war, und sich d'rein fand, was doch nun einmal so war und wofür er nicht konnte, hätte er sich wohl befinden können in der Welt. Aber mit jedem Jahre wurde er schlimmer, und wenn ich ihm auch einmal den Kopf zurecht setzte — denn wenn ich schon nur ein Bote war, so nahm ich mir kein Blatt vor den Mund, weil er so ganz unsinnig war — wenn ich ihm auch Alles vernünftig vorstellte, daß er nun einmal keines vornehmen Herrn Sohn sei, aber deshalb doch ein geachteter Mann werden könne, hielt das nicht lange vor. Ich habe gehört, gnädiges Fräulein, was nachher mit ihm geschehen ist. Der Herr Vater hat mit ihm weiter nichts anfangen können, er ist in die weite Welt gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Rache und Versöhnung.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Fedor, tief ergriffen, erwiederte nach einiger Sammlung, es werde ihm schwer, den Vater einer jungen,

Digitized by Google

schönen, und wie er unterwegs überall gehört zu haben sich erinnerte, ihrer Milde wegen gepriesenen Tochter, für so bedauernswerth zu halten. Ihm scheine dieses, wenn auch vielleicht letzte, doch höchst feste Band geeignet an's Leben zu knüpfen, und die schönsten Hoffnungen, die sich für die Zukunft an solchen Besitz reiheten, zu verbürgen.

„Halten Sie ein, Herr Obrist" — unterbrach ihn der Gouverneur mit Bitterkeit, während ein Wink seiner Augen die Bedienung aus dem Tafelzimmer trieb, — dann bog er sich zu Eufemien herüber, ihr die Stirnbinde lösend — „sehen Sie das Zeichen auf der Stirn dieses Engels hier und urtheilen Sie, wie es um meine Hoffnung für die Zukunft stehe. O Fedor, Fedor," rief der Mann mit dem Accent des tiefsten Schmerzes aus, sein graues Haupt mit beiden Händen fassend — „Fedor, ich habe schwer an Dir gesündigt, aber Du hast mir gräßlich vergolten. Du hast nur meinen Zorn gesehen; die Kummerthränen, die allnächtlich wegen des Looses dieser Geschändeten mein Lager nätzen, die siehst Du nicht. Du hast Dich gerächt, fürchterlich gerächt, und an dem Stich des Wurmes, den ich zu zertreten glaubte, verblutet sich das Vaterherz!"

Der Unglückliche weinte laut. Fedor zitterte wie ein Verurtheilter. Eufemie, in Thränen gebadet, beschwor auf's Liebevollste ihren Vater, seine Wunden nicht absichtlich tiefer zu wühlen. „Laß mich, Eufemia" — stammelte der Gouverneur — „ich fluche ihm ja nicht, dem Ungeheuer — dem Unglücklichen, ich weiß ja, wie theuer er Deinem Herzen war und noch ist — aber den Schmerz, dieß Zeichen, das jeden Bewerber voll Abscheu von Dir scheucht und mich bald in's Grab hinab stürzt — die Schande auf Deinem schuldlosen Haupte — Dein Schicksal nach meinem Tode — das Zischeln des Hohns meiner Feinde — —"

„Herr Gouverneur" — nahm Fedor mit fester Stimme das Wort, da er sah, daß Eufemie erblaßte — „Herr Gouverneur, die Heftigkeit Ihres Schmerzes, den ich tief ehre, hat Ihnen ein Geheimniß entrissen, das ich, ohne mein Zudrängen damit bekannt gemacht, doch nur halb durchschaue. Fassen Sie sich und vernehmen Sie mit Ruhe, was ich Ihnen zu sagen habe"

Bei diesen Worten, voll Ernst und Festigkeit gesprochen, erhob der leidende Vater sein Haupt, trocknete seine Augen und sah Fedor mit sprachloser Ueberraschung an, während Eufemie ihre schöne Stirn wieder verhüllte. Fedor fuhr fort: „Ist dies Zeichen auf des Fräuleins Stirn, das sie, wie ich aus Ihrer fragmentarischen Erzählung schließen muß, so schuldlos trägt, der einzige Grund Ihres Kummers, so schöpfen Sie Hoffnung, diesen Grund kann ich heben, dieß Zeichen vernichten, wenn das Fräulein zu einer ganz gefahrlosen, wenn auch nicht schmerzlosen Operation Muth hat!"

„Mann!" rief der Gouverneur — „Engel, wenn Sie im Ernst sprechen, Geist des Abgrunds, wenn — doch nein, Sie können, können hier nicht anders, als lautere Wahrheit sprechen wollen. — Sie wollten — es wäre möglich?"

„Es ist möglich, ja — so weit ein Mensch dieß sagen darf, unfehlbar!" —

„Wirklich, wirklich?" fragte auch jetzt Eufemie, mit Theilnahme des Obristen Hand fassend. Bebend wiederholte er: „Es ist möglich. Allein nicht jetzt, nicht heute. Wir alle bedürfen der Sammlung, der Ruhe. Erzählen Sie mir im Zusammenhange die ganze Begebenheit. Ich wiederhole und halte mein Versprechen!"

Die Drei verließen jetzt die Tafel und begaben sich in des Gouverneurs Kabinet.

Fedor erfuhr nun aus des Vaters Munde eine Begebenheit, die unsere Leser schon kennen, erfuhr aber auch, daß der Gouverneur im Toben seines Zornes mehr gesagt, als wahr gewesen, wozu vielleicht Eufemien's zärtliche Anhänglichkeit an Fedor, die bei dieser Gelegenheit unverhüllt hervorgebrochen war, und sein auf die Liebe des Kindes eifersüchtiges Herz ihn hingerissen hatte. Daß Eufemie den Jüngling damals weder je wiedersehen, noch seine Stimme hören wollen, daß sie sich ihrer Neigung zu einem Knechte schäme — alles dieß hatte Grimm und kaum bezwungene Rachsucht dem erzürnten Vater eingegeben; Eufemien's Herz wußte nichts davon; so wenig, daß, als sie seine Verbannung erfuhr, der Schmerz ihr eine tödtliche Krankheit zuzog. Sie beruhigte sich nicht eher nach ihrer Genesung, als bis der Vater Nachforschungen um den verbannten Jüngling anstellte, und das Herz seiner Tochter, er wußte es, stand auf dem Spiel, wenn er sie nicht mit wahrhaftem Eifer angeordnet hätte. Sie blieben indeß vergebens, da die Richtung, die der Verbannte genommen hatte, nicht auszumitteln war. Eufemie schien sich zu beruhigen, aber sie hatte es kein Hehl, daß sie ewig um den Freund und Führer ihrer Jugend trauern würde.

Je mehr Sie heranwuchs, je inniger ward ihre Sehnsucht, je tiefer ihr Schmerz um den Verlorenen, der, das bezeugte ihr Gefühl, ihre Erinnerungen und die wiederholten Betheuerungen manches alten Dieners, den sie heimlich befragte, ein herrlicher Mensch gewesen, und den nur die unmenschlichste Grausamkeit zum Entschluß, eine so verzweifelte Rache zu nehmen, hatte treiben können. Der Ruf ihrer Schönheit und Güte verbreitete sich nach und nach, erregte die Aufmerksamkeit des benachbarten Adels, der davon und von ihrem Vermögen angezogen, über die geringe Herkunft des Vaters leicht hinwegschlüpfte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Haß des Südens gegen den Norden in Amerika.) Der „Times" wird aus Newyork geschrieben: „Der Haß, der Franzosen und Engländer Jahrhunderte lang auseinander hielt, war niemals, selbst zur Zeit der napoleonischen Kriege nicht, so stark, wie der Yankeehaß, der im Süden herrscht. Bis jetzt ist der Haß kein gegen-

Digitized by Google

feitiger; denn die Yankee's sind eher stolz auf den Muth, den die Südländer im Kampf bewiesen haben, und prahlen damit, daß nur Amerikaner so heroisch handeln könnten; aber von Seiten des Südens ist der Haß zu tief, als daß die guten Leute des Nordens ihn verstehen oder würdigen könnten. Außer der großen Sclavereifrage wirkt noch der Grund mit, daß der Süden aus einem Volk, der Norden aus mehreren besteht. Die Südländer sind fast durchgängig von britischem Stamm. Die Nordstaatler sind in Sympathie und Abstammung weitaus weniger britisch. Sie sind eine zusammengesetzte oder kosmopolitische Menge; und außer einigen alten Familien in Neuengland, die sich der Abstammung von den „Väter-Pilgrims" oder anderen frühen Ansiedlern rühmen, haben sie weder Gemeinschaft noch Sympathie mit oder Kenntniß von irgend einem Theile Europa's. Seit 25 Jahren ist die Bevölkerung der bis vor Kurzem Vereinigten Staaten um 17 Millionen gestiegen. Der Süden, dem die Einwanderung wenig oder gar nicht zu statten kam, wuchs blos in natürlichem Verhältniß. Der Norden und Westen bevölkerten sich ungeheuer, aber nicht in natürlichem Verhältniß, und das außerordentliche nordstaatliche Wachsthum ist größtentheils der Einwanderung zuzuschreiben. Verhältnißmäßig weniger Engländer und Schotten haben den Strom, der stetig gegen Norden ging, angeschwellt, aber eine ungeheure Anzahl von Irländern, Deutschen, Schweden und Norwegern ergoß sich alljährlich nach Newyork und Boston und breitete sich dann über den großen Westen aus. Aus den Reihen dieser Bevölkerung rekrutirte sich die große Masse der Unions-Heere; und wenn der Norden und Süden ihre Sache blos durch eingeborene Amerikaner hätte ausfechten wollen, so ist es so gut wie gewiß, daß der Norden längst geschlagen worden wäre. Diese Irländer, Deutsche und Schweden und ihre auf amerikanischem Boden geborenen Kinder, wissen nichts vom Süden, der ihnen eben so fremd ist, wie Japan und Kamschatka. Eben so wenig sympathisiren sie mit England. Sie haben in der That mit uns Engländern nichts gemein, als die Sprache, welche sie mit aller Kraft verschlechtern; während der Süden mit weniger gemischtem Blut, mit schärfer ausgeprägtem Wollen, und mit Sympathien für das Mutterland, die trotz mancher verletzender Vorfälle nicht erloschen sind, lieber durch Abstimmung in die Lage einer britischen Kolonie zurückkehren, als wieder eine Stellung in der Union einnehmen würde, wenn ihm nicht die vollkommene Herrschaft über die Republik zufiele.

Literarisches.

Das 10. Heft vom illustrirten Familienbuch des österreichischen Lloyd ist erschienen. Auf ein Gedicht von Foglar und eine Novelle von Th. Lau folgt ein interessantes Lebensbild von H. König: „Reichardt", ein Zeit- und Berufsgenosse Zelters, wie dieser Musiker und Componist Göthe'scher Lieder, dabei Schriftsteller und originelle Persönlichkeit. „Die Aufführung der Bachen des Euripides" ꝛc. von A. Wolfersdorf versetzt uns um 19 Jahrhunderte zurück an den partischen Königshof, und zeigt uns, wie man sich schon damals auf theatralische Knalleffecte verstand. Von den übrigen Aufsätzen müssen wir noch die „Geschichte der Pflanzenernährung" von A. Vogel; „Eine Sturmfahrt auf dem Mittelmeere" von L. Foglar und „die ostindische Compagnie" von Chr. Winter erwähnen. Höchst anziehend ist der Aufsatz „in die abyssynischen Berge" v. Gerstäcker, bekanntlich einem der Begleiter des Herzogs von Coburg auf dessen Reise nach Afrika. Mit der plastischen Anschaulichkeit, die ihm eigen ist, schildert uns der schreibekundige Weltouriſt einen Abschnitt dieser Reise und macht den Wunsch in uns rege, daß dem einen Abschnitt noch andere in diesen Blättern folgen mögen. Der artistische Theil des vorliegenden Heftes ist durch die Stahlstiche: Salerno, Piazza de Duomo in Spalato und die reizende Composition „Liebe im Kleinen" vertreten.

Rebus.

Auflösung des Rebus in Nro. 93.

Ward es mit Undank aufgenommen — Was irgend Gutes Du gethan — Fang immer gleich von neuem an — Um nur zur Reue nicht zu kommen.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 99. Dienstag, den 19. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung").

(Fortsetzung.)

Pauline schwieg eine Weile. — Wissen Sie aber, daß er noch dem Tode meiner Eltern wiedergekommen ist? fragte sie dann.

Nein! rief der Alte verwundert. Das weiß ich nicht!

Sie haben es immer so treu mit meiner Familie gemeint — — auf Ihre Stimme hat mein Bruder als Knabe und auch später noch am meisten gehört — würden Sie vielleicht wieder einen Auftrag an ihn übernehmen?

O mit tausend Freuden! rief Leichert. Wo ist er denn jetzt? Bei der Alten wieder? Er ist also noch nicht vernünftig geworden?

Ich könnte ihm allerdings durch die Post schreiben, fuhr das Fräulein fort, als habe sie seine Fragen gar nicht gehört, aber es macht doch immer mehr Eindruck einen Brief durch einen alten guten Bekannten zu erhalten, der mündlich noch Manches hinzufügen, über Manches Auskunft geben kann — und dann könnte ihn der Brief verfehlen, unterwegs verloren gehen, in unrechte Hände kommen. Wollen Sie, wie früher, die Bestellung wieder übernehmen? Es ist jetzt keine so zeitraubende Reise wie sonst.

Und wenn's noch so weit wäre, gnädiges Fräulein, mit Freuden!

Gut, ich nehme es an, sagte Pauline, indem sie stehen blieb. Für jetzt will ich Sie nicht weiter von Ihrem Hause entfernen — haben Sie Dank für Ihre Begleitung, Sie sollen bald meinen Entschluß hören und dann auch meine Bitte. Würden Sie vielleicht morgen schon zur Abreise bereit sein können? Sie bleiben höchstens zwei Tage von hier weg.

Ich habe keine große Anstalten zu treffen, erwiederte der Alte, und wenn ich auch gar nicht wieder käme.

Die letzten Worte berührten Paulinen unangenehm, doch entschlug sie sich des Eindrucks und verabschiedete sich von dem greisen Diener ihres Hauses, welcher gern noch viel gefragt hätte, ihr aber ehrlich versprach, gegen Niemand von dem Wunsche, den sie ausgesprochen hatte, zu reden. Für sich hinmurmelnd und kopfschüttelnd, wie seine Weise war, kehrte er nach der Försterei zurück, um seine Angelegenheiten für eine zweitägige Entfernung zu ordnen. Pauline eilte mit schnellern Schritten dem Hofe zu. Sie mußte nun ihr gepreßtes Herz erleichtern.

V.

Du siehst frisch aus, Kind! sagte die Tante erfreut. Deine Augen blicken wieder ganz anders in die Welt. Dir hat die freie Natur wohl gethan.

Ja, liebe Tante. Ich habe wieder Muth und Kraft gewonnen. Sie legte Hut und Ueberwurf ab und setzte sich dicht neben die mütterliche Freundin, deren Hand sie küßte. Aber ich muß doch wieder auf das Unglück zurückkommen! Hier sah Frau v. Forne, daß die Farbe der Wangen, der Glanz der Augen, über welche Zeichen Sie sich gefreut hatte, keineswegs das neugewonnene Gleichgewicht der Seele bekundeten, sondern eher eine gefährliche Spannung, wenn gleich anderer Art, als die frühere. Sie hätte deßhalb gern das erneute Gespräch über die unselige Begebenheit vermieden, aber Pauline ließ sich nicht davon abhalten.

Ich habe mir Alles bedacht, sagte sie, und kann es dir nicht länger verschweigen, was mich namenlos unglücklich macht. Man wird mich verhören, ich soll vor's Gericht aussagen, was ich bei dem plötzlichen Zusammentreffen in der Nacht gesehen habe, ich soll — die Perso-

Digitized by Google

nen beſchreiben —— und was ich ausgeſagt habe, muß ich beſchwören, muß auch beſchwören, daß ich nicht das Geringſte von dem, was ich weiß, verſchwiegen habe und weigere ich mich überhaupt, vor Gericht zu erſcheinen oder was ich geſagt, zu beſchwören, ſo kann mich das Geſetz durch Strafen, die es über mich verhängt, dazu zwingen —

Aber, liebe Pauline, unterbrach ſie die Tante, warum quälſt Du Dich ſelbſt mit einer Zergliederung von Situationen, welche nicht eintreten werden? Sei überzeugt, daß man gegen uns die ſchonendſten Rückſichten nehmen wird. Alſo martere Dich nicht mit ſolchen Vorſtellungen.

O nein, Tante, ſagte Pauline, das iſt es nicht, was mich martert! Ich will es Dir ſagen. Ich weiß, wer uns dieſen neuen Gram zu dem alten verurſacht hat — ich habe ihn erkannt! Und über ihre bebenden Lippen ging ein Name, welcher die ohnehin erſchütterte Dame aller Faſſung beraubte, obſchon er eigentlich nur beſtätigte, was ihre Seele bereits in banger Ahnung gefürchtet hatte.

Soll ich nun hintreten und ſagen: Ja, ich gebe den Thäter an, es war mein Bruder?

Um Gottes Willen, Pauline! Du mußt Dich geirrt haben — ſagteſt Du nicht ſelbſt, daß oft die täuſchend ſte Aehnlichkeit —?

Nein, Tante! Hier iſt gar kein Zweifel mehr! Du ſiehſt nun ein, daß ich vor Gericht nicht erſcheinen kann, wir müſſen Aufſchub haben — um jeden Preis. Es wird Dir leicht werden, daran zweifle ich gar nicht. Laß mich verreiſen — ich glaube zu wiſſen, wo ich ihn finde! Ich muß mit ihm ſprechen, muß wiſſen, was er im Sinn gehabt hat! Denn es iſt ganz unmöglich Tante, glaubſt Du nicht auch? ganz unmöglich, daß er in der niedrigſten Abſicht — —. Was Dir auch fehlen mag, ſeine Hand kann es Dir nicht geraubt haben — er hat gewiß nach andern Dingen geſucht — vielleicht nach Papieren oder Briefen — o Du allgütiger Gott! wäre es doch ein Talismann gegen die böſen Geiſter geweſen, die ihn heimſuchen!

In dieſen, mit wahrer Inbrunſt geſprochenen Worten brach aber die überreizte Kraft des Mädchens und ſie war unfähig, auch nur eins noch hinzuzufügen. Die Tante umſchlang ſie und Beide gaben ſich eine lange Weile ihren Gefühlen hin, bis die ältere Frau wieder zuerſt Faſſung gewann, um die Verhältniſſe zu bedenken. Daß ſie eine Vertagung des bereits angeſetzten Termins beantragen müſſe war ihr klar, ſie hoffte auch ihren Antrag durch eine nothwendig gewordene Reiſe ihrer Nichte und die ausgeſprochene Erwartung, daß ſich vielleicht nähere Aufſchlüſſe über die Sache finden würden, hinlänglich zu motiviren. Weniger konnte ſie ſich mit Paulinens beabſichtigter Reiſe einverſtanden fühlen — ſie ahnte wohl, wo Pauline den Unglücklichen zu finden glaubte, aber ſie theilte dieſe Hoffnung nicht, und wenn ſie ihn auch wirklich fand, was ſollte das helfen? Allein konnte das junge Mädchen überhaupt nicht reiſen, ſie ſelbſt mußte ſie begleiten und ſprach das aus.

Auf keinen Fall, Tante! rief Pauline, durch dieſen Gedanken gleichſam wieder zur Thatkraft geſtählt. Du ſollteſt in dieſer ſtrengen Jahreszeit —! Nimmermehr! Ich habe ſchon für Alles geſorgt. Der alte Leichert wird mich begleiten.

Aber, Pauline —! wandte Frau von Forno ſtaunend ein. Bedenkſt Du nicht —? Er hat ſich ſelbſt einen Irrſtern genannt.

Hier iſt nichts zu bedenken als das Eine! erwiderte Pauline. Er iſt mein Bruder, ich muß ihn retten.

Du wirſt ihn nicht retten, er iſt des Namens, den Du ihm gibſt, unwürdig — mache Dir nur Alles klar, mein geliebtes Kind. Nimm an, Du findeſt ihn — er geſteht Dir, in welcher Abſicht er gehandelt hat, ändert das die Lage der Dinge? Entbindet Dich das von der ſchrecklichen Nothwendigkeit, vor welcher Du bebſt? Wenn Du zurückkehrſt, was ſoll dann geſchehen?

Und wenn ich nicht zurückkehre —? Erſchrick nicht meine zweite Mutter. Ich werde nie ohne Deine Einwilligung handeln. Aber gib zu, daß mir hier keine andere Wahl bleibt, als den eigenen Bruder zu brandmarken oder —

Dich ſelbſt? rief die Tante, nun auch ihrer gewohnten ſtillen Faſſung entrückt.

Ja, Tante —, erwiderte Pauline erbleichend vor dem ihr fremden Tone, aber mit Feſtigkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Rache und Verſöhnung.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortſetzung.)

Euſemie war ſeit jener Kataſtrophe nie mehr mit unbedeckter Stirn erſchienen. Ihre Umgebungen waren zum ſtrengſten Stillſchweigen verpflichtet, und der Vorwand, das Fräulein habe nach einem Falle eine offene Wunde auf der Stirn behalten, blieb der gewöhnliche Beſcheid, der den Neugierigen ertheilt wurde. Aber ein paar jungen Männern, die ſich nicht abſchrecken ließen, um Euſemiens Herz warben, um ihre Hand bei ihrem Vater anhielten, denen hatte ſie das Faktum in der Kürze erzählt und ihnen ihre gezeichnete Stirn entſchleiert. Sie waren zurückgebebt, hatten ihre Bewerbungen aufgegeben! Wer hätte auch den Muth gehabt, ein Mädchen als Gattin in die Welt einzuführen, auf deren Stirn das Brandmal, eine unmoraliſche Lebensart bezeichnend, haftete? Wer hätte, nur zehn Meilen davon, geſchweige in der dreihundert Meilen entfernten Reſidenz hoffen dürfen, die einfache Erzählung der Thatſache werde nicht als ein abenteuerliches Mährchen, bei dem ſich jeder Kluge das Beſte denken könne, belächelt werden? So waren die Bewerber weggeblieben, Euſemie zwanzig Jahre alt geworden, und ihr Vater, auf die Hoffnung verzichtend, ſie glücklich verwählt zu ſehen, hatte bei dem Kaiſerhof um

Digitized by Google

eine Stelle in einem Fräuleinstifte, wenn er gestorben sein würde, nachgesucht, und auf diesen Fall eine Schrift an die Monarchin aufgesetzt, in der der Vorfall nach der Wahrheit dargestellt, und der Vater, mit bescheidener Erwähnung der dem Vaterlande geleisteten Dienste, die Milde und Gerechtigkeit der Monarchin in Anspruch nahm. Sich der Hand eines Mundarztes auf gut Glück hin zu unterwerfen, hatte weder dem Vater noch Eufemien in den Sinn kommen können, bei dem niederen Zustande, in welchem im Allgemeinen die Heilkunde, zumal in den entfernten Provinzen des ungeheuren Reichs sich befand. Und schwerlich hätte der Gouverneur einen Mann gefunden, der auf das Wagniß des Mißrathens hin, sich seiner Ahndung ausgesetzt haben würde.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte Fedor zugehört. Mit einem Tone, als ob er alle Wahrscheinlichkeit des Dafür und Dawider abgewogen, wendete er sich zu dem Vater. „Ich begreife, Herr Gouverneur, daß Ihre ganze Seele an dem Gelingen meines Vorschlages hängen muß. —“

„Das Glück meines Lebens, theuerster Obrist,“ unterbrach ihn dieser — „für die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, meine Ruhe in der Todesstunde und mein ruhiger Hinblick auf jenseits.“

„Unsere Herzen“ — setzte Eufemie mit dem lieblichsten Ausdruck ihres schönen Gesichtes hinzu — „würden nie dankbarer zu schlagen, noch unsere Lippen täglich für Den zu beten unterlassen, der, wie ein wohlthätiger Engel, Gram, bange Sorge und die öffentliche Schande von uns nähme.“

„Und Sie würden ihm Beide Ihre Freundschaft schenken?“ fragte Fedor tief bewegt.

„Welche Frage!“ riefen Vater und Tochter einstimmig, mit Innigkeit Jedes eine von Fedor's Händen an ihr Herz drückend.

„Wohlan denn,“ rief dieser — „so erlauben Sie mir jetzt, Sie zu verlassen und einige Geschäfte meiner Instruktion zu besorgen, die mich spät zurückführen dürften. Lassen Sie uns heut Abend innig zu Gott beten um glücklichen Erfolg, und ihm dann vertrauen. Morgen um 10 Uhr früh erwarte mich das Fräulein in ihrem Zimmer, in weniger als einer Viertelstunde ist Alles vorüber!“ —

Eufemie kniete in tiefer Andacht versunken vor ihrem Betpulte, als Fedor mit ihrem Vater Tags darauf zur bestimmten Stunde eintrat. Sie sah etwas blässer als gewöhnlich aus, ihr Busen stog von innerer Bewegung, ihre Stimme schwankte: sie war schön, wie eine Märtyrin anzusehen.

„Sie scheinen sehr bewegt, mein Fräulein,“ redete sie Fedor an. „Fassen Sie sich, wir haben keine Eile!“

„Ich bin gefaßt und will“ — sie sagte dies mit einem zärtlichen Blick auf ihren Vater, der bleich und stumm mit matt herabgesunkenen Händen daneben stand — „keinen Augenblick verlieren. Im heißen Gebete habe ich dem Himmel meine Beweggründe vorgelegt, und jetzt bin ich entschlossen. Verfügen Sie Nöthige ohne Besorgniß, der Blick auf Sie und meinen Vater gibt mir Kraft!“

Fedor hatte, um sie nicht mit langen Vorbereitungen zu entmuthigen, Alles bei sich. Er gab dem Vater die Compresse zu halten, indeß eine der Frauen Eufemia's Haupt mit beiden Händen sanft umfaßte und etwas zurückbog. Dem armen Mädchen rannen die Thränen aus den Augen. Der Gouverneur zitterte, daß die Verbandstücke seinen Händen zu entfallen drohten. Nur Eufemie und Fedor waren ernst und still. Er untersuchte genau die Stelle. „Muth, Fräulein“ — rief er — „der Stempel ist nicht tief eingedrungen!“ Jetzt begann er die Operation — eine Ewigkeiten lange Minute schlich vorüber, kein Laut kam von Eufemia's Lippen. „Schnell die Compresse“ — rief Fedor — „es ist geschehen!“

Mit geübter, sicherer Hand hatte er es vollbracht, eben so schnell den Verband angelegt, und nun gebot er, Eufemien zur Ruhe zu bringen. Der Gouverneur stürzte an seinen Hals, warf sich vor Eufemien nieder, umarmte die Dienerin. „Mann“ — rief er außer sich — „fordere, was Du willst, mein Leben, mein Vermögen, ich kann Dir nicht vergelten!“ Fedor beugte sich mit thränendunkeln Augen zu Eufemien herab, ihren Puls zu fühlen; ihre weiche Hand drückte die seine innig — „ich habe Dich erkannt, Fedor“ — lispelte sie ihm in's Ohr — „und ich danke Dir!“

„Um's Himmels willen keine Gemüthsbewegung, Fräulein, schnell auf Ihr Lager! Ich bereite Ihnen sogleich ein beruhigendes Mittel und bin dann wieder bei Ihnen. Kommen Sie, Herr Gouverneur, nur Ruhe kann die Heilung beschleunigen!“ Er zog ihn mit sich fort.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein weiblicher Jurist.) Der Berliner Korrespondent der Berlingske Tidende erzählt, daß in der Dorotheenstraße zu Berlin, dem dortigen Quartier latin, längere Zeit hindurch ein junger Mensch wohnte, der Schreiber bei einem Advokaten war und nur durch sein ruhiges und bescheidenes Benehmen — eine in jenem Quartier ungewöhnliche Eigenschaft — die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich gezogen hatte. Durch Zufall entdeckte endlich die Eigenthümerin des Hauses, daß ihr stiller und arbeitsamer Einwohner kein Mann, sondern ein junges Mädchen sei. Dieß pikante Geheimniß für sich zu behalten, war für die Frau eine unerfüllbare Aufgabe, und in Folge dessen griff denn auch eines schönen Tages die unerbittlichste aller Mächte, die Polizei, mit profaischer Hand in die feingesponnenen Fäden jenes idyllischen Gewebes. Es stellte sich nun heraus, daß es der Inkulpatin durch Benutzung der Legitimationspapiere eines Dritten gelungen war, zwei volle Jahre hindurch den für ein junges alleinstehendes Mädchen in einer großen

Digitized by Google

Stadt so schweren Kampf um des Lebens Unterhalt in ehrenvoller Weise zu kämpfen. Vermöge ihrer hübschen Handschrift und der durch langjährige Hülfeleistungen bei ihrem verstorbenen Vater, einem Gerichtsbeamten, gewonnenen Kenntniß der Geschäftsformen, war es ihr möglich geworden, unter ihrer männlichen Verkleidung jene Stelle als Schreiber bei einem Advokaten zu erlangen. Daß die Polizei, nachdem die Sache einmal ruchbar geworden, Anklage wegen Mißbrauchs von Legitimationspapieren erheben mußte, war unvermeidlich. Der Korrespondent fügt hinzu, daß ganz Berlin auf den Ausgang des Prozesses gespannt sei.

Seit dem Jahre 1822 ist es nicht vorgekommen, daß am Jakobitag (25. Juli) neuer Wein in der Pfalz getrunken wurde. Heuer war dieß der Fall und man hat mehreren Orten ein für diese Jahreszeit ganz ausgezeichnetes Produkt erzielt. Auch in dem Weinort Weil bei Lörrach (Baden) hat man am 25. Juli den ersten neuen Wein gepreßt und mit entsprechender Feierlichkeit getrunken. Sein Gewicht hat 59 Grad betragen.

(Musterbild eines Dienstherrn.) Vor dem Landesgerichte in Brünn stand nemlich der Grundbesitzer Hikade aus Heinzendorf, den eine Reihe von Zeugen und die Sittenzeugnisse als ein Individuum von roher Gemüthsart schildern, das mit seinen Dienstboten bei den geringsten Anlässen streitet, dieses eines ungegründeten Diebstahls beschuldigt und dann brutal mißhandelt. Einen empörenden Act der äußersten Rohheit hat Hikade an der Dienstmagd Katharina Pölzl verübt; er beschuldigte sie ebenfalls eines an ihm begangenen Diebstahls, und als das Mädchen deßhalb den Dienst verlassen wollte, nahm ihr Hikade die Kleider weg; bei dem Zurückfordern derselben schlang der saubere Dienstherr einen Strick um ihren Leib, band sie damit an einen Stuhl, führte sie später in eine finstere Kammer, wo die Pölzl an einem Nagel festgebunden, hierauf auf eine Bank niedergelegt und mit einem Stocke auf den bloßen Leib blau geschlagen wurde; damit das Mädchen keinen Schrei von sich geben könne, verstopfte er ihr den Mund mit einem Tuche. Durch zwei Tage war die arme Dienstmagd der persönlichen Freiheit beraubt, und nur auf Zureden seines Weibes ließ sich der Unmensch bewegen, das Opfer seiner Brutalität aus dem qualvollen Zustande zu befreien Bei der am 26. v. M. vorgenommenen Schlußverhandlung wurde der Angeklagte wegen des Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit durch Einschränkung der persönlichen Freiheit zu 1 Jahr 3 Monaten schweren Kerkers und 80 Gulden Schmerzengeld an die mißhandelte Dienstmagd verurtheilt.

Der Gußstahlblock, den Krupp aus Essen zur Ausstellung nach London schickte, ist der größte bis jetzt verfertigte. Er wiegt 42,000 Pfund und wurde, damit die Engländer nicht behaupten können, er sei bloß außen gestählt, auf beiden Seiten unterstützt, mit dem Dampfhammer in 3 Stücke zerschlagen und so nach London geschickt. In Westphalen sind bekanntlich die zwei einzigen Fabriken, welche so kolossale Massen von Stahl gießen können. Von dem eben erwähnten Dampfhammer selbst wiegt der bewegliche Hammer 800 Centner, der Hammerbär, d. h. der untere Theil dieses Hammers, der den Druck ausübt, wiegt 700 Centner; der Durchmesser des Dampfcylinders ist 5½ Fuß rheinisch, seine Höhe 18 Fuß Der Hammer macht bei regelmäßigem Gang in einer Minute 20 Schläge. Die Höhe des Hammers bis zum Cylinderdeckel beträgt 60 Fuß und mit dem Fundament, das in der Erde liegt, 100 Fuß. Im Boden liegt Eichenholz für 12,000 Thaler. Links und rechts vom Hammer sind 2 Krahnen, jeder von 600 Centner Tragkraft. Der ganze Hammer kostet ½ Million Thaler.

Der „Volksbote“ erzählt folgende Anecdote: Ein Preuße hatte nach langem Zielen endlich glücklich einen Schuß auf der Scheibe „Vaterland“ abgefeuert und war auf das höchste überrascht, als der Zieler nach genauem Suchen abwinkte und dem Schützen bedeutete, daß er nicht einmal die Scheibe getroffen. Etwas ärgerlich darüber, wurde er von einem Tyroler Schützen getröstet, der treuherzig zu ihm sagte: „Bei Gott, Bruder, Du g'fallst mir, aber dein Pech ist natürli, dein „Vaterland“ muß größer sein!“ indem er eine anspielende Handbewegung auf eine Scheibe wie ein Stadelthor machte.

(Ein Goldregen.) Bei der nunlich im Preßburger Dome stattgehabten Trauung des Grafen Andrassy mit der Baronesse Wahlheim konnte man die Bemerkung machen, daß in Ungarn noch immer „goldene Zeiten“ herrschen; denn abgesehen von der außerordentlichen Pracht, die der an der Feierlichkeit theilnehmende hohe Adel entfaltete, überraschte eine Erscheinung nach der Trauung außerhalb der Kirche. Aus einem der Wagen strömte nämlich ein Goldregen auf die Schaar der Neugierigen und es mochten wohl etliche hundert Ducaten gewesen sein, welche von einem Cavalier unter das Volk geworfen wurden. Es gab Glückliche, denen die Goldfüchs zu drei und vier in den Hut fielen und die anfangs gar nicht wußten, woher die Bescheerung komme. Man wird übrigens die originelle Idee des Geldauswerfens in unseren armen, papierenen Tagen minder überraschend finden, wenn man weiß, daß die glücklichen Neuvermählten des Besitzes verschiedener Millionen sich erfreuen, für sie also die Zeiten in Ungarn noch immer „goldene“ sind.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 100. Donnerstag, den 21. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung").

(Fortsetzung.)

Frau von Forno wandte sich ab. Sie kannte den entschlossenen Sinn ihrer Nichte, der sich von keinem Hinderniß abschrecken ließ, wenn es galt eine Thatsache, die sie für Recht erkannt hatte, durchzuführen, aber ihr heutiges Benehmen erschien ihr als Trotz.

Du bist unwillig auf mich —, sagte Pauline mit bewegter Stimme, Du glaubst, ich spreche in blinder Leidenschaft. Ich habe mir Alles klar gemacht, wie Du verlangtest. Es gibt keinen andern Ausweg, als daß ich wenigstens einen Aufschub der schrecklichsten Prüfung, die über mich verhängt werden soll, erlange. Gott wird mir weiter helfen. Ich reise mit Deiner Erlaubniß, von Leichert begleitet, ab — hab' ich Moritz erst gesprochen, so werde ich schon Rath finden, was ich ferner thun kann. Ich verspreche Dir nichts ohne Deine Einwilligung zu thun — Du sollst sogleich Nachricht haben, wenn ich Dir irgend etwas melden kann Meine Pläne lege ich Dir dann vor und Du entscheidest darüber.

Die Tante, welche zuerst gar nichts von der Reise wissen wollen, hörte nun doch wenigstens zu und es währte nicht lange, so wich sie den Gründen, die mit seltener Ueberredungsgabe geltend gemacht wurden. Ihr selbst klang das bekannte: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen!" jetzt beschwichtigend durch die Seele, sie mußte zugeben, daß für Paulinen keine entsetzlichere Lage gedacht werden konnte als gegen den eigenen Bruder zum Zeugniß aufgerufen zu werden und daß es nur menschlich sei, ihr wenigstens eine Frist zu besserer Berathung zu gönnen. Von dem Gedanken, mit ihr zu reisen, stand sie ab. Sie wußte, daß ihre zarte Gesundheit, welche ein regelmäßiges stilles Leben und vor Allem Ruhe forderte, den Anstrengungen der Winterreise nicht gewachsen sei. Auch konnte sie für Paulinen keine Gefahr erblicken. Sie hatte einen treuen Diener bei sich und besaß selbst eine Geistesgegenwart, welche sie vor Verlegenheit schützte, auch fand sie am Ziele ihrer Reise die beste Aufnahme in einer befreundeten Familie, von wo sie ihre Forschung beginnen konnte. Pauline erhielt also nach reiflicher Erwägung die Erlaubniß, welche sie mit großer Freude erfüllte, sie galt ihr als das erste gute Zeichen, das ihr einen glücklichen Ausgang ihres Unternehmens verhieß.

Der Antrag auf einen später anzusetzenden Termin ging noch an demselben Tage durch einen Boten ab und die Kammerjungfer erhielt zu ihrem großen Erstaunen den Befehl, für das Fräulein zu einer Reise, welche sie morgen antreten werde, einzupacken. Wohin, erfuhr sie nicht, und als sie, in Unkenntniß über die beantragte Frist, etwas von der Untersuchung fallen ließ, wo doch das Fräulein als Hauptperson nicht fehlen dürfe, schnitt ihr Pauline die Rede, wenn auch nicht unfreundlich, doch so entschieden ab, daß sie nicht wagte, darauf zurückzukommen. Um so mehr brannte ihr der Rest, den sie nicht hatte verlauten dürfen, auf den Herzen, und sie konnte die Zeit kaum erwarten, sich darüber gegen die einzig fühlende Brust unter den Laven rohen Volks, wenn es auch Herr Hensel war, auszusprechen. Dieser nützte durch seinen Freund Siegelmann der höchst verdächtigen Reise ein Hinderniß in den Weg zu legen. Offenbar wollte das Fräulein der Untersuchung entgehen und es schien auch der Zofe nicht blos Anzeigung von dem gerichtlichen Verfahren zu sein, sondern einen tiefern Grund zu haben. Am Ende war der nächtliche Einbruch gar nicht auf Geld und Geldeswerth abgesehen gewesen, sondern — hier loderte der Zündstoff, der sich aus reicher

Digitized by Google

Romanlectüre in Auguſtens Phantaſie geſammelt hatte, plötzlich in lichten Flammen auf und verzehrte zugleich die Luft, ſich über das Geheimniß der plötzlichen Reiſe mit Herrn Henſel zu berathen. Für ihn war es nun doch zu zart!

Auguſte hoffte, das Fräulein begleiten zu dürfen, da ſie doch unmöglich allein reiſen konnte, dann aber war ihr die Aufklärung des Räthſels gewiß. Wie erſtaunte ſie jedoch, als ſie erfuhr, daß der alte Leichert erkoren war, die junge Dame — ſie nannte es in bitterm Aerger als Cavalier — zu begleiten. Er war davon benachrichtigt worden und erſchien gegen Abend im nageleuen, das heißt, ſeit zwölf Jahren nicht getragenen grünen Rock und hatte ſich ſogar mit dem Hirſchfänger bewaffnet. Gern hätte die Zoſe ihren beißenden Spott mit ihm getrieben, als ſie ihn anmelden mußte, aber der Alte ſah nicht aus, als wenn er das zahm dulden wurde, und ſo hülkte ſie ſich denn in ihren Stolz, der ſie vornehm auf ihn herabblicken ließ. Er wurde gleich vorgelaſſen und hatte eine Audienz von einer Viertelſtunde, nach welcher er eben ſo ſteif und grämlich, als habe die Ehre gar keinen Eindruck auf ihn gemacht, wieder fortging. Da konnte es Auguſte, als ſie ſpäter noch einmal mit dem Verwalter zuſammentraf, der bei der Herrin eine wirthſchaftliche Beſprechung gehabt, nicht laſſen, ihn von der überraſchenden Reiſe des Fräuleins und ihrem ſonderbaren Geleit zu unterrichten.

Das iſt ja ganz ungeheuerlich! rief er mit den Worten des befreundeten Aktuares. Sie kommt in Strafe.

Das wird ſo arg nicht werden. Mit Herrſchaften nimmt man ſchon einige Rückſicht, ſagte die Dienerin geringſchätzig. Indeſſen iſt es immer ſonderbar.

Guſtchen, wir müſſen zuſammenhalten! rief der Verwalter. Wir kommen ja doch zuſammen, zieren Sie ſich nicht. Erfahren müſſen wir was dahinter ſteckt. Ich denke, der Genbarme, der ſchon auf den Beinen iſt, wird uns wenigſtens das Wieſelchen austreiben und dann wollen wir ſchon dahinter kommen, wer die feinen Stiefeln und Handſchuhe getragen hat, auch ohne das Fräulein! Zu erlangen iſt ſie doch — nach Amerika wird ſie nicht gehen.

Das wußte Auguſte, denn ſie hatte an Kleidern und Wäſche auf höchſtens acht Tag: Abweſenheit eingepackt. Ihre eigenen Gedanken, die ihr zu koſtbar waren, verrieth ſie aber nicht.

Am andern Morgen, als kaum der Tag graute, reiſte Pauline wirklich ab; der alte Leichert, der ſich eine Stunde vorher eingeſtellt hatte, nahm auf dem Bocke neben dem Kutſcher Platz, dem ſeine Anweiſung bereits geſtern geworden war. Natürlich nach der Eiſenbahnſtation, wie hätte es anders ſein können? Von dort kehrte er dann zurück, ohne Nachricht, wohin das Fräulein eigentlich weiter gereiſt ſei; nur den Bahnzug wußte er dem forſchenden Verwalter anzugeben und das belehrte dieſen höchſtens über die Richtung der Reiſe.

Es waren für Paulinen drückende Stunden, welche ſie auf der Fahrt, in Geſellſchaft fremder Menſchen, die ſich durchaus mit ihr und ihren Reiſezwecken bekannt machen wollten, zubrachte. Ihr Begleiter, der in der ſeinem Stande gebührenden Wagenklaſſe fuhr, erſchien regelmäßig auf allen Stationen, wo ein längerer Aufenthalt ſtattfand, an ihrem Coupé, um nach ihren Befehlen zu fragen, deren ſie keine zu geben hatte. Er ſelbſt ſah die Wunder der Eiſenbahn, mit denen ſchon jeder Bauer in ſeinem Dorfe vertraut war, zum erſten Male, aber ſie ſchienen auf ihn wenig Eindruck zu machen, denn ſein Geſicht, wenn es ſich vor dem Coupéfenſter ſeiner Dame zeigte, hatte daſſelbe unbewegliche Anſehen, als wenn er auf ſeinem Reviere gegangen wäre. Ein junger eleganter Reiſender, der Paulinen gegenüberſaß, und ihr Anfangs einige Aufmerkſamkeiten bewieſen hatte, nannte dies Geſicht gegen ſeinen Nachbar halblaut ein erfrorenes, ſeit die junge Dame ſich ſo gar nicht empfänglich für den Vorzug ſeiner Unterhaltung bewieſen hatte, war er auffallend nachläſſig in ſeinem ganzen Benehmen gegen ſie geworden, ſelbſt die gewöhnlichſte Höflichkeit nicht immer beachtend. Der Nachbar, ein großer, vornehm blickender Mann von zurückhaltendem Weſen, gab auch auf dieſe Bemerkung des jungen Elegants keine Antwort und dieſer wandte jetzt ſeine glänzende Converſation den andern Damen zu, fünf an der Zahl, von allen Lebensaltern, welche das Coupé füllten; an ihnen fand er dankbarere Gemüther. Er fühlte ſich nach dem Mittagsmahl an dem Anſchlußpunkte an eine andere Bahn, wo der Zug faſt eine Stunde anhielt, durch das gemeinſchaftliche, von Champagner belebte Diner, das er mit dieſer bunten Bekanntſchaft genoſſen hatte, ſo vollkommen ſicher, daß er auf der weitern Fahrt ſeine Cigarrentaſche zog und mit einem gleichmüthigen: Sie erlauben doch —? nur an die ihm vertraut gewordenen Damen gerichtet, Anſtalten zum Rauchen traf. Eine oder die Andere äußerte wohl, mit einer halben Neigung gegen Paulinen: Wenn das Fräulein nichts dagegen hat? aber der junge Herr achtete nicht darauf und Pauline fühlte, daß ſie vor dieſer Begegnung, welcher ſie in ihrem ganzen Leben noch nicht ausgeſetzt geweſen war, erröthete. Zu ſtolz jedoch, ſich zu äußern und in dem Bewußtſein, ſich alle Zufälligkeiten auch unangenehmer Art vor dieſer Reiſe klar gemacht zu haben, ſchwieg ſie und ſchon blitzte das Streichfeuerzeug ihr gegenüber auf, als der Nachbar des Rauchluſtigen die Hand auf ſeinen Arm legte. Sie vergeſſen, daß in dieſem Coupé nicht geraucht werden darf, ſagte er mit ruhiger Stimme.

Die Damen haben es erlaubt —, entgegnete der Andere, ohne ſich ſtören zu laſſen.

Nicht Alle — erwiderte der ernſte Mann, auch ich verbitte es mir.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Rache und Versöhnung.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

(Aus den Erheiterungen.)

(Schluß.)

Die Heilung ging so gut von Statten, als man es wünschen konnte. Fedor benutzte diesen Umstand, dem letzten Akte des ernsten Drama's, in welchem er und Eusemie die Hauptrollen hatten, näher zu kommen. Gegen diese, die ihn erkannt hatte, sich länger zu verstellen, konnte er nicht. Aber erst nach acht Tagen, als das Wundfieber vorüber und durchaus nichts mehr zu besorgen stand, bat er sie um ein Gespräch ohne Zeugen. „Sie haben mich erkannt, Eusemie, und es thut meinem Herzen wohl, daß Ihr Blick und Ihr Gedächtniß, trotz mehr als zehnjähriger Entfernung, trotz falschem Haar und gefärbtem Gesicht, die Züge des Jugendfreundes nicht vergessen hatten. Allein für Ihren Vater bleibe meine Verhüllung wie bisher. Noch weiß ich nicht, wie ich ihm, ja wie ich Ihnen gegenüberstehe. Was ich jetzt für Sie gethan habe, war für mich nicht mehr als die dringendste Nothwendigkeit, um dereinst nicht verzweifelnd zu sterben, gegen Sie die heiligste, unerläßlichste Pflicht. Haben Sie mir vergeben, kann es Ihr Vater je?"

„Fedor, Freund meiner Jugend, Bildner meines inneren Wesens" — rief Eusemie, mit Innigkeit seine Hand fassend — „mein Retter, können Sie an Eusemien's Herzen zweifeln, dessen edelste Regungen Ihr Werk sind? Habe ich je einen Augenblick aufgehört, mit der innigsten Anhänglichkeit an Sie zu denken, selbst so lang' ich noch jenes entsetzliche Zeichen trug? Wollen Sie jetzt die Liebe Ihrer Schülerin von sich weisen?"

„Eusemie — um's Himmels willen — nicht diese Worte — ich darf sie nicht hören."

„Fedor" — rief Eusemie plötzlich erblassend — „Fedor, ich beschwöre Dich — sprich — ist Deine Hand — nicht mehr frei?"

„Sie ist es, so wie mein Herz, das nie einer Andern gehören kann, allein —"

„O dann komm, komm zu meines Vaters Füßen, daß er Dich erkenne und uns segne." —

„Nein, Eusemie — bei Gott nein — ich habe Dich wieder erworben und darum will ich Dich nicht erschleichen. Dein Vater soll mich erkennen, aber ich will ihn um nichts, auch nicht um seine Rache betrügen. Laß uns zu ihm, doch verrathe Deinen Freund nicht!"

Sie traten in des Vaters Kabinet. „Herr Gouverneur" — redete ihn Fedor an — „hier führe ich Ihnen Ihre Fräulein Tochter zu, die meiner Pflege nicht weiter bedarf. Die Heilung ist so glücklich von Statten gegangen, daß kaum eine kleine Narbe sichtbar bleiben wird. Genießen Sie Ihr neu erworbenes Glück, mich ruft mein Beruf zurück."

„Freund," entgegnete der Gouverneur, Fedor an seine Brust drückend, „theuerster Obrist, ewig bleibt Ihnen dies Vaterherz verpflichtet. Doch nein, lassen Sie mich versuchen, ob ich Ihnen vergelten kann." —

„Sie können es" — fiel ihm Fedor in die Rede — „wenn Sie es wollen. Versprechen Sie mir, eine Bitte zu gewähren, so kühn sie sei."

„Ich verspreche es, lieber Oberst," — lächelte der Gouverneur bedeutsam — „so, ich schwöre es, als Mann von Ehre!"

„Nun wohl! Verzeihung dem unglücklichen Fedor!"

„Nichts mehr? Von ganzem Herzen sei ihm verziehen." —

„Ueberlegen Sie es wohl — er ist hier — in meinem Gefolge — ich hole ihn sogleich." —

Der Gouverneur stutzte einen Augenblick. Eusemie legte ihre Hand auf sein Herz „Bringen Sie ihn, Obrist, — ich will ihn sehen — ihm verzeihen!" —

Fedor eilte hinaus. In paar Augenblicken trat er mit natürlichem Haar und Augenbraunen, in einen schlichten Oberrock gehüllt, herein.

„Ha, bei'm Allmächtigen" — rief der Gouverneur mit roth aufglühendem Gesicht — „Du bist's — Fedor — Du wagst — Eusemie den Obristen herbei — daß ich meinen Schutzgeist ansehe, und mich beherrsche!" — Den Obristen — sag ich — schnell!"

„Er steht vor Ihnen," erwiederte Fedor ruhig, seinen Rock abwerfend.

Der Gouverneur war wie vom Blitze getroffen. Er starrte Fedor, die vielen Orden auf seiner Uniform, den am Boden liegenden Rock an, wie Einer, der aus dem Traume erwacht und sich nicht besinnen kann. Eusemie schloß sich, vor Angst weinend, eng an des Vaters Brust. „Verzeihung, Vater" — schluchzte sie. — „Geduld — Geduld" — stammelte der Betroffene — „laß mir Zeit, mich zu besinnen!"

Er warf den Kopf in die Hand und ging hastig ein paar Mal im Zimmer auf und nieder. Jetzt trat er vor Fedor, ihn einige Augenblicke lang fest, doch ruhig anseh end. „Kaum hätte ich vermocht" — so sprach er langsam — „den Leibarzt der Kaiserin, den Retter meiner Tochter würdig zu belohnen. Dich aber, Fedor — Dich kann ich begnadigen. Verzeih Du mir, der ich an Allem Schuld bin, so wie ich Dir von ganzem Herzen verzeihe; und zur Bürgschaft nimm — Eusemien's Hand!" Er drückte das Mädchen in Fedor's Arme.

„Vater, Vater" — riefen Beide — „Gottes Segen über Dich!" Sie umschlossen seine Kniee, warfen sich an seinen Hals und stürzten sich sprachlos einander in die Arme

„Gottes Segen über uns Alle" — sprach der Gouverneur tief bewegt — „und nun, Fedor, können wir Beide ruhig sterben!" —

Fedor zog mit seiner holden Eusemie und ihrem Vater, der um seine Entlassung bat, nach Petersburg, wo die große Kaiserin die Glücklichen wie eine Mutter aufnahm. Lange und ungetrübt lebten sie für einander.

Mannigfaltiges.

Da am 18. August die Propyläen in München eröffnet wurden, so wird eine kurze Beschreibung dieses

Digitized by Google

Prachtbaues am Platze sein. Die Propyläen (Brachthor), welche in der Briennerstraße außerhalb dem Obelisk stehen, und mit der Glyptothek zur rechten und der Kunstausstellung zur linken Seite, einen durch diese Prachtbauten geschaffenen schönen Platz abgrenzen, ließ König Ludwig zur Erinnerung an den griechischen Befreiungskampf und an die Gründung der griechisch-bayerischen Dynastie erbauen. Der Bau derselben begann im Jahre 1854 nach dem Plane des königlichen Geheimen-Raths v. Klenze und sind dieselben größtentheils aus Steinen aus den Marmorbrüchen des Unterberges erbaut. Das Münchener Propyläum besteht aus einem gedoppelten Giebelbau, welcher in seiner Mitte eine breite Durchfahrt gewährt, zu deren beiden Seiten die Kolonnaden aufsteigen auf überflusten Sockelbauten, die sich den Säulen unterbreiten und zwar 6 kanellirten (ausgekehlten) dorischen nach außen gegen Ein- und Ausfahrt, und 16 korinthischen im Innern zu 4 Paaren nach links und rechtshin. Die äußeren Säulen tragen die Bildergiebel über den Architraven (Hauptbalken oder Oberschwellen) die innern stützen die Decke des tempelartigen Raumes, der sich hinter den Architraven der Giebel gegen das Metalldach emportieft. Neben den Seitenräumen des Giebelbaues steigen zwei 110 Fuß hohe Thürme empor, die im untern Raume Durchfahrtsthore und im obern Geschosse nach drei Seiten Fenster haben. Die monumentalen Giebelbilder sind noch von Meister Ludwig von Schwanthaler erfunden in kleinen Modellen festgehalten worden. (Ludwig von Schwanthaler geb. den 26. Aug. 1802 zu München, gest. den 14 November 1848.) Der Aufbau und die Ausführung der Hauptmodelle wurde dessen Vetter und treuen Arbeits- und Ruhmesgenossen Xaver Schwanthaler (geboren 1798 zu Ried in Oesterreich) anvertraut, der leider am 23. Septbr. 1854 zu München der Cholera erlag. Das westliche Giebelfeld versinnlicht den Befreiungskampf Griechenlands. Die Gestalt der Hellas steht in der Mitte des Giebels zu Thron, die Mauerkrone auf dem Haupte, das bescheidete Schwert in der Rechten triumphirend zwischen den Siegesgöttinnen, die ihr wiedereroberte Provinzen und Städte vorführen; verschiedene Gruppen repräsentiren den Krieg zu Land und zur See; — eine Mutter vertheidigt mit geschwungenem Sperre muthvoll ihr sie umklammerndes Kind gegen die Barbaren u. s. w. Das östliche Giebelfeld zeigt die neue Epoche des verjüngten Staates. Wir erblicken den jugendlich dargestellten König Otto I. dem zu beiden Seiten die Vertreter der Religion, des Krieges, der Wissenschaft, Künste und industrieller Thätigkeit ihre Huldigung darbringen. König Otto sitzt, den Scepter in der Rechten, zu Throne, seine Linke hält den Lorbeerkranz aufs Knie gestützt; er selbst ist vom kgl. Mantel umschlungen. Die beiden Giebelfelder kosteten incl. der Modelle 102,800 fl.; die Kosten des Baues selbst werden circa 616,010 fl. betragen, sonach sich die Gesammtkosten des Thores auf 717,810 fl. belaufen.

(Der deutsche Turnverein in London.) Das rege politische Leben in Deutschland, und das Ringen nach einheitlicher Gestaltung unseres Vaterlandes, ist auch auf die Deutschen in England nicht ohne Einfluß geblieben. Der Deutsche fühlt endlich, daß es seine Pflicht und Schuldigkeit ist, die hervorragende Stelle im europäischen Staatensystem sich zu erringen, welche ihm gebührt, und nach langer Erschlaffung tritt er auch im Auslande als Angehöriger einer großen, sich ihrer Kraft bewußten Nation auf. Als erste Frucht dieses erlangten Selbstbewußtseins begrüßen wir die Gründung zahlreicher Vereine, und unter diesen nimmt jedenfalls der deutsche Turnverein in London einen hervorragenden Rang ein. Am 21. August vorigen Jahrs gegründet, zählt er jetzt an 500 Mitglieder, theils Turner, theils Turnfreunde, theils nicht-deutsche Turner. Letztere haben bei den Versammlungen zwar kein Stimmrecht, aber auf dem Turnplatze stehen sie ihren deutschen Kameraden gleich. Das Turnlokal befindet sich im North London Depository und besteht in einem Saale mit großem Hofe. Jeden Samstag, nach dem Turnen, vereinigen sich die Turner zu einer gemüthlichen Abendunterhaltung. Einerseits ist es Zweck des Vereins, den Deutschen Londons Gelegenheit zu körperlicher Kräftigung zu bieten, andern Theils aber will man dem deutschen Turnen auch in England Eingang verschaffen. Letzteres erreicht man zum Theile dadurch, daß man den Engländern den Zutritt zum Verein gestattet. Dieß genügt aber nicht, und es wurde demnach beschlossen, das Stiftungsfest des Vereins am 27. Aug. d. J. durch Veranstaltung eines öffentlichen Schau- und Wettturnens im Krystallpalaste zu feiern, um auch dem größeren Publikum Gelegenheit zu bieten, sich von den großen Vortheilen eines schulgerechten deutschen Turnens zu überzeugen. Auch die diesen deutschen Kunstcute, die seither dem Vereine ziemlich fern standen, werden dadurch zur Erkenntniß gelangen, daß es dem Vereine mit dem Turnen Ernst ist, und hoffentlich zur Beschaffung eines eigenen Lokales beitragen. Deutsche Turner sind auf's Herzlichste eingeladen, sich am Feste zu betheiligen.

Eine seltsame Industrie wird jetzt in Frankfurt mit abgestempelten Briefmarken getrieben; von mehreren adeligen Häusern geht eine wahre Jagd nach solchen unscheinbaren Objekten, die Sache aber wird sehr ernst betrieben. Warum? Diese Marken kommen nach Frankreich und von hier durch Missionäre nach China. Dort dienen sie als Tauschobjekt. Für ein Tausend solch abgestempelter Briefmarken verkaufen die Chinesen — ein Kind, welches dann getauft und christlich erzogen wird. Was die Spitzköpfe wohl mit den Briefmarken anfangen mögen? Etwa ein Zimmer damit auszutapeziren? auch Mosaik davon einzulegen? Die Sache sieht wie ein Humbug aus, der früher mit einer Erschaftsangelegenheit getrieben wurde; die fleißig sammelnden Damen aber sind so hohe und achtbare, daß an der Wahrheit wohl nicht gezweifelt werden darf, auch wenn die abendländische Welt den morgenländischen Schwindel nicht begreifen sollte.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 101. Sonntag, den 24. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Der elegante Herr fuhr rasch mit dem Gesicht nach ihm herum, was er aber in dem kalt auf ihn hernieder blickenden Antlitz wahrnahm, mochte ihm die Lust rauben, mit ihm anzubinden, denn er warf die schon brennende Cigarre aus dem Fenster und sagte mit einem erzwungenen gleichgültigen Lächeln: Wenn Sie es incommodirt, kann ich es auch lassen. Der Nachbar schwieg und das Gespräch, das vor diesem kurzen Zwischenfall verstummt war, kam allmälig durch den immer witziger werdenden Jüngling wieder in Gang, so daß zuweilen ein lautes Gelächter im Damenchor sich in das Brausen der Lokomotive mischte. Nur Zwei nahmen weder durch ein Wort noch durch einen Blick Theil daran. Paulinen's Augen waren, als der Fremde der Unverschämtheit seines Nachbars wehrte, in natürlicher Regung den seinigen flüchtig begegnet, aber da er sein eigenes Interesse betont hatte, war ihr kein stummes Zeichen eines Dankes nöthig erschienen. Sie hatte bei dem flüchtigen Blicke bemerkt, daß er ein großes schönes Auge und edle Züge hatte, aber es war eben nur ein flüchtiger Blick gewesen den sie nicht wiederholte. Auch er belästigte sie nicht, wie sein Nachbar vielleicht jetzt mit Absicht immer von Neuem that, durch seine Blicke, sondern sah fest in unveränderter Richtung aus dem Fenster in die vom Winde getriebenen Dampfwolken.

Der Zug hielt wieder; es war auf der letzten Station vor dem Ziele, welches Paulinens Reise beendigte. Leichert war auf ihren Wunsch Nachmittags nicht mehr vor ihrem Coupé erschienen, jetzt zeigte sich wieder sein Gesicht und dies Mal sah es ungewöhnlich aufgeregt aus. Er klopfte an die Thür — der junge Herr, welchen Pauline, ohne es zu wollen, beleidigt hatte, saß dieser zunächst, machte aber keine Anstalt, das Fenster niederzulassen und Pauline, über Leicherts Unermüdlichkeit etwas unwillig, bemühte sich selbst damit, als ihr der Fremde wiederum zu Hilfe kam. Sie dankte ihm leise.

Gnädiges Fräulein — auf ein Wort, sagte Leichert und es lag in seinem Benehmen etwas, das Paulinen unwillkürlich beben machte.

Sie neigte sich aus dem Fenster.

Der alte Jäger hatte doch so viel Behutsamkeit, seine Stimme zu mäßigen, wie er ohnehin auf des Waldes Spur gewohnt war.

Gnädiges Fräulein — raunte er seiner Dame zu, er ist hier — er fährt mit uns —

Wer? entgegnete Pauline erschrocken mit versagender Stimme, während ihr Herz in angstvollen Schlägen zu stürmen begann.

In diesem Augenblicke mahnte der vorübereilende Conducteur den Alten dringend zum Einsteigen. Der aber zögerte hartnäckig. — Wer? Der Schindler, das Wieselchen. Groß und frech sitzt er im fünften Abschlag von hier und starrte mich an, als ich vorbeiging. — Was sollen wir machen? — Die schrille Pfeife erscholl.

Steigen Sie ein, ich bitte Sie! rief Pauline. Es ist die höchste Zeit! — Aber es war schon zu spät. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung, ein unterdrücktes Gelächter des Hohnes von Paulinens Gegenüber, ein Bedauern der mitleidigen Frauen — vergebens wollte Leichert, allen Bahnhofgesetzen Trotz bietend, sich noch in einen Waggon aufschwingen, er wurde gewaltsam von einem Beamten der Station zurückgehalten und mußte, vor Zorn außer sich, seine Herrin allein und verlassen in die weite Welt entführen sehen. Hätte er doch nicht auf seinem Kopf bestanden. Sie hatte ja ge-

Digitized by Google

wünſcht, daß er mit ihr in demſelben Abſchlag fahren ſollte — was ihm aber ſo reſpectwidrig erſchienen war, daß er es auf keinen Fall gethan hätte!

Der Ort, wo ſie blieb, war aber nur noch zwei Meilen entfernt — für ihn eine Kleinigkeit. Sie kam freilich in einer halben Stunde höchſtens an, er brauchte dazu drei Stunden, indeſſen fand ſie ja dort die Frau Gräfin, ihre Couſine, bei der ſie wohnen ſollte, und es wurde ja vorher nicht finſter. Ohne ſich weiter um die Vertröſtung des Beamten, auf den Güterzug, der in vier Stunden kommen ſollte, zu kümmern, machte er ſich auf den Weg, der ihm bei ſeiner Ungeduld zur Unendlichkeit wurde. Mehr noch, als die Trennung von dem Fräulein, das ihm doch befohlen war, reizte ihn die verlorne Ausſicht, des verfolgten Gauners habhaft zu werden, zum bitterſten Grimme. Zwei Mal ſo nah daran, ihn zu greifen und ſtets dabei genarrt, zum dritten Male ſeine Fährte zu finden, durfte er gar nicht hoffen! Das war eben die vermaledeite Erfindung der Eiſenbahn! Nun ging er in alle Welt, wer konnte ihn halten?

Pauline hatte ſich, als Leicherts Unvorſichtigkeit ſie von ihm trennte, verletzt durch das ſchadenfrohe Gelächter, nur mit einem Wort gegen das laute Bedauern der Frauen erkenntlich gezeigt, dann ſich aber ſtill in ihre Ecke gelehnt, wo ſie nicht auf die Erzählung ähnlicher Fälle hörte, welche zum Beſten gegeben wurden, ſondern die Gedanken, von denen ſie beſtürmt war, zu bemeiſtern ſuchte. Nicht, daß ſie nun trotz aller Vorſicht allein war, beunruhigte ſie; auch ihr war die Nähe des Zieles bewußt, die Sicherheit, welche ſie dort im Hauſe ihrer Verwandten fand, die Gewißheit, daß der treue Mann, den nur ſein Eifer für die Intereſſen ſeiner Herrſchaft und die Unbekanntſchaft mit der Strenge der Bahngeſetze zurückgehalten hatte, ungeſäumt nachkommen werde.

Aber welche Möglichkeiten drängten ſich vor ihre Seele durch die Mittheilung, die ihr der Alte gemacht hatte! Wenn alles ſo zuſammen hinz, wie es wahrſcheinlich war; wenn der Menſch, welchen Lechert im Waggon geſehen haben wollte, in Wahrheit bei der unglücklichen Begebenheit betheiligt geweſen, war es dann nicht denkbar, daß ſich auch — der Andere, um den Pauline in ſeltener Aufopferung dieſe Reiſe unternahm, mit im Zuge, vielleicht wenige Scheidewände getrennt, befand? Ihr Herz ſchlug in heftiger Bewegung, die ſich in ihren Zügen ausdrücken mochte, wie ſehr ſie auch bemüht war, dieſelben zu beherrſchen. Sie fühlte, daß fremde Augen auf ihr ruhten, aber ſie hatte den Muth nicht, die ihrigen zu erheben. Die kurze Zeit der letzten Fahrt wurde auch ihr zur Ewigkeit; und ſie dankte Gott, als endlich das Signal die nahe Ankunft verkündigte.

In dem Gewirr des Ausſteigens im Bahnhofe, wo in der Regel ſich Niemand um den Andern bekümmert, und oft nicht einmal ein Abſchiedsgruß gewechſelt wird, that es Paulinen wohl, als ſie von dem Fremden, der ſie bei dem Unfall mit ihrem Diener allein weder durch Lächeln, noch Mitleid beläſtigt hatte, die Frage hörte: ob er ihr vielleicht behilflich ſein könne, ihr Gepäck und einen Wagen zu erlangen? Ehe ſie noch dankend ablehnen konnte, winkte er auch ſchon einen Kofferträger heran, befahl ihm für das Fräulein in dieſer Beziehung zu ſorgen und verabſchiedete ſich dann mit der Unbefangenheit, welche weder auf einen ſolchen Dienſt beſondern Werth legt, noch ihn weiter ausdehnen will aus durchaus nöthig. Pauline ſah ſeine hohe Geſtalt, welche das Gedränge am Ausgange überragte, nach kurzer Zeit verſchwinden und blieb noch mit Wenigen zurück, die gleich ihr abwarteten, bis ſich die Fluth einigermaßen verlaufen hatte. Der Träger kam, ihr den Wagen zu bezeichnen, den er ihr ſogleich verſchafft hatte, ihr war es nach ſeinem ehrerbietigen Benehmen vorgekommen, als kenne er den ſtattlichen Herrn, aber auch nur der Gedanke kam ihr nicht ein, nach ihm zu fragen. Als ſie beim Einſteigen dem Kutſcher die Wohnung bezeichnete, nach welcher er fahren ſollte, bemerkte ſie, daß in ihrer unmittelbarer Nähe, ebenfalls mit ſeinem Fortkommen beſchäftigt, der Ueberläſtige ſtand, der ihr eine unangenehme Erinnerung war. Der Blick, den er auf ſie richtete, erfüllte ſie, obgleich ſie ihn nicht verſtand, mit neuem Unwillen — ſo dreiſt und rückſichtslos hatte noch keines Mannes Auge geſucht in das ihrige zu dringen, und wenn Paulinens ſchwarze Augen in dieſem Moment einen Strahl ſtolzer Zurückweiſung auf ihn ſprühen ließen, ſo war das wohl gerechtfertigt. Es ſchien ihn jedoch wenig anzufechten, denn er ſah ihr lächelnd nach, als ſie raſch einſtieg und in dem abfahrenden Wagen ſeinen Blicken entſchwand.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Strauß Veilchen.

Novellette.

(Aus den Erheiterungen.)

1.

An einem ſchönen Frühlingsnachmittage fand ſich der Baron Edgar von Bloßwitz in dem hübſchen Hauſe am Louiſenplatze ein, welches die Gräfin Heuborn bewohnt, und wollte als ein erklärter Hausfreund ſo eben die Treppe hinaneilen, als ihm der Portier raſch nacheilte und ihm mit allem möglichen Reſpekte bedeutete, daß es unnütz ſein würde, weiter zu gehen, da die Gräfin verreiſt ſei.

Verreiſt? wiederholte der elegante junge Mann mit einer Betonung, die unwillkürlich ſeine Ueberraſchung und Enttäuſchung verrieth; — die Gräfin macht vermuthlich nur einen kurzen Ausflug, und wird bald wieder zurückkehren, — nicht wahr?

Bitte um Verzeihung, Herr Baron! es thut mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß die gnädige Frau den ganzen Sommer hindurch ausbleiben wird! verſetzte der Portier. Die Gräfin hat die ganze Dienerſchaft mitgenommen, und wird ſchwerlich vor dem Winter zurückkehren.

Schon gut! ſchon gut! murmelte Edgar und biß

Digitized by Google

sich leicht in die Fingerspitze seines strohgelben Handschuhs. — Und darf man etwa wissen, wohin sich die Gräfin begeben hat, oder wo sie ihren Sommeraufenthalt zu nehmen gedenkt? setzte er hinzu.

Der Portier verschanzte sich hinter die gemessenen Weisungen, welche er von seiner Herrschaft erhalten habe, und erwiderte mit der Zuversicht eines Untergebenen, der sich zu einer gewissen Barschheit berechtigt weiß: Unmöglich, Herr Baron! Ich habe den ausdrücklichen Befehl, reinen Mund zu halten. Die gnädige Frau will ganz frei und ungebunden sein, um gehen und bleiben zu können, wo es ihr nur immer beliebt. Es ist deshalb ganz natürlich, daß sie für ihre Bekannten in der Residenz eine Zeitlang . . . .

Unsichtbar sein will — ich verstehe! fiel ihm Edgar in's Wort. — Ich danke Ihnen für diese Auskunft, mein Lieber, setze er trocken hinzu. Ich weiß nun, was ich zu thun habe. Von dem Augenblicke an, wo der Gräfin Heuborn nichts mehr an dem Umgang ihrer Freunde liegt, müssen diese sich zurückzuziehen wissen!

Er verließ das Haus so ärgerlich, so gedemüthigt, als es nur immer ein Elegant, ein feiner Weltmann sein kann, welcher einer liebenswürdigen, vielfach verehrten Frau aus der großen Welt sechs Monate lang auf das Empfindlichste gehuldigt hat, und nun endlich inne wird, daß alle seine Galanterien, seine duftenden Billets, seine Sonnette und Gedichte, seine glühenden Blicke und zärtlichen schüchternen Phrasen sozusagen umsonst gewesen und zum Fenster hinausgeworfen worden sind.

Ist aber eine derartige Lage überhaupt demüthigend, so war sie es in noch höherem Grade für Herrn v. Bloßwitz, welchem seine Herkunft, sein unabhängiges Vermögen, die geachtete Stellung seiner Familie und manche persönliche Vorzüge schon frühzeitig eine gewisse Bedeutung in der Gesellschaft gegeben und die Auszeichnung einiger Damen aus den höchsten Ständen verschafft hatten, — ihm, welcher sich in der Gräfin so sehr getäuscht hätte, daß er von ihr mit Freimuth einen redlichen Austausch von Neigung und in nicht sehr ferner Zeit das Glück erwartete, ihr Herz und ihre Hand zum Geschenke zu erhalten.

Edgar hatte sich also offenbar verrechnet: Helene war eine Kokette, und Koketterie trocknet das Herz aus. Die Kokketterie aber ist mehr als eine flüchtige Regung, sie ist eine wahre Kunst, welche neben den natürlichen und angeborenen Gaben der Schönheit und Anmuth, auch Geist, Verstand, Scharfblick, richtiges Urtheil, Menschenkenntniß, einen raschen Entschluß und Gewandtheit der Erwiderung erheischt. Die Kokette muß sich stets in der Defensive halten, muß auf ihrer Hut sein und darf ihr glühendes Verlangen, zu gefallen und zu triumphiren, nicht allzu sehr an den Tag treten lassen. Bei ihr ist Alles erkünstelt, gemacht, und doch muß Alles natürlich erscheinen, — das ist der Gipfel des Talents, welchen man nicht ohne lange Studien und zahlreiche Beobachtungen erreicht.

Gefallen und unterjochen! Das war das Ziel der Gräfin. Holdes Lächeln, Anspielungen, leichte unbedeutende Vertraulichkeiten, denen sie einen gewissen Werth zu geben wußte, Hoffnungen, die sie eben so schnell zerstörte, als sie sie geweckt hatte, berechnetes Schwanken, wohlangebrachtes Zürnen, tolle Lustigkeit, und dann wieder poetisch-träumerische Schwermuth; das waren die Waffen, welche die Gräfin mit ungemeiner Geschicklichkeit handhabte. Sie stieß keinen ihrer zahlreichen Anbeter ab, zeichnete aber auch keinen derselben besonders aus; Keiner hatte ein Recht, sich für besonders bevorzugt zu halten oder zu erklären. Tausendfach zurückgestoßen durch jene Kälte, die sich unter den anmuthigsten Formen barg, gelobte man sich mit der Koketten zu brechen; man verwünschte sie; man klagte sich selbst der Schwäche und des Mangels an Selbstgefühl an; allein es ist weit leichter, eine Gewohnheit zu verwünschen als sie abzulegen, und um sich unabhängig zu machen, muß man zuvörderst nicht seine Ketten lieben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In den nächsten Tagen wird die große Riesenorgel vollendet sein, welche der berühmte Orgelbauer Walker zu Ludwigsburg für einen großen Konzertsaal der Stadt Boston in Amerika baut. Dieselbe erhält 90 Register worunter 80 klingende, 6 Kollektivzüge, 3 Schwellen und ein Crescendo und Decrescendo fürs ganze Werk. Die 12 Blasbälge werden durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt, eine Einrichtung, welche hier zum ersten Male in Deutschland angewendet wird. Außerdem erhält dieses kolossale Werk 4 Manuale, 2 Pedale mit 42 Registern zu 32 Fuß. Ohne Transport und Aufstellung in Boston belaufen sich die Kosten desselben schon über 40,000 fl. Noch vor der Versendung findet in Ludwigsburg eine genaue Prüfung dieses seltenen Meisterwerks statt, wozu 3 auswärtige Sachverständige eingeladen sind; Organist Hopfins aus London, Professor Herzog aus Erlangen und Musikdirektor Seib aus Reutlingen. Mit Anfang des Monats September geht dieses neue Werk deutscher Kraft und deutschen Fleißes seinem Bestimmungsort entgegen. Möge mit seinen Klängen noch eine andere Harmonie in dem neuen Welttheil mit einziehen; die Eintracht und der Friede seiner Bürger!

(Ein vorletzter Gaunerstreich.) Im Nov. vorigen Jahres hatte ein Bauer aus der Gegend von Gallneukirchen in der Linzer Sparcassa eine nicht unbedeutende Einlage gemacht, wobei ein fremder, junger Mann zufällig Zeuge war. Dieses Individuum behielt den Act sorgfältig im Gedächtnisse und kam am 5. dieses Monats Abends zu jenem Bauer, zeigte eine Art schriftlicher Vollmacht vor und verlangte das besagte Sparcassabuch, weil darin ein Ueberfehen zu corrigiren sei. Der Bauer händigte ihm jedoch das Sparcassabüchel nicht aus, sondern erklärte des andern Tages selbst damit nach Linz

Digitized by Google

zu wollen, worauf sich der in seinen Hoffnungen Getäuschte unter einem schicklichen Vorwande entfernte. Als der Bauer am 6. d. M. früh bei dem Hause der Sparcassa in Linz erschien, war auch der listige Gauner schon anwesend und führte ihn in das Landhaus unter der Angabe, hier müsse erst eine Vorschreibung gepflogen werden. Zu diesem Behufe übergab ihm nun der Bauer das Sparcassabuch und geduldete sich eine Zeit, als der Mann wieder erschien und ihn aufforderte nur noch kurze Zeit zu warten, da der betreffende Beamte eben nicht Zeit habe, das Nöthige zu verfügen. Als aber dem Bauer das Warten zu lange wurde, erkundigte er sich um seine Einlage und erhielt natürlich den Bescheid, daß er sich deßhalb in das Sparcassagebäude begeben müsse; er eilte schnell dahin und kam glücklicher Weise gerade in dem Momente an, als der Betrüger sich in der Liquidatur den Betrag des Sparcassabuches zur Auszahlung anweisen ließ. Letzterer wurde nun sogleich der Sicherheitsbehörde übergeben.

(Für's Putzzimmer.) Man schreibt aus Paris: Die Kaiserin studirt mit gleich unausgesetzter Emsigkeit den Geist der französischen Trachten und bereichert die franz. Modisten. Auf dem letzten Ball in Fontainebleau erschien die Kaiserin in einer Juppe mit Strohstickerei, auf dem Kopfe ein Diadem, aus einem ganzen Walde von Kornblumen bestehend und mit Schmetterlingen in Diamanten durchflochten, neben ihr die Prinzessin Christine, buchstäblich in eine Wolke von blauem und weißem Tüll verloren. In der That befiehlt die Mode jetzt den Frauen, sich ganze Büsche von Blumen über die Augen zu hängen, Baumäste sich als Federn auf die Köpfe zu stecken, Kirschen auf die Hüte, Kirschen unter die Hüte, Kirschen in die Haare, Kirschen an die Füße. Jawohl, an die Füße. Ich habe Rosetten gesehen, die aus Kirschen gebildet waren. Und die Frauen, welche der Tyrann von Mode zwingt, solche Lasten auf sich herumzuschleppen scheinen mit ihrem Loose durchaus nicht unzufrieden zu sein. Manche Frauen haben die Eigenthümlichkeit, daß, wenn sie alles Mögliche aufgeboten haben, sich häßlich zu machen, sie erst recht betrachtet sein wollen. Wenn sie über der Stirn ein Dutzend Klatschrosen, einige Veilchenpakete, eine Getreidegarbe, 4 oder 5 Pflaumen der Reineclaude und einige Fäuste voll Seegras tragen, so fühlen sie sich eben so schön, treten so triumphirend auf, als Madame Rachel.

(Jagdmerkwürdigkeit.) Seit bereits vier Jahren wurde auf dem Reichsgräflich von Pückler'schen Forstrevier Ober-Weistritz, Kreis Schweidnitz, eine Ricke beobachtet, welche in jedem Frühjahr ein aus zwei schwachen Spießen bestehendes Gehörn aufsetzte, das sie im folgenden Winter, ohne abgefegt zu haben, wieder abwarf. Dabei hatte sie alle Jahre ein auch zwei Kälber. In diesem Frühjahr wurde nun bemerkt, daß die Ricke ein ganz abnormes Gehörn aufgesetzt hatte und daß sie gelte geblieben war, weßhalb man beschloß, sie abzuschießen. Am 2. August c. in tiefer Abenddämmerung gelang es dem Besitzer von Ober-Weistritz, königl. Kammerherrn Grafen von Pückler, die gehörnte Ricke auf der Birsche zu erlegen. Die Bildung des Kopfes und Halses des jetzt vor uns liegenden Rehes würde den Jäger alsbald das Geschlecht desselben erkennen lassen, wenn ihn nicht das Gehörn zum Zweifel drängte. Das Gehörn steht auf zwei ganz normal gebildeten Rosenstöcken und ist noch mit vollem Bast bedeckt. Von den Rosen selbst, welche zusammen eine Breite von 3½ rh." einnehmen, trägt die rechte eine 4" lange, sehr beperte Stange, die linke Rose hingegen trägt vier niedrige Stangen, deren längste ½ Zoll hoch ist und gegen das rechte Licht zu noch einen kugelförmigen, stark beperlten Auswuchs. Die Ricke wird ausgestopft und bleibt im Besitze des Herrn Grafen von Pückler.

Auflösung des Rebus in Nro. 98.

Am besten sind solche Geheimnisse aufgehoben, vor denen die Eitelkeit Schildwache steht.

R e b u s.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 102. Dienstag, den 26. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Der kurze Wintertag neigte sich bereits; auf den Straßen wurden die ersten Gasflammen entzündet, aber in der Fensterreihe, zu welcher Pauline beim Vorfahren aufblickte, bemerkte sie noch kein Licht. Ihre Cousine liebte die Dämmerstunde möglichst auszudehnen, sie wußte das. Rasch schwang sie sich aus dem Wagen und zog die Glocke. Die Hausflur sprang auf, aus dem erleuchteten Glasfenster der Portierstube schaute ein fragendes weibliches Gesicht. Zu wem wollen Sie? schallte es hinter Paulinen her, als diese vorübereilen wollte, um sich oben anzumelden und Jemand von der Dienerschaft nach dem Wagen zu senden.

Gräfin Kötteritz, erwiderte Pauline.

Alles vereist! klang der Bescheid, welcher Paulinen tödtlich erschreckte, weil er ganz unerwartet kam. Sie stand im ersten Augenblicke so rathlos, daß es selbst der Frau des Portiers auffiel.

Auf drei Tage nur, meine Dame. Ach, Sie kommen wohl zum Besuch? Ja, das thut mir leid. Es ist, glaube ich, eine große Jagd beim Herrn Schwager und da sind sie Alle hin, Jungfer und Jäger mit, die andern sind auch zu einem Vergnügen, Alles zugeschlossen — es thut mir sehr leid. Vor drei Uhr in der Nacht kommt wohl Keins nach Hause und ich weiß nicht, ob Sie überhaupt eine Vogtstube eingerichtet finden werden, die gnädige Frau Gräfin läßt die Schlüssel nicht gern in andern Händen

Während dieser Erklärungen hatte Pauline bereits ihren Entschluß gefaß. War sie einmal von der Nothwendigkeit gezwungen, über den sichern Bann ihres Asyls hinausgegangen, so konnte sie jetzt nicht, eingeschüchtert durch die ersten mißlichen Folgen ihres Schrittes, auf halbem Wege stehen bleiben. Sie erwiederte der Portiersfrau, daß ihr unter solchen Umständen freilich nichts anderes übrig bleibe, als in dem nächsten Hotel, das nur wenige Häuser entfernt war, ihre Wohnung vor der Hand zu nehmen, und bat, ihren Diener, welcher in einigen Stunden ankommen und sie hier suchen werde, dorthin zu schicken, wobei sie natürlich ihren Namen nannte. Dann begab sie sich wieder zu ihrem noch vor der Thür wartenden Wagen und ließ sich nach dem Hotel fahren, wo sie mit Herzklopfen und brennender Verlegenheit auf den Wangen ein Zimmer forderte. Das fand sie zwar und zugleich die aufmerksamste Bedienung, aber wohl ihr, daß sie nicht hörte, was Kellner und Stubenmädchen mit seltsamem Lächeln hinter ihrem Rücken über sie für Vermuthungen anstellten. In dem kleinen elegant eingerichteten Zimmer, das ihr angewiesen worden war, saß sie nun, nachdem sie alle Fragen nach weiteren Befehlen verneint hatte, allein, und fühlte eine Bangigkeit, welche sie selbst zweifelhaft machte, ob sie dem Unternehmen, das sie so kühn begonnen, auch gewachsen sein würde. Hätte sie ihre Cousine Ida, die Gräfin von Kötteritz, und die bei ihr gewohnte liebreiche Aufnahme, auf welche sie mit Sicherheit gerechnet hatte, gefunden, so würde sie morgen den schweren und gefahrvollen Gang mit Vertrauen angetreten haben. Aber jetzt schien ihr der feste Grund unter den Füßen geraubt zu sein, und sie zitterte vor der weitern Entwickelung ihres Beginnens. Im Hause war es geräuschvoll, Tritte und Stimmen ließen sich hören, welche auf der Treppe, auf den Corridoren laut wurden, von Zeit zu Zeit klang der helle Schall gezogener Klingeln durch das Haus. Draußen auf der Straße rasselten fast unaufhörlich die Wagen: das Hotel lag in einer der belebten Straßen der Stadt und es war die Stunde, wo die große Welt nach ihren Diners die Theater sucht.

Digitized by Google

In diesem rastlosen Treiben einer ganzen Bevölkerung, in der Mitte von Hunderttausen fühlte sich Pauline so einsam und verlassen, wie noch nie in ihrem Leben und ihr wurde weh um das Herz, daß sie weinen mußte. Es war aber nicht um eigene Dinge, sondern um das Loos eines Andern, das ihr um so bitterer erschien, weil es selbst verschuldet war. Durfte sie hoffen, ihm zu helfen, wie sie sich geträumt hatte? Je näher die Entscheidung kam, desto mehr zagte sie vor ihr.

Stundenlang hatte sie allein gesessen, da klopfte es an ihre Thür und als sie auf ihre Frage endlich die wohlbekannte Stimme des treuen Dieners hörte, der ihr glücklich gefolgt war, fühlte sie sich auf einmal von der schweren Last, die sie niederbeugte, erleichtert. Nun war doch eine Seele bei ihr, die es redlich meinte.

VI.

Der Morgen brach trüb und neblig an, die Kälte war abgeschlagen, es drohte mit Schneefall. In dem Stadttheile, wo Pauline ihre Wohnung genommen hatte, waren noch alle Straßen menschenleer und waltete tiefes Schweigen, nur hier und da öffnete sich, vornehmlich aufgeschlossen, eine Hausthür und eilte geschäftigen Schrittes ein Mädchen mit dem Handkorbe oder ein Diener dahin. Pauline war zu so früher Stunde ausgegangen, weil sie nicht wünschte, daß ihr Weg beachtet würde, der sie ohnehin nach einer entfernten Stadtgegend führte. Leichert begleitete sie, mußte aber durch einen ausdrücklichen Befehl gezwungen werden, sich an ihre Seite zu begeben, da er durchaus in geziemender Entfernung folgen wollte.

Sie wissen genau Bescheid? fragte sie, nachdem sein Widerstand endlich bezwungen war.

Ja, gnädiges Fräulein, ich bin mehrmals hergeschickt worden und — nichts für ungut! — ich hätte es auch zum dritten Male allein besorgt. Sie wollten mich ja auch schicken, wie Sie mir vorgestern in Reichenwalde sagten.

Es ist besser, daß ich selbst gereist bin, sagte das Fräulein. Ich habe so viel noch zu besprechen. Daß es nicht leichte Dinge waren, die sie zu besprechen hatte, konnte Leichert an ihrem schweren Athemzuge hören. Sie schwieg und er behielt denn auch für sich, was er ihr noch hätte sagen können. Gestern Abend nach seiner Ankunft war fast seine erste Frage gewesen, ob sie denn beim Aussteigen gar nichts von dem Schindler bemerkt, und als sie ihm erwidert, daß sie diesen Menschen ja niemals gesehen, hatte er den Kopf ärgerlich geschüttelt und geäußert: wenn ihm nur die Teufelsmaschine nicht durchgegangen wäre, er hätte sich den Patron schon festhalten wollen und dann vielleicht zwei Fliegen mit einer Klappe todtgeschlagen. Ueber Nacht war ihm eingefallen, daß das Fräulein doch die beiden Diebe gesehen habe und somit, wenn er das Wieselchen beim Aussteigen gleich abgefaßt hätte, sich erinnert haben würde, ob derselbe einer davon gewesen oder nicht. Er wollte ihr aber den Kopf nicht noch wärmer machen, als er ohnehin schon war und versparte sich Alles auf gelegenere Zeit. Da sie auf dem weiten Gange durch die Stadt einsylbig blieb und bei dem Treiben auf der Straße das nun immer mehr erwachte, ängstlicher zu werden schien, sprach er von Zeit zu Zeit ein wohlgemeintes Wort.

Wenn Sie ihn nicht wollten zu sich nach dem Gasthofe kommen lassen, so warten Sie doch wenigstens irgendwo — vielleicht an der Kirche dort — bis ich ihn herrufe.

Nein, guter Leichert, ich muß ihn selbst aufsuchen, muß sehen, wie er lebt.

Nun, eine große Freude werden Sie nicht daran haben, wenn auch die Waltern eine ordentliche Frau ist. Schon in diese Gassen zu kriechen, nehmen Sie mir's nicht übel, gnädiges Fräulein —

Sie standen eben an der Ecke, wo sie von der schönen und breiten Hauptstraße in die Region, zu welcher ihr Weg führte, abbiegen mußten. Der erste Blick in dieselbe war allerdings nicht erfreulich. Ein schmales krummes Gäßchen lag vor ihnen, dessen erste Häuser schon, so dicht an der großen Straße, ein verfallenes und schmutziges Ansehen hatten — wie mochten sie erst im Innern beschaffen sein! Aber das muthige Mädchen bebte auch vor diesem Hinderniß nicht zurück. Sie winkte Leichert, vorauszugehen und zog nur den Schleier, den ihr der scharfe Wind oft vom Gesicht wehte, in dichtere Falten, daß er ihre Züge bis zur Unkenntbarkeit verhüllte. Wer hätte sie aber auch hier gekannt?

Stumm gingen Beide durch das Labyrinth winkliger und enger Gassen, welches diesen Stadttheil, den ältesten innerhalb der Ringmauern, bezeichnete. Es war von einer zahlreichen Bevölkerung belebt, die schon seit den frühesten Tagesstunden in regster Thätigkeit war — hier, wo das karge tägliche Brod nur in angestrengter Arbeit gewonnen werden konnte, galt es rüstig sein! Zahlreiche Kinder hockten auf den Schwellen oder trieben sich schreiend oder balgend in den Gassen umher den engen Durchgang noch mehr sperrend, widerwärtiges Gezänk hörte man hier und da in den Häusern, schlumpiges Weibsvolk im abstoßendsten Aufzuge hantierte an den Brunnen oder auf den offenen Kellertreppen, die zu dunkeln Höhlen des Elends, mehr für Thiere als Menschen passend, hinabführten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Strauß Veilchen.

Novellette.

Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Seither war es der Gräfin Helene v. Heuborn, welche mit vierundzwanzig Jahren Wittwe, reich, schön angesehen und vollkommen unabhängig war, gelungen, bei ihren armen Anbetern die Geduld zu schonen, die Hoffnung aufrecht zu erhalten, die Eigenliebe zu trösten, und den hie und da aufwallenden Zorn zu beschwichti-

Digitized by Google

gen. Mit welchem Genusse weidete sie sich an ihren Schmeicheleien, ihrer Verehrung, und wie angelegentlich war sie darauf bedacht, ihre Eroberungen sich zu erhalten! Dieses bis zum Kultus getriebene Studium der Koketterie war für sie ein Bedürfniß geworden; und wie man sagt, die Götter des alten Olymps hyben vom Weihrauchdampfe ihrer Bekenner sich genährt, so fühlte sich auch Gräfin Helene niemals heiterer und strahlender, als wenn ihrer Anmuth und Schönheit von ihren Verehrern Weihrauch gestreut wurde.

Ihr Alle, meine geneigten Leser, habt wohl schon solche Sirenen des Salons, solche gefährliche Frauen kennen gelernt, die aus ihrem Leben einen wahrhaft systematischen Krieg machen, worin keine Bewegung, kein Schritt, keine Anordnung ohne wohlbedachte Absicht und strategische Berechnung geschieht! Ihr habt vielleicht schon Alle zuweilen ein peinliches Gefühl empfunden, eine Art Abscheu vor dem Treiben und den argliftigen Ränken einer derartigen Frau, die nicht bis zum Laster gehen, aber gleichwohl schon die Tugend beleidigen, eine unbehagliche Scheu vor solchen Schlingen, welche dem arglosen Vertrauen, der unbefangenen Leichtgläubigkeit gelegt werden! Ihr habt euch selber sagen müssen, daß man solche Frauen besser verachten und fliehen würde, eben weil sie so anziehend sind! Allein gerade weil man sie nicht flieht, ist ihre Macht unbegrenzt.

Wenn ihr mich nun fraget, warum denn die Gräfin Heuborn — wenn sie ein solches Uebergewicht über den Kreis ihrer fashionablen Anbeter ausübte — sich plötzlich aus dem Staube gemacht habe, so liegt die Antwort sehr nahe. Die Abreise der Gräfin entsprang aus jener wunderbaren Kunst, welche die Augenblicke vorauszusehen weiß, wo es passend ist, von der Bühne abzutreten. Auftreten zu wissen ist schon eine wichtige Sache; aber abtreten zu können ist es nicht minder. Man würde auf die Länge doch des Anblicks und der Bewunderung der aschblonden Haare der Gräfin, ihrer unvergleichlichen Taille, ihres winzigen Fußes, ihrer schönen Zähne, die der lächelnde Mund zeigte, des Wohlklangs ihrer Stimme, des Zaubers ihrer geistreichen Unterhaltung überdrüssig geworden sein! . . . Ihre Abreise dagegen, ihre mehrmonatliche Abwesenheit mußten die Bewunderung wieder erwecken, mußten Wünsche auf's Neue erregen oder Sehnsucht nach ihr wachrufen. Kam dann der Winter, so konnte die Königin des Salons triumphirend wieder im Geleite der Schaaren ihrer Anbeter einziehen.

Edgar sah sich die Sache nicht von dieser Seite an und gelangte nicht auf derartige Schlüsse. Er sah in der Abreise der schönen Wittwe nur Eines — die Abreise selbst, die ihn entschieden mißfiel. Die Eifersucht quälte ihn und gab ihm den Argwohn ein, er habe einen glücklichen Nebenbuhler!

Dieser Gedanke empörte ihn Anfangs, so daß er mit einer wilden Geberde lebhaft weiterschritt. Allein bald kehrte ihm sein Selbstgefühl zurück, und mit ihr die kühlere Erwägung. Er mäßigte daher seinen Schritt und sagte zu sich selber: Jenun, wenn die Gräfin wirklich und im Ernste abgereist wäre und zum Reisegesellschafter einen jenen Männer mitgenommen hätte, welche sich gewöhnlich um sie drängten, stünde es mir zu, ihr darüber zu zürnen? Sie ist unbeschränkt Herrin ihrer Hand, ihres Herzens; sie hat mir nichts versprochen, nichts geschworen, wie ich meinerseits mich ja ihr gegenüber zu Nichts verpflichtet habe. Wir sind also quitt.

Dieses philosophische Selbstgespräch tröstete ihn einigermaßen; er faßte den Entschluß, sich zu zerstreuen, sich so rasch wie möglich anderwärts zu verlieben und die Treulose, die ihn vergessen, durch Unbeständigkeit zu bestrafen.

Mitten unter diesen Entschlüssen, zu denen er sich aufraffte, erinnerte er sich plötzlich, daß er noch einen prachtvollen Strauß italienischer Veilchen in der Hand hielt, welchen er zum Präsent für die Gräfin bestimmt hatte. Ein schöner Strauß, ein niedlicher Vers verfehlen ja niemals ihre Wirkung bei Frauen, besonders bei jungen und schmucken Frauen! . . .

Aber die Gräfin war ja abgereist, und der Strauß nun unnütz! — Edgar fühlte sich versucht, ihn in den Rinnstein zu werfen; aber ein gewisser Grad von Selbstachtung hinderte ihn daran; er fürchtete, man könnte ihn über dieser Handlung beobachten und dieselbe in ihrem wahren Sinne deuten, d. h. seinem Aerger beimessen. Er mußte daher den Strauß in der Hand behalten, obschon er ihn lieber aus Rache zertreten hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— (Die neuen Steuern in Amerika.) Mit dem 1 August d. J. trat in den Vereinigten Staaten ein „Besteuerungsgesetz" in Kraft, wie die Welt bisher noch keines gesehen hatte. Jedes Erzeugniß, welches die Natur liefert, die Menschenhand und die Maschine verarbeitet, der Handel feilbietet, jeder Lohn für Arbeit, Dienstleistung, Ausübung eines künstlerischen oder wissenschaftlichen Berufs, jede Urkunde, jede Zeitungsannonce, Rechnung, Quittung, Wechsel, jeder Uebergang von Vermögen aus einer Hand in die andere, Erbschaften, Vermächtnisse, — alles ist steuerpflichtig. Dabei eine hohe Luxussteuer und eine progressive Einkommensteuer bis zu 7 Prozent. Der Kongreß hat an diesem Gesetze mehrere Monate gearbeitet, Kein Wunder. Das Verzeichniß der steuerbaren Gegenstände und Einkommenszweige umfaßt etwa 500 Rubriken, die zum Theil sehr ins Einzelne gehen, zum Theil aber auch einen großen Umfang haben. Vom rohen Erlös bei Versteigerungen 1 Prozent, von allen Dividenden der Banken und dergleichen 3 Prozent, Versicherungsgesellschaften von der Roheinnahme an Prämien, einheimische 1 Prozent, auswärtige 3 Prozent, außerdem alle noch 3 Prozent der Dividende. — Jeder Billardtisch zahlt 10 Dollars. Alle Dinge, deren der Mensch bedarf, mit Ausnahme von Luft und Wasser, sind mit möglichster Vollständigkeit aufgezählt, und der am häufigsten

Digitized by Google

vorkommende Steuersatz beträgt 3 Prozent des Werthes. Holz und Kohlen, Oel, Kerzen, Gas, Zucker, Kaffee, Schnupf- und Rauchtabak, Pfeffer, Glas, Töpferwaaren, Leder, Papier, Sonnen- und Regenschirme, Eisen, Stahl, Blei, Zinn, Kupfer, Gold, Silber, Horn, Elfenbein, Rohstoffe und Fabrikate von Baumwolle, Wolle, Flachs, Hanf, Seide u. s. w. — nichts ist vergessen. — Damit durch die unerhörte Belastung die inländische Steuerkraft nicht der fremden Konkurrenz erliege, wird ein neuer Zolltarif die europäische Einfuhr lahm legen. — Jede lohnende Thätigkeit arbeitet, jedes erzeugte Produkt bewegt sich fortan unter der Aufsicht des Steuererhebers. Der Verkehr mit dem Auslande wird ertödtet. Dies geschieht in einem Lande, welches an vielfache und lästige Steuern nicht gewöhnt war, bei einem Volke, welches durch williges Tragen ungewohnter Lasten sich bisher nicht ausgezeichnet hat. Nach europäischen Begriffen kann dieses Steuergesetz nur Unheil bringen. In Amerika werden vielleicht andere Erfahrungen gemacht. — Mit dem Papiergeld wiederholen sich übrigens bereits die in der alten Welt sattsam bekannten Erscheinungen — es sinkt von Tag zu Tag tiefer im Werthe.

(Man muß sich zu helfen wissen.) Berliner Blätter berichten: Es werden hier noch mancherlei ergötzliche Geschichten aus der Zeit der japanesischen Gesandtschaft bekannt, so die folgende: Ein hiesiger Restaurant hatte aus Speculation schon seit mehreren Abenden seinen Gästen den Besuch von Mitgliedern der Gesandtschaft in Aussicht gestellt; die Stammgäste hatten zur Verbreitung der Nachricht das Ihrige gethan, und so war denn allabendlich das Lokal ansehnlich gefüllt. Der Wirth, immer mehr gedrängt, wußte jetzt keine Ausflucht mehr und es mußte Rath geschafft werden. Zum folgenden Mittwoch, einem Tage, an welchem sein Local stets wenig besucht war, versprach er mit Gewißheit das Eintreffen der sehnlich erwarteten Gäste. Das Local war gedrängt voll und gegen zehn Uhr kommt denn auch wirklich ein Japanese nebst Dolmetscher vorgefahren. Nachdem man ihn eine Zeit lang von allen Seiten gehörig begafft und betastet und seine Verwunderung über diese eigenthümliche Menschenrace ausgesprochen hat, verläßt der hohe Gast das Local. Einer aus der Gesellschaft aber, der ihn als „ausgestopften" Japanesen erkannt haben will, ruft ihm nach: „Gute Nacht, Richter!" Der Japanese dreht sich um und erwidert: „Auf Wiedersehen, Hebemann!" und ist sofort in seinen Wagen verschwunden. Allerdings war die Gesellschaft duping; die Maske war aber so naturgetreu, daß man den Wirth veranlaßte, eine Photographie davon aufnehmen zu lassen, die Alle die eine solche und die wahren Japanesen gesehen, über die Aehnlichkeit erstaunen läßt.

Das „Chemnitzer Wochenblatt" enthält folgende Annonce: Beinkleider mit Crinolinen — eigene Erfindung — außerordentlich practisch beim Tragen von Stiefeln, sowie bei Personen, deren Beinform zu wünschen übrig läßt, verfertigt K. Schellenberger, gegenüber dem königlichen Bezirksgericht.

(Deutsche in Amerika.) In der siebentägigen Schlacht bei Richmond zeichnete sich vor allen das Neuyorker Steubenregiment, Oberst Georg v. Schack aus. Zur Division des Generals Richardson gehörig, nahm es an mehreren Gefechten Theil und half die Schlacht am White Oakswamp entscheiden. Als es hier fast alle seine Patronen verschossen hatte und die Confoderirten unter dem Schutze der eben eintretenden Dunkelheit sich innerhalb eines Waldsaumes zum Angriff formirten, gab Oberst v. Schack den Befehl, mit den noch vorhandenen Patronen die Gewehre, so weit sie anreichten, zu laden, mit dem Bemerken, er werde erst dann eine Salve geben lassen, wenn der Feind nur noch zehn Schritte von der Front entfernt sei, dann aber sollte jeder Soldat, nachdem er sein Gewehr abgefeuert habe, mit dem Bajonnet auf den Feind stürzen. Dieser kam, die Salve wurde gegeben, in demselben Augenblicke erwidert, ein Hurrah des Steubenregiments und — die feindliche Brigade rannte nach dem Walde zurück. Dadurch wurde es möglich, neue Regimenter mit frischen Patronen und frischen Batterien in den Kampf zu bringen. Das Steubenregiment, welches von seinen 1000 Mann — es war das einzige vollzählige Corps — innerhalb dreier Tage an 250 verlor, erntete durch seine vortreffliche Haltung und durch den Heldenmuth, mit welchem es selbst bei der äußersten Erschöpfung kämpfte, den größten und einstimmigen Beifall der Generale, die dem Obersten Schack ihre Anerkennung mit wahrer Begeisterung aussprachen. Außer dem Major Gaibel sind von seinen zehn Hauptleuten sechs verwundet. Herr v. Schack war früher Premier-Lieutenant im ersten preußischen Garderegiment und ist der Sohn eines preußischen Generals; er kam ohne jede Blessur davon.

Der „Srbobran" erzählt folgendes Beispiel von der Kampfbegeisterung einer Montenegrinerin. In einem Gefecht bei Belopavlovic fand ihr ältester Sohn, der Fahnenträger der Montenegriner, den Tod. Der zweite Sohn ergriff die Fahne aus den erkalteten Händen des sterbenden Bruders und schritt muthig vor; jedoch bald fiel auch er und seine Stelle vertrat alsogleich der dritte Bruder. Gegend Abend fiel auch dieser vor den Augen der Mutter, welche Kampfbegeisterei dem Gefechte beiwohnte. Als sie ihren letzten Sohn fallen sah, drückte sie den letzten Kuß auf seine Lippen, entwand ihm die zerfetzte Fahne aus der festgeballten Hand und eilte mit dem Rufe in den Kampf, daß sie nicht früher die Fahne aus der Hand lassen wolle, als bis sie selbe einem ihrer zwei Enkel werde in die Hand drücken können.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 103. Donnerstag, den 28. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Moor-Zeitung").

(Fortsetzung.)

Eine halbe Dämmerung waltete zwischen den gedrängten Häusern, über deren klufstähnliche Gassen sich die schmalen Streifen des bleichblauen Winterhimmels hinzogen. Welch' ein hämischer Geist zauberte plötzlich beim Aufblick zu dem lichten Blau die Erinnerung an die Via mala in Paulinens Seele wach! Auch dort über den schwarzen Felsenklüften, durch welche Stunden lang in grausiger Enge die Straße führt, in schwindelnder Höhe der schmalste Himmelsstreifen, aber Gottes erhabenste Naturwunder ringsum und tief unten der donnernde Rhein im ersten Jugendmuthe seines kaum begonnenen Laufes — hier dagegen! O das konnte mit mehr Recht ein „böser Weg" genannt werden.

Auf einmal wurde es aber freundlicher. Ein kleiner dreieckiger Platz zeigte sich und einige von den schmalen Häusern, welche ihn einschlossen, hatten ein reinliches Ansehen, sogar ein Paar Bäume, jetzt freilich mit kahlen Zweigen, gewährten den Augen einen Ruhepunkt. Dort ist es, sagte Leichert Wollen Sie nicht einen Augenblick warten.

Paulinens Seelenkraft war durch Alles, was sie in der letzten Viertelstunde geschaut und gefühlt hatte, erschüttert; ihre Phantasie, wie lebhaft auch, hatte sie früher nicht in diese Abgründe des menschlichen Elends tragen können und war hier vor der baaren häßlichen Wirklichkeit zu Schanden geworden; sie gab ihre Zustimmung zu dem Vorschlage ihres Begleiters und blieb allein zurück, während er mit raschem Schritte zu dem bezeichneten Hause eilte. Nicht lange durfte sie warten, so kam er wieder und schüttelte schon in der Thür verneinend den Kopf. Pauline hatte sich auch darauf gefaßt machen müssen, daß sie den Gesuchten nicht antreffen werde und für diesen Fall, wenn er nur überhaupt in der Stadt anwesend sei, weitere Entschlüsse gefaßt, aber die Bestätigung schlug sie doch nieder. Sie eilte Leichert entgegen und bemerkte nun, daß ihm eine Frau aus dem Hause gefolgt war. Keine Frage, daß es Frau Walter sein mußte, die gewesene Amme ihres Bruders, die ihm noch immer mit einer durch nichts zu erschütternden Zuneigung ergeben war und ihm stets, wie sie ihm gelobt hatte, die Zuflucht in ihrem Hause eröffnete, wenn er deren bedurfte. Pauline erblickte Frau Walter zum ersten Male, sie hatte eine gute Meinung von ihr, aber ihre Erscheinung machte auf sie keinen vortheilhaften Eindruck. Sie war groß und hager, und ihr Auge hatte einen eigenthümlich starren Blick. Gewiß kannte auch sie das Fräulein nicht und Leichert hatte wohlweislich ihren Namen und Stand verschweigen, sonst würde sie die Fremde, welche nach ihrem Liebling zu fragen kam, nicht so geringschätzig empfangen haben.

Sind wohl abgeschickt von der gnädigen Frau Tante, sich einmal selber anzusehen, wie es dem jungen Herrn geht? redete sie Paulinen an. Thut mir leid, er ist nicht zu Hause. Kann ich's vielleicht bestellen? Ich hoffe, Sie kommen nicht mit leeren Händen von der gnädigen Herrschaft, die Ihnen wohl reinen Wein eingeschenkt hat.

Offenbar hielt sie Paulinen für eine vertraute Dienerin ihrer Tante, und sie glaubte, ihr diesen Wahn lassen zu können. Ich muß den — Herrn selbst sprechen, sagte sie. — Kommt er vielleicht bald zurück? Leichert machte eine unwillige Bewegung.

Wer kann's wissen? entgegnete die alte Frau, indem sie Paulinen mißtrauisch von Kopf zu Füßen betrachtete. Der junge Herr thut wie ihm beliebt — und das wird nicht anders, Mamsell Gustchen, die sind Sie doch?

Unwillkürlich mochte Pauline ihr Gefühl bei dieser

Digitized by Google

Anrede ein wenig verrathen haben, denn die Alte sagte: Nun, wenn ich mich irre, nehmen Sie's nicht übel — Sie haben den Schleier vor und ich kenne übrigens die Gäste auch nicht, aber ich weiß von ihr. Wollen Sie eine Weile warten, so kommen Sie herein, bei ehrlichen Tischersleuten ist es keine Schande für Sie. Ich sage Ihnen aber gleich, daß er manchmal ausbleibt wie's Röhrwasser.

Seit wann ist er — zurück? fragte Pauline.

Wie so denn zurück? entgegnete die Alte vorsichtig. Junker Moritz ist ja schon seit den letzten Ostern bei mir.

Immer bei Ihnen gewesen? Ununterbrochen —? rief Pauline, von einer neu erwachenden Hoffnung lebhaft angeregt.

Ich weiß nicht, was Sie damit meinen, erwiderte die Frau. Wenn er kommt, können Sie ihn ja selber fragen.

Oder Sie lassen etwas an ihn bestellen —, mischte sich Leichert ein.

Pauline zögerte. Sie hatte die Absicht gehabt, wenn sie Moritz verfehlte, ihn wissen zu lassen, daß sie zu einer bestimmten Stunde wiederkehren werde — jetzt war sie sich der Kraft nicht mehr bewußt, diesen Gang noch einmal zu unternehmen. Leichert kam ihr zu Hilfe. Ich denke, wenn wir Herrn Schreyer sagen lassen —

Herrn Schreyer! unterbrach ihn die Alte heftig. Wollen Sie so gut sein, Sie Haideraupe, dem jungen Herrn seinen gebührenden Namen unbenagt zu lassen? Er ist und bleibt der Herr von Pleißenberg und wird's Euch Allen heute oder morgen beweisen, das können Sie Ihrer Gnädigen nur sagen, Mamsell, wie Sie heißen mögen. Sie hat's vielleicht schon erfahren. Wenn Sie mir aber so kommen, nehme ich gar keine Bestellung an. Helfen werden Sie doch nicht und mit schönen Reden brauchen Sie sich nicht erst zu bemühen.

Pauline hatte von dem ganzen ihr unverständlichen Ausfalle nur so viel begriffen, daß die gewesene Amme ihres Bruders in rührender Anhänglichkeit den Glauben an seine makellose Herkunft nicht aufgeben wollte und suchte sie durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß sie allerdings gekommen sei zu helfen, und nun, da sie den Herrn verfehlt habe, bitten müsse, an ihn bei seiner Heimkunft zu bestellen, es habe ihn Jemand sprechen wollen, der nur sein Glück wünsche und wenn er noch heute um die Mittagsstunde —

O das ist ganz ungewiß! unterbrach sie die Alte, welche aufmerksam zugehört hatte. Bestellen Sie ihn später. Wo soll er hinkommen?

Da platzte Leichert auf die Gefahr, daß er sich durch seine Dreistigkeit den ganzen Unwillen des Fräuleins zuziehen möchte, mit dem Namen des Hotels und sogar mit der Nummer ihres Zimmers heraus. Pauline war durch die Ueberraschung entwaffnet und that keinen Einspruch. Die Frau war jetzt zufrieden und sagte nur noch, als Beide sie verließen: Wenn er nicht kommt, so kann ich nicht dafür! Vielleicht braucht er Sie gar nicht mehr.

Pauline achtete kaum auf diese letzten Worte, die ihr ein neues Räthsel enthüllten; sie sehnte sich so bald als möglich aus dieser grauenhaften Umgebung zu entrinnen und warf im Enteilen nur einen flüchtigen Blick auf das Haus, das ihr die Klippe war, auf welche sich ihr Bruder stets aus den stürmischen Wogen, die sein Fahrzeug immer von neuem zerschellten, gerettet hatte. Es sah ganz ehrbar aus, die hellen Fenster in ihren weißen Rahmen gaben ihm ein wohnliches Ansehen, die alte Frau mochte Recht haben, daß es keine Schande sei, dasselbe zu betreten. Aber was ringsumher hinter dem dreieckigen Platze in den Gassen und Winkeln von Neuem Paulinens Standhaftigkeit bedrohte, ließ sie ängstlich ihren Führer fragen, ob sie nicht auf kürzerem Wege in bessere Stadttheile gelangen könnten? Er verneinte es entschieden und behauptete, die andern seien noch viel schlimmer; es blieb ihr also nichts übrig, als die anstoßenden Scenen, die bei allem Wechsel doch immer dieselben blieben, noch einmal zu durchwandern.

Mitten auf dem schlechten Pflaster des engen Gäßleins, in welchem kein Ausweichen möglich war, stieß ihnen plötzlich, aus einer Winkelherberge tretend, ein Mann auf, der bei des Jägers Anblick sogleich mit großer Geistesgegenwart seinen Namen rief und ihn mit erstaunitem Tone fragte: wie er denn hierher komme?

Leichert aber packte ihn oben so entschlossen beim Kragen: Hab' ich ihn endlich! Nun keine Umstände weiter — mit zur Polizei! Weßhalb wird er schon wissen.

Sind Sie verrückt geworden, Leichert? rief der Mann und suchte sich nicht einmal loszuringen.

Was? Er spielt noch den Unschuldigen? Ist Er nicht eingebrochen in Reichenwalde? Hat Er nicht dort erst gebettelt, sich die Gelegenheit besehen —. Aber Leichert konnte seine Rede nicht beenden, denn die Umstehenden, deren sich, um Paulinens unaussprechliche Bestürzung zu vermehren, sogleich eine große Anzahl aus allen Häusern versammelt hatte, mischten sich ein, er mußte seinen Fang loslassen. Dieser jedoch entfernte sich nicht, sondern rief lachend: Seht ihr denn nicht, Leute, daß er nur mit mir gespaßt hat? Nun, alte Seele, das Wieselchen hat die guten Tage in Reichenwalde nicht vergessen und ich breche einmal wieder ein dort, sobald ich nur kann.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Strauß Veilchen.

Novellette.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Gedankenvoll ging er weiter, war aber kaum zwanzig Schritte weiter gekommen, als ihm beifiel, daß ja gerade der Strauß, den er noch wider Willen in der Hand hatte, eine Art kränkendes Zeugniß gegen ihn selber war.

Digitized by Google

Er wollte ihn jetzt von sich schleudern, aber sich wo möglich zuvor überzeugen, daß er dabei nicht beobachtet werde. In dieser Absicht ließ er sein Auge an den nächsten Häusern emporschweifen, und siehe da! inmitten dieser peinlichen Gegenwart erschien ihm plötzlich, wie ein Duft aus einer andern Welt, eine Erinnerung an vergangene Zeiten, ein Strahl von Poesie und Ideal, in Gestalt einer hübschen Frau, welche sich über ihren Balkon herabbrugte.

Beim Himmel, ich täusche mich nicht!" murmelte Edgar; es ist Antoinette von Bergelt! und wie versteinert, getheilt zwischen Ueberraschung und einer gewissen Verlegenheit, blieb er plötzlich stehen.

Einen flüchtigen Moment glaubte er, seine Augen haben ihn getäuscht oder irgend eine zufällige Aehnlichkeit ihn beirrt. Allein wie kann man sich täuschen, wenn Einen nur ein einziges Stockwerk von einer Person trennt, welche ebenfalls erbebte, als sie sich von dem Baron bemerkt sah!

Edgar machte ihr nun eine tiefe Verbeugung, welche ihm anmuthig erwidert wurde, und dann zog sich die junge Dame beinahe unsichtbar vom Balkone zurück.

Sie ist es! sagte Herr v. Bloßwitz; o gewiß, sie ist es wirklich! Es gibt nur eine einzige Antoinette v. Bergolt! Nur sie besitzt jene Zurückhaltung voll Ernst und Züchtigkeit! Sie ist eigentlich nur allzu züchtig, allzu ernst — so etwas von einer Puritanerin .... Antoinette! wie seltsam, daß wir nach zweijähriger Trennung gerade heute einander wieder begegnen müssen, und gerade hier, in der Residenz, während ich sie auf ihren Gütern in der Provinz glaubte! — Wahrlich seltsam! ... Aber vielleicht ist sie wieder verheirathet, denn auch sie war ja Wittwe.' Zuverlässig ist sie nicht allein nach der Residenz gekommen!

Unter derartigen halblauten Gedanken ging er weiter und war schon an dem Hause vorübergekommen, auf dessen Balkon ihm jene Frau erschienen war. Plötzlich aber kehrte er um und sagte: Ich weiß nicht, weßhalb mich diese Dame auf einmal so lebhaft interessirt! Früher waren mir ihre Moralpredigten herzlich zuwider. Aber wer weiß, ob sie heutzutage nicht etwas weniger strenge denkt? — Ich möchte gerne wieder die Bekanntschaft mit ihr anknüpfen, und dies ist auch im Grunde meine Schuldigkeit, denn wenn ich an ihrem Hause vorüberginge, ohne mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, so würde ich in ihren Augen für einen Grobian gelten! Also frisch gewagt! ich mache ihr meinen Besuch!

Gesagt, gethan! er klingelte an der Hausthüre, ward eingelassen und fragte den Lakaien: Ist Frau v. Bergolt zu sprechen?

Belieben Sie sich nur in's erste Stockwerk hinaufzumühen! ward ihm zur Antwort.

Edgar ward hiedurch angenehm überrascht, ohne sich darob Rechenschaft geben zu können. Sie hieß also noch immer Frau v. Bergolt, war noch unvermählt! Die zweijährige Trennung hatte keine Veränderung in ihrer Lage herbeigeführt. Und doch sind zwei Jahre ebenso viel Jahrhunderte für eine Frau, welche das Bedürfniß fühlen muß, sie nützlich anzuwenden! — Nein, es dünkte ihm unmöglich; und doch trug sie noch immer den Namen Bergolt! . . . !

Wird sie aber jetzt einen Besuch annehmen, der ihr im Grunde nur wenig angenehm sein könnte? Hatte er sie doch früher plötzlich verlassen, ohne plausiblen Beweggrund, ohne Entschuldigung; und hatte er deßhalb das Recht zu erwarten, daß man ihm ohne Groll entgegenkommenkommen werde? Edgar schlug das Gewissen; er zweifelte, ob er angenommen werden würde.

Als der Baron jedoch die Vorthüre ihrer Wohnung erreicht und geklingelt hatte, fiel ihm gerade in dem Augenblick, wo die Kammerfrau geöffnet hatte, bei, daß er den verhängnißvollen Strauß Veilchen noch in der Hand habe. Er bedauerte, ihn nicht auf der Treppe in einen Winkel geworfen zu haben, aber es war nun zu spät.

„Empfängt Frau v. Bergolt? fragte er mit etwas bewegter Stimme.

Ich weiß nicht; aber ich will sogleich nachsehen, ob die gnädige Frau zu sprechen ist. Belieben Sie einstweilen einzutreten, mein Herr! Wen soll ich melden?"

Hier ist meine Karte!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Reisebrief aus den Wolken.) Unter dieser Ueberschrift gibt Hans Wachenhusen in der „Vossischen Zeitung" folgende Skizze seiner schon kurz erwähnten, am 17. vom Exerzierplatz vor dem Brandenburger Thor in Berlin aus unter Führung des Luftschiffers Herrn Regenti und in Gesellschaft des Dr. Pitschner unternommenen „Reise in's Blaue": Gegen 6 Uhr war der Ballon gefüllt, und wir stiegen auf. Die Erde versank unter uns, als habe sich ein Abgrund unter ihr aufgethan. Höher und höher stieg der Ballon, prachtvoll und unbeschreiblich großartig war das Tableau, das sich unter uns ausbreitete. Wir trieben über Spandau und Potsdam. In der ersten halben Stunde erreichten wir nach Pitschner's Messungen eine Höhe von etwa 9500 Fuß bei 9½ Grad Reaumur. Die erste Wolkenschicht lag unter uns, die erste Flasche Wein ebenfalls. Wir vernahmen in dieser Höhe ein seltsames Rasseln. „Es ist die Eisenbahn!" erklärte uns Regenti, und wirklich sahen wir unter uns einen Bahnzug, aber träge und langsam, so schien es, daß ihn eine Schnecke hätte einholen können. Pitschner hatte eine Taube mitgenommen, sie wurde aus ihrem Käfig geholt und auf den niedrigen Rand unseres Korbes gesetzt. Zitternd saß das arme Thier da und wollte sich nicht von uns trennen. Indeß wozu hätte die Taube die Flügel, wenn sie nicht fliegen sollte? Hinaus mit ihr! Aengstlich flatterte das Thier an unserm Korb zurück, höher und höher stiegen wir, die Taube gab den Versuch auf, bei uns zu bleiben, und hinab schoß sie pfeilschnell in kurzen Kreisen, bis wir sie aus dem

Digitized by Google

Gesicht verlieren. Kam die zweite Flasche Wein. Die ausgeworfenen Papierschnitzel zeigten, daß wir immer noch stiegen, Ballast nach Ballast (wir hatten davon einen Centner) ward über Bord geworfen. Wir stiegen. Zehntausend Fuß zeigten die Instrumente, unter uns noch immer ein ziemlich klares Panorama, überzogen mit einem Hauch, mit einer Nebelgaze. Auch die zweite Wolkenschicht lag unter uns. Prachtvolle, feenhafte Wolkengebilde rings umher. Dort im Osten eine gelblich-grüne Wolkenheide (ich habe keine bessere Bezeichnung dafür, denn das Bild glich einer Heide); und dort und dort zwei andere Wolkenwälder, und da drüben im Nordwesten ein Wolkenthor, durch das der helle blaue Aether strahlte. Zehntausend und fünfhundert Fuß bei 4 Grad Reaumur sind erreicht. Elftausend Fuß! Den Sekt heraus!! Ein Opfer Dir, Zeus, da über uns! Der Sekt schäumt über Bord. Der Ballast muß hinaus. Wir schwimmen über Rauen; so lange die Stadt besteht, hat's gewiß keinen Champagner dort gereznet. Es ist, als hätten wir Sonnengleiche. Tief unter uns in den Kanälen von Spandau und Potsdam gleichen die Oberkähne mit ihren Segeln ganz kleinen Pünktchen, aber plastisch, als seien sie zu greifen. Die Temperatur sinkt auf 3 Grad. Wir fallen. Der Ballon beginnt zum ersten Male sich zu drehen. Alle drei klagen wir gleichzeitig über Ohrensausen und Bronsen; wir schreien uns an wie Taube und sehen unsern Athem in der dünnen Luft. Auch der Ballon speit von seinem Gas auf uns herab. Regenti hat das Ventil gezogen. Tiefer und tiefer sinken wir. Noch einmal treiben wir zurück. Halb acht zeigt die Uhr. Die Erde, die grüne, schöne Erde kommt uns entgegen, die Häuser, die Bäume wachsen schneller, als das Auge es zu fassen vermag. Der letzte Ballast über Bord, bis auf eine Kleinigkeit, die als Reserve bleibt. Um Gotteswillen, da kommt die Erde herauf! „Die Strickleiter gefaßt! Jeder nehme eine der leeren Flaschen in die Hand und werfe sie auf mein Zeichen hinaus!" kommandirte Regenti. Drei Flaschen, drei Pfund schwer, als letzter Ballast, wurden hinabgeworfen. „Aufgefaßt! Festgehalten! Unter keinen Umständen die Strickleiter loslassen!" kommandirte Regenti weiter und warf die Anker aus. In diesem Augenblick stießen wir auf. Ein entscheidender Moment! Aber der Anker hatte nicht gefaßt, der Ballon, ein schnaubendes Ungethüm, fegte mit uns über die Koppel. Der Anker fand keinen Widerstand! Jetzt begann eine fürchterliche Jagd. Hin über die Koppel raste der kochende und brüllende Dämon, der Ballon; wir hingen mit den Armen an der Strickleiter, mit den Beinen im Korb. Weiter schleppte uns der Ballon. Ich, der ich unten hing, ward mit dem Rücken über die Koppel geschleift. Ein Stoß gegen die Hüfte; ein zweiter Stoß in's Rückgrad. „Du hast genug!" dacht' ich. Dennoch hing ich an der Strickleiter wie ein geschossener Reiher am Zweig. Da — Bums! schleuderte uns der dahinstobende Drache gegen einen Zaun, daß es dröhnte. Wir prallten zurück und flogen hinüber. Weiter ging die Jagd, gegen einen Telegraphen, daß uns die Drähte um die Köpfe herumschwirrten, dann wieder unmittelbar auf der Koppel dahin, und noch immer fand der unselige Anker keinen Halt. Eine halbe Stunde weit mochten wir so über die Bredower Feldmark hingeschleift sein, unser Korb war bereits zerbrochen. „Immer festhalten!" kommandirte Regenti. Da mit einem Male — krach! wurden wir gegen einen Telegraphenpfahl geschleudert. Der Moment ward schnell benutzt; Regenti und ich, die wir zunächst waren, klammerten uns an diesen Pfahl; über uns zerrte das Ungeheuer mit fürchterlicher Gewalt; der Pfahl ächzte und knackte — brach er, so waren wir verloren, denn jenseits dehnte sich ein Wald aus, in dessen Aesten wir Arme und Beine hätten hängen lassen. Mit der Riesenkraft seiner Muskeln gelang es Regenti, uns an den Pfahl festzubinden; dann warf er sich zurück, mit blutendem Gesicht, auch seine Kraft war erschöpft. Und immer wüthender zerrte der Dämon über uns; jeden Augenblick war das Letzte zu befürchten: daß der Pfahl breche. Da kamen Leute, ein Schäfer mit seiner Frau und einigen Kindern; ihnen gelang es, den Anker an einer Umzäunung zu befestigen; aber auch ihre Kraft würde nicht ausgereicht haben; der Ballon behielt auch in diesem Kampfe zu unserem Entsetzen die Oberhand. Bange Minuten verstrichen, doch wir waren auf Alles gefaßt. Plötzlich sah ich einen Bahnzug heranbampfen; auch der Bahnwärter Mette wollte uns noch zu Hilfe eilen; auf unsern Ruf kehrte er jedoch zurück, um den Bahnzug zu hemmen (der übrigens sich schon sehr langsam näherte); denn brach der Pfahl in dem Augenblick, wo der Zug heranbrauste, so riskirten wir, zerädert zu werden. Ein halbes Dutzend Eisenbahn-Konduktteure stürzten herbei, als der Zug angehalten, und mit Hilfe aller dieser Männer, Frauen und Kinder gelang es, den Ballon zu bewältigen. Wir waren gerettet, aber mit Beulen und blutigen Köpfen. Dem Ballon, diesem Höllengeist, gelang es dennoch, als er bei schon hereingebrochener Dunkelheit auf dem Felde niedergeschnürt wurde, durch Unvorsichtigkeit einiger dabei Helfenden aus dem Netze zu entwischen. Pfeilschnell hob er sich in die Lüfte zurück. Wo er ist, wer weiß es? Er soll noch heute wiederkehren.

Schon mehrmals war in den Blättern davon die Rede, daß sich der Sultan Abdul-Aziz ein Prachtbett bestellt habe für den mäßigen Preis von sieben Millionen Piaster oder 1,750,000 Fr. Man war geneigt, dies für ein orientalisches Märchen zu halten. Indeß, die Sache ist keine Erfindung, sondern eine Wirklichkeit. Es sind außerdem Bestellungen à tout prix für Teppiche und Tapetenstoffe mit Blumenbouquets ertheilt, welche die Schatzkammer mit Perlen von mehreren Millionen Werth besetzen läßt.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 104. Sonntag, den 31. August. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Leichert erinnerte sich, was er dem Fräulein in dieser für sie schrecklichen Lage schuldig sei, gab Alles auf, was er noch im Sinne hatte, und entfernte sich mit ihr unter lautem Gelächter des Haufens, welches aber nicht ihnen, sondern den Späßen des Wieselchens galt, durch welche dieser die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Pauline sprach kein Wort mehr auf dem weitern Gange; der Alte wollte sie erinnern, daß er es ja gleich gesagt, in diese Gasse zu kriechen sei nichts für sie, als er aber ihre Niedergeschlagenheit bemerkte, unterließ er es. Und noch hatte die Demüthigung für sie nicht ihr Ende erreicht, denn in dem Moment, als sie den Ausgang des verdächtigen Reviers erreichte, hoch aufathmend wie von schwerer Last befreit, traf sie der scharfe Windstoß, mit dem sie schon früher gekämpft, und riß ihr den Schleier vom Hute, daß er weithin flatternd über die Straße flog. Ein Vorübergehender, der ihr den Schleier wieder brachte, wurde dadurch auf das Mädchen, das aus jenem verrufenen Bezirke trat, aufmerksam und stutzte so, daß er seinen Schritt unwillkürlich hemmte. Auch Pauline hatte diesen Mann wieder erkannt, der von ihrem Anblicke so mächtig überrascht war; ein helles Erröthen färbte ihre Wangen, die unter dem Eindrucke der letzten Stunde erblichen waren, mit frisch wieder aufblühenden Rosen, aber diese Röthe wurde zur dunklen Gluth, als der große schöne Mann, nachdem sein Auge mit einem räthselhaften, fast schmerzlichen Ausdrucke einen Moment auf ihr geruht hatte, ohne sie zu grüßen, seinen Weg fortsetzte. — Das war der Graf von Lingen, sagte Leichert. Mir haben's die Conducteure unterwegs erzählt. Daß er Sie aber nicht wieder gekannt und hat mit Ihnen in einem Abschlage gesessen!

Pauline war sich im Gefühl tiefster Schmach bewußt daß er sie wohl erkannt, aber sich dieser Bekanntschaft geschämt hatte. Ihr Blut gerieth in fieberhafte Wallung bei dem Gedanken, daß diese Begegnung sie in seinen Augen als unwürdig jeder Beachtung habe erscheinen lassen, ihre reine Seele ahnte noch nicht, bis zu welchem Grade das möglich war. Ein brennender Wunsch, ihn wieder zu sehen in gewohnter Umgebung, zu welcher sie berechtigt war, regte sich in ihrer Seele, nur ein Wort der Erklärung hätte sie zu ihm sprechen mögen — welches aber? Wie konnte sie das? Und sie kämpfte, diese Gefühle zu bezwingen: Du siehst ihn wahrscheinlich niemals wieder, er kennt Dich nicht und was er auch von dem Mädchen denken mag, das er keines Grußes mehr würdig hält, so kann er es nicht an einen bestimmten Namen knüpfen — morgen schon hat er dich und Alles vergessen. Aber in diesem Gedanken des Vergessens und Niewiedersehens schien eher neue Bitterkeit als Trost zu liegen, denn unter dem Schleier umflorte sich ihr Blick, daß sie kaum die Menschen, an denen sie vorübereilte, zu unterscheiden vermochte. Ihr war ja dann auch jede Gelegenheit geraubt, sich zu rechtfertigen!

So erreichte sie ihre Wohnung, wo ihr der dienstfertige Portier mit dem Schlüssel, den er dem Jäger aushändigte, zugleich eine Karte übergab. Ein Herr hatte nach dem gnädigen Fräulein gefragt. Pauline las mit betroffenen Blicken unter einem Wappen von altadeliger Einfachheit auf der feinen, nicht über die Ecke, sondern im modernsten Styl schmal quergeknifften Karte: Le baron M. de Pleissenberg. Wenig fehlte, so hätte sie im ersten Schreck das ganze Blatt, das ihr ein Dokument von unseliger Bedeutung war, zerknittert. Erst auf ihrem Zimmer, als sie allein war, gab sie sich widerstandslos der Brandung hin, deren Wogen für

Digitized by Google

eine Weile über ihrem unſchuldigen Haupte zuſammenſchlugen. —

Es war keine unbeſonnene, auf Zufall oder Glück berechnete Idee geweſen, welche ſie hierher geführt hatte; eine ſolche würde die Zuſtimmung der Tante, welche phantaſtiſchen Plänen nicht hold war, niemals erhalten haben. Moritz konnte nur hier zu finden ſein. Noch bei Lebzeiten des Stiefvaters, wo alle Bemühungen ihn in Zucht und Ordnung zu halten, vergebens waren, hatte er ſich mehr als einmal zu ſeiner geweſenen Amme geflüchtet, ſelbſt als Student, wenn er die Geſetze beleidigt, hier oft eine Zuflucht gefunden. Dann, für ſeine Lebensſtellung einen geregelten Beruf zu gewinnen, war er, von ſeiner Mutter, die er ſeit ihrer zweiten Vermählung nie wieder ſehen wollte, mit den reichſten Geldmitteln verſehen, in weite Ferne gegangen, um das Leben in ſeinem Sinne voller Freiheit zu genießen und erſt nach dem Tode des Stiefvaters und der Mutter zurückgekehrt — natürlich in traurigſter Lage.

Wiederum von ſeiner alten „Burg“, wie er ſelbſt die Wohnung der Frau Walter, geſchützt durch dreifache Ringwälle und Gräben, inmitten des unnahbaren Reviers nannte, hatte er nun an ſeine Tante, die Frau v. Forno und ſeine Halbſchweſter Pauline geſchrieben, aber nicht im Tone des reuigen verlornen Sohnes, ſondern wie Einer, der nur ſein Recht fordert, wenn er — nicht die Liebe der Verwandten — ſondern neue bedeutende Geldmittel in Anſpruch nimmt. Und Frau v. Forno hatte ihm, obgleich er längſt viel mehr, als ſein Erbtheil von der Mutter betrug, erhalten hatte und das Alles noch vom Stiefvater geordnet war, noch einmal geholfen, und das auf eine ſo ſchonende zartſinnige Weiſe, begleitet von einem Briefe, der mit ſeinem aus dem Herzen gefloſſenen Worten ihm hätte bis in das Mark dringen und zur Läuterung dienen müſſen. Darauf war er freien Flugs von Neuem in die Ferne gegangen, und hatte mehrere Jahre nichts von ſich hören laſſen, bis jetzt vor etwa vier Monaten. Da hatte er ſich wieder angemeldet mit neuer ungemeſſener Forderung. Frau v. Forno hatte diesmal den Muth gefunden, ihm dieſelbe abzuſchlagen, jedoch nicht ohne ihm Vorſchläge und Anerbietungen für die Sicherung ſeiner Zukunft in einer feſten Lage zu machen. Sie hatte ihn zu ſich eingeladen, um mit ihm das Nähere zu beſprechen. Er war nur einmal ſeit ihren Kinderjahren in ihrem Hauſe geweſen, nämlich bei ſeiner Rückkehr, um die Summe, die ſie ihm bewilligt hatte, für ſeinen neuen Ausflug in Empfang zu nehmen, dabei hatte er ſeine Halbſchweſter zum erſten Mal geſehen, weil er, wie geſagt, das Haus ſeiner Mutter ſeit ihrer Verbindung mit dem Freiherrn von der Mark nicht mehr betreten hatte.

Pauline war dem Bruder, deſſen unglückliche Sinnesart ſie nicht ihm allein zur Schuld anrechnete, mit ſchweſterlicher Liebe entgegengekommen und hatte ſich innig gefreut, daß er nicht unempfänglich dafür ſchien, und bei Allem, was ihr verwerflich war, doch auch Gemüth zeigte. Er hatte ihr Vertrauen geſchenkt, über ſein geſcheitertes Leben, das er dem Unglück ſeiner früheſten Kindheit in Bezug auf ſeinen Vater zuſchrieb, mit ihr geſprochen und ihr nachdenklich zugehört, als ſie die Rathſchläge der Tante, mit denen ſie ihre Hilfe begleitet hatte, ihm annehmlich zu machen ſuchte. Sie war daher feſt überzeugt, daß ſie bei ſeiner zweiten Heimkehr, da er nun all' ſeine neuen Pläne, die er in der Welt verfolgt haben mochte, geſcheitert ſah, ihren ſchweſterlichen Bitten nicht blos Gehör, ſondern auch Erfüllung ſchenken würde. Darum hatte ſie den ablehnenden Brief der Tante und die Einladung derſelben mit einer ſo herzlichen Nachſchrift begleitet, daß ſie mit Gewißheit auf ein freundliches Wiederſehen gehofft hatte. Der Trotzige war aber von ſeiner Burg, wie er das Haus ſeiner alten Amme beharrlich nannte, nicht gewichen, hatte jede Zuſammenkunft, vielleicht weil er dazu den Muth nicht beſaß, verweigert und ſeine Forderung nochmals erneuert mit dem Zuſatze: er könne nun einmal, da ihn ſeine Geburt in eine Cometenbahn geſchleudert, ſich weder in einen ſittſamen Wandelſtern mit genau berechnetem Umlauf oder gar, wie es die gnädigen Damen beabſichtigten, in einen angenagelten Fixſtern umſchaffen. Wolle man ihm nicht helfen, ſo müſſe er ſich freilich ſelbſt Rath ſchaffen. Darauf hatte Pauline nochmals an ihn geſchrieben und ihn bei dem Andenken an ſeine Mutter beſchworen, ſich nicht gegen ſie zu verhärten, ſondern zu kommen, damit ſie gemeinſchaftlich überlegen könnten, was zum Beſten führe.

Das Ausbleiben der Antwort hatte ſie zwar betrübt, aber ihr die Hoffnung nicht geraubt, daß ein Wiederſehen, ein Ausſprechen Aug' in Auge Alles über ihn vermögen werde. Wie hatte ſie Woche für Woche auf ſeine Ankunft gewartet, bis ſie dieſen Gedanken aufgeben mußte! Die Frauen waren dann der Meinung geweſen, er habe ſich wirklich ſelbſt Rath geſchafft, und hatten täglich für ihn gebetet, daß er doch auf den rechten Weg geführt werden möge.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Strauß Veilchen.

Novellette.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortſetzung.)

Die Kammerfrau kam ſogleich wieder zurück und führte Edgar in ein allerliebſtes kleines Gemach, halb Salon, halb Boudoir. Hier mußte er einige Zeit verweilen, von jener leichten Aufregung und Verlegenheit eingenommen, welche gewöhnlich mit allem Warten verbunden iſt. Seine Aufmerkſamkeit wandte ſich zuerſt jenen hübſchen Kleinigkeiten, jenen tauſenderlei Gegenſtänden der Spielerei und der Phantaſie zu, durch deren ſinnige oder geſchmackvolle Vertheilung in einem Zimmer ſich der Geſchmack oder Kunſtſinn der Bewohnerin ſo ſprechend kundgibt; aber bald wandte ſich ſein ganzes ungetheiltes Intereſſe nur einem großen ovalen Bildniß

Digitized by Google

zu, welches Antoinette darstellte und von ihr selber gemalt war. Es war ein einfaches und doch sein getroffenes Portrait. Es stellte die junge Frau dar, wie sie, leicht vornüber gebeugt, auf einem steinernen Balkon in eine herbstlich gefärbte, vom Licht der Abendsonne warm beleuchtete Landschaft hinausblickte. In der Haltung, in der ganzen Physiognomie lag eine leise, sanfte, aber nicht unruhige Wehmuth, — nichts Romantisches oder Elegisches, sondern die Ruhe eines reinen Wesens, welchem trübe Erinnerungen und schmerzliche Erlebnisse durch die Seele ziehen. ...

2.

Ganz in die Betrachtung dieses Bildes versenkt, hörte Edgar nicht, wie hinter ihm ein Vorhang zurückgeschoben wurde und eine schlanke Gestalt in den Salon hereinglitt. Um ihn in die Wirklichkeit zurückzurufen, mußte Antoinette leise hüsteln. Edgar drehte sich halb erschrocken um und stammelte mit einem Ausruf der Ueberraschung einige Entschuldigungen.

Ah Sie sind es, Madame . . . ich bitte tausendmal um Vergebung! — Wie gütig von Ihnen, mir diese Audienz zu gewähren! — Sie sehen, ich stand Ihnen schon, wenigstens in Ihrem Bilde, gegenüber!

Guten Tag, Herr Baron! sein Sie mir herrlich willkommen! sagte sie, reichte ihm ihre zarte Hand, die er mit seinen Fingerspitzen drückte, und winkte ihm, in einem Lehnstuhl Platz zu nehmen; ich verhehle Ihnen gar nicht, daß mir Ihr Besuch sehr große Freude verursacht!

Einige Sekunden herrschte zwischen Beiden ein leicht begreifliches Stillschweigen. Seit so langer Zeit von einander getrennt, mußten sie sich erst gegenseitig genauer betrachten, um sich von den Veränderungen Rechenschaft geben zu können, welche die Zeit in Beider Zügen hervorgebracht hatten konnte. Allein in ihrem Alter verändert man sich nicht so schnell, und Antoinette hatte sich nur zu ihrem Vortheil geändert, war schöner, reifer, voller geworden. Nachdem diese gegenseitige stumme Musterung vorüber war, wechselten Beide ein freundliches, vertrauensvolles Lächeln.

Wie kindisch sind wir doch, hub Frau v. Bergolt endlich an, daß wir jetzt einigermaßen in Verlegenheit kommen, wo wir uns so Vieles mitzutheilen und anzuvertrauen haben — Sie wenigstens, Baron, haben seither Manches erlebt! . . .

Sie ohne Zweifel ebenfalls, Madame!

O nicht doch! meine Lebensgeschichte ist eine sehr einfache! erwiderte Antoinette. Die Beweggründe, welche mich in der Residenz zurückhielten, existiren nicht mehr! Nachdem ich den trefflichen Oheim verloren, welcher mich wie sein eigen Kind gehalten hatte, widerte mich der Aufenthalt auf dem Lande, wo ich ganz allein und verlassen war, in hohem Grade an. Ueberdem ward ich so sehr mit Heirathsanträgen bestürmt, obschon ich mir vorgenommen, mich nicht wieder zu verheirathen, daß ich mich daselbst beengt fühlte. Ich dachte daher, ich könnte in der Residenz in einem stillen Stadtviertel mir ebenso viel Isolirtheit verschaffen, als in der Provinz, und jedenfalls eine größere Freiheit genießen. Ich verlieh demnach in aller Stille das von meinem guten Oheim ererbte Gut, und kam mit Louise — meiner alten Dienerin, deren Sie sich ja wohl noch erinnern werden, hieher. Hier unterhalte ich mich mit Zeichnen, Malen und Musik, sehe nur wenig Gesellschaft, besuche höchst selten Theater und öffentliche Vergnügungsorte. Wann ich traurig bin, bete ich und verschaffe mir dadurch wieder Kraft. Ich suche meine Zeit gut anzuwenden, und dadurch verfliegt sie mir rasch, und ich glaube, daß ich mich nicht über mich selbst schämen oder mich beklagen darf. Das ist Alles, was ich von mir selber zu melden wüßte; lassen Sie uns nun von Ihnen reden!

Von mir, gnädige Frau? rief der Baron. Fürwahr, Sie machen mich schamroth! Was soll ich Ihnen sagen, nachdem Sie mir Ihre Vergangenheit und Gegenwart geschildert haben? Neben einem so ruhigen und geregelten Leben wie das Ihrige, gleicht meine Lebensweise nur einer Art von stürmischem Ocean!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Wanderer aus dem Eulengebirge" erzählt aus Leipzig: Einen großen Triumph bei Ausführung seiner Zauberkünste feierte der Cosmoteur Hr. Basch in Leipzig in einer seiner Vorstellungen, welche von den Vornehmsten der Stadt besucht war. Es war gedrängt voll Menschen und das aller Orten mit Verwunderung angestaunte Kunststück, wo Basch einen Herrn in eine Dame verwandelt, erregte am Schlusse der Vorstellung eine solche Sensation, daß von Seiten des Publikums der da capo-Ruf erklang. Da trat Basch hervor und bedauerte, dem Wunsche nicht willfahren zu können. Mein Gehilfe ist verwandelt und nicht mehr zur Stelle, hätte ich zwei Gehilfen, so würde ich auch den zweiten verwandeln, so aber habe ich nur einen. Dennoch ist es aber möglich, dem Wunsche nachzukommen; ich will eine andere Person verwandeln lassen. Wer von den geehrten Herrschaften bereit ist, nahe sich gefälligst dem Theater. Da ward Alles mäuschenstill; kein Laut, kein Wort, als plötzlich ein Altenburger Landmann das Schweigen brach und laut zu seiner Ehehälfte sprach: komm, laß dich verwandeln, du bist doch schon zu alt, du kannst dadurch noch jung werden. Diese naive Aufforderung rief eine allgemeine Heiterkeit hervor, welche in ein wahres Beifallsjauchzen überging, als die korpulente Frau ihrem Gemahl für diese Zumuthung eine Ohrfeige spendete und dieser solche ruhig hinnahm. Als endlich Basch wieder zu Worten kommen konnte, machte er den Vorschlag, er wolle sich selbst verwandeln. Allgemeine Zustimmung. Sofort ergreift der Zauberer ein Pistol läßt es auf sich abfeuern, und eine junge Dame steht vor den Augen der Zuschauer. Das Publikum steht mit starrer Verwunderung; es dauerte wohl einige

Digitized by Google

Minuten, ehe man ſich erholte, und dann in einen Beifallsſturm ausbrach, wie ihn Herr Baſch wohl noch nie erlebt.

(Ruſſiſche Cenſur.) In den letzten Zeiten des Kaiſers Nikolaus war die Cenſur beſonders ſtreng. Das Wort „frei“ und Alles, was ſich von ihm ableitet, wurde unbarmherzig geſtrichen. Ein Dichter hatte geſchrieben: eine Kuh weidet frei auf der Wieſe. Der Cenſor merzte das „frei“ aus, weil das liebe Rindvieh ſo wenig frei ſein darf wie der Menſch. In einem neuen „Handbuch für die bürgerliche Kochkunſt“ war vorgeſchrieben, eine gewiſſe Speiſe, wenn ſie fertig ſei, an die freie Luft zu ſtellen. Der Cenſor ließ blos ſtehen: an die Luft. Ein Schriftſteller ſetzte unter den Anfang eines durch mehrere Hefte laufenden Artikels: Fortſetzung folgt. Der Cenſor ließ den ganzen Artikel unangetaſtet, ſtrich aber die Ankündigung der Fortſetzung. Der Verfaſſer erbat ſich Aufklärung über dieſes ſonderbare Verfahren. „Weiß ich denn“, antwortete der vorſichtige Cenſor, „ob Sie die Fortſetzung ſo ſchreiben werden, daß ich ſie ſtehen laſſen darf? Kann ich Sie deßhalb im Voraus zu einer Fortſetzung ermächtigen, die ich vielleicht ſtreichen muß!“ — Man hatte am Hof den Kosciusko-Walzer getanzt. Das amtliche Petersburger Blatt berichtete die Thatſache und nannte den Walzer bei ſeinem wahren Namen. Sofort wuſch man dem Berichterſtatter den Kopf, gab dem Cenſor ein vollſtändiges Bad und verbot allen Zeitungen, den verpönten Namen zu wiederholen. Ein anderes Mal bringt ein Blatt die Anzeige: Ein Hund, der auf den Namen Tyrann höre, habe ſich verlaufen und ſei gegen eine gute Belohnung da und da abzugeben. Der Cenſor hielt den Hundenamen anſtößig und erſetzt Tyrann durch Azor. Das Wiederauffinden des Hundes wird dadurch weſentlich erleichtert worden ſein.

Ein Chineſiſcher Selbſtmord, der in den Goldgruben von Benedigo in Auſtralien verſirt, wird in engliſchen Zeitungen in folgender Weiſe erwähnt. Sue-Kung hat ſich umgebracht. Man fand neben dem Todten ein chineſiſch beſchriebenes Blatt Papier, welches von einem anderen Chineſen überſetzt wurde und, falls die engliſche Ueberſetzung nicht mehr humoriſtiſch als getreu iſt, alſo lautet: „Unter der Regierung von Hum-Fong, im 12. Jahre, 3. Monate, 11. Tage. Allen Menſchen kund und zu wiſſen. Ich, Sue-Kung, bekam Krankheit und kann keine Heilung bekommen, nachdem ich ſchon 6—7 L. ausgegeben habe. Das thut mir ſehr leid. Wenn ich mir's überlege, ſo denke ich, es iſt einem Menſchen in dieſer Welt beſtimmt, entweder reich und vornehm oder arm und niedrig zu ſein. Ich will daher in dieſem Loch aus meinem Leben ſcheiden. Wenn ich einmal Schmerz leide, entgehe ich allem künftigen Kummer. Meine kleinen Rechnungen ſind in meinem kleinen Koffer. Alle meine Verwandten und Freunde ſollen keinen Schmerz empfinden um mich. Mögen alle Menſchen, die auf dieſes Papier einen Blick werfen, den Segen des Himmels und Gold in Fülle erhalten. Mögen mein Bruder und meine Gefährten heimgehen und mit meinen Eltern und meinem Weibe reden, ſo daß ſie mich vergeſſen. Mögen die Behörden, wenn ſie dies geſehen haben, nicht meinen Freunden Schuld geben. Ich thue einen falſchen Schritt und kann nicht zurücktreten, gerade, wie wenn man eine Schüſſel mit Waſſer einem Pferde über den Kopf gegegoſſen hat; du wirſt dieſelbe Quantität nicht wieder zurückbekommen. Dies iſt meine kurze Erklärung. Sue-Kung.“

Auflöſung des Rebus in Nr. 101.

Wer um edle Zwecke ſich bemüht, findet Reiz in jeder Pflicht.

Rebus.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 105. Dienstag, den 2. September. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Welches Entsetzen für die Schwester in jener Nacht, als der Bruder plötzlich vor ihr stand und als Verbrecher entfloh! Wie heiß aber auch der Wunsch ihn dennoch zu retten! Darum war sie jetzt hier und hatte Allem getrotzt, das sonst ein Mädchenherz zagen läßt: dem Hinaustreten in die fremde Welt, der Berührung mit der Gemeinheit und dem Elende, selbst der Verkennung und möglichen Verachtung! Das Bild des schönen vornehmen Mannes, der sich ihrer auf der Reise so hilfreich angenommen hatte, stellte sich bei diesem Gedanken wieder vor ihre Seele. Wie ganz anders hatte damals sein Auge sie angeblickt als heute, da er sie nicht kennen wollte und verächtlich, weil er sie in unwürdiger Lage fand, an ihr vorüberging. Und doch hatte auch heute in seinem Auge, als es einen Moment auf ihr ruhte, ein Ausdruck gelegen, der ihr Herz erbeben machte. Nun aber regte sich auch der Stolz in ihr und sie rief sich zurück, daß er kein Recht habe über sie zu urtheilen und wenn er auf den Schein hin sie verkannt und ihr das gezeigt habe, daß es ihr gleichgiltig sein müsse und ein mögliches Wiedersehen ihn über die Beleidigung, die er ihr angethan, tief beschämen werde.

Die Glocke zur Tafel wurde eben geläutet, als der Kellner eilfertig in Paulinens Zimmer erschien und ihr den Herrn Baron von Pleißenberg meldete, denselben, welcher heute schon seine Karte abgegeben habe. Pauline gab nur mit der Hand ein stummes Zeichen der Gewährung, ein Laut ihrer Stimme hätte sie verrathen.

Gleich darauf trat Moritz ein. Er hatte sich sehr verändert seit sie ihn vor drei Jahren gesehen hatte. Sein Gesicht war länger und bleicher geworden, sein Haar dünner, seine Haltung nachlässiger, nur in der Kleidung zeigte sich die frühere Sorgfalt.

Willkommen, Fräulein Schwester, sagte er, indem er sein dreistes Auge mit einem gewissen Uebermuth auf sie richtete. Das heißt: willkommen ohne Moral, mit realistischer Vollmacht, die mir allein frommen kann.

Willkommen, Fräulein Schwester, sagte er, indem er sein dreistes Auge mit einem gewissen Uebermuth auf sie richtete. Das heißt: willkommen ohne Moral, mit realistischer Vollmacht, die mir allein frommen kann.

Pauline reichte ihm in tiefster Bewegung die Hand, er drückte sie flüchtig und warf sich auf das Sopha. Das Wort überfliß er ihr, da er erst über die Absicht ihres Kommens klar sein wollte, ehe er sich aussprach. Sie aber gewann jetzt, wie sie ihren Wunsch erfüllt sah, den vollen Muth, das Erbtheil von ihrem Vater, wieder.

Ich komme, Dich zu fragen, was Dich zu einem solchen Schritte treiben konnte?

Sieh, sieh! rief er, von ihrer Kühnheit überrascht, aber nun sicher, daß hier keine Vorstellung mehr fromme, da sie ihn, was er bisher noch bezweifelt, in jener Nacht wirklich erkannt hatte.

Ich will es Dir sagen, mein Schwesterchen. Deine Familie hat mir Alles geraubt, den Namen, den ich bei meiner Geburt zu beanspruchen hatte, den Stand, in welchem ich geboren war, selbst das ganze ungetheilte Vermögen meiner Mutter, das mein war, wenn sie nicht wieder geheirathet hätte. Man hat mich wie einen Dorn im Fleisch herausgerissen und fremden Menschen übergeben, man hat mich in bürgerliche Existenzen setzen wollen, die mich anekelten — was ich geworden bin, das hab' ich Deiner Familie zu danken, die mich von Kind auf gereizt hat zur Widerspenstigkeit. Dann hat man mich abgespeist nach dem Buchstaben des Gesetzes und

Digitized by Google

mich losgelassen wie einen in Brand gesetzten Schwärmer, tugendhaft verhoffend, daß ich kreuz und quer fahrend mich selbst bald verzehren würde auf Niewiederkehr. Aber ich kam wieder und wurde zum zweiten Male mit Zündstoff, ich will zugeben, auch mit heilsamen Rathschlägen, Pauline! — in die Welt geschickt, mit Rathschlägen, die ich nun und nimmer befolgen kann! Ich kam zum zweiten Male zurück und Ihr botet mir nur schöne Worte. Wohl, ich schaffte mir selbst Rath, ich brauchte Euch nicht. Aber Eins brauchte ich, das mußte ich haben um jeden Preis! Darum kam ich bei Nacht zu Euch und brach ein wie ein Dieb! Weißt Du, warum?

Pauline war bei seiner bittern Rede erblaßt; vor dieser Frage aber entzündete sich ihre Wange und ihr Auge.

Sieh mich nicht in heiliger Entrüstung an, fuhr er fort, Du brauchst nicht für mich zu erröthen. Kein Heller wird Deiner Tante fehlen, ich habe nicht geduldet, daß der Bube, den ich mir gesellen mußte, auch nur ein Geldstück sich aneignete.

Pauline athmete auf; so kam doch Eins wenigstens nicht auf seine Rechnung, Eins, das sie am meisten gebeugt hatte. Was auch in dieser Hinsicht geschehen war, Moritz hatte es nicht veranlaßt und wußte es nicht.

Am Gelde lag mir nichts — und ich hoffe, setzte er mit einem funkelnden Blicke hinzu, daß man mich nicht im Verdachte eines gemeinen Diebstahls gehabt hat. Geld habe ich genug und wenn ich Ihro Gnaden sage, daß ich es nur in Gesellschaft der anständigsten Cavaliere aus den ersten Familien in ihrem ganz exclusiven Club gewonnen habe, so werden Sie sich ganz gewiß zufrieden erklären. Aber Eins fehlte mir und das mußte ich haben als Grundstein meiner Existenz. Ich wußte, wo das Dokument lag, Deine Tante hat es mit andern Papieren, mich betreffend, bei meinem frühern offenen Besuch und längerem Aufenthalte in ihrem Hause mir gezeigt, als ich sie darum bat, es mir aber nicht überliefert, weil — doch sie war schonend genug, mir das nicht in's Angesicht zu sagen. Ich meine mein Taufzeugniß, Pauline. Darin steht mit Amtssiegel und Unterschrift des Pfarrers, also mit voller Giltigkeit, bekundet, daß dem Freiherrn Otto von Pleißenberg von seiner Gemahlin Rosa, gebornen von Schrenk, ein Sohn geboren worden ist, der in der heiligen Taufe und so weiter. Das bin ich, Fräulein Schwester.

Diese Urkunde sichert mir meinen Namen, meinen Stand — Ihr habt mich freilich als Robert Schreyer — er sprach diesen Namen knirrschend aus, so daß Paulinen vor ihm graute, — Ihr habt mich als den Sohn eines ehrlosen Betrügers in die Welt gestoßen, aber ich habe dies Geschenk nicht angenommen, habe stets mich betrachtet und, so weit ich frei war, genannt als der ich geboren bin, und da Deine Tante mir das Taufzeugniß, um das ich sie dringend bat, mit ihrer Festigkeit, vor deren Sanftmuth man wahnsinnig werden könnte, verweigert hat, so bin ich gekommen, mir mein Eigenthum mit Gewalt zu holen. Da hast Du meine offene Erklärung. Ich muß es haben, um jeden Preis, das sage der Frau Tante. Wäre ich nicht in der Nacht mit Hunden verfolgt und gehetzt worden, so hätte ich den Versuch, den meine schöne Schwester vereitelte, auf Gefahr meines Lebens sofort wiederholt. Aber der elende Bube, mein Diener, verlor den Muth; ohne ihn war es vor der Hand unmöglich. Du siehst, ich bin ganz offen gegen dich. Nun sprich, was willst Du von mir?

Pauline war in diesem Moment zu ergriffen von Allem was sie gehört hatte, um mit ihm reden zu können, wie es ihre Absicht gewesen war. Doch faßte sie sich so gut sie konnte, und sagte ihm, was das Herz ihr eingab. Sie stellte ihm vor, daß er niemals ausgestoßen worden sei, daß die Tante mit innigem Antheil, sie selbst mit schwesterlicher Liebe nur sein Bestes wünsche und beschwor ihn mit rührenden Bitten, dem unstäten, zwecklosen Leben zu entsagen. Die Tante sei gern bereit, noch jetzt für ihn zu thun, was in ihren Kräften stehe und widerstrebe es ihm sich, spät wie es sei, noch irgend einem Berufe im Staatsdienste zu widmen, so wäre ihm vielleicht die Landwirthschaft —

Hier unterbrach er sie durch ein spöttisches Gelächter, das ihr schneidend durch die Seele ging. Es schien ihm aber gleich selbst leid zu thun, denn er faßte ihre widerstrebende Hand und küßte diese. Meine liebe Schwester, sagte er mit völlig verändertem Tone, Du meinst es so gut! Glaube nur, das Herz thut mir weh, Dich so reden zu hören, und doch Dir nicht folgen zu können. Das ist mir aber ganz unmöglich. Zu einem stillen und ruhigen Leben bin ich verdorben, auch würde ich ja damit den verhaßten Namen, der mir aufgebürdet worden ist, durch meine ganze Existenz schleppen müssen, wie der Galeerensclave die Kettenkugel, die ihm am Beine hängt. Nähme ich Deinen Vorschlag an, Pauline — glaube mir, nach einem Vierteljahre hätte ich mir eine Kugel durch den Kopf gejagt. Es wäre mir vielleicht am besten, setzte er dumpf hinzu, je eher, je lieber! Pauline schauderte vor dieser frevelhaften Aeußerung.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Strauß Veilchen.

Novellette.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Antoinette lächelte herzlich und nickte ihm ermuntert zu. Ich finde das ganz natürlich! erwiderte sie munter und unbefangen. Ein Mann muß nothgedrungen ein anderes Leben führen, als eine Frau und namentlich eine Wittwe, welche nicht genug auf der Hut sein könnte, um für ihre Freiheit Vergebung und Nachsicht zu erhalten und das Urtheil der Welt zu entwaffnen. Ihr Herren habt freies Spiel und die unbeschränk-

Digitized by Google

teste Freiheit; und während es sich für uns geziemt, uns im Schatten zu halten, so ist es für die Männer gewissermaßen eine Pflicht, hinauszutreten in das volle Licht, und Glanz, Geräusch und Ansehen, ja ich setze hinzu: auch Ruhm, zu suchen. Allein diese Dinge alle lassen sich nur durch Kämpfe und Aufregungen erwerben: der Mann muß sich daher hinauswagen auf die Stechbahn und in's Getümmel des vollen, frischen Lebens — er kann zuweilen sogar unterwegs abgeworfen werden, doch gleichviel, wenn er sich nur sogleich wieder aufrafft!

Sie sind nachsichtig, gnädige Frau, — vielleicht allzu nachsichtig, - sagte Edgar, bezaubert von dieser anspruchslosen geistvollen Anmuth der Baronin. Ich möchte Sie lieber etwas strenger sehen!

Strenger? und wozu denn? — Zunächst müßte ich dann das Recht haben zu tadeln, und dieses Recht erkenne ich mir nicht zu!... Und dann — ist es auch klug, eine Strenge zu zeigen, die vielleicht bis zu einem gewissen Grade die Aufrichtigkeit einschüchtern kann?

Ich verstehe Sie, entgegnete Edgar etwas bitter. Wir sind nicht eng genug mit einander befreundet, daß Sie sich das Recht zuerkennen, mir die mindesten Vorstellungen zu machen. So übersetze ich mir wenigstens Ihre Worte, so verbindlich und wohlwollend dieselben auch sein mögen!

Dann geben Sie denselben eine unrichtige Deutung, Herr Baron, und da Sie denn wirklich getadelt sein wollen, so werde ich Ihnen wenigstens über diesen Gegenstand Vorwürfe machen. Ich bin aber durchaus nicht der Ansicht, daß unsere Freundschaft aufgehört oder Abbruch erlitten habe!

Allein wir waren so lange von einander getrennt! warf Edgar ein.

O, kommt dies denn nicht alle Tage vor? Man ist ja nicht darum und dadurch allein befreundet, daß man sich Besuche macht! So vielerlei Umstände und Verhältnisse können uns nicht trennen, und zwar zuweilen für immer. Nicht Diejenigen sind die besten Freunde, welche man beständig um sich sieht, denn diese können uns lästig und beschwerlich werden, uns in Verlegenheit bringen, während wir unseren entfernter wohnenden Freunden ein gutes Andenken bewahren, das oft gerade durch zeitliche und räumliche Ferne eine gewisse poetische Weihe bekommt. Wenn die Probe eines steten und angelegentlichen Umgangs sehr oft gefährlich ist, so dient dagegen die Abwesenheit trefflich dazu, die Anhänglichkeit und Hingebung zu stärken!

Wie, gnädige Frau? rief Herr v. Bloßwitz, Sie hätten mir also meine plötzliche Abreise und mein seitheriges Stillschweigen verziehen?! . . .

Ei gewiß! Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich gar kein Recht hatte, Ihnen darüber böse zu werden, erwiderte Frau v. Bergolt mit einem gewinnenden Lächeln. Ja, ich darf noch hinzusetzen, daß gerade diese Umstände sehr gut in mein System der Freundschaft paßten!

Aha, ich verstehe: der Freundschaft . . . . aus der Entfernung!

Mein Gott! verwundern Sie sich darüber nicht! Ist denn diese Art von Freundschaft nicht die angenehmere und sichere? — Sehen Sie, uns hätte z. B. irgend ein bitteres Wort oder eine unbedachte Bemerkung plötzlich entzweien können, oder es wäre möglich gewesen, daß die Leute unseren sehr unschuldigen Beziehungen eine falsche und schlimme Deutung gegeben hätten. Jenun, wie ist es ganz anders gekommen? Sie sind plötzlich abgereist, haben sich in den Strudel des geselligen Lebens der Residenz gestürzt, sind der Held des Salons geworden, haben eine Menge schöner, glänzender, koketter, angebeteter Damen kennen gelernt; und trotzdem kommt es, daß Sie Ihrerseits, wo Sie mich jetzt zufällig . . . im Vorbeigehen . . . sehen, davon nicht ununangenehm berührt erscheinen.

O, gnädige Frau, wie mögen Sie mit solch kühlen Ausdrücken das Vergnügen, das Glück bezeichnen, das ich empfinde, Sie wieder zu sehen? rief Edgar.

Hören Sie mich! wir wollen Nichts übertreiben. Sie haben mir ja versprochen, mir nun Ihrerseits alle Erlebnisse mitzutheilen, welche Ihnen seit unserer Trennung zugeflossen sind, nicht wahr? Wohl denn, so erzählen Sie mir, wie Sie in den beiden letztvergangenen Jahren gelebt haben! (Forts. f.)

(Wichtige Nachrichten über E. Vogel's Schicksal.) Wir theilen im Nachstehenden das Wesentliche aus einem Schreiben des Herrn Werner Munzinger aus El Obeid, der Hauptstadt von Kordofan, vom 23. Juni 1862, mit. „Es ist uns schon hier gelungen, sichere Nachrichten über das Schicksal Dr. Vogel's zu erhalten. Diese Auskünfte verdanken wir einem geborenen Schingetiner, Namens Mohammed, der im Auftrag seines Herrn Sein el Abidin sich seit einiger Zeit hier befindet. Ich will die Thatsachen chronologisch aufzählen. Und so versetzen wir uns nach dem fernen Westen, nach Timbuktu, in die Familie des Scheich el Mochdar el Kundi, dessen Enkel Ahmed el Bakai uns durch Dr. Barth die Nigerstraße geöffnet hat, dessen anderer Enkel Sein el Abidin uns indirekt von Vogel's Schicksal unterrichten soll. Die Angehörigen des Scheich el Mochdar, Vollblutaraber, von den Beni Omaja nach Westen ausgezogen, kamen in den letzten Zeiten unter verschiedenen Schicksalen über Schinget endlich nach Timbuktu, als Mittler und Versöhner streitender Stämme. Die Scheich stehen der Gottheit näher, und Niemand wagt, sich ihrem Zorn auszusetzen; Regen und Wind beherrschen sie; plötzlicher Tod, Krieg, Krankheit straft ihre Verräther. Im Jahr 1266 der Hidschre (1849 bis 1850) brach der Scheich Sein el Abidin von Timbuktu nach Mekka auf und erfüllte den Hadj im Jahr 1267. Er kam auf dem Rückweg Ende 1269 über Begermi nach Bornu. In Begermi traf er unsern Berichterstatter Mohammed, seiner Geburt nach von Schinget und dem Scheich schon bekannt, an. Wäh-

Digitized by Google

rend der Scheich westwärts zog, verfolgte Mohammed seine Pilgerschaft, verweilte auf der Rückreise längere Zeit in Borgu (Wadai) und in Begermi, wo er in der Regenzeit wieder zum Scheich stieß. Der Scheich el Abidin kam im Jahre 1269 (1852 bis 1853) nach Kuka. Scheich Omer, der dort regierte, beauftragte ihn mit einer Gesandtschaft nach Sokoto, mit der Aufgabe, den Frieden zwischen beiden Ländern wieder herzustellen. Im November 1853 bemächtigte sich Scheich Omar's Bruder Abderrahmen der Herrschaft und wurde erst im Sommer 1854 wieder abgesetzt. El Abidin fand bei seiner Rückkehr von Sokoto bei Abderrahman, der ihn als Freund Omar's betrachtete, kalte Aufnahme. Seine Rückkunft nach Kuka muß mit der Ankunft E. Vogel's in Kuka (13. Januar 1854) ungefähr zusammenfallen; er hielt sich da bis Mitte 1855 auf. Im Herbst 1854 kam Dr. Barth glücklich nach seiner großen Fahrt nach Timbuktu zurück; er war von zwei Schülern des Scheich el Bakaj begleitet und brachte weitläufige Briefe von ihm an den Scheich el Abidin mit. Letzterer wurde durch diese Empfehlungsbriefe in die Freundschaft der Europäer hineingezogen; Dr. Barth verlebte mit ihm noch einige Zeit in angenehmem Verkehr, und als er verreiste, gab ihm der Scheich das Geleit. Im Jahr 1855 war Dr. Vogel auf verschiedenen Reisen von Kuka abwesend, wohin er erst den 1. Dezember wieder zurückkam, um den 1. Jan. des neuen Jahres nach Osten aufzubrechen. Unser Scheich verreiste in der zweiten Hälfte des Jahres 1855 nach Begermi und hielt sich da bis zum Sommer (Sommer ist die heiße Jahreszeit, von März bis Juni; die Regenzeit die Zeit Juli bis September; der Winter dauert von Oktober bis Februar) 1856 auf. Er fand hier den Schlingetiner Mohammed, der sich sogleich zu ihm gesellte und seitdem bis heute seine Schicksale theilte. Mohammed erzählt nun, daß er sich im Frühjahr 1856 mit seinem Herrn in Massena befand, als Dr. Vogel beim Beginn der heißen Zeit da ankam. Er schätzt die Zeit des Aufenthalts desselben auf einen Monat; Vogel hatte einen Diener von Tesan, mit dem unser Mohammed bekannt war. Vogel soll sich im Arabischen nur unvollständig haben ausdrücken können. Von Begermi nach Borau sind zwei Straßen, eine gerabere südlich, die andere über Meitu und Fittri; doch konnte Mohammed nicht sagen, welche von beiden Abdulwaheb (Vogel) gewählt habe. Die Nachricht, die vom Scheich Omar von Bornu herrührt und ihn nördlich gehen läßt, hat nichts Unwahrscheinliches; denn vielleicht war die südliche Straße bei den Wirren in Borau nicht gangbar, ferner konnte Dr. Vogel hoffen, sich bei allenfalls ungünstigen Nachrichten die sichere Rückkehr dadurch offen zu halten, daß er sich so lange als möglich den Grenzen des Landes nahe hielt. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Passauer Liedertafel, welche jüngst mehrere Tage in Linz zubrachte und dort mit unseren österreichischen biedern Nachbarn ein wahres Verbrüderungsfest feierte, hat vom Linzer „Frohsinn" ein Band im Werth von 200 fl. zum Geschenk erhalten. Der Linzer Schweinmetzger Zizelsberger überreichte den Passauern eine Riesenwurst, welche am 18. dieß von 10 Mann kaum aufgezehrt werden konnte. Auswärtige Telegramme riefen den Fröhlichen zu diesem Riesenmahl „gesegnete Mahlzeit zu."

In Hannover feierte kürzlich ganz in der Stille seines Familienkreises der Sohn von Werthers Lotte, Archivrath Kestner, seine diamentene Hochzeit. Der rüstige Greis nimmt noch den regsten Antheil an allen neuen Literaturbewegungen. Er besitzt sehr reiche Sammlungen, namentlich von Kupferstichen und Autographien.

Ein Kranz

auf das Grab der zu Sommerach so früh dahingeschiedenen

Jungfrau

Justina Streit.

Horcht! der Glocken Töne schallen
Ernst und dumpf an unser Ohr,
Viel' der frommen Beter wallen
Durch des stillen Friedhof's Thor.

Seht die Eltern, Schwester, Brüder,
Hört der Pathen innig Fleh'n;
Hört der Leute Klagelieder,
Seh't wie All' ein Grab umfleh'n!

Ach, in engen Bretterwänden
Liegt der Eltern braves Kind:
Und in ihren kalten Händen
Man ein Rosenkränz'chen find't.

Jetzt erklingen Priesterworte
Die uns Kraft und Trost verleih'n;
Langsam zieht nun in die Grotte —
Eltern theures Kleinod ein.

Endlich wird das Grab nun wieder
Voll von Rasen, Erd' und Stein:
Und die einst so brav und bieder
Schließt jetzt Grabes-Dunkel ein.

Schlumm're sanft, im Erdenschooße!
Ruhe süß, in stiller Gruft!
Schönste Lilie, schönste Rose,
Bis auch uns der Schöpfer ruft.

Wenn dereinst auch meine Schritte
Deinem Grab sich wenden zu,
Dann, o Gott! hör' meine Bitte:
Gib' ihr Frieden, ew'ge Ruh'!

H. A. R.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 106. Donnerstag, den 4. September. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung").

(Fortsetzung.)

Er stand rasch auf. — Ich will Dich nicht länger martern, sagte er. Gebt mich auf. Ich fordere nur mein Taufzeugniß, sage das der Tante. Sie soll mir es schicken, dann verspreche ich ihr auf mein Ehrenwort nie wieder in diese Gegend zurückzukehren, überhaupt nie wieder etwas von mir hören zu lassen. Thut sie es nicht —, er verstummte.

Aber, wandte Pauline, sich gewaltsam ermuthigend ein, kannst Du fordern, daß die Tante Dir dies Papier übergibt, da sie doch weiß —

Daß es eine Fälschung, wenn auch vom Herrn Pfarrer im guten Glauben ausgestellt, ist? ergänzte er schonungslos. Ja, das fordere ich. Es ist ein Opfer, das ich von ihrer Gewissenhaftigkeit verlange, aber ich kann nicht anders. Dafür werde auch ich eins bringen. Ich werde mich vor meiner Abreise schriftlich zu dem Attentat bekennen, meine Erklärung dem Gericht zufertigen und so die lästige Untersuchung, welche Euch beunruhigen könnte, todt machen. Bemühe Dich nicht, Pauline. Ein anderes Abkommen ist mit mir nicht zu treffen. Ich danke Dir, meine liebe Schwester, daß Du meinetwegen Dich selbst nicht gescheut hast durch die Mysterien des Abschaums dieser Stadt, von denen wie von einem todten Meere meine glückselige Insel umgürtet ist, zu mir zu dringen. Das ist Dein Opfer gewesen, das ich Dir nicht genug danken kann. Setze ihm nur noch die Krone auf, indem Du die Tante zur Befriedigung meines Wunsches bewegst.

Was ist aber Dein Lebensplan, Moritz? fragte Pauline. Hast Du ein festes Ziel für Deine Zukunft?

Wer kann sich dessen rühmen, auch wenn er es zu haben glaubt? entgegnete er. Kommt nicht Alles anders als man denkt? Vogue la galère! — Leb' wohl! Wir sehen uns wohl niemals wieder. — Möchtest Du glücklich werden, so schön und lieb wie Du bist! Du mußt glücklich werden, denn Du verdienst es! Er wartete keine Antwort ab, nahm auch Paulinens entgegengestreckte Hand nicht mehr an, wie von einer heiligen Scheu ergriffen, sondern brach, ohne sie anzusehen, rasch auf, und verließ das Zimmer. Draußen wartete der alte Leichert auf ihn. Dieser kannte ihn freilich nicht recht wieder, denn er hatte ihn seit seinen ersten Studentenjahren nicht mehr gesehen, da Frau von Forno zu der Zeit, als ihr Neffe von seiner ersteren längeren Abwesenheit heimgekehrt ihr Haus besuchte, nicht in Reichenwalde wohnte, das Leichert niemals verlassen hatte. Aber er wußte, daß der junge blasse Mann, der aus dem Zimmer seines Fräuleins kam, kein Anderer sein könne als ihr Bruder und er sprach ihn daher an, ob er sich seiner noch erinnere.

Moritz hatte schon erfahren, daß der alte Jäger, der vor Jahren, als sein mütterlicher Großvater noch auf dem Stammgute wohnte, zuweilen als vertrauter Bote mit allerlei Aufträgen zu ihm gekommen war, heute seine Schwester zu ihm geführt habe, er nannte ihn daher bei seinem Namen, machte ihn aber zugleich Vorwürfe, daß er mit dem Fräulein in diese für sie ganz unpassende Gegend der Stadt gegangen sei.

Während er Leicherts Erklärung auf dem Corridor anhörte, sah er einen Mann die Treppe heraufkommen, dessen Anblick ihm unangenehm schien, denn er biß sich in die Lippe, was dem scharfen Auge des Jägers nicht entging. Aber nachdem er das Gespräch mit dem Letztern kurz und zerstreut abgebrochen, sprach er den Kommenden, vor welchem die Glasthüren des Speisesaales eben geöffnet wurden, im Vorübergehen an und fragte ihn: ob man hier gut dinire? Der Angeredete schien ihn, wie

Digitized by Google

Leichert bemerken wollte, etwas kurz abzufertigen, was der Alte jedoch ganz natürlich fand. In raschen Schritten entfernte sich dann der Bruder seiner jungen Dame, welchem Leichert nicht eben mit liebreichen Blicken nachsah, wie er sich auch schon freimüthig genug gegen Paulinen ausgesprochen hatte. Schade, daß er überhaupt wieder gekommen war! Der Alte hatte aber seinem Fräulein eine angenehme Nachricht mitzutheilen, und er trat mit verheißungsvollem Gesicht bei ihr ein, die er in großer Bekümmerniß fand.

Erst nach der Entfernung des Bruders den sie jetzt unrettbar verloren nennen mußte, war sie von der ganzen Trostlosigkeit der Verhältnisse überwältigt worden. Als sie den treuen Diener erblickte, bezwang sie sich jedoch und sagte scheinbar gefaßt: Meine Sache ist abgemacht. Wir wollen noch heute wieder abreisen.

Sehr wohl, gnädiges Fräulein, erwiderte Leichert erfreut. Ich kann Ihnen auch noch etwas Gutes vermelden. Sie haben ihn.

Was meinen Sie? Wen denn? fragte Pauline.

Das Wieselchen! Ja, gnädiges Fräulein, sagte er, über ihr Erschrecken halb lachend, der sitzt fest. Ich hab's nur einem Polizeilieutenannt, der unten war, angezeigt, so und so wäre es, der Verdacht sei einmal da, es könnte auch wohl bewiesen werden. Jetzt, kaum zwei Stunden d'rauf, kommt er wieder und sagt mir, daß er eingesteckt sei — wie sich 'n Wieselchen aber fangen lassen kann! Ich soll ihm, wenn's Z ist, gegenüber gestellt werden. Davor fürchte ich mich nicht — wir haben gerechte Sache, gnädiges Fräulein. Ich hab' schon gesagt, daß das Kreisgericht einen Termin bei uns angesetzt hat und es wird nun Alles seinen richtigen Weg nehmen. Der Andere kann uns nun auch nicht entwischen. — Er bemerkte jetzt mit großem Mitleide, daß das Fräulein immer blässer wurde und sprang zu einem andern Gegenstande über. Gewiß hatte sie die Unterredung mit dem Bruder, der doch nun einmal ein verdorbenes Subjekt war, so angegriffen.

Draußen habe ich auch den Herrn Grafen v. Lingen wieder gesehen, sagte er.

Pauline blickte ihn überrascht an und ihre Farbe belebte sich ein wenig.

Er speist hier — der Bruder muß ihn auch kennen, er hat ihn angeredet. Aber der Graf mochte nicht recht viel von ihm wissen wollen. Mich sah er dabei ganz groß an; es fiel ihm wohl ein, wie mir der Bahnzug durchgegangen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Strauß Veilchen.

Novellette.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Edgar senkte die Blicke zu Boden und erröthete leicht! es kostete ihn offenbar Mühe, seine Beichte zu beginnen.

Ei, ei, mein sehr weltlicher und weltgewandter Herr Baron! Sie erscheinen mir ja gar verlegen!? rief Frau v. Bergolt mit schelmischem Kopfschütteln. — Verwerfen Sie denn meine Nachsicht, von welcher ich Ihnen doch Beweise gegeben habe?

Sie sind ein Engel an Güte, eine Zauberin! stammelte Edgar.

O nicht doch, Herr Baron! Nicht diese Sprache! erwidert Antoinette. Keine Komplimente, keine Ueberschwänglichkeiten! Sie würden mich dadurch nur ungehalten machen!

Könnten Sie denn wirklich böse werden? fragte Edgar.

Die schöne junge Wittwe lächelte und meinte: Ich hatte ernstlich Lust dazu, aber Sie haben mich entwaffnet. Aber nun fangen Sie an zu beichten! kommen Sie! Ich will sehen, ob Sie aufrichtig sind!

Du lieber Himmel! was soll ich denn gestehen? Was habe ich zu beichten? Die tausenderlei Thorheiten der müssigen jungen Leute der vornehmen Welt! Ich bin eben mit dem großen Strom geschwommen, habe Abendgesellschaften und Bälle emsig besucht . . .

Das war wohlgethan! fiel ihm Frau von Bergolt in's Wort; man muß sich in der Gesellschaft zeigen, wenn man wie Sie einen geachteten Namen führt!

Ich habe Pferde und Hunde gehalten, fuhr Edgar fort! habe mich an Jagden, Wettrennen, an allen Vergnügungen des Sport betheiligt, war Mitglied des Jockeyclub, und habe zuweilen auch mein Gold den Chancen des Spiels am grünen Tische anvertraut.

Und Sie haben verloren?

Fast immer!

Desto besser! erwiderte Antoinette; Gewinnen ist stets gefährlich, denn dadurch erwächst aus der Laune die Leidenschaft. Und weiter?

Weiter? . . . . Aber gnädige Frau, nun wird die Sache delikat!

Natürlich! Sie haben sich in mehrere hübsche Damen verliebt. . . . .

Wie? Sie wissen? Und woher erfuhren Sie . . . .

Ach! sehen Sie, wie Sie sich nun selbst verrathen haben! . . . . Ja stellte nur Muthmaßungen auf.

Aber Sie haben die Wahrheit errathen!

Wie immer, wenn ich nur auf den Busch klopfe. Aber ich sehe mit Vergnügen, daß Sie nicht vor Liebe gestorben sind! Das beruhigt mich einigermaßen, und beweist mir, daß Sie Glück in der Liebe hatten. Ueberhaupt möchte ich bezweifeln, ob Jemand an der Liebe stirbt — eher an Eigenliebe! Allein weiter!

Weiter? . . . . Ich bin, glaub' ich, zu Ende, gnädige Frau!

Mein kleiner Finger sagt mir das Gegentheil!

Nun, und was sagt er Ihnen denn, meine Gnädige?

Daß Sie ein Duell mit dem Grafen Schafpolsch gehabt haben und gefährlich verwundet worden sind!

Mein Gott, wie wissen Sie darum?

Digitized by Google

Durch das Privilegium der Freundschaft, entgegnete Frau v. Bergolt mit einem wehmüthigen sanften Lächeln. So lange Sie nur heiter in den Tag hinein stürmten und nur Ihrem Vergnügen lebten, mengte ich mich nicht in Ihre Verhältnisse. Sobald ich aber Ihr Leben in Gefahr wußte, wollte ich Tag für Tag mir Nachrichten über Ihr Befinden verschaffen!

Aber sagen Sie mir nur, durch wen Sie dieselben bekommen konnten, gnädige Frau? rief Edgar tief gerührt.

Auf die einfachste und leichteste Weise von der Welt: durch die Diakonissin, welche ich Ihnen selber zugesandt habe, damit sie Sie verpflege!

Madame, das thaten Sie?! . . . . Sie sandten mir also jenes sanfte treue Geschöpf, dessen verständiger Pflege und unermüdlicher Aufopferung ich allein mein Leben verdanke?! — O gnädige Frau! wie soll ich Ihnen dies genugsam danken! — Sie waren also damals schon in der Residenz?

Allerdings, Herr v. Bloßwitz!

Der Baron wurde nachdenklich; das Zusammentreffen all' dieser Umstände machte ihn verwirrt. Plötzlich aber bebte er zusammen, denn es fiel ihm bei, daß Antoinette, welche über sein Leben und Treiben so trefflich unterrichtet war, jedenfalls auch um die angelegentlichen Huldigungen wissen müsse, die er während mehrerer Monde der gefallsüchtigen Gräfin Heubern dargebracht habe. Er seufzte unwillkürlich, denn diese Erinnerung gemahnte ihn gleichzeitig auch an die ihm widerfahrne demüthigende und geringschätzige Behandlung.

Antoinette aber bot ihm jetzt abermals die Hand und sagte weich und mit innigem Mitgefühl: Grämen Sie sich nicht, Herr v. Bloßwitz! Das sind lauter Dinge, welche einmal zum Leben der jungen Herren von Stande in großen Städten gehören! Es sind Erfahrungen, welche Keinem erspart bleiben aber stets theuer bezahlt werden müssen!

Als Edgar diese hübsche Hand der Sclavinnen entgegengestreckt sah, kam ihm ein plötzlicher Einfall: er überreichte nämlich Antoinetten den Beilchenstrauß, welchen er seither sorgfältig hinter seinem Hute verborgen gehalten hatte.

Endlich? rief Frau v. Bergolt im fröhlichsten und anmuthigsten Tone; warum wagten Sie es denn vorher nicht, mir dieses Bouquet anzubieten? Flöße ich Ihnen denn Furcht ein?

Sie gnädige Frau?! . . . O nein, im Gegentheil!

Der Strauß ist allerliebst! fuhr sie fort und bedeutete zur Hälfte ihr seingeschnittenes, regelmäßig s und ausdrucksvolles Gesicht mit dem Bouquet. Ich danke Ihnen freundlichst für diese Aufmerksamkeit! (Forts. f.)

(Wichtige Nachrichten über E. Vogel's Schicksal.) (Schluß.) Unser Berichterstatter erzählt weiter, daß er mit dem Scheich im Frühsommer desselben Jahres (etwa April 1856) von Massena verreiste; sie kamen nach wiederholtem kurzen Aufenthalt da und dort im Innern von Borau an und fanden auf dem Weg den Wesir des Sultans Simelek mit dem Eintreiben des Tributs beschäftigt. Dieser empfing sie sehr gut und führte sie in sein Dorf, wo sie den Ramadan zubrachten. Die Reise bis zum Zusammentreffen mit Simelek schlägt Mohammed auf fünfzehn Tage, den Aufenthalt mit dem Wesir auf dem Land und in seinem Dorfe auf vierzig Tage an. Ende Ramadan ging der Scheich zum Sultan Scherif nach Besché, wo er residirte, machte da das Fest der Fathr mit und kam nach 3tägigem Aufenthalt in das Dorf des Wesir's zurück, von wo die Gesellschaft unvorzüglich nach Darfur sich aufmachte. Der große Beiram wurde in Tendelti gefeiert; doch blieben sie den ganzen Herbst und Winter da und langten erst im Sommer des anderen Jahres in Chartum an. Nun entspricht nach dem Nautical Almanach der 29. Juni 1862 dem 1. Mohaurem 1279 und der große Beiram dieses Jahres dem 9 Juni. Wenn man zwischen unserem und dem israelitischen Kalender eine Differenz von 11 Tagen für die gewöhnlichen und 12 für die Schaltjahre annimmt, so fiele der Ramadan 1272 vom 9. Mai bis 8. Juni 1856, der kleine Beiram oder das Fest der Fathr, das der Scheich in Besché zubrachte, auf den 9. Juni und das Fest der Harj, wo er sich in Darfur befand, auf den 16. August 1856. Die chronologischen Angaben unseres Mohammed sind dadurch bewährt, daß er den Aufenthalt in Borau in den Hochsommer, den in Darfur aber in die Regenzeit verlegt. Mohammed berichtet nun, daß sie schon auf dem Wege nach Borau in den Dörfern von vielen Leuten gewarnt wurden, ja nicht zu ihrem Sultan zu gehen, da er jüngst einen von Bornu kommenden Scherif habe ermorden lassen. Als sie bei Simelek ankamen, wurde ihnen Dr. Vogel's Tod ohne Hehl von allen Soldaten, Bauern und Vornehmen erzählt, und Simelek selbst sprach davon ausführlich mit dem Ausdruck großer Mißbilligung. Die Sache verhielt sich aber so. Der Sultan Scherif hatte zu Westen seine Schwestersöhne, den älteren Simelek und Germa. Simelek hatte einen sehr guten Charakter, während sich Germa durch Böswilligkeit und ehrlose Habsucht noch immer auszeichnen soll. Als Dr. Vogel in Borgu ankam und nach dem besten Schutzherrn fragte, wurde ihm Germa als solcher bezeichnet, und anscheinend sollte er es sein, da er beim Sultan sehr beliebt war. So quartirte er sich bei ihm ein und überreichte bei seinem Besuch dem Sultan sein Gelaw, das heißt Empfangsgeschenk. Vogel hatte ein sehr schönes Pferd, wahrscheinlich das in seinen Briefen oft erwähnte; Germa bedeutete ihm, er möge es dem Sultan schenken, um es dann für sich zu nehmen. Vogel erwiderte ihm, daß er sein Reitthier nicht weggebe; dann wollte Germa es kaufen, was auch abgeschlagen wurde. Darauf hin wurde sein Mord beschlossen: Germa stellte dem Sultan vor, Vogel verbere das Land, indem er mit Feder ohne Tinte (Bleistift) schreibe; überdieß sei er ein Christ und so vogelfrei.

Digitized by Google

Der wahre Beweggrund war aber, so betheuert mir ausdrücklich der Berichterstatter, dieses Pferd; Zauberei mußte den Vorwand abgeben. Vor leichtsinnigem Gebrauch astronomischer Instrumente habe man ihn in Bornu so gewarnt, daß er sie niemals hervornahm. Den fünften oder sechsten Tag nach seiner Ankunft kam Germa von Soldaten begleitet in der Nacht vor seine Hütte; Vogel wurde unter dem Vorwand, der Sultan verlange ihn, herausgerufen und sogleich niedergehauen. Sein Schicksal theilte seine Diener, was nicht auffallend ist, da Fehler des Herrn im Orient gewöhnlich dem Diener zu Schuld gegeben werden; und daher ist es nicht zu verwundern, daß keine authentische Nachricht nach Bornu kam. Der Habseligkeiten Vogel's bemächtigte sich Germa, wie auch des Pferdes, das unser Berichterstatter mit eigenen Augen bei diesem sah. Ueber das Schicksal der Papiere konnte er natürlich nichts sagen. Vogel wurde bei seiner Durchreise, wie das gewöhnlich geschieht, vom gemeinen Volk als Scherif angesehen, während seine Qualität als Christ beim Hof bekannt war."

„Um uns über das Datum des Todes Vogel's mehr zu vergewissern, müssen wir uns erinnern, daß der Scheich el Abidin Anfangs Mai im Ramadan in's Dar, den 8. Juni nach Besché kam. Mohammed meint, es möge zwischen der Ankunft des Scheich's und Vogel's in Besché nur ein Monat vergangen sein; man habe von des letzteren Tod als von einem ganz jungen unverwischten Ereignis gesprochen. So glaube ich, nicht sehr zu fehlen, wenn ich den Mord Vogel's in die Zeit versetze, als der Scheich an den Grenzen des Landes anlangte. Dr. Vogel verreiste von Kuka den 1. Januar 1856; nach dem Brief des Scheich Omar von Bornu wäre er auf einem Umwege erst im März nach Begermi gekommen. Dieß als wahr angenommen, hatte er den Rest vom März und einen Theil des April in Begermi zugebracht, da Mohammed seinen Aufenthalt auf 1 Monat schätzt. In dem Bericht des Scheich Omar fällt auf, daß Vogel sich von Mua Massena zuwandte, anstatt direkt zum Fittri vorzugehen. Von Massena konnte er wohl bis Ende April in Besché ankommen, und da er dann nur noch fünf bis sechs Tag lebte, so fiel er höchst wahrscheinlich in den ersten Tagen des Mai 1856 als Opfer für die Wissenschaft. Es ist ein unheimliches, fatales Faktum, daß seine größten Arbeiten und seine Diener sein Schicksal theilten; wir besitzen wohl nur den kleinsten Theil seiner Papiere. Der Sultan Scherif ist im Jahre 1856 gestorben; und nach ihm nahm sein Sohn Ali, der schon zu seinen Lebzeiten Antheil an der Regierung nahm, den Thron von Wadai ein. Die Regierung Ali's wird als kräftig gerühmt. Die Residenz soll noch immer Besché sein. Simelek ist seitdem gestorben; dagegen der verrätherische Germa noch immer in Amt und Ehren und soll die wichtigste Person im Lande sein. Was unsern Schich Sein el Abidin betrifft, so verreiste er von Chartum (1857) zum zweiten Male nach Mekka und kam auf dem Rückweg nach Darfur, wo ihn der Sultan, der von einem Aufstand bedrängt war, über ein Jahr aufhielt. Geschäfte führten ihn über Kordufan nach Chartum, in der Zeit, als wir uns da, ohne ihn zu kennen, aufhielten, und von da nach Berber. Der dasige Scheich Mahmud ladet ihn ein, sich da bleibend niederzulassen, und gibt ihm seine Tochter zur Frau. Sein Famulus Mohammed (Munzinger's Gewährsmann) wird nach El Obeid geschickt, um das Haus des Scheich nach Berber zu bringen. Der Zufall will, daß wir beim gleichen Gastherrn zusammentreffen. Der Scheich soll ein Dreißiger und sehr aufgeräumten Charaktes sein. Wenn er seine dreizehnjährige Fahrt von Timbuktu nach Mekka über Kairo, von da über Suakin, Berber, Dongola, Kordofan, Fur, Borgu nach Bornu und Sokoto, von da zurück über Chartum nach Mekka, dann wieder bis Darfur und endlich nach Berber niederschreiben möchte. Das würde ein schönes Buch geben. Ich kann mich nicht enthalten, einige Punkte hervorzuheben, die sich auf die mitgetheilten Thatsachen beziehen. Vorerst muß ich bemerken, daß die Aussagen unseres Mohammeb sich trotz wiederholtem Kreuzverhör immer genau gleichbleiben und mit anderweitigen Mittheilungen übereinstimmen. An Interesse kann man nicht denken, da die Hauptsachen in einem scheinbar absichtslos geführten Gespräch von ihm genommen wurden und weder er noch überhaupt Jemand hier unser Interesse an Vogel kennt. Es kommt mir fast vor, daß ein Mann von größerer Reflektion kaum sich offen darüber ausgesprochen hätte; ich bezweifle, ob sein Herr, der Scheich, trotz seiner Freundschaft für die Europäer mit seiner Offenheit gerade zufrieden sein wird. Die Mohammedaner sind im Nachrichtgeben sogar von Bagatellen Fremden gegenüber sehr zurückhaltend, da sie die Tragweite fürchten. So will hier Niemand zugeben, daß Dr. Cuny vom Sultan Hussein getödtet worden ist, während die fremden Tükken davon überzeugt sind. In Wadai wird Niemand den mächtigen Germa als Mörder Dr. Vogel's anklagen. Diese meine Ansicht wird durch das Verhalten des Scheich Omar von Bornu, des Engländerfreunds, vollständig bestätigt. Er hinderte Macguire, detaillirt über Vogel's Tod zu schreiben, indem er eigenhändig an die Behörden officiell zu berichten versprecht, und dann, was enthält seine Depesche? Er erzählt, und ich glaube richtig, den Weg Vogel's bis Wadai, und im entscheidenden Augenblick bricht er auf eine Manier ab, die aussieht, als ob er im Zweifel gewesen sei, ob er fortschreiben soll oder nicht. Das afrikanische Mißtrauen behält die Oberhand; Das ist Alles, was ich Euch sagen kann, sagt er und siegelt. Ich bin weit entfernt, ihm daraus ein Verbrechen zu machen; der Orient und Afrika haben auch ihre diplomatischen Rücksichten. Was die Papiere Vogel's anbetrifft, kann ich leider keiner Hoffnung Statt geben. Nicht arabische Papiere werden in diesen Ländern so vernachlässigt, daß sie in kurzer Zeit den Würmern zum Raub werden; erregen sie abergläubisches Mißtrauen, so werden sie um so eher schnell vernichtet.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 107. Sonntag, den 7. September. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

VII.

Die Abreise wurde für heute noch verschoben. Pauline schrieb, sobald sie den Alten nach seinen Mittheilungen wieder entlassen hatte, ein Billet und sandte ihn damit noch einmal in die unheimliche Gegend, deren Erinnerung sie mit Grauen füllte. Er sollte das Billet auf jeden Fall ihrem Bruder zu eigenen Händen übergeben und daher, wenn er nicht anwesend sei, auf seine Rückkunft warten. Stunde auf Stunde verging und Leichert kam nicht wieder; aber auch der letzte Bahnzug des Tages war versäumt. Erst als die zehnte Stunde von den Thürmen schlug, hörte sie seinen starken Tritt, auf welchen sie mit ängstlicher Spannung so lange gelauscht hatte und als er eintrat, sah sie auf den ersten Blick, daß seine Sendung vergeblich gewesen war. Er zog auch gleich das Billet aus seiner Tasche und reichte es ihr zurück: sie hatte ihm ausdrücklich befohlen, es nicht in den Händen der Wirthin zu lassen.

Heute ist kein Gedanke mehr, daß er nach Hause kommt, sagte die Walter'n. Er ist in Gesellschaft und da bleiben sie denn bis an den hellen Morgen beisammen. So lange mochte ich doch nicht warten, ich kann ja lieber ganz früh noch einmal hingehen.

Sie haben wohl Manches von der Frau gehört? fragte Pauline mit trüben Blicken. Verhehlen Sie mir nichts, guter Leichert, Sie sind ja unser treuer Freund, Was hat sie Ihnen erzählt?

O davon könnte ich bis morgen früh reden! erwiderte Leichert, den grauen Kopf schüttelnd. Viel Gutes nicht. Wozu wollen Sie sich die ganze Nacht damit verderben? — Grämen Sie sich nicht um den, gnädiges Fräulein, fuhr er mitleidig fort, als er sah, wie Pauline die Hand über die Augen legte. Zu helfen ist dem in seinem Leben nicht mehr, das gibt selbst die Waltern zu, die ihn doch lieb hat wie ihr eigenes Kind. Und wenn er einen Tag reich ist wie'n König, daß er nun ein vernünftiges Leben führen könnte, den andern Morgen sitzt er doch wieder auf dem Trocknen. Wie gewonnen, so zerronnen! Wenn Sie aber befehlen, so geh' ich noch einmal hin.

Pauline dankte ihm für seine Bemühungen und behielt sich ihren Entschluß auf morgen vor; sie hatte Alles was er nur angedeutet, wohl verstanden, Moritz selbst machte ja gegen sie kein Hehl daraus, was der Inhalt und Zweck seines Lebens war. Der alte Jäger begab sich noch in das Domestikenzimmer zu ebener Erde, wo ihm der Kellner, der gewöhnlich seine Dame oben bediente, erzählte, daß der Herr Graf von Lingen sich erkundigte habe, bei wem der Herr, dem er vor dem Speisesaale getroffen, im Hause gewesen sei und als er ihm die Nummer genannt, da er den Namen des Fräuleins im Augenblicke nicht gewußt, daß der Herr Graf sich zu seinem Nachbar gewandt und ihm etwas auf Italienisch gesagt habe, was er nicht verstanden. Leichert konnte sich wohl denken, daß es nichts angenehmes gewesen war, wenn er sich des Benehmens von heute Mittag erinnerte. Es kümmerte ihn auch nicht weiter, denn seinem Fräulein erzählte er es doch nicht wieder. Dort steht der Herr, mit welchem der Graf Italienisch gesprochen hat, sagte der Kellner und deutete nach dem offenen Nebenzimmer, wo man am Schreibpulte des Hotelbesitzers, mit diesem in Abrechnung begriffen, einen jungen, übertrieben modisch gekleideten Mann stehen sah, in welchem Leichert, dessen Gedächtniß nicht durch vieler Menschen Bekanntschaft geschwächt war, den zweiten Reisenden erkannte, der auch, wie Graf Lingen, mit sei-

Digitized by Google

nem Fräulein in einem Abschlage gesessen und, wie ihm noch in den Ohren klang, ihn ausgelacht hatte, als er zurückbleiben mußte.

Wie heißt der Mann? fragte er den Kellner. Dieser versprach es ihm bald zu sagen und brachte von seiner Erkundigung beim Wirth auch sofort Bescheid. Frenkel, Disponent von Heisemann und Compagnie in Bremen — eine der schwersten Firmen, berichtete er. Reist in wichtigen Angelegenheiten seines Hauses.

Dem alten Waidmanne imponirte die Auskunft nicht, er hatte vor der Geldaristokratie nicht den mindesten Respekt und brummte aufnickend vor sich hin: So, so! Ein Handlungsdiener! Die sind immer die impertinentesten.

Er wurde aber noch auf eine Probe gestellt. Auch Herr Frenkel hatte einen Blick in das Nebenzimmer geworfen, wo die Diener der verschiedenen im Hotel wohnenden Herrschaften ihr Abendbrod aßen, und den alten Jäger bemerkt, dessen auffallende Erscheinung wie die eines Urwäldlers inmitten der Civilisation nicht so leicht zu vergessen war. Augenblicklich erkannte er ihn und fand sich veranlaßt, ihn mit einigen Fragen anzugehen.

Glücklich nachgekommen, alter Herr? rief er ihm cordial zu.

Der Alte sah nur wenig auf, nickte und ließ sich nicht im Essen stören. Hätte er gewußt, daß seine Dame sich auch über Impertinenz zu beklagen gehabt, so würde er sich auch Verbalgrobheiten erlaubt haben.

Ihr Fräulein wohnt im Hause, Nro. 27?

Auf diese Frage gab der Jäger nicht einmal durch ein Kopfnicken Antwort, sondern sah den Handlungsdiener, wie er ihn nannte, nur mit seinen grauen Augen starr an, als wolle er wissen, wie er zu der Frage komme.

Wissen Sie vielleicht — nun erlauben Sie doch, Sie haben ja noch gar nicht gehört, was ich wissen will!

Brauch' ich auch nicht, erwiederte Leichert, geht mich auch nichts an.

Es betrifft den Herrn, welcher heute Ihr Fräulein besucht hat. Ich möchte seine Wohnung erfahren, wenn sie Ihnen bekannt ist.

Leichert hatte eben mit einem letzten Trunk Bier seine Abendmahlzeit beendigt und stand auf. Ich kann Ihnen nicht dienen, antwortete er und überließ abgehend Herrn Frenkel, sich das wie er beliebte zu deuten. Dieser lachte wieder über ihn, und erkundigte sich dann noch einmal bei dem Prinzipal des Hauses nach den Verhältnissen des Fräuleins von der Mark, deren Namen er bereits erfahren hatte, aber mehr wußte der Wirth auch nicht als diesen und von wo sie gekommen, denn sie hatte die Rubriken des Fremdenbuches nur sehr mangelhaft ausgefüllt.

Sie bleibt doch noch länger hier? fragte Herr Frenkel zum Schluß.

Es scheint so, ich weiß wenigstens nicht anders. Morgen werde ich eine Aufenthaltskarte für sie besorgen.

Und ich ihr meine Aufwartung machen — wann treffe ich sie bestimmt?

Sie ist heute nur in aller Morgenfrühe ausgegangen, lautete der Bescheid. Sonst den ganzen Tag zu Hause.

Von der Mark! wiederholte Frenkel. Mit dem Namen wird man's aber nicht so genau zu nehmen haben — unter uns, Liebenbusch! Ich habe gute Gründe dazu. Sag' mir, mit wem Du umgehst — Sie kennen das Sprichwort. Graf Lingen hätte sich ihretwegen nicht auf das Ritterpferd zu setzen brauchen. Sehen Sie sich nur vor, Liebenbusch. Gute Nacht.

Der Wirth, von diesen dunklen Reden beunruhigt, forderte dringend eine Erklärung, die ihm jedoch lachend verweigert wurde. Schöne junge Damen darf man nicht compromittiren, sagte Frenkel. Wenn ich morgen komme, erfahren Sie vielleicht etwas mehr. Mir kommt es auch darauf an.

Am folgenden Morgen erhielt Leichert von dem Fräulein wirklich den Auftrag, noch einmal mit ihrem Billet einen Versuch zu machen: sie konnte ja ihren Bruder nicht ungewarnt vor der Gefahr lassen, welche ihm durch die Verhaftung Schinklers drohte. In den Zeilen, welche sie ihm geschrieben, hatte sie Alles erschöpft, was ihr volles besorgtes Herz ihr eingab — sie hoffte noch immer, wie die Liebe ja Alles hofft und glaubet. Ja, es war, als sei die schwesterliche Liebe zu dem Bruder, dessen in ihrer Gegenwart nur wenig von den Eltern gedacht worden war, erst erwacht und erstarkt, seit sie ihn so unglücklich wußte, durch eigene Schuld! Welche Heldenkraft kann ein reines Gefühl den Frauen geben!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Strauß Veilchen.

Novellette.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Edgar ward hierüber noch verlegener als zuvor, und hätte sich gern einem Dank entzogen, welchen er, wie er wohl fühlte, nicht verdiente. Allein Frau v. Bergolt schien hievon entweder nichts zu bemerken oder nichts bemerken zu wollen, und fuhr fort: Ich bin sehr zufrieden mit dem Vertrauen, welches Sie mir gegönnt haben. Mit Ausnahme einiger unbedeutenderen Punkte waren Sie sehr aufrichtig und wahrheitsliebend, und das ist schön. Wir haben uns nun mit einander verständigt wie damals, wo wir noch unsere Spaziergänge mit einander machten. Erinnern Sie sich ihrer noch?

Ei gewiß, gnädige Frau!

Es ist schon viel, wenn man sich noch vergangener Stunden entsinnen kann, sagte Antoinette. Allein für jetzt möchte ich von Ihnen ein Versprechen begehren, welches ich Ihren besten Verdiensten der Vergangenheit gleichachten und Ihnen gutschreiben werde!

Digitized by Google

Und was wäre dies? . . . . Ich bitte, lassen Sie hören! Ich mache mich schon im Voraus anheischig, es zu leisten!

Das wäre Tollkühnheit von Ihrer Seite, wenn Sie mich nicht schon im Voraus als eine besonnene Person kennen würden!

Ich bitte, Madame, sagen Sie mir, was ich Ihnen versprechen soll!

Ich verlange von Ihnen, daß Sie künftighin Ihr Leben nützlich anwenden sollen! erwiderte Frau v. Bergolt. Sie sind von guter Familie, gebildet, geistvoll; Sie haben mit Auszeichnung studirt, besitzen noch immer ein beträchtliches Vermögen, Ansehen, Kredit! Sie müssen einen Beruf ergreifen: etwa die diplomatische Laufbahn!

Wie? ich sollte mir Ketten anlegen?"

Jenun, wer trägt denn in dieser Welt keine Ketten? Jeder muß irgend eine Fessel tragen! Aber die schlimmsten Fesseln von allen sind die des Müssiggangs, des bloßen Genußlebens. Ein Leben voll Vergnügungen, eine endlos müssige Existenz sind mehr als der Tod — sie sind auch der Ruin unsers höheren unsterblichen Ich!

Herr v. Bloßwitz schwieg eine Weile, dann erwiderte er: Sie haben Recht, gnädige Frau! Ich werde mich morgen bei dem Kabinetsminister um eine Verwendung im Staatsdienste bewerben!

Der Minister ist Ihr entfernter Verwandter — Ihre Bewerbung ist daher schon so gut wie gesichert!

Aber sie verbannt mich aus der Residenz, Madame!

Das ist allerdings sehr schmerzlich! versetzte Frau v. Bergolt und blickte ihn fest und forschend an. Allein im Grunde wird der Abschied von hier Ihnen nicht so besonders schwer fallen, da ja die Gräfin Heuborn ebenfalls abgereist ist. . . . .

„Wie, gnädige Frau! auch dies wußten Sie?! rief Edgar in der höchsten Bestürzung und sprang auf.

Beruhigen Sie sich doch, bester Baron! geben Sie sich doch zufrieden! Ihr Erstaunen wird aufhören, sobald Sie bedenken, daß ich ebenfalls Augen habe und von meinem Balkon aus Sie täglich hier vorübergehen sehen und beobachten mußte!

Ah, das war recht böse von Ihnen, meine Gnädige, mich stets zu sehen und mir nicht einmal ein Lebenszeichen von sich zu geben!

Wozu denn auch, Baron? Ihre Seele, Ihr Herz und Ihr Geist waren ja so beschäftigt! . . . .

Und jetzt? fragte Edgar.

Jetzt hat die Gräfin auch Sie zum Besten gehabt, wie die Anderen. Trösten Sie sich übrigens: mit dem Beginn der Wintersaison wird die Gräfin wieder in der Residenz sein, um sich abermals an den Huldigungen ihrer Bewunderer zu weiden. Derartige Frauen bedürfen einen großen Schauplatz für ihre Thätigkeit!

Edgar ging einige Male im Zimmer auf und nieder, dann setzte er sich wieder Antoinetten gegenüber, welche ihm mit anmuthigem Winke seinen leeren Stuhl gezeigt hatte, und sagte mit einer wirklich tiefen innern Bewegung: Es ist möglich, Madame, daß die Gräfin von Neuem die Anbeter und Bewunderer um sich vereinigt, von denen Sie sprechen; aber ich versichere Sie, daß mich Niemand mehr unter denselben sehen wird. Ich weiß nicht, wie dieß zuging; allein in der kurzen Zeit, seit ich mich Ihnen wieder gegenüber sehe, meine Gnädige, haben Sie mich ganz umgewandelt. Ich fühle jetzt eine Kraft, die ich nie zuvor gekannt, eine gewisse innere Befriedigung und ein Behagen, wie ich es nur selten zuvor empfunden!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Quadratur des Zirkels gefunden — so wird der „Gazetta polska" aus Lemberg geschrieben. Als glücklicher Erfinder, der im geometrischen Wege dieses bisher als unlösbar gehaltene Problem zu lösen so glücklich war, wird Herr Zmurko, Professor der Mathemathik an der technischen Akademie in Lemberg, bezeichnet. Er soll ein Instrument erfunden haben, mittelst dessen er augenscheinlich einen Kreis in ein dem Umfange und Inhalte nach gleiches Quadrat verwandelt, und dieses Instrument ist, meint der Gewährsmann der „Gazeta polska", so einfach, wie das Ei des Columbus. Außerdem soll Professor Zmurko noch mehrere andere Instrumente erfunden haben, die geeignet sind, die ganze Wissenschaft auf ein neues Feld zu bringen; so namentlich sehr komplizirte Zirkel zur Konstruktion einer Ellipse, Parabel, Hyperbel, einen horizontalen Zirkel und dergleichen, lauter bisher unbekannte Sachen. Seine Entdeckungen hat Professor Zmurko an die Akademie der Wissenschaften nach Paris überschickt, welche die Prüfung derselben dem Hrn. Poncelet überwies.

Man schreibt aus Wien: Der Gipfel der Vergnügungesucht ist noch lange nicht erreicht. Die Wiener Blätter berichten: Der kommende Fasching wird um ein Vergnügen reicher werden. Es hat sich nämlich ein Comité mit dem Chef eines hiesigen Hauses ersten Ranges an der Spitze gebildet, welches die Absicht hat, im Fasching einen Karnevalszug von Wien nach Paris zu arrangiren. Die mit vielen Bequemlichkeiten ausgestatteten Eisenbahnwaggons werden geheizt; die Unternehmung besorgt vorzügliche Verpflegung, komfortable Wohnung, kurz alle, selbst die kleinsten Reisebedürfnisse, sogar Reisepelze und Maskenanzüge; dann Entrébillete, Fiaker u. s. w. Der Aufenthalt in Paris dauert zwei Tage und zwei Nächte, und ist hauptsächlich dem Besuche der Pariser Bälle, besonders des Maskenballes der großen Oper gewidmet. Der Preis einer Theilnehmerkarte wurde mit einhundert Gulden festgesetzt.

Am theuersten auf der ganzen Welt lebt man jetzt in Neworleans (Nordamerika). Einen Preiscourant von

Digitized by Google

dort entnehmen wir, daß gegenwärtig kostet: 1 Pfund Fleisch 60 Centimes — schwer zu haben. Brod: wer Lust zum Warten hat, kann von Morgens 2 bis 6 Uhr auch 6 Unzen Brod zu 10 Centimes mit Mühe bekommen. 2 Kartoffeln 10 Centimes. 1 Pfund Kaffee 70 bis 90 Centimes. 1 Pfund Reis 15 Centimes. Bier ist aus Welschkorn gebraut und schmeckt mit einer Dosis schwarzen Pfeffers nicht schlecht. Besen, früher 25 Centimes das Stück, kosten jetzt 2 Dollar 50 Centimes. Ordinäre schwere Schuhe von Roß- oder Alligatorenleder 12 Dollar. 1 Unschlittlicht 10 Centimes. 1 Pfund Salz 10 Centimes. 1 Flasche Oel 2 Dollars. Lampen-Oel nicht mehr zu haben. Druckpapier nicht mehr zu haben. Ein Buch Briefpapier 60 Centimes u. s. f.

Ein bedauernswerther Unglücksfall, dem eine ganz besondere Ursache zu Grunde lag, ereignete sich kürzlich in Baden bei Wien. Die Gattin des Theatercassiers Caliano kehrte nach dem Schlusse der Vorstellung in ihre Wohnung in dem Augenblicke zurück, als grade eine Fledermaus durch das offene Fenster hereinflog und im Zimmer herumflatterte. Hierüber erschrack die noch junge Frau derartig, daß sie zusammenstürzte und seither der Sprache beraubt ist. Die Gesichtsmuskeln sind verzerrt und es dürfte ein Nervenschlag eingetreten sein, weshalb auch die Unglückliche kaum mehr die Sprache wiedererlangen wird.

(Was sich der Vicekönig von Egypten kauft.) In London hat der Pascha von Egypten für sich Pferde, Wagen, Möbel, Silbergeschirr ohne Ende, Glas der theuersten Sorte, zur Abwechselung sechs Lokomotiven angekauft, und 400, sage vierhundert Beinkleider für seine allerhöchst eigene Person beim elegantesten Schneider bestellt. Da wird die neue egyptische Anleihe schwerlich hinreichen, die Reisekosten zu decken. Der „Punsch" meint, um die 400 Hosen anzuziehen, müßten viele egyptische Unterthanen ausgezogen werden. Die sind's freilich schon lange nichts besser gewohnt!

Das „Augsburger Tagblatt" schreibt: Die hier Anfang September fallende Versammlung der Studiengenossen wird den bereits erfolgten Anmeldungen nach äußerst zahlreich besucht werden. Unter den Studiengenossen befindet sich auch Louis Napoleon, welcher bekanntlich im Sommersemester 1821 in das Gymnasium eintrat, und die Anstalt 2½ Jahre lang besuchte. Aus den Studienkatalogen damaliger Zeit ersehen wir, daß der Sohn der Hortense im ersten Jahre unter 80 Schülern der 24., im zweiten unter 70, der 19. geworden. Im zweiten Jahre erscheint derselbe als preiswürdig mit dem Beisatze, daß der Prinz noch einen besseren Fortgang gemacht hätte, wenn er der deutschen Sprache mächtig wäre. Einer seiner Lehrer gab ihm das Zeugniß außerordentlichen Talentes und äußerst sanftmüthigen Charakters! Als Geburtsort ist Paris und als Aufenthaltsort merkwürdiger Weise „Rom" bezeichnet, da seine Mutter damals bekanntlich nur periodisch in Augsburg verweilte.

(Wunderbare Rettung.) Am 14. August hat sich auf der Kaiserin-Elisabethbahn, in der Nähe der Station Hüttelsdorf, ein merkwürdiger Fall ereignet. Ein achtzehnmonatliches, einem Bahnwächter gehöriges Kind, welches eben in dem Augenblicke, als der Courierzug heranbrauste, über den Damm heraufzuklettern und in die Nähe des Geleises gelaufen war, wurde von dem Fußtritte der Locomotive am Kopfe erfaßt und so glücklich auf den Sand hingeworfen, daß das Kind in wunderbarer Weise fast ganz unverletzt blieb und nur eine ganz unbedeutende Hautaufschürfung erlitt. Der Schreck und später die Freude der Mutter des Kindes, welche nächst dem Materialgraben der Bahn auf einem Felde arbeitete und das Kind einen Augenblick außer Acht gelassen hatte, läßt sich nicht beschreiben. Zu bemerken ist hiebei, daß die Bahn selbst dort mit den vorgeschriebenen Böschungen und Einzäunungen versehen und dieser Unfall nur der Unachtsamkeit der Mutter zuzuschreiben ist.

(Schachturnier.) Aus London den 8. August wird gemeldet: Das große Schachturnier ist zu Ende. Sieger war wieder Professor Anderssen aus Breslau, der von 13 Spielen 11 gewann, und ihm zunächst standen Paulsen aus Amerika (ebenfalls ein Deutscher), zwei Geistliche, die Herren Owen und Macdonald, ein Hr. Dubois und Hr. Steinitz aus Wien. Die neuentworfenen Regulationen des Schachspiels, welche für alle Schachspieler, wenn nicht gerade Europa's, doch jedenfall England's bindend sein werden, erscheinen demnächst im Druck.

Auflösung des Rebus in Nr. 104.

Besonnenheit ist Weisheit und die Quelle der Selbstzufriedenheit und des Lebensglückes.

Rebus.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleiſen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 108. Dienstag, den 9. September. 1862.

Ein Irrſtern.

Novelle von Bernd von Guſeck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortſetzung.)

Leichert machte ſich, ſehr gegen ſeine Wünſche, auf den Weg. Viel lieber wäre er, wie er gehofft hatte, mit ſeinem Fräulein gleich bei grauendem Morgen abgereiſt, um ſein Reichenwalde nie wieder zu verlaſſen.

Wie ſehnte ſich Leichert nach ſeiner traulichen Stube mit dem lodernden Kamin, nach ſeinem Reviere, ſeinen Hunden, ſelbſt nach dem Martin, der wahrſcheinlich dies Gefühl wenig erwiederte! Er war aber nur zufrieden, daß er wenigſtens den Gang nicht umſonſt machte. Moritz war zu Hauſe, vor kaum einer Stunde gekommen und ſchlief.

Warten kann ich nicht! ſagte der Alte zu den Wirthsleuten, in deren Stube er getreten war. Er mag nachher weiter ſchlafen — wenn er's kann.

Frau Walter wollte Einſpruch thun, aber Leichert ließ ſich nicht abhalten, und ſie gab nach, um keinen ärgerlichen Auftritt herbeizuführen.

Wie iſt es ihm denn heute ergangen? fragte Leichert beim Hinaufſteigen zu dem Stübchen des Wandergaſtes, offenbar anknüpfend an die Mittheilungen, welche ihm Frau Walter geſtern gemacht hatte.

Sie ſchüttelte den Kopf und ſagte: Wie gewöhnlich, wenn er einmal zu etwas gekommen iſt. Es bleibt nicht bei ihm — er iſt wieder kahl wie eine Kirchenmaus.

Weil kein Segen dabei iſt, Frau Walter! bemerkte Leichert.

Daß Gotte erbarm'! war ihre ganze Antwort, von einem ſchweren Seufzer begleitet.

Sie öffnete leiſe die Thür. Im kleinen Stübchen war helles Tageslicht, welches die Unordnung beſchien, der die Hand der Wirthin heute noch nicht hatte abhelfen können; auf dem Bette, halb angekleidet, die Stiefeln auf dem weißen Ueberzuge lag der Schlafende, das Geſicht eingefallen von der durchſpielten Nacht, den Arm unter den Kopf geſchlagen.

Bleiben Sie ſtehen — ich werde ihn wecken, flüſterte die Walter dem Alten zu, ging zum Bett, berührte den Arm des Schläfers und ſagte mit liebreicher Stimme: Junker Moritz! hier iſt ein Brief.

Sie müſſen! Ich zwinge Sie mit dem Piſtol in der Fauſt! rief er jäh auffahrend, noch befangen von den Grillen ſeines Traumes. Als er ſeine Wirthin ſah, beſann er ſich und bemerkte nun auch Leichert, der ſein Billet ſchon hervorgezogen hatte.

Er ſprang vom Lager. Geben Sie her — von wem?

Leſen Sie nur, ich werde unten auf Antwort warten, ſagte der Alte, welcher von der traurigen Lage des Verlornen nun ſelbſt mitleidig geſtimmt war und entfernte ſich, ohne von Frau Walter begleitet zu werden.

Er ſuchte die Wohnſtube zu ebener Erde wieder auf, welche er zu dieſer Stunde, wo alle Glieder der Familie ſammt den Geſellen und Lehrjungen der Tiſchlerwerkſtatt bei der Arbeit waren, ganz leer fand. Die Zeit wurde ihm ſehr lang, ehe er Antwort erhielt, er meinte unterdeſſen ſeine ganze Forſtrechnung ſchreiben zu können. Endlich erſchien Moritz, völlig angekleidet. Er hatte einen Pelz übergezogen, deſſen Beſatz den Kennerblick des alten Jägers in Verwunderung ſetzte; ſo koſtbares fremdes Rauchwerk hatte er nie geſehen.

Hier! ſagte er mit erzwungenem Scherze. Mein letzter Wille! Er überreichte dem Alten ein dickes, wohlverſiegeltes Paquet. Grüßen Sie meine Schweſter von mir. Sie werden wohl heute noch zurückreiſen?

Leichert beſahte das und nahm das Paquet in Empfang. Frau Walter war auch eingetreten, ihr ſtarres

Digitized by Google

Auge winkte ihm hinter dem Rücken ihres Pflegelings, als habe ſie ihm noch etwas zu ſagen.

Adieu, Mutter! ſagte Moritz. Das letzte Wort, das ſie von ihm noch nie vernommen hatte, ſchien ihr die Faſſung zu rauben. Sie nahm ſeine Hand und wollte ihn offenbar zurückhalten.

Ich komme wieder als ehrlicher Mann! ſagte er, machte ſeine Hand frei und ging.

Ich bitte Sie um Gotteswillen —, brach jetzt die Alte gegen Leichert aus, laſſen Sie ihn nicht allein gehen. Er hat geſtern einen Streit gehabt — er will ſich mit Einem ſchießen. Die Piſtolen hat er bei ſich. Gehen Sie mit, Leichert, thun Sie es um der Schweſter willen! Es bedurfte keiner dringendern Aufforderung, um den Alten dazu zu bewegen. Raſch verließ er das Haus, um den Vorausgegangenen nicht aus den Augen zu verlieren und doch durfte er ihm nur auf gemeſſene Entfernung folgen, wenn ſeine Abſicht nicht bemerkt und vereitelt werden ſollte. Zum Glück ging Moritz langſam und ſah ſich nicht um; er hatte den Kopf geneigt und ſchien in tiefen Gedanken zu ſein. Kein Wunder, daß ihm jetzt auf einem ſo ernſten Gange allerlei Gedanken erwachten — wenn ſie nur zu ſeinem wahren Heile gereichten! Es koſtete dem Alten, der ihm folgte, nicht geringe Mühe, in den verſchlungenen Gaſſen ſeine Spur nicht zu verlieren und er fragte ſich, was er eigentlich helfen könne? Nur, daß er den Ausgang der ganzen Sache gleich auf friſcher That erfuhr und wenn ſie übel ablief und ſich vielleicht Keiner um den Verunglückten bekümmerte — ſieh! da ſtand er plötzlich ſtill, kehrte ſich um und bemerkte, daß er verfolgt wurde. Er winkte aber Leichert heran und ſagte: Hat Ihnen die Alte doch geklaſcht! Nun meinethalben! Sie können mich begleiten — am Liebſten nähme ich Sie auch gleich zum Sekundanten, wenn es anginge. Indeſſen habe ich mir bedungen, daß auch für mich einer mitgebracht wird. Wir kommen bald zu einem Haltplatze von Droſchken, dann fahren wir hinaus. Er ſetzte raſcher ſeinen Gang fort und Leichert mit ihm.

Aber warum müſſen Sie ſich in eine ſolche Geſchichte einlaſſen? ſagte dieſer. Ich denke immer, wer keinen Streit ſucht, findet auch keinen — und wer ſteht Ihnen dafür, daß Ihre Kugel beſſer trifft? Gottlos bleibts immer.

So würde ich auch denken, erwiederte Robert, wenn ich — —. Doch iſt das Alles zu ſpät. Er rief von fern ſchon einen Wagen herbei, an deren Haltſtelle ſie gelangt waren und Beide ſtiegen ein, Leichert nicht ohne innere Zufriedenheit mit ſich ſelbſt. Sie haben Recht, begann ſein Begleiter. Niemand weiß, ob er trifft oder getroffen wird. Für alle Fälle muß man ſorgen. Verlieren Sie mein Packet nicht. — Ich will Ihnen noch etwas ſagen, fuhr er heftiger fort. An dem heutigen Morgen hängt mehr als mein Leben. Der Mann, der ſich mir ſtellen muß, kann mir die Adern und Nerven meines Daſeins durchſchneiden — ich muß mich bei Ehren erhalten, und wenn ich auch falle, Genugthuung wird mir doch! Er brach kurz ab und Leichert verſtand ihn nicht. Er ſah nur, daß er in leidenſchaftlicher Aufregung war und ſuchte ihn zu beruhigen durch allerlei wohlgemeinte Reden, welche jedoch von ſeinem Gefährten gar nicht beachtet, vielleicht nicht einmal gehört wurden.

So erreichten ſie das Wäldchen, das auf dieſer Seite der Stadt eine Viertelſtunde vom Thore entfernt lag. Der Wagen mußte halten, ſie ſtiegen aus, ließen ihn zurückfahren und folgten einem Fußſtege, der von dem chauſſirten Hauptwege in das Tannendickicht führte. Dort fand ſich ein freier Platz, der, wie der alte Leichert nicht wußte, oft zu Zweikämpfen benutzt und darum, wenn die Polizei irgend Spur bekam, fleißig beobachtet wurde. Heute war das nicht der Fall. Der Platz war aber auch ſonſt noch leer und Moritz blickte ungeduldig nach der entgegengeſetzten Richtung, ob ſich Niemand bald nähern werde. Dem alten Jäger bedrückte die Sache, in welche er ſich eingelaſſen hatte, immer ſchwerer; er ſollte ein Zeuge von Blutvergießen ſein, deſſen Grund er nicht kannte, deſſen Folgen mochten ſie ausfallen gleichviel wie, für ſeine arme Herrſchaft immer betrübend ſein mußten.

Eine halbe Stunde war bereits in vergeblichem Harren verronnen; Moritzens Ungeduld hatte den höchſten Grad erreicht. Kann er es wagen auszubleiben? kurſchte er im Auf- und Niedergehen, unbekümmert, ob es Leichert hörte. Dieſer mußte an den ſchlaftrunkenen Ausruf denken, mit welchem der Arme, den er nun doch zu bedauern anfing, erwacht war; er hatte ſich alſo ſchon mit der Möglichkeit beſchäftigt, die ſich jetzt zu verwirklichen ſchien und ſo wenig der alte Forſtmann auch von den Sitten und Ehrenhändeln der vornehmen Welt verſtand, konnte er doch ſeine Aufregung nicht allein auf ungeſtillten Rachedurſt deuten, ſondern ſie hatte etwas von wahren Herzensangſt.

So war es auch. Der Gegner, welcher ihn geſtern im Club weniger durch direkte Beleidigung als durch ein ſichtbar verächtliches Weſen gereizt hatte, ſo daß er ihn zur Rede geſtellt, war auf die Herausforderung, die er ihm gleich auf die erlittene mehr als kalte Abfertigung durch einen Dritten geſchickt, nicht eingegangen, hatte aber als Ort, Stunde und Waffen beſtimmt wurden, geäußert: er werde eine runde und klare Antwort geben, und den Club ſofort verlaſſen. Da er niemals an dem Spiel, das hier gelegentlich zu hohen Sätzen getrieben wurde, Theil nahm und die Geſellſchaft nur der Verwandten und Bekannten wegen, die hier zu finden waren, beſuchte, hätte ſeine Entfernung kein Aufſehen gemacht, wenn Moritz in ſeiner Leidenſchaft, weil er an der empfindlichſten Stelle getroffen war, daſſelbe nicht verurſacht hätte. Doch ging das Intermezzo bald in den Wogen des Spiels unter, die über den Reſt der Anweſenden zuſammenſchlugen und Moritz — wir haben es ſchon von ſeiner um ihn klagenden Amme gehört — um Alles brachten, ja um viel mehr noch, als er beſaß.

Digitized by Google

Und nun harrte er draußen im verschneiten Walde, daß ihm wenigstens durch Annahme seiner Herausforderung Eins gelassen werde, an das er sich klammerte, wie der Ertrinkende an den Strohhalm.

Haben Sie — eine Uhr bei sich? fragte er endlich den Jäger, der ihm schon unverholen seine Meinung ausgesprochen hatte, daß alles Warten, wie er doch sehe, vergeblich sei.

Leichert wunderte sich über die Frage, indessen war wohl auch die Uhr, welche der junge Herr besessen haben mochte, mit allem Uebrigen fortgegangen. Er zog also seine große silberne Taschenuhr mit dem Schildkrötgehäuse hervor. Sie zeigte eine volle Stunde nach der anberaumten Zeit. Aber in diesem Moment, da er alle Hoffnung aufzugeben schien, ließ sich der Hufschlag eines Pferdes vernehmen, offenbar schon im Walde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Strauß Veilchen.

Novellette.

(Aus den Erheiterungen.)

(Schluß.)

Das ist die Stimme Ihres Gewissens, welches die guten Vorsätze billigt, die Sie in dieser Stunde gefaßt haben, erwiderte Antoinette und blickte dankbar zum Himmel auf. — Lassen Sie uns jetzt scheiden, Herr v. Bloßwitz! gehen Sie! fuhr sie dann mit tief bewegter Stimme fort. — Gehen Sie! . . . . Wir haben vielleicht schon zu lange geplaudert! Ich freue mich über diese Umwandlung, welche mit Ihnen vor sich gegangen ist, denn sie erlaubt mir zu hoffen, daß Sie meiner gedenken werden . . . . wann Sie ferne von mir sind. Und da für jetzt Sie nichts mehr an diesem Orte zurückhält, so . . . . . leben Sie wohl! Sie konnte vor Gemüthsbewegung beinahe nicht mehr reden.

Der Baron begriff, daß er sich entfernen müsse; er stand auf und wandte sich zur Thüre. Antoinette stand mitten im Gemach und winkte ihm mit dem Bouquet. Edgar kehrte sich um und warf sich, — er wußte selbst nicht wie — der schönen jungen Wittwe zu Füßen. Nein Antoinette! rief er leidenschaftlich, — noch keinen Abschied! . . . . Ich kann nicht so von Ihnen gehen! Schicken Sie mich nicht auf diese Weise fort, Antoinette!

Stille, stille! um's Himmelswillen! Sie sind ein Kind, Edgar! . . . . Wenn ich Sie beim Worte nähme! . . . . . Es ist wieder eine Ihrer Thorheiten! Ich bitte, stehen Sie auf!

Nicht doch! Sie müssen sich zuvor meiner erbarmen!

Aber was wollen Sie denn von mir, Herr Baron?

Eine Führerin!

Die Freundin kann Ihnen dazu dienen!

Nein, Antoinette, das ist nicht genügend: ich brauche eine Gefährtin, einen Schutzengel, wenn ich in die Fremde ziehen soll!

Ach so, daran dachte ich nicht! erwiderte Antoinette erglühend, und ihre Hand, die er erfaßt hatte, zitterte in der seinigen. Wohlan denn, stehen Sie auf, Edgar! Wir wollen uns die Sache überlegen!

Wirklich, Antoinette? Würden Sie einwilligen, mir Ihr Herz, Ihre Hand zu reichen, meine Führerin, mein Schutzengel zu werden?

Nehmen Sie sich in Acht, Edgar! ich könnte Ihnen ein strenger Mentor werden! ich könnte zuweilen Ihnen Vorwürfe machen, Sie schmähen! . . .

Thun Sie es immerhin, Antoinette! ich werde Ihnen gehorchen und in allen Stücken fügsam sein. — Oh, glauben Sie mir, Antoinette, ich habe, offen gesagt, in der That noch niemals so geliebt, wie ich Sie liebe.

Die junge Frau schüttelte etwas ungläubig den Kopf und sagte: Ich möchte das nicht näher untersuchen. Aber ich werde vollkommen zufrieden sein, wenn Sie fortan nur keine Andere mehr lieben werden als mich!

Ich schwöre es Ihnen, Antoinette! fürwahr, ich habe in Ihnen eigentlich erst die echte Weiblichkeit kennen und schätzen gelernt!

Schmeichler! sagen Sie lieber, daß Sie sie seither nicht gesucht haben, denn gesucht will sie sein! Sie liegt nicht an der Straße, sie stellt sich nicht zur Schau, wie die Koketterie. — Aber ich werde mir Mühe geben, daß Sie mich immer lieben können, wie . . . wie. . . . Und ich sage Ihnen zum Voraus, daß dieser Strauß Veilchen, den ich wie ein Kleinod in diesem Kästchen aufheben will, zum Zeugen genommen werden wird!

Antoinette, verstand ich Sie recht? Sie brachen vorhin plötzlich ab, als wollten Sie sagen, daß Sie mich von jeher geliebt haben? Ist dies wirklich der Fall?

Böser! haben Sie dies nicht schon seit einer Stunde geahnt? flüsterte sie erglühend und sank in seine geöffneten Arme.

An dem Tage, wo der Baron v. Bloßwitz die reizende Antoinette v. Bergolt zum Altare führte, soll die schöne Braut zu Aller Verwundern einen Strauß welker Veilchen in der Hand getragen haben.

Mannigfaltiges.

Zwei Cousinen erscheinen vor dem Zuchtpolizeigericht in Paris. Die eine hat der andern eine Ohrfeige gegegeben, beide sind von ihren resp. Ehemännern assistirt. Die Verhandlungen des Prozesses eröffnen, nach der „Gazette des Tribunaux", in folgender erbaulicher Weise: Präsident (zu dem Gemahl der Klägerin): Wie viel Schadenersatz verlangen sie für die ihrer Frau ertheilte Ohrfeige? — Gemahl: 100 Thaler (300 Franks) — eine Stimme: Renten, Zucker und Seife obendrein. — Präsident: Wer erlaubt sich, die Sitzung zu stören? — Beklagte: mein Mann. — Präsident: Wir fordern ihn auf, stille zu sein, sonst lassen wir ihn hinausbringen. — Gemahl der Klägerin: Bravo! — Präsident: Sie werden sich gleichfalls ruhig verhalten; Sie haben weder

Digitized by Google

Billigung noch Mißbilligung an den Tag zu legen. — Gemahl der Beklagten: Bravo! (Gelächter.) — Präsident: Man führe diesen Mann hinaus — Gemahl der Klägerin: das ist Recht. (Abermals Gelächter.) — Präsident: man führe den andern auch hinaus. — Die ihrer natürlichen Vertheidiger beraubten feindseligen Cousinen müssen nun ihre Sache selber vertreten und dieselbe endigt damit, daß die Ohrfeigenertheilerin, die nach der Aussage eines Zeugen eifersüchtig wie ein Dachs ist, zu 20 Franken Geldbuße und statt der geforderten 300 zu 25 Franken Entschädigung verurtheilt wurde.

Nach der „deutschen Pariser Zeitung" ist kürzlich auf einer Station der großen französischen Südbahn ein Dampfer verhaftet worden, ein Greis von 72 Jahren der mit einer Jungfrau allein in einem Coupé zweiter Klasse gefahren war, diese durch ein chemisches Mittel betäubte, dann an ihrem Hals eine kleine Wunde geöffnet und daran mit seinem zahnlosen Mund gesogen hatte. Als der Zug hielt, entfernte sich der Alte, während das Mädchen erst später mit einem brennenden und stechenden Schmerz am Hals erwachte. Sie erzählte den Beamten den möglichen Zusammenhang. Der Vampyr wurde verfolgt und ergriffen. Er scheint des Glaubens gewesen zu sein, daß, wenn er Jungfrauenblut trinke, er sich verjüngen könne.

Die Unsicherheit in den Straßen von London, selbst zu früher Abendzeit, nimmt fortwährend zu und täglich kommen Beraubungen, Erdrosselungen u. s. w. vor die Gerichte; im letzten Jahre kamen 556 mehr nächtliche Einbrüche vor als im vorhergehenden; man schreibt dies allgemein der Entlassung schwerer Verbrecher vor Ende ihrer Strafzeit zu, wenn sie nach dem Urtheil des Gefängnißgeistlichen Reue und Besserung gezeigt, in den meisten Fällen aber nur erheuchelt haben.

(Jetzt bin ich schon todt.) Die „Grazer Tagespost" erzählt folgendes: Vor einigen Tagen wurde in dem Erlenwalde zu Tepfan (Bez. Marburg) der Leichnam eines Erhängten gefunden. Bei demselben fand sich ein mit Bleistift geschriebener Zettel vor, welcher lautete: „Der Hut und Alles, was da ist, hat mir gehört; ich heiße Joseph Schmiderer und bin jetzt schon todt."

Der König von Preußen soll kürzlich beim Manöver um Burg auf die Meldung, daß ein Dragoner, dessen Sattelgurt gesprungen war, ohne Sattel der Schwadron gefolgt sei, erwiedert haben: „Stille meine Herren, wenn das die Kammern erfahren, streichen sie auch noch die Sättel im Etat."

(Englische Amazonen.) Die „Volunteer Service Gazette" hält es für nothwendig, den englischen Damen wegen ihrer allzu amazonenhaften Tendenzen eine kleine Vorlesung zu halten. Wir müssen gestehen, sagt sie, daß wir mit Bedauern den immer steigenden Eifer sehen, womit unsere Damen sich bemühen, es dem männlichen Geschlecht im Gebrauch der Büchse gleich zu thun. Man kann nicht behaupten, daß damit etwas Nützliches erzielt wird. Im Fall einer Invasion wird es für die Frauen Arbeit genug geben, die weit besser für sie paßt als schießen. Außerdem ist zu bemerken, daß die Militärbüchsen eigens für Männer gemacht sind; für das weibliche Geschlecht müßten sie einen ganz andern Schaft haben. Der Rückschlag einer weittragenden Flint', selbst wenn sie eine kleine Pulverladung hat, kann für eine Frau schwere und dauernde Verletzungen zur Folge haben. Eine Dame, die seit 20 Jahren im Gebrauch der Büchse geübt ist, versichert uns, daß die weit tragenden Büchsen für Frauen äußerst gefährlich sind.

(Krinoline als Lebensretterin.) Die Krinoline, die schon so viele Frauen d.m Feuertod überliefert hat, ist jetzt auch einmal zur Lebensretterin geworden. In der Nähe der Ueberfuhr unter den Weißgerbern in Wien trieben sich am 1. dieß Abends auf dem steilen Uferabhange mehrere Kinder in tollem Spiele herum, als plötzlich ein etwa zehnjähriges Mädchen in den Donaukanal stürzte. Während die übrigen Kinder ein Jetergeschrei erhoben, schwamm die Kleine mit hoch erhobenem Kopfe, von ihrer Krinoline wie von einem Nachen getragen, zu der etwa 15 Schritt entfernten Ueberfuhrbrücke, wo ein Träger sie auffing und an's Land brachte.

Literarisches.

Das 11. Heft des vom „österr. Lloyd" herausgegebenen „illustrirten Familienbuches" ist erschienen. Zunächst müssen wir diesmal des artistischen Theiles erwähnen, der durch drei herrliche Stahlstiche: Glückliche Kinder, Karl IX. von Frankreich und Terracina glänzend vertreten ist. Besonders ansprechend ist, dem Gegenstande wie der Ausführung nach, das erstgenannte Bild. An der Spitze des literarischen Theils finden wir ein sinniges Gedicht von Wolfgang Müller von Königswinter. Die Novelle, die darauf folgt: Die Wilden von Fr. Friedrich ist spannend und frisch und munter erzählt. Die literarhistorische Skizze von Th. Lau hat einen Dichter zum Gegenstand, den man den bestgepriesenen und bestgeschmähten der neueren Zeit nennen könnte: Oskar von Redwitz. Unter den übrigen Aufsätzen: Zur Geschichte der Schminkkunst, Stratonice, der 11. u. 12 April 1814 und 1860, Kreuz- und Querzüge in Nordfriedland von Ernst Willkomm ist besonders der letztere, der uns mit Land und Leuten in einem von den Touristen sonst wenig besuchten Theile des großen deutschen Vaterlandes bekannt macht, eine ganz vortreffliche Arbeit.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 109. Donnerstag, den 11. September. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Er kommt doch noch, rief Moritz mit glühenden Augen.

Aber es war nur ein Diener in herrschaftlicher Livrée, der im raschen Trabe jetzt auf dem Fußsteige durch die Bäume sichtbar wurde. Als auch er die Beiden auf dem Platze bemerkte, setzte er sein Pferd in Galopp und sprengte auf den Mann im kostbaren Pelz zu, der ihm rasch entgegen ging.

Erwarten Sie den Herrn Grafen von Lingen? fragte der Diener und als Moritz die Frage erwartungsvoll bejahte, überreichte er ihm einen Brief, wandte sein Pferd und galoppirte von dannen.

Ein Blick auf die Aufschrift ließ Moritz erbeben, als treffe ihn ein Strahl der Vernichtung. Herrn Schreyer. Seine Augen verdunkelten, seine Brust verkrampfte sich — er hatte den Muth nicht, das Siegel zu erbrechen, und der Brief, den er noch immer anstarrte, zitterte in seiner Hand. Doch als der Jäger, der ihn mit steigender Verwunderung betrachtete, ihn ansprach und etwas fragte, riß er sich gewaltsam aus dieser feigen Anwandlung empor und öffnete den Brief.

Danken Sie Gott, daß hier ein Mord erspart worden ist, sagte Leichert.

Meinst Du, Alter? rief Robert wild, zerknitterte den Brief, dessen kurzer Inhalt seine Verurtheilung war und steckte ihn in die Tasche. Doch besann er sich und erzwang äußerlich eine gewisse Ruhe. Kommen Sie, sagte er, die Comödie ist aus. Beim Lichterausputzen werden Sie nicht bleiben wollen.

Leichert hatte darauf nichts zu erwiedern; es war ihm nur leid, daß er sich überhaupt hatte bereden lassen zu der Komödie, wie er es nun auch so nannte, mit zu gehen und sein Fräulein dadurch länger in Sorgen zu halten. Große Beruhigung brachte er ihr freilich auch nicht mit, indessen konnte er ihr doch wenigstens klaren Rapport abstatten und die Antwort auf ihr Billet, die er schon in der Tasche trug, überbringen. Beide schritten stumm und eilig auf dem Rückwege in die Stadt neben einander her, Keiner von dem Andern beachtet.

Ich werde Ihnen noch Etwas an meine Schwester mitgeben, sagte Moritz auf einmal und seine klanglose Stimme hätte einem seelenkundigeren Manne als der alte Leichert war unheimlich auffallen müssen. Er zog aus seiner Tasche einige Papiere, wobei auch der zerknitterte Brief des Grafen von Lingen, dessen Name den Jäger betroffen gemacht hatte. Ohne sich im Gange aufhalten zu lassen, schlug er alle zusammen in ein größeres Blatt. —

Da! ich gebe es Ihnen offen — wenn Sie Ihre Neugier daran befriedigen, ist auch nichts mehr daran gelegen, es ist nur das Textbuch zur Komödie, an der einzig der Knalleffekt noch fehlt — —. Geben Sie Alles meiner Schwester —,“ hier blieb er stehen und reichte dem Alten die Hand, „bringen Sie ihr meinen letzten Gruß. Ich brauchte nichts von Allem — hören Sie?

Sie wollen wieder fort? fragte der Alte.

Ja. Sie waren dem Thore nah und sahen eine Droschke, die ebenfalls von Außen kam, langsam dahin fahren. Moritz rief sie an, sagte seinem Begleiter, daß er sie benutzen solle, um so bald als möglich sein Fräulein aus dem langen Warten zu erlösen und hörte kaum was dieser sich noch erlaubte über die Mittel zu seinem weiteren Fortkommen zu äußern. Leichert bemerkte wohl, daß er ihn nicht ansah und ganz verstört schien, aber es war auch sehr erklärlich und als er sich von ihm ge-

Digitized by Google

trennt hatte und im Wagen über das Pflaster dahin rasselte, sagte er sich, auf frühere Erfahrungen gestützt, daß der Leichtsinnige sich bald genug trösten werde. Gott sei Dank, daß er fort geht! dachte er. Wenn er nur niemals wieder käme!

Moritz war im Begriff diesen Wunsch zu erfüllen. Der Irrstern sollte seinen Lauf beenden.

Als Leichert nach dem Hotel zurückkehrte, erlöste er sein Fräulein wirklich aus den ängstlichen Besorgnissen. Aber nur für wenige Momente. Schon seine Erzählung von Allem was er gehört und mit erlebt hatte, war nicht geeignet sie zu beruhigen, die Papiere aber, die er ihr übergab und mit denen sie sich nun eingeschlossen beschäftigte, raubten ihr die letzten Stützen ihrer Kraft. Sie erkannte mit Entsetzen, daß Moritz unrettbar verloren sei. Das zerknitterte Papier, der Brief des Grafen von Lingen, von welchem ihr Leichert erzählt und den sie unwillkürlich zuerst ergriffen hatte, gab ihr darüber volle Gewißheit. Er lautete:

„Ein Mann, der sich einen ihm nicht zukommenden Namen und Stand anmaßt und sich damit Zutritt in Kreisen öffnet, welche ihm sonst verschlossen wären, der das ihm gewordene Vertrauen — er wird selbst am besten wissen auf welche Weise! — mißbraucht, ein Mann endlich, der verfolgt wird — warum? weiß er wohl auch am besten — kann nicht verlangen, daß ihm für ein Meiden seiner Nähe, das er für Beleidigung hält, Genugthuung werde. Wegen einer Denunciation kann er aber sicher sein, dafern er jene Kreise hier und überall meidet. Wir wollen uns nicht kompromittiren, daß wir uns durch äußern Schein täuschen ließen.

A. Gr. v. L."

Was in diesen Zeilen noch unverständlich war, fand seine grelle Erklärung in Moritzens eigenem an sie gerichteten Briefe, den er überschrieben hatte, in dem Hohne der Verzweiflung, welche den ganzen Inhalt durchwehte: Geständnisse eines Wechselbalges. Es war eine Skizze seines Lebenslaufes, längst begonnen und fortgeführt, an welche er nur heute, während Leichert in der Wohnstube der Walter saß, eine Art Schluß angefügt hatte. Der bitterste Grimm gegen das Verhältniß, das er das Unglück seiner Geburt nannte, sprach sich darin aus, es war das Ringen eines von Jugend auf dem Glauben an eine Vorsehung entfremdeten Gemüths gegen das Schicksal, das ihm aufgezwungen schien, während es doch auf jeder Lebensstufe ein selbstbereitetes war. Ohne Scheu sprach er zuletzt aus, was Graf Lingen nur angedeutet hatte, er war ein falscher Spieler gewesen und man argwohnte das; er hatte bedeutende Wechsel gefälscht in andern Städten und wurde deßhalb verfolgt. Sein Weg sollte ihn nun wieder in die Ferne führen, wo Niemand ihn kannte, aber seine Ehre mußte er zuvor durch die Anerkennung reinigen, die im Zweikampfe für ihn lag und sein Taufzeugniß — darauf kam er mit dunkel verhüllten Drohungen zurück — sein Taufzeugniß, das er sich gewaltsam hatte rauben wollen, mußte er auch haben, das sollte ihm die Schwester, wenn sie nicht die schwerste Verantwortung auf seine Seele laden wollte, schaffen und poste restante nach Zürich schicken. — Mürrisch schien er jedoch durch Leichert nach der Wendung, welche sein Ehrenhandel genommen hatte, auf die Sendung verzichtet haben.

Die übrigen Papiere, welche er dem Alten beim Abschiede eingehändigt, waren für die entmuthigte Leserin, die kaum noch die Kraft fand, sie zu durchblättern, von keinem Werthe mehr. Sie wußte ja nun Alles. Auch schien er sich ihrer nur summarisch entledigt zu haben, denn es fanden sich unter ihnen die gleichgültigsten Notizen. Als sie nun mit der Durchsicht fertig war, durchschauderte es sie mit einem plötzlichen Grauen und sie faltete still ihre Hände, das thränenschwere Auge zu Boden gerichtet. War es unverstandene Ahnung, auf den nachtumhüllten Wegen der Geisterwelt zu ihr gedrungen, welche sie gerade in diesem Augenblicke für die Seele ihres unglücklichen Bruders beten ließ?

An ihre Thür wurde leise geklopft. Sie erschrack — jeder Moment schien ihr neues Unheil zu bringen. Es war aber diesmal eine gute Botschaft. Ihre Verwandten waren soeben zurückgekehrt, weil die Jagden, zu denen Graf Kötteritz eingeladen und mit seiner Gemahlin gereist war, in Folge eines Trauerfalls in der Familie des Jagdgebers ein plötzliches Ende gefunden hatten. Die Gräfin sandte ihren Wagen, um die Cousine, deren Ankunft sie überrascht und gefreut, sogleich zu sich abholen zu lassen; ihre Sachen sollten durch Leichert, welcher die Meldung brachte, nachgeschafft werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mädchen-Geheimniß.

Erzählung von H. Seiffarth.

(Aus den Erheiterungen.)

Ich gebe hier eine schlichte Liebesgeschichte, wie ich sie aus dem Munde eines meiner Freunde erfahren habe. Alles daran ist wahr, und ich erzähle sie daher einfach nach, ohne etwas hinzuzufügen oder davon wegzulassen.

1.

Zu der Zeit, wo meine Geschichte anhebt, lebte ich in B. Die Gartenstraße, welche heutzutage eine der belebtesten in der ganzen Stadt ist, lag damals noch in der Vorstadt, und war eine der stillsten und abgelegensten. Doch begann der Verkehr sich gerade einigermaßen zu beleben, weil sie auf dem gewerbereichsten Viertel der Stadt zu einem der neuen Bahnhöfe hinausführte. Bereits passirten täglich vier oder fünf Male die Droschken und Omnibusse von und nach der Eisenbahn die Gartenstraße. Aber die vielen stattlichen Häuser mit den schönen Läden im Erdgeschoß, welche heutzutage die Straße zieren, standen damals noch nicht. Längs der Straßenlinien sah man nur große Mauern, welche die Gärten abschlossen, meistens mit eisernen Staketenzäunen darauf und mit

Digitized by Google

eisernen Gitterthoren dazwischen, so daß man im Vorübergehen in die Gärten der Reichen hineinblicken konnte, wo zum Theil die seltensten Blumen und beliebtesten Gesträuche gezogen wurden. Die kleinen Häuser, welche hier zu sehen waren, standen meistens tief in den Gärten selbst, hundert Fuß und noch mehr von der Straße ab, und die wenigen Gebäude, die an der Straßenlinie standen, waren alle oder unscheinbare Häuser. Am Abende war die ganze Straße unheimlich, öde und stille, wie ein wenig begangener Vicinalweg, und darum wohnten auch nur wenige wohlhabende oder angesehene Leute hier. Im Winter war diese unbesuchte Vorstadtstraße gar düster, traurig und monoton; im Sommer dagegen duftete und blühte die ganze Straße, die blühenden Kastanien und Katalpas nickten über die Gitter und Mauern auf die Straße, und ein unerklärliches Etwas erweckte Einem die angenehme Illusion und wohlthuende Empfindung eines Spazierganges auf freiem Felde, wenn man hierherkam, zumal da der Sommerstaub der Residenz, der Staub, hier weit weniger empfindlich war, als anderwärts.

Draußen vor dem —er Thore, zu welchem die Gartenstraße führte, wohnte damals auf einem abgelegenen Landhause in der Nähe des nächsten Dorfes ein Oheim von mir, ein alter pensionirter Oberst, den ich häufig besuchte.

Der Weg zu ihm führte mich dann immer durch diese Straße, die ich außerdem vielleicht gar nie betreten haben würde. Bald ging ich zu Fuße hinaus, bald benützte ich einen der Omnibusse, die nach den benachbarten Ortschaften hinausfuhren und deren Verbindung mit der Stadt vermittelten. Besonders gern legte ich diesen Weg auf der Imperiale eines solchen Omnibus zurück. Es machte mir besonderes Vergnügen, hier rasch vorüberzurollen und dabei zugleich jene abgeschiedenen Gärten der Wohlhabenheit überschauen zu können, welche durch ihre Mauern dem Fußgänger die hübschen Anlagen und die großen sorgsam gepflegten Beete mit Pelargonien, Hortensien, Dahlien, Rosen, Myrthen, Kamellien und Rhododendron entzogen, die dort gezüchtet wurden, um ihren Besitzern auf den Blumenausstellungen wo möglich Preise zu erzielen.

Ich begriff hier zum ersten Mal an diesen Gärten, welch' große Mühe die Zucht der Blumen erfordert, die so rasch verwelken und sich entblättern! O, daß die Frauen wüßten, wie viele Sorgfalt der Gärtner darauf verwenden muß, um nur eines der bescheidensten Bouquets zusammenzubringen, womit wir die Frauen beschenken, — sie würden diese Weihegaben mehr schätzen! Allein leider haben die Frauen nur selten einen richtigen Begriff von all den Opfern, die man sich um ihretwillen auferlegt, um ihnen ein kurzes Vergnügen zu verschaffen! Sie sind verwöhnt durch uns Männer und dadurch der Ansicht, daß ihnen die Natur ihre reichsten Schätze und der Mann seine zartesten Huldigungen und Aufmerksamkeiten schuldig ist! Doch genug hievon, und zurück zu unserer Geschichte!

Eines Abends fuhr ich von einem Besuche bei meinem Oheim nach der Stadt zurück. In einen der Sitze auf dem Verdeck des Omnibus zurückgelehnt, blies ich die Rauchwölkchen meiner Cigarre in den Abendwind hinein, und ließ meine Augen links und rechts in die Gärten schweifen, als meine Blicke am zweiten Stockwerk eines kleinen Häuschens haften blieben, das ich früher gar nicht beachtet hatte. Dort bemerkte ich nämlich ein Frauenzimmer am Fenster, welches mit träumerischem Auge in die Abendlandschaft hinausblickte, — ein Mädchen, in dem ich trotz der einbrechenden Dunkelheit das lieblichste Gesicht erkannte, das mir zeitlebens vorgekommen war.

Die Unbekannte war brünett, aber dabei von einem wunderschönen klaren Teint. Um das reiche glänzende Haar war ein schmales, weiß und violett gestreiftes Foulardtuch gebunden. Breite Flechten, wie man sie zu damaliger Zeit trug, faßten das frische Gesicht in den lieblichsten dunklen Rahmen, — ein Gesicht, dessen feine pikante Züge sich mir unauslöschlich tief in die Seele prägten. Es lag in der Haltung des Mädchens, in all seinen Bewegungen eine ungesuchte Anmuth, eine jungfräuliche Frische und Züchtigkeit. Ein Zitzkleid von ganz zarter Farbe legte sich weich um ihre ebenmäßige Gestalt, die trotz des äußeren Anscheins, welcher auf eine Arbeiterin deutete, doch mehr den Anstand und Adel der Tochter angesehener Eltern hatte, und jedenfalls über ihren augenblicklichen Stand zu gehen schien!

Alle diese Wahrnehmungen machte ich oder glaubte ich in der kurzen Minute zu machen, während deren ich das holde Kind beobachten konnte. Es blieb mir also nur übrig, zu erfahren, ob meine Vermuthungen zutrafen, und ich nahm mir vor, hierüber möglichst bald Gewißheit zu erlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein wüthender Schiffscapitän.) Aus Hamburg schreibt der „Hamburger Correspondent“ unterm 20. Aug.: Die Verhaftung eines fremden Capitäns an Bord seines bei Steinwärder liegenden Schiffes erregte diesen Vormittag im hohen Grade die Aufmerksamkeit des Publikums. Der Capitän wurde wegen einer Ordnungswidrigkeit vor einigen Tagen von der Polizei vorgeladen, erschien aber nicht nur nicht, sondern verhöhnte den Ueberbringer der Citation noch obendrein, worauf die Realcitation gegen ihn erkannt wurde, deren Ausführung er sich mit seiner ganzen Besatzung, welche er mit einigen scharf geladenen Revolvern versehen hatte, widersetzte. Die mit der Ausführung beauftragte Polizeimannschaft requirirte noch eine fünf Mann starke Patrouille der Hafenthorwache, und nun wurde das Schiff förmlich geentert. Der zuerst hinaufgeklettert Hafenrundeofficiant

Digitized by Google

M. entriß einem Neger den ihm entgegengehaltenen Revolver und hielt sich die wüthende Gesellschaft so lange damit vom Leibe, bis auch die übrige Mannschaft auf dem Deck war, worauf der Capitän und fünf der Hauptfrevler verhaftet und ans Land transportirt wurden.

(Neueste Post-Einrichtung.) Im Postgebäude zu Bremen soll, bei der bevorstehenden Vergrößerung desselben, auch solche nachahmungswürdige Einrichtung getroffen werden: Die Wand, welche das Briefträgerzimmer von dem Bestibule trennt, erhält drei Schalterfenster, zwischen denen in angemessener Höhe und in genügender Anzahl mehrere Reihen sogenannter letter-boxes angebracht werden, welche auf der Zimmerseite Schlitze zum Einwerfen von Briefen, auf der Vorplatzseite kleine Thüren mit Glasscheiben erhalten. In diese Briefkasten werden die Briefe für die einzelnen Geschäftshäuser, welche dazu Schlüssel haben, gesteckt, und können von deren Gehilfen ohne Dazwischenkunft von Postbedienten abgeholt werden.

Die englische Regierung hat an die Polizeiverwaltungen sämmtlicher großen Städte des Continents das Gesuch gerichtet, ihr zur Ermittelung der Verfertiger resp. Verbreiter der gegenwärtig in Umlauf befindlichen falschen englischen Banknoten behilflich zu sein. Die ächten englischen Banknoten werden auf ein Papier gedruckt, welches in einer Fabrik in der Grafschaft Hampshire besonders aus Hanf gefertigt wird. Die Nachahmung des Papiers ist äußerst schwierig, der Druck auf dem Papier dagegen sehr leicht. Vor Kurzem ist nun aus der gedachten Fabrik eine bedeutende Menge Banknotenpapier gestohlen worden und bald darauf coursirten falsche Scheine, welche jedenfalls aus demselben hergestellt sind. Nur ein scharfes und geübtes Auge vermag sie von den echten zu unterscheiden. Die englische Regierung hat 500 Pfund Sterling auf die Entdeckung des Verfertigers der Noten, 1000 Pfund auf die Entdeckung des Papierdiebes gesetzt. Bereits ist es dem Pariser Geldwechslergeschäft Monteaur im Palais Royal gelungen, drei der falschen englischen Banknoten anzuhalten. Die betreffenden falschen Noten wurden der englischen Bank eingeschickt. Die Banknoten sind ausgezeichnet ausgeführt; nur ist, wie man uns mittheilt, die Frauenfigur in der Vignette links nicht ganz gelungen ausgeführt. Sie schielt etwas. Dies dürfte vorkommendenfalls als Merkmal zur Unterscheidung der falschen von den echten Banknoten dienen.

Danzig, 2. Sept. In voriger Nacht hat es bei uns zum ersten Male gefroren. Nach der Menge der in diesem Jahre vorhandenen Büchsen und Nüsse hätten wir, der Bauernregeln gemäß, einen frühen und strengen Winter zu erwarten.

(Erhöhung des Eierertrags.) Um diese zu bewirken, füttere man den Hühnern, die neben der pflanzlichen auch thierischer Nahrung bedürfen, Fleisch, des größeren Vortheils wegen von Pferden, oder Würmer, zu welchem Ende Würmereien anzulegen sind. Während man sonst hundert Eier im Jahre von einer Henne schon für eine hohe Fruchtbarkeit halten mußte, hat man es bei einem Huhn, welches neben den Körnern reichlich mit Fleisch gefüttert wurde, auf dreihundert Eier in einem Jahr gebracht. Mühe und Kosten werden sich somit reichlich lohnen.

In Tibet herrscht ein Gebrauch, welchem die Europäerinnen sich niemals anbequemen würden. Jede weibliche Person muß allemal, wenn sie das Haus verläßt, ihr Gesicht mit einem schwarzen klebrigen Syrup anpinseln. Jede rechtschaffene Frau hat die Pflicht, im Publikum recht häßlich zu erscheinen; sie muß jene schmutzige Salbe kreuz und quer über das Antlitz schmieren. Der Reisende Huc, welcher in der Hauptstadt Hlassa war und sich über eine so seltsame Erscheinung nicht wenig wunderte, erzählt, daß die Tibetanerinnen kaum noch ein menschliches Ansehen hätten. Daß jene Sitte schon im 13. Jahrhundert im Schwange ging, weiß man aus ganz zuverlässiger Quelle; sie ist in Hochasien überhaupt sehr alt.

Zu Altötting wurde am 30. August eine seltene Wallfahrerin getroffen, nämlich eine Frau von 102½ Jahren, gebürtig aus Uttenkofen, unweit der Bilz. Sie hatte eine Strecke von 12 Wegstunden von ihrer Heimath nach Altötting zurückgelegt, wovon sie schon am ersten Tage 9 Stunden rüstig zu Fuß machte.

Belgrad, 29. August. Vor einigen Tagen versuchte man, um die Milizen zu beschäftigen, ein Feldmanöver nach dem Muster civilisirter Nationen anzuführen. Die Seigazi-Bauern sollten die alte serbische Legion (Brivenka Legia) angreifen. Das Manöver begann mit einem Plänklergefecht und die Sache ging anfangs ganz gut; bald aber brach sich der wilde Geist dieser urwüchsigen Krieger Bahn, die Colonnen wurden handgemein und es kam zu einem vollständigen Kampfe, in welchem es harte Schläge und auch nicht unerhebliche Verwundungen abgab. Schließlich blieb die Brivenka Legia Sieger, und die Seigazi-Bauern trösteten sich mit dem Gedanken einer baldigen Revanche.

London zählt 28,000 Schuhmacher und fast 7000 Wirthe aller Art. Diese Zahl ist nicht auffällig, wenn man bedenkt, daß diese einzige Stadt mehr Einwohner hat, als alle Städte und die Tausende von Dörfern der preußischen Rheinprovinz oder als zwei kleine deutsche Königreiche.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würzburger Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 110. Sonntag, den 14. September. 1862.

Zur Versammlung der deutschen Forstwirthe.

Die deutschen Eichen.

Was deuten die Flaggen aus Frankens Gefild,
Was deutet die festliche Wonne!
Was schmückst du auf's Neue mit Lorbeer'n dein Bild
Germania! Vaterlands Sonne!

Wohl rauschen die Fluthen vom Rhein und Main
Mit hehrer, begeisternder Feier,
Wohl flattern im dämmernden Morgenschein
Der Zukunft glückliche Schleier.

Wohl ringen sich Töne im stolzen Accord
Aus biedern, germanischen Herzen,
Wohl schauest du muthige Söhne noch dort
Und kannst nicht verwinden die Schmerzen.

Noch immer neigst du dein schweres Haupt
Und weißt nicht die Klänge zu deuten,
Hoch stehst du, die Stirne mit Kränzen umlaubt,
Und hörst nicht das festliche Läuten!

Doch wilder, stürmischer rauscht die Fluth:
Laß alle Dämone erbleichen!
Noch wogen in deutscher Sonnenglut
Die ewigen, deutschen Eichen!

Die deutschen Eichen sie wanken nicht!
So steht es in flammenden Lettern —
Und wenn der Blitz die Eiche bricht
Er tödtet sich im Zerschmettern.

Was deuten die Flaggen aus Frankens Gefild!
Was deutet die festliche Wonne!
Was schmückst du auf's Neue mit Lorbeer'n dein Bild
Germania! Vaterlands Sonne!

Doch lächelnd streifst du den Lorbeerglanz
Von deiner Stirne mit Schweigen,
Noch blüht dir der deutsche Eichenkranz!
Noch leben die deutschen Eichen!

Anna Stahel.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Pauline fühlte sich in ihrer Bekümmerniß auf einmal wohlthuend aufgerichtet; sie stand nicht mehr verlassen, auf sich selbst gewiesen, sie hatte wenigstens, wenn sie den Verwandten auch nicht die ganze Tiefe ihres Grames eröffnen konnte, in ihrem Hause den sichern Boden und Schutz gegen Unbilden und Verkennung, denen sie ausgesetzt gewesen war. Nicht einen Moment nahm sie Anstand, der Einladung ihrer Cousine zu folgen, deren wohlbekannter Name den Besitzer des Hotels, bei welchem die erste Nachfrage nach der jungen, ihm schon sehr verdächtigen Dame geschehen war, in große Beschämung setzte und ihn trieb, dem Fräulein persönlich die Honneurs des Hauses zu erweisen, als sie dasselbe verließ. Leichert war mit dem Oberkellner bereits für die Rechnung fertig und besorgte noch die Fortschaffung des Gepäcks, als er den Mann im Gastzimmer erscheinen sah, der ihn am vergangenen Abende vergebens auszuforschen gesucht hatte. Der Alte ging an ihm, der ihn nicht eben freundlich anblickte, steif vorüber, und hörte nur noch wie derselbe den Wirth anredete. Wollen Sie mich melden lassen, Liebenbusch?

Kommen zu spät, Herr Frenkel. Müssen sich, wenn Sie es durchaus nöthig haben, ein Paar Häuser weiter

Digitized by Google

bemühen — wo die beiden großen Balkons sind. Frau Gräfin Kötteritz hat die junge Dame abholen lassen.

Gesellschafterin oder Gouvernante, wie? Nun, ich werde mich dahin bemühen, erwiederte Frenkel. Ich kann der Frau Gräfin die unangenehme Ueberraschung nicht ersparen, denn ich muß Auskunft über den Gentleman haben, welchen die junge Dame gestern empfangen hat. Seine Spur ist verloren.

Denken Sie denn noch etwas zu retten, Herr Frenkel?

Ei nun — wenn man Jemand so recht ans Leben geht, preßt sich immer noch etwas heraus. Mein Chef hat mir die ausgedehntesten Vollmachten gegeben.

Sie werden doch erst speisen? fragte der Wirth, da eben läutete.

Ja. Belegen Sie mir nur wieder ein Couvert neben dem Grafen Lingen. Das ist ein echter und nobler Cavalier. Er kennt mich von Rom her, wo ich in Geschäften meines Hauses war und Gelegenheit hatte ihm bei Torlonia einen Dienst zu erweisen. Bei unserm Zusammentreffen auf der jetzigen Reise war er etwas unfreundlich gegen mich, wie ich Ihnen erzählt habe, wegen des Dämchens, das mein Scharfblick richtig: erkannt hatte als er. Seitdem muß er aber auch Erfahrungen gemacht haben, denn er hat so charmant, wie eben nur ein Cavalier sein kann, durch sein Benehmen gestern bei Tische Alles ausgeglichen. Er kennt meinen Patron, dem ich nachsehe — ich hab's ihm hier erst erzählt und da hörte ich denn, daß er ihn hier im Hause gesehen. Noch hatte er keine Ahnung, bei wem — sonst würde ich es wohl, chevalereux wie diese Art nun einmal gegen alles Frauenvolk ist, von ihm niemals erfahren haben. Der Georges wußte auch nur die Nummer, nicht den Namen der Person, aber der Graf bereute vielleicht schon, daß er mir im ersten Aufwallen seines Gerechtigkeitsgefühls die Begegnung mit dem Wechselfälscher verrathen hatte. Ich setzte nun gleich die Polizei auf seine Fährte, aber kein Mensch dieses Namens ist in irgend einem Revier angemeldet, und so leid es mir thut, muß ich seiner kleinen Hexenfreundin Daumschrauben ansetzen.

Der Wirth warnte ihn sich nicht die Hand zu verbrennen, da hier ein Irrthum obwalten müsse; das Fräulein sei eine rechte Cousine der Gräfin von Kötteritz und komme nicht als Gesellschafterin, sondern zum Besuch zu ihr, er habe sich schon bei Kutscher und Diener genau orientirt. Die junge Dame sei aus einer vornehmen Familie und selbst sehr reich. Von diesen Nachrichten wurde jedoch Herr Frenkel nicht eingeschüchtert. Was er über Herzensverirrungen selbst reicher, vornehmer Damen dem Wirthe lachend entgegnete, war abscheulich. Er freute sich heute dem Grafen mit seinen Nachrichten einen neuen Beweis seiner Menschenkenntniß geben zu können, da derselbe gestern wohl noch keine Ahnung gehabt, daß die kleine Brünette, um welche er ihm das Rauchen verboten, hier im Hause wohne und den Herrn Baron, den er verfolge, empfangen habe. Aber er hoffte vergebens auf den Grafen und nach dem Diner, als Herr Frenkel wirklich seinen Vorsatz ausführen wollte, erhielt er durch einen Mann in Civilkleidung, der ihn herausrufen ließ, eine Mittheilung, welche ihn veranlaßte demselben eiligst zu folgen. Der Baron von Pleißenberg, wie er sich genannt hatte, war ermittelt worden, jedoch vom Arme der irdischen Gerechtigkeit nicht mehr zu erreichen.

VIII.

Im hellerleuchteten Salon, dessen geschmackvolle und wohnliche Einrichtung Pauline von früheren Besuchen kannte, empfing die Gräfin Kötteritz ihre Cousine. Sie umarmte sie mit der alten Herzlichkeit, machte ihr Vorwürfe, daß sie ihr nicht eine Zeile vorher geschrieben habe und betheuerte, sie nun für die ganze eben beginnende Saison nicht wieder fortzulassen. Auch der Graf bewillkommnete sie auf das Freundlichste. Beide waren nicht allein; Pauline wurde noch einigen Damen vorgestellt, ihr aber ein Mann, bei dessen Anblick sie das Blut heiß in ihre Wangen strömen fühlte: Graf Alfred Lingen.

Er verneigte sich vor ihr so fremd und förmlich als habe er sie noch nie gesehen. Vielleicht erkannte er sie nicht wieder oder wollte sich ihrer nicht erinnern. Ein Blick zu ihm empor hätte ihr das enträthselt, aber sie hatte den Muth nicht dazu. Doch gewann sie es über sich jetzt die Gesellschaft, wie es Anfangs ihr Wunsch gewesen, nicht zu verlassen, sondern auszuharren, bis sie mit ihren Verwandten allein sein würde. Ja, sie fand die Kraft zu der allgemeinen Unterhaltung, so weit sie hineingezogen wurde, beizutragen und selbst mit dem Grafen, wie es sich traf, einige Worte zu wechseln. Welche Kraft sie dazu aufbieten mußte, wo doch ihre ganze Seele unter der Last des Erlebten, das sie mit Elend und Verbrechen in Verührung gebracht, fast erlag — das konnte wohl Niemand ahnen.

Die Gesellschaft, nicht zusammen gehörend, brach einzeln auf; — während die letzten Damen sich der Gräfin und ihrem Gemahl empfahlen, nahte Graf Lingen unbefangen dem Mädchen, das nun doch seiner Gefühle nicht ganz Herrin sein mochte. Vertrauen Sie mir! hörte Pauline nur ihr verständlich von seinen Lippen und wie der leise Klang dieser Worte sie trostreich berührte, mußte sie dankbar aufblicken zu ihm und ihre Augen begegneten wiederum einen flüchtigen Moment den seinigen. Auch ihm war dieser Moment wie dieser Blick von unschätzbarem Werthe: sie hatten ihm das Vertrauen wieder gegeben. (Forts. folgt.)

Ein Mädchen-Geheimniß.

Erzählung von H. Seifferth.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Zwei Tage nachher besuchte ich den Oberst wieder, blieb über Tische bei ihm und kehrte um dieselbe Stunde wie damals wieder durch die Gartenstraße in die Stadt zu-

Digitized by Google

rück, — dießmal jedoch zu Fuß, und auf der, jenem Häuschen gegenüberliegenden Seite der Straße.

Als ich dem Häuschen auf ungefähr hundert Schritte nahe gekommen war, pochte mir das Herz so laut, als gälte es, eine der wichtigsten Handlungen meines Lebens zu begehen, und ich fragte mich voll Spannung, ob meine unbekannte Schöne wohl am Fenster sein werde. Schon die Furcht, mich in dieser Erwartung zu täuschen, erfüllte mich mit einer ängstlichen Unruhe.

Als ich in die Nähe des Häuschens kam, erhob ich den Kopf und erblickte die Unbekannte an ihrem Fenster. — Aha, dachte ich, das ist wahrscheinlich die Stunde, um welche sie von ihrer Arbeit ausruht und die Wohlgerüche einathmet die aus den sie umgebenden Gärten zu ihr aufsteigen!

Dießmal begoß das hübsche Mädchen einige halbverkümmerte Zierpflanzen, die in ihren thönernen Blumentöpfen kaum Raum genug zu ihrer Entwickelung fanden; die paar armseligen Blüthen daran waren farblos und hingen matt die Köpfe.

Sie ist arm! dachte ich, und ging langsamer, um sie besser beobachten zu können. Mit der Pflege seiner Blumen allzusehr beschäftigt, bemerkte mich das hübsche Kind nicht, und ich konnte es deßhalb auch ganz nach Behagen betrachten. Allein, was ich sah, bewies mir zur Genüge, daß meine früheren Wahrnehmungen richtig gewesen waren. Ich hatte in einem Augenblick die ganze Anmuth der Unbekannten entdeckt; auf ihrem lieblichen Gesichtchen lag eine leise Wehmuth — der Widerschein irgend eines geheimen Schmerzes, der dieses junge Herz erfüllte. Gedankenvoll blieb ich ihrer Wohnung gegenüber stehen; als sie das Geräusch meiner Schritte in der einsamen Straße vernahm, erhob die hübsche Blumenzüchterin den Blick und heftete ihn mechanisch auf mich — aber es war ein gleichgültiger, keuscher, fragender Blick, eher vorwurfsvoll, weil er dem meinigen begegnete. Ich war ein Thor, daß ich darüber erröthete, denn die Unbekannte bekümmerte sich nicht weiter um mich: sie schien mich kaum bemerkt zu haben. Als sie ihre Blumen begossen hatte, lehnte sie sich auf die Eisenstange vor dem Fenster, blickte zerstreut in die Wolken und athmete die frische Abendluft ein. Die Dämmerung wich rasch der Nacht, und da die Straße schlecht erleuchtet war, barg ich mich leicht im Schatten einer Mauer, und machte mir dieses Versteck zu Nutze, um alle Bewegungen dieser Person zu belauern, für welche ich eine so innige Theilnahme fühlte, ohne zu wissen weßhalb. Nach einiger Zeit schloß sie das Fenster, ich sah ein Licht durch die Vorhänge schimmern, und bald darauf zeichnete sich auf dem weißen Grunde von diesen der Schatten eines feinen vornübergebeugten Frauenkopfes ab. Sie arbeitete. Ich blieb noch einige Minuten; dann schritt ich weiter, der Stadt zu, und war mehr als je darauf erpicht, die Bekanntschaft dieses hübschen Kindes zu machen.

2.

Die Lesewelt mißt oft einem Romanschreiber mehr Erfindungsgabe bei, als er wirklich hat; aber wie groß dieselbe auch sein mag, so behaupte ich doch, daß der Zufall der geschickteste Dramaturg ist, den ich kenne. Dieser oft geschmähte Zufall kam auch mir zu Hülfe.

Am andern Morgen, sobald es meine Zeit erlaubte, schlenderte ich wieder durch die Gartenstraße. Da erblickte ich einen pensionirten Postbeamten, einen ehemaligen Kriegsgefährten meines Oheims, den Major Wilbrand, den ich schon mehrmals im Hause meines Oheims getroffen hatte, weil er in einem der benachbarten Dörfer auf einem kleinen Gute seine mäßige Pension verzehrte. Der Major war sehr erstaunt, mir zu dieser Tageszeit in einem solchen Stadtviertel zu begegnen; aber sei es, daß er eine kleine Liebesintrigue ahnte, welche er aus Zartgefühl nicht zur Sprache bringen wollte, — sei es, daß er sich überhaupt nicht viel um mein Treiben kümmerte, — genug, er fragte nicht einmal nach dem Grunde meiner Anwesenheit in diesem Stadttheile. Ich dagegen war weniger discret, und fragte ihn, wohin er gehe.

Ich will hier in der Nähe einen Besuch machen, und zwar dort in jenem Häuschen! erwiderte mir der Major und deutete mit dem Krückenstocke gerade auf die Wohnung meiner Unbekannten.

Ich nahm den Major ohne Umstände rasch am Arme, ohne mich darum zu kümmern, wie ihm mein Betragen vorkommen mußte und fragte: Sie haben also in jenem Häuschen Bekannte?

Natürlich! versetzte er mit seiner soldatischen Barschheit. Das Häuschen gehört einem frühern Waffenbruder von mir, dem Hauptmann Reichardt!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Riesenblitzstrahl.) Ein Blitzschlag fuhr am Portiuncula-Sonntag Nachmittags in der nächsten Nähe des Plattnerhofes in Kaldítsch, unweit Bozen, in eine Felsenritze, warf ein paar Fuder Steine in die Höhe, viele und große derselben auf die Straße, lockerte und spaltete einen großen Theil des übrigen Felsens, drängte sich durch die Spalten einige Klafter weit hindurch, und vereinigte sich mit einem andern Ausläufer, welcher unterhalb der Straße an einer Föhre in den Erdboden hinabfuhr und, das Gestein auflockernd, unterirdisch bis oberhalb der Straße ging, wo nun dieser wieder vereinigte Blitz neue Verwüstung anrichtete. Ein langer, mehr als fußtiefer Graben wurde aufgerissen, Steine, Erde und Rasen weit umhergeschleudert, die Wurzeln der Föhren bloßgelegt, so daß eine derselben, von der Erde an den Wurzeln ringsum entblößt, in der Luft zu schweben scheint. Hier theilte sich diese Riesenschlange in diese Arme und trieb an Felsen und Erde dasselbe Spiel aufwärts in den Wald in einen Raum von mehr als hundert Schritten. Die Felsenplatten sind hin und wieder mit bleifarbigen, sich schlän-

Digitized by Google

gelnden und fingerbreiten Merkmalen bedeckt. Der Knall war furchtbar; Personen in der Nähe fielen zu Boden, und in den benachbarten Orten Montan, Auer, Aldein und Truden erzitterten viele Häuser wie bei einem Erdbeben einige Sekunden lang.

Vom Raffinement der Berliner Hauswirthe bringt der „Publicist" nachstehende ergötzliche Probe: So hat z. B. ein Hauseigenthümer, der viel zu Hause bleiben muß, weil er leidend ist, drei seiner Miether, sämmtlich gebildete und wohlsituirte Herren, im Miethskontrakt bei Vermeidung der Exmission verpflichtet, mit ihm abwechselnd, aber doch Abend für Abend, Whist zu spielen. Die Herren sind, weil der Wirth ein freundlicher Mann ist, auf die Bedingung, unter der allein sie billig und elegant wohnen konnten, eingegangen und erfüllen ihre Verpflichtung redlich, aber auch der Wirth läßt es sich durch stets vorzügliche Bewirthung angelegen sein, seinen Miethern den Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen. Ob aber diese Freundschaft ewig währen wird, zumal die 3 Miether verheirathet sind, steht dahin, und wer weiß, ob nicht das Stadtgericht noch einmal darüber zu entscheiden hat, ob eine derartige Bestimmung ein Exmissionsgrund ist oder nicht.

(Die älteste Zeitung.) Bekanntlich halten die Engländer den „English Mercury" welches Journal 1588 gegründet wurde, für die älteste europäische Zeitung. Dieser Ruhm wird ihnen jetzt durch eine noch ältere Zeitung streitig gemacht, die man bei der Bücherversteigerung Libri's aufgefunden hat; der Titel lautet: „Newe Ztg." aus Hispanien und Italien. Mense Februario 1534."

Vor Kurzem wurde in verschiedenen Zeitungen auf die angeblich einzige Anverwandte Mozarts, Josepha Lange in Wien, aufmerksam gemacht, welche sich in sehr drückender Lage befand. Dadurch trat eine andere, noch lebende und nähere Anverwandte des Meisters, die Frau v. Forster, geb. Baronin Bechtold, hervor. Jetzt erfährt man, daß noch 5 Anverwandte Mozarts existiren, die Geschwister Pumpel zu Feldkirch in Tyrol, nämlich 3 Mädchen als Nähterinnen und 2 Brüder, (Buchbindergeselle der eine, Nachtwächter der andere) mütterlicherseits Urenkelkinder von Mozarts Vater. Diese 5 Anverwandten leben in dürftigen Umständen. Der Bürgermeister von Feldkirch, welcher seinen Stolz darein setzen soll, daß die Stadt Feldkirch ihre Armen selbst ernähre, soll auf Anfragen über die Lage der Betreffenden günstig lautende Antworten ertheilt haben, so daß ihre Lage nicht verbessert sein soll.

Der bereits erwähnte Fund der in Pompeji vor nun bereits 1783 Jahren verschütteten 81 Brodlaibe ist ein merkwürdiger Beitrag zur Kunde vom Privatleben der Alten; denn bisher befanden sich im Bourbonischen Museum zu Neapel nur zwei Brodlaibe aus Pompeji, bezeichnet mit der Inschrift: Siligo, Crusii. E. Cicer. Die jetzt gefundenen Laibe haben kein solches Bäckerzeichen, sind zirkelrund, von ungefähr 9 Zoll Durchmesser, ziemlich flach, mit einer durch den Einbogen gemachten Vertiefung in der Mitte, am Rande etwas aufgebogen, und durch tiefe vom Centrum ausgehende Einschnitte in acht Segmente zertheilt; dabei von tiefbrauner Farbe, steinhart und sehr leicht.

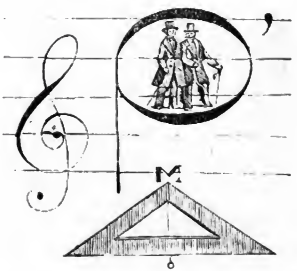
Zu Kincardine in Schottland ist Sophia Stewar gestorben, Tochter des Fahnenträgers in der Schlacht von Culloden, eine arme Wittwe des Schullehrers Roß. In ihr erlischt das Geschlecht der Stuarts, Könige von Schottland; Wittwe Sophie stammte in direkter Linie von Walter Baron von Kincardine, Enkel Roberts II. von Schottland.

(Der Luftschiffer Regenti.) Die Zeichnungen zum Ankauf eines neuen Luftballons für den Aeronauten Regenti nehmen in Berlin einen erfreulichen Fortgang und dürfen auch von hohen Herrschaften noch Beiträge erwartet werden. Die Herstellung des neuen Ballons, der den Namen „Berlin" erhalten soll, erfordert mehrere Wochen, so daß also die Luftfahrt, die mit demselben veranstaltet werden soll, wahrscheinlich erst im Oktober c. wird stattfinden können.

Auflösung des Rebus in Nr. 107.

„Arm und reich, im Tode gleich."

Rebus.



Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 111. Dienstag, den 16. September. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Moden-Zeitung").

(Fortsetzung.)

Als er das Haus verlassen hatte, fand sich denn für Paulinen der Augenblick, wo sie das ganze Leid ihres Herzens, den Anlaß ihrer Reise, die Begebenheiten des gestrigen Tages, das Gespräch mit dem Bruder und was sie heute über ihn erfahren hatte, den Verwandten, denen die unglücklichen früheren Verhältnisse unbekannt, mitzutheilen. Die Gräfin, deren Sphäre nur in der höchsten Gesellschaft lag, wo Alles Ebenmaß ist und Blumen, mögen es auch oft künstliche sein, die Abgründe verhüllen, an denen diese Welt ihr Leben des Glanzes und der Freude genießt, war von Paulinens einfacher Darstellung ganz zerknirscht; aber der Graf hörte sie mit gespannter Aufmerksamkeit an und versprach ihr seine volle Hülfe. Vor Allem mußte der Untersuchung, deren sich das Gericht bemeistert hatte, Einhalt geschehen, damit nicht der Flecken durch ein unwürdiges Glied der Familie, wie Moritz doch einmal war, vor aller Welt zur Schau gestellt werde. Wie das zu bewirken sei, möge Pauline ihm überlassen — er hoffe soviel Einfluß zu haben, und könne es nicht als eine Gleichheit vor dem Gesetze ansehen, wenn bei öffentlichen Verfahren die Dame aus höhern oder nur aus den Mittelständen eben so vor den Schranken als Zeugin erscheinen müsse als der gemeinste Proletarier. Die Gleichheit sei eben nicht da, wenn das Verfahren nicht Alle in gleicher empfindlicher Wirkung und Folge treffe. Unsere Leser mögen dem aristokratischen Grafen die unpopuläre Aeußerung verzeihen! — Dann aber sei es nothwendig, dem Treiben des Gewissenlosen ein- für allemal ein Ende zu machen. Ihn, wenn er wirklich ein Verbrechen begangen habe, wie er es selbst eingeräumt, der gesetzlichen Strafe zu entziehen, um ihm neue gefährliche Umtriebe zu gestatten, würde selbst ein Verbrechen sein — doch werde sich bei ruhiger Ueberlegung wohl ein Ausweg finden lassen, der ihn bei aller Vermeidung des Eclats doch für die Zukunft unschädlich mache. So bemühte sich der Graf Paulinens Sorgen zu erleichtern, während doch die schwerste von ihnen, die Sorge um das künftige Schicksal ihres Bruders, für das sich nirgends ein erfreulicher Schimmer von Hoffnung zeigte, schon unnöthig war.

Unterdessen hatte Lingen, nachdem er das Kötteritz'sche Haus verlassen, sich in seine Wohnung zurückgezogen, ohne heute die Tafel im Hotel, wo er zu speisen pflegte, zu besuchen. Er war verstimmt. Der Zwiespalt, den er beschwichtigt glaubte, war von Neuem erwacht, und machte ihn unzufrieden mit sich selbst, weil er an seiner eigenen Männlichkeit zweifeln mußte. Das junge Mädchen, das ihn vom ersten Augenblicke an interessirt hatte, war ihm seitdem zweimal unter Verhältnissen erschienen, welche kaum noch zweideutig genannt werden konnten: das erste Mal hatte er sie selbst zu früher Morgenstunde aus einem Stadttheile kommen sehen, den der Fuß eines anständigen Mädchens aus gebildeten Classen wohl nie betritt, das zweite Mal war ihm unzweifelhaft bezugt worden, daß sie in einem Gasthause ganz allein wohne und hier den Besuch eines Abenteurers der ihm von der unwürdigsten Seite bekannt war, angenommen habe. Darauf hin hatte er mit Recht ihr Bild, das ihm so freundlich in Erinnerung geblieben war und ihn mit dem Wunsche, sie wieder zu sehen, erfüllt hatte, aus seiner Seele verbannt, wenigstens ihm den Kranz entrissen, mit welchem er es geschmückt. Und nun sich ein einziger Umstand zu ihren Gunsten erklärt hatte, der ihres Alleinwohnens, nun sie einen adeligen Namen trug und in einem guten Hause mit Freuden als liebe Verwandte begrüßt worden war, sollte auf ein-

Digitized by Google

mal alles Andere, das wider sie aus seinen eigenen Wahrnehmungen gesprochen hatte, entkräftet sein? Er hatte sich der Macht weiblicher Vorstellung, dem Zauber eines Blickes aus ihrem unleugbar schönen Auge gebeugt, und ihr eine Zusage gemacht, daß sie ihm vertrauen könne. Worin? fragte er sich jetzt, indem er den Zauber, den er noch immer fühlte, zu bekämpfen strebte. Daß ich schweigen werde? Wohlan, das will ich halten. Von mir sollen weder ihre Verwandten noch irgend Jemand erfahren, was ich von ihr weiß. Damit sind wir aber auch mit einander fertig, Fräulein Pauline von der Mark.

Als er den Namen in Gedanken aussprach, stand urplötzlich wieder ihr Bild in seinem ganzen Liebreize vor seiner Seele und weckte sein zu Herz raschern Schlägen. Eine brennende Sehnsucht faßte ihn, zu dem was er wußte den rechten Zusammenhang zu erfahren, dann, so täuschte er sich selbst, dann werde er von dem Wahnsinn, der ihn immer mehr verwirre, gänzlich geheilt sein. Sie stand offenbar in einem vertrauten Verhältniß mit dem Abenteurer, der sich unter vornehmen Namen in die Kreise des höchsten Adels gedrängt und dort durch falsches Spiel sich bereichert hatte — sie hatte ihn vielleicht in einem Schlupfwinkel, den er haben mochte, aufgesucht und er dann den Besuch erwidert. So konnte es sein, aber Lingen mußte Gewißheit haben. Jetzt bereuete er fast, daß er den Zweikampf, durch welchen er sich noch gestern entehrt geglaubt, nicht angenommen hatte, dann würde er von dem Gegner selbst vielleicht aufgeklärt worden sein. Gestern, als er ihn im Corridor des Gasthauses getroffen, hatte er noch keine Ahnung gehabt, bei wem er hier gewesen sei — darum hatte er dem jungen Kaufmann im Gefühl, daß er ihm unterwegs Unrecht gethan, auf seine offenherzigen Erzählungen, daß er jenen Baron, welchen Beide einst in Rom in glänzender Lage gesehen, gegenwärtig als Aufsteller falscher Wechsel mit Vollmacht seines dabei betheiligten Chefs verfolge, die Mittheilung gemacht, daß er besagten Herrn vor Kurzem in diesem Hause getroffen habe. Auch Abends, als er ihn zu seinem Erstaunen völlig sicher im Club traf, hatte er noch keine Ahnung gehabt, daß er in Beziehungen zu dem jungen Mädchen stehe, das ihn trotz aller Enttäuschung, vielleicht eben deshalb, wenn auch schmerzlich beschäftigte. Er hatte nur seiner Verachtung gegen ihn stummen Ausdruck verliehen und dadurch jene Scene herbeigeführt, von welcher wir wissen. Die Rücksicht auf die Gesellschaft, in welcher doch der Mensch, gleichviel wie, einmal Zutritt erlangt hatte, war Ursache gewesen, daß er ihn nicht sofort entlarvt hatte; ein solches Vorgehen würde aber zum öffentlichen Aergerniß, selbst vor der Dienerschaft, Anlaß gegeben haben und so vermied es Lingen für heute, die Genossen in ziemlich deutlichen Anspielungen warnend, die aber, weil er selbst als eine Art Sonderling, der nicht einmal eine Karte nahm, weniger bei dem jüngern Theile beliebt war als der „charmante Kerl", nicht anschlugen, wenigstens nicht soviel, um ihn sofort vom Spiel auszuschließen, in welchem sein heutiges fabelhaftes Unglück den besten Beweis für seine Integrität lieferte. Es wurde nun abgemacht, daß Zwei am andern Morgen den Grafen Lingen abholen sollten, um ihn zu dem Orte des Zweikampfes zu begleiten. Diese waren auch erschienen und Aufklärungen welche ihnen jetzt der Graf ohne allen Rückhalt gab, hatten eben jene Verzögerung herbeigeführt, welche den Harrenden im Walde zur Verzweiflung getrieben hatte. In höchster Entrüstung war dann von den Betheiligten sofort ein Rundschreiben an die Mitglieder des Clubs in Umlauf gesetzt worden, das den Eindringling und Betrüger moralisch vernichtete und auf Verschärfung der Statuten über den Einlaß für Fremde antrug. Lingen hatte dann ganz zufällig durch den alten Leichert, den er an der Thür des Hotels wie gestern schon im Corridor getroffen und heute angeredet hatte, erfahren, daß seine Dame hier wohne — eine hingeworfene Frage nach dem Baron Pleißenberg, welche den unbeholfenen Alten verlegen machte, hatte ihm die Ahnung, die ihn überfallen, zur Gewißheit erhoben und es würde der weitern Erklärungen, welche sich Herr Frenkel vorgesetzt, nicht mehr bedurft haben. Dagegen ließ es ihm jetzt keine Ruhe mehr, er mußte erforschen, in welchem Verhältniß Pauline zu dem Gebrandmarkten stand. Dies Geheimniß, wenn er sie auch schonte, sollte wenigstens sein Eigenthum werden.

Abends suchte er Zerstreuung im Theater — ein natürliches Gefühl hielt ihn ab, den Club, den er ohnehin nur gelegentlich betrat, gerade heute zu besuchen. Beschämend blieb es doch für Alle, die sich in vertrauten Umgang mit dem gemeinen Menschen eingelassen hatten, mochten seine feinen Manieren und die Sicherheit seines Benehmens noch so sehr seine Außenseite nobilitirt haben. Im Theater hoffte Lingen vielleicht Herrn Frenkel zu sehen, welcher dann nicht unterlassen würde, ihm die Resultate seiner Schritte mitzutheilen. Er täuschte sich darin nicht. Schon im ersten Zwischenakte ließ sich Frenkel, den der Graf noch nicht einmal bemerkt hatte, seine Loge aufschließen und begrüßte ihn mit wichtiger Miene. Lingen trat mit ihm in das Foyer, wo Frenkels erstes Wort war:

Alles vorbei! Er hat sich erschossen!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mädchen-Geheimniß.

Erzählung von H. Seiffarth.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Was treibt er denn dort? fragte ich einfältig genug. —

Nichts! versetzte der Major trocken; er raucht Taback und verzehrt seine kleine Pension und die Zinsen seines mäßigen Vermögens.

Hat er Familie?

Einen Pudel und einen Staarmatz!

Werden Sie wohl lange bei ihm bleiben? fragte ich indiscret.

Digitized by Google

Weßhalb fragen Sie? erwiderte er, ohne mich zu begreifen.

Weil . . . . weil ich Sie dort drüben im Kaffeehause erwarten und dann ein Stück weit nach Hause begleiten möchte! gab ich zur Antwort.

Kommen Sie lieber mit mir, dann brauchen Sie mich nicht zu erwarten! sagte der Major.

Es könnte vielleicht unbescheiden erscheinen! bemerkte ich lauernd.

Unbescheiden? Bah, lächerlich! Machen Sie keine Umstände! rief der Major und zog mich mit sich nach dem Häuschen. — Kommen Sie nur, und lassen Sie uns bei dem alten Hauptmann eine Cigarre mit einander rauchen. Mein Freund hat unter Ihrem Oheim gedient, und wird Sie daher wie einen alten Bekannten aufnehmen!

Ich ließ mir dies natürlich nicht zweimal sagen denn ich konnte bei dieser Gelegenheit auf jeden Fall einige Erkundigungen über das junge Mädchen einziehen oder gelegentlich Näheres über meine Unbekannte erfahren.

Wir waren schon über eine Stunde bei dem Hauptmann Reichardt, ohne daß ich im Stande gewesen wäre das Gespräch auf den Gegenstand zu bringen, der mich besonders interessirte. Wenn ein Paar solcher alten Soldaten zusammenkommt, so können sie Tagelang von nichts Anderem reden, als von ihren Kriegserlebnissen, und Gott genade dann dem Unglücklichen, der sie zu unterbrechen wagen würde. Ich kannte dies bereits aus Erfahrung, denn ich verließ das Haus meines Oheims niemals, ohne im Geiste wenigstens einem halben Dutzend Schlachten angewohnt zu haben, und konnte bereits alle Waffenthaten des alten Obersten von Auerstedt bis Belle-Alliance am Schnürchen herfagen, so daß ich darin mit Sporschil oder irgend einem andern Geschichtsschreiber jener Zeit zu wetteifern vermocht hätte.

Zum dritten oder vierten Mal hatte ich alle Waffenstücke und Bilder an den Wänden von Hauptmann Reichardt's Wohnzimmer die Revue passiren lassen, und konnte mich einer Anwandlung von Gähnen nicht erwehren, denn die Erzählung der Waffenthat, wie der Hauptmann bei Mohilew mit eigener Hand sechs Kosaken niedergemacht und eine Fahne wieder herausgehauen hatte, wollte kein Ende nehmen. Da platzte ich endlich mitten in die Geschichte hinein mit der unartigen Frage: Gehört Ihnen dieses Haus hier schon lange, Herr Hauptmann?

Seit einundzwanzig Jahren! erwiderte er mit einem ungeduldigen Blick. Als ich meinen Abschied nahm, kaufte ich mir dieses Häuschen hier und habe es seither immer bewohnt: meine arme Frau ist in diesem Zimmer hier gestorben, und ich habe mir gelobt, es ebenfalls bis zu meinem einstigen Ende zu bewohnen. Ich habe keine Kinder, keine Anverwandten, und lebe hier so still wie auf dem Lande. Wenn mich nicht hie und da einige Freunde und alte Kameraden besuchten, setzte er mit einem freundlichen Blick auf den Major hinzu und drückte ihm die Hand, — so würde ich wie ein Einsiedler leben. — Auf den Befehl des Generals formirten wir also mit unserem Bataillon ein Carré, fuhr Reichardt in seiner Erzählung fort, — und kaum standen wir, so wurden wir auch schon von einem ganzen Schwarm Kosacken angegriffen! . . . .

Ich begriff sogleich, daß ich durch meine Frage nicht weiter gekommen war, und beschloß mich deutlicher auszudrücken, Auf die Gefahr hin, den Hauptmann zu ärgern, unterbrach ich zum zweiten Male die Erzählung, die er wieder aufgenommen hatte; das war allerdings grob, allein man denkt nicht lange nach, wenn man von einer Art fixer Idee beherrscht wird. Als daher der Hauptmann im Erzählen innehielt, einen Fidibus ergriff und an seine Zündmaschine hielt, um die ausgegangene Pfeife wieder anzustecken, benützte ich diese Pause und fragte mit brennender Neugier:

Herr Hauptmann, wer wohnt denn über Ihnen im zweiten Stockwerke?

Diesmal sah er mich mit seinen grauen Augen so fest an, daß ich unwillkührlich den Blick niederschlug, und er ließ den brennenden Fidibus wieder ausgehen. — Aha! rief er lächelnd, doch ohne Unmuth; der junge Herr hat Mamsell Augusten bemerkt?!

Ich wußte nun wenigstens ihren Namen, und verzweifelte nicht mehr daran, auch alle übrigen Nebenumstände zu erfahren, die mir zu wissen nöthig schienen, denn ich rechnete auf die Redseligkeit des Hauptmanns. — Was für eine Person mußte aber diese Auguste sein, daß schon bei Nennung ihres Namens der Hauptmann sein Carré und seine Kosaken vergaß?

In der That, ich habe das Fräulein am Fenster gesehen, erwiderte ich und suchte dabei den Gleichgültigen zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei Gelegenheit der neulich in Konstantinopel erfolgten Geburt einer großherrlichen Prinzessin erzählt eine Dame Folgendes: „Wenn Gemahlinnen angesehener Personen einer Sultanin nach der Niederkunft ihre Aufwartung machen, so will es die Hofetikette, daß sie vorher dem Sultan selbst ihre Glückwünsche darbringen. Sie erscheinen, der türkischen Sitte entgegen unverschleiert vor dem Monarchen — denn vielleicht findet die eine oder die andere Gnade vor seinen Augen — und tragen die köstlichen Gewänder, doch keine Juwelen. Diesmal traten sie nacheinander, dem Range ihrer Gatten gemäß, ein; zuerst die Frau des Großvezirs, dann die des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten später die des Scheikhul-Islam und an diese reihten sich die übrigen. Auch einige Damen aus der höhern christlichen Rangordnung waren darunter, mußten aber bis zuletzt warten. Bei der Vorstellung in dem Gemache

Digitized by Google

des Sultans verbeugte sich die erste, indem sie durch die Thür trat, warf sich zu Boden, küßte den Stiefel des Gebieters und verbeugte sich wieder Derselbe, seine Pfeife rauchend, nickte leutselig mit dem Kopfe und fragte diese oder jene, wie es ihr und ihrem Manne ginge, und entließ nach einem zweiten Stiefelkuß die Schönen. Nach dem Gebrauch blieben sie mehrere Tage als Gäste in dem Palast und erhielten jede bei ihrer Entlassung ein reiches goldgesticktes Gewand und einen kostbaren Diamantschmuck, womit sie die etwaige Eifersucht ihrer respective stärkern Hälften niederschlagen konnten. Während der Entbindung trägt die Sultanin ein rothes Tuch um den Kopf gebunden und allerlei Amulette am Halse. Das Gemach, wo die Wöchnerin lag war mit schwerem Seidendamast behängt, die Betdecken waren dicht mit Gold bestickt und die Vorhänge mit vielen, äußerst kostbaren Perlen verziert. Die Wiege des kaiserlichen Kindes, seine Betten, Decken, Windeln, kurz alles was dazu gehört, leuchtete wie ein Gegenstand aus einem Feenmärchen von Diamanten, Rubinen, Perlen und Smaragden. Die außerordentliche Schönheit der meisten Damen des Harems, ihre glänzenden Toiletten ihre graziösen Manieren setzten selbst die Europäerin in ein bewunderndes Erstaunen und brachten ihr die Ueberzeugung bei, daß man im Abendland die Türkinnen ganz falsch beurtheile. Der Sultan erschien wie ein glücklicher Gott im Kreise seiner süßen Gefährtinnen und behandelte sie mit einer Artigkeit, wie es der feinste Herr in Europa nicht besser hätte machen können. Nur kostet diese Vorwonne des mohammedanischen Paradieses dem Reichsschatze viel Geld."

(Künstliche Darstellung ächter Diamanten aus Kohle.) Diese Aufgabe der modernen Chemie soll nach der „London Review" einem Chemiker Ganual in Toulon gelungen sein und zwar dadurch, daß er Phosphor, Wasser, Schwefel und Kohle etliche Monate lang gegen einander reagiren ließ. Das Ergebniß bestand aus 20 kleinen Krystallen, welchen alle Eigenschaften des Diamanten zukamen, insofern sie vollkommen durchsichtig waren, großen Glanz besaßen, Stahl ritzten und, was sie als ächte Diamanten kennzeichnet, in der Form des natürlichen Diamanten krystallisirt waren. Uebrigens sind schon früher kleine Diamanten künstlich hergestellt worden.

Von Verdières wird dem „Messager du Midi" von der äußerst launenhaften Wirkung eines Blitzstrahls berichtet: Der Bürgermeister dieser Stadt hatte zu Ehren des 15. August ein Preisschießen veranstaltet, wozu sich Schützen und Schützenfreunde in großer Menge einfanden. Der Preis bestand in einer schönen doppelläufigen Flinte, welche mit Lorbeeren umwunden am Fuß der Scheibe niedergelegt worden war. Im Augenblick, wo das Schießen beginnen sollte, brach ein Gewitter los und ein greller Blitzstrahl von einem gewaltigen Donnerschlag begleitet, schlug in das Zentrum der Scheibe ein. Die Menge stob auseinander den nächsten Wirthshäusern zu und Keiner hatte Lust, sich mit dem schrecklichen Gegner zu messen. Das Gewitter aber, augenscheinlich von seinem eklatanten Erfolg befriedigt, verzog sich so rasch als es gekommen war, und als nun die Schützen dem Platz zueilten, wo die Scheibe gestanden, da fanden sie zu ihrer nicht geringen Bestürzung, daß auch die Ehrenflinte verschwunden und nur einige Holzsplitter und eine Art Metallstaub zurück geblieben war. Der Sieger hatte von seinem Recht Gebrauch gemacht, war aber unhöflich genug, den Preis mitzunehmen, ohne das übliche Zeremoniell der Ueberreichung abzuwarten.

Ein eigener Schwindel ist dieser Tage in Berlin zu Gunsten einer Benefizvorstellung in einem Vorstadttheater, um das Haus zu füllen, verübt worden. Mehrere Tage vor dem Benefizabend erschien in den hiesigen Localblättern ein „reelles Heirathsgesuch." Ein Anonymus sucht für seine Mündel und Nichte, die ein baares Vermögen von 15,000 Thlr. und eine Fabrik besitzt, einen Gatten, welcher die Leitung der Fabrik übernehmen kann. Bei den Zeitungs-Expeditionen gehen alsbald hunderte von Briefen Heirathslustiger ein, die sämmtlich gestern Morgen durch die Stadtpost einen mit A. Gehrmann unterzeichneten Brief erhalten, des Inhalts: „Das Wichtigste ist, ob Ihnen meine Nichte gefällt. Ich werde daher mit ihr heute Abend im .. Theater, Loge Nr. 1, erscheinen. Wenn Sie wollen, können Sie uns anreden." Natürlich löste jeder Heirathslustige ein Parquetbillet und harrte des Onkels und der Nichte — vergeblich. Der Benefiziat aber hatte den Vortheil davon.

In der „Bohemia" ward jüngst erwähnt, daß in Dornbirn (Tyrol) ein Weinstock heuer 1906 Trauben trägt. Wie wir in den Brünner „Rgkt." lesen, befindet sich in Butkowitz nächst Eibenschitz in Mähren ein noch viel traubenreicherer Weinstock. Derselbe soll heuer gegen 4000 Trauben tragen. Vor zwei Jahren hatte dieser Riesenweinstock, dessen Alter man auf nahezu 100 Jahre schätzt, über 2000 Trauben, welche zwei Eimer Wein gaben.

In Köln wurde im Laufe dieser Woche auf der Post in den Briefkasten ein Brief mit 160 Thaler und einer mit 200 Thaler geworfen, beide anonym, ersterer an unsere Eisenbahndirektion, und der andere an eine königliche Behörde adressirt. Diesen äußerst nachlässig couvertirten Summen war kein Wort beigefügt; man darf daher wohl annehmen, daß sie zum Ersatze für entwendete oder unterschlagene Beträge dienen sollen.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 112. Donnerstag, den 18. September. 1862.

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung“).

(Fortsetzung.)

Der Eindruck des unerwarteten Ausganges auf den Grafen war unverkennbar; vielleicht mischte er sich mit einem unverstandenen Anfluge von Reue, weil er die Katastrophe wohl hätte verhindern können. Indessen bezwang sich Lingen, zuckte die Achseln und sagte:

Dann freilich ist Ihre Mission beendigt. Wissen Sie die näheren Umstände? Oder seine hiesigen Verbindungen?

Die Umstände? Man hat ihn draußen im Feld oder Wald gefunden — ich habe ihn recognoscirt. Verbindungen? Ja, darüber wollte ich mit Ihnen Rücksprache nehmen, ehe ich etwas thue. Er mochte an die Warnung des ihm befreundeten Herrn Liebenbusch denken, sich nicht die Hand zu verbrennen. Vorerst, wissen Sie den Namen unserer kleinen hübschen Brünette aus dem Coupé? Ein Fräulein von der Mark, nahe verwandt mit dem gräflich Kötteritz'schen Hause, einem der ersten in dieser Stadt. Denken Sie sich, Sie erzählten mir doch, daß Sie unsern Pseudo-Baron im Gasthofe gesehen? Bei ihr ist er gewesen, was sagen Sie dazu?

Ich weiß das Alles, Herr Frenkel, und kann Ihnen nur rathen, das vollständig zu ignoriren. Wenn Sie von den näheren Verhältnissen unterrichtet wären, würden Sie der jungen Dame dabei keinen Vorwurf machen. Irgend einen Vortheil kann Ihnen die Verbreitung des Umstandes oder gar die Angabe nicht bringen, also dächte ich, es wäre es eines Mannes, wie Sie, würdiger, wenn Sie ganz davon schwiegen.

Sie sprechen mir aus der Seele, Herr Graf. Gestern als es mir gar nicht gelingen wollte, durch die Polizei, weil wieder ein Herr Schreyer, noch ein Baron Pleißenberg jemals angemeldet ist, seinen Aufenthalt zu ermitteln, dachte ich allerdings daran, der jungen Dame deswegen moralische Daumschrauben anzusetzen. Aber nun ist, wie gesagt, Alles vorbei. Ich habe es meinem Chef schon telegraphiren lassen und reise auch morgen ab.

Haben Sie keine Papiere, überhaupt keine Ausweisungen bei dem Todten gefunden? fragte der Graf zufrieden mit dieser Nachricht.

Nicht ein Blatt. Er ist ganz prämeditirt an's Werk gegangen. Die Polizei wird aber doch wohl noch ermitteln, wo er gewohnt hat und dann vielleicht! — Es klingelt zum Wiederanfang. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Lingen kehrte in seine Loge zurück, aber mehr, um seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können, als den Noten Glucks zu lauschen. Alles vorbei! sagte er sich. Wie durfte er noch hoffen, zu erforschen, was ihn quälte?

Drei Tage ließ er vergehen ehe er wieder das Kötteritzsche Haus betrat. Er fand Paulinen nicht mehr — man sagte ihm sie sei an demselben Morgen wieder abgereist. Ob sie das blutige Ende des Mannes, mit dem sie vor wenigen Tagen noch vereint gewesen, erfahren hatte? Wie konnte er daran zweifeln! Gerade, daß gar kein Wort von dem Vorfalle, der doch alle Zeitungen beschäftigte, gesprochen wurde, bestätigte ihm, daß die Verwandten um sein Verhältniß zu Paulinen wußten — wahrscheinlich hatte sie sich, als sein Tod verlautete, verrathen und war nun, wo auch für sie alles vorüber war, bald wieder in ihre Heimath, welche sie besser nie verlassen hätte, zurückgekehrt. Den Grafen kostete es zu seiner eigenen Beschämung an diesem Abende Mühe, seine gesellschaftliche Unbefangenheit aufrecht zu erhalten und es blieb sehr zweifelhaft, ob es ihm ge-

Digitized by Google

lungen war, denn er hatte einen Blick bemerkt, den das Ehepaar wechselte als er einmal zerstreut geantwortet hatte, einen Blick, der offenbar Beziehung auf ihn hatte. Zu seiner Erleichterung kam bald noch mehr Besuch und er fand Gelegenheit sich zu empfehlen. Als er durch die von Schnee Mondlicht, und Gasflammen in dreifachem Contrast erhellten Straßen ging, in denen Schlitten klingelten, Menschen in allen Richtungen sich kreuzten und der Glanz der strahlenden aufgeputzten Schaufenster trotz der Kälte die Vorübergehenden bannte, überkam ihn auf einmal die Lust, diesem ganzen regen Residenzleben und den berauschenden Festen des nahenden Carnevals Valet zu sagen und sich auf sein einsames Stammschloß in den Bergen zurückzuziehen. Leer und schal kam ihm dies Drängen und Treiben vor und unter den Klängen der Freude glaubte er mahnende Glocken zu hören, die an die Nichtigkeit alles Irdischen, an den Ernst des Lebens erinnerten!

Um dieselbe Stunde mochte es sein, daß Pauline in den Hof zu Reichenwalde einfuhr. Sie hatte der Tante schon geschrieben und sich dadurch die Pein der ersten Mittheilung erspart. Die Nachricht von dem furchtbaren Ereigniß, das freilich alle Wirren auf einmal löste, war ihr durch Frau Walter zugekommen, welche sie im Gasthause und dann in der Wohnung ihrer Verwandten aufgesucht hatte. Der Schmerz der alten Frau um den Liebling, den sie von den Seinigen verstoßen nannte, durch die Welt gehetzt wie ein herrenloses Thier bis in den Tod hinein, hatte sich schonungslos gegen Paulinen ausgesprochen — sie bebte noch bei der Erinnerung an diese Stunde. Für sie war nichts mehr zu thun. Graf Kötterlitz hatte seinem Vorsatz getreu die Erledigung der noch schwebenden Fragen übernommen und wußte die geeigneten Wege zu finden, um Alles so geräuschlos als möglich vorüberzuführen. Paulinen durch Bitten einen längern Aufenthalt zuzumuthen, konnte der Gräfin nicht einfallen: sie fand den Gram um den Todten — den wohl außer ihr kein Glied der ganzen Verwandtschaft als einen der Ihrigen anerkannt hatte — etwas phantastisch und betrachtete den Fall eher als ein Glück. Der Sohn aus einer Ehe, die nur durch den Leichtsinn seiner Mutter erklärlich war, der Sohn des Kellners hatte wenigstens ein mannhaftes Ende genommen. So urtheilte die große Welt vielleicht auch.

Paulinen aber war er doch immer der Bruder geblieben und erst an der Brust der Tante, durch ihre sanften und liebevollen Vorstellungen fand sie den wahren Trost, der sie mit der Zeit ruhiger an die schreckliche Lösung eines nie zu entwirrenden Schicksals denken ließ. Ihre Heimkehr hatte bei spätem Abend, die erste stundenlange Unterredung mit der Tante im verschwiegenen Zimmer stattgefunden, zu welchem die neugierige Dienerin, die vor Erwartung brannte, keinen Zutritt erhielt.

Nur Geduld, Herzchen! sagte der Verwalter, gegen den sie sich aussprach. Ueber ein Kleines werden wir schon Licht bekommen. Aufgeschoben ist nicht — aufgehoben. Ich meine den Audienztermin.

Dieser jedoch schien unbegreiflicher Weise wirklich ganz aufgehoben zu sein. Herr Siegelmann sogar, der Aktuar, hatte keine Auskunft darüber geben können. Der Kreisrichter korrespondirte, so schien es, über die Angelegenheit mit dem Herrn Präsidenten vertraulich — wie es in der Geschäftssprache von nichtoffiziellen Mittheilungen heißt. Man mußte abwarten, was aus der Sache werden mochte. Nach mehreren Wochen kam endlich durch den Gerichtsboten ein Schreiben mit dem Dienstsiegel an Frau von Forno, und Hensel, der es überreichte, vertröstete sich, daß es die neue Anberaumung enthalte. Er wurde aber in der Stadt, wo er noch an demselben Tage dringende Geschäfte hatte, durch seinen Freund enttäuscht, der ihm den ungefähren Inhalt des Schreibens unter dem Versprechen unverbrüchlicher Verschwiegenheit mittheilte: Auf Ihren Antrag beim Königlichen Oberlandesgericht vom — wird Ihnen eröffnet, daß unter den obwaltenden Umständen, mit Anerkennung der von Ihnen angeführten Gründe, der Untersuchung wegen des nächtlichen Einbruchs keine weitere Folge gegeben werden soll. So berichtete wenigstens Hensel in gleicher Verschwiegenheit, als sein Aktuar sie amtlich zu halten verpflichtet war, seiner ihm seit Kurzem heimlich verlobten Braut — für den aktenmäßigen Wortlaut seines Berichts konnte er nicht einstehen.

Setzen Sie, Bester! rief Auguste. Das Gericht macht doch einen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig. Ich hätte es auch sonst lächerlich gefunden. Hinter das Geheimniß werde ich schon ohne Ihren Herrn Aktuarius kommen.

Frau v. Forno hatte also einen Antrag beim Oberlandesgericht gestellt und von Oben her war die Sache niedergeschlagen worden. Jedenfalls hing die Reise des Fräuleins damit zusammen und es war nur unbegreiflich, wie sie seitdem betrübt sein konnte. Wäre nur dem alten Jägrimm, dem Jäger Leichert, beizukommen gewesen — aber dieser wurde bei dem leisesten Versuche, ihn auszuforschen, jedesmal so grob, daß man ihn bald in Ruhe ließ. Er mußte einen starken Rückhalt haben, daß er sich das gegen die Autorität des Verwalters unterfing.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mädchen-Geheimniß.

Erzählung von H. Selffarth.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Und Sie haben das Mädchen hübsch gefunden, nicht wahr? fragte er in einem Tone des aufrichtigsten Enthusiasmus, der den Major und mich lächeln machte. Reichardt schien den Eindruck gar nicht zu bemerken, welchen seine Worte hervorbrachten.

Ja, von der Schönheit des Körpers will ich noch gar nicht einmal reden, fuhr er fort; Auguste ist ein schmuckes Mädchen und kann es darin mit mancher vor-

Digitized by Google

nehmen Dame aufnehmen. Aber das sind Tändeleien, die mit der Zeit vergehen! Allein die geistigen Vorzüge, die Moral, stelle ich weit höher, und da kann ich Ihnen sagen, mein junger Freund, Auguste ist ein wahrer Engel, und der liebe Gott scheint meiner Treu fast einen Mißgriff begangen zu haben, als er bloß ein Frauenzimmer aus ihr machte . . . .

Oho, alter Kamerad! Du sprichst ja wahrlich, als wärest Du selber in das Mädel verliebt! rief der Major Wildbrand. — Alle Wetter! brennt bei Dir noch das Jugendfeuer unter dem Schnee des Alters fort?

Bah, Majorchen! ich bin kein solcher Thor, mich noch zu verschammeriren! rief der Hauptmann. Aber ich mach' Dir gar kein Hehl daraus, daß ich Augusten wirklich von Herzen gut bin wie ein Vater. Als ich dies Häuschen hier kaufte, wohnte Frau Sulzfeld schon mit ihrem Kinde hier oben im zweiten Stock und Auguste war damals kaum zwei Jahre alt. Seither haben wir in schönster Eintracht unter einem Dache gelebt, und das liebe Kind hat mir manche Stunde meiner Einsamkeit verkürzt und aufgeheitert. Meine selige Frau liebte das Mädchen, als ob Auguste ihre leibliche Tochter wäre. Sie ist unter meinen Augen aufgewachsen, ich habe sie zunehmen sehen an Alter, Weisheit und Verstand, an Lieblichkeit und Tugend, und als vor acht Jahren meine gute Frau starb, hat Auguste die brave Alte auf ihrem Kranken- und Sterbebette noch mit einer Liebe und Aufopferung verpflegt, die ich ihr nie vergessen werde. Ich habe daher auch meine besonderen Absichten mit Augusten: sobald sie sich verheirathet, was hoffentlich ja doch einmal geschehen muß, trotz ihres Widerwillens gegen einen Stand, wornach die meisten jungen Mädchen die Finger lecken. . . .

Wie? Dieses Fräulein Auguste hätte schon heirathen können und hat ihren Bewerbern Körbe gegeben? fragte der Major betroffen.

Fünf oder sechs Freier sind mit langen Nasen abgezogen, erwiderte der Hauptmann; und es waren ein Paar recht ansehnliche Partieen darunter, um welche sich andere Mädchen gerissen hätten!

Ist denn Frau Sulzfeld mittellos? fragte ich den Hauptmann.

Ich weiß es nicht, entgegnete Reichardt. So lange sie auch schon in meinem Hause wohnt, so habe ich doch in ihre Verhältnisse nicht klar einsehen können. Es geht der Frau und ihrer Tochter anscheinend Nichts ab, aber sie haben wohl auch Nichts übrig. Auguste macht künstliche Blumen, worin sie viel Geschick und Geschmack hat, und verdient damit wohl mehr als andere Blumenmacherinnen. Ihre Mutter hat, glaube ich, eine kleine Pension oder Leibrente. Sie sind in ihren Verhältnissen ganz arrangirt, und ich habe auf den kleinen Betrag der Hausmiethe noch nie eine Viertelstunde lang warten dürfen. In der ganzen Nachbarschaft genießt Frau Sulzfeld die größte Achtung und der Vormittagsprediger der —kirche kommt alle vierzehn Tage zu ihr. Aber ich wiederhole es: ich weiß nicht wie hoch sich die Einkünfte dieser Frau belaufen, und welche Mitgift sie Augusten einmal mitgeben könnte! Mich kümmert das auch gar nicht, denn ich weiß nur soviel, daß wenn Auguste ihre Wahl treffen wollte, ich gar keinen Augenblick anstehen würde, sie zur Erbin meines kleinen Vermögens und meiner künftigen Ersparnisse einzusetzen. . . .

Ich sah den Hauptmann an, über dessen heiteres und offenes Gesicht sich in diesem Augenblicke ein wehmüthiger Ernst gelagert hatte.

Der Mensch ist von Natur aus so schwach, daß er seinen Nebenmenschen nur immer das Schlimmste zutraut. So dachte auch ich: Ah, dahinter steckt ein Geheimniß! Der Hauptmann hat vielleicht seinen guten Grund dafür, daß er Augusten wie ein Vater liebt! — Diese Gedanken, welche ich mir insgeheim mit der einem jungen Menschen so eigenthümlichen und charakteristischen Unverschämtheit machte, um mir einen plausiblen Vorwand für die Vorliebe eines bejahrten Mannes zu einem jungen Frauenzimmer zu finden, — schien Reichardt in meiner Seele zu lesen.

Diese meine Theilnahme an dem Schicksal Augusten's muß Ihnen seltsam erscheinen! sagte er mit einem lauernden Lächeln. Und doch sollten Sie sich nicht darüber wundern, denn wenn ich nicht irre, so zeigen Sie ja selbst, der Sie sie kaum vom Sehen kennen, ein nicht minder großes Interesse für Augusten, — sonst würden Sie sich nicht nach ihrem Namen erkundigt haben!

Ich glaube fürwahr, daß ich in diesem Augenblick erröthete, denn der Hauptmann hatte richtig gerathen. Ich legte daher sogleich alle Zurückhaltung ab, und spielte meine Karte offen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zwei Jäger von Vervier's bemerkten mit Staunen, daß ihre gut dressirten Hühnerhunde unbeweglich vor einer Stelle standen, wo sich nicht leicht irgend ein Wild aufhalten konnte. Bei näherer Untersuchung fanden sie unter einem Felsen ein Loch und in demselben verschiedene werthvolle Gegenstände. Ueberzeugt, daß das eine Diebshöhle sei, setzten sie sofort die Polizei in Bewegung, welche in der richtigen Voraussetzung, daß der Dieb die Dämmerungszeit benützen werde, die Stelle in weiterem Versteck umstellte. Nach einiger Zeit näherte sich ein gutgekleideter Herr der bezeichneten Stelle, wand sich vorsichtig durch's Gebüsch und war eben im Begriff, seinen Kopf in das Loch einzuführen, als ein lebendiger Leib auf seinen Rücken fiel und ihn vollends zu Boden drückte. Ein Polizeikommissär hatte sich oben auf dem Felsen versteckt und von hier den kühnen Sprung gethan. Fast noch größer, als die Ueberraschung des Gefangenen war die der herbeigerufenen Personen, als sie in demselben den vermögenden Fabrikdirektor Haugaustaine erkannten, welcher seit vielen Jahren in einem der ersten Häuser

Digitized by Google

von Verviers mit einer bedeutenden Besoldung dient. Alle Samstage in seinen Familiensitz zu Dolhain gehend, pflegte er hier unterwegs seinen wöchentlichen Diebeserwerb zu verbergen. Begreiflich, daß er jetzt ins Gefängniß der Stellung vor das Schwurgericht entgegensieht, um so mehr, als eine Haussuchung bei ihm und seinem Nachbar bedeutende Vorräthe von Garn und Seide zu Tag förderte, weßhalb noch mehrere Verhaftungen erfolgten.

(Ländliche Einfalt.) Am Sonntag früh wollte eine Bäuerin von Grez mit dem Köflacher Zug nach Hause fahren, bestieg jedoch den Wiener Zug, ohne den nach Köflach abfahrenden zu beachten. Als sich nun der Wiener Zug in Bewegung setzte und sie merkte, daß es aufwärts statt abwärts gehe, schrie sie zum Fenster so lange und so gewaltig „hall's auf", bis das Zeichen zum Stehen gegeben wurde und der Zug stille stand. Als man ihr auf ihre zornige Frage: „Zwegn wegen foarts denn nit noch Köflach?" das Räthsel aufklärte, ging sie kopfschüttelnd von dannen, um mit dem Nachmittagszug in ihre Heimath zu kommen.

Nach einer Notiz in der „Wiener Zeitung" ist es der ärarischen Papierpapfabrik Schlögimühle bei Gleggnitz gelungen, aus der Maispflanze, insbesondere aus den Kolbenblättern vorzügliches Papier herzustellen; auch ist daselbst ein Verfahren ermittelt worden, die Fasern der Maispflanzen zum Spinnen und Weben zu verwenden, sowie aus den in der Maispflanze enthaltenen Nahrungsstoffen unter Beimischungen gewöhnlichen Mehles wohlschmeckendes Brod zu bereiten.

Bei einer in Paris in diesen Tagen abgehaltenen öffentlichen Verhandlung hat man eine Polizeiverordnung über Theatervorstellungen in Paris aus dem Jahre 1609 vorgefunden. Die Comödianten waren angeklagt, des Winters allzu spät zu spielen und übermäßige Eintrittspreise zu fordern. In Folge dessen wurden sie angewiesen, ihre Vorstellungen in den Wintermonaten spätestens um 2 Uhr Nachmittags zu beginnen und um 4½ Uhr zu beenden. Die Eintrittspreise wurden auf 5 Sous im Parterre und auf 10 Sous in den Logen festgesetzt.

(Jugendliche Ausreißer nach Amerika.) Am 27. August haben sich, wie die „Ostl. Ztg." mittheilt, 12 junge Leute von 15—16 Jahren heimlich in einem Boot von Stettin entfernt, um sich nach Swinemünde und von dort nach Amerika zu begeben, wo sie bei den Unionstruppen Dienst nehmen wollten. Sie hatten nur wenig Geld bei sich und hofften in Swinemünde vom amerikanischen Consul Handgeld und freie Beförderung zu erlangen. Ihnen war also nicht einmal bekannt, daß in Swinemünde kein amerikanischer Consul existirt. Am Bleichholm (bei Stettin) wurde einem der jungen Reisenden aber schon das Unternehmen leid und er ließ sich dort an's Land setzen. Durch ihn wurde das Verschwinden seiner Genossen erklärt; es sind Maßregeln getroffen, sie in Swinemünde anzuhalten, so daß sie wohl noch zu den besorgten Ihrigen zurückkehren werden.

Aus Konstantinopel berichtet man von einer interessanten Neuerung: Bei dem letzten großen Diner und Gartenfest von Fuad Pascha waren zum Erstenmal zwei türkische Frauen, nämlich die vom Großvezier und die von Kiamil B.y (l'introducteur des Ambassadeurs) fränkisch gekleidet und empfingen die Damen in einem Nebengebäude. Man sagt, der Sultan hätte gewünscht, seine Frau sollte ebenso erscheinen und mit den beiden genannten die fränkischen Damen bewillkommnen, für welchen Fall er sich auch bei seinem Großvezier gezeigt haben würde; doch habe die Sultanin keine große Neigung gezeigt; die Sultanin-Mutter aber ein energisches Veto dagegen eingelegt, und so wäre es zu seinem großen Verdruß unterblieben, da er gegen die mächtigste Frau im Reiche und den Scheik ul Islam (der Oberpriester), welcher es natürlich erst recht für unpassend hielt, nicht vorzugehen wagte

---

(Das Telegraphentau im Bodensee) Die Einlegung des aus vier Kupferdrähten, mit Guttapercha und getheerter Hanfumhüllung und einer festen Umschienung mit Eisendrähten, bestehenden Taues, welches in submariner Verbindung den directen Telegraphenverkehr zwischen Bayern und der Schweiz vermitteln soll, ist erfolgt. Die Gesammtlänge des Taues beträgt gegen 70,000 Fuß, die Schwere 280 Ctr.; nach den bisherigen Grundmessungen beträgt die größte Tiefe des See's für Lagerung des Kabels nahezu 300 Fuß. Mittelst eines am Bord des Dampfboots befindlichen Apparats wurde, während der Einsenkung des Telegraphentaues in den See, fortgesetzt dessen Leitungstüchtigkeit im steten Rapport mit der Lindauer Station erprobt. Im directen Anschluß an das unterseeische Tau befindet sich auf jenseitigem schweizerischen Gestade die Telegraphenverbindung mit St. Gallen und dem Innern der Schweiz, und geht sofort durch unmittelbare Communication den internationalen Beziehungen ein großer Vortheil zu.

(Ein lustiger Wirth.) Der aus dem Renz'schen Circus bekannte Clown Qualitz hat sich aus dieser „Carriere" zurückgezogen und als Wirth ein Berliner Lokal, das „Universum", gepachtet.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 113. Sonntag, den 21. September. 1862.

Warum ich Dich liebe?

An Fanny!

Mein Herz, ich will Dich fragen:
Was ist denn Liebe? sag!
Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.
Und sprich: woher kommt Liebe? —
Sie kommt und sie ist da.
Und sprich: wie schwindet Liebe? —
Die war's nicht, der's geschah.

Friedrich Halm.

Warum ich Dich liebe? — fragst Du, o Maid!
Ich wär' Dir's zu sagen so gerne bereit;
Doch kann ich's nicht sagen, wie sehr mich's auch drückt;
Ich liebte Dich plötzlich, ich sah Dich entzückt.

Nicht kalte Berechnung bringt Liebe hervor,
Man kann sie nicht treiben allmählig empor.
Die Liebe entzündet, ein einziger Schlag,
Man weiß nicht, wie sie gekommen sein mag.

Die Liebe fragt nicht erst nach Namen und Stand,
Sie lodert urplötzlich zum inneren Brand.
Die Liebe fragt nicht erst nach Religion,
Der Bund zweier Seelen genüget ihr schon.

Warum ich Dich liebe? — fragst Du, o Maid!
Ich weiß es ja selber nicht; längere Zeit
Liebt' ich Dich im Stillen, schüchtern, verzagt,
Der Blick meines Auges nur hat Dir's gesagt.

Lang trug ich im Busen die liebende Glut,
Und kündete Dir nicht, daß ich Dir so gut.
Ich kämpft' mit mir selber, ich rang, ich rang; —
Doch immer die Liebe mich siegreich bezwang.

Es zog mich in Deine Nähe heran,
Ich konnte nicht anders, ich mußte Dir nah'n;
Ich mußte Dir schauen in's Antlitz so mild,
Die Phantasie schuf mir manch' lieblich Gebild.

Die schlaflose Nacht bot mir Träume von Dir,
Im Traume Du nahtest als Liebchen mir.
Du reichtest die Hand mir zum liebenden Bund,
Und machtest die Gegenliebe mir kund.

Erwacht aus dem Traume, fand ich mich allein,
Im Busen mir nagte der Sehnsucht Pein.
So duldet' und litt ich lange stumm,
Und trug mein Leiden im Stillen herum.

Doch endlich vermocht' ich's zu tragen nicht mehr,
Der Brand mir im Busen, er brannte zu sehr;
Ich hauchte mein Leid in ein schmuckloses Lied,
Die Gabe der Dichtung, die Gott mir beschied.

Nun hatte ich Lind'rung, ich sang immer zu,
Doch fand nicht das Herz, die ersehnte Ruh'.
Je mehr ich auch singe, das Lied aus nicht geht,
Es singt sich von selbst fast, von Oben hergeweht.

Und daß ich Dich lieb', daß mein Herz nur Dein,
Das kann doch, o Liebchen, nichts Böses sein.
Rein ist meine Liebe, o Fanny, zu Dir;
Fern bleibt mir die sinnliche, wilde Begier.

Ich lieb' Dich, mein Engel, mit geistiger Glut,
Dir weih' ich begeistert die Sangesfluth.
Was längst ich gefeiert, das himmlische Bild,
Die Huldа fand ich in Dir, traulich und mild.

Bemiß meine Lieb' nicht, wie heute zu Tag —
Rings um uns sich tummelt der Menschen Schlag.
Ich suchte in Dir kein gewöhnliches Weib,
Mit dem man nur kost zum Zeitvertreib.

Die himmlische Flamme von meiner Lieb'
Das Höchste mir im Leben verblieb.
Mag Alles vergehen, meine Lieb' nicht vergeht,
Im Tod noch der Liebe Hauch mich durchweht.

Digitized by Google

Ich kann nicht laſſen von Dir, o Maid!
Ich liebe Dich, ſei es in Wonne, in Leid.
Ich lieb' Dich, und kann von Dir laſſen nicht,
Und eher das Herz mir vor Kummer bricht.

Warum ich Dich liebe? — fragſt Du, o Maid!
Du biſt ja mein Stern, meine Seligkeit!
Du biſt mein Alles, mein zweites Ich!
Will Allem entſagen, behalt' ich nur Dich.

S. R.

Ein Irrſtern.

Novelle von Bernd von Guſeck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung").

(Fortſetzung.)

Vom Wieſelchen, das man ſchon in der Falle wähnte, verlautete auch nichts mehr. Hätte man gar gewußt, daß er wirklich auf Leicherts Anzeige hin ausfindig gemacht und verhaftet worden war, wie würde man zu erfahren gewünſcht haben, was weiter mit ihm geworden. Aber Leichert wußte ſelbſt nichts und bekümmerte ſich auch nicht darum. Der Schwindler, dachte er ſich, mag ſo viel bei der Polizei auf dem Kerbholze gehabt haben, daß es ſeines weitern Zeugniſſes nicht bedurft habe, um ihn für eine längere Zeit einzuſperren. Daß Moritz mit ihm verbunden geweſen, wußte er nicht.

Der Winter verging, ohne daß es der Kammerjungfer bei all' ihrer Schlauheit gelungen wäre, von ihrer Herrſchaft zu erfahren, warum eigentlich die Begebenheit, die ſo intereſſant zu werden verſprach, nicht weiter verfolgt worden ſei. Die bloße Abneigung vor dem gerichtlichen Verfahren erklärte nicht Alles. Wenn Auguſte aber davon geſprochen, hatte ſie keine rechte Antwort gefunden, ihre Bemerkungen über den ſeinen Handſchuh, welchen das Fräulein wohl zur Erinnerung an die glücklich überſtandene Gefahr aufbewahrt habe, ihr Bedauern, daß der Abdruck des ſchönen Fußes mit dem Schnee geſchmolzen ſei, der Wunſch, den Eigenthümer, der gewiß ſelbſt ein ſchöner Mann ſei, einmal zu ſehen, hatte bei Pauline keinen Anklang geweckt, endlich war ihr von Frau v. Forno ausdrücklich befohlen worden, die unangenehme Sache gar nicht mehr zu erwähnen. Das einförmige Leben in Reichenwalde fing an, der Zofe unerträglich zu werden. Was half es, daß die Herrſchaft zuweilen Beſuche in der Nachbarſchaft machte und auch ſolche empfing?

Für Auguſten entſprangen daraus keine Freuden; bei erſtern wurde ſie nicht mitgenommen, bei letztern fand ſie nur vermehrte Geſchäfte und ſelbſt von Seiten der fremden Dienerſchaft nicht mehr die Beachtung, welche ihr ſonſt überall zu Theil geworden war. Sie fühlte, daß es die höchſte Zeit ſei zu heirathen und als ihre letzte Hoffnung auf eine Badreiſe im Sommer durch die gelegentliche Erklärung ihrer Dame, Reichenwalde in dieſem Jahre nicht zu verlaſſen, zerſtört war, veranlaßte ſie Herrn Henſel, am erſten Oſterfeiertage im vollen Staate vor Frau von Forno zu erſcheinen, um ihre Einwilligung zu ſeiner beabſichtigten Verbindung nachzuſuchen. Dieſe wurde ihm nicht verweigert und da kein Grund zu einem langen Brautſtande vorhanden war, bezog Auguſte noch vor Pfingſten als Frau Inſpektorin ihre neue, durch die Güte der Herrſchaft erweiterte Wohnung.

Eben ſo wenig Grund, wie Auguſte bald genug ausſprach, war freilich zur Uebereilung geweſen, die ſie bereute, als ſie gleich nach ihrer erſten Flitterwoche erfuhr, daß die Herrſchaft, durch Zureden ihrer Verwandten bewogen, nun doch eine Reiſe und zwar nach der fränkiſchen Schweiz, von welcher ſie niemals gehört, unternehmen wolle. Wie gern hätte ſie doch dieſe noch mitgemacht, der Bräutigam wäre ihr ja ſicher für den Herbſt geblieben! Aber es war nun zu ſpät und ſie mußte nun mit anſehen, wie bei der Abreiſe der Herrſchaft ihr alter Sitz auf dem Bocke, von wo ſie einſt bewundernde Blicke auf ſich gezogen und paſſagère Eroberungen gemacht hatte, von einem unerfahrenen Gänschen, ihrer Nachfolgerin, eingenommen wurde. Armer Henſel!

Die Reiſe wäre in der That unterblieben, wenn die Gräfin Kötteritz ihre Verwandten nicht mit Bitten beſtürmt hätte, ſie auf der neuen reizenden Beſitzung zu beſuchen, welche ſie in Franken durch die Güte eines genauen Freundes ihres Gemahls erworben. Frau von Forno fand auch ſelbſt, daß eine Zerſtreuung für Paulinen, die ſich von den traurigen Erinnerungen des Winters noch immer nicht losreißen konnte, ſehr heilſam wirken müſſe und hoffte durch die freundlichen Eindrücke einer neuen Reiſe die trüben der letzten zu verwiſchen.

Einverſtanden war Pauline mit jedem ihrer Wünſche, und freute ſich auch auf den Ausflug, aber wer ſie früher gekannt hatte, wie ſie froh und lebensfriſch war, den würde ihr jetziges ſchwermüthiges Weſen befremdet haben. Selbſt Leichert, der ſie ein Ebenbild ihres Vaters, ebenſo reſolut und furchtlos, genannt hatte, als ſie den gefährlichen Gang mit ihm betrat, würden jetzt an ihr irre geworden ſein. Die Tante fragte ſich zuweilen, ob es allein noch die Nachwirkung des erſchütternden Erlebniſſes ſein könne, da ſie doch den Bruder zu wenig gekannt, um ihn wahrhaft zu lieben und ſo nachhaltig um ihn zu trauern. Aber ſie konnte ſich dieſe Frage nicht beantworten.

Von der Ankunft der Verwandten unterrichtet, hatte Graf Kötteritz ihnen ſeinen Wagen bis zu der Station entgegengeſchickt, wo ſie die Eiſenbahn verlaſſen mußten. Er ſelbſt kam zu Pferde, ſie von der Grenze ſeiner Beſitzung einzuholen, und ritt neben dem Wagen, ſie auf alle Schönheiten aufmerkſam machend, welche dieſe herrliche Gegend, die von dem großen Strome der Reſſenden wenig berührt wird, in ſo hohem Grade ſchmücken.

Ich habe einen vortrefflichen Kauf gemacht, ſagte er,

Digitized by Google

und kann meinem Freunde Lingen nicht dankbar genug sein, daß er mir diese Herrschaft, als sie zum Verkauf kam, empfohlen hat.

Bei Nennung dieses Namens, der Paulinen unvorbereitet, also wehrlos gegen Ueberraschung traf, erröthete sie plötzlich und es diente nicht dazu, ihr die verlorene Fassung wieder zu geben, als Kötterig zu ihr gewendet fortfuhr: Sie kennen den Grafen, liebe Cousine und finden ihn heute bei uns. Ob er noch etwas auf dem Herzen hatte, wie es in seinem Tone angedeutet schien, blieb zweifelhaft, weil er sich, ohne Paulinens Entgegnung abzuwarten, von der Tante sogleich die Erlaubniß erbat, jetzt vorauseilen zu dürfen, um seiner Frau ihre Nähe zu melden und dann im gestreckten Laufe davonjagte.

Pauline hatte der mütterlichen Freundin doch nicht Alles gesagt — wie bereute sie es nun!

(Schluß folgt.)

Ein Mädchen-Geheimniß.

Erzählung von H. Seiffarth.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Mein Herr, erwiderte mir der Hauptmann, nachdem ich ihm erzählt, wie ich Auguſten an ihrem Fenſter erblickt, wie ich mich alsbald zu ihr hingezogen gefühlt und warum mich der Major Wilbrand in der Gartenſtraße angetroffen habe, — mein Herr, ich habe zwar noch nicht das Vergnügen, Sie näher zu kennen, aber Ihr Oheim, der Oberſt, und mein Freund der Major hier, der Sie bei mir eingeführt hat, ſind mir Bürgen genug für Ihre Rechtſchaffenheit und für die Loyalität Ihrer Abſichten. Ich bin überzeugt, daß Sie immer als Mann von Ehre handeln werden, in was für Umſtänden Sie ſich auch immer befinden mögen, und darum mache ich Ihnen ſelber den Vorſchlag, Sie bei Frau Sulzfeld einzuführen!

Aha, dachte ich, der Hauptmann geht für Auguſten auf die Freierjagd! Ich nahm zwar ſein Anerbieten dankbar an, gelobte mir aber Vorſicht, und glaubte, lange genug gelebt und Erfahrung genug geſammelt zu haben, um den Schlingen von beuteſüchtigen Verwandten zu entgehen.

Nimm Dich in Acht, Kamerad! rief der Major halb lachend, halb im Ernſte: Der Neffe unſers braven Oberſts, dieſer verliebte Profeſſor Finkler hier, iſt zwar ein höchſt anſtändiger Mann, aber Du weißt ja, Alter, daß im Verkehr mit den Weibern Jeder ſeinen eigenen Codex der Ehre hat!

Ich hege keinerlei Beſorgniſſe in dieſem Stück! erwiderte Reichardt; ich ſetze unbedingtes Vertrauen in den Herrn Profeſſor, und noch größeres in meine junge Freundin, die ſogar einen Lovelace nicht zu fürchten hätte!

Oho! dachte ich; Auguſte muß ja ein wahres Wunder von einem Mädchen ſein! Habe ich da wirklich einen Phönix gefunden?

Lovelace hin, Lovelace her! verſetzte der Major; ich kenne Tugenden, die ſchon vor einem einfachen Fähndrich das Gewehr ſtreckten!

Aber Auguſten kennſt Du nicht, Bruderherz! meinte der Hauptmann.

Hat ſie denn ſchon einmal geliebt oder ſonſt bittere Erfahrungen in der Liebe gemacht? fragte ich mit einem neckenden Tone.

Keineswegs!

Aber wer vertheidigt und beſchützt ſie alsdann gegen den Zug ihres Herzens? rief ich.

Ihr Herz ſelbſt! entgegnete Reichardt und blickte mich mit ſtrengem Vorwurf an; ich ſage Ihnen, Herr Profeſſor, Auguſte iſt eben ſo beſonnen als tugendhaft!

Meiner Treu! ich verſtehe den blauen Teufel von Eurem ganzen Wortwechſel, lieber Hauptmann! rief der Major. Wir ſind ja von unſerem eigentlichen Thema ganz abgekommen! Ich bitte Dich, erzähle weiter von Deinem Carré: das gefällt mir beſſer, und mir ſchwant ſchon, daß Deine Jäger die Herren Koſacken tüchtig heimgeſchickt haben werden! — Ja, ſehen Sie, Profeſſorchen! Was man auch von Seiten der Kavallerie dagegen ſagen mag, — ich bin einmal überzeugt, daß, wenn eine Infanteriekolonne ihre Schuldigkeit thut, die beſte Reiterei nichts gegen ſie auszurichten vermag! . . .

In der That, Herr Hauptmann, wandte ich mich an dieſen, um ihn wieder zu verſöhnen, — Sie machen mich immer begieriger, Ihren kleinen Schützling kennen zu lernen. Ich nehme daher Ihr Anerbieten dankbar an, mich mit Fräulein Auguſten und ihrer Mutter bekannt zu machen, und ich werde mich ſehr freuen, wenn ich mit eigenen Augen darüber entſcheiden darf: ob der liebe Gott wirklich Unrecht gehabt hat, daß er dem lieben Mädchen Flügel verſagte!

Wiſſen Sie was, bleiben Sie bei mir zu Tiſche, Profeſſor! Dann lade ich die Damen zu einer Taſſe Kaffee in's Gärtchen ein, und wir verbringen den Abend zuſammen! ſagte Reichardt. Es iſt ohnedem Mittwoch, wo ich Abends immer mit Frau Sulzfeld meine Parthie Piquet ſpiele!

Ich ging begierig und dankbar auf ſeinen Vorſchlag ein; der Major verließ uns, um in ſein Dorf zurückzukehren, nachdem er die Geſchichte von den ſechs Koſacken zu Ende gehört hatte, und am Abend um dieſelbe Stunde, wo ich ſeither ſchon zweimal Auguſten an ihrem Fenſter beobachtet hatte, ſaß ich ihr in einem anſtändig möblirten Zimmer gegenüber und plauderte mit ihr, während der Hauptmann und Frau Sulzfeld ihre Parthie mit einander ſpielten.

2.

Zwei Monate nach dieſer Bekanntſchaft, welche ſo raſch und auf eine ſo einfache und ungekünſtelte Weiſe zu Stande gekommen war, hatte ich mir ſchon die Rechte eines Hausfreundes erworben und von Frau Sulzfeld die Ermächtigung erlangt, ihrer Tochter meine beſcheidenen Huldigungen darbringen zu dürfen. Ich hätte unmöglich einen Abend vorübergehen laſſen können, ohne ihn im Hauſe des Hauptmannes hinzubringen.

Digitized by Google

Ich war sterblich verliebt in Augusten, und obschon ich wohl wußte, daß ich bereits der siebente Freier war, und daß alle vor mir sich in bester Form Körbe geholt hatten, so beharrte ich doch auf meiner Werbung. Ich hatte vornherein nicht offen um die Hand des jungen Mädchens angehalten, hatte keine entscheidende Situation herbeigeführt und jede stürmische Scene vermieden, um das Recht zu haben, meine Besuche noch länger fortzusetzen. Und trotzdem hoffte ich noch. Das Wohlwollen des Hauptmanns und sein unverhohlener Wunsch, daß ich Augusten's Herz und Hand gewinnen möge, die Herzensgüte und Uneigennützigkeit, womit Frau Sulzfeld mir entgegenkam, und Manches in Augusten's Betragen selbst, ließen mich erwarten, daß ich dem Loose meiner Vorgänger entgehen werde.

Seit dem Tage, wo mich Herr Reichardt Augusten und ihrer Mutter vorgestellt, hätte ich mich immer mehr überzeugen müssen, daß die Lobsprüche, die er ihr gespendet, nicht überschwänglich, nicht übertrieben waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eines der Wunder der australischen Welt und einen der merkwürdigsten Punkte der Erde bildet der Roto mahama oder warme See auf Neuseeland, über den Dr. F. von Hochstetter im neuen Heft der Petermann'schen „Mittheilungen" berichtet und eine geologisch colorirte Originalkarte nach eigenen Aufnahmen im Maßstabe von 1:12,000 gibt. Die Menge kochend heißen Wassers, welches an den Ufern und am Boden dieses See's der Erde entströmt und dessen Temperatur von dem Reisenden bis zu 98° C. gemessen wurde, ist außerordentlich. Rings um sich hört man es fortwährend sausen und brausen, zischen und kochen, und der ganze Boden ist warm. „In der ersten Nacht", erzählt Hr. v. Hochstetter, der sich auf einer kleinen Insel im See mehrere Tage lang aufhielt, „fuhr ich erschreckt auf, weil es in der Hütte auf dem Boden, wo ich lag, von unten her so warm wurde, daß ich es nicht mehr ertragen konnte. Ich untersuchte die Temperatur, stieß mit einem Stock ein Loch in den weichen Boden und steckte das Thermometer hinein. Es stieg augenblicklich auf Siedhitze, und als ich es wieder herauszog, da strömte heißer Wasserdampf zischend empor, so daß ich das Loch eiligst wieder zustopfte." Die im schönsten Blau schimmernden Wasserbecken einer der Quellen bilden eben so viele natürliche Badebassins, die der raffinirteste Luxus nicht prächtiger und bequemer hätte herstellen können. Man kann sich die Bassins seicht und tief, groß und klein auswählen, wie man will, und von jeder beliebigen Temperatur, da die Bassins auf den höheren, dem Hauptbassin näher gelegenen Stufen wärmeres Wasser enthalten, als die auf den tieferen Stufen.

(Wichtiger Fortschritt in der Uhrenindustrie.) Es ist eine längst bekannte Erscheinung, daß die Verbindung des Uhrwerkes mit dem Pendel den richtigen Gang des Pendels beeinträchtigt, und durch die genauen Versuche des Konservators an der Münchener Sternwarte, Lamont, ist es nachgewiesen, daß ein Pendel, welches frei genau Sekunden schwingt, mit einem gewöhnlichen Uhrwerk verbunden, des Tags um drei Sekunden und noch mehr zurückbleibt, besonders wenn das Oel, womit das Werk eingeölt wird, sich einmal zu verdicken anfängt. Der Mechaniker Mannhardt in München, in neuester Zeit durch seine zur Londoner Weltausstellung gesandte Uhr mit vereinfachter Konstruktion rühmlichst bekannt geworden, hat diesem Uebelstande in einer zweiten Uhr abzuhelfen versucht, indem er das Steigrad gänzlich entfernt hat, und nun das Pendel, von dem Uhrwerk frei, nur alle Minuten einen leichten Antrieb erhält, der das wieder ersetzt, was das Pendal während dieser Zeit an Ausschlag verloren hatte. Diese letzte höchst wichtige Vervollkommnung ist als gelungen zu betrachten. Zwei Kommissionen, eine von der Akademie der Wissenschaften abgesendet, und eine von dem Centralverwaltungsausschusse des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern haben die neue Erfindung geprüft, und die letztere Kommission hat über das nun freie Pendel in Beziehung auf seinen Isochronismus viele Beobachtungen angestellt und bestätigt gefunden, daß Mannhardt hier eines der wichtigsten Probleme, dessen Lösung lange und auf die verschiedenste Art bisher von Mechanikern versucht wurde nicht nur gelöst, sondern auch auf die allereinfachste folgerichtigste Art gelöst hat. Kurz, so lange Steigräder und Anker auf das Pendel wirken, ist an einen gleichförmigen Gang, auch bei der besten Uhr, nicht zu denken; um so mehr wird dieß bei einer Thurmuhr der Fall sein, wo das Schmiceröl sogar das sich so leicht verharzende Leinöl nicht selten in Anwendung kommt. Ferner sagt der Kommissionsbericht, daß durch die Erfindung Mannhardt's eine neue Periode nicht nur für den Thurmuhrenbau, sondern überhaupt für genaue Zeitmesser in's Leben getreten ist, und diese Mannhardt'sche Thurmuhr wird sich schon dadurch den Vorrang vor allen andern sichern, daß sie neben einer Genauigkeit der Zeitmessung, welche bei Thurmuhren auch durch die großartigsten Mittel selbst in England bis jetzt nicht erreicht werden konnte, diese unentbehrliche Maschine noch wohlfeiler macht, als es bisher der Fall war.

Auflösung des Rebus in Nr. 110.

„Freunde in der Not', geh'n tausend auf ein Loth."

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 114. Dienstag, den 23. September. 1862.

Nachruf

an unsern in fremder Erde ruhenden

Ignaz Neumann.

Weh! so bist auf immer Du geschieden,
Von den Deinen, von den Freunden fort;
Nimmer schaut das Auge Dich hinieden,
Denn Du weilest fern an hehrem Ort.

Ach, zu seinen heimathlichen Thoren,
Kehrt der Jüngling nimmermehr zurück;
Und auf immen ist für ihn verloren,
Jede Freude, jedes Erdenglück.

Deiner Eltern, der Geschwister Klagen
Sind umsonst! Du, ach Du hörst sie nicht;
Denn man hat Dich nun zu Grab getragen,
Doch, Dein Geist —, der wohnet jetzt im Licht.

Andre Heimath hat Dir Gott beschieden,
Wo kein ird'scher Schmerz Dich je ereilt;
Wo in heil'gem, ungestörtem Frieden
Dein verklärter freier Geist nun weilt.

Leb denn wohl! ruh' sanft in Deiner Zelle,
Ach Dir folgen viele Thränen nach;
Ruhe bis die Grabesnacht wird helle,
Bis Dich weckt der Allmachtsruf: „Erwach!"

A....

Ein Irrstern.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Aus der „Allgemeinen Mode-Zeitung").

(Schluß.)

Schon zeigte sich auf der Höhe, welche die fruchtbare Thalbreite beherrschte, ein stattliches Schloß, von uralten Bäumen umgeben, wie ein Fäustling sich anzuschmiegen. Aber der Weg, auf welchem das Vierergespann dahintrabte, nahm eine ganz andere Wendung, und der Kutscher, an welchen die Jungfer eine Frage richtete, knurrte diese laut genug, um im Fond des Wagens gehört zu werden: Das gehört dem Herrn Grafen von Lingen. Wir haben noch eine Stunde zu fahren bis Lodenthal.

Pauline betrachtete das schöne Schloß, das ihnen noch längere Zeit zur Seite blieb, und hörte die Bemerkungen der Tante, welche sich über die unheimliche Lage desselben aussprach, gedankenvoll an. Endlich wurde auch das Ziel ihrer Reise sichtbar, weniger imposant vielleicht, aber von freundlichem, im Geschmack einer neuern Zeit behaglicherm Ansehen. Der Wagen rollte durch einen lieblichen Park, über eine leichte Eisenbrücke vor das Portal, wo schon die Gräfin — ihre alten Fesseln und Fesseln des Residenzlebens entfernder — ihnen mit lautem Willkommen entgegeneilte, die Tante vom Wagentritt an ihr Herz zog und Paulinen mit einer wahren Heftigkeit küßte: Wer sie vor Kurzem noch im schwersten Stoffe, die Schleppe über den Arm geschlagen, von Blonden umwallt, funkelnd von zahllosen Brillanten, in den Sälen des königlichen Schlosses gesehen hatte, der würde die liebenswürdige Frau im einfachen Sommerkleide, sich rasch und ungeziert bewegend, wohl schwerlich wieder erkannt haben. — Dich muß ich hier behalten! sagte sie Paulinen lächelnd und führte ihre Gäste in das Haus, an dessen Freitreppe Graf Lingen stand und von der Gräfin vorgestellt wurde.

Nur Ihnen, Tante Adelheid! sagte sie. Pauline hat die Bekanntschaft des Grafen Alfred schon gemacht.

In sinnverwirrender Hast drängten sich die Situationen, wo sie ihn überhaupt gesehen hatte, durch Paulinens Seele, und es war wohl ein Glück, daß die Gräfin ohne mehr Zeit zu gönnen ihre Gäste in die für sie bereiteten Zimmer führte. Mehr noch kam Paulinen

Digitized by Google

zu Hilfe, daß außer Lingen auch noch anderer Beſuch, Herren und Damen aus der Nachbarſchaft, uneingeladen, wie es die gaſtfreie Sitte der Gegend erlaubte, im Schloſſe anweſend war und ſie bei Tafel und in dem folgenden ungezwungenen Verkehre Zeit fand ſich vollſtändig zu faſſen. Das wär ihr nöthig und hatte bald die Probe zu beſtehen.

Die Geſellſchaft trennte ſich in Gruppen. Graf Lingen unterhielt ſich viel mit Frau von Forno, ſo daß die Frau vom Hauſe Gelegenheit fand, ſich unbefangen ihrem Gemahle zu nähern. Hab' ich Recht gehabt? flüſterte dieſer lächelnd.

Du haſt für einen Mann einen leiblichen Blick, erwiederte ſie. Und als ſie jetzt bemerkte, daß Alfred, nachdem eine andere Dame Frau v. Forno in Anſpruch genommen hatte, langſam ſich von ihr entfernte, und, ohne daß es auffiel, Paulinens Nähe ſuchte, welche gerade vor einem Gemälde ſtand, da nickte die Gräfin ihrem Gemahl freundlich zu und ging, die Ehren ihres Hauſes weiter zu erfüllen.

Ich bat Sie einſt, mir zu vertrauen, ſagte Lingen, als er gewiß war, daß Niemand ihr Geſpräch belauſchen konnte. Damals wußte ich Nichts — jetzt aber bewundere ich Sie. Ich habe alles erfahren — was Sie großmüthig gewagt und gethan. Solcher Opfer kann nur ein edles und ſtarkes Herz fähig ſein. Verzeihen Sie mir, daß ich ſo zu Ihnen ſpreche. Aber ich bin Ihnen kein Fremder mehr — ungewöhnliche Verhältniſſe haben uns einander nahe geführt — und ich möchte Ihnen meine Bitte noch einmal ausſprechen: vertrauen Sie mir.

Pauline würde ſeine Rede längſt unterbrochen haben, wenn ſie in ihrer unausſprechlichen Verwirrung deſſen fähig geweſen wäre. Jedes ſeiner Worte, mit dem alten unvergeſſenen Wohllaut geſprochen, verſtand ſie, aber als er das letzte geſagt, konnte ſie ihm doch nur mit einer Unſicherheit antworten, deren ſie ſich ſchämte. Ihr Auge hing noch auf dem Bilde, als bewundere ſie es noch wie vorher, und faſt gewaltſam nahm ſie die Pauſe wahr, um ſich wieder der übrigen Geſellſchaft anzuſchließen. Erſt im Verlaufe des Abends, als die Geſellſchaft im Park ſich zerſtreute und der Zufall, der ſie mit ihrer Couſine geſellt, auch den Grafen Alfred zu Beiden führte, hatte ſie die Unbefangenheit wieder gewonnen, welche ſie Theil am Geſpräche nehmen ließ. Das war der erſte Tag auf Lobenthal.

Ihm folgte eine herzerfriſchende Zeit. Der Grundſtein, auf welchen ſich hier ein reines Glück erbauen ſollte, war gelegt; es erhob ſich nicht zauberſchnell, wie die Phantaſie es aus Roſenwölkchen und goldenem Schimmer urplötzlich emporſteigen läßt, ſondern Tag für Tag fügte ſich feſt und ſtark ein Bauſtein zum andern, bis die Zeit erfüllt war und die volle Gewißheit unerſchütterlicher Dauer dem Ganzen die Krone verlieh.

Weſſen Dein Herz fähig war für den Bruder — laß mich ein Gleiches hoffen!

Friede mit ihm! ſagte ſie, dem Verlobten die Hand reichend und wurde für einen Moment ernſt und ſtill. Dann aber blickte ſie hell und freudig umher im Kreiſe der lieben Verwandten, und alles war lichte, ſelige Gegenwart.

Ein Mädchen-Geheimniß.

Erzählung von H. Selffarth.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortſetzung.)

Sah ich in Auguſten nicht geradezu einen Engel, ſo war ſie für mich doch das vollendetſte Mädchen und das anmuthigſte, bezaubernde Weſen, das mir jemals vorgekommen war. Ihre Züchtigkeit war ſo ungeſucht, ſo natürlich, ſo fern von aller Geziertheit und Prüderie, ihre Naivetät war ſo voll Unſchuld, daß ſie auf mich einen unwiderſtehlichen Zauber ausübte. Sie war ſo ganz anders als alle die Frauen und Fräulein, denen ich in der großen Geſellſchaft begegnete.

Auguſte nahm mich ſtets mit einer aufrichtigen Freude auf, und als ich ihr das erſte Mal die Hand drückte, bot ſie mir ihre Rechte mit einer Geberde voll Adel und Freimuth.

Wie freundlich von Ihnen, daß Sie mir ſo begegnen, und mich ſo liebevoll um ſich dulden! ſagte ich eines Abends zu ihr, als ſie ihre Blumen begoß. Sie heftete ihre ſchönen Augen mit einem Blicke voll unbeſchreiblich reinen Frieden auf mich und erwiderte:

Wie mögen Sie nur ſo ſprechen! Wiſſen Sie denn nicht, daß meine Mutter und ich Ihnen ſo gut ſind? Sind Sie nicht ein Freund von Herrn Reichardt? Haben Sie nicht die Freundlichkeit, die ganze Woche hindurch alle Abende in unſerer ſchlichten Wohnung zu verbringen und meine Mutter unterhalten zu helfen, welche durch ihre Kränklichkeit oft ſo mißmuthig und traurig iſt? Haben Sie nicht um unſertwillen beinahe Ihren ganzen Umgang mit den vornehmen Leuten in der Stadt aufgegeben? Und was können wir Ihnen denn zum Erſatze dafür bieten? Was können Sie an mir finden, an einem armen, ſchlichten Mädchen, das nicht ſo hübſch zu plaudern und zu raiſonniren weiß wie die Frauen der vornehmen Welt, welche euch Herren oft die Stunde und die Zeit vergeſſen machen und nicht merken laſſen, daß ſie ſelbſt altern? — Glauben Sie mir, Herr Profeſſor, ich bin nicht undankbar und ich begreife wohl, daß man den Leuten recht gut ſein muß, um ihnen das Vergnügen aufzuopfern, das ein junger Mann in Ihrem Alter noch in der Welt und in der Geſellſchaft finden muß!

Aufopfern! rief ich und erfaßte Auguſten's Hände, ohne daß ſie ſie mir zu entziehen verſuchte; — o mein Fräulein! wie mögen Sie dieſes erbärmliche Wort ausſprechen, — dieſes Wort, das nur für Selbſtſüchtlinge geſchaffen ſcheint — wenn Sie wirklich an meine Liebe glauben?

Und warum ſollte ich denn nicht daran glauben? erwiderte ſie mir und blickte mir unbefangen und ohne Verlegenheit in die Augen. — So wenig ich auch Welt-

Digitized by Google

erfahrung habe, so weiß ich doch, daß die jungen Herren nur aus zwei Gründen den Frauen huldigen . . .

Nun, und was für Gründe sind das? fragte ich, einigermaßen erstaunt über diese Antwort.

Die jungen Herren hegen den Wunsch, die Mädchen entweder zu hintergehen, wenn sie arm, — oder zu heirathen, wenn sie reich sind! erwiderte Auguste mit einer überraschenden Naivetät.

Wer hat Ihnen denn derartige Ansichten beigebracht? fragte ich.

Meine Mutter, der ich auf's Wort glaube, und zu der ich das größte Vertrauen habe! entgegnete Auguste. — Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß ich in keiner vornehmen Pension oder Töchter-Akademie erzogen worden bin; meine ganze Erziehung und Bildung verdanke ich meiner guten Mutter, und meine geringe Bildung hat daher nichts gemein mit der Gelehrsamkeit und Gewandtheit, welche gewöhnlich junge Mädchen von Stande haben mögen. Mein ganzes Wesen muß daher namentlich Ihnen fremd und seltsam vorkommen. Aber ich kann mich nicht verstellen und nicht heucheln. Sie lieben mich und ich glaube Ihnen, denn wenn Sie mir nicht gut wären, welchen andern Reiz könnten Sie denn bei uns finden? Ich bin nicht reich, — es kann Sie also mein Vermögen nicht anziehen; und wenn ich selber Ihnen gefalle, wenn ich ohne mein Zuthun so glücklich war, vor Ihren Augen Gnade zu finden, so kennen Sie mich hoffentlich auch nun so gut, um zu wissen, daß ich niemals der Verführung zugänglich sein werde, obschon ich Ihnen nicht einmal diese schlimme Absicht zutraue!

Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir hegen! sagte ich zu Augusten und drückte ihre Hand, die sie mir überlassen hatte, zärtlich an meine Lippen.

Nicht doch! rief sie tadelnd und entzog mir ihre Hand; Sie lohnen mir mein Vertrauen schlecht!

Verzeihen Sie mir, Auguste! rief ich; den Wallungen des Herzens läßt sich nicht so leicht gebieten; das überströmende Herz rechnet nicht! — Gerade dieses fremdartige Wesen, welches Sie von der großen Menge unserer heutigen jungen Damen unterscheidet, ist einer Ihrer größten Reize, ja nach meinem Dafürhalten wohl der allergrößte. Ihre Freimüthigkeit gibt auch mir den Muth, eine Frage an Sie zu richten, welche ich an Niemand sonst als an Sie zu richten wagen würde!

Sprechen Sie! sagte Auguste, bin ich nicht Ihre Freundin? Zwar ist unsre Freundschaft noch nicht sehr alt, aber von meiner Seite ist sie darum nicht minder aufrichtig . . . .

Haben Sie keinen der Freier, die früher sich um Hand beworben, ausgezeichnet?

O doch, erwiderte sie unbefangen. Ich erblaßte jählings, und erschrack bis in's Mark. Auguste bemerkte es, trat zu mir heran, legte ihre Hand auf meinen Arm und sagte mit einer unnachahmlichen Anmuth und Weiblichkeit: Ei, ei, mein Freund! sind Sie denn auch, wie die anderen Männer alle? Wollten Sie denn auch verlangen, daß man Sie schon geliebt habe, ehe man Sie noch kannte? Ich wollte sie unterbrechen, aber sie kehrte sich nicht an meine abwehrende Geberde, sondern fuhr fort: Wenn ich einen Mann geliebt hätte, ehe ich nur entfernt eine Ahnung von Ihnen und Ihrem Vorhandensein hatte, und wenn ich hernach erst mich überzeugt, daß ich mich getäuscht, wenn ich also jene beginnende Neigung zu einem Andern durch eine vernünftige Strenge gegen mich selbst unterdrückt hätte, — wäre ich alsdann in Ihren Augen schuldig?

Nein, vom Standpunkte der Vernunft aus allerdings nicht, entgegnete ich lebhaft; allein . . .

Allein vom Standpunkte der Eigenliebe aus, nicht wahr? rief Auguste lächelnd. — Beruhigen Sie sich indessen, lieber Freund! fuhr sie lächelnd fort; ich habe bis auf diese Stunde noch nicht geliebt, und gerade darum hätte ich unter meinen Freiern, wie Sie diese Herren zu nennen beliebten — leicht eine Wahl treffen können; sie waren alle jung, gebildet, ziemlich reich, und ich hätte mich an keinem von ihnen zu schämen gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Ouvertüre des Don Juan.) Das autobiographische Werk des Schauspielers Eduard Genast enthält einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Entstehung der Ouvertüre zu Mozart's Don Juan. Der Vater des Genannten, Anton Genast, war nämlich mit dem großen Tonkünstler persönlich befreundet und berichtet über den obigen Fall Folgendes: „Von Don Juan war bereits eine Theaterprobe gewesen, aber noch war keine Ouvertüre fertig, auch bei der Vorprobe fehlte sie noch, und Guardasoni machte dem Komponisten ernstliche Vorwürfe, daß wahrscheinlich die Oper nun ohne Ouvertüre gegeben werden müsse. Mozart aber, ganz unbekümmert darüber, nahm noch am Tage vor der Hauptprobe ein Souper bei einem geistlichen Herrn ein, zu welchem auch Bassi, Guardasoni, Wahr und ich geladen waren. Die Gesellschaft war sehr vergnügt; der geistliche Herr, ein Lebemann, regalirte uns mit trefflichen Speisen und mit noch trefflicheren ungarischen Weinen, denen Mozart tüchtig zusprach. Die immer lebhaftere Unterhaltung ging theils in italienischer Sprache vor sich. Bis auf den geistlichen Herrn waren uns allen die Zungen etwas schwer geworden und erst nach ein Uhr trennte sich die Gesellschaft. Direktor Wahr und ich unternahmen es, Mozart nach Hause zu bringen. Auf dem Wege dahin sang er immerfort Phrasen aus Don Juan, kam aber beständig wieder auf das Champagnerlied zurück. Die scharfe Oktoberluft und das Singen hatten ihn, als wir in seiner Wohnung ankamen

Digitized by Google

völlig seiner Sinne beraubt. Im vollen Anzug warf er sich aufs Bett und schlief sofort ein. Da uns die Beine auch schwer geworden waren, und wir den weiten Weg nach Hause scheuten, setzten wir uns auf ein altes Federsopha, und Morpheus nahm uns ebenfalls in seine Arme. Aus unserem süßen Schummer wurden wir plötzlich durch kräftige Töne geweckt und sahen bei unserem Erwachen voll Erstaunen Mozart bei einer düsteren Lampe an seinem Pulte sitzen und arbeiten. Keiner von uns wagte ein Wort zu sagen, und mit wahrer Verehrung hörten wir die unsterblichen Gedanken sich entwickeln. Ohne ferner ein Auge zu schließen, hörten wir zu und verhielten uns ganz still. Nach 9 Uhr sprang er mit den Worten auf: „Na, da steht's ja!“ Ein Gleiches thaten wir und mit Erstaunen rief er: „Ja, was Teufel! wie kommt denn ihr daher?“ Mit Begeisterung küßten wir ihm seine schönen weißen Hände. Er trennte die Partitur und bat uns, sie sofort den vier Kopisten im Büreau zu übergeben. „Nun woll'n wir a Bissel schlafen!“ sagte er. Abends lagen theilweise noch naß, die ausgeschriebenen Stimmen auf den Pulten.“

Die Redaction des „Bund“ wird von Alt-Nationalrath Zoller in Stans (Schweiz) ersucht, wegen einer in seinem Haus vorgekommenen sogenannten Spukgeschichte folgende Mittheilung aufzunehmen: „Da das Gerücht über ein seltsames Poltern in meinem Hause während der letzten Tage etwas vorzeitig in die Publizität gedrungen, und somit leicht zu Mißverständnissen und übeln Deutungen Anlaß geben möchte, so finde ich mich veranlaßt, die für den Laien der Naturwissenschaft allerdings mysteriöse Erscheinung der Wahrheit gemäß dahin zu berichtigen, daß ich am Dienstag den 19. August, nachdem mir meine Kinder von höchst seltsamen Erscheinungen, die sie am 15. in meinem Hause beobachtet hätten, erzählt, wirklich ein eigenthümliches Klopfen an innern Wänden des von Holz erbauten Hauses wahrnahm, welches sich in eben so derber, als neckischer Weise da und dort bis gegen 12 Uhr Nachts kund that, ohne daß durch den genauesten Untersuch irgend welche Ursache entdeckt werden konnte. Dieses Poltern wiederholte sich am folgenden Tage von Morgen früh bis Abends nach sehr unregelmäßigen Pausen, that sich in starkem Klopfen an die Dielen und ganz besonders durch immer stärkeres Anpochen an die Zimmerthüren, gleichviel, ob offen oder geschlossen, kund, und steigerte sich endlich am Donnerstag bis Freitag Mittags zu einer solchen Heftigkeit, daß die ziemlich schwer und tief eingesenkten Thürfallen aufgerüttelt und die Thüren mit aller Vehemenz aus- und zugerissen wurden, und da wo der Nachtriegel vorgeschoben war, der Kloben aus dem Pfosten in's Zimmer geschleudert wurde, so daß man bei dieser Gradation eine theilweise oder gänzliche Zerstörung des Hauses befürchten mußte. Viele Zeugen, darunter gelehrte, sehr achtbare und vorurtheilsfreie Männer haben sich von dem wundersamen und schrecklichen Phänomen überzeugt und beim Untersuche mit Rath und That mitgewirkt. Die Erscheinung war so abnorm und eigenthümlicher Natur, daß man bisher gar keine Anhaltspunkte fand, sie trotz angewandter Vorrichtungen auf elektrische, galvanische magnetische oder vulkanische Ursachen zurückzuführen. Mit dem 22. Nachmittags schien die Kraft gebrochen, wohl aber dauerte das Poltern in kürzern und längern Pausen bis zum 27. gegen 3 Uhr Nachmittags fort, nachdem es sich auf einen immer engern Kreis reduzirt hatte. Seit dem 24. waltet amtliche Aufsicht und der amtliche Untersuch bis zum 1. Sept. blieb des Gänzlichen resultatlos.' Als vollständige Gewißheit darf angenommen werden, daß es kin Spuck von Menschenhänden war. Daß aber von irgend welcher nennenswerther Seite aus dieser Sache kurzweg ein Teufelsspuck gemacht werden wollte, muß mit aller Indignation verneint werden, wohl aber war es der lebhafte Wunsch aller herbeigezogenen Männer, geistlichen wie weltlichen Standes, deren warme Theilnahme ich innigst verdanke, es möchte das seltsame Phänomen einer möglichst genauen Untersuchung naturwissenschaftlicher Autoritäten unterbreitet werden. Daß es für meine zahlreiche Familie Tage unsäglichen Schreckens waren und die Folgen schwerdrückend, läßt sich leicht ermessen. So viel in Kurzem zur Steuer der Wahrheit.“

Dicht bei Rossini's Villa in Passy führt die Eisenbahn vorüber und ihr Geräusch mag den alten Maestro oft in seiner Ruhe stören. So verfiel er auf den Gedanken, ein Musikstück zu komponiren, in welchem er das Brausen, Rädeln, Stöhnen, Krachen und Pfeifen der Dampfmaschine, das Läuten der Glocken, das Schreien des Conducteurs und Passagiere, kurz den infernalischen jeden Bahnzug begleitenden Charivari mit unvergleichlichen Humor — wie Pariser Blätter schreiben — zum Gehör bringt.

Rebus.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 115. Donnerstag, den 25. September. 1862.

Die Schwester des Dichters.

Novelle von H. Reinhald.

Aus der „Illustr. Welt."

„Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!"

Mit lebhaft frohem Schritt betrat ein junges Mädchen, sich der Mutter fast vordrängend, die Schwelle eines kleinen Hauses in Jena. Auf die Frage nach der Herrschaft entgegnete die Magd, daß sie abwesend sei, aber jeden Augenblick zurück erwartet würde. Die ältere Frau verlangte in das Zimmer des Herrn, ihres Sohnes, wie sie ihn mit Bewegung bezeichnete, geführt zu werden; mit einem verwunderten Blick geleitete sie die Magd hinauf und ließ dann Beide allein. Die Mutter ließ sich auf einen der einfachen Rohrstühle nieder und musterte das kleine Zimmer mit liebevollen Blicken der Zärtlichkeit, während die Tochter zum Fenster und wieder zurück zur Mutter schritt und ihrer Freude in Worten Luft machte. O liebe Mutter, rief sie, endlich sind wir da bald werden wir den lieben Bruder begrüßen; schon ihn hier zu erwarten ist solche Freude. So sieht also das Zimmer eines Dichters aus?

Wie viele haben nach ihr diese Frage gethan, wenn sie mit andächtiger Scheu die Räume besuchten, in denen der große deutsche Dichter gelebt und gearbeitet hatte. Denn das Zimmer, von dem hier die Rede ist, war das Schiller's, und die ihn dort erwarteten, waren seine Mutter und seine jüngste Schwester Nanette. Lange Sparsamkeit hatten der Frau Schiller die Erfüllung ihres größten Wunsches möglich gemacht, den theuren Sohn besuchen zu können, der nach so vielen Stürmen und Kämpfen endlich auf gesichertem Boden seine Häuslichkeit gegründet hatte. Die stürmischen Bitten der fünfzehnjährigen Nanette, sie nach Jena mitzunehmen, hatten bei den Eltern Gehör gefunden, und so waren denn Mutter und Tochter, ohne vorherige Meldung, abgereist, Schiller und seine Frau mit ihrem Besuch zu überraschen. Es war im Anfang der neunziger Jahre. Nanette hatte kaum noch eine dunkle Erinnerung von ihrem Bruder, den sie seit länger als zehn Jahren nicht gesehen hatte; desto vertrauter war sie aber mit dem Dichter, dessen Werke sie mit höchster Begeisterung in sich aufgenommen und sich zu eigen gemacht. Außerdem war sie nicht sehr belesen, aber ein lebhafter Geist, eine Schiller nahe verwandte Gluth der Phantasie halfen ihr zum reinen Verständniß der Dichtungen, durch die und mit denen sie sich bildete. Ein neues Gedicht oder ein Brief des Bruders waren ihr Gegenstände des Entzückens, und von seiner persönlichen Bekanntschaft hoffte sie etwas Großes und Schönes, für das sie keine Worte hatte. Ahnungsvoll zog es sie einer Welt entgegen, die nicht Stuttgart, nicht Jena, sondern Schiller's Welt sein mußte.

Die außerordentliche Einfachheit seiner Behausung machte auf sie, die ohnehin nicht verwöhnt war, keinen dürftigen Eindruck, und auch nachdem ihre erste freudige Aufregung nachgelassen, betrachtete sie Alles mit verklärten Blicken.

Während die Mutter halb schlummernd angelehnt ruhte, trat Nanette zu dem Schreibpult des Dichters. Obgleich Schiller in seiner Umgebung nicht mehr die geniale Unordnung früherer Jahre duldete, so lagen doch viele Papiere, halb und ganz beschrieben, Bücher, Briefe offen umher. Unwiderstehlich angezogen glitten Nanettens Augen darüber hin, und obwohl sie nichts zu berühren wagte, ergriffen ihre Blicke Worte und Zeilen, die, abgerissen und unverständlich, nur das Interesse der Beziehung auf Schiller hatten. Einige Blätter lagen abgesondert und geordnet seitwärts, sie waren mit Versen beschrieben; Nanette begann zu lesen und vertiefte sich mit innigster Bewegung in die Dichtung. Sie begriff, daß es eine Scene aus einem ihr noch unbekannten Schau-

Digitized by Google

spiel sein müsse: ein junges Mädchen tritt in ihr Zimmer und gibt einer beklommenen Stimmung in einfachen lieblichen Worten Ausdruck. Nanette fühlte sich davon wie bezaubert, so nah verwandt hatte sie noch kein Gedicht angesprochen; sie glaubte sich selbst zu hören, so natürlich klang es, und doch war eine ahnungsvolle Tragik darin, die sie schaudern machte. So war einige Zeit vergangen, während der sie die beschriebene Seite immer wieder las, und um ihr Leben gern nur noch einige Worte des Folgenden geschaut hätte.

Plötzlich rief die Mutter: Nanette, was thust Du?

Das Mädchen wandte sich um und begann träumerisch? Es ist so schwül und dumpfig hier . . . Da hörten sie Schritte und Stimmen auf der Stiege, sie eilten der Thür zu, die gleichzeitig von innen und von außen geöffnet wurde — und der liebende Sohn stürzte in die Arme der Mutter. Nicht weniger herzlich umarmte seine junge Gattin die Schwester, und eine lange Zeit verging, bis sich Freude und Ueberraschung in Ausrufungen und Thränen erschöpft hatten. Endlich bat Schiller die Angekommenen, mit ihm in das geräumigere Zimmer seiner Frau, das auch als Besuchzimmer galt, hinüber zu kommen.

Ach, rief Nanette, hier muß es ja doch am Schönsten sein! Ich habe hier Etwas entdeckt, was mir dies Zimmer und die darin verbrachte Stunde unvergeßlich machen wird. Sie wies auf die Blätter auf Schiller's Schreibpult.

Die leicht erregbare Röthe stieg auf Schiller's Stirn, als er fragte: Hast Du darin gelesen, Nanna?

Nur die erste Seite, entschuldigte sie, und nicht wahr, Du zeigst mir nun auch das Andere? Fast keines von Deinen Gedichten hat so entzückt, wie diese wenigen Zeilen.

Das glaub' ich gern, liebes Kind, erwiederte der Dichter mit einem sanften Lächeln; aber diese Verse sind nicht von mir, und Dein unbestochenes Gefühl beugt sich dem höhern Genius.

Es sind nicht Deine Verse! rief Nanette schmerzlich, wessen denn?

Sie sind von Göthe, sagte Schiller mit Nachdruck, und Nanna, den Zufall, der Dich damit bekannt gemacht hat, mußt Du schweigend bewahren; kein Auge als das meinige, sollte diese Blätter sehen, und selbst Lolo würde einen Verweis dafür bekommen haben, sagte er lächelnd, mit dem Finger drohend.

Mit Thränen in den Augen und von streitenden Empfindungen bewegt, schmiegte sich das zarte Wesen an seinen Arm. Er küßte sie freundlich auf die sinnige Stirn, blickte forschend in die rührend zu ihm aufgeschlagenen Augen, und führte sie dann den vorangehenden Frauen nach.

Im herzlichsten Gespräch tauschten die Vereinigten nun Alles aus, was in jedes Heimath dem Andern interessant sein konnte. Mit liebevollstem Andenken forschte Schiller nach allen Einzelheiten, die den Vater, die verheiratheten Geschwister und deren Häuslichkeit betrafen; vor Allen wurde des trauten Freundes und Lehrers Abel gedacht, und sich den auftauchenden Erinnerungen immer lebhafter hingebend, sprach er mit Wärme den Wunsch aus, sie Alle und die Heimath wieder zu sehen.

O so komm' doch!

Ja, das will ich, entgegnete Schiller, Charlotte muß auch meine Heimath kennen lernen. Mit welchen Gefühlen werde ich nun den Boden betreten, den ich als Flüchtling verließ! Doch werde ich ihn auch betreten dürfen, was meinst Du, Mutter?

Die Mutter sprach ihre Ueberzeugung aus, daß der Herzog Schiller nicht hindern würde und daß seine Landsleute ihn mit Verehrung empfangen sollten.

Nanette blieb später mit dem Bruder allein im Zimmer; die Mutter und Charlotte hatten in der Küche zu thun. Sie war bisher sehr schweigsam gewesen, jetzt trat sie zu Schiller und, die Hand auf seine Schulter legend, um ihn aus seinem Nachdenken zu wecken, sagte sie: Bist Du mir auch nicht böse?

Wegen Deiner kleinen Neugier, liebes Kind? nicht doch.

Und daß ich Dich verkennen konnte!

Nanette in ihrem tiefen, liebenden Gefühl konnte sich selbst nicht über die Kränkung beruhigen, die sie dem angebeteten Bruder durch das begeisterte Lob von Göthe's Versen meinte angethan zu haben. Sie klagte sich dessen bitter an, und Schiller hörte mit Staunen, wie glühend diese junge Seele seinen Dichterruhm und Beruf auffaßte und sich aneignete. Alle seine Dichtungen lebten in ihrem Geist, faßt unbewußt sagte sie ihm, wie sie nun von diesem oder jenem Gedicht sprachen, lange Stellen daraus her, und zwar mit einer natürlichen Vollendung des Vortrags, die ihn entzückte. Ihm selbst war ja, trotz eines weichen und ansprechenden Organs, schöne Deklamation nicht gegeben, und Nanette, deren Stimme im Klange der seinen ähnelte, schien so recht aus seiner Seele Alles in die Verse zu legen, was er dabei empfand, aber nicht aussprechen konnte. Die kleine Schwester, deren er sich erst nur als eines anmuthigen Kindes gefreut hatte, wurde ihm immer interessanter und werther, und als Charlotte und die Mutter zurückkamen, fanden sie Schiller und Nanette dicht bei einander sitzend, in einem Buche lesend, Nanette mit lauter tönender Stimme, Schiller mit den Augen folgend. Sie lasen die Künstler, das Gedicht, in dem Schiller seine großartige Geschichts- und Weltanschauung ganz niedergelegt hat, das aus reinster Begeisterung entsprungen, nur von schwungvollen Gemüthern aufgenommen und wiedergegeben werden kann. Charlotte stellte sich aufmerksam zuhörend hinter Schillers Stuhl und empfand ebenfalls großes Erstaunen über Nanettens Vorlesen. Als diese geendet hatte, glänzten Aller Augen vor Entzücken, und in gehobener Stimmung schienen sie den verklungenen Worten noch zu lauschen. Endlich erinnerte Charlotte, daß sie habe zum Abendbrod rufen wollen. Es war im Neben-

Digitized by Google

zimmer aufgetragen und bestand nur aus Brod und Eiern, doch schien es Keinem von ihnen dürftig.

Und wirst Du mir nun auch ein neues Gedicht geben, lieber Bruder? fragte Nanette schüchtern.

Wenigstens den Anfang eines solchen, erwiederte er freundlich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mädchen-Geheimniß.

Erzählung von H. Seiffarth.

(Aus den Erheiterungen.)

(Fortsetzung.)

Aber warum haben Sie alsdann ihnen Allen nach einander den Abschied gegeben? fragte ich ziemlich trocken.

Weil ich mich noch nicht verheirathen wollte! erwiderte Auguste.

Wie kommen Sie aber auf einen derartigen Entschluß?

Augustine schwieg eine Weile, sah mich alsdann fest an und sagte halb scherzend: Das ist mein Geheimniß!

Und wollen Sie dieses Geheimniß Niemanden anvertrauen? fragte ich beinahe zitternd.

Für jetzt nicht — aber später! gab sie mir mit unsicherer Stimme zur Antwort.

Wie? Sie wollten sich nicht einmal einem Freunde mittheilen?

Wer soll denn unsere Geheimnisse mehr achten und schonen, als gerade unsere Freunde? versetzte Auguste.

Wir wurden in diesem Augenblick von Frau Sulzfeld unterbrochen, die mich zu einer Partie Piquet abholen wollte. Ich reichte ihr den Arm und führte sie zum Sopha.

Auguste zündete ihre Lampe an und setzte sich wieder an die Arbeit — wir konnten den ganzen Abend hindurch nicht mehr vertraulich mit einander reden. Als ich den Damen gute Nacht sagte, schied ich trauriger und entmuthigter, als je, und zerbrach mir vergebens den Kopf darüber, was denn Auguste für ein Geheimniß haben möge.

4.

Am andern Morgen besuchte ich den Hauptmann Reichardt in der Hoffnung, von ihm einige Aufklärungen über die geheimnißvolle räthselhafte Lage zu erhalten, in welcher ich mich befand.

Der Veteran saß in einem Lehnstuhl am Ofen, in welchem ein gutes Feuerchen brannte, obschon wir uns kaum im ersten Drittel des Septembers befanden. Ah, Sie sind es, mein junger Freund? rief er mir zu und streckte mir nach einem vergeblichen Versuche aufzustehen die Hand entgegen.

Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir und entschuldigen Sie, daß ich Sie sitzend empfange; aber meine verwünschten Beine versagen mir den Dienst!

Leiden Sie denn etwa an Podagra? fragte ich, da ich die Beine des Hauptmanns ganz dicht mit Flanell umwickelt sah.

Das eben nicht, aber es ist gerade nicht viel Besseres! versetzte er, es ist ein unwillkommenes Andenken an den russischen Feldzug, wo ich mir die Beine erfroren habe.

Aber wie geht es Ihnen? Haben Sie die Damen schon besucht?

Heute noch nicht, ich komme direkt zu Ihnen!

Ah, ah! sagte der Hauptmann; was für ein guter oder böser Wind hat Sie denn hier hereingeweht?

Der Wunsch, Sie zu besuchen, erwiderte ich ihm mit frecher Stirne.

Das ist zwar sehr freundlich von Ihnen, lieber Professor; aber nehmen Sie mir's nicht übel: mir ist, als führe Sie noch irgend ein anderer Grund zu mir!

Jenun, Eines schließt ja das Andere nicht aus! sagte ich lächelnd.

Bah, wozu denn eine solche Verstellung? rief der Hauptmann schelmisch lächelnd.

Sie werden doch nicht glauben, Verehrtester, daß Sie einem alten Praktikus von meiner Art ein Schnippchen schlagen können?

Ich weiß schon, um was es sich handelt! Obschon ich Ihnen seit acht oder zehn Wochen nicht mit der leisesten Frage auf den Leib gerückt bin, weiß ich doch, daß Sie bis über die Ohren in Auguste verliebt sind!

Na, es wäre ja eher zu verwundern, wenn es anders gekommen wäre! fuhr Herr Reichardt fort, ohne sich um mein Erröthen zu bekümmern.

Alle jungen Männer, welche das Mädchen kennen gelernt haben, sind zu demselben Resultat gekommen; und ich kann Ihnen meiner Treu aus eigener Erfahrung versichern, daß es mir mit dem lieben Kinde nicht besser gehen würde, wenn ich noch in Ihren Jahren wäre . . .

Auguste ist so voll Anmuth! sagte ich.

Und so voll Herzensgüte! setzte er hinzu.

Jenun, Sie sind ja noch ledig, unabhängig, wohlhabend, haben eine achtbare Stellung — was kann denn Sie von einer Bewerbung abhalten? setzte er nach einer Weile hinzu.

Ich dachte einige Augenblicke nach; Augustens Geheimniß weckte in mir zugleich Unruhe und Neugier.

Der Hauptmann stopfte sich seine Meerschaumpfeife und schien sich nicht um mich zu bekümmern, verwandte aber doch kein Auge von mir.

Sie kennen Fräulein Sulzfeld und ihre Mutter schon lange? hub ich plötzlich an.

Seit einundzwanzig Jahren, wie Sie wissen, erwiderte er barsch.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Bremen vom 10. September wird berichtet, daß der dem norddeutschen Lloyd gehörige Dampfer „Hansa“, welcher am 30. August von Newyork mit voller Ladung und 140 Passagieren auslief, am 10 ds. Morgens 6 Uhr in Hurst-Castle nach nur 10tägiger Reise angekommen ist und mithin die Ueberfahrt in der kürzesten Zeit zurückgelegt hat, die bisher ein deutscher Dampfer gebraucht.

Folgender erst kürzlich erfolgter Vorfall mag wohl am besten beweisen, daß die geistigen Kräfte der Königin Victoria von England in normalem Zustande sich befinden. Prinz Alfred, der muthmaßliche Erbe von Coburg-Gotha hatte sich im englischen Marinedienst erlaubt, eine Stunde über den Urlaub auszubleiben. Der Befehlshaber zeigte das an und frug, wie er sich zu verhalten habe. Die Königin befahl die strengste Strafe, welche das Gesetz kennt. Sie lautet zwei Monate Gefängniß und ein halbes Jahr Zurücksetzung im Avancement. Dergleichen erscheint in der Hofluft launisch und unerträglich, den Völkern gerecht und weise. Wie wird wohl in ähnlichen Fällen das Kind von Frankreich behandelt werden?

Aus Leipzig vom 10. September erzählen die „Leipziger Nachrichten“ folgende Theater-Anekdote: „Vor einigen Tagen war in einer Theaterzeitung eine Rezension zum Abdruck gekommen, in der ein Mitglied unseres Stadttheaters in scharfer Weise getadelt wurde. Der Angegriffene, der allerdings vom Publikum bei jedem Auftreten zahlreiche Beweise von Wohlwollen und Anerkennung erhalten hatte, mochte um so indignirter gegen den Herausgeber des Blattes geworden sein und ließ sich in der ersten Hitze zu einem eigenthümlichen Schritt hinreißen, der von der gegnerischen Seite eine ebenso eigenthümliche Erwiderung fand. Der Angegriffene schickte nämlich dem Herausgeber des Blattes die Summe von 5 Ngr. als ein Honorar für die Rezension und der Herausgeber schickte ihm fünf Packträger in angemessenen Pausen mit dem Ausdrucke seines Dankes.“

Der bekannte Schütze Humbler in Gschnitz in Tyrol, welcher nach der Frankfurter Reise wieder auf seiner Bergwiese arbeitet, gibt in folgenden Zeilen das Resultat seiner neuesten Erfahrungen: „Nichts ist schwerer als der Uebergang vom Champagner zur Geismilch. Humbler, Frankfurter Er-Schütz, Bauer in Gschnitz.“

Ein amerikanischer Korrespondent erzählt folgenden gelungenen Yankeestreich: In sämmtlichen New Yorker Blättern hatte ein gewisser Fitch vor Kurzem angezeigt, gegen Einsendung eines Dollars wolle er Jedermann ein unträgliches Mittel, der Konskription zu entgehen, an die Hand geben. Binnen einer Woche hatte er 600 Anfragen sammt eben so vielen Dollars empfangen, und das Mittel, das er ihnen an die Hand gab, bestand einfach in dem Rath, sich freiwillig zu stellen. Dagegen konnten allerdings auch die Behörden nichts einzuwenden haben.

Ein Berliner Stutzer, von einem Platzregen überrascht, bestieg, als es bereits dunkel geworden, eine Droschke. Unterwegs besann er sich, daß sein letzter Silbergroschen in der Conditorei den Weg alles Fleisches gegangen. Convulsivisch durchsuchte er alle Taschen. Alles vergeblich. Zugleich sagte ihm sein Gedächtniß, daß auch in seiner Wohnung dieselbe Ebbe. Wie nun den Droschkenmann befriedigen, der zudem zu den artigsten nicht zu gehören schien? Aber ein Berliner weiß sich zu helfen. Sein unerschöpflicher Erfindungsgeist ist um kein Mittel verlegen. Als die Droschke in Nr. so und so viel hielt und der lockere Vogel ausstieg, durchsuchte er mit Hast den Boden der Droschke. Auf die Frage des Kutschers, ob er etwas verloren, sagte er: „Leider ja, einen Doppel-Louisd'or. Doch muß ich ihn sogleich finden, sobald ich ein Licht habe.“ Kaum aber war der Passagier durch die Hausthür verschwunden, als der biedere Kutscher aus Leibeskräften auf seinen Gaul schlug und mit möglichster Schnelle davon fuhr. Der Passagier, der unterdeß wieder herausgetreten war, rief ihm nach. Kein Hören. Die Droschke entfernte sich wie besessen. Lachend stieg der Berliner nach seiner Wohnung, während in einem entfernten Stadttheile der „ehrliche“ Rosselenker suchend nach dem Doppel Louisd'or suchte.

(Ein Baum, der Birnen und Aepfel trägt.) Dieses pomologisch-Kunststück gelang dem Hofgärtner Hempel in Berlin, der im dortigen Verein zur Beförderung des Gartenbaues zweierlei Aepfel und sogenannte Napoleonsbirnen vorlegte, welche sämmtlich von einem Baum gezogen waren. Der Baum wurde im Jahre 1833 veredelt und hat jetzt einen ansehnlichen Umfang. Dergleichen Fälle, wo Birn-Veredlungen auf Aepfelbäumen eine so lange Dauer haben, kommen selten vor, denn meistens gehen sie schon in den ersten Jahren wieder zu Grunde.

Auflösung des Rebus in Nro. 114.

„Einen Kuß in Ehren, kann Niemand wehren.“

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 116. Sonntag, den 28. September. 1862.

Die Schwester des Dichters.

Novelle von H. Reinhald.

Aus der „Illustr. Welt."

(Fortsetzung.)

Das ist viel, Nanette, sagte Charlotte, das darf ich selbst nur selten sehen; aber Du verdienst eine Belohnung für Dein schönes Lesen. Wo hast Du das gelernt, Mädchen?

Gelernt habe ich es nicht, aber geübt. Wenn wir des Bruders Gedichte erhielten, so wurde immer die ganze Familie versammelt, und Einer oder der Andere las dann das neueste vor. Da hat es mir oft gar nicht verständlich geklungen und ich betrübte mich darüber, bis ich das Blatt bekommen und für mich allein lesen konnte. Da merkte ich immer bald, woran es lag, und je öfter ich es leise oder laut las, desto sicherer wußte ich, wie es klingen mußte. Anfangs wollte ich auch gern dichten und grämte mich, daß ich es nicht konnte; aber allmälig beim Lesen oder beim Deklamiren wurde mir das Herz ganz frei, und zuweilen ist mir dabei zu Muth, als dichtete ich wirklich.

Das thust Du auch, sagte Schiller ernst. Liest Du denn aber nur meine Dichtungen?

Fast nur Deine, denn ich darf nicht viel lesen, die Eltern erlauben es mir nicht; aber für Gedichte brauche ich wenig Zeit, ich weiß sie immer schnell auswendig, und dann habe ich sie ja ganz und gar für mich. Wenn ich bei Reinwald's zu Besuch bin, dann lese ich mit Christophine oder auch allein.

Kennst Du denn nicht Göthe's Dichtungen?

O ja, seine Schauspiele alle, sagte Nanette rasch; aber ich liebe ihn nicht, setzte sie leiser hinzu.

Und warum denn nicht? fragte Schiller lächelnd.

Man sagt, erwiederte Nanette erröthend und stockend, er sei nicht freundlich gegen Dich.

Da sagt man falsch, liebe Nanna, entgegnete Schiller ruhig; ich verdanke Göthe direkt und indirekt unendlich viel; er hat mir durch seinen Einfluß nur genützt, meine hiesige Stellung ist zum Theil sein Werk. Und gerade jetzt, seit ganz Kurzem, sind wir uns auch persönlich näher gekommen: vor einiger Zeit trafen wir uns bei einem Freunde, in einem lebhaften Gespräch begriffen gingen wir gemeinschaftlich fort; Göthe geleitete mich bis an unser Haus und kam dann ohne Umstände mit herein. Charlotte, die ihn von früher her kannte, war hocherfreut, ihn wieder zu sehen, und dieser erste Besuch war nun der Beginn eines engeren Verkehrs.

Wie wird das den Vater freuen! sagte die Mutter, er und Alle, Alle haben sich immer betrübt und gewundert, daß Du und Göthe einander so fern blieben.

Eben darum, beste Mutter, weil alle die Blicke darauf richteten, ist es Göthe und mir so schwer geworden, uns zu nähern; seine Abneigung, Beobachtungen und Voraussetzungen über sein Betragen zu gestalten, hat ihn verhindert, mich aufzusuchen, während er doch fühlte, daß er es thun sollte. Aber nun das Eis gebrochen ist, wird der Strom unsere Schiffe freudig neben einander tragen.

Da fällt mir ein, sagte Charlotte, daß Du versprochen hast, morgen zu Wieland nach Weimar zu fahren.

Ja freilich, morgen, wiederholte Schiller zweifelhaft.

Wir dürfen Dich nicht hindern, sagte die Mutter, wir bleiben ja über diese Woche.

Ich bedachte nur, ob wir nicht Alle nach Weimar könnten; es ist so viel schöner als Jena, ich möchte, daß Du es sähest, liebe Mutter.

Nein, mein Sohn, laß mich lieber hier; ich bin noch müde von unserer Reise, und mag Dir auch nicht

Digitized by Google

zu so fremden Menſchen folgen, wo ich Deiner doch nicht froh würde.

Kannſt Du es vielleicht verſchieben? fragte Charlotte. Doch freilich, es iſt das erſte Mal ſeit langer Zeit, und da darfſt Du Wieland die Freude nicht verderben. Wenn die Mutter die Ruhe der Geſelligkeit vorzieht, ſo nimm Nanette allein mit nach Weimar, da auch ich jetzt nicht wohl von Hauſe fort kann. Du weißt, daß ſie in Wielands gaſtfreiem Hauſe herzlich willkommen ſein wird, und das liebe Schweſterchen wird dort großes Vergnügen haben.

Nanettens Augen leuchteten ſchon vor Freude, und auf Schiller's: Willſt Du, Nanna? fragte ſie haſtig: Darf ich, Mutter? und da dieſe einwilligte, umarmte ſie ihre Schwägerin lebhaft, für den freundlichen Vorſchlag dankend.

Charlotte wollte nun ihre Gäſte in die Schlafkammer führen, doch wurde ſie durch die Anmeldung eines neuen Beſuches daran verhindert. Es war ein junger Däne Namens Marſen, der ſich mit Grüßen und einem Briefe von Baggeſen bei Schiller einführte. Freundlich gegen jeden Fremden, war er es gegen den jungen Mann, den ihm der ferne treue Freund ſandte, um ſo mehr; er ließ Wein bringen, und Alle ſetzten ſich wieder um den Tiſch, um zu hören, was der Däne von Baggeſen berichten würde. Schiller hielt den Brief noch uneröffnet in der Hand und begnügte ſich, durch Fragen von dem Freunde Etwas zu erfahren.

Herr Marſen äußerte, daß das Intereſſanteſte, was er aus Baggeſen's Leben in der letztverfloſſenen Zeit erzählen könnte, wahrſcheinlich in dem Briefe enthalten ſei; doch von Schiller aufgefordert, ihnen Allen zuerſt einen mündlichen Bericht zu geben, ſagte er: Sie trauen uns vielleicht nicht zu, Herr Profeſſor, daß wir Dänen in enthuſiaſtiſcher Bewunderung Ihrer Werke uns mit den Deutſchen meſſen können.

Ich weiß, daß Baggeſen mir ſehr zugethan iſt, unterbrach ihn Schiller abwehrend.

Ebenſo, fuhr Herr Marſen fort, ſein Gönner und Freund, der Herzog von Auguſtenburg und der Graf Schimmelmann. Nie vereinigt ſich dieſer Kreis, zu dem auch ich bisweilen das Glück habe gezogen zu werden, ohne durch Vorleſung eines Ihrer Gedichte das Zuſammenſein zu weihen. Neulich ſollte in Hellebeck der Geburtstag der Gräfin Schimmelmann gefeiert werden; als Krone des Feſtes wollte Baggeſen Ihre Ode an die Freude vortragen. Da drang das Gerücht zu uns — ich darf es heute lächelnd wiederholen, da ich Sie geſund und heiter vor mir ſehe — Schiller, unſer verehrter, nein, erlauben Sie mir es zu ſagen, unſer angebeteter Schiller ſei geſtorben.

Der Erzähler hielt einen Augenblick bewegt inne. Alle hatten ſich ergriffen zu Schiller gewendet, der mit geſenktem Kopfe laut athmend daſaß.

Nach dem erſten Augenblick der Beſtürzung verſammelten wir uns Alle in dem geſchmückten Gartenſaal, traurig auf die Anordnungen zum Feſte blickend. Da ſprach Baggeſen zu uns: Unſere Feier iſt nicht aufgehoben, ſie erhält nur eine andere Bedeutung! und er begann das Lied an die Freude zu leſen. Eine ſanfte Muſik fiel überraſchend ein und, hingeriſſen von Schmerz und Wonne, ſtimmten wir in den Chorgeſang ein. Erſt am folgenden Tage erhielten wir die ſichere Widerlegung der Schreckensnachricht; aber von jener Stunde blieb uns ein unvergeßlicher Nachklang.

Die Stimme des jungen Mannes bebte bei den letzten Worten, aber Niemand bemerkte es vor eigener Rührung; Charlotte und die Mutter ſchluchzten leiſe, Nanette war todtenbleich nahe zu Schiller getreten, der unbeweglich, aber mit verklärten Blicken vor ſich hinſah. Der junge Fremde ward, im Kreiſe umſchauend, ſich jetzt erſt bewußt, welchen Eindruck ſeine Erzählung hervorgebracht hatte, daß er ſich dazu hatte hinreißen laſſen.

Da näherte ſich ihm Charlotte und ſagte halblaut unter Thränen: Wenn Sie Baggeſen wieder ſehen, ſo ſagen Sie ihm, — was Sie jetzt ſehen.

Alle hatten ſich erhoben, Schiller reichte dem Dänen die Hand und fragte ihn noch der Dauer ſeines Aufenthalts.

Es ſtellte ſich heraus, daß das eigentliche Ziel ſeiner Reiſe Weimar ſei; er war Naturforſcher und wollte, von dem erwachenden Rufe Humboldt's gelockt, dieſen kennen lernen. Der Herzog von Auguſtenburg, bei dem er die Stelle eines Bibliothekars einnahm, hatte ihm gern Urlaub und zugleich Aufträge für ihn ſelbſt gegeben. In Jena, wo Wilhelm von Humboldt lebte, hatte er die Hoffnung auch den Bruder zu treffen, oder doch in Beziehung zu ihm zu treten. Schiller, mit Humboldt innig befreundet, verſprach gern eine Annäherung zu vermitteln, ſobald Jener von einer Badereiſe, die er mit ſeiner Frau unternommen hatte, zurückgekehrt ſein würde; möglich, daß dann beide Brüder nach Jena kämen. Die Zwiſchenzeit gedachte Marſen zunächſt zu benutzen, um Weimar und die dortigen Berühmtheiten kennen zu lernen; an die meiſten derſelben ſowie an den Herzog hatte er Empfehlungen, doch auch dieſer war zur Zeit abweſend. Ein friſcher, offener Sinn und ein freudiges Streben ſprachen aus dem ganzen Weſen des jungen Mannes und nahmen Schiller ſogleich für ihn ein; die innige Verehrung und unwillkürliche Huldigung, die er gegen Schiller zeigte, ſtimmten die Andern ebenfalls zu ſeinen Gunſten. Schiller forderte ihn auf, die Fahrt nach Weimar morgen mit ihnen gemeinſam zu machen, was jener freudig dankend annahm. Mit dem Verſprechen, um acht Uhr den andern Morgen wieder zu kommen, ſchied Erik Marſen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Mädchen-Geheimniß.

Erzählung von H. Seiffarth.

(Aus den Erheiterungen.)

(Schluß.)

Ich begriff das Thörichte meiner Frage, ward verlegen und verwickelte mich noch mehr. Glauben Sie nicht, daß irgend ein Geheimniß hinter dieser Familie steckt? fuhr ich fort.

Was für ein Geheimniß? rief der Hauptmann, stieß eine mächtige Rauchwolke aus und drehte sich mit unwillig funkelnden Augen nach mir um.

Was weiß ich? murmelte ich.

Haben Sie denn, seit ich Sie diesen Frauen vorgehabe, an denselben irgend Etwas bemerkt, was Ihnen nicht anständig oder geziemend oder nicht natürlich erschienen wäre? fragte der Hauptmann.

Jenun, das gerade nicht — aber . . .

Was aber? rief er aufwallend. Erklären Sie sich deutlicher, Professor! ich gebe Ihnen mein Wort als alter Soldat, daß Alles, was Sie mir zu sagen haben, bei mir gut aufgehoben sein wird . . .

Ich erzählte Herrn Reichardt nun die Unterredung, welche ich am Abend zuvor mit Auguſten gehabt hatte, und die Bangigkeit, die mir daraus erwachsen, mich offen um ihre Hand zu bewerben.

Ich verstehe freilich nicht, was dahinter steckt, sagte der Hauptmann; ich würde überhaupt lieber das heimtückischste Pferd ohne Gebiß und Sporen reiten wollen, als mich dazu verpflichten, dem Geheimniß eines jungen Mädchens auf die Spur zu kommen. Alle diese kleinen Teufelchen in Unterröcken sind einander auf's Haar ähnlich!

Oho, lieber Hauptmann, wie fallen Sie auf einmal aus der Rolle! rief ich; — vor drei Monaten war Auguste noch ein Engel, heute nennen Sie sie ein kleines Teufelchen! . . . .

Habe ich das gesagt? fragte Reichardt. Jenun, dann war es wenigstens nicht sehr ernst gemeint! Aber zugeben müssen Sie mir jedenfalls, daß man über solche Geschichten ein wenig die Geduld verlieren kann!

Auguste liebt Sie offenbar; ich sehe es selber täglich, wenn ich es auch nicht von ihrer Mutter wüßte. Nach meinem Tode bekommt sie ein kleines Erbe, Sie selber haben Vermögen, — was kann sie also mehr verlangen? Ich habe mich immer mit der Hoffnung getragen, nicht eher in's ewige Hauptquartier einrücken zu müssen, als bis ich der Hochzeit meines kleinen Lieblings beigewohnt. Es wäre Schade, wenn ein so treffliches Mädchen ledig bleiben sollte, anstatt einen braven Mann glücklich zu machen. Ich habe mich schon seit zwanzig Jahren so an die kleine Schelmin gewöhnt, daß ich ohne sie nicht leben kann. Sie darf mir daher keinen Streich durch meine Absichten machen!

Wissen Sie was, ich werde heute Abend mit Frau Sulzfeld darüber sprechen! Sie müssen beruhigt werden!"

Ich danke Ihnen herzlich, lieber Hauptmann! rief ich; — sehen Sie, ich bin schon ruhiger. Weil Sie aber so freundlich gegen mich sind, so möchte ich mir noch eine andere Bitte erlauben: haben Sie die Güte, heute Abend bei Frau Sulzfeld in meinem Namen um Auguſten's Hand anzuhalten . . .

Endlich! rief der Hauptmann mit einem seelenvergnügten Lächeln, das sein ganzes Gesicht verklärte, — endlich erklären Sie sich also? . . . Nun, das freut mich in der That! Sein Sie unbesorgt: Sie legen Ihre Interessen in die beste Hand. Man behauptet zwar, wir alten Soldaten seien schlechte Diplomaten; aber ich will Ihnen einen Beweis von meiner Gewandtheit in derartigen Geschäften geben!

Ich drückte dem Hauptmann die Hand und ging.

5.

Zwei Monate nach jener Unterredung des Hauptmanns Reichardt mit seiner Hausgenossin führte ich Auguste als meine Braut zum Altare.

Als wir aus der Kirche kamen, drückte ich Auguſten an mein Herz und sagte: Du hast nun alle meine Wünsche erfüllt, mein theures Kind, aber dennoch hast Du mich noch nicht in Dein großes Geheimniß eingeweiht!

Auguste blickte mich lächelnd und zärtlich an und erwiderte: Wie, mein Schatz, Du hast noch nicht einmal gemerkt, aus welchem Grunde ich alle meine früheren Bewerber abwies!

Nein, wahrhaftig! rief ich.

So wisse denn, mein Lieber, daß ich, ehe ich Dich kennen lernte, niemals geliebt hatte, und mich überhaupt nur nach meines Herzens Neigung verheirathen wollte!

Süßer Engel! rief ich und drückte sie küssend an mein Herz; und jetzt?

Jetzt bete ich Dich an! erwiderte sie und fiel mir um den Hals.

Ah, ist es so, Auguste? . . . Nun, ich theile Dein Geheimniß, und fürwahr, ist es nicht für zwei Gatten das Geheimniß Ihres wahren Glücks?!

Mannigfaltiges.

(Das Geld liegt auf der Straße.) Wer diesen Satz für eine gewagte Hypothese erklärt, den verweisen wir auf Tausende von bekannten, berühmten und berüchtigten Männern, die reich geworden sind, nicht in Folge großer Verdienste und angestrengter Thätigkeit ihres Geistes, sondern in Folge der Ausbeutung der Thorheit und Narrheit Anderer. Jede Zeit ist durch eine sie beherrschende Thorheit charakterisirt, jede Generation hat ihre Manie, ihr Lieblingsträukchen, ihr Schooßhündchen des Glückes. Gestern Mirés, ehegestern Goldberger, heute Petsch und morgen Hoff. Der Charlatanismus macht zu jeder Zeit Glück, mag er bei der Kunst, oder bei der Wissenschaft, bei der Industrie, oder bei der

Digitized by Google

Poetik schmarotzen. Diese Gedanken beschlichen uns, schreibt die „Berliner Reform“, als wir in diesen Tagen einen Leichenwagen durch die Straßen fahren sahen, in welchem gewiß Niemand die Leiche eines Mannes vermuthete, der einst mit einem glänzenden Zweigespann durch unsere Straßen fuhr und sein Vermögen nach Millionen zählte. Als armer Barbier, oder fahrender Quacksalber war er vor einem Viertel-Jahrhundert nach Berlin gekommen; alsbald begann er verschiedene Arcana, Magenbitter, Tinkturen, Salben und Wasser zu mischen und zu brauen, und unter den verschiedensten mysteriös klingenden Namen ins Publikum zu bringen. In wenigen Jahren war er ein steinreicher Mann, bis ihn der Uebermuth packte. Er vernachlässigte sein Geschäft, und die neidische eifersüchtige Konkurrenz erfand andere Mittelchen, wodurch Kahlköpfigkeit gehoben oder die Runzeln beseitigt werden sollten. So verarmte er eben so rasch, als er reich geworden war, aber in seinen Gedanken wurde er mit jedem Tage reicher, unaufhörlich schrieb er die ungebrauerten Summen, die er täglich verdiente, in sein Notizbuch, und mehr als je hörte man seinen Wahlspruch, den er in guten Tagen im Munde geführt: „Das Geld liegt auf der Straße.“ Unaufhörlich wurde er von der Furcht gefoltert, daß ihn diebische Menschen bestehlen und um sein Vermögen bringen wollten. Endlich nahm ihn die Irrenstation im Arbeitshause auf, die er bis vor wenigen Tagen bewohnte, aber sein Name wird noch lange in jenem Handel seine Berühmtheit erhalten, welcher vorzugsweise von der Leichtgläubigkeit und der Eitelkeit des Publikums abhängt.

Richard v. Fischer, Zivilingenieur in der Telegraphen-Fabrik der Herren Simens und Halske, und seit einem Jahre von dieser Firma in London beschäftigt, ist jetzt von dem zur Industrie-Ausstellung in London anwesenden Militärgouverneur der Republik Hayti, General Dupuis, engagirt worden, um die ersten Telegraphenlinien in Hayti einzurichten, und auch bereits nach Portauprince abgereist.

Bei dem Künstlerfeste in Salzburg wurde zwar manch herzliches Wort gesprochen, am schlagendsten wirkte aber folgender Vortrag des k. Regierungsrathes Herrn Dr. Fentsch von München:

„Vielwerthe Freunde und Kunstgenossen,
Aus Oesterreich oder Preußen entsprossen!
Ihr Männer von Schwaben und am Rhein,
Von der Elbe, der Isar und dem Main!
Ihr Genremaler und Porträtirer,
Ihr Litho-, Photo- und Galvanographirer,
Ihr Schwärmer für Stilleben und romantische Dichtung,
Ihr Adepten der historischen Richtung,
Ihr Bauherren und ihr Architekten,
Ihr Vertreter aller Künstlersekten
Unsers ganzen, proteusgestaltigen Vaterlands:
Hier, in der Bucht des Alpenrunds,
Wo der keuschesten Fülle zumal
Unser Herrgott ausgoß über Berg und Thal, —
Hier grüßt euch in wohlgereimten Stanzen
Ein Bureaukrat vom Departement der Finanzen! . . .
Hier sei die Arena und der Plan,
Hier leget eure Lanzen an,
Hier in dieser gefeiten Zelle,
An Symbolen reich, hier sei die Stell',
Hier laßt eure Witze courbettiren,
Den leuchtenden Humor zur Parade führen,
Daß er in Perlen aufsteige wie junger Wein,
Und Funken sprühe wie Nordlichtschein!
Und aber — das Beste, was es gilt,
Hier meine Freunde, hängt unser Schild,
Das Schibolet unsrer kleinen Schaar;
Mit dem Künstlersigill der deutsche Aar!
Hier sind unsre Penaten und Laren:
Das deutsche Banner, unter dem wir uns schaaren! —
Hier ist gut sein, ihr Männer und Frauen!
So laßt uns hier uns're Hütte bauen,
Das flüchtige Karavanenzelt,
Das uns etliche Stunden zusammen noch hält,
Bis wir erkannt, was jeder im Herzen trägt:
Daß Alle der gleiche Drang bewegt,
Derselbe Pulsschlag durchzuckt die Herzen —
Die gleichen Hoffnungen Freuden und Schmerz,
Daß Alle die gleiche Sprache sprechen,
Wo sich der Nordsee Wogen brechen,
Bis wo in des Untersberges Schooße
Den Zukunftstraum träumt Kaiser Karl der Große;
Daß wir die gleichen Lieder singen
Der gleichen Kunst unsere Kränze bringen:
Dir, du keusche, heilige, deutsche Kunst!
Dazu verhelf uns Gottes Gunst Amen!

Rebus.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 117. Dienstag, den 30. September. 1862.

Die Schwester des Dichters.

Novelle von H. Reinhald.

Aus der „Illustr. Welt."

(Fortsetzung.)

Auch Schiller sagte seinen Lieben gute Nacht und zog sich in sein Studirzimmer zurück, wo er heute noch lange verweilte, nach seiner Gewohnheit körperlichen Schmerz und Bewegungen des Gemüthes überwindend und stillend durch das Schaffen des Geistes. Die Sterne funkelten klar zu ihm hinein, und unter glücklichen Konstellationen gedieh der Plan zum Wallenstein in immer greifbareren Formen.

Nanette war am nächsten Morgen viel zu früh bereit, und auch als pünktlich um 8 Uhr Erik Marsen erschien, konnte noch nicht an die Fahrt gedacht werden. Charlotte entschuldigte das Nichterscheinen ihres Mannes, der noch schlief: erschöpft von Aufregung und Arbeit hatte er den größten Theil der Zeit, die er dem Schlafe widmen wollte, ruhlos und in Schmerzen verbracht und holte nun das Versäumte nach. Sie suchte den Wartenden die Zeit durch freundliche Unterhaltung zu verkürzen, doch wurde sie oft abgerufen, und Nanette und Erik mußten dann das Gespräch, so gut es ging, fortsetzen. Beide waren indeß zerstreut, und obgleich ihre Gedanken auf denselben Gegenstand gerichtet waren, theilten sie sich dieselben nicht mit. Doch betrachtete Erik Schiller's Schwester nicht ohne Interesse, erst um seinetwillen und dann durch ihre anmuthige Erscheinung angezogen: Nanettens lebens- und geistvolle Züge, von ausdrucksvollen, schwärmerischen Augen überstrahlt, und ihre jugendliche, schlanke Gestalt konnten wohl nicht übersehen werden; auch Erik's Aeußeres berechtigte ihn zu mehr Aufmerksamkeit, als Nanette, ganz von ihren Gedanken absorbirt, ihm schenken mochte.

Endlich kam Schiller; er sah heute weniger wohl aus als gestern, doch erklärte er auf der Mutter Frage, ob er die Fahrt nicht unterlassen wolle, sich für kräftig genug, sie zu unternehmen, und den Tag mit seinen Freunden zu genießen. So stiegen denn die Reisegefährten in den kleinen, einspännigen Wagen, der sie über Thal und Hügel durch die anmuthigste Gegend dem Ziel zuführte.

Nanette genoß das höchste Glück neben dem Bruder sitzend, die neue reizende Landschaft betrachtend und dem Gespräch zwischen Schiller und Erik zuhörend, das die weimarschen Verhältnisse zum Gegenstand hatte. Schiller theilte dem Fremden eben so offen als schonungsvoll mit, was ihm bei den zu eröffnenden Bekanntschaften wichtig sein mußte. Er schilderte ihm die fürstlichen Frauen in der Hoheit ihrer Bildung und Liebenswürdigkeit, ebenso ihre nähere Umgebung. Wieland und seine Familie zeigte er in dem reinen Glanze, den sie durch Wohlwollen, freie Denkweise, bei reinster Sitte und Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne um sich verbreiteten. Auch Nanette erhielt zugleich einige Andeutungen, an wen sie sich dort halten und wie sie die Menschen verstehen sollte. Wieland, sagte er, war so recht zum Mittelpunkt der Geselligkeit geschaffen, da er nach allen Seiten anziehend wirkte, ohne doch ausschließlich Etwas für sich behalten zu wollen. Unter solchen Gesprächen langten sie nur zu schnell in Weimar an. Auf Wiedersehen! riefen sie einander zu, als sie, den Wagen im Gasthause zurücklassend, nach verschiedenen Richtungen gingen. Schiller führte Nanette sogleich zu Wieland's, wo er mit Freuden und Vorwürfen, wegen des späten Eintreffens, empfangen wurde.

Sie wissen ja schon, sagte er, daß ich mir nie zu einer bestimmten Stunde Etwas vornehmen darf, will ich es nicht vereitelt sehen. Diesen unerwarteten Gast kann ich Ihnen also überlassen, während ich noch Geschäfte in der Stadt besorge?

Digitized by Google

Wenn Sie Göthe ſuchen, ſagte die freundliche Frau Wieland, ſo gehen Sie nur nach dem Schloß; er hat ſchon ſeit mehreren Tagen ſein Arbeitszimmer dort eingerichtet.

Und läßt er ſich dort ſprechen?

Von Ihnen gewiß! Heute Abend erwarten wir ihn hier, der Verein verſammelt ſich bei uns. Sie erklärte dann, gegen Nanette gewendet, daß dieſer Verein eine geſchloſſene Geſellſchaft geiſtreicher Perſonen des Hofes und der Stadt ſei, die ſich wöchentlich einmal verſammelten, um zu vernehmen, was die Dichter und Gelehrten in ihrer Mitte ihnen mittheilen mochten.

Schiller ging, Nanette bei Frau Wieland zurücklaſſend, die bald die erſte Schüchternheit ihres jungen Gaſtes beſiegte und dann große Freude an ihm hatte. Für Nanette war die Unterhaltung nicht minder intereſſant; ſie konnte hier ſo Vieles über ihren Bruder erfahren, da er ja dieſen Perſonen ſeit Jahren viel näher geſtanden hatte als ſeiner Familie, und Alles, was ſie hörte, vermehrte nur ihren freudigen Stolz.

So kam der Abend heran und mit ihm eine Schaar von Gäſten, die von Wieland mit der ihm eigenen geſelligen Grazie empfangen und unterhalten wurden. Man verſammelte ſich im Gartenſaal, und ging allein oder zu Mehreren zwanglos im Garten umher. Nanette befand ſich in einem Kreiſe junger Frauenzimmer, von denen eine, ſcheinbar die jüngſte, ſie unendlich anzog; der Reiz mußte wohl gegenſeitig ſein, denn bald näherte ſich ihr das anmuthige Mädchen, und lud ſie zu einem Spaziergang im Garten ein. Sie tauſchten ihre Namen aus: die Fremde nannte ſich Chriſtine Neumann, und als ſie Nanettens Namen hörte, blieb ſie ſtehen und ſah ſie entzückt an.

Wie glücklich ſind Sie, einen ſo großen Namen zu tragen, rief ſie aus, wir Andern müſſen uns erſt einen ſchaffen!

Wie das? fragte Nanette erſtaunt, auf das junge zarte Weſen blickend.

Sie müſſen wiſſen, daß ich Schauſpielerin bin.

Mit großem Intereſſe fragte Nanette nach den Umſtänden, die ſie dazu geführt hatten.

Meine Eltern waren Schauſpieler, erzählte ſie, und von Kindheit an war ich auf der Bühne zu Hauſe, ohne jedoch den Wunſch zu hegen, ſie dereinſt als Schauſpielerin zu betreten. Vieles in dem Theaterleben widerte mich an, auch war ich von Natur ängſtlich; aber wenn ein ſchönes Schauſpiel gegeben wurde, dann war ich glücklich im Anſchauen und Hören. Im Theater ſah ich auch oft den Herzog und Göthe, an deren Anblick ich mich immer weidete. Eines Tages kam Göthe in das Zimmer, wo die Schauſpieler verſammelt waren; er hielt ein Buch in der Hand und ſagte, der Herzog wünſche ein Stück von Shakſpeare, König Johann, aufführen zu laſſen, und er habe verſprochen, es den Mitgliedern einzuſtudiren, er hoffe, daß Jeder das Beſte, was er vermöchte, geben werde. Könnte ich Ihnen doch beſchreiben, wie Luſt und Eifer alle Gemüther ergriff und Jeder mit Ehrfurcht die Rolle nahm, die der Regiſſeur nach Göthe's Anweiſung vertheilte. Prinz Arthur? wer ſoll den ſpielen? Es entſtand eine Pauſe und Göthe ſah präſend im Kreiſe umher; da blieb ſein Blick auf mir haften und er winkte mich heran.

Da iſt Prinz Arthur! ſagte er, die Hand auf meinen Kopf legend.

Sie kann nicht ſpielen, ſagte meine Mutter lächelnd.

Willſt Du es nicht verſuchen? fragte er mich; ich will Dich lehren, wie Du es machen mußt.

Seine Hand brannte auf meinem Scheitel, ſein Blick drang in mein Herz, während er mit mir ſprach.

Ich will Alles lernen, mein Lehrer! ſagte ich mit Thränen in den Augen.

Von dieſem Augenblick an, Nanette, begann ein neues Daſein für mich. Das Leben, die Dichtkunſt und das Theater, ſonſt für mich unlösbare Widerſprüche, ſchmolzen unter ſeinem Hauch zu einer göttlichen Harmonie zuſammen. Schwierigkeit und Abneigung verſchwanden unter ſeiner Leitung, ich that Alles, um ihn zu befriedigen, und wenn mir dieß gelang, vor wem hätte ich noch bangen ſollen? Was war das Urtheil des Publikums gegen Göthe's? Der immer ſo gefürchtete Abend des erſten Auftretens erregte mir weniger Bewegung, als wenn Göthe allein mich hatte ſpielen laſſen. Einmal täuſchte ich ihn durch meine Darſtellung von Prinz Arthur's Tod ſo ſehr, daß er mit Blicken der Beſorgniß ſich über mein erbleichtes Antlitz beugte; ich ſah es durch die halbgeſchloſſenen Augen, und ich wünſchte in Wahrheit zu ſterben.

Chriſtine ſchwieg und Nanette rang nach Worten für ihre Gefühle.

Wie glücklich ſind Sie! ſagte ſie endlich; ohne Ihr Zuthun hat eine beinahe überirdiſche Macht Ihnen die Laufbahn eröffnet, die uns dem Dichter ſo nahe führt. Wie werth muß Ihnen Göthe dadurch ſein; ich begreife Ihre grenzenloſe Dankbarkeit ſehr wohl.

(Fortſetzung folgt.)

Die bayeriſche Kellnerin.

Novelle von Franz Freiherrn von Gaudy.

(Aus dem Augsburger Unterhaltungs-Blatt.)

Vor etwa vierzig Jahren ſaß zu München in der vierten Nachmittagsſtunde eines ſonnighellen Juni-Sonntages an einem der Tafelzimmer-Fenſter des alten bekannten Gaſthofes zum goldenen Hirſch, der junge Graf Rodrich Amberg. Erſt ſeit Kurzem hatte er, nach dem Tode des Vaters, den Beſitz ſeiner diesſeit und jenſeit des Rieſengebirges gelegenen Majoratsgüter angetreten, und war nunmehr, nach mehrmonatlicher Reiſe durch die kaiſerlichen Erbſtaaten und Bayern, im Begriff, auf ſeine Beſitzungen zurückzukehren.

Digitized by Google

Wer jetzt München auch nur nach jähriger Abwesenheit wieder sieht, wird irre an Ort und Zeit, so schnell steigen fürstliche Paläste, ehrfurchtgebietende Tempel, gigantische Denkmäler aus dem Boden, so schnell wächst die Zahl der Gemälde, welche Altäre und öffentliche Hallen schmücken, und die der Kunstschätze in den Museen. Ueberfluß an Zeit ist das Letzte, worüber der Reisende sich jetzt beklagen darf, und er wird sich wohl eher bei beschränktem Aufenthalt, von dem Ueberreichthum der Sehenswürdigkeiten und der Unmöglichkeit, ihnen die gebührende Aufmerksamkeit widmen zu können, bedrückt fühlen.

Anders war es vor vierzig Jahren, wo München nicht viel mehr als den Anblick einer unregelmäßigen, düstern, weniger alterthümlichen und antiquirten Stadt in einer flachen alltäglichen Gegend darbot. Die stiefmütterliche Natur über die verschwenderisch emporblühende Kunst vergessen zu machen, war die Aufgabe, welche erst die letzten entschwundenen Jahrzehende siegreich lösten.

Zu den peinlichsten, bedrückendsten Lagen des Lebens gehört der zwecklose Aufenthalt an einem fremden Ort, zumal wenn ein Festtag alles Volk aus den Häusern lockt, und die bunten, festlichlauten Gruppen zu den Thoren hinausströmen, und dann der Fremdling einsam in der öden Gaststube hinter dem schaal gewordenen Wein und dem zehnmal durchlesenen Zeitungsblatt sitzt, so gern mit den Frohen froh sein möchte, und keine Seele kennt, an die er sich anschließen darf, keine, die sich seiner in der Verlassenheit annimmt. Dann empfindet er trotz all seines Geldes recht bitter, wie wehmüthig es dem Armen, dem Dienstboten um's Herz sein muß, wenn diesem die wochenlang erharrte Festtagslust durch ungerechten Machtspruch verkümmert wird, und er als verbitterter Bodensatz zurücksinkt, während die übrige freudesprudelnde Bewohnerschaft des Hauses überschäumen und ausschwärmen darf.

Dieses widrige Gefühl war es, welches an jenem Tage den jungen Grafen Rodrich bewältigte. Nach wenigen Gängen hatte er die damals noch spärlichen Denkwürdigkeiten Münchens gemustert. Einsame Spazierfahrten nach den fürstlichen aber eisigkalten Anlagen Nymphenburgs und den Park voll allzuzahmen Wildes, oder nach dem Lustschloß zu Schleißheim und dessen Bilderschätzen, lockten ihn, eben weil er sie hatte allein unternehmen müssen, nicht sonderlich zur Wiederholung. Von Bekannten hatte er seines Wissens Niemanden in München, und seine Abreise stand zu nah, als daß er hätte versuchen mögen, auf's Ungefähr hin neue Verbindungen anzuknüpfen. Sich in das Volksgewühl zu stürzen, und an dessen Freude sorglos Theil zu nehmen, verhinderte ihn eine, theils in seiner aristokratischen Erziehung, theils in den norddeutschen Vorurtheilen wurzelnde Scheu. Der heimliche Verdruß aber, diese nicht bewältigen zu können, und am fremden Orte die alten Fesseln mitschleppen zu müssen, vollendete sein Mißbehagen.

Er machte einige rasche Gänge durch das Zimmer, gedankenlos bald das Billard-Reglement, bald die banalen Wirthsstubenbilder der französirten Modepuppen, wie die vier Jahreszeiten, die fünf Welttheile anstarrend, bald den Theaterzettel und die Gasthofs-Adressen am Spiegel; nahm dann wieder den alten Sitz in der Fensterbrüstung ein, und schaute auf das vorüberziehende, wohlhäbige Bürgervolk, auf die gähnenden Hartschiere der Wache.

Seine Verstimmung wuchs von Augenblick zu Augenblick. Tausendmal verwünschte er seine Fahrlässigkeit, nicht schon am verwichenen Tage das benöthigte Reisegeld beim Banquier erhoben zu haben, um ohne Verzug Extrapost-Pferde bestellen zu können — plötzlich sprang er auf und pochte hastig an's Fenster.

Ein vorübergehender junger Mann blickte auf, erwiderte freudig den ihm zugewinkten Gruß, und stürmte mit dem herzlichen Ruf: Willkommen in meiner Vaterstadt! in's Zimmer.

Es war Baron Max von Hardy, dessen Bekanntschaft Graf Rodrich vor Kurzem in Wien erneuert hatte.

Gleichheit des Standes, Vermögens und Alters hatte die jungen Männer schneller genähert als die ziemlich divergirenden Lebensansichten — nichts desto weniger war die Freude des Wiedersehens von beiden Theilen eine aufrichtige, lebendiger freilich gefühlt und geäußert von Seiten des Theilnahme bedürftig en Grafen.

Durfte ich Sie denn, bester Hardy, nach unserer letzten Verabredung schon jetzt in München erwarten? rief Amberg, als der Baron ihm Vorwürfe machte, weßhalb er ihn nicht augenblicklich aufgesucht habe.

Wie können Sie denken, daß ich gesäumt haben würde, Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leisten, gesetzt auch, ich hätte mich minder isolirt gefühlt, und weniger an Ueberschwang der Zeit zu leiden gehabt, als gerade hier.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Pariser Correspondent der „Schles. Ztg." erzählt aus der dortigen Gesellschaft folgendes kleine Histörchen: Bei einer meiner liebenswürdigen alten Freundinnen lernte ich kürzlich die Frau Marquise von Demonpiere kennen. Sie ist noch hübsch und einst war sie anbetungswürdig: — jung, schön, geistvoll, fromm wie ein Engel, treu und unerschütterlich wie ein rocher de bronce. Der Marquis war stolz auf seine Gattin und natürlich mit Recht. Aber eines Tages war der Marquis genöthigt nach Compiegne zu reisen und ließ seine tugendhafte Gemahlin allein in Paris. Er wollte 4 Tage in Compiegne bleiben, aber seine Geschäfte waren in dreien beendet, und er beeilte sich, seine Frau wiederzusehen. Der Marquis kommt zurück, aber die Marquise ist nicht anwesend.

Digitized by Google

Gewiß, sie ist ausgefahren — aber ihre Pferde, die Bedienten sind zu Hause. Der Marquis wartet, es wird Abend, die Marquise kommt nicht; die Kammerfrau auch wird unruhig, aber sie weiß ihre Gebieterin zu suchen und zu finden: bei einem Rendezvous mit einem liebenswürdigen Officier. Die Marquise ist außer sich. „Beruhigen Sie sich, sagte der Officier, gehen Sie zu Canler, unserem Polizeichef, erzählen Sie ihm Alles und verlassen Sie sich auf mich, er wird Sie retten.“ „Aber, wie soll ich?“ „Ich bitte Sie, wenden Sie das einzige Mittel an, was Ihnen bleibt.“ Die trostlose Frau giebt nach, Canler hört ihre Geschichte und sagt: „Madame, ich will Ihnen helfen, wenn Sie einige Stunden in schlechter Gesellschaft zubringen wollen.“ „Alles, nur meinen Ruf nicht verlieren.“ Canler winkt zwei Polizeiofficianten, welche die vornehme Frau sofort in das Gefängniß führen. Am andern Morgen begibt sich der tieferschütterte Marquis zu seinem König. „Wenden Sie sich an Canler, er wird Ihnen rathen, sagte Ludwig Philipp, es giebt kein anderes Mittel.“ Trotz allen Widerstrebens entschließt sich der Hartgeprüfte zu dem schweren Schritt. „Vor allen Dingen“, antwortet der Polizeichef, „muß ich das Signalement der Frau Marquise haben.“ Der Marquis giebt es mit der gewissenhaftesten Treue. Canler schlägt sich plötzlich vor die Stirn und sagt: „O mein Gott, was haben meine Leute da gemacht!“ — „Was meinen Sie?“ — „Man sprach von einer eleganten Dame, die sich in den Magazinen kleine und größere Diebstähle hatte zu Schulden kommen lassen; ich befahl meinen Leuten, genau Acht zu haben — und sie haben den unglaublichen Irrthum begangen. Die Frau Marquise ist im Gefängniß.“ — Des Marquis Antlitz strahlte bei diesen Worten vor Freude. Wenige Augenblicke später und die so schwergekränkte Frau lag in den Armen des glücklichen Gemahls; die Polizei hatte die Ehre der Marquise hergestellt!

(Das eilhundertjährige Jubiläum der Mineralquellen zu Teplitz.) Nachdem zu dem Teplitzer Jubiläumsfest ein Sonderzug am 28. August 780 Gäste, darunter 140 Wiener, gebracht hatte, kam noch mit den andern Zügen eine große Anzahl von Gästen an. An den meisten Häusern waren die Namen der berühmten Kurgäste, die einst da gewohnt, angebracht. Besonders häufig sah man den Namen Friedrich Wilhelm III., mit dem Beisatz „unvergeßlich für Teplitz.“ Am Herrenhause las man die Namen: Alexander v. Humboldt, Karl X. von Frankreich, Marie Louise, Hufeland, Erzherzog Karl, Graf Chambord, König Anton von Sachsen ꝛc.; bei der grünen Tanne: Göthe, Louis Bonaparte, König von Holland. Der Fahnenschmuck wurde immer reicher und mannigfaltiger. Die deutschen Fahnen waren sehr zahlreich vertreten, doch erblickte man auch russische und englische. Am 28. Abends begann die Vorfeier mit der Quellenweihe, zu der sich die Festgenossen vom Stadthaus aus in einem Fackelzug begaben. Der Zug ging zunächst nach dem Stadtbad. Der Bischof von Leitmeritz segnete die Quelle ein, während auf dem Platze die vereinigten Sänger die zur Jubiläumsfeier gedichtete Festhymne sangen. Von dort zog man nach Schönau. Auf den Höhen brannten Freudenfeuer, die Anlagen u. Plätze leuchteten in wechselnden bengalischen Flammen, das Stephansbad, Steinbad und der benachbarte Turnplatz waren festlich beleuchtet. Die Sänger und Kapellen trugen auch da die Festhymne vor, worauf der Zug nach dem Sammelplatz zurückkehrte. Die Mehrzahl der Sänger, Turner und Studenten versammelte sich dann zu einem Festcommers. Am folgenden Morgen eröffneten Böllersalven und große Reveille den ersten Festtag. Um 8 Uhr Früh war im Stadthaus offizieller Empfang der Gäste, indessen ordnete sich am Platz der Festzug wie Tags vorher. Doktor Schmelkes hielt die Festrede, an deren Schluß er der Verfassung gedachte und mit einem dreifachen Hoch auf den Kaiser schloß. Den Zug eröffnete eine große Anzahl junger Damen, paarweise, alle weiß gekleidet und mit Kränzen geschmückt. Das Ziel war die Stadtkirche, wo das Hochamt und die Predigt gehalten wurde. Nach der kirchlichen Feier begaben sich die Stadtvertretung und die Vertreter der anwesenden Korporationen nach dem Bahnhof, um den Stadthalterei-Vizepräsidenten Freiherrn v. Kellersperg zu empfangen. Nachmittags waren um 3 Uhr Festmahle in der Stadt London und im Gartensaal; Abends Theater und große Beleuchtung. Am 30. fand die feierliche Enthüllung des im Kurgarten rechts von der Kolonnade errichteten Monuments statt. Der Oberstlandmarschall Graf Nostiz und Frhr. v. Kellersperg wohnten der Feierlichkeit bei, und unterzeichneten die Stiftungsurkunde. Die Armen erhielen eine Gabe von 200 fl. Nachmittags wurde im Park von den Sängern, die zu einer Anzahl von 573 angewachsen waren, in Verbindung mit drei Musikchören das Festkonzert aufgeführt. Abends war ein glänzender Ball.

(Auffindung eines Schatzes alter Münzen.) In Waldbach im Wärtembergischen fand am 4. Sept. ein Knabe in einem Graben, in welchem er ein aufgescharrtes Loch vorfand, das er anfänglich für ein Fuchsloch hielt, mehrere Töpfe voll alter, mit Grünspan überzogener, theilweise zusammengewachsener Münzen, mehrere Tausend an der Zahl. Das Gepräge dieser Münzen ist auf allen gleich: auf der einen Seite eine offene Hand (Hall), auf der anderen ein Kreuz, theils mit der Jahrszahl 1502, theils 1600. Die Finder und die Ortsbewohner kamen in Folge der Hebung jenes Schatzes in große Aufregung wegen des Mein und Dein.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 118. Donnerstag, den 2. Oktober. 1862.

Die Schwester des Dichters.

Novelle von H. Reinhald.

Aus der „Illustr. Welt."

(Fortsetzung.)

Es ist nicht Dankbarkeit, sagte Christine leise mit düsterem Blick, es ist Liebe.

Nanette zuckte bei diesem unerwarteten Geständniß zusammen.

Dürfen Sie ihn lieben? fragte sie ängstlich.

Darf die Lotusblume den Mond lieben? fragte Christine schwärmerisch. Was kümmert es ihn?

Aber es macht Sie unglücklich, entgegnete Nanette, und Sie sollten so glücklich sein, o, ich wäre es an Ihrer Stelle. Das Schönste und Höchste, was die Dichter gedacht haben, in ihrem Sinne zu vergegenwärtigen, die reizendsten Wesen aller Zeiten wieder in's Leben zu rufen und mit beredten Lippen ihre Gefühle zu verkündigen! Und so sicher, wie Sie sind, auf dem richtigen Wege zum Ziel zu wandeln.

Sie sind Künstlerin? fragte Christine.

Nein, antwortete Nanette mit einem Seufzer.

Aber Sie sollten es werden, entgegnete Christine und wollte fortfahren, da gewahrte sie am Ende der Allee zwei männliche Gestalten und rief lebhaft: Da ist er!

Nanette hätte auch so rufen können, denn Einer der Nahenden war ihr Bruder, der im Gespräch mit einem Andern auf sie zukam. Nanette ahnte, daß es Göthe sei, und ein Schauer überfiel sie; sie dachte an ihre Verwechslung der Verse am gestrigen Abend, an Christinens Erzählung, und ein Gefühl von dämonischer Gewalt ergriff ihre Seele.

Christine war Göthe schon entgegengeeilt, sie ergriff seine Hand und küßte sie, sich tief darüber neigend; er duldete es und suchte nur ihre Leidenschaft durch eine ruhige Anrede zu mäßigen. Dann setzte er sein Gespräch mit Schiller, weiter wandelnd, fort; die Mädchen folgten und hörten zu. Es war von irgend einem Werk die Rede, über dessen Wirkung sie nicht derselben Meinung waren: Göthe glaubte, es würde sich nie zu einer theatralischen Vorstellung gestalten lassen, Schiller urtheilte, daß, wo so viel Einzelheiten dafür sprächen, das Ganze in die nöthigen Formen gezwungen werden müßte. Göthe hörte nachdenklich zu, denn er hatte große Achtung vor Schiller's Gabe, die Quintessenz jedes Dinges festzustellen und sofort das Brauchbare zu entdecken.

Ich könnte Ihnen einen Beweis von der dramatischen Wirkung einer einzelnen Scene geben, sagte Schiller und sprach dann einige Worte leise zu seinem Gefährten.

Sie sahen sich um, forderten die Mädchen auf, ihnen zu folgen, und schritten ihnen voran, dem Hause zu und durch den Gartensaal nach einem einsamen Zimmer.

Weißt Du die Verse von gestern Abend auswendig, Nanna? fragte Schiller seine Schwester, bekenne es nur dreist.

Ja, sagte sie leise.

Nun, so sei die Strafe für den Dieb, daß er das Entwendete dem Eigenthümer wiedergebe, fuhr Schiller scherzend fort, sage uns die Verse her.

Göthe hatte kein Wort gesprochen, und sah das arme Kind prüfend an, während Christine ungehindert an seinem Arme hing. Mit rührendem Vertrauen blickte Nanette den Bruder an und sagte: Soll ich? und da er ja winkte, begann sie, erst befangen, dann immer freier und lieblicher, Gretchen's Monolog zu deklamiren. Göthe hatte nachdenklich zugehört; nachdem Nanette zu Ende war, wandte er sich zu Schiller: Sie werden wieder Recht behalten, es klingt sehr gefällig. Sie gingen der Thüre zu, da blieb Göthe auf der Schwelle stehen, und im Vorbeigehen Nanette bei der Hand nehmend, sagte er: Ich danke Ihnen, liebes Kind, Sie haben mir zuerst

Digitized by Google

gezeigt, wie mein Gretchen ſein muß. Und welch' erſtaunliches Gedächtniß haben Sie bei Ihrer ſinnigen Auffaſſung. Was ſagſt Du dazu, Chriſtine?

Kann ich es nicht ebenſo gut machen, mein Lehrer? fragte ſie gepreßt.

Du kannſt es lernen, aber ſie hat es von ſich ſelbſt.

O, rief Chriſtine erregt, Du biſt ſchlecht gegen mich; wenn Nanette hier bliebe, ſo würdeſt Du ſie mir vorziehen.

Ihr müßt Freundinnen ſein, ſagte Göthe lächelnd, ſich von ihnen entfernend.

Chriſtine ſah ihm mit flammenden Blicken nach; Nanette war zweifelhaft, ob ſie ſich ihr nähern dürfe, aber plötzlich umſchlang Chriſtine ſie und küßte ſie heftig.

Du kannſt nichts dafür, ſagte ſie, Du mußt ihm gefallen. Welch' ein Talent haſt Du! Doch hüte Dich, es kann noch ein größeres kommen, und auch Dich in den Schatten ſtellen. Ach, wie vergänglich iſt doch der Triumph unſerer Kunſt! Nicht nur das Beſſere, auch das Neuere muß ja anziehen.

Chriſtinens lebhafte Rede wurde durch den Ton einer Glocke unterbrochen.

Die Vorleſung beginnt! rief ſie und eilte, Nanette nach dem Saal zu führen. Er war jetzt ganz mit Leuten gefüllt, die je nach Gefallen und Gelegenheit Platz genommen hatten; an einem Tiſch am Ende des Raumes ſaßen Göthe, Schiller, Wieland, Knebel, Meyer und einige Andere, die ſich zu ihren näheren Freunden zählen durften. Göthe zeigte an, daß er einen Geſang aus Voſſens neuer Ueberſetzung der Iliade vorleſen würde, und führte dieß zum ſteigenden Intereſſe der Zuhörer aus. Dann folgte Wieland mit der Mittheilung eines Kapitels aus ſeinem Agathodemon; Schiller, unvorbereitet, lehnte einen Vortrag ab. Die Geſellſchaft kam wieder in Bewegung, Geſpräche knüpften ſich an das Gehörte an, anweſende Künſtler und Dilettanten erfreuten durch Geſänge am Klavier, während ein junger Maler auf Göthe's Verlangen einige Blätter eigener Kompoſition vorzeigte. Eine Ruine in einer italieniſchen Landſchaft gab Göthe, der gern ſeine Reiſeerinnerungen auffriſchte, Anlaß, über dieſe Natur und Kunſt ſeine Anſichten zu äußern. Nanette konnte nicht umhin zu bemerken, daß er ſeine Worte wohl an Alle, aber ſeine Blicke hauptſächlich auf eine Frau richtete, die ihr ſchon vorher durch eine geiſtreiche, anmuthige, wenn auch nicht mehr jugendliche Erſcheinung aufgefallen war. Auf ihre Frage nannte Chriſtine Frau von Stein. Zuweilen ſuchten Nanettens Blick: den Bruder, und fanden ihn als Mittelpunkt einer Gruppe von Männern, von denen er in eine lebhafte Unterhaltung gezogen ſchien; in ſeiner Nähe gewahrte ſie auch ihren Reiſegefährten. Chriſtine wurde aufgefordert zu ſingen, und gab Göthe's Veilchen unter großem Beifall zum Beſten.

Singen Sie nicht auch? fragte ſie dann Nanette.

Nein, entgegnete dieſe.

So müſſen Sie deklamiren, ſagte Göthe unerwartet, da er ſcheinbar gar nicht zugehört hatte.

Nanette willigte ein; die Anregung der Geſellſchaft und ihres Treibens ſtimmte ſie zu poetiſchem Erguß, und ſie fühlte auch den Drang, den Bruder noch anders repräſentirt zu wiſſen, als durch ſeine perſönliche Gegenwart. Sie war ſolcher Vorträge in Geſellſchaften nicht ungewohnt, und was ſie zu Anfang aus ſchweſterlicher Liebe, um Schiller zu ehren, gewährt hatte, wurde ihr bald zur willkommenen Ausübung des ſich regenden Talentes. Göthe's Aufforderung lenkte augenblicklich die Aufmerkſamkeit auf das bis dahin wenig bemerkte Mädchen, das zwar mit erhöhter Farbe, aber in ruhiger Haltung plötzlich als Centrum der Verſammlung daſtand. Ihr Name flog vielverheißend durch die Reihen und erregte ein höheres Intereſſe.

Sie ſprach „die Erwartung" von Schiller, die glücklichſte Wahl für die immer ſchwierige Aufgabe, ohne den Nimbus der Bühne eine Wirkung hervorzubringen. In dieſem Gedicht, wo die lyriſche Stimmung ſich mit einer faſt dramatiſchen Situation vereint, war die Möglichkeit einer Illuſion um ſo leichter, als der Gartenſaal, aus deſſen geöffneten Thüren und Fenſtern man in die ſchattigen Baumpartieen des abendlich beleuchteten Gartens ſchaute, die angemeſſenſte Scene zu dem Gedicht darbot. Nanette wendete ſich auch ſogleich mit den erſten Worten: „Hört' ich das Pförtchen nicht gehen?" nach dem Garten und erhöhte dadurch die Lebendigkeit ihrer Deklamation. Zu aller Herzen und Sinn drang das erſt von Wenigen gekannte, reizende Gedicht, das in lieblichſter Melodie von Nanettens Lippen tönte; ſie wurde bewundert und ſchmeichelnd umringt, und nahm mit holder Freude den Beifall hin, den ſie auf den Dichter übertrug.

Außer den Fremden näherte ſich an jenem Abend der Schweſter des Dichters auch Erik Marſen, die Gelegenheit benützend, ihre kurze Bekanntſchaft fortzuſetzen und zu erweitern. Jetzt gelang es ihm beſſer, Nanettens Aufmerkſamkeit zu feſſeln, da ſie für heute den Anſpruch auf des Bruders Geſellſchaft aufgegeben hatte. Er erzählte ihr von den Beſuchen, die er in Weimar gemacht hatte, und daß er eine Einladung nach Triefurt, dem Luſtſchloß der Herzogin Amalie, erhalten habe, wo er hoffe, die anziehendſten Perſonen des heutigen Kreiſes wieder zu ſehen. Er nannte auch Schiller und Nanette, die entgegnete, daß ſie nichts davon wiſſe.

So hat es Schiller Ihnen noch nicht angekündigt, ſagte er; ich hörte ihn doch vorhin ſein Kommen und Ihre Begleitung dem Fräulein von Imhof zuſagen.

Dieſe, Schiller's begeiſterte Verehrerin und Freundin kam eben an ſeinem Arm auf Nanette zu und wiederholte, was Herr Marſen ihr bereits geſagt hatte. Nanette zauberte, das Glück, das ſie über dieſe Ausſicht empfand, auszuſprechen, und ſchlug die Augen nieder.

Fräulein von Imhof verſtand mit weiblichem Takt den Blick, der über ihr einfaches weißes Battiſtkleid

Digitized by Google

streifte, und sagte: Das ist kein förmliches Hoffest, liebe Nanette; Sie sind ganz gut so, wie Sie sind, und zum Beweis werde ich mich morgen Abend eben so kleiden.

(Fortsetzung folgt.)

Die bayerische Kellnerin.

Novelle von Franz Freiherrn von Gaudy.

(Aus dem Augsburger Unterhaltungs-Blatt.)

(Fortsetzung.)

Die kritische Wendung eines Prozesses, von welchem ein Theil meines Vermögens abhing, machte meine beschleunigte Rückkehr nothwendig, antwortete der Baron. Seitdem hat ein zu rechter Zeit produzirtes Dokument eine günstige Entscheidung herbeigeführt, und ich freue mich dieser um so mehr, da mir dadurch Muße wird, mich Ihnen völlig widmen zu können.

Aber soll ich nicht mit Ihnen hadern, Rodrich, daß Sie die Freude des Wiederbegegnens auf Kosten meiner Vaterstadt übertreiben? Sie, ein junger lebensfroher Mann fühlen sich verlassen, fühlen sich von Langeweile erdrückt, hier in München, der fröhlichsten, gemüthlichsten Stadt Deutschlands. Ich fasse Sie nicht. Und an einem der sonnigsten Sonntage kauern Sie melancholisch wie der Vogel der Minerva in dem dumpfigen Tafelzimmer, trommeln an den Fenstrscheiben, zählen die gegenüberstehenden Häuser — wahrhaftig Amberg, ich verkenne Sie.

Der Graf lächelte gezwungen, und versuchte es, sich mit gänzlicher Unkenntniß der hiesigen Verhältnisse zu entschuldigen.

Ach, gehn Sie, lachte Hardy, ich wette, was Sie wollen, der Grund Ihres Zuhauseblebens, Ihres vornehmen Isolements ist kein anderer, als jene unselige norddeutsche Prüderie, wegen welcher ich Sie schon in Wien so häufig ausgeschmäht habe. Werden Sie uns Süddeutsche denn niemals begreifen, niemals mit uns leben lernen, niemals die Kunst, sich zu geben, wie Sie sind, uns Andere zu nehmen wie Sie sich geben? Kommen Sie, kommen Sie. Hinaus vor das Thor. Mischen wir uns unter das Volk.

Wohin führen Sie mich, Max?

Wohin? Gleichviel. Frohe Gesichter treffen wir überall. Es fragt sich nur, wo die meisten beisammen sind. Die Menge verlangt immer nach der Menge. Sonntag ist heute — wohlan, lassen Sie uns nach Neuberghausen gehen. In einer halben Stunde sind wir dort, und finden die schmucksten Mädchengesichter, das trefflichste Bier —

Bier? erwiderte der Graf gedehnt.

Bier, freilich Bier, entgegnete lachend der um einige Jahre jüngere Max. Unsere Aecker tragen nicht die Rebe von Tokay, die umliegenden Hügel nicht Johannisberg Traube, wohl aber den besten Hopfen von der Welt. Und seit den Zeiten des Königs Gambrinus von Brabant, des famösen Erfinders des Gerstensaftes, dessen Porträt Sie in der Putzstube jedes rechtschaffenen Bayern sehen können, ist unser Land als die Heimath des edlen schäumenden Getränks weit und breit bekannt. Ich aber bin ein zu ächtes Landeskind, um nicht gleich allen meinen Mitbürgern bei Erwähnung eines vortrefflichen Gebräus mit verklärten Augen die Lippen zu spitzen, um nicht eine mißrathene Hopfenernte für die entsetzlichste Kalamität zu erachten. Kommen Sie hurtig, Amberg, ich hoffe, es soll mir gelingen, Sie mit unserm schönen Getränk zu versöhnen, Sie in Kurzem zum Münchner zu machen.

Es ist mir ein völlig unbekanntes Land, erwiderte Graf Amberg verlegen, welches ich da an Ihrer Hand betreten soll. Zürnen Sie mir jedoch nicht, guter Max, wenn ich mich Ihrer Leitung diesmal nicht so freudig wie sonst wohl überlasse. Sie wissen wohl, bei uns Norddeutschen haftet einmal an dem Worte Bier ein gewisser Makel, ein Nebenbegriff von Widrigem, fast möchte ich sagen, von Unedlem. Jeder den höhern Ständen Entsprossne wird sich scheuen, zu jenem Getränk sich zu bekennen.

Wir sehen da gleich bei dem Worte den Herbergsvater, die wilde tobende Wirthschaft, den zügellosen Taumel des Pöbels im Geiste. Dies Fiedeln, Schreien, Kegelschieben ist mir ein gar verhaßter Klang, um mit Faust's Famulus zu sprechen. Wir mögen Unrecht haben, ich räume es ein, aber es ist einmal nicht anders. Doch sei's drum, ich begleite Sie. Wenn auch an einem öffentlichen Orte, wir werden darum nicht minder unerkannt bleiben.

Herr von Hardy hatte sich während der Rede seines Freundes eines spöttischen Mundwinkelzuges nicht erwehren können. Mit der Härte solcher Ansichten, antworte er, darf ich Ihnen nicht sonderliche Genüsse in und um München versprechen. Doch kommen Sie nur, und empfangen Sie vorläufig die Versicherung, daß Sie wenigstens in der Versammlung nicht der Einzige flistsmäßig geborne sein werden, dessen Staumbaum unter dem Aufguß jenes von Ihnen so angefeindeten Getränks frische Blüthen treibt. Kommen Sie rasch.

Ungeduldig riß er den heimlich Widerstrebenden mit fort, und schloß sich mit ihm dem durch die Arkaden nach dem englischen Garten ziehenden Menschenstrome an.

Dem anmuthigen Weg durch die Schatten-Alleen des sinnig angelegten Parks, den fröhlichen Gesprächen Hardy's, so wie dem beiderseitigen Austausch von Reminiscenzen gelang es, den Anflug von böser Laune, welcher des Grafen Stirn umdüstert hatte, wieder zu verscheuchen. Nur vermochte er sich einer gewissen ihm sonst fremden Befangenheit nicht zu erwehren, als er durch das Thor des Neubergshäuser Gartens schritt, und die zahllose, durch einander irrende, an langen Tafeln sitzende Menge überblickte, als er das Schwirren der Stimmen und Geigen, das Dröhnen der Pauken und andrer Janitscharen-Instrumente vernahm.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Schädliche grüne Drahtgewebe.) Viele Hausfrauen bedienen ſich zur Conſervirung von Butter, Käſe ꝛc. kleiner Glocken von Drahtgewebe, welche mit einer grünen Farbe überzogen ſind. Nach einer Mittheilung des bewährten Chemikers Dr. Zürek in Berlin iſt von dem Gebrauche ſolcher Drahtglocken durchaus abzurathen, denn dieß Grün iſt eine Arſenikfarbe, haftet auch nur ſchlecht an dem Metalle, ſo daß es ſich leicht ablöſt und eine Vergiftung der Speiſen herbeiführen kann. Ebenſo werden ſolche grüne Drahtgewebe in neueſter Zeit vielfach zur Bedachung von Kinderwägelchen angewendet: dieß iſt ebenfalls unpraktiſch, denn durch das Fahren löſt ſich die Farbe los und fällt dem Kind ein Stückchen derſelben in den Mund, ſo dürfte die Wirkung zu ſpät erkannt werden. 1/2 Quadratzoll ſolchen Drahtgewebes hat bei der Unterſuchung einen Arſenikſpiegel von Tellergröße geliefert.

(Das Gaſthaus verloren.) Monlag Abends beſtieg ein junger Mann, der aus Czernowitz in Wien ankam, auf der Nordbahn einen Omnibus, kehrte in irgend einem Gaſthauſe ein und ſuchte dann ſeinen Onkel auf. Als er aber ſeine Habſeligkeiten, die er im Gaſthauſe hinterlaſſen hatte, abholen wollte, ſo konnte er das Gaſthaus nicht mehr auffinden Vorgeſtern ging er bereits den vierten Tag herum, zeigte in jedem Gaſthauſe, in das er kam, den Zimmerſchlüſſel Nr. 33, aber nirgends konnte man ihn, noch den Schlüſſel. Er machte daher die Anzeige, daß er ſein Gaſthaus verloren habe.

(Ein geplagter deutſcher Herzog.) Der gelehrteſte Diamantenkenner in der Welt iſt wohl der Erherzog von Braunſchweig in Paris. Er beſitzt ungefähr für 3 Millionen Dollar Diamanten. In ein Katalog, welchen er kürzlich darüber veröffentlichte, finden wir folgende werthvolle und berühmte Edelſteine verzeichnet: Einen großen Rubin, 41 Karat ſchwer und 80,000 Dollars werth, deſſen früherer Beſitzer Kaiſer Dabar al Agra und Kaiſer Don Pedro waren; einen Diamantring mit der Inſchrift M. S., einſtens der Schottenkönigin Maria Stuart gehörig; ein paar Ohrringe, die ehemals Marie Antoinette getragen; einen Stein, welcher einſt den Hut eines berühmten deutſchen Kurfürſten zierte u. ſ. w. Gegenwärtig hat er zwei Diamanten im Kauf, von denen der eine 232,000 Dollars, der andere ſogar 650,000 Dollars werth ſein ſoll. Dieſer „glückliche Menſch“ kann aber nie ſein Haus ohne Sorgen verlaſſen und darf niemals anderswo ſchlafen, obgleich ſeine Schätze faſt unnahbar ſind. Seine Wohnung iſt nicht komfortabel, aber ſehr zweckmäßig eingerichtet, die immenſen Koſtbarkeiten zu ſichern. Dieſelbe iſt mit einer hohen Mauer umgeben, auf welcher zahlloſe ſcharfe Lanzenſpitzen angebracht ſind; ſo wie Jemand dieſe beſteigt, macht ein Glockenzug, welcher mit beſagten Spitzen in geheimer Verbindung ſteht, Allarm. Dieſe Einrichtung koſtet nur 14,127 Doll. Er hat ſeine Kleinodien in einem „Safe“, welcher in einer dicken Granitwand angebracht iſt, und deſſen Schloß nur von einem Eingeweihten geöffnet werden kann. Oeffnet es ein Fremder, ſo entladen ſich mehrere Gewehre und tödten ihn; zu gleicher Zeit macht auch ein geheimer Klingelzug Allarm. Das Zimmer hat nur ein Fenſter, deſſen Jalouſie vom ſtärkſten Gitter iſt; auch dieſe ſchließt ein Kunſtſchloß. Das Bett des Herzogs ſteht gegen die Wand, in welcher die Schätze ſind, und ein Dutzend ſechsläufiger Revolver iſt ſtets ſchußfertig dabei. Der Mann iſt wirklich zu bedauern.

(Elephantendienſt.) Der Elephant wird in Siam ſehr geſchätzt und als ein vernünftiges Weſen betrachtet. Es gibt ſehr viele Elephanten im Lande und ſie erreichen oft die Höhe von 12—13 Fuß. Außer daß ſie zum Reiſen im Innern faſt unentbehrlich ſind, bilden ſie ein Hauptcontingent des Heeres und der König hält 600 Kriegselephanten. Ein weißes derartiges Thier wird aber faſt wie eine Gottheit verehrt. Der Glückliche, welcher ein ſolches fängt erhält zunächſt ſo viel Land, als der Schall eines Elephantenſchreies durchdringt, und außerdem ein Jahrgehalt von 600 Tikals. Das heilige Thier — das gegenwärtige iſt jedoch keineswegs weiß, ſondern chocoladenfarbig — hat eine beſondere Wohnung innerhalb des königlichen Palaſtes und eine Menge Beamte zu ſeiner Bedienung. Die Einen müſſen für ſein Futter ſorgen, die Andern ihm Fliegen abwehren, wieder Andere ſein Lager mit Blumen ausſchmücken oder ihm Muſik machen, um ihm die Zeit vertreiben.

Beim Legen von Gasröhren beim „Burgerziel“ in Biel (Kanton Bern) wurde ein Schatz, beſtehend in 129 kaiſerlichen Dukaten aus der Regierungszeit Ferdinand II. mit der Jahreszahl 1627—1634 gehoben. Man glaubt, die in einem guterhaltenen Topf vergrabenen Münzen ſeien damals vor den Schweden, die in jener Zeit unter dem Herzog Bernhard von Weimar in dortiger Gegend kampirten, verborgen worden. Finder, Eigenthümer des Bodens, Gasanſtalt, ſowie der Fiskus des Staates und der Stadt reklamiren den Schatz.

In Peſth ſtürzte am 26. d. Vormittags das Gerüſte bei dem Leopoldſtädter Kirchenbau ein. Bis Mittag wurden ſechs Todte und ein ſchwer Verwundeter unter den Trümmern hervorgezogen.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 119. Sonntag, den 5. Oktober. 1862.

Die Schwester des Dichters.

Novelle von H. Reinhald.

Aus der „Illustr. Welt."

(Fortsetzung.)

In später Stunde, nachdem man mit Wein und einem einfachen Male die geistreichste und zwangloseste Gesellschaft beschlossen hatte, brachen die Gäste auf. Nanette, die bei Wieland's bleiben sollte, begleitete ihren Bruder durch den Garten, um ihn noch einige Augenblicke zu sprechen; Schiller sagte ihr mit besonderer Weichheit gute Nacht und schloß sie innig in seine Arme. Als sie dem Hause sich wieder zuwendend einen großen Rasenplatz, hie und da mit Rosenbüschen bepflanzt, umging, begegnete sie unvermuthet Göthe und Frau von Stein; sie hielten inne mit Sprechen und Gehen, als sie Nanette erkannten, ihr freundlich gute Nacht zu wünschen.

Dann schien sich Göthe plötzlich zu besinnen und sagte: Sie haben uns ein schönes Andenken an den heutigen Abend hinterlassen, nehmen Sie auch eines an. Er beugte sich über den blühenden Rosenstrauch, pflückte zwei dunkelrothe Rosen und reichte sie Nanetten. Sie dankte mit einer stummen Verneigung und das Paar ging weiter. Nanette stand noch mit klopfendem Herzen an dem Gebüsch und hörte durch die feierliche Stille der Nacht, wie Frau von Stein sagte: Du verwirrst diese junge Seele.

Nicht doch, Charlotte, ich wecke sie! Und in einen scherzenden Ton übergehend, fragte er: Ist Dir denn der Schlüssel zu meinem Garten verrostet, daß ich seit drei Tagen dort einsam geblieben bin?

Nanette hörte die Antwort nicht, da eine Biegung des Weges den Schall nach einer andern Richtung sandte, sie begehrte auch nicht zu hören. Es war ihr wunderbar zu Muthe, ihre Stirn glühte, der Rosenstrauch duftete so berauschend, und doch schien ihr aller Duft und aller Glanz nur von den beiden Rosen auszugehen, die sie in der Hand hielt. Sie hörte noch das leise Knistern des Kiesbandes unter den fortteilenden Schritten, und der Boden schien ihr davon unter ihren eigenen Füßen vulkanisch zu beben. Wie geschreckt eilte sie quer über den feuchtbethauten Rasen geraden Wegs dem Hause zu, wo ihre freundliche Wirthin sie erwartete. Sie vernahm, daß Christine Neumann und auch Herr Meyer lange gewartet hatten, um Abschied von ihr zu nehmen und endlich, Grüße an sie hinterlassend, fortgegangen waren.

Wieland trat zu ihr und sagte mit verstellter Drehung, auf die Rosen in ihrer Hand zeigend: Wissen Sie nicht, daß es streng verboten ist, meine Rosen zu pflücken?

Beschämt und Entschuldigung stammelnd neigte Nanette den Kopf darüber.

Sie werden Ihrer Strafe nicht entgehen, scherzte der immer heitere Dichter, diese Rosen stammen aus Titania's Garten, und wer sie pflückt, der verfällt der Macht der Feenkönigin.

Nanette verstand Wieland nur halb, aber die Androhung einer unbekannten Zaubermacht traf mit ihrer eigenen Stimmung zu sehr zusammen, um ihr nicht einen gewissen Eindruck zu hinterlassen. In der Einsamkeit ihres Zimmers suchte sie ihre Gedanken zu sammeln, aber es wollte ihr nicht gelingen: die Gesellschaft, Christine, Göthe und Alles was sie gehört und erlebt, standen wie feurige Bilder vor ihrem Geist. Sie öffnete das Fenster und sah in die mildglänzende Sommernacht hinaus; aber auch die Sterne blickten sie wie die Augen der Menschen an, die heute auf ihr geruht hatten, — manche kühl und freundlich, andere mächtig strahlend und sinnverwirrend. Da ging der Mond auf, und seinen milden Schein mit dem Bilde des Bruders vereinend,

Digitized by Google

ließ ſie die fremden Geſtalten vor ſeiner Klarheit zerfließen. Ruhiger ſuchte ſie ihr Lager und ſchlief ein; der Mond warf ſein Licht auf ſie und auf die beiden Roſen, die im Glaſe auf dem Fenſterſims blühten.

Der folgende Tag verging raſch unter mannigfachen Geſchäften: Schiller holte Nanette am Morgen ab, ihr das Sehenswürdige in Weimar zu zeigen und ſie zu ſeinen Freunden zu führen. An verſchiedenen Orten trafen ſie mit Erik Marſen zuſammen, der ſich dann jedesmal freudig ihnen anſchloß; auch Chriſtine Neumann begegnete ihnen auf der Promenade; ſie kam aus der Probe und war nach einer wohlgelungenen Leiſtung in heiterſter Stimmung.

Sind Sie heute Abend in Tiefurt? fragte Nanette mit dem Wunſche, ſie dort zu finden.

Nicht bei der Herzogin, erwiederte Chriſtine; aber ich gehe zur Illumination mit Fremden nach dem Park, der dem Publikum offen ſteht, da können wir uns treffen.

Die Illumination ſollte, wie man Nanette ſagte, zur Feier des Geburtsfeſtes einer anweſenden Verwandten des fürſtlichen Hauſes veranſtaltet werden.

Gegen Abend trafen Schiller und Nanette in Tiefurt ein, wo nicht der Glanz aber der höchſte Reiz eines geiſtvollen Hofhaltes ſie umfing. Unter dem Schutze des Fräulein von Imhof nahm Nanette als aufmerkſame Beobachterin ihren Antheil an dem ſich hier entfaltenden Leben. Der Ausgangspunkt deſſelben war die Herzogin Amalie und ihre nächſte Umgebung, zu der die Gelehrten und Künſtler der Reſidenz, vor Allen Wieland gehörten. Fräulein von Imhof ſtellte Nanette in einem ſchicklichen Augenblicke der Fürſtin vor, die ſie mit Huld willkommen hieß; einer längeren Unterredung würdigte ſie die Herzogin Louiſe, die weniger lebhaft in Anſpruch genommen, Zeit fand, die Schweſter Schiller's ihre liebenswürdige Güte erkennen zu laſſen. Auch andere Perſonen des geſtrigen Kreiſes nahmen freundlich Anlaß, ſie zu begrüßen; Erik Marſen näherte ſich ihr wie ein alter Bekannter, da ſie ſich doch vor Weimar ſchon kennen gelernt hatten.

Die ſengende Julisſonne ging hinter ſchwarzen Wolkenbergen unter, und dieſer Umſtand begünſtigte den früheren Beginn der Illumination. Niemand ſollte vor dem völligen Anzünden den Park betreten, und man benutzte die Zeit der Erwartung, um ſich die gewünſchteſte Geſellſchaft für die Wanderung durch die Baumgänge zu ſichern. Schiller kam beſorgt Nanette zu holen, die indeß an Erik Marſen bereits einen Beſchützer gefunden hatte; zwiſchen Beiden betrat ſie den freien Platz vor dem Schloſſe, der in ſeiner Mitte ein kleines Baſſin umſchloß und gegenüber an den Saum des Parks grenzte. Sowohl dieß Baſſin, als die ſchönen Alleen glänzten, ſo weit die Blicke reichten, im Lichte der vielfarbigen Lampen, die, von keinem Lufthauch verweht, wie Regenbogen ſchimmerten.

Jemand in Nanettens Nähe machte eine Bemerkung über das ſchöne Farbenſpiel im Waſſer; ſie erkannte Göthe's Stimme, und ſich umwendend ſah ſie ihn mit Frau von Stein und Herrn von Einſiedel vorübergehen. Nanette bemühte ſich, ihre Aufmerkſamkeit auf das Ganze des wundersamen Schauſpiels vor ſich zu richten; das lebhafteſte Wogen trug die heiter angeregte Geſellſchaft hin und her. Schiller in freudigſter Stimmung ſprach bald mit dieſem, bald mit jenem Vorübergehenden; allmälig gelangte er mit Nanette und Erik in einen entlegeneren Theil des Parks. Hier war das Gedränge und das Geräuſch minder groß; ſie beſtiegen eine kleine Anhöhe, und zurückſchauend hatten ſie den ſchönſten Blick auf das Schloß und die angrenzende beleuchtete Gegend.

Wie mahnt mich das, begann Schiller, an jene Illumination, die mir von der Solitude im hellſten Glanze hernieder ſtrahlte, als ich vor mehr als zehn Jahren mit dem treuen Streicher aus Stuttgart floh. Es ſchien die Welt hinter mir in Flammen aufzugehen, und vor mir lag die Zukunft öde und ſchwarz, und jetzt ſehe ich hier und vor mir iſt es licht! Die beiden jungen Leute verſtanden ganz, was Schiller im Ton tiefen Gefühls geſprochen, und ehrten es ſchweigend. Nanette ergriff ſeine Hand und behielt ſie in der ihrigen.

Du biſt zur guten Zeit hergekommen, liebe Nanna, ſagte er bald darauf, Du nimmſt viel Schönes mit Dir. Biſt Du nun auch von Deinem Vorurtheil gegen Göthe geheilt? er hat mir viel Freundliches über Dich geſagt, und ſicher haſt Du ſeinen bedeutenden und gewinnenden Einfluß auch empfunden.

Wer iſt die Frau von Stein? fragte Nanette ausweichend.

Sie iſt ihm ſehr befreundet, erwiederte Schiller, und ihrem mildernden Weſen verdankt er das Ablegen mancher Schroffheit im Leben und in der Dichtung. Ein plötzlicher ſtarker Windſtoß ſchnitt ihm das Wort ab; viele Lampen erloſchen und einzelne große Regentropfen begannen zu fallen.

Es zieht ein Gewitter herauf! rief Erik, eilen wir in das Schloß zurück.

Sie waren ziemlich weit davon entfernt, und Schiller, der Einzige, der das Terrain ein wenig kannte, ſuchte ſie den nächſten Weg zu führen; aber noch ehe ſie den kleinen Hügel hinabgeſtiegen waren, hüllte ſie völlige Dunkelheit ein; das Rauſchen des Regens eilte ſich mit dem Rollen des Donners, und der Weg wurde ſchon ſehr ſchlüpfrig. Auch durfte Schiller nicht wagen ſehr ſchnell zu gehen, ſelbſt wenn es möglich geweſen wäre, ja, der Kampf mit dem heftigen Winde ſtrengte ihn ſchon ſo an, daß er, um Athem zu ſchöpfen, oft ſtill ſtehen mußte. Dabei waren ſie ſchon faſt durchnäßt, und Nanette konnte ihre Befürchtungen über die Gefahr, die dem Bruder von der Erkältung drohte, nicht zurückhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Die bayerische Kellnerin.

Novelle von Franz Freiherrn von Gaudy.

(Aus dem Augsburger Unterhaltungs-Blatt.)

(Fortsetzung.)

Hardy drängte sich rasch durch das Gewühl und seinen Freund auf einen mühsam erspähten Platz. Die Nachbarn rückten freundlich zusammen — es wurde noch Raum genug für beide Freunde. Rodrich musterte mit mißtrauischen Blicken die Tischgenossen. Die goldenen und silbernen Riegelhauben und schweren Ohrgehänge der Frauen, die rothen mit Silberknöpfen gepanzerten Westen und dreieckigen Hüte der Männer, welche die Mehrzahl als zum Handwerker- oder gar zum Bauernstande Gehörige bezeichneten, versetzte ihn in sehr ungemüthliche Stimmung. Um keinen Preis wär' er im Stande gewesen, mit den Nachbarn ein Gespräch anzuknüpfen. Sein Freund war fort gegangen, um die Ankunft des bestellten Bieres zu beschleunigen.

Die stämmigen Küferburschen, die flinken Kellnerinnen, welche durch die Reihen huschten, waren kaum im Stande, den Anforderungen der überall rufenden und mit den Zinndeckeln klappernden Menge zu genügen. An den benachbarten Tischen gewahrte Amberg gewähltere Kleidungen, elegant kostümirte Damen, reizende Gesichter an denen bekanntlich München zu keiner Zeit Mangel litt, und was ihn wohl am meisten beruhigte, einige Offizier-Uniformen, deren Träger, dem Alter und den Dekorationen nach zu schließen, den höhern zuzuzählen waren. Er athmete freier, war er doch nunmehr gewiß, sich seines Gleichen nah zu wissen.

Ambergs Beobachtungen setzte die Rückkehr des Barons Hardy für den Augenblick Schranken. Ihm folgte eine allerliebste Kellnerin, welche die gläsernen Krüge mit freundlichem: „Wohl z' bekommen!“ vor den neuen Gästen auf den Tisch schob und wieder verschwand. „Schau'n Sie unsrer niedlichen Hebe nicht zu tief in's Auge, lieber Graf, wenn Sie sich nicht eben mit dem Anschaun begnügen wollen. Der Glückspilz, welcher sich mehr als eines freundlichen Blicks von dem Blitzmädel rühmen darf, soll noch erscheinen.

Wäre sie wirklich so schön? versetzte Rodrich. Ich blickte nicht auf und freute mich nur der reichen, kleidsamen Tracht, des schmucken Sammtmieders mit goldner Borte, der silbernen Kettenschnüre mit den schweren Schaumünzen, und nachblickend an dem feinen Wuchs, dem Riegelhäubchen, der ganzen behenden, leichten Erscheinung.

Nun, sie wird wohl wiederkehren, und dann mögen Sie sie näher in's Auge fassen und selber beurtheilen, ob sie den Namen der schönen Marie mit Recht führt. Ach, dort naht Graf Strahlenberg und der Domherr von Ryßlinger, und dort Baron Landrer mit seiner schönen Frau und Schwägerin. Wollen Sie vorzeitlt sein? Späterhin? Ganz nach Belieben. Für jetzt stoßen Sie an, willkommen in München!

Graf Amberg erhob das Glas gegen das Licht und belobte wohlgefällig die helle schimmernde Farbe dieses dem Goldtopase gleichenden Nasses, auf welchem der von seinen ätherischen Stoffen gewebte Silberschaum schaukelte. Er kostete, und gestand, anfänglich wohl mehr aus Gefälligkeit, bald aber aus Ueberzeugung, wie er nun begreife, daß man sich leicht an die verlieblichte Bitterkeit, an den würzigen und doch so reinen Geschmack eines solchen Getränks gewöhnen könne.

Mit Ablegung dieses Glaubensbekenntnisses überkam den Proselyten allmählig auch der bei dem neuen Kultus zu beobachtende Ritus.

Schnell genug hatte er aufgefaßt, wie der ächte Trinker den Zinndeckel des Glases behutsam mit dem Daumen lüfte und an den Henkel zurücklehne, wie er ihn nach vollbrachtem Trunk leise zurücksinken lasse, wie dem mehr Verlangenden nach geleertem Becher das rasche taktmäßige Aufschlagen des Zinns gezieme. Schon nach Leerung des ersten Glases schwenkte er es so tapfer als nur Einer klappernd, und schaute erwartungsvoll nach dem folgenden, vielleicht mehr noch nach der schönen Ueberbringerin, durch das Gedränge.

Wohl so Mancher meiner norddeutschen Leser mag Rodrich's Förmlichkeit, mit der er das Unverfängliche behandelte, belächeln, mehr aber noch die ihm so spät gewordene Erkenntniß des uns bereits Alltäglichen. Diesem bringe ich nochmals in Erinnerung, daß seitdem mehr als ein Menschenalter verfloß, und daß wir uns zu jener Zeit an den täglichen, unaufhaltsamen Siegen, welche der König Gambrinus über seinen und unsern Erbfeind, den Alter-Bacchus, davonträgt, noch keine Sylbe träumen ließen, zuletzt aber noch, daß Rodrich ein norddeutscher, in allen Vorurtheilen seines Standes erzogener Grafensohn war.

Ambergs Hoffnung ging in Erfüllung. Abermals war es die schöne Marie, welche ihm das Getränk kredenzte. Unverwandt hing sein Auge an dem lieblichen Gebilde bis zum letzten Augenblick, wo es wieder im Gewühl versank.

Nun, habe ich zuviel g'sagt? fragte der Baron.

Beim ewigen Gott, erwiderte der Graf ernsthaft, sie ist schön, mehr noch als dies — sie ist reizend. Dies Ebenmaß der Glieder, diese unbewußte Harmonie ihrer Bewegungen, das nußbraune, stillsinnende, treue Auge, die füllreichen blonden Locken, — und dieser magdliche Jugendreiz, die Glorie, welche das blühende Antlitz umfließt. — Sie nannten, wenn ich nicht irre, Marien spröde, streng, unzugänglich den Schmeicheleien wie der Verlockung. Theilen Sie denn auch diesen Glauben wahrhaft, Max?

Herr von Hardy blickte überrascht auf den Grafen: Ei nun, erwiderte er, ich glaube ja; nein wirklich, ich pflichte der allgemeinen Stimme bei. Aber Ihre Frage klang so ernst, so feierlich — — Ja doch, es ist meine feste Ueberzeugung.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Den in Reutlingen versammelten deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereinen bot ein Besuch der Burg Lichtenstein am 16. September ein interessantes Schauspiel. Nachdem der Besitzer derselben, der Graf Wilhelm von Würtemberg, seine Gäste am Eingang in den Park empfangen hatte, trat man vor die Burg selbst, die derart mit Mannschaft in mittelalterlicher Tracht angefüllt war, daß man sich förmlich um 400 Jahre zurückversetzt sah. Zuerst ward das Zeichen gegeben, daß Gäste sich der Burg nahen, dann hielten der Burgvogt und der Schloßkaplan von jenseit der noch aufgezogenen Brücke humoristische Ansprachen an die Versammlung, darauf wurde das Hauffdenkmal besichtigt. Als man davon zurückkam, hatten die in der Nähe bei einem Bierfaß postirten Knappen unterdessen die Gläser gefüllt und reichten sie herum. Nun erst betrat man über die jetzt herabgelassene Zugbrücke den Schloßhof unter den Klängen einer vortrefflichen Musik, dann ging es in den Burggraben, wo nach einem humoristischen Prolog über den Humor das höchstgelungene heitere Festspiel „Ein Nebelbild aufgeführt wurde. Nebulo, der Fürst des Gebirges, der natürlich mit der Neuzeit zerfallen ist, erfährt vom Schulmeister, dem nichts über Hitzvakanz, eine Pfeife und den „Schwäbischen Merkur" geht, zu seiner großen Freude, daß die Geschichts- und Alterthumsforscher sich seinem Reiche nähern. Er will denselben durch Vorführung alter Celten u. dgl. ein Schauspiel geben. Sein Plan wird aber gekreuzt durch seine der Neuzeit mehr ergebene Gemahlin Ala, die mit Hülfe ihres Freundes Heideluft den Lichtenstein baut. Nach Beendigung dieses Festspiels wurde die Burg selbst besichtigt.

Vor einigen Tagen feierte die älteste Tochter des Oberbürgermeisters Krausnick in Berlin, für die bei der unlängst stattgefundenen neuen Oberbürgermeisterwahl, im Fall sie unverheirathet bliebe, nach dem Ableben ihres Vaters jährlich eine Pension von 500 Thlrn. ausgesetzt wurde, ihre Vermählung mit einem Rittergutsbesitzer. — Die Stadt Berlin gratulirt jedenfalls dazu mehr sich als ihr; denn sie (die Stadt Berlin nämlich) erspart dadurch jährlich 500 Thaler.

(Originelle Ansprache.) Als Kaiser Napoleon auf seiner letzten Reise in der Auvergne in eine kleine Stadt dieses Landes kam, wo vortrefflicher Wein wächst, richtete der Maire folgende Rede an den Monarchen: „Sire! ich überreiche Euer Majestät nicht die Schlüssel der Stadt, es sind keine da; ich überreiche Ihnen auch nicht die Schlüssel zu unseren Herzen, Sie besitzen dieselben schon; ich überreiche Ihnen aber die Schlüssel zu unseren Kellern, in der Hoffnung, Eure Majestät werden geruhen sie zu schätzen." Diese Ansprache war mit einer dargereichten Flasche und einer silbernen Tasse begleitet. Der Kaiser lächelte, ließ die Flasche an den Ort bringen, wo er sein Frühstück einnehmen sollte und versprach, sich für seinen Tisch von demselben Weine kommen zu lassen.

Auf der Insel Föhr hat sich während der dießjährigen Badesaison folgende Geschichte zugetragen. Unter den fremden Badegästen befand sich auch ein preußischer Major, der hier den Krieg unter „Vater" Wrangel oder unter Prittwitz glorreichen Andenkens mitgemacht hat. Dem Major zu Ehren veranstaltete ein ihm befreundeter Däne vom Adel eine Fete, zu der sämmtliche dänische Badegäste von Rang eingeladen waren. Bei der Tafel wurden auf das „alte Dänemark" und alle andern Ländern, bei denen man Sympathien für die gerechte Sache Dänemarks vermuthete, Toaste ausgebracht, Deutschland aber natürlich übergangen, bis endlich der Gastgeber aus Rücksicht auf den Major Deutschlands gedachte. Seine vornehmen Gäste zwangen ihn aber durch Lärm und Spektakel, mit der Rede innezuhalten; der Major versuchte das Hoch aufzunehmen, wurde aber durch noch gräulicheren Lärm übertönt und zum Stillschweigen gebracht. Da warf er sein Glas, indem er jeden Tropfen, den er auf Dänemarks Wohl getrunken, verwünscht zu Boden und verließ die Gesellschaft. So werden Deutsche von Dänen selbst im geselligen Verkehr behandelt.

Im Kanton Baselland droht eine Revolution der Frauen auszubrechen. Sie wollen sich emanzipiren und verlangen von dem Verfassungsrathe in einer Eingabe: Theilnahme an den Volksabstimmungen, Gleichberechtigung bei den Erbschaften, Gültigkeit ihrer Unterschrift vor dem Gesetz u. s. w.

Auflösung des Rebus in Nro. 116.

Nichts ist leichter als versprechen.

Rebus.

. . .

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 220 Dienstag, den 7. Oktober. 1862.

Die Schwester des Dichters.

Novelle von H. Reinhald.

Aus der „Illustr. Welt."

(Fortsetzung.)

So verweilen Sie hier, bat Erik, da sie eben an einer dichten Buchenlaube angekommen waren; ich eile nach dem Schlosse und hole Mäntel, Schirme, kurz alles Nöthige. Schiller willigte ein und Erik stürzte fort. Nanette suchte den Bruder durch ihren Shawl gegen das Wetter zu schützen; unerwartet schnell kam Erik mit einem Mantel und einem Schirm zurück.

Das ist Alles, was ich in der Verwirrung erringen konnte; das ganze Schloß ist in ein Feldlager verwandelt. Lassen Sie mich nun erst Einen von Ihnen unter Dach bringen; dann hole ich den Andern nach. Nanette bestand darauf, zuletzt zu gehen, und da der Regen etwas nachgelassen und das Blätterdach einen erträglichen Schutz gewährte, gab Schiller ihrem und Eriks Drängen nach. Kaum aber waren sie halbwegs zu dem Schlosse, als das Wetter mit erneuter Heftigkeit losstürmte, so daß Nanette nur dem Wunsche folgend, so schnell als möglich fortzukommen, die Laube verließ und, so gut es die aufgewühlten Wege zuließen, auf das Schloß zusteuerte. Ermattet und geängstigt von dem immer stärkeren Krachen des Donners schritt sie vorwärts und hatte bald den leidigen Trost, andere Flüchtlinge vor und neben sich zu sehen.

Sehnsüchtig spähte sie Eriks Kommen entgegen, da trat eine hohe Gestalt auf sie zu, schlug den Mantel über sie, und von starkem Arm halb geführt, halb getragen, fühlte sich Nanette unter sicherem, aber unsichtbarem Schutze, und war bald in der Halle des Schlosses geborgen. Dort stand Schiller, sie erwartend, als ihr Beschützer auf ihn zutretend den Mantel zurückschlug und ihm Nanette zeigte; sie sah zu ihrem Retter auf, es war Göthe, der sie lächelnd dem Bruder näher führte. Sie sah Beide mit großen Augen an; der Schluß ihres Abenteuers hatte sie mehr erschüttert, als die Gefahr des Gewitters, und blaß und zitternd sank sie in Ohnmacht vor dem erschreckten Bruder nieder.

Es ist Nichts, hört: sie in der Ohnmacht Göthe's Stimme sagen, sie erholt sich schon. Es war ihr, als müsse sie gehorchen, und sie fand die Kraft, sich wieder aufzurichten; Andere beschäftigten sich nun um sie und ein Glas Wasser stellte sie wieder her. Erik, der sie vergeblich gesucht hatte, kam endlich zurück, erfreut, sie, wenn auch durchnäßt und angegriffen, doch in Sicherheit zu sehen. In dem grenzenlosen Aufruhr, der im ganzen Schlosse herrschte, erwies sich Göthe's ruhige Art anzuordnen als die einzig wirksame Hülfe; bald erhielten Alle die nöthigen Kleider und konnten sich an schnell angefachten Kaminfeuern trocknen und erwärmen. Nachdem man sich in das Unvermeidliche gefunden, machte sich sogar ein rechter Humor geltend; in theilweis wunderlichen Kostümen versammelte man sich in dem großen Saal, wo die Herzogin Amalie, Alles von der heitersten Seite nehmend und die Andern dazu ermunternd, den Schiffbrüchigen Wein und Speisen reichen ließ. Vor Allen noth that dieß Schiller, der sich zwar umgekleidet hatte, doch von Frost geschüttelt wurde, und erst nach reichlichem Genuß von Rothwein ein behagliches Gefühl wiederfinden konnte. Nanette empfand keine äußeren Folgen ihres Unfalls und war nur um den Bruder besorgt.

Endlich klärte sich das Wetter so weit auf, daß man die Rückfahrt antreten konnte. Erik suchte mit treuester Aufmerksamkeit Schiller und Nanette wohl zu verwahren, und mit der Morgendämmerung erreichten sie ihr Quartier. Sie waren zwar müde und matt, aber doch konnten sie des vergangenen Tages nicht anders denn als eines genußreichen gedenken.

Am folgenden Morgen wurde Nanette durch Christinens Besuch erfreut, die ihr herzlich und liebevoll ent

Digitized by Google

gegenkam. Sie tauſchten ihre geſtrigen Erlebniſſe aus; auch Chriſtine war von dem Gewitter überraſcht worden, hatte aber noch rechtzeitig ein Unterkommen gefunden; Nanetten's Rettung durch Göthe regte ihre Phantaſie wieder höchlich auf. Dann ſprachen ſie vom Theater und von den Rollen, die Chriſtine ſtudirte; Nanette bekannte, daß ſie nicht nur die Gedichte des Bruders, ſondern auch ſeine Schauſpiele faſt ganz auswendig wiſſe, und aus jedem mindeſtens eine Rolle völlig ſpielen könne. Den Verſuch anzuſtellen, begannen ſie die Scene zwiſchen der Lady Milford, die Chriſtine im Gedächtniß hatte, und der Louiſe Miller aufzuführen. Eine hob die Andere und riß ſie mit ſich fort, und dieſes Spiel in der einſamen Gartenlaube war vielleicht das Vorzüglichſte, was in dieſer Scene erreicht werden konnte. Einen Zuſchauer hatten ſie jedoch gehabt; denn als Nanette ganz entzeiſtert mit dem Schmerzensrufe: So nehmen Sie ihn denn hin, Mylady! dem Ausgang der Laube zuſtürzte, ſtieß ſie auf Schiller, der ſchon eine Weile dageſtanden heben mochte.

Etwas verlegen, von ihm überraſcht worden zu ſein, überließ ſie Chriſtine die Erklärung ihres Beginnens und ſah forſchend den Bruder an, deſſen Augen groß und ſinnend auf ihren noch von Leidenſchaft zuckenden Zügen ruhten.

Auch Du, meine arme Nanna, ſagte er mit einem Seufzer, haſt alſo die Feuertaufe erhalten, die man Genie nennt; ſchon des Mannes Leben wird davon verzehrt, und nun gar ein ſo zartes Weſen!

So brauch' ich Dir nicht zu ſagen, was mein Streben iſt, was der geheime Wunſch, der mein Herz belaſtet, und den ich brenne, Dir anzuvertrauen!

Nicht hier, ſagte Schiller abwehrend, laß es, bis wir zu Haus ſind, Nanna. Morgen kehren wir nach Jena zurück; heut' müſſen wir noch bleiben, man will mir die Freude machen, dieſen Abend im Theater Don Carlos zu geben.

Ich ſpiele den Pagen, rief Chriſtine lebhaft, o, der iſt gar zu lieb.

Schiller lächelte ihr freundlich zu und erzählte dann Nanetten, er habe einen Brief von ſeiner Frau erhalten, die mit der Mutter ein behagliches Stilleben führe.

Wie wird uns das aber gefallen, meinte er ſcherzend, nach dieſen bewegten Tagen, meine Nanna?

Bin ich denn nicht um Deinetwegen gekommen? ſagte ſie innig

Er reichte ihr die Hand und ſagte: Gern möchte ich Dich auch immer behalten, aber — er vollendete nicht und ſein Antlitz wurde trüber.

Der Tag verging, wie der vorige, mit Beſuchen, und am Abend gingen Alle in das Theater. Erſt ſeit Kurzem hatte Göthe die völlige Leitung der Bühne übernommen, und brachte ſie durch richtige Nutzung und Ausbildung der vorhandenen Kräfte dem Ideal einer Kunſtanſtalt immer näher. Schiller nahm an dieſen Beſtrebungen lebendigen und thätigen Antheil, der ihm freilich durch die Entfernung erſchwert wurde, ſo daß er auch aus dieſem Grunde wünſchte, ſeinen Wohnſitz ganz in Weimar nehmen zu können. Das Haus war heute ganz gefüllt, denn das Publikum wußte, daß es Schiller zu Ehren ſich verſammelte, und wollte ſich auf dieſe Weiſe dem Dichter dankbar bezeigen.

Nanette ſaß mit dem Bruder in einer kleinen Loge, ſie genoß ſeinen Triumph vollkommener noch, als er ſelbſt, und fühlte ſich auf dem Gipfel des Glücks. Nach dem erſten Akt kam Göthe und ſetzte ſich zu ihnen; er tauſchte mit Schiller Bemerkungen über die Leiſtungen der Schauſpieler und den Gang der Vorſtellung aus, und nahm Schiller's zuſtimmende oder abweichende Aeußerungen mit gleicher Aufmerkſamkeit auf. Er fragte auch Nanette, wie es ihr gefiele und ob ſie häufig das Theater beſuche.

Sie erwiederte, daß es zu Haus ſelten geſchehe und fühlte ſich dann ermuthigt, ihm zu erzählen, wie ſie und ihre Schweſter Chriſtophine in Mannheim der Vorſtellung von Kabale und Liebe auf Einladung der Direktion beigewohnt hätten. Durch Alles, was ſie ſprach, klang immer der reine Doppelton der Begeiſterung für die Kunſt und für den Bruder.

Göthe warf ihr ſcherzend vor, daß ſie zu excluſiv ſei, und verlangte zu wiſſen, wie ſie ihn zu Schiller ſtelle.

Nanette wurde purpurroth vor Verlegenheit; er drohte ihr, wenn ſie nicht aufrichtig ſpräche, in einem Gedicht der ganzen Welt zu verkünden, wie er ſie unter dem Mantel getragen habe.

Nun wohl, ſagte ſie mit verzweifeltem Muth, wenn mich ein Anderer fragte, ſo würde ich antworten, Schiller hebt die Seele in den Himmel und läßt ſie dort im Anſchauen des Göttlichen ſchwelgen; Göthe bringt den Himmel zur Erde herab und läßt die Götter den Menſchen begegnen.

Kann man ſubjektives und objektives Verfahren weiblicher definiren? ſagte Göthe zu Schiller, ernſter, als er ſonſt vor Frauen zu ſprechen pflegte.

Sie gehen morgen nach Jena zurück? fragte er Nanette, und als ſie bejahte, fuhr er fort: Wenn es Ihnen in Weimar gefallen hat, ſo kehren Sie hierher zurück; ſprechen Sie mit Ihrem Bruder, er weiß, was ich meine. Er reichte Beiden die Hand und verließ ſie.

Wieder fühlte ſich Nanette wie im Traum, wie jedesmal, wo ſie Göthe begegnet war; doch zog auch das Schauſpiel ſie mächtig an, und beſonderes Vergnügen machte es ihr, Chriſtine in ihrer kleinen Pagenrolle, die ſie mit kecker Grazie gab, auf der Bühne zu ſehen und zu bemerken, daß Jener Augen ſie ſuchten und grüßten. Als ſie ſich wieder umwandte, ſah ſie Erik Marſen, der hinter ihr Platz genommen hatte; ſie fragte ihn, wie ihm die Aufführung gefiele, und ſeine begeiſterte Antwort that ihr wohl. Am Schluß hatte ſie die höhere Genugthuung, den ſtürmiſchen Beifall des Publikums

Digitized by Google

zu vernehmen, das Schiller's Namen jubelnd rief; er stand auf und verneigte sich dankend. Nanette hatte sich mit Thränen in den Augen in den Hintergrund zurückgezogen; doch auch dort konnte sie der Aufmerksamkeit und dem Interesse nicht entgehen; unter dem Zuruf der Menge verließen sie endlich das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Die bayerische Kellnerin.

Novelle von Franz Freiherrn von Gaudy.

(Aus dem Augsburger Unterhaltungs-Blatt.)

(Fortsetzung.)

Ein Mädchen, wie dieses da, welches einmal die Augen der ganzen Stadt auf sich gelenkt hat, welches durch ihre Schönheit und Stellung so tausendfältiger Versuchung ausgesetzt ist, findet eben in jener allgemeinen Aufmerksamkeit den sichersten Wächter. Ein Blatt aus der Rose, und der Kelch läßt sich entblättert. Ein Schatten nur auf ihre Reinheit, ja nur der Schatten eines Schattens, und der Nimbus, der bisher auch den rohsten Wüstling in Schranken hielt, wäre erblindet. Ein Mädchen wie die schöne Marie kann nicht einmal im Verborgenen fehlen. Nicht nur ihre Handlungen, auch ihre Gedanken werden von Tausenden von Sphären bewacht. Ich bin überzeugt, daß sie makellos rein sei.

Wunderbar genug, erwiederte sinnend der Graf, aber doch möglich — glaublich — wahrscheinlich. Den niederen Ständen wohnt häufig noch eine Sittlichkeit, vor Allem aber eine Willenskraft inne, die uns schon in Träumen fremd geworden ist. Sie ist schön — sehr schön. Kommen Sie und lassen Sie uns einen Gang durch den Garten machen.

Die Schatten begannen sich bereits zu verlängern. Hier und dort brannten schon Lampen in den Zelten und Lauben; alle waren noch überfüllt mit fröhlich schwatzenden und lachenden Gruppen. In einem der Pavillons drehten sich die hölzernen Gäule mit ihren ehrenfesten Sonntagsreittern um, die kleinen Wägelchen voll jubelnder Dirnen, die mit der Lanze in der Hand sich mühten, den eisernen Ring zu heben. In einem andern räumigen Saale schwenkten die Paare sich im Tanz. Ueberall herrschte Lust, Leben und Freudigkeit, nirgends jene widrige überfättigte Rohheit sinnloser Völlerei. Die höheren Stände mischten sich sorglos unter die Haufen der Proletarier, und freuten sich mit den Freuenden.

Rodrich's Auge stieß nirgends auf die tückische Feindseligkeit, mit welcher in seiner Heimath der Niedere in dem Augenblick der Freilassung sich so gern gegen den höher Gestellten für die erlittenen Demüthigungen zu rächen liebt, nirgends auf die knechtische Diferenz des Gebeugten, eben so wenig aber auch auf das hochmüthige und verletzende zur Schau getragene Bewußtsein des Ranges und Reichthumes.

Von Augenblick zu Augenblick fühlte Amberg sich wohler, freier, heimischer in diesen Kreisen. Lächelnd drückte er seines Freundes Hand und zog ihn dann wieder in das dichteste Gedränge mit sich fort.

Die schöne Marie vermochte er bei einbrechender Dunkelheit nicht mehr in dem lauten Schwarm ausfindig zu machen.

Und morgen wollen Sie München schon wieder verlassen? frogte Baron Hardy den Grafen unter dem Thor des Gasthofes.

Morgen? entgegnete Rodrich stutzend — sagte ich so? Nicht doch — in zwei, drei Tagen — heute über acht Tage — vielleicht —

Schon recht so, lachte Max, und bis dahin wollen wir die Zeit nutzen. Auf morgen denn.

Unruhig warf sich der Graf auf's Lager. Die buntverworrenen Farbetöne des erlebten Nachmittags schwammen nebelhaft verfließend vor seinen Augen. Nur ein Bild tauchte lilienrein aus dem chaotischen Wirbel — es war das drr schönen Marie. Vergeblich mühte er sich, den eigenthümlichen Eindruck, den die flüchtige Erscheinung auf ihn ausgeübt hatte, zu analysiren, durch Beilegung der nüchternsten Namen den Zauber zu lösen. Er nannte sich Marien ein ganz hübsches Mädchen, ein recht anmuthiges Bild, eine interessante Erscheinung — keine von den Verkleinerungen, die ihm der Verstand einflüsterte, wollte so recht zu Herzen gehn.

Er schalt sich kindisch, thöricht, daß er sich vom sinnlichen Eindruck des Augenblicks habe hinreißen lassen, Interesse für ein niedrig stehendes, kaum gesehenes Mädchen zu fassen — aber auch diese Kunstkniffe wollten nicht verfangen. Er überraschte seine Lippen bei dem willenlosen Ausruf: Marie, schöne Marie! Er schloß die Augen, aber das schlanke jungfräuliche Gebild mit der süßen demüthigen Geberde leuchtete dem geistigen Blick vor, und nur noch dustiger, noch verklärter.

Graf Amberg hatte bereits das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt, aber wahrhaft in Liebe war er noch niemals gewesen. Es war eine von jenen kalten, besonnenen Naturen, welche als Kinder allzeit belobt, als Jünglinge den andern als Muster vorgestellt werden, und im Mannesalter ohne Kämpfe und vom Glück geleitet den Versuchungen aus dem Wege gehen, von denen Lockungen wie Quecksilberkügelchen spurlos abrollen.

Wohl geschieht es oftmals, daß jene vielgerühmte Klugheit einem solchen bis in das spätere Alter und bis zum naturgemäßen Erlöschen der Leidenschaften zur Seite steht — nicht selten aber auch, daß die so lange schlummernden Stürme in späteren Jahren mit erneuerter Gewalt zurückkehren, und den Unvorbereiteten, durch lange Ruhe Verweichlichten, erfassen und in den Abgrund stürzen.

Dann kommen aber die Leute, und schütteln die Köpfe, und wundern sich, wie ein sonst so besonnener, kluger Mensch noch in seinen alten Tagen so dumme Streiche machen könne. Sie hätten's nun und nimmer von ihm gedacht. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

In einer Sitzung des Senates der vereinigten Staaten kam die Rede auf die Schlacht bei Pea Ridge, und von mehreren Senatoren wurde das Verdienst dem General Curtis zugeschrieben. Da stand Sumner auf und sprach etwa Folgendes: „Denken wir an Pea Ridge, so haben wir Eingebornen Ursache, uns zu schämen. Tiefe Verzweiflung bemächtigt sich unsers Heerführers. Er sieht sich umzingelt und ruft: „„Wir sind verloren!““ Da erhebt sich ein Getümmel im Lager. Unter dem Zubelruf der Soldaten zieht Siegel heran, welcher sich mit fünfhundert Helden durch eine ganze Armee durchgeschlagen hat. Schweißtriefend, mit Staub bedeckt, stattet er seinen Rapport ab. Curtis sagt: „„Meine Leute sind entmuthigt.““ Sigel antwortet: „„Die Meinigen sind nicht entmuthigt.““ — „„Wir sind umzingelt und müssen capituliren““, lautet Curtis' Entgegnung. Sigel antwortete: „„Hätte ich das Commando, so wollte ich schon ein Loch finden.““ — „„Dann nehmen Sie's,““, sagt der verzweifelnde Curtis. Erschöpft, wie er ist, übernimmt er das Commando, tritt unter die Truppen, flößt ihnen Vertrauen ein, erzeugt da Enthusiasmus, wo eben noch dumpfe Verzweiflung herrschte, trifft seine Anstalten und schlägt den Feind auf's Haupt. Reset mir nicht von Curtis. Sigel ist der Held von Pea Ridge. Er und kein Anderer hat unsere Armee gerettet, er und kein Anderer ist der größte General des Bundesheeres.“ — Die Senatoren schwiegen, denn sie empfanden das Treffende der Zurechtweisung.

(Das 1000jährige Jubiläum Rußlands.) Das zur Feier Rußlands zu Nowgorod aufzustellende Denkmal besteht aus drei Theilen, von denen der obere zwei Bronzefiguren bildet, welche den griechisch-russischen Cultus bezeichnen, dargestellt durch einen Engel, welcher mit einer Hand das Kreuz stützt, und eine weibliche Figur, Rußland, in knieender Stellung. Diesen Figuren dient als Piedestal eine Kugel, allegorisch das russische Reich. Diese Kugel wird von sechs Bronzegruppen, welche vorragende Epochen in der russischen Geschichte repräsentiren, umgeben und trägt in der Mitte die Inschrift: „Dem vollendeten Jahrtausend des Russenreichs unter der gesegneten Regierung Kaiser Alexanders II. im Jahre 1862.“ Der untere Theil des Monuments ist aus serpodolischem Granit gefertigt. Inmitten desselben ist ein rundum laufendes Bronzebasrelief angebracht, welches die Darstellung von 106 merkwürdigen Persönlichkeiten Rußlands enthält. Unter den die Kugel umgebenden Bronzegruppen ist die Figur Rurik's besonders gut gelungen, nächst diesem Peter der Große. Die Höhe des ganzen Denkmal beträgt gegen 50 Fuß, der Umkreis des Postaments gegen 80 Fuß, das Gewicht der Bronzemasse 1600 Centner und die Kosten kalaufen sich auf 560,000 Silberrubel.

Vor einigen Jahren noch gab es im deutschen Bundesheer über 50 verschiedene Handfeuerwaffen-Kaliber. Im Augenblick sind sie auf ½ dieser Ziffer gesunken. Die drei Hauptgattungen sind: 1) das süddeutsche Kaliber (358,200 Mann), 2) das Zündnadelgewehr (211,200 Mann), 3) verschiedene andere Kaliber (73,600 Mann). Das „Militär-Wochenblatt für das deutsche Bundesheer“ (Frankfurt a. M.), dem wir diese Notizen entnehmen, bemerkt dazu: das Zündnadelgewehr mit seiner großen Bohrung wird, abgesehen von andern Gründen, seine Stellung höchstens behaupten. Daß das süddeutsche Gewehrkaliber verschiedene Gewehrmodelle einschließt, hat sogar wissenschaftliche Vortheile. Daßelbe haben sich angeeignet: Oesterreich, Bayern, Württemberg, Baden, Großherzogthum Hessen, Sachsen, Frankfurt; Kurhessen und Nassau lassen Versuche anstellen. Das Wesen ist gesichert, d. h. die Möglichkeit des Munitionsaustausches. Das bayerische (Podewils-) System scheint in den Leistungen beinahe alle andern Systeme süddeutschen Kalibers zu überbieten.

(Verbrennung durch Phosphor.) Ein Gymnasiast aus Köln, welcher in Barmen auf einige Zeit zum Besuch war, reiste vorgestern wieder nach Hause. Bei seiner Abreise kaufte er sich einige Cigarren und ein Döschen mit Streichhölzchen. Gleich nach seiner Abfahrt bemühte er sich, ein Zündhölzchen zum Anbrennen der Cigarre herauszunehmen, was ihm anfänglich nicht gelang, indem das Döschen ganz voll war und die Hölzchen dicht aneinanderlagen. Um nun endlich zu Stande zu kommen, steckte er den Fingernagel zwischen die Hölzchen, wodurch ein Stückchen Phosphor sich loslöste und anbrannte. Obgleich er nun schnell versuchte, das Stückchen loszuschütteln, so stellte sich doch gleich ein heftiger Schmerz ein, worauf eine schnelle Entzündung des Zeigefingers erfolgte. Noch nicht in Hochdahl angekommen, war die Hand schon furchtbar angeschwollen und entsetzliche Schmerzen hatten sich eingestellt. Es wurde ihm gerathen, wenigstens in Düsseldorf auszusteigen, was er auch that und zu einem Arzte ging, der ihm eröffnete, daß ihm die Hand schleunigst abgenommen werden müßte. Hierauf ging er nicht ein, reiste weiter nach Köln, wo er ebenfalls mit Aerzten consultirte. Die Entzündung hatte sich bereits des ganzen Armes bemächtigt und die Abnahme desselben war der Schluß dieser traurigen Begebenheit.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 221. Donnerstag, den 9. Oktober. 1862.

Die Schwester des Dichters.

Novelle von H. Reinhald.

Aus der „Illustr. Welt."

(Fortsetzung.)

Zum letzten Mal hatte Nanette nun unter Wieland's gastlichem Dache geruht und brachte ihren freundlich.n Wirthen die herzlichsten Dankesagungen dar; sie hatten sie lieb gewonnen und baten sie bald zurückzukehren.

Das wird wohl schwerlich geschehen, erwiderte Nanette mit einem schmerzlichen Lächeln, diese Tage waren zu schön, zu poetisch, um wiederzukehren. Gewiß, nur im Hause eines Dichters kann man so herrliches erleben, sagte sie, zu Wieland gewendet, nie werde ich es vergessen; nur fürchte ich, daß es mir dereinst nicht wirklich, sondern wie ein schöner Traum erscheinen wird, den mir Titania, wie Sie mir drohten, angezaubert hat. Krönen Sie Ihre Güte, indem Sie mir ein Pfand mitgeben, an dem ich mich halten und die Wahrheit erkennen kann.

Freundlich bat Wieland sie, ein solches zu wählen, und holte ein Kästchen mit schön geschnittenen Lavasteinen herbei, die ihm Göthe aus Italien mitgebracht hatte.

Sie wies es zurück und wollte nichts Anderes nehmen, als einen Ableger des rothen Rosenstrauches vor dem Gartensaal.

Wieland ging selbst mit ihr dahin und schnitt einen solchen Zweig heraus; sie umgab ihn mit frischer Erde und verwahrte ihn in einem Kästchen.

Nach kurzer Zeit saß sie mit Schiller im Wagen und fuhr, dießmal allein mit ihm, den angenehmen Weg nach Jena zurück. Beide waren ernster als auf der Herfahrt: Schiller fühlte wie immer das Schwere, aus den belebenden Beziehungen des weimarischen Treibens in den engen Kreis, den ihm Jena bot, zurückzukehren; Nanette war zu Muth, als sei sie aus einem Elysium geschieden und mit dem Bruder in eine Einöde verbannt. Und was sollte erst werden, wenn sie auch von ihm wieder scheiden müßte! Schiller bemerkte ihre Traurigkeit, und absichtlich das ernste Gespräch, das ihnen bevorstand, vermeidend, begann er von Dem zu sprechen, was sie in Jena thun würden. Er versprach mit ihr zu lesen und ihr den Anfang des Geistersehers mitzutheilen; erheitert ging sie auf diese Hoffnung ein und so langten sie in guter Stimmung zu Hause an. Dort empfingen Charlotte und die Mutter sie mit großer Freude und verlangten durch umständliche Erzählung ihrer Erlebnisse Antheil daran zu haben. Schiller, ermüdet und auch sogleich wieder von Arbeiten in Anspruch genommen, überließ Nanette den Bericht, den sie auf's Lebhafteste zu entwerfen wußte; Schiller ergänzte nur hie und da, was sie aus Bescheidenheit über ihr eigenes Auftreten verschwig.

Als Charlotte spät am Abend mit ihrem Gatten allein war, sagte sie: Nanette scheint mir nach eurer Reise noch schöner entwickelt als vorher, ihre Auffassung und ihr Urtheil sind höchst überraschend für ein so junges, unerfahrenes Mädchen. Wie hat sie denn den Freunden in Weimar gefallen?

Nur zu gut, erwiederte Schiller, und ich vermuthe, daß sie manchen bleibenden Eindruck hinterlassen hat. Unter Andern war Fräulein von Imhof sehr eingenommen von ihr, und auch die Herzogin Luise hat sich freundlich über sie geäußert. Es würde ihr in Weimar an Beschützern nicht fehlen, wenn sie dort gefeiert würde, was ja leicht möglich ist; denn ein Talent wie Nanettens wird sich voraussichtlich nicht von der Bahn, der es natur gemäß zustrebt, zurückhalten lassen, und doch wird es mir schwer, diese Neigung zu begünstigen.

Wenn es wirklich ihr Beruf sein sollte, sagte Charlotte, so müßten wir ihn doch fördern.

Digitized by Google

Schiller antwortete nicht und ließ die Angelegenheit vorläufig auf sich beruhen.

Jetzt erst begann Nanette das Leben in Schiller's Hause kennen zu lernen, und so erhebend es ihr war, konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß es für den Bruder etwas Beschränktes und Drückendes haben mochte. Außer Humboldt gab es nur wenige Personen, deren Umgang ihm geistige Nahrung bot; er mußte Alles aus der Ferne und aus seinem eigenen Geiste schöpfen, und dies wurde ihm durch das angestrengte Leben, das er führte, nur zu oft erschwert. Es erfüllte Nanette mit Schmerz, wenn sie im Stillen Schiller's Existenz mit der verglich, die sie in Wieland's Haus kennen gelernt, und mit dem, was sie von Göthe's Stellung wußte; aber Schiller wurde ihr dadurch nur theurer, ja heiliger. Wenn er zuweilen auf eine Stunde aus seiner Arbeitsstube heraus kam mit allen Zeichen der Erschöpfung in seiner gebeugten Haltung, dann bot sie gern Alles auf, ihn irgendwie zu zerstreuen, durch Vorlesen oder Unterhaltung, zu welcher sie gern die Erinnerungen der Tage in Weimar wählte.

Eine willkommene Unterhaltung in diesen Bemühungen wurde ihr nach wenigen Tagen durch Erik Marsen's Rückkehr nach Jena, wo er noch kurze Zeit vor der Heimreise verweilen wollte. Indem er sich Nanetten's Streben mit innigstem Verständniß vereinigte, kam er ihr selbst unvermerkt näher; Beide vergaßen sich selbst, einem Andern zu Liebe und lernten sich durch dies Medium kennen.

Nanette war anfangs Erik durch ihre Lieblichkeit und geistreiche Lebhaftigkeit aufgefallen, welche Eigenschaften er in Weimar in ihrer glänzendsten Entfaltung gesehen, und hatte ihre seltene Begabung seine Bewunderung erregt, so fand er die vollkommene Anspruchslosigkeit noch anziehender, die sie bei jedem Erfolg ihrer Persönlichkeit bewahrte. Doch hatte dies alles nicht so sein Herz getroffen, wie die Art und Weise, mit der er sie in Jena im engen häuslichen Kreise walten sah. Immer war sie aufopfernd und hingebend, bereit ihrem schmiegsamen Geist gerade den Ausdruck zu geben, der dem Bedürfniß des Augenblicks der angemessenste war; scheinbar ohne Anstrengung folgte sie jedem Wechsel der Stimmung, um in jeder dem Bruder Etwas sein zu können. Was sie diesem war, strebte Marsen seinerseits ihr zu vergelten, wodurch ein anmuthiger Wechselstreit der liebenswürdigsten Selbstverläugnung entstand. Nanette nahm Marsens wachsende Ergebenheit als etwas nur Schiller Zugehörendes hin, und lohnte ihm durch herzliches und zutrauliches Begegnen; auch die andern Familienmitglieder wurden ihm sehr gewogen, und aus dem schnell wachsenden Vertrauen dieses engen Kreises, wo Jeder sich bewußt war, nur Gutes zu wollen und zu geben, entsprang bald das innigste Verhältniß.

Immer mächtiger erwachte in der Seele des jungen Mannes der Wunsch, sich diesen edelsten Menschen dauernd zu verbinden; ein glücklicher, hoffnungsfroher Sinn zeigte ihm diese Aussicht in reizender aber unbestimmter Ferne.

Nanettens unbefangene, immer gleiche Freundlichkeit ließ schwer errathen, bis zu welchem Grade ihre Neigung sich steigern konnte, aber Erik beschloß getrost auf die Zukunft zu bauen. Seine Angelegenheiten näherten sich ihrem Abschluß; er hatte die gewünschten Verbindungen angeknüpft und die Erfüllung der Wünsche des Herzogs zur allmäligen Bereicherung seiner Bibliothek angebahnt; mit den Humboldt's war er in ein nahes Verhältniß getreten und erfreute sich ihrer Achtung sowohl wegen der Tüchtigkeit in seinem Fach, als wegen seiner allgemeinen Bildung. Sein Aufenthalt in Jena mußte bald zu Ende gehen, und noch kam er nicht über den Zweifel hinaus, ob er Nanette seine geheimsten Wünsche bekennen solle. Wohl war er ein Mann, der ohne Scheu um ein treffliches Mädchen werben durfte: jung, begabt, unter einem wohlwollenden Fürsten einer ehrenvollen Stellung gewiß, von den ausgezeichnetsten Männern geschätzt, durfte er keine übertriebene Zaghaftigkeit empfinden. Dennoch mußte ein äußerer Anstoß seinen Entschluß bestimmen.

Durch Humboldt's Vermittlung wurde er aufgefordert, sich einer wissenschaftlichen Expedition anzuschließen, die von England aus nach den Inseln der Südsee unternommen werden sollte. Mächtig reizte diese Aussicht den junge Mann und traf so sehr mit oft von ihm geäußerten Wünschen überein, daß die Freunde, denn das waren ihm Schiller und die Seinigen, erstaunten, daß er zögerte, der Aufforderung zu folgen. Aber er erwog, daß Jahre dann hingehen würden, ehe er Nanette wiedersehen könnte und daß sie ihm dann unerreichbar wäre. Das bisher ruhig genährte Feuer der Neigung loderte bei dem Gedanken an ewige Trennung flammend zur Leidenschaft auf. Er beschloß, die Entscheidung in ihre Hände zu legen, und jedenfalls erst zu erfahren, wie sie für ihn gesonnen sei, ehe er die Weltumsegelung unternahm, wenn er es dann überhaupt noch that. So mit pochendem Herzen erwartete er eine günstige Stunde, die bei der Ungezwungenheit ihres Verkehres sich leicht finden mußte.

(Schluß folgt.)

Die bayerische Kellnerin.

Novelle von Franz Freiherrn von Gaudy.

(Aus dem Augsburger Unterhaltungs-Blatt.)

(Fortsetzung.)

Im vorliegenden Falle hätte die Welt aber schwerlich anders geurtheilt, denn der Graf war auf dem besten Wege, sich von Herzen in die schöne Marie zu verlieben.

Das lügenhafteste aller Sprichwörter „guter Rath kommt über Nacht“ bewährte sich bei Rodrich so wenig

Digitized by Google

als bei irgend einem Sterblichen. Aus dem Kampf der gespaltenen Seelenhälften war für ihn nur der dürftige Lorbeer der Unschlüssigen abgefallen; der Entschluß nämlich, der Folgezeit die Entscheidung zu überlassen.

Mit frühem Morgen schon eilte Rodrich zum Banquier, um den Rest seines Kreditbriefes zu erheben.

Gleich der Mehrzahl der unerfahrenen Reisenden hatte er aber bei der Einzahlung nur eben auf das Bedürftige, nicht auf das Außergewöhnliche, welches in der Fremde erst recht zum Gewöhnlichen wird, gerechnet. Die ausgezahlte Summe war demhalb, im Verhältniß zu seinen Mitteln und Bedürfnissen, nur unbedeutend zu nennen, reichte jedoch hin, um den Aufenthalt in München um einige Wochen verlängern zu können. Vor allem eilte der Graf, seine Dienerschaft und namentlich den vom Vater ererbten und mehr zum Rath als zum Dienst bestimmten Graukopf, mit seinem sämmtlichen Gepäck vorauszusenden.

Er athmete frei auf, als er Troß und Pack im Postwagen zum Thor hinaus rasseln hörte; kam er sich doch selber frisch r, jünger, lebenskräftiger ohne jene lästige Anhängsel seines Standes vor, getrennt von jenen stummen Mahnern an die Heimath und deren konventionelle Rücksichten.

Ein unleugbarer Vorzug der jetzigen Zeit gegen die früheren Jahrhunderte ist, daß der Teufel nicht mehr jeder Beschwörung so zugänglich und folgsam als vordem ist. Gehorchte er noch bis dato jedem unmuthigen Geheiß, diesen oder jenen zu holen, so gäb's zwar weder schlechte Zahler noch hartnäckige Gläubiger, weder zähe Schwiegerväter noch unsterbliche Tanten, nicht langweilige Autoren, eingebildete Rezensenten, pinselhafte Vorgesetzte, raisonnirende Untergebene, keine zudringliche Judenbengel und lästige Freunde mehr — zu gleicher Zeit stünde aber auch eine menblirte Erde zu vermiethen denn das gesammte Menschengeschlecht hätte sich alternirend holen lassen, briefe in pleno in der Unterwelt, und müßte sich, weil ihm auch diese wieder zu enge würde, wiederum in den Himmel verwünschen.

Unter den kräftigsten Beschwörern zu der Zeit, wo diese Geschichte spielt, gehörte unbezweifelt Graf Amberg, zu den am nachdrücklichsten dem Bösen Empfohlenen Herr von Hardy. Seinen theilnehmenden Besuchen ward ein gezwungenes Willkommen, den freundlichsten Einladungen widerstrebende Zusage, verlegene Ablehnungen zu Theil.

Es gibt solcher Perioden im Leben, wo auch der gutherzigste, liebenswürdigste Mensch sich und Anderen recht unleidlich werden kann — die der ersten Liebe sind es vor Allen.

Rodrich fühlte sich überall unheimisch, bedrückt, gequält. Zum Freunde frei zu sprechen: „Geliebter, ich habe mich in das bildhübsche Mädel vergafft — ich langweile mich im Theater, auf den Spazierfahrten, bei den Kunstreitern, in Deiner Gesellschaft — kurz überall, wo ich sie nicht sehen kann. Habe daher die himmlische Güte und laß mich ungeschoren, bis ich weiß, worin ich mit ihr bin" —: dies hätte wohl Jeder zu Stande gebracht, bis grade auf Den, der sich jemals in gleicher Lage mit dem Grafen befunden hat. Gleichen wir nicht allzusammen dem Affen, der sich vom Jäger mit der geballten Faust in die Flasche fangen ließ? Wir brauchten blos die Hand zu öffnen, den armseligen Mais fahren zu lassen, und wären frei, vogelfrei. Ja, aber wofür wären wir denn Menschen — — Affen!

So ließ Rodrich sich denn wortkarg, schmollend, blasirt von Ort zu Ort schleppen, dachte nur daran, seinem Führer mit guter Manier zu entschlüpfen, oder sich für den nächsten Tag ein paar unbeobachtete Freistunden erschwindeln zu können. Wenn ihm diese endlich zu Theil geworden, so eilte er jauchzend wie ein hinter die Schule gehender Knabe nach dem Dörfchen hinaus — nur aber, um an dem erhofften Rosenkranz Blüthe um Blüthe abfallen und die verletzenden Dornen länger und länger wachsen zu sehen. Da überfiel ihn denn zuerst die Angst, daß er doch wohl zu frühzeitig wiederkehre, und es ihm ja jeder Mensch anmerken müsse, weßhalb er komme; nächstdem kamen die Vorwürfe, das Mädchen mit seinen Blicken allzu unbescheiden verfolgt zu haben, oder aus übergroßer Delikatesse ihr Vorbeischlüpfen verpaßt, oder gar ihren Gruß nicht herzlich erwidert zu haben; dann schmollte er mit sich, daß er's ihr nicht schon längst gesagt habe, was er Alles für sie fühle — es war nur das Unglück, daß es sich niemals so machen ließ. Tausende von neugierigen, lauernden lüsternen, mißgünstigen Augen blitzten ihr auf jedem Schritt und Tritt nach.

Ach, Hardy hatte nur zu wahr bemerkt, daß die Simultan-Geliebte einer ganzen Männerwelt unzugänglich sei. Einer Kaiserin vor versammeltem Hofe die Liebeserklärung machen, ist Kinderei gegen die Aufgabe, einer hübschen Kellnerin zehn unbewachte Worte in's Ohr zu flüstern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Bau des großen Palastes für eine permanente Industrie-Ausstellung in Auteuil bei Paris schreitet rasch vorwärts; vom nächsten Monate an werden mit Hülfe des electrischen Lichtes die Arbeiten auch während der Nacht fortgesetzt. Die Fundamente sind bereits gelegt und die äußern Mauern ragen anderthalb Meter über den Boden heraus. Nach den Versprechungen der Unternehmer und der Baumeister kann die feierliche Eröffnung des Gebäudes am 15. August 1863 stattfinden. Die Länge dieses Industriepalastes beträgt 500, die Tiefe 110 Meter, derselbe bedeckt mithin einen Flächenraum von 55,000 Q.-Metres. In der Mitte desselben wird sich eine Riesenkuppel 105 Meter über den Boden erheben.

Digitized by Google

Die große Gallerie wird aus drei Schiffen gebildet, von denen das mittlere 40, die beiden Seitenschiffen 24 Meter breit sein werden. Die äußeren Mauern werden aus Stein ausgeführt; zu allem übrigen wird nur Gußeisen, Schmiedeeisen und Glas verwandt Eine Gruppe riesiger Cedern, die sich auf dem Terrain befindet, bleibt erhalten und kommt gerade unter die Kuppel zu stehen. Das Merkwürdigste bei dem ganzen Bau ist jedoch der Umstand, daß er ein Privatunternehmen verschiedener großer Capitalisten aus einem der östlichen Departements ist und ohne irgend eine Subvention des Staats und der Stadt ausgeführt wird.

Ueber die furchtbare Ueberschwemmung, welche am 15. Sept. in Barcelona stattfand, berichtet die spanische Zeitung „Corona“ Folgendes: „Wir übertreiben nicht, wenn wir sagen, daß Barcelona auf dem Punkte stand von der Erde zu verschwinden, und es ist nicht zu schätzen, wie viele Millionen heute unter dem Schlamme vergraben liegen. Seit 9½ Uhr Morgens goß der Regen in Strömen, und um 12 Uhr Mittags gelang es uns nur, durch die am wenigsten überschwemmten Straßen bis zur Redaktion dieses Journals zu gelangen, wobei wir bis an die Kniee im Wasser gingen. Seit Menschengedenken und so weit die Geschichte der Stadt reicht, ist nichts Aehnliches bekannt. Der kleine Fluß Malla mit seinen Zuflüssen drang gegen 10 Uhr durch die Hauptstraße, die Rambla, wie eine Meeresarm ein, füllte alle Keller-Gewölbe und die Parterre-Wohnungen, in mehreren anstoßenden Straßen bis zum zweiten Stocke, Tische Dielen, Balken und alle Arten von Möbeln mit sich fortwälzend. Die Trottoirs von Asphalt sind großentheils weggerissen und bedeutende Strecken weit fortgeschwemmt worden, eben so eine Masse Weinfässer, Karren und Fuhrwerke, welche bei dem Bau des neuen Walles beschäftigt sind. Die Eisenbahnen sind wegen großer Beschädigungen unfahrbar.“

(Knigge und Kotzebue.) Kotzebue, der berühmte Verfasser des Schauspiels „Menschenhaß und Reue“, und der Freiherr von Knigge lebten Beide eine Zeitlang in einer namhaften Stadt. Knigge besaß einen schönen, weißen Pudel, den Kotzebue zu haben wünschte und endlich für vier Friedrichsd'or käuflich an sich brachte, den Hund mit sich nahm und das Geld am anderen Tage zu schicken versprach. Knigge wartete ein paar Wochen darauf, wurde endlich mit seinen Mahnungen dringender und siehe da! Kotzebue schickte ihm nach drei Tagen den Hund mit dem Bemerken zurück: er sage ihm nicht zu, er habe von seinen Kunststückchen sich mehr versprochen und was da hinzeichen leere Ausflüchte mehr waren Knigge nahm den Hund zurück; wer aber malt sein Erstaunen, als er das feiste, wohlgenährte Thier, offenbar aus Mangel an Nahrung, in ein dürres, abgemagertes Windspiel verwandelt sah. Knigge wußte, daß Kotzebue an jedem Abende durch eine bestimmte Straße nach einem Kaffeehause ging, um dort zu Nacht zu speisen. In dieser Straße wohnte ein Bekannter von Knigge und zwar Parterre. Er ließ hierauf von geschickter Hand einen ganz dürren, halbverhungerten Pudel malen, das Bild in Oel tränken, befestigte es an eine Fensterscheibe, stellte das Licht dahinter und versah es mit der Unterschrift: „Hundehaß und Reue.“ Schon am zweiten Tage erhielt Knigge ein Schreiben von Kotzebue mit vier Friedrichsd'or und mit der Bitte: ihm doch den lieben, prächtigen Hund, an den er sich so sehr gewöhnt habe, daß er ihn unmöglich missen könne, noch einmal zu verkaufen. Knigge schickte ihm den Hund und das Bild am Fenster verschwand.

Das Festkomite zur Enthüllung des Schillerdenkmals in Mainz hat das Programm bereits veröffentlicht. Wie wir demselben entnehmen, findet am Mittwoch den 15. Oktober zum Besten der Schillerstatue ein Konzert der Liedertafel im Staatsspielhause statt, bei welchem Händel's „Judas Maccabäus“ zur Aufführung kommt. Freitag den 17. wird im Theater „Don Carlos“ gegeben und hat Davisok seine Mitwirkung als König Philipp zugesagt. Am Samstag, den Tag der Enthüllung, versammeln sich die Theilnehmer am Festzug, zu dessen Aufstellung 80 Festordner behülflich sein werden, des Morgens 9 Uhr; um 10 Uhr setzt sich der Zug von der großen Bleiche in der Nähe des Münsterplatzes aus in Bewegung. Auf dem schön dekorirten Schillerplatze angelangt, werden sich die Sänger, Kommissionen und übrigen Theilnehmer unter Anleitung der Turner u. d Festordner nach Maßgabe eines ihnen zugetheilten Planes ordnen. Hierauf: Germania-Marsch von Lux, ausgeführt von sämmtlichen Musikchören, daran anschließend: Das vierstimmige Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ gesungen von sämmtlichen Gesangvereinen. Hierauf: Fest-Cantate von Neukomm, vorgetragen von den vereinigten Sängern. Sodann: Festrede des Präsidenten des Schiller-Komite's. Hierauf: Enthüllung der Statue. Uebergabe derselben an die Stadt Mainz Absann: Lied zu Ehren Schillers, vom ganzen Volk gesungen. Nach dieser Feier Bankett in der festlich dekorirten Fruchthalle. Abends: Illumination. Fest-Ball im Schauspielhause.

(Bühnenmechanismus.) Wie man vernimmt, soll in dem neuen Hofopernheater zu Wien der gesammte Bühnenmechanismus durch eine Dampfmaschine von acht Pferdekraft in Bewegung gesetzt werden. Bereits ist diese Einrichtung in London und Paris in vollem Gange und hat sich aufs beste bewährt.

(Ein theures E.) In der russischen Schriftsprache führt jedes mit einem Consonanten endende Wort noch ein sogenanntes stummes e. Der russische „Invalide“ hat beschlossen, dieses e zu beseitigen, und berechnet die daraus entstehende Ersparniß an Druckkosten auf jährlich 8000 Rubel oder 8 Procent.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 222. Sonntag, den 12. Oktober. 1862.

Die Schwester des Dichters.

Novelle von H. Reinhald.

Aus der „Illustr. Welt."

(Schluß.)

Sie machten häufig Alle gemeinschaftliche Spaziergänge; auf einem derselben blieb er mit Nanette, die wie gewöhnlich, Blumen zu Sträuschen pflückte, etwas zurück. Sie liebte es, wenn er ihr die Pflanzen bei ihren botanischen Namen nannte und ihre Eigenthümlichkeiten erklärte; ihre Liebe zu den Blumen hatte seitdem noch zugenommen, und Erik war daher bei den Spaziergängen ihr stets willkommener Begleiter. Auch heute ging sie in freundlichem Gespräch an seiner Seite und lenkte es bald selbst auf seine große Reise hin. Da faßte er den Entschluß, ihr sein Herz zu eröffnen, und Nanette erfuhr mit namenloser Betrübniß, daß er Gefühle für sie hegte, die sie nicht erwiedern konnte. Sie klagte sich an, ihn absichtslos getäuscht zu haben, doch Erik gestand ehrlich ein, daß er kein Recht zu bestimmten Hoffnung gehabt und nur von den Umständen gedrängt, vorzeitig damit hervorgetreten sei; aber eben deßwegen flehte er innig, daß Nanette ihn nicht für immer verstoßen solle, sondern die Zeit und seine treue, warme Liebe auf ihr Herz möchte wirken lassen. Sie schwieg aus Güte und Theilnahme, nicht aus Unsicherheit über ihre Gefühle; Erik deutete ihr Schweigen zu Gunsten seiner Werbung. Wie hätte er auch verstehen können, was in diesem tiefen Mädchenherzen sich bewegte, wie sie es trug und bekämpfte, und einer entscheidenden Stunde mit mühsam errungener Geduld entgegenharrte.

Die Andern, als sie wieder zu ihnen traten, merkten ihre Bewegung und glaubten im Stillen die Ursache zu errathen; denn Alle bis auf Einen sahen in Nanette nur das zugängliche, jedem liebreichen Einfluß sich hingebende Wesen, das sie im täglichen Verkehr war. Schiller allein blickte durch die leichte heitere Hülle in den tiefen Ernst eines Gemüthes, das gleich dem seinen an einmal aufgenommenen Eindrücken und gefaßten Entschlüssen mit größter Energie festhielt. Und weil er dieß erkannt hatte, fühlte er sich nun auch bewogen, nicht länger Nanette in Ungewißheit zu lassen, welche Ansicht er über ihre Zukunft gefaßt habe. Am nächsten Morgen rief Schiller sie in sein Zimmer; sie wußte, was nun kommen würde und trat zu ihm mit dem Ernst, den ein wichtiger Moment erfordert.

Er hatte einen Brief von Erik erhalten, der seine Fürsprache anrief. Du hast ihn abgewiesen? fragte Schiller. Konntest Du ihn nicht schätzen?

Nur so viel wie manchen Andern.

Genug! sagte er und sann einen Augenblick nach So habe ich Dir denn noch einen Vorschlag mitzutheilen, der mit Deinen eigenen Wünschen wohl mehr zusammentreffen wird. Die Kunst öffnet Dir ihre Hallen, Göthe selbst ist es, der sich bereit erklärt, Dich hineinzuführen; er erkennt und schätzt Dein Talent und hat mir angeboten, Dich für die weimar'sche Bühne, zu der er gern junge, strebende Kräfte sammelt, auf Kosten des Herzogs studiren und Dich dann engagiren zu lassen.

Schiller hatte langsam gesprochen, nicht in der hinreißenden Art, wie er Alles, was ihm am Herzen lag, auszudrücken pflegte; er hatte die Augen nicht von Nanettens Angesicht gewendet und erwartete dort die Freude aufleuchten zu sehen. Aber Nanette blieb blaß und kalt und ihre Aufregung äußerte sich nur durch ihr schnelles Athmen.

Schiller glaubte sich nicht ganz verstanden und fuhr fort: Du hörst doch, liebe Nanna, Göthe will Dich ebenso wie Christine Neumann ausbilden?

Nanette neigte den Kopf: Wie, Christine Neumann,

Digitized by Google

wiederholte sie düster, dasselbe Schicksal! Nein, nein, sagte sie laut und fest, das kann nicht sein.

Du willst nicht? rief Schiller beinahe freudig?

Nein, sagte sie noch einmal mit einem unterdrückten Seufzer.

Habe ich Dich denn mißverstanden und war Dein Streben nicht auf das Theater gerichtet, oder was hat Dich andern Sinnes gemacht, da es doch Erik Marsen nicht ist?

Mein Streben ist dasselbe, sagte Nanette mit schmerzlichem Ton, und ich will es festhalten; aber ich muß einen andern Weg suchen. O, könntest Du mich darauf führen! Dir — könnte ich das verdanken!

Schiller sah sie mit einem tiefen Blick an und reichte ihr stumm die Hand; sie ergriff sie und hielt sie fest wie für immer.

Könnt' ich Dich hier behalten, meine Nanna, sagte er traurig lächelnd, aber sieh', er wies auf ein halb offenes Fach seines Pultes, diese wenigen Louisd'ors sind meine Habe, und bald wird die Zahl Derer, für die ich zu sorgen habe, sich noch vermehren.

Ich weiß ja, sagte Nanette.

Aber, fuhr Schiller lebhafter fort, es muß das bald anders werden! Ueber kurz oder lang siedle ich nach Weimar über, meine Freunde, Göthe, der Herzog, sinnen, ich weiß es, mir dazu zu helfen; dann kann ich Dir geben, was Dir Göthe jetzt großmüthig bot, und darauf hin laß uns hoffen und arbeiten. Es wird dann noch Zeit sein, Du bist ja erst fünfzehn Jahr; sprich, Nanna, soll es so sein?

Es soll! rief sie gehoben, und dann wirst Du noch Schöneres geschaffen haben, und meine Aufgabe, Deinem Genius zu dienen und ihn zu verkünden, wird noch herrlicher sein.

Ja, sagte er mit hoher Ueberzeugung, ich sehe etwas Großes vor mir, möge ich es erreichen, ehe mein Körper erliegt!

Bruder! rief Nanette schmerzlich.

Weißt Du es nicht, Kind? Doch sei ruhig, ich hoffe aus dem Brande das Werthvolle für die Welt zu retten.

Gott laß es mich nicht erleben, rief sie aus, ihn umfassend.

Sie schwiegen Beide eine lange Zeit, dann machte sich Schiller los und sagte: Nun geh', Nanna. Ich soll also zu beiden Bewerbern Nein sagen?

Sie nickte und ging der Thüre zu.

Aber, rief er sie zurück, sage mir deutlich, warum willst Du nicht nach Weimar?

Frag mich nicht! rief sie hastig und eilte fort.

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! sagte der Dichter vor sich hin und legte die Hand auf das Manuskript, an dem er arbeitete.

Eine kurze Zeit war nur noch bis zur Reise, aber Nanette sah ihr mit mehr Muth entgegen, seit ihr der Bruder eine Aussicht für die Zukunft eröffnet hatte.

Denkst Du auch an mich? sagte sie zuweilen, wenn er von seiner neuen Arbeit sprach; mir mir meine Rolle nicht karg zu, Du darfst die Frauen nicht gering achten.

Kann ich das! entgegnete er, und richtete erst auf Charlotte und dann auf Nanette einen ausdrucksvollen Blick.

Noch eine Prüfung mußte Nanette bestehen: sie erhielt einen Brief von Christine Neumann; stürmisch und liebreich bat diese sie zu kommen. „Wir Alle erwarten Dich, sagte sie, Wieland, die Imhoff und selbst die Herzogin; Goethe bestimmt Dir sein Kärchen und ich — ich bin nicht mehr eifersüchtig. Ich fragte ihn, was ich ihm noch sein würde, wenn Du hier wärest? Er sagte, dasselbe, wie jetzt. Und Nanette? drang ich weiter in ihn. Sie wird mir immer Schiller's Schwester sein, antwortete er und sah mich mit einem seiner majestätischen Blicke an, die mich immer zittern machen.

Nanettens Herz erweiterte sich stolz und es klang in seinem Grunde das schöne Wort: Schiller's Schwester. In der Stunde der Trennung hing sie wie eine thränenschwere Blüthe an des Bruders Hals. Auf Wiedersehen in Weimar! sagte er tröstend.

Das war ihnen nicht beschieden, doch Nanette lebte in dieser Hoffnung bis zum Ende ihres kurzen Lebens. Als Schiller nach einigen Jahren nach Weimar in eine sorgenfreiere Stellung kam und er Nanette zu sich zu rufen gedachte, da folgte ihre Seele dem Rufe eines Höheren. Der allzu feurig strebende Geist hatte die zarte Hülle gesprengt.

Nach manchem Jahr besuchte ein Wanderer den kleinen Friedhof eines Dorfes in Württemberg. Auf einem Grabe liest man die Alles sagende Inschrift „Schillers Mutter"; die Blicke des Reisenden suchten aber weiter, bis er daneben einen Rasenhügel sah mit einem schwarzen Kreuzchen und schon verwitterten Lettern. Aber ein Rosenstrauch blühte in herrlichster dunkelrother Pracht auf dem Grabe; das war das Zeichen, worein er es hatte erkennen sollen.

Sie hat ihn bis zu ihrem Tode gepflegt, hatte ihm die Schwester erzählt, und wir pflanzten ihn auf ihr Grab.

Ach, Erik, welches Geheimniß der Pflanzenkunde sagen Dir denn diese Kelche, daß Du die Blicke nicht davon erheben kannst? — Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

Die bayerische Kellnerin.

Novelle von Franz Freiherrn von Gaudy

(Aus dem Augsburger Unterhaltungs-Blatt.)

(Fortsetzung.)

Brachte Rodrichen die Zudringlichkeit eines alberneu Laffen, der das Mädchen bestürmte, zur Raserei, so

Digitized by Google

war es im nächsten Augenblick der freundliche Gruß, den sie dem Nachbarn zollte, die Freundlichkeit, mit welcher sie Jedem begegnete. Das ganze Pandämonium der unerwiderten Liebeshölle schien es auf ihn abgesehen zu haben. Es ist schon ein Elend mit einem Verliebten!

Acht, neun Tage waren bereits verstrichen, seitdem Amberg die schöne Marie zum erstenmale gesehen hatte, acht, neun solcher zum mindesten 48 Stunden langer Tage, welche aus kontinuirlichen Promenaden aus dem Regen in die Traufe, und aus dem Fegfeuer in die Hölle bestehen, Tage, wie wir sie dem ärgsten Feinde nicht wünschen mögen.

Seine Abreise rückte näher und näher — er durfte sie nicht weiter hinausschieben — und hatte sich doch seinem Ziele noch um keinen Schritt genähert. Er fühlte sich recht von Herzen unglücklich.

Die Morgensonne zitterte durch die Kronen der Lindenbäume und glänzten ihre goldenen, schwankenden Ringe auf dem lockern Boden ab. Die Buchfinken schmetterten lustig in den Zweigen oder hüpften nach Futter suchend, in den frisch geharkten Gängen bis dicht vor die Laube, in welcher Graf Amberg einsam harrend saß. Der Garten war leer. Tische und Stühle standen des Nachtthau's halber pyramidisch zusammen gestellt. In langen Reihen lagen die leeren Bierkannen auf den Gestellen neben einander, und ließen, Durst lechzenden Zungen gleich, die blank gescheuerten Deckel hängen. Das Gesinde rumorte in der Wirthschaft. Rodrichs Auge hing unverwandt an der Thür des Wirthshauses — endlich öffnete sie sich.

Marie trat hervor, morgenfrisch und anmuthiger denn je. Freundlich bewillkommend setzte sie das Frühstück auf den Lattentisch und wollte wieder gehn, Marie, liebe Marie. Nicht doch, bleibe — ich bitte Dich so innig. Ich reise morgen schon ab — wir sehn uns wohl niemals wieder.

Das Mädchen wand sich schüchtern aus dem sie umschlingenden Arm, ihre zuckende Hand aber ließ sie in der seinigen ruhn. Morgen reisen Sie schon? Auch ich gehe von München fort und kehre heim.

Nach Hause? Wohin?

Zurück nach Nürnberg. Die Mutter ist krank und schon bei Jahren, und jetzt steht sie ganz allein.

Marie, mein süßes Mädchen, einen Kuß, einen einzigen. Nur Deinetwegen kam ich ja so oft. Ich liebe Dich so sehr, so sehr —

Ach, ich hab's wohl gemerkt, erwiederte Marie kaum hörbar in träumerischer Selbstvergessenheit. Nein, lassen Sie mich. Ich bin ja nur ein armes Mädchen. Was kann ich Ihnen sein? —

Aber sie entriß sich ihm nicht, sie legte ihre Hände leis auf Rodrichs schmachtend emporblickende Augen, als sollten diese nicht Zeuge sein ihres Erröthens, ihres Einwilligens, und dann senkte sie das lockige Haupt, und die Lippen begegneten sich im schmachtenden Kuß. Plötzlich aufschreckend riß sich das Mädchen los. Sie verhüllte ihr Gesicht, und ein schmerzlich leises Ach! verrieth ihre Erschütterung. —

Marie, verlaß mich nicht, flehte Amberg, liebes Mädchen, bleib. —

Es ist recht Unrecht von Ihnen, stammelte Marie, es ist noch weit größeres von meiner Seite — ich kenne Sie ja gar nicht —

Du kennst mich nicht, erwiederte Rodrich, und sagtest eben doch, Du habest es wohl gemerkt, wie ich nur Deinetwegen gekommen sei.

Das Mädchen schwieg verwirrt. Daß sie den wohlgebildeten, gewählt gekleideten Fremden und dessen stets auf sie geheftetes Blick bemerkt habe, war wohl eben kein Wunder; gleicht doch der Liebesblick dem kaum hörbaren Seufzer am Eingang des Dionysius-Ohr zu Syrakus: er schwingt sich weiter und weiter, lauter und lauter durch die Schlangengänge des weiblichen Herzens und wächst im heimlichsten Grunde zum lauten, hallenden Ruf.

Rodrich schob einen Goldreifen an Mariens Finger und sprach: „Gedenke meiner in dieser Stunde."

Sie ließ es schweigend und mit gesenkten Augen geschehen. Ihr Busen wogte stürmisch bewegt. Abermals wollte sie Rodrich an seine Brust ziehn — aber sie wehrte sich entschieden: Nein laßt, Herr, es ist nicht wohlgethan, laßt, ich bitte Euch sehr. — Dann aber küßte sie mit heimlichem Entzücken den eben empfangenen Ring.

Amberg stand stumm und mit gefalteten Händen in den Anblick des holden Naturkindes versunken — er wagte sie nicht mehr zu berühren, wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen, aus Furcht die schmeichelnden Traumwellen, die sie beide märchenhaft umflossen, gewaltsam zu zerreißen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die schlimmsten Briefe sind jetzt die amerikanischen. In Nürnberg ist der Brief eines angesehenen deutschen Kaufmanns aus Philadelphia, Ende August geschrieben, eingetroffen, der reinen Wein einschenkt und zum Schlusse also lautet; „Es gibt keinen Schatten von Recht oder Gerechtigkeit in diesem mit Blut und Verbrechen befudelte Yankeelande, in welchem Alles, aber auch Alles, rotte faul ist. Glaube nicht, daß ich übertreibe; Du kannst Dir keine Vorstellung von diesem scheußlichen Chaos machen. Die alten Illusionen von amerikanischer Freiheit werden endlich doch wohl auch bei Euch drüben in das zerstoben sein, was sie wirklich sind, in Dunst, Qualm und Nebel. Hier wird mit Ukasen regiert, wir haben nur den nackten Despotismus in der häßlichsten Gestalt. Fort Lafayette und Fort Warren sind mit Verdächtigen vollgepfropft, doch gibt

Digitized by Google

es außer diesen beiden Bastillen noch hundert andere, denn kaum eine Stadt ist ohne eine solche Zwingburg; die Gefängnisse sind überfüllt. Aber Niemand wird verhört oder auch nur von einem Kriegsgerichte verurtheilt; man sagt den Leuten kaum, weshalb sie bei Nacht und Nebel aus den Betten gerissen werden. Manche läßt man nach Wochen oder Monaten wieder los, und wenn sie fragen, weshalb sie verhaftet worden, erhalten sie Faustschläge oder Kolbenstöße zur Antwort. Kein Blatt darf wagen, zu äußern, daß und wie viele Tausende von Verdächtigen auf solche Weise in Kerkern schmachten. — Jetzt also wird rekrutirt, und zwar auf eine abscheuliche Weise. In New-York hat man Einwanderer vom Depot aus, wo man sie betrunken gemacht hatte, fortgeschleppt und eingekleidet. Jeder Polizeimann ist zum Werber ernannt worden und erhält für jeden Mann, den er zum Einkleiden stellt, 2 Dollars Prämie. Es ist genau so, wie im vorigen Jahrhundert in Holland und Deutschland mit der Seelenverkäuferei und dem Rekrutenfangen. Die Polizei hat aber noch einen andern Erwerbszweig; Hunderte von Offizieren haben es vorgezogen, statt bei der Armee zu sein, sich unter irgend einem Vorwande fortzumachen und, zum Scandal aller anständigen Leute, in den Schenken und Buhlhöllen der großen Städte sich herum zu treiben. Sie beziehen ihren Sold fort und sind habituell an jedem Abend betrunken. Wenn nun ein Polizeidiener einen betrunkenen Offizier aus dem Schlamm der Straße aufhebt und einen solchen Patrioten beim Depot abliefert, erhält er für jeden drei Dollars. In Washington wurden vor einiger Zeit in einer einzigen Nacht etliche 70 solche Offiziere aus den Gesseln genommen! In einer der letzten Sitzungen des Congresses wurde amtlich nachgewiesen, daß allein von M'Clellan's Armee, und zwar zu einer Zeit, da diese operiren sollte, mehr als 31,000, sage ein und dreißig tausend Mann, Urlaub erschlichen hatten, und zwar durch Fürsprache von Congreßmitgliedern, die sich in ihren Wahlbezirken populär machen wollten; denn Jeder, dem sie Urlaub auswirken, muß doch späterhin einem solchen Wohlthäter seine Stimme geben. Diese Scheinkranken und Beurlaubte werden natürlich in der Zahlrolle fortgeführt und erhalten ihren Sold fort. M'Clellan hatte im Juni, als er Richmond zu nehmen gedachte, 156,000 Mann, davon sind bis zum 15. d. Mts. 51,000 effektiv verloren gegangen; aber Sterbelisten werden nicht veröffentlicht, Einbußen verkleinert, denn der Tod hält eine zu gräßliche Erndte, als daß man die nackte Wahrheit sagen möchte.

(Englische Seebäder.) Die jungen englischen Damen begnügen sich in den Seebädeörtern in England nicht allein mit Baden und Spaziergängen, sie müssen auch reiten und rudern und alles dies systematisch unter Anleitung; das Rudern wird von den Seeleuten erlernt, die natürlich nicht wenig stolz auf ihre schönen städtischen Schülerinnen sind. Das Baden selbst wird kaum so eifrig betrieben, wie in Deutschland, nur die wenigsten Gäste baden täglich, und sehr auffallend für den Fremden ist es, daß die Herren mit ihren Zeitungen sich an's Ufer lagern, während die englischen Damen baden. Dies geschieht auf folgende Art: Die Bademaschinen werden in die See gerollt, die Damen vertauschen in der Maschine ihre Kleidung gegen eine schwerwollene Blouse, die um die Taille mit einer Schnur festgistet ist, und steigen so metamorphosirt in's Wasser — angesichts aller, die am Ufer lagern. Einen Kursaal, einen Versammlungsplatz kennt man in den englischen Bädern nicht; denn wer möchte es dem Zufall überlassen, mit wem derselbe ihn bekannt machen will? Jede Familie lebt im Bade genau so, wie in der Stadt, hat denselben Train von Dienern mit sich, speist genau um dieselbe Stunde und ladet dieselben Personen ein, wenn sie erreichbar sind. Ja, um es ganz unmöglich zu machen, daß sich die Stände — besser gesagt, die Mehr- und Minderbesitzenden — mischen, ist die Miethe in den großen englischen Bädern in verschiedenen Monaten sehr verschieden. Dasselbe Haus, das im Juni, Juli, August 300 Thaler kostet, kostet in den nächstfolgenden Monaten das Doppelte und noch später im Jahre in der elegantesten Zeit für den Besuch der Seeküste das Dreifache. In den Wintermonaten wird selbstverständlich nicht oder nur höchst selten kalt gebadet; aber die Luft ist dann an der südlichen Küste Englands sehr mild und der Himmel ein fast italienischer. Während die Londoner am Kaminfeuer frieren und die Gaslichter kaum für wenig Stunden am Tage ausgelöscht werden können, promenirt man in Brighton in Sommerkleidung an der Küste und klagt über Hitze.

Charade.

Die ersten zwei Sylben sprechen:
Jetzt husch' ich Dieb in jene Ecken,
Das hübsche Mädchen zu erschrecken;
Wie sanft sie schläft — ich muß sie wecken!
Doch nein! — sie glüht — ich wollte wetten;
Sie träumt von meinen Rosenketten!

Die dritte Sylbe:
Ein **Spiegel**, — wer begaffet sich? —
Ein **Trank**, — wen's durstet, koste mich! —
Ein **Haus**, drinn tummeln Thiere sich, —
So nannten schon die Dichter mich!

* * *

Das **Ganze** ist ein Ort in Bayern.
Errathet! — ich hör' auf zu leiern.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 123. Dienstag, den 14. Oktober. 1862.

Kaiser Otto.

Historische Novelle von Wilhelm Heinrich Riehl.

(Aus der „Vidaskalia.")

I.

Prachtvoll glühend stieg die Morgensonne hinter den fernen Alpenspitzen empor, die Ufer des Gardasee's zu bestrahlen. Es war ein frischer, duftiger Herbstmorgen. Auf dem glatten krystallenen Wasserspiegel des See's erhoben sich dünne, leichte Nebelstreifen, welche die Aussicht in die Ferne noch verhüllten, aber schon bot die ganze nähere Umgebung ein entzückendes Landschaftsbild in all' der reizenden, durchsichtigen Frische einer italienischen Luftperspektive dar. Der Vordergrund bildete ein kleines Kapellchen, dessen Eingang das roh gemeißelte wunderthätige Bild einer Madonna schmückte, während sich an die Rückseite die bescheidene Wohnung des Mönchs lehnte, welchem der Gottesdienst des heiligen Ortes anvertraut war. Weiter gen Westen erhob sich das Ufer sanft und allmählig, bis es in einem Felsenvorsprung seinen höchsten Punkt erreichte. Von der Spitze dieses schroffabspringenden Steinkolosses schauten die gewaltigen Thürme der Stammfeste der Grafen von Bassano in die tiefgrüne Fluth hinab, während der Hintergrund in den fernen Zacken der Alpen sich schloß.

Tiefe Stille lag noch über der ganzen Landschaft, nur der Mönch war schon vor dem Eingang seiner Kapelle beschäftigt. Er hatte das Bild der Jungfrau mit frischgewundenen Kränzen geschmückt, und begann nun, nachdem er diesen frommen Liebesdienst gegen seine Beschützerin vollendet, für sein eigenes Wohl Sorge zu tragen. Eine reiche, üppige Obstkultur war unter seinen fleißigen Händen rings um die Kapelle emporgewachsen. Der Sommer hatte die edlen Früchte gereift; er schickte sich daher heute an, die saftigen Orangen, die wohlschmeckenden Pistazien und Kastanien einzusammeln.

Ach! seufzte er, indem er nachdenklich mit halbgefülltem Körbchen vor mehreren niedergehauenen Kastanienstämmen stehen blieb, 's ist doch eine schwere Zeit! Dreht sich auch der Wind ein Mal — es hilft zu nichts; der Regen schlägt Einem nur von einer andern Seite wider den Backen; heiter will's nimmer werden in unserm armen Lande. Als der fromme König Lothar noch lebte, ja, da ließen sie mir wohl meine Bäume ungeschoren, aber ach! es war just eben so schlimm: damals wollten sie mich noch ein Mal in die Schule schicken, mich alten, grauhärtigen Knaben! Ich sollte lesen und schreiben lernen, blos — weil ich eben ein Mönch war. Als ob ich mein Glorias heller gesungen, mein Meßglöcklein besser geläutet hätt! Doch glücklicherweise — Gott verzeih' mir's — glücklicherweise starb König Lothar, noch ehe sie's durchsetzen konnten. Nun kam der Berenger von Jorea auf den Thron. Einst war er ziemlich gering angesehen, aber er wußte sich gar tief in Lothar's Freundschaft einzuschleichen, da ward er mächtig — wer hätte es gedacht! — und nun sagen die Leute gar, er selbst sei es gewesen, der den Lothar als ein so junges Blut in's Grab gebracht hätte — mit Gift — damit er König würde; und die arme junge, schöne Wittwe des Königs soll er eingesperrt halten auf seinem Schlosse zu Jorea! Fürwahr, das sind traurige Zeiten! Da ist es kein Wunder, daß Gott die Schale seines Zornes über das ganze Land weit und breit ausgegossen und Krieg und Fehde aller Orten entzündet hat! Meinen Weingarten haben sie mir niedergerissen, daß es ein Jammer ist, meine schönsten Obstträume haben sie gefällt — wann wird das enden!

Ein ferner Ruderschlag, der von der andern Seite des See's herüberschallte, weckte den Bruder Martin aus seinen wachen Träumen. Er blickte auf, es war ein kleiner Fischerkahn, der in großer Eile die stille Fluth durchschnitt, einen langen, in der Morgensonne schim-

Digitized by Google

mernden Streifen durch den klaren Waſſerſpiegel ziehend. Noch konnte der Mönch die Perſonen nicht unterſcheiden, welche das Fahrzeug trug. Doch es kam näher, immer näher, es nahm ſeine Richtung genau auf die Kapelle zu; jetzt legte es an. Zwei weibliche Perſonen in Trauergewändern, das Geſicht unter einem Schleier verhüllt, ſtiegen aus; ein ältlicher Mann, der, wie die Damen, dem Range der Nobili anzugehören ſchien, folgte ihnen.

Er reichte der einen Dame, die ſichtlich erſchöpft — kaum ſich aufrecht zu erhalten vermochte, den Arm.

Hohe Gebieterin, flüſterte er, indem ſie auf die Wohnung des Mönchs zuſchritten, eine kurze Erholung nach ſo vielen Beſchwerden iſt Euch — ich ſeh's — dringendes Bedürfniß. Sammelt hier erſt Kraft zu dem ſchweren Schritt, die Großmuth nicht etwa eines Feindes, ſondern, was mehr ſagen will, eines zweideutigen Freundes um Schutz anzuflehen.

Die Angeredete gab mit ſchwacher Stimme ihre Zuſtimmung.

Man grüßte den Mönch; der Bruder Martin erwiederte den Gruß der frühen Gäſte mit ſeinem Segen.

Ehrwürdiger Vater, redete ihn der Alte an, den wir bei ſeinem Namen Azzo nennen wollen, könntet Ihr nicht dieſen Frauen eine kleine Erfriſchung bieten, um der chriſtlichen Liebe willen? —

Oh, unterbrach ihn der Mönch, nicht aller Galanterie entfremdet, und wenn es auch nur um ſchöner Augen willen wäre! Da habe ich friſche Orangen und geröſtete Kaſtanien; auch, hier ſchmunzelte er bedeutſam, auch alten Wein von Monte Velato und ſüßen Moſt aus meinem Weingarten.

Man wählte nicht lange. Die Frauen ließen ſich auf der Steinbank vor der Kapelle nieder, und der Mönch brachte bald einen mächtigen Krug voll duftenden Weines herbei.

Ihr habt Euch Euern Aufenthalt gut gewählt, redete Azzo den Ordensbruder an, der den Wein präſentirte, den See voller Fiſche, hier im Thal Gemüſe, Obſt, Getreide.

Und dort hinten auf dem Berg die Weinſtöcke, fügte der Mönch ergänzend hinzu. Ja, 's iſt eine Luſt, zumal wenn Alles ſo von Früchten pranget, wie in dieſem geſegneten Herbſt.

Euere Kapelle gehört wohl in das Gebiet des Grafen von Baſſano? fuhr Azzo fort

Ganz recht! und dort drüben ſeht Ihr das Stammſchloß deſſelben.

Hat der Graf ſeiner Vaſallenpflicht Genüge geleiſtet und bei dem letzten Heeresaufgebot des Königs Berengar die geforderten Leute geſtellt?

Pah! erwiederte der Mönch, da kennt Ihr den Grafen ſchlecht! der kümmert ſich um keinen König. Aber Berengar wollte ihn züchtigen und fiel mit einem Trupp in unſer Gebiet. Meinen Obſtgarten und meinen Weinberg haben ſie zwar verwüſtet, aber dafür mußten ſie auch mit einer langen Naſe wieder abziehen.

Das iſt eine gute Botſchaft für uns, ſprach Azzo zu den Frauen. — Ich ſehe, Gebieterin, Ihr habt Euch erholt, vielleicht hat dieſe Nachricht nicht minder Euch geſtärkt als der Wein — darum verzeiht, daß ich dränge und an den Aufbruch erinnere.

Man erhob ſich, dankte dem Bruder Martin, und bald waren die drei Fremden aus ſeinen Augen verſchwunden.

Beim Sankt Anton von Padua, rief dieſer, ihnen nachſchauend, das waren zwei ſchöne Dirnen! Wäre ich nicht Mönch und obendrein 50 Jahre alt, ich wüßte nicht, in welche von beiden ich mich zuerſt verlieben ſollte.

II.

Entflohen? Entflohen, ſagſt Du? Adelheid entflohen! ſo ſchrie Berengar mit donnernder Stimme, ſchäumend vor Wuth. Wild rollten ſeine glühenden Augen, ſein langes Haar wallte aufgelöſt um die entblößte Bruſt — er war halb angekleidet von ſeinem Lager aufgeſprungen — in ſeiner Rechten funkelte ein Dolch, den er drohend über den Verkünder ſolch ſchlimmer Nachricht ſchwang.

Verzeihung! flehte dieſer, ſeine Knie umfaſſend. Laßt nicht den unſchuldigen Boten das Unheilvolle ſeiner Botſchaft entgelten!

Entflohen! ſtöhnte Berengar mit erſtickter Stimme, ſeine Hand zurückziehend, und überwältigt von dem Uebermaß ſeiner entſetzlichen Wuth, ſank er erſchöpft, lautlos auf ſein Lager zuſammen.

Diener und Würdenträger eilten beſtürzt herbei auf den Hülfruf des Boten. Allein Willa, Berengar's Gemahlin, welche inzwiſchen auch in's Zimmer getreten war, rief ihnen gebieteriſch zu: Entfernt Euch, laßt mich allein mit dem Könige! Ihr aber, Antonio, ſendet wohlberittene Bewaffnete nach allen Richtungen aus, die Fliehenden zu verfolgen!

Berengar ſah ſie lange ſchweigend mit ſtarrem Auge an, endlich fand er ſeine Sprache wieder.

Willa! Willa! ſprach er, nicht mehr in Wuth, ſondern wie vernichtet, mit bebender, gebrochener Stimme, das iſt das Ziel, zu dem mich Deine Pläne geführt haben. Erinnerſt Du Dich noch, wer mir zuerſt zuflüſterte, daß Berengar von Italien ſchöner klänge, als Berengar von Jorea? — Du warſt es! Erinnerſt Du Dich, wer mich den Giftbecher für den argloſen Lothar füllen hieß? — Du warſt es wiederum! Das Volk murrte, weil es in mir einen Uſurpator ſah. Ich wollte es beruhigen, ich wollte Lothar's Wittwe, die rechtmäßige Königin, mit meinem Sohne vermählen; im Guten wollte ich's durchſetzen — weißt Du noch, wer mir rieth, es mit Gewalt zu erzwingen? — Ich bin Deinem Rathe gefolgt: Adelheid widerſetzte ſich! Ich gab Dir nach, ich ging noch einen Schritt weiter: ſie iſt entflohen! — Aber nicht bloß mein Volk wollte ich beruhigen, höre es und lache darüber! auch mein Gewiſſen wollte ich beſchwichtigen, das Unrecht, welches ich dem Gatten angethan, wollte ich an der Gattin wieder gut machen, indem ſie meines Sohnes Weib ſein ſollte, Königin nach meinem

Digitized by Google

Tode. Dazu hast Du mir nicht gerathen, und dennoch ist es durch Dich mißglückt. Was bleibt mir jetzt noch übrig?

Ha, schwacher Mann! rief Willa. Eingefangen! und dann in den Kerker mit ihr!

(Fortsetzung folgt.)

Die bayerische Kellnerin.

Novelle von Franz Freiherrn von Gaudy.

(Aus dem Augsburger Unterhaltungs-Blatt.)

(Fortsetzung.)

Es gibt solcher Augenblicke für das weibliche Herz, wo auch das kältere sich von welcher träumerischer Sehnsucht beschleichen läßt, wo jeder Ton harmonischen Anklang findet, und gleichtönenden Anklang entlockt. Wem das Glück wird die unbelauschte Geliebte in solcher lyrischen Stimmung anzutreffen, wer den Moment ergreift, um ihr das längst gehegte Gefühl zu gestehen, wird der Gewährung sicher sein dürfen.

So oft fragen wir uns, wie es geist- und mittellosen Männern möglich geworden sei, das begabte Weib gefesselt zu haben? Nicht dem eigenen Werth danken sie ihr Glück — nur der Gunst der Stunde. So war es denn auch hier weniger die Jugendschönheit, die flehende Liebesbitte Rodrichs gewesen, als die Allmacht des Augenblicks, welche ihm Marie in die Arme gelegt hatte.

Und auch Sie verlassen München? fragte sie. War's nicht so? Auch Sie kehren heim? Sie sind kein Landskind, sind weit her — gelt? Ich hör's an der Sprache.

Ich bin in Böhmen geboren, halte mich aber jetzt in Schlesien auf.

'S trifft sich wunderlich genug, erwiederte das Mädchen nachdenkend, halb kaiserlich, halb königlich, ein Bissel böhmisch und ein Bissel deutsch, wie sie's singen. Just so'n zweiländisch Kind bin auch ich. Die Mutter stammt aus Böhmen her, der Vater war ein Anspach-Bayreuther — ein Preuße mit Leib und Seel'. Er stand zuletzt als Wachtmeister bei den Bayreuth-Dragonern. Dort ist er erschossen worden.

Erschossen? fuhr der Graf auf — geblieben willst Du sagen, auf dem Schlachtfelde.

Nicht doch, Herr. Im Frieden erschossen — das ist Euch aber eine gar zu traurige Geschichte. Setzt nur, da waren ihrer Zwei mit Pferd und Waffen desertirt. Der Vater setzte ihnen selb dreien nach und holte sie eine Meile von der Stadt ein.

Sie hatten sich auf einen Hügel retirirt und schrie'n mit lauter Stimme hinab: es soll es Keiner wagen, näher zu kommen, es sei denn auf Gefahr des eigenen Lebens. Da redete ihnen aber mein Vater ernstlich zu: sie möchten Gewehr und Waffen ablegen und sich gutwillig geben — 's hälf' doch zu weiter nichts, durchkommen könnten sie nicht. Der Eine aber riß den Karabiner an die Backe und drückte ab, die Kugel fuhr dem Vater mitten durch die Brust. Noch einmal stöhnte er schmerzlich — dann war's vorbei. Er starb einen ehrlichen Reiterstod.

Ich war noch ein kleines dummes Ding, als uns das Unglück traf. Von dem Schmerz, der die arme Mutter traf, mag ich gar nicht reden. Ach, sie hatte wohl ein besser Glück verdient, so gut, so lieb wie sie war. Ich sah noch den Leichenzug, wie die Trompeter langsam voranschritten und das Trauerlied: Jesus meine Zuversicht bliesen, und dann kam der Sarg, auf dem der Hut genagelt war und kreuzweis die schweren Sporn stiefeln und der blanke Pallasch. Ich weinte laut, wußt' aber noch nicht weßhalb — ich war noch allzu unverständig. Dann kamen böse, böse Tage für die arme Soldatenwittwe. Ihre vornehmen Verwandten wollten nichts mehr von ihr wissen, seit sie unter dem Stande geheirathet. Doch was schwatz' ich von allen dem — Euch machts' nur Langeweil' — und ich weiß noch nicht, wie ich Euch nennen soll?

Ich heiße Rodrich, antwortete zögernd der Graf.

Rodrich, wiederholte sinnend das Mädchen, ich werd' den Namen nicht vergessen, werd' immerfort an heut denken. Schaut mir noch einmal recht treu in's Auge, auf daß ich mir Euer Gesicht recht einprägen möge — so. Und nun lebe wohl — wir sehn uns nicht wieder.

O doch, doch! betheuerte Amberg, in Nürnberg.

Das Mädchen schüttelte elegisch den Lockenkopf, riß sich los und schlüpfte davon, Rodrichs sehnsüchtigen Nachruf unbeachtend lassend. Sie kehrte nicht wieder.

In einer wunderlich gemischten Stimmung, schwankend zwischen Entzücken und Befangenheit blickte der Graf dem Mädchen nach und senkte dann träumerisch den Blick auf die zierlichen Spuren ihrer Anwesenheit, auf die dem Boden eingeprägten Fußstapfen.

Du herziges Mädchen, rief er leise und warf der längst Entschwundenen Küsse nach. Er sah sich am Ziele seiner Wünsche und empfand doch nicht alle Herzensfreudigkeit, die er seiner eigenen Meinung zufolge hätte fühlen sollen. Er wußte nichts, was er noch weiter hätte wünschen mögen: hatte er ihr doch das scheue, zagende Gegengeständniß entlockt, und es hatte nur ihm, nur seiner Persönlichkeit gegolten. Die maglich Widerstrebende hatte sich ihm, dem Unbekannten, gütig zu eigen gegeben — er konnte, er wollte nicht mehr verlangen — und doch fühlte er sich so recht eigentlich befriedigt noch bei Weitem nicht. Er wollte sich erkräftigen und sich in den frivolen Ton hineinscherzen; er sagte sich vor: wie nunmehr das Romänchen harmlos genug abgesponnen sei und er jetzt mit dem wohlthuenden Bewußtsein, seinen Zweck erreicht zu haben, abreisen könne.

Dann aber fühlte er nur zu deutlich, daß er zum Rous verdorben und sein Herz doch ganz ernstlich mit im Spiele sei.

Von der einen Seite wünschte er sich Glück, daß dieß wunderliche Verhältniß ziemend gelöst sei, bald darauf aber machte er sich Vorwürfe, den Frieden des lie-

Digitized by Google

ben Mädchens gestört zu haben, und dann that es ihm wieder leid, daß jener Sonnenblick nur eben einen Augenblick gewährt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Kuh als Schatzgräberin.) Kürzlich grub, wie dem „Pilsn. Boten“ aus Ronsperg geschrieben wird, eine junge Kuh auf der Weide bei Postlakau ein altes irdenes Gefäß aus, das mit Silbermünzen, insbesondere Thalern sehr alten Gepräges ausgefüllt war. Der Schatz repräsentirt einen Werth von 500 fl. C. M. und scheint zu Anfang des 30jährigen Krieges vergraben worden zu sein.

(Aufrichtigkeit.) „Höre, Johann!“ sagte der Baron v. P . . . zu seinem Bedienten, „mit Deinen kleinen Ausgabe-Rechnungen ist es nicht so ganz richtig. Ich habe es schon öfters bemerkt, daß Du mir mehr anrechnest, als Du ausgelegt hast. Das ist mir höchst ärgerlich, und wenn Du nicht ehrlich bist, so müssen wir uns trennen. Ich bin aber sonst wohl zufrieden mit Dir; ich will Dir daher einen Vorschlag zur Güte machen; versprich mir, mich auch nicht um ei eu Pfennig zu betrügen, und ich gebe Dir monatlich zwei Thaler Zulage.“ Johann sprach kein Wort. „Nun so sprich doch!“ — „Gnädiger Herr! ich habe mir die Sache überlegt; für zwei Thaler monatlich kann ich es nicht thun, dann dabei habe ich zu viel Schaden.“

(Alter Rosenstrauch.) Am Domchor zu Hildesheim wächst ein Rosenstrauch bis über das Dach empor. Kaiser Karl der Große soll ihn gepflanzt haben. Der kurze dicke Stamm läuft in drei Aesten aus, welche vielfach verzweigt, im Sommer über und über voll Rosen prangen. Wie viele Aeste und Zweige mag nun der Strauch im Laufe der Jahrhunderte verloren haben? Trotzdem aber stand er immer wieder in neuer Blüthe und trug Rosen so duftig und frisch, wie in den Tagen seiner Jugend.

Am 21. Sept. ereignete sich in Bremen in der Renz'schen Menagerie das Unglück, daß bei der Dressur der Raubthiere ein Panther, in dessen Käfig sich der Thierbändiger begeben, durch einen äußeren Zufall in Wuth versetzt wurde, auf den Wärter zusprang und demselben Brust und Arme derart zerfleischte, daß der Unglückliche sofort ins Krankenhaus geschafft werden mußte. Nur mit Mühe gelang es, den Menschen von der wüthenden Bestie zu befreien.

Im Königreich Sachsen waren im Jahre 1856 mehr als die Hälfte der Bevölkerung (51,4 pCt.) nämlich 972,449 Personen, mit der Industrie beschäftigt, und Sachsen darf deshalb in ganz hervorragender Weise als ein Industriestaat bezeichnet werden. Während es im Jahre 1834 nur 74 mechanische Spinnereien mit 371000 Feinspindeln zählte, giebt es jetzt 153 Baumwollenspinnereien mit 705,500 Feinspindeln, ferner in der Streichgarn-Vicogne-Spinnerei 220,000 Spindeln, in der Kammgarnspinnerei 85,000 Spindeln und 120 Kämmmaschinen, in der Flachsspinnerei 12,000 Spindeln. Gleichzeitig arbeiten in der Weberei etwa 1900 mechanische Stühle; außerdem sind noch 70,000 Handwebstühle im Gange, und überhaupt sind mehr als 100,000 Personen bei der Weberei beschäftigt, so daß auf je 20 Einwohner des Landes ein Weber kommt; die Gesammtproduktion der Weberei enthält einen Werth von 21 Mill. Thaler im Jahre. Für die Strumpfwaarenfabrikation sind 44 000 Strumpfstühle im Gange, darunter 500 mechanische; der Werth der Erzeugnisse derselben beläuft sich durchschnittlich auf 7 Mill. Thaler im Jahre. Im Jahre 1856 existirten 118 Baumwollenspinnereien mit 11,420 Arbeitern, 189 Wollenspinnereien (147 Streichgarnspinnereien, 42 Kämmereien und Kammgarnspinnereien), 2 Flachsspinnereien, 6 Anstalten für Verarbeitung des Garns zu Strickgarn, Zwirn ꝛc., 279 Fabriken baumwollener Gewebe, 283 Fabriken wollener Gewebe, 98 Fabriken leinener Gewebe, 16 Fabriken seidener Gewebe, 93 Strumpfwaarenfabriken, 56 Maschinenfabriken, überhaupt 1913 Fabriken und Fabrikverlagsgeschäfte.

In einer Schuhfabrik zu Pirmasens (Pfalz) erschoß ein daselbst angestellter Kommis aus Unvorsichtigkeit eine in demselben Geschäfte arbeitende Maschinennähterin, ein sehr schönes jüngs Mädchen aus Mannheim, die Stütze ihrer armen alten Mutter. Der unvorsichtige junge Mann hatte das Mädchen mit einer sogenannten Zimmerbüchse, welche vorher wiederholt versagt hatte, erschrecken wollen. Zwei Schrot größten Kalibers drangen der Unglücklichen ins Auge, ein drittes durch die Stirn; sie lebte noch 20 Stunden ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen. Der junge Mann befindet sich in furchtbarer Verzweiflung, dem Wahnsinne nahe, im Gefängniß. Die von ihm erschossene Jungfrau war seine halb erklärte Braut.

Zu den Lieblingsopern der Engländer gehört gegenwärtig Benedict's „Lilly of Killarney“, eine Oper, die fortwährend sich auf dem Londoner Repertoir befindet. Dingelstedt ist damit beschäftigt, sie unter dem Titel: „Die Rose von Erin“ in Deutschland einzuführen.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- Stadt- und burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 124. Donnerstag, den 16. Oktober. 1862.

Kaiser Otto.

Historische Novelle von Wilhelm Heinrich Riehl.
(Aus der „Vikaskalia.“)

(Fortsetzung.)

O thörichtes Weib, wie dürften wir's wagen! Ganz Italien würde aufstehen; bewachen durften wir sie unter dem Schein der Gastlichkeit, aber sie einsperren, ja nur sie zurückzuholen! —

Zu solchem Kleinmuth, rief die Königin triumphirend, ist's nun zu spät! Dank's meiner bessern Einsicht, die Verfolger sind schon unterwegs.

Wie, rief Berengar erstarrt, wer hat es angeordnet? Du? — Du konntest's nicht wagen, solche Befehle zu geben!

Ei! entgegnete Willa spöttisch, Du warst doch selbst zugegen, als ich's befahl — und hast's nicht gehört? Da bist Du wahrlich mit gesunden Ohren taub gewesen! Jetzt wähle: widerrufe meinen Befehl, laß das Volk, durch Adelhaid aufgehetzt, sich gegen Dich empören, Dich entthronen, in den Kerker werfen, morden, — oder sei Mann und wisse zu behaupten, was Du erobert hast!

Da sprang Berengar in wilder Aufregung empor; sein alter Muth war zurückgekehrt, seine Zaghaftigkeit verschwunden. Es sei! rief er, sein Schwert umgürtend. Alle Tugenden habe ich jetzt aufgegeben um Deinetwillen — eine nach der andern; jetzt ist mir nur noch eine geblieben; ich will sie festhalten. Es ist die Beharrlichkeit im Sündigen, die eherne Consequenz, Schlechtes zu thun, ja, jetzt will ich ein so standhafter Bösewicht werden, daß der Teufel selbst mich anstaunen, mich bewundern soll. Ich vollführe Deinen Plan, die Würfel sind geworfen: Sieg oder Vernichtung!

III.

Unterdessen war Adelhaid, Lothar's unglückliche Wittwe, in Begleitung des Markgrafen Azzo von Este und Faustinen's, der einzigen unter den Frauen ihres Gefolges, welche Willa's Argwohn ihr übrig gelassen, auf dem Schlosse des Grafen Bassano angekommen.

Sie hatte, ohne einen Namen zu nennen, als eine unglückliche Verfolgte eine Unterredung mit ihm erbeten. Der Graf erwartete sie in einem der Zimmer seines Palastes, die in fürstlicher Pracht ausgeschmückt waren.

Adelhaid, auf Faustinen's Arm gestützt, trat ein. Sie warf sich vor dem Grafen nieder.

Edler Herr! begann sie mit schwacher doch fester Stimme, ein unglückliches verfolgtes Weib wagt es, Euch um Schutz vor dem Rachedurst König Berengar's anzuflehen. Ich war ihm, ohne mein Verschulden, ein Hinderniß in der Ausführung verbrecherischer Pläne, d'rob ließ er mich einkerkern. Aber ich entfloh durch die Treue und den Muth eines mir ergebenen Mannes. Wollt Ihr ihn und mich aufnehmen, edler Graf? Dürfen wir von Euch Schutz erflehen vor unsern Verfolgern?

Bassano hob die Bittende huldvoll auf. Man hat noch nie gesagt, sprach er in liebreichem Tone, daß ein schuldlos Unterdrückter einen Bassano vergebens um seinen Schutz angefleht hätte — doch, was seh' ich, rief er plötzlich erstarrend, als Adelhaid den Schleier zurückschlug — die Wittwe König Lothar's! — O wunderbare grausame Verkettung des Geschicks! Mein Herz empört sich gegen meine Pflicht und wird mein Thun verfluchen, aber Euch, edle Frau, Euch kann ich, darf ich nicht aufnehmen!

Ich dachte es wohl! rief Adelhaid, sich stolz von ihm wegwendend; die Gefahr, mich armes Weib zu schützen, ist zu groß für den mächtigen Bassano!

Schweigt! rief dieser, die Wange von der Purpurröthe eines gerechten Zornes übergossen, lästert nicht! Fürwahr, keine Macht Berengar's sollte mir drohend

Digitized by Google

genug sein, auch dem Aermsten und Geringsten, den er verfolgt, Schutz zu verſagen, wie viel weniger Euch, die ich verehre und — beklage! Aber es iſt ein gewaltiges, furchtbares Geſetz, welches mir verbietet, Euch meine Thore zu öffnen; es iſt die Satzung der Blutrache. Der Vater Eures Gemahls war meinem Vater eng befreundet; aber das heiße Blut unſeres Landes tobte zu wild in beider Adern. Eines Tages waren ſie allein im Dickicht auf der Jagd. Ein ſtolzer Sechzehnender ſtellte ſich ihnen ſchußrecht; beide ſandten zugleich ihre Bolzen ab, das Thier ſtürzte, doch — nur Ein Schuß hatte ihm das Leben geraubt. Jeder wollte den Schuß gethan haben. Man zankte ſich; der Streit nahm zu; die höchſte Wuth entflammte endlich beide. Da ſchalt mein Vater den Andern einen ſchlechten Schützen. Ein ſchlechter Schütze! rief dieſer zornglühend zurückſpringend. Ein ſchlechter Schütze! Das ſollſt Du mir nimmer wieder ſagen. Sieh' her! Das Herz eines falſchen Freundes wenigſtens weiß ich zu treffen! Und während er es ſprach, ſtürzte mein Vater von dem tödtlichen Bolzen getroffen nieder und hauchte lautlos ſeinen Geiſt aus. Der Mörder entfloh.

Der Podeſta verurtheilte Euern Ahnherrn zu einer Sühne von 200 Mark Silbers, aber als ihm Euer mächtiges Haus drohete, nahm er ſeinen Ausſpruch zurück. Da war die Reihe an mir, meines Vaters Blut zu rächen, und ich nahm das Abendmahl darauf, daß zwiſchen meinem und Euerm Hauſe, zwiſchen meinen Kindern und Kindeskindern und den Euern kein Friede, keine Gemeinſchaft ſein ſolle, bis ein Mann aus Euerm Stamm, durch eines Baſſano's Hand gefällt, die Schuld getilgt habe. Gegen Euern Gemahl erhob ich meine Hand nicht; denn er war mein geſchmähter König und Herr; gegen ſeinen Mörder empörte ich mich; denn er iſt ein Uſurpator: aber zwiſchen Euerm und meinem Geſchlechte darf keine Freundſchaft ſein. Das Dach meines Hauſes würde über mich einſtürzen, wenn ich Euch aufnähme. Doch will ich Euch ſicheres Geleit geben bis über die Grenze meines Gebietes; befehlt, edle Frau, wohin Ihr geführt ſein wollt.

IV.

In jenen ehernen Zeiten fielen die Würfel des Kriegsglückes meiſtens entſcheidend; denn der Menſch, faſt nur in der Gegenwart, wenig in der Vergangenheit, gar nicht in der Zukunft lebend, wußte den Augenblick zu ergreifen, feſtzuhalten, in ſeinem ganzen Umfange zu nützen.

So hatte auch Berengar an demſelben Morgen, der ihn ſo verzweifelnd und muthlos geſehen hatte, das Glück an ſein Banner zu ketten gewußt. Durch die ausgeſandten Boten benachrichtigt, daß die Entflohenen ihren Weg in das Gebiet des Grafen von Baſſano genommen hätten, brach er, ſeinem alten Groll neue Nahrung gebend, mit einer auserleſenen Schaar in deſſen Grenzen ein. Sein verzweifelter Muth ſiegte; ein kühner Handſtreich brachte das Schloß in ſeine Gewalt. Und während er ſich noch ganz dem Jubel über die Demüthigung und Gefangennahme dieſes gefürchteten Feindes hingab, ſollte eine neue Freudenbotſchaft die Wonne des Augenblicks verdoppeln. Adelhaid und ihre Begleiter hatten unter ſicherer Bedeckung ſchon beinahe die Grenze des lombardiſchen Städtegebiets, wo ſie Schutz finden konnten, erreicht, als ſie von einem kleinen Trupp der kampfbegierigen Mannen Berengar's eingeholt wurden. Der wilde Siegesrauſch eines kleinen Häufleins weg den hartnäckigen Widerſtand einer weit größeren Schaar auf, die ſich, ganz friedſam ihres Weges ziehend, eines ſolchen Angriffs nicht verſehen hatte. Im Triumphe brachten die Sieger Adelhaid und Fauſtine als Gefangene auf's Schloß Baſſano zurück; nicht aber den alten Markgrafen Azzo; nur über ſeine Leiche hatten ſie ſich ſeiner Königin bemächtigen können.

(Fortſetzung folgt.)

Die bayeriſche Kellnerin.

Novelle von Franz Freiherrn von Gaudy.

(Aus dem Augsburger Unterhaltungs-Blatt.)

(Fortſetzung.)

Amberg war zu ſehr Neuling in der Liebe, um den raſtlos wüthenden Wurm, Gewiſſen genannt, mit Gemeinſprüchen und Leichtfertigkeiten beſchwichtigen zu können. Außerdem konnte er ſich nicht verhehlen, daß in dem letzten Moment bei Erwähnung des verſtorbenen Wachtmeiſters die Glorie, welche das liebe Bild bisher umzingelt hatte, um Etwas erblaßt ſei.

Er war gewöhnt geweſen, das ſchöne Mädchen immer als eine ganz eigenthümliche, ſelbſtſtändige Erſcheinung zu betrachten und frei von allem ſtörenden Anhang — da tauchte nun aber der ſelige Schwiegerpapa mit ſeinem verbrannten, grundehrlichen Kommisgeſicht und dem ſteifgewichſten Schnurrbart recht zur Unzeit hervor.

Der Graf mochte ſich noch ſo häufig vorhalten, wie er es ja längſt habe wiſſen können, daß die Schenkmädels nicht aus ſtiftsfähigen Fräuleins rekrutirt würden — das ernüchternde Bild eines alten Haudegens wollte nicht wanken und weichen, und die mit der Mutterwilch eingeſogenen ariſtokratiſchen Vorurtheile erwachten aus ihrem momentanen Schlummer mit erneuerter Lebendigkeit.

Noch an demſelben Tage verließ der Graf München. Wenige Meilen vor Nürnberg warf der Wagen um — die Achſe war zerbrochen. Der Poſtillon ſpannte fluchend und wetternd einen Gaul aus und ſprengte nach der nächſten Ortſchaft, um Beiſtand zu holen. Es war Nacht und der Regen goß in Strömen hernieder.

Erſt nach Stundenfriſt kamen die Bauern herbeigeſchlendert, und dann dauerte es wieder eine geraume Weile bis nach gemächlich-breitem Diskurs, nach dem

Digitized by Google

Austausch der verschiedenen Meinungen und Aufzählung aller seit Großvaters Zeiten zerbrochenen Achsen und Räder, der Schaden nothdürftig wieder hergestellt worden war, und der Graf die Reise fortsetzen konnte.

Mitternacht war längst vorüber, als er in Nürnberg anlangte. Eine Ewigkeit verging, ehe die Hausglocke den verschlafenen Hausknecht ermuntert hatte, eh' dieser Licht angezündet hatte, eh' wiederum der Kellner geweckt worden, eh' der durchnäßte, frostschauernde Gast eine Unzahl von Treppen und Stiegen hinauf, hölzerne Korridore entlang geleitet worden war, eh' das Lager für ihn in Bereitschaft stand. Er fühlte sich ernstlich unwohl.

Die ungewohnte Anstrengungen der Reise, die geistige Aufregung der letzteren Zeit hatten sein Nervensystem gewaltsam erschüttert, die nächtliche Erkältung die Zerrüttung vollendet. Der am folgenden Morgen herbeigerufene Arzt wirbelte einen fünf Minuten langen Triller auf der goldenen Spanioldose, und eröffnete dann freundlich schmunzelnd, wie ein ganz scharmantes Nervenfieberchen im Anzuge sei.

Er hatte sich nicht geirrt. Schon nach einigen Tagen waren der erschlafften Hand des Kranken die lenkenden Zügel der Vernunft entglitten, und die Phantasie stürmte dem toll gewordenen Roß vergleichbar, ungebändigt durch die glühenden Steppen des Irrwahns einher; fieberschwüle Wochen vergingen, eh' sie von der rasenden Jagd ermattete, eh' der dämonische Spuck der Träume den Kreis öffnete, und das bewußtlose Opfer wieder frei gab.

Die Strahlen der Frühsonne blitzten durch die Kattunblumen der dicht zusammengezogenen Vorhänge auf den Erwachenden. Er riß die Gardine zurück und erblickte sich staunend in einem niedrigen, ihm fremden Bodenstübchen. Dem altfränkischen Geräth sah man es an, daß es schon seit langer Zeit aus den Putzstuben verwiesen worden, und sich weiter und weiter in die entlegenen Kammern habe flüchten müssen. Die bleigefaßten Scheiben der niedrigen Fenster schillerten in allen Farben des Regenbogens. Am Fuß des Bettes nickte ein verschlafener Mann in liederlichem Nachtkostüm. Rodrich strich sich verwirrt die Haare aus der feuchten Stirn; er strebte vergeblich, sich über die Vergangenheit und Gegenwart Rechenschaft abzulegen. Der gegenüberstehende Spiegel zeigte ihm ein bleiches, verstörtes Gesicht, tief in den Höhlen liegende Augen. Der erschrockene Blick fiel auf die Hände — sie waren fahl und abgemagert. Ueber dem Bette hing seine Uhr: Minuten- und Stundenweiser waren längst abgelaufen, der Datumzeiger gleichfalls. Er riß an der Schelle — der Krankenwärter taumelte schlaftrunken auf und rieb sich gähnend die Augen.

Um des Himmels Willen, rief Amberg, sagt mir Mensch, wo ich bin und wie ich hierher gekommen, und wer seid Ihr?

Wo Sie sind, Herr Rodrich, erwiederte faul und schleppend der Kerl, nun ich denke, das kann Ihn n ziemlich gleichgültig sein, wenn Sie nur gut aufgehoben sind; und für die Paar lumpigen Gulden sind Sie's noch viel zu gut. 'S wird aber wieder einmal Zeit sein einzunehmen. Damit rüttelte er die braune Flasche um und reichte dem Grafen den vollen Eßlöffel.

Rodrich drängte ihm die Hand ab. Was soll dieser impertinente Ton heißen! rief er gereizt. Ich will wissen, wo ich mich befinde, und was Ihr hier zu schaffen habt? Noch einmal, wer seid Ihr, Mensch?

Der Wärter, erwiderte dieser phlegmatisch, und dem muß Ordre parirt werden, Herr. Also hurtig die " edizin geschluckt und keine Flausen gemacht, Herr Rodrich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Man schreibt der „Eidgen. Ztg." aus Paris: Sie kennen den Tod des Marschalls von Castellane. Dieser hochgestellte Würdenträger der Armee war gewiß eines der merkwürdigsten Originale. Mehr Militär als eigentlicher Soldat, mit Reglement und Consigne es heraschar nehmend, forderte er von der auf die Wache kommandirten Mannschaft im ganzen Umfange seines Kommandos, daß sie immer mit bepacktem Tornister auf dem Rücken die Wache beziehe. Die Offiziere konnten gar nicht mit ihm auskommen; wenn sie etwa zufällig um Mittag die Morgentenue noch nicht verlassen hatten, um sich in die Abendtenue zu stecken, gerieth er beinahe außer sich. Von der Bevölkerung gefürchtet, die wußte, daß er im Falle eines Aufstandes ohne Weiteres die Stadt einäschern würde, wurde er gleichwohl wegen seiner Originalität in Rhonedepartement vielfach bedauert. Man könnte einen Band mit der Geschichte seiner Exzentrizitäten füllen. Er war es, der als Kavallerieoberst mit seinem Regimente mitten durch einen Marktplatz sprengte, alles brach und zertrümmerte und dann nach einer Weile wiederkehrte und mit seiner hellen Stimme vom Roß herabrief: Krämer, gebt euere Noten ein! Graf Castellane bezahlte Alles. Er war es, der einst einem Dutzend Lyonet Straßenjungen nicht etwa nur eine Schachtel voll Süßigkeiten, sondern den ganzen Laden eines Zuckerbäckers zum Geschenk machte, unter der Bedingung, daß sie denselben mit Sturm nehmen sollen. Das Magazin wurde wirklich im eigentlichen Sinne des Wortes unter den Augen des Marschalls geplündert, der von Herzen lachte und Alles bezahlte. Niemals legte er seinen Marschallsstab ab, selbst bei Tische legte er denselben neben sein Gedeck. Scherzhaft behauptete man hin und wieder, er gehe mit seinem Federhute und dem Marschallsstabe in's Bad, da er den Rest doch nicht mitnehmen könne. Einem Briefe von Lyon zufolge ließ er sich in den letzten Augenblicken noch ankleiden und auf einen Lehnstuhl setzen, um zu sterben, wie er gelebt hatte: in Uniform. Eine unermeßliche Menge wohnte seinem Leichen-

Digitized by Google

begängnisse bei, das beinahe ein königliches war. Man schätzt die Zahl der Truppen, die unter Waffen standen, auf 10,000 Mann. Alle Magazine und alle Fabriken waren geschlossen. Man drängte sich in Lyon auf die Stellen, wo der Zug vorbei kam. Man hätte es beinahe die letzte Revue des Marschalls nennen können.

Einer der einträglichsten Nebenzweige der Landwirthschaft ist unstreitig die Bienenzucht. — Sie läßt sich mit wenig Mühe und Arbeit ja gleichsam als Erholung von fast jedem Landwirthe mit Erfolg betreiben, und es wäre deßhalb besonders wünschenswerth, daß, wie es auch vielfach schon der Fall ist, die Herren Pfarrer und Lehrer mit gutem Beispiele voranleuchten, und sich auch mit der in neuerer Zeit so reichen Bienenliteratur bekannt machen. Unter so manchem Guten möchte aber in dieser Beziehung vor Allen eine so eben in zweiter Auflage von Herrn Lehrer Dollinger in Wieseth verfaßte, für das Fassungsvermögen der Landleute ganz geeignete Schrift über Korbbienenzucht (bei E. H. Gummi in München) zu empfehlen sein. Wenn Herr Dollinger auch kein unbedingter Anhänger der so sehr belobten Dzierzon'schen Methode ist, so rühmt er doch ihre Vorzüge, glaubt aber, daß ihre Einführung im Allgemeinen wegen Kostspieligkeit der Anlage und Umständlichkeit in der Behandlung beim Landmann nicht leicht Eingang finden werde. Die von ihm nun auch in der zweiten ganz umgearbeiteten Auflage seines im Jahre 1854 zuerst mit vielem Beifall aufgenommenen Schriftchens empfohlene Methode wurde schon damals als ganz praktisch und dem Verständniß des Landmannes ganz angemessen, in vielen landwirthschaftlichen Zeitungen empfohlen, und läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß die zweite bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage (Preis 48 kr.) eine ebenso freundliche Aufnahme finden wird.

(Eine Rennthierkolonie). Im Bergener Stift, weit unten im Süden Norwegens, waren die schönen Gebirge nur von sehr wenigen wilden Rennthieren bevölkert, und man kam auf den Gedanken, die reiche Weide da oben doch auszunutzen zu lassen. Die größeren Gutsbesitzer thaten sich zusammen und kauften eine Rennthierheerde von ungefähr anderthalbhundert Stück, miethteten eine lappländische Familie, welche Hirtendienste verrichten sollte, und setzten die ganze Gesellschaft aus. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Die Heerde vermehrte sich sehr stark und schon nach einigen Jahren mußte man sie in mehrere zertheilen. Man hatte um diese Zeit über 1000 Stück Rennthiere. Da trat ein Umstand ein, welchen man freilich nicht erwarten konnte. Wie es in Lappland zu geschehen pflegt, so auch hier, von allen Seiten zogen sich die Wölfe nach jenen Gebirgen, faßten dort Stand und thaten den Rennthieren großen Schaden. Als man die Hunde vermehrte, um die Heerde zu schützen, that man ihrem Wüthen zwar Einhalt, was die Rennthiere anlangt, allein die Wölfe zogen sich fortan von den Gebirgen nach der Tiefe hernieder und machten alle Weiden, welche früher ganz sicher gewesen waren, ja selbst die Dörfer Besorgniß erregend unsicher. Die Noth wuchs von Winter zu Winter, und man mußte sich endlich entschließen, das Halten der Rennthierheerden dort aufzugeben. Da geschah es nun, daß viele dieser Thiere von den Besitzern frei gegeben wurden, weil diese es nicht über ihr Herz bringen konnten, ihre Heerdenthiere massenhaft abzuschlachten. Die frei gegebenen verwilderten in kürzester Zeit und ihre Nachkommen bevölkern jetzt in sehr starken Trupps alle Gebirgszüge des Bergener Stifts bis weit nach Süden herunter, jedenfalls so weit, als es kahle Fields von größerer Höhe giebt.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika erschienen im Jahre 1860 im Ganzen 4051 (1850 nur 2526) Zeitschriften, wovon 3242 politischen, 298 literarischen, 277 theologischen und 234 vermischten Inhaltes. Die Gesammtauflage betrug 927,951,548 (1850 nur 426,409,578) Exemplare pro Jahr oder 2,577,643 pro Tag.

(Frecher Einbruch.) Am 19. d. Nachts brachen in Budweis mitten in der Stadt Diebe in ein Gewölbe von der Gasse aus ein und packten, wie der „Budweiser Anz." meldet, Kaufmannswaaren (Kaffee, Zucker ꝛc) im Werthe von mehr als 500 fl. zusammen, welche sie auf einem ebenfalls gestohlenen Wagen fortführten. Die frechen Thäter hatten das Gewölbeschloß ausgestemmt und sich bei dem Einbruch-Diebstahl mit der herabgenommenen Straßenlaterne geleuchtet.

(Ein Riesen-Apfelbaum) In Amerika und zwar in Nord-Whitehall, Township, Lecha County, steht ein Apfelbaum, welcher geradezu 17½ Fuß im Umfang mißt. Sieben Fuß in der Höhe, hat der Stamm 15½ Fuß im Umfang. In der Höhe von 7 Fuß fangen die Aeste an. Zwei derselben, wovon einer 11 Fuß und der andere 6 Fuß im Umfang mißt, sind besonders merkwürdig. Der Baum ist 54 Fuß hoch und nimmt einen Flächenraum von über 60 Fuß im Durchmesser ein. Das Alter dieses Baumes kann nicht genau ermittelt werden, er scheint aber um's Jahr 1730 gepflanzt worden zu sein. Derselbe ist noch gesund und kräftig und trägt jährlich eine Masse sehr guter Aepfel.

Eine Polizeiverordnung aus dem Jahre 1609 über Theatervorstellungen in Paris wurde kürzlich daselbst aufgefunden. Nach derselben werden die Komödianten, welche angeklagt waren, im Winter allzu spät zu spielen und zu hohe Preise zu fordern, angewiesen, ihre Vorstellungen in der Winter-Saison spätestens um 2 Uhr Nachmittags zu beginnen und um 4½ Uhr zu beendigen. Die Eintrittspreise wurden für das Paterre auf 5 Sous, für die Loge auf 10 Sous festgesetzt.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 125. Sonntag, den 19. Oktober. 1862.

Kaiser Otto.

Hiſtoriſche Novelle von Wilhelm Heinrich Riehl.
(Aus der „Didaskalia.“)

(Fortſetzung.)

Berengar gab ſich keine Mühe, die ausgelaſſenſte Freude zu verbergen, als die unglückliche Adelheid über die Schloßbrücke geführt und ſeiner Obhut übergeben ward.

Schöne Dame! ſprach er ſpöttiſch, wie Ihr ſehet, bin ich höflicher gegen Euch und zuvorkommender als der Graf von Boſſano Er hat Euch ein Obdach in dieſem Schloſſe verſagt, ſeht, ich gewähre es Euch, ohne daß Ihr darum anhaltet! In Jahr und Tag werdet Ihr nun nicht mehr nöthig haben, in's Weite zu irren, und bei fremden Herrn und Grafen eine Wohnung zu ſuchen. —

Er ließ ſie zwar ſehr ſtrenge bewachen, doch nicht im Kerker, ſondern in einem wohnlichen, anſtändigen, gut verwahrten Zimmer. Auch hatte er die Menſchlichkeit, Fauſtine nicht von ihrer Gebieterin zu trennen; aber er fand doch ſeine rohe Luſt daran, daß die Unglückliche ſich über den Hohn des Schickſals grämte, in demſelben Schloſſe gefangen zu ſein, wo ihr als einer Bittenden die Zuflucht verweigert worden war.

Das Glück hatte Berengar'n nicht blos flüchtig gelächelt, es ſollte fortfahren, die volle Gunſt ſeinem Lieblinge zu ſpenden. Nachdem er ein größeres Heer geſammelt — denn jetzt war der Punkt gekommen, wo er durch glänzende Erfolge ſich behaupten oder in dem offenen Kampfe, welchen er nunmehr der öffentlichen Meinung erklärt hatte, untergehen mußte — brachte er die widerſpenſtigen lombardiſchen Städte zum Gehorſam zurück, und brach den Widerſtand ſeiner mächtigen, faſt ganz unabhängigen Vaſallen. So war ſeine Macht feſt gegründet, geſichert nach innen und außen. Aber dennoch ſollte die Rache nicht lange ausbleiben.

V.

Adelheid ſaß, mit weiblicher Handarbeit beſchäftigt, an dem wohlverwahrten Gitterfenſter und ſchaute über den klaren See hinaus, in deſſen ſilbernen Fluthen die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen kühlte. Die arme Gefangene hätte weinen mögen, wenn nicht Zorn und Unmuth ihre Thränen erſtickt hätten. Berengar's Gattin machte ſich's zum täglichen Geſchäft, die unglückliche Fürſtin mit ihrer verhaßten Gegenwart zu peinigen; ſie fand ihre grauſame Luſt daran, mit Spott und Verhöhnung, Schimpfreden, ja beinahe thätlichen Mißhandlungen das arme Weib zu kränken, welches ihr nur das Schweigen der Verachtung entgegenſetzen konnte. Sie vermochte es nimmer zu verſchmerzen, daß Adelheid den Stolz und den Muth gehabt, die Hand ihres Sohnes auszuſchlagen.

Aber anders dachte Adelbert ſelbſt. Früher, da man ihm die Verbindung mit der Wittwe König Lothar's als Ergebniß politiſcher Berechnungen zur Pflicht gemacht, konnte er keine Zuneigung zu ihr finden, obgleich er bereit war, dem unbeugſamen Willen ſeiner Mutter Folge zu leiſten. Doch nun, da Adelheid als von der ganzen Welt verlaſſen und verſtoßen ihm gegenüberſtand; nun, da die Behauptung einer Krone ſich nicht mehr an ihren Beſitz knüpfte, da die Rachſucht ſeiner Mutter jeden theilnehmenden Gedanken an ſie für ein Verbrechen erklärte: nun fühlte er allmählig das Feuer einer glühenden Leidenſchaft für die arme Verfolgte in ſich aufloderu.

Adelbert war nicht ſchön, man konnte ihn eher häßlich nennen, und von Jugend auf hatte ihn ſeine Theilnahmloſigkeit an allen Scenen des Glanzes, an allen Intereſſen des Ehrgeizes und der Ruhmſucht faſt für blödſinnig gelten laſſen. Allein unter dieſer unſchein-

Digitized by Google

baren Hülle war ein ſtarker, gewaltiger Geiſt verborgen. Hatte ſich auch nur dann und wann in plötzlichem Aufflammen die tiefinnerliche Kraft ſeiner Seele geoffenbart, ſo war dies doch dem ſcharfen Kenneraug' ſeiner Mutter nicht entgangen; ſie hielt deshalb große Stücke auf ihn, aber ſie hatte es auch nie zu verſuchen gewagt, ihm die Schlangenliſt ihrer verbrecheriſchen Seele einzuhauchen; denn oft finden ſchlechte Eltern eine Art von geheimer Beruhigung darin, in reinern, ſchuldloſern Kindern ſich verjüngt zu ſehen, und wagen es nicht, den Frieden der Unſchuld zu ſtören.

An jenem Abende alſo, wo Adelheid nach peinvollen drei Stunden, die ihr Willa's Gegenwart zu einer Ewigkeit verlängert hatte, endlich in der Einſamkeit den Troſt fand, wenigſtens auf ihr Schickſal zürnen zu können, trat Adelbert (es war das erſte Mal ſeit ihrer Gefangenſchaft auf Baſſano) in ihr Zimmer.

Zürnet nicht Adelheid, ſprach er, daß ich den Frieden Eurer Einſamkeit ſtöre; ich komme nicht als Euer Peiniger, ſondern um ſelbſt Zuflucht vor einer dritten Qual bei Euch zu finden.

Und wie könnte ich Arme, fragte Adelheid erſtaunt, Euch einen Frieden bieten, den ich ſelbſt vergebens ſuche?

Ich will kurz ſein, erwiderte Adelbert, denn wo das überſprudelnde Herz redet, braucht es weniger Worte. Ihr wißt, Adelheid, daß ich Euch haßte, als ich gezwungen meine Hand Euch antrug — o Ihr müßt es bemerkt haben; eines Weibes Auge vermag viel zu tief in eines Mannes Herz zu ſchauen, als daß es Euch entgangen ſein könnte. — Der Wittwe Lothar's alſo, die man mir als unerläßliche Zugabe an den Beſitz einer Krone band, ward mein Haß; aber der unglücklichen Adelheid, hier beugte er ſich zu ihr nieder und ergriff bebend ihre Hand, der unglücklichen Adelheid — meine Liebe. — Glaube nicht, daß ich gekommen bin, theuerſtes Weſen, Dir einen Fallſtrick zu legen; glaube auch nicht, daß mir die Beſorgniſſe meines Vaters dieſen Schritt geboten: wiſſe, es iſt alles anders worden; ſeine Heere haben die Empörung beſiegt, ſeine Macht ſtehet feſt gegründet, und das bezwungene Volk darf nicht mehr an ſeines frühern Königs Wittwe denken. Es war die lohe Gluth der Leidenſchaft, die mir dieſen Schritt zu thun gebot. Wähle! Freiheit und Liebe iſt alles, was ich Dir bieten kann, keine Krone mehr; denn mein Vater wird mich verſtoßen ob dieſer That!

Adelbert, erwiderte Adelheid nach langem Sinnen, ich traue Eurer Aufrichtigkeit und ehre ſie, darum will ich gleich aufrichtig ſein gegen Euch. — Als Ihr zum erſten Male Eure Hand mir antrugt, ſchauderte ich zuſammen vor dem Gedanken, mit dem Sohne Deß mich zu verbinden, der meinen Gatten gemordet hatte. Ich hielt Euch gleicher Verbrechen fähig, wie — verzeiht — Eure Eltern. Aber als ich ſah, daß ein edlerer Geiſt in Euch wohnte, ſchwand mein Haß, und ich fragte mein Herz, ob es ihm möglich wäre, aus Hochachtung, aus Freundſchaft dieſen Bund zu ſchließen, der die Flammen des Bürgerkrieges erſtickt, mein wild bewegtes Vaterland beruhigt, ſeine Wunden geheilt haben würde. Mein Herz aber ſagte: Nein! denn es ehrte Euch, es bewunderte Euch; Eins nur fehlte — die Liebe zu Euch kannte es nicht. — Jetzt, da Ihr nicht den Frieden meines Vaterlandes, nicht ein Königthum mir brachtet, jetzt, da Ihr Eure Liebe mir geboten habt, fragte ich wiederum mein Herz, ob es um der ſüßen Freiheit willen, ob es um der Liebe willen, die Ihr zu mir heget, mit Euch den Bund der Liebe ſchließen könne? Mein Herz aber ſagte: Nein! Es ehrt Euch mehr denn je, es bewundert Euch mehr denn je, aber — die Liebe zu Euch kennt es nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Die bayeriſche Kellnerin.

Novelle von Franz Freiherrn von Gaudy.

(Aus dem Augsburger Unterhaltungs-Blatt.)

(Fortſetzung.)

Amberg fügte ſich faſt willenslos der rauhen Mahnung: er glaubte zu träumen. Nur das Eine ſagt mir, weßhalb ruft Ihr mich beim Vornamen, woher kennt Ihr mich?

Ach was Vor- und Hinternamen, knurrte der Grobian. Die Kellnerin hat geſagt: Sie heißen Rodrich und damit holla; und wenn die den Herrn nicht bei Namen genannt, ſo läg' er ſchon längſt im Sebaldus-Spital und unſer einer hätte nicht die Scheererei gehabt.

Der Graf verlor ſich immer tiefer in ein Labyrinth von Räthſeln. Von dem mürriſchen Krankenwärter war keine Auskunft zu erlangen — er hatte ſich ſchon längſt wieder die Zipfelmütze über die Ohren gezogen und im Großvaterſtuhl zum Schlaf zurecht gelegt.

Da knarrte die Thür. Eine weibliche Stimme rief durch die Spalte: Thom's, Thom's! wie ſteht's mit dem Herrn? Da ſchläft der fahrläſſige Menſch ſchon wieder. — Ein feines, ſchönes Mädchen in Nürnberger Bürgertracht trat ſchüchtern ein und ſpähte nach dem Krankenlager. Da ertönte von dorther der Ausruf: Marie, meine herzliebe Marie! Wie kommſt Du hierher? Und faſt gleichzeitig rief auch das Mädchen, indem es auf das Bett zuflog und die Hand des kranken Freundes mit Küſſen bedeckte: Gott ſei ewig gedankt, ſo kennen Sie mich wieder, Herr Rodrich! Ach, welche Angſt habe ich Ihretwegen ausgeſtanden. Aber nun wird noch Alles gut werden.

Marie ſchwärmte in ihrem Freudentaumel. Ausrufungen, Schmeichelworte, angefangene und nie zum Schluß gebrachte Berichte quollen über ihre Lippen, dann unterbrach ſie ſich wieder, um mit liebender Geſchäftigkeit für die Bequemlichkeit ihres Freundes zu ſorgen, klatſchte vor Freuden in die Hände wie ein Kind, kniete

Digitized by Google

wieder nieder und duldete mit stillseligem Lächeln, wie ihr der Geliebte streichelnd die Locken scheitelte.

Sie war überaus liebenswürdig. Nur nach wiederholten Fragen erfuhr Anberz von dem Mädchen, wie er fast schon zwei Wochen krank gelegen, wie ihn der Arzt aufgegeben, wie sie selber bei ihrer Ankunft die Mutter auf der Todtenbahre gefunden und sich hierher in Dienst gegeben habe.

Aber sprich doch, fuhr Rodrich fort, wie kam ich auf dieses ärmliche Zimmer?

Das Mädchen schwieg eine Weile verlegen. Die Herrschaft ist gar zu genau, begann sie zaghaft; ich hab's ihr wohl gesagt, daß Sie ein vermögender Herr aus Böhmen wären, und wie ich Sie schon von München her gekannt — sie wollten's mir aber nicht glauben und sprachen davon, Sie, lieber Herr Rodrich, in's Spital zu schicken, und wie man nicht wissen könne, weß Geistes Kind Sie wären, ob man nicht noch Ihretwegen Ungelegenheiten haben könne, und was nun solcher herz- und liebloser Reden mehr waren: Da hab' ich oft meine bittre Noth gehabt. Doch was thut's? sind Sie ja, Gott sei gelobt! wieder gerettet!

Und dennoch beruhigt' ich nicht, antwortete kopfschüttelnd der Graf, weßhalb Ihr nicht, als ich hilf- und bewußtlos dalag, meine Börse, mein Taschenbuch genommen habt, um dem nächsten Bedürfnisse abzuhelfen. Ich weiß mich gar wohl noch zu erinnern, daß ich nur eine geringe Summe zur Heimreise mit mir führte — aber doch. — — Reiche mir die Brieftasche dort her.

Marie gehorchte zögernd. Der Graf fand seine Baarschaft unversehrt. Weshalb? fragte er von Neuem.

Ich litt's nicht, erwiederte Marie mit niedergeschlagenen Augen. Lieber Herr, macht Euch keine Sorgen. Ich will doch gleich zum Herrn Doktor schicken.

Der Wärter hatte sich während der letzten Worte ermuntert und begann sich mit dummdreistem Lächeln in die Konversation zu mischen: Ja, ja, mein junger Herr, Sie können sich bei der Jungfer nur schönstens bedanken — denn ohne die, wo wären Sie jetzt! Ihre silbernen Ketten hat sie Ihretwegen in's Leihhaus getragen —

Schweig doch, Thom's! unterbrach ihn schamerglühend das Mädchen.

Ohne sich irre machen zu lassen, fuhr aber der plumpe Kerl fort: Ei, was wahr ist, bleibt wahr! Die Ketten sag' ich Ihnen, und die Medaillen und Ohrenbummeln und das Ringelhäubchen und Alles mit einander, nachdem die Münchner Kronenthaler zu Rande gekommen waren. Und gewacht hat Sie bei Ihnen und Sie gepflegt, mein guter Muße, das kann ich Ihnen nur sagen. Und nun rathe ich Ihnen, lassen Sie sich nicht lumpen und bezahlen Sie die Jungfer hier bei Gulden und Kreuzer, und machen Sie ihr ein honettes Extra-Präsent, vor allen Dingen vergessen Sie mich nicht. Verstanden? — Damit schlenderte er faul aus der Thür.

Der Graf war in die Kissen zurück gesunken und heftete den Blick voll innigster Rührung auf Marie, welche ihr Antlitz mit beiden Händen verdeckte und heiße Thränen verschämter Liebe vergoß.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Dieser Tage wurde wieder einer der berüchtigtesten Galeerensträflinge nach Toulon zurückgebracht. Es ist dies ein gewisser Poignce, der vor 10 Jahren von dort entsprang, und gleichzeitig die Kasse erbrach, in welcher die für die Löhnung der Wächter bestimmten Summen sich befanden. Um die Sache recht gut zu machen, zog er bei der Flucht noch die Uniform des Beamten an, dessen Kasse er geleert hatte. Man hörte lange nichts mehr von ihm reden, bis vor 2 Jahren in Folge beträchtlicher Diebstähle in Kirchen und namentlich einer Entwendung von 45,000 Franken vermittelst Einbruchs in Bicetre, ein Individuum als Thäter festgenommen wurde, in dem man den so lange und schmerzlich vermißten Poignee wieder erkannte. Nunmehr kehrt er, mit einer Verurtheilung zu 25jähriger Zwangsarbeit und mit ganz besondern Empfehlungen versehen, nach Toulon zurück. Die Wächter, welche seine erste Entweichung noch nicht verschmerzt haben, widmen ihm ohnehin eine ausnahmsweise Aufmerksamkeit. Demungeachtet hat Poignee die Hoffnung nicht verloren, wieder zu entkommen, um 20,000 Franken, die er irdenwo noch verborgen hat, sich anzueignen. Er hat seinen Wächtern angezeigt, er werde dieses Jahr noch entweichen; er hat dies durch kabalistische Berechnung aus den Zahlen seines Lebensalters und seiner Strafzeit herausgefunden.

(Originelle Klage.) Ein nicht unbemittelter Geschäftsmann in Berlin hatte ein heirathsfähiges wie heirathslustiges Töchterchen, das er sehr liebte, für dessen Unterbringung an einen netten jungen Mann er sich dessenhalb nicht weniger interessirte, als das liebe Kindchen selbst. Als dies daher vor einem halben Jahr einen Mann sah, der ihr gefiel und sie dem Vater ihre Neigung zu dem Jüngling mit den Worten eröffnete: „Ihn oder den Tod", hatte Väterchen nichts Eiligeres zu thun, als sich an den Auserwählten zu machen und ihn zu Tisch einzuladen. Der junge Mann nahm die Einladung an und erfuhr auch vom Vater als Dessert an der reich besetzt gewesenen Tafel, aus welchem Grunde er sich ihm genähert habe. Der Vater ging dabei ganz offen mit der Sprache heraus, erklärte seinem Gaste, wie viel er seiner Tochter mitgebe und schlug ihm vor, täglich bis zur Hochzeit sein Gast bei Tisch zu sein, damit sich das junge Paar besser kennen lerne. Der junge Mann nahm den Vorschlag an. Er speiste von nun an fortgesetzt bei seinem zukünftigen Schwiegervater, bis ihm eines schönes Tages dessen Tisch oder dessen Tochter, — man weiß nicht recht, welche

Digitized by Google

von beiden Annehmlichkeiten — nicht mehr gefiel und er plötzlich fortblieb. Das Töchterchen grämte sich ob dieses Verlassens sehr, obwohl sie nicht mehr bei ihrem früheren Wahlspruch: „Ihn oder den Tod“ verharrte. Der Vater aber grämte sich nicht so sehr, als er über den Contractbruch ergrimmt war und sich ärgerte, einen undankbaren Menschen so lange gefüttert zu haben. In diesem Ärger stellte er gegen Letzteren folgende Klage an. Er behauptete, es sei zwischen ihm und dem Verklagten mündlich der Vertrag geschlossen worden, daß derselbe seine Tochter heirathen solle, wogegen er täglich bis zur Hochzeit bei ihm speisen könne. Er, der Kläger, habe nun seinen Vertrag erfüllt, denn er habe den Verklagten seit einem halben Jahre gespeist und seine Tochter sei noch jetzt zum Heirathen da; dagegen habe der Verklagte den Vertrag gebrochen, indem er die Tochter nicht heirathen wolle. Da ein Vertrag über Handlungen vorliege, so könne der Verklagte in diesem Fall zur Erfüllung nicht gezwungen werden, anderseits aber dürfe er aus dem von ihm gebrochenen Vertrage aber auch keine Vortheile ziehen und die, die er genossen, müsse er erstatten. Er sei daher zum Ersatz des Schadens, der dem Kläger durch seine tägliche Fütterung entstanden, verpflichtet und dieser Schadenersatz werde von ihm hiermit eingeklagt. Diese gewiß nicht übel motivirte Klage ist leider vom Richter angebrachtermaßen abgewiesen worden, weil vom Kläger die „nützliche Verwendung“ seines Mittagstisches nicht nachgewiesen worden ist. Das Vorhandensein eines Vertrages, wie der Kläger ihm behauptete, ist nicht angenommen worden.

(**Ein Yankeestück.**) Bei dem Zurückziehen unserer Truppen an der Savage Station, schreibt die Newyorker „Illustrirte Zeitung“, konnten nicht sämmtliche Vorräthe an Schießbedarf mitgenommen werden, und wurde deßhalb Lieutenant Powers vom General Williams beauftragt, Alles, was nicht mit fortgebracht werden konnte, zu zerstören. Der Lieutenant belud in Folge dessen 16 Eisenbahnwagen mit Bomben, Granaten, Raketen, Schießpulver und anderen Dingen, ließ eine Locomotive vorspannen und heizen. Nachdem die nöthige Menge Dampf erzeugt war, wurden die brennbaren Stoffe angezündet und der Zug sauste, während die Ladung auf denselben nach und nach explodirte, die Bahn entlang mitten zwischen die an derselben lagernden Rebellen, die vor dem feuerspeienden Ungethüm, das sie ohne Zweifel für den leibhaftigen Gott sei bei uns gehalten haben, nach allen Weltgegenden hin entflohen. Am Chickahominy, wo die über denselben führende Eisenbahnbrücke zerstört war, angekommen, stürzte sich der ganze Zug mit furchtbarem Getöse in den Fluß.

(**Heirathslustige Damen.**) In einer lustigen Gesellschaft zu Köln disputirte man sich kürzlich über die angebliche Aufrichtigkeit der „Heirathsgesuche,“ welche fortwährend in den öffentlichen Blättern erschienen. Die Meinung war getheilt. Die Einen, in Liebesangelegenheiten noch etwas blöderen jungen Leute, glaubten, es würden sich wenig junge Damen auf solche Gesuche melden, während die Anderen, entschiedene Anhänger der Bacon'schen Erfahrungs-Philosophie, diese Ansicht nicht nur bestritten, sondern gar zu verhöhnen sich vermaßen. Genug, es kam zwischen den Letzteren und den Tugendbündlern zu einer Wette. Man verfaßte eine Anzeige, welche auf die Phantasie junger, heirathslustiger Damen von unwiderstehlichem Zauber gewesen sein muß, denn es liefen, wie man uns fest versicherte, nicht weniger als einige zwanzig Briefe von schöner Hand, theilweise sogar mit Photographien versehen, ein. Ein Spaßvogel schlug vor, alle Briefstellerinnen zusammen, zu einer und derselben Stunde, an einen und denselben Ort, wozu eine genau bezeichnete Stelle des Neumarkts ausersehen wurde, zu bescheiden. Zum höchsten Gaudium der aus einem benachbarten Lokale lauernden Genossen kam denn auch eine Briefstellerin nach der andern, jede mit einem Rosenstrauß in der Hand und einem großen schwarzen Schönheitspflästerchen auf der linken Wange, wie es ausdrücklich in den Briefen vorgeschrieben war. Diesüben wunderten sich nicht wenig, so viele Doppelgängerinnen zu haben, sahen schließlich ein, daß sie das Opfer eines Scherzes geworden waren und haben sich aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer schrecklichen Rache verbunden.

General Cialdini wird sich mit einer der bekannten Sängerinnen Marchisio verheirathen. Die Hochzeit soll im nächsten Winter stattfinden und die Sängerin würde dann das Theater verlassen.

Rebus.

Auflösung der Charade in Nr. 122.

„Amerbach.“

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 126. Dienstag, den 21. Oktober. 1862.

Kaiser Otto.

Historische Novelle von Wilhelm Heinrich Riehl.
(Aus der „Didaskalia.")

(Fortsetzung.)

VI.

Der Tag der Rache, welcher Berengar auf dem Gipfel seines Glücks erreichte, sollte nicht mehr ferne sein. Aber der Schlag, der ihn vernichtete, kam von einer Seite, von der er ihn nicht erwartet hatte.

Otto I., König der Deutschen, war nach der glorreichen Ueberwindung der Ungarn auf dem Lechfelde und nach glänzenden Siegen über die Dänen und Normänner in sein Reich zurückgekehrt, um in dem Schatten des Friedens die tiefen innern Wunden seines Landes zu heilen. Er hatte eine Versammlung seiner großen Lehensträger in diesem Sinne nach Frankfurt berufen, und schon waren Wochen verstrichen, die man dem Geschäfte gewidmet, die zerrütteten Angelegenheiten des deutschen Reiches in Ordnung zu bringen.

Die friedlichen Unterhandlungen sollten bald unterbrochen werden.

Es war am 4. September 951; die Großen hatten sich zur gewohnten Stunde versammelt; der junge ritterliche König trat in den Saal. — Eine mächtige ungewöhnliche Gemüthsbewegung gab sich heute in seinen Zügen kund; er vermochte es nicht, sie zu verbergen. Er nahm seinen Sitz ein.

Man führe den Mönch vor! rief er mit seiner gewaltigen Donnerstimme.

Ein Mönch, in ein langes Pilgergewand gehüllt, den Muschelhut auf dem greisen Haupte, den langen Pilgerstab in der Hand, trat herein.

Ehrwürdiger Bruder Martin, redete ihn der König an, ich habe das Schreiben Eurer Gebieterin gelesen, und wenn ich die Sache meinen getreuen Lehensleuten vorgelegt habe, sollt Ihr unsern Bescheid vernehmen. Unterdessen seid gewärtig, über einzelne Punkte dieser wunderbaren Geschichte uns nähere Auskunft zu geben. Darauf wandte sich Otto an die Versammlung.

Ehrenfeste Herzoge, Ritter und Herren, liebe und getreue Unterthanen! Ein Geschäft des Friedens hat uns hier versammelt; aber es haben sich Dinge ereignet, die uns den Frieden zur Schmach machen. Höret! —

Ihr wißt, wie der verrätherische Berengar von Ivrea mit List und Gewalt sich des italienischen Thrones bemächtigt hat; Ihr wißt, daß er Lothar's Wittwe gefangen hielt — ja, wir wußtens allesammt, und haben ruhig mit zugesehen, da wir hätten d'reinschlagen sollen! Wir haben gefeiert, und dem Ding seinen Lauf gelassen — bis nun ein Pfaffe und ein Weib uns unter die Nase reibt, was unsere Pflicht und Schuldigkeit war.

Dieser Mönch überbringt uns einen Brief der Wittwe Lothar's aus Italien. Ist es auch sonst unser Brauch nicht, die Geheimnisse der Frauen vor öffentlicher Versammlung auszuplaudern, so werde Euch dennoch dieser Brief Adelheids vorgelesen, damit die Worte eines schwachen Weibes den Eifer in Euch anfachen, zu welchem unser Aller Ehre und Ritterpflicht schon längst uns hätte entflammen sollen und — nicht entflammt hat.

In einfachen Worten erzählt ihr Brief die Geschichte ihrer Leiden bis zu dem Tage der Gefangenschaft auf Bassano; Ihr kennt die Ereignisse, ich will also hier beginnen:

Meine Gefangenschaft auf Bassano war nicht strenge, aber der Hohn Willa's machte sie mir unerträglich. Da rührte mein Unglück den ehrwürdigen Bruder Martin, der Euch diesen Brief überbringen wird und den man mir zum Beichtiger gegeben hatte. In der stürmischen Nacht des 30. Aprils — noch weiß ich nicht, wie er's zu vollbringen vermochte — leitete er mich mitten durch

Digitized by Google

die Wachen, welche uns nicht anhielten, aus dem Schlosse heraus und verbarg mich mehrere Tage lang am Ufer des See's in einer Fischerhütte, bis der junge Markgraf von Este — auch sein Vater war eines der vielen Opfer, die für mich ihr Blut hingeben mußten — mich auf das Schloß Canossa in Sicherheit brachte. Allein Berengar ließ ihm diese That nicht unvergolten. Mit seinen unwiderstehlichen sieggewohnten Schaaren rückte er vor die Veste, und schon ist's nun der vierte Monat, seit er uns belagert. Auf ein Schreiben des Markgrafen an Euch um Entsatz erfolgte keine Antwort — vielleicht, daß der Bote verunglückt ist. — Jetzt hat unsere Noth den Gipfel erreicht; nur kurze Zeit noch vermag sich die Besatzung zu halten, wenn nicht Hilfe von Außen kommt. — So vernehmet denn meine Bitte: Errettet uns, edler König, durch schleunige Hülfe; Ihr allein vermögt es und vernehmt zugleich den Preis, welchen ich auf ihre Erhörung setze: Es ist meine Hand und das Königthum Italien, mein rechtmäßiges Erbe!

Ich weiß, die Welt wird bitter hohnlächeln, wenn sie vernimmt, wie ein Weib aus den Schranken heraustritt, die ihrem Geschlechte gezogen sind, und sich selbst dem Manne darbietet! Ich weiß auch, die Welt wird spöttisch fragen, warum ich, die ehedem so sehr auf Liebe und Neigung gepocht, daß sie die italienische Krone in Adelbert's Hand ausschlug, nun, da die Noth mich drängte, meine Hand einem andern, unbekannten Manne von selbst anbiete um der Errettung willen? Ich lasse das Urtheil der Welt über mich ergehen und schweige. Die jüngsten Ereignisse meines bewegten Lebens haben mir nur zu tief die Wahrheit eingeprägt, daß eine Königin menschliche Gesinnungen aus ihrer Brust reißen müsse, wenn sie nicht sich mit Andern Verderben bereiten will. So biete ich Euch jetzt meine Hand an, nicht um mich zu retten, sondern jene Tapfern, die zu meiner Vertheidigung sich in diesen Mauern gesammelt haben, und — mein armes Vaterland!

Mein stolzes Herz hätte nun den bittern Kelch geleert, einen Fremdling und ein fremdes Volk um Hülfe anzuflehen. Aber es ist ein edler König, ein edles Volk; darum stehet meine Zuversicht fest auf ihn gegründet.

Was wählet Ihr? rief Otto, seine Stimme zum höchsten Nachdruck steigernd, Krieg oder Frieden?

Krieg! Krieg! hallte es einstimmig.

So lasset uns schwören, in gesammter Macht und in Einheit gen Italien zu ziehen, nicht eher zu ruhen, bis wir Canossa entsetzt, Berengar entthront, sein ganzes falsches Geschlecht vertilgt haben, bis wir —"

Haltet ein! Haltet ein! rief plötzlich der Mönch, mit ausgestreckter Hand, kühn auf den Herrscher zuschreitend. König Otto! Ihr wißt nicht, was Ihr geredet habt!

Schweig, Mönchlein! rief der König zürnend, sich unterbrochen zu sehen, zu unserm Rathgeber haben wir Dich nicht berufen. — Schwört Ihr es, meine Lieben und Getreuen? —

Haltet ein! rief der Mönch nochmals. Schwört es nicht! Kühn, als wäre er selbst ein Herrscher, stand der greise Bruder Martin unter den Fürsten da, die, erstaunt über seine Kühnheit, stille schwiegen, zugleich hingerissen von dem begeisterten Blick des Mönchs, der, wie eine alter Anachorete, dem Herrn der Erde frei seine Meinung in's Gesicht sagen wollte. Nicht dem ganzen Geschlecht Berengar's schwöret Untergang; denn nicht jedes Glied desselben ist falsch! Ihr, König Otto, habt mich vorhin berufen, dunkle Stellen in Adelheids Brief auszulegen. Gut! ich sehe, es ist da eine Stelle, die versteht Ihr nicht. Sagt nicht die Königin, sie könne es nicht begreifen, wie mir ihre Befreiung gelungen wäre? Sagt sie ferner nicht, keine Wache hätte mich angehalten, obgleich wir ganz offen an ihnen vorbeigingen? Seht, das will ich Euch erklären. Adelbert, Berengar's Sohn war es, der mir die Mittel zur Befreiung an die Hand gab; Adelbert war es, welcher den Wachen Befehl ertheilt hatte, uns frei hinausgehen zu lassen. Nun hat ihn sein Vater deshalb verstoßen. Aber, glaubt mir, dennoch wird er, wenn Ihr ins Land fallet, unter dessen Banner gegen Euch fechten. Darum sage ich nochmals, schonet sein! An ihm ist kein Falsch noch Trug erfunden worden.

Bruder Martin, rief der König, Du hast Deine Sache gut gemacht! Hätte ich immer solche Räthe, die mit Deiner Stentorstimme in mein Ungestüm hineinschrieen! — — Also Krieg! Krieg gegen Berengar!

(Fortsetzung folgt.)

Die bayerische Kellnerin.

Novelle von Franz Freiherrn von Gaudy.

(Aus dem Augsburger Unterhaltungs-Blatt.)

(Fortsetzung.)

Das Menschenleben hegt Momente — leider sind es auch eben nur Momente — in welchen der Schutzengel den Kuß der Weihe auf unsere Stirn haucht, Momente, in denen jene raschen, hohen Entschlüsse keimen, blühen und zur Reife gedeihen, in denen der Krystall der Seele von keinem irdischen Anhauch getrübt wird.

Ein solcher ging jetzt über Amberg auf. Alles, Alles gabst Du für mich hin, Marie, sprach er in tiefer Bewegung; sprich doch, ist denn ein Menschenalter voll Liebe und Treue hinreichend, um Deine Opfer zu belohnen? Sprich, Marie, willst Du die Meine sein, auf ewig die Meinige?

Marie lächelte schmerzlich vor sich hin. Sie glaubte nicht an Wahrhaftigkeit ihres Glücks und nahm ihres Rodrichs Worte für Nachzügler der phantastischen Fieberträume, die ihn so lange umschwärmt. Und zum zweitenmale flehte Amberg: Marie, ich frage Dich beim ewigen Gott, willst Du mein liebes, getreues Weib werden?

Da vermochte das Mädchen dem Klange der geliebten Stimme nicht zu widerstehen. Sie zeigte ihm den

Digitized by Google

Goldreifen, den sie in München von ihm erhalten hatte, und flüsterte: Von dem habe ich mich nicht trennen können. — Da erkannte er wohl, daß sie ihn recht von Herzen liebe und um seiner selbst willen, und der Bund war geschlossen.

Rodrich genas schneller als er es selber hoffen durfte. Ungeschwächte Jugendkraft, Mariens treue Pflege, vor allem aber jenes wonnige Gefühl vollkommener Befriedigung, diese duftigste Blüthe im Kranze beglückter Liebe, sie hatten seine Genesung beschleunigt.

Er hatte nach Hause geschrieben, um seine pekuniären Angelegenheiten zu ordnen, und die durch eigene Nachlässigkeit entstandene Verlegenheit zu beseitigen, um demnächst seinem Stande gemäß auftreten zu können. Erst dann wollte er Marien seinen wahren Namen nennen. Für den Augenblick aber war ihm jene ärmliche Verborgenheit lieb und werth geworden; war ihm doch fast, als müsse jener zarte frische Liebesduft im Schimmer des Ranges, wie der Thautropfe vor den Strahlen der Sonne, verstechen. So schob er es denn von Tag zu Tage auf, die ihm vom Zufall zugespielte Maske fallen zu lassen.

Die Briefe aus seiner Heimath waren endlich angelangt; mit ihnen aber auch die seit seiner Entfernung täglich angeschwollene Lawine der Sorgen und Geschäfte. Ein plötzlich erkrankter Oheim hatte ihm einen wichtigen Auftrag, welcher nicht ohne weitschweifige, Zeit raubende Nachforschungen zu lösen war, aufgebürdet. In Nürnberg durfte seines Bleibens nicht länger sein.

Es war ein schöner Sommerabend. Auberg war mit Marie nach dem Sankt Johannikirchhof, auf welchem ihrer Mutter Grab lag, hinaus gewandert. Langsam wandelte das Paar zwischen den Reihen der Grabsteine und musterte deren Bronce-Decken mit den schwer zu entzifferndem Inschriften, den Wappenschildern und anderm krausen heraldischen Schnitzwerk, welche die Ruhestätte der ehrbaren Geschlechter bezeichnete. Mit geläufiger Zunge nannte das Mädchen ihrem Freunde alle jene uralten patrizischen Namen, welche sich an die Gründung der Stadt knüpften, deren Urenkel den ererbten Adel und Reichthum bis auf diese Stunde behaupten. Sie zeigte ihm die Gräber der Volkamer, der Tucher, der Holzschuher, der Haller und der Imhofe; sie deutete ferner auf den Gedächtnißstein der Freyen, welcher auch Albrecht Dürer's Asche deckt, auf den seines edlen Gönners, Wilibalds Pirkhaimer; sie wies ihm den schlichten Stein, unter welchem der Meister Hans Sachs und dessen Eheweib Anna einer fröhlichen Auferstehung entgegen harren dann aber führte sie Rodrich aus den Linien jener Mäler des Hochmuths und Adelstolzes zu den anspruchslosen Hügeln, deren Haupt nur das schlichte getünchte Kreuz oder die wuchernde Rosmarinstaude bezeichnete. Sie hielt vor einem der neueren; der gepflanzte Rosenstock hatte noch keine Keime getrieben; die grünen Halme des sorglich gepflegten Rasens schimmerten funkelnd von den gesprengten Tropfen im Abendsonnenlicht.

Hier endeten die Leiden meiner Mutter, sprach Marie mit vor Schmerz erstickter Stimme, und die Perlen der Wehmuth rannen über ihre Wangen.

Ach, weßhalb ward ihr, die so vieles um meinetwillen erduldete, nicht vergönnt, des Glücks ihres Kindes theilhaftig zu werden! weßhalb lebt sie nicht noch, um und den Segen ertheilen zu können.

Sagtest Du mir nicht, Marie, Deine Mutter sei eine Ausländerin gewesen, und aus Böhmen, wenn mir recht ist.

Es ist schon recht so. Sie stammt aus einer reichen adeligen Familie, deren Güter ohnfern der schlesischen Grenze liegen. Es mögen jetzt wohl noch etliche des Stammes leben — ich hab' nie etwas Gewisses erfahren — die adelstolzen Barone mögen sich aber eben nicht viel um die arme Bürgerdirne grämen —

Und wie geschah's, fragte Rodrich, daß Deine Mutter in die Fremde heirathete, und so — so —

Ihr wollt sagen, so tief unter ihrem Stande. Ja freilich war's ihr in der Wiege nicht vorgesungen worden, daß sie als arme Soldatenwittwe in Kummer und Noth enden werde, und sie hat auch ein besser Schicksal verdient. Sie war so gut, so lieb, und hat doch für all' ihre Opfer nur Thränen und bitteres Herzeleid geerntet. Der Vater meines seligen Mütterleins war ein gar stolzer, strenger Mann. Er hatte nur die zwei Kinder, meine Mutter und einen jungen Sohn — der sollte aber, um den Glanz der Familie aufrecht zu erhalten, Alles erben, und meine Mutter mit dem siebzehnten Jahre in's Kloster gehn; so hatte der alte Baron gleich bei der Geburt des Knaben bestimmt. Alle Thränen meiner Mutter waren vergeblich gewesen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein ergötzliches Quiproquo.) In einer Straße der Rastadt in Prag passirte neulich folgende Scene, welche alle Nachbarn köstlich amüsirt hat. Ein Ehepaar hatte einen Theil des Abends mit einander zugebracht; um 8 Uhr sagte der Mann zu seiner Frau, daß er noch auf einige Augenblicke ins Kaffee gehen wollte. Das herrliche Wetter, die milde Luft verführte ihn zu einem Spaziergange. Nachdem er eine halbe Stunde promenirt, dünkte es ihm schon zu spät, um noch das Kaffee zu besuchen und er entschloß sich, schlafen zu gehen, wobei er die Treppe leise hinaufging, um seine Frau nicht zu stören, welche sammt der Magd in der Küche eingeschlafen war. Als gegen 10 Uhr die Frau E. ihren Mann noch nicht zu Hause kommen sah, entschloß sie sich, zu Bett zu gehen, ohne länger auf ihn zu warten; sie ging daher nebst ihrer Magd hinauf und diese, welche bemerkte, daß die Vorhänge des Bettes zugezogen seien,

Digitized by Google

beeilte sich sie zurückzuschlagen. Man denke sich ihren Schrecken . . . . . sie sieht den Kopf eines Mannes, welcher auf dem weißen Kopfkissen ruht. Ohne Zweifel ist es ein Dieb, ein Mörder. Die Frau vom Hause, welche durch das Geschrei der Magd von der Entdeckung in Kenntniß gesetzt wird, stimmt tapfer mit ein, während der Mann, aus seinem ersten Schlummer geweckt, aus dem Bette springt und ruft, daß er es sei; aber der Anblick eines Mannes im tiefsten Negligé, der in dem Halbdunkel der nur von einem Nachtlicht erhellten Stube auf sie zukommt, treibt den Schrecken der beiden Frauen auf das Höchste; sie hören auf Nichts und vom Schwindel ergriffen, lassen sie das Licht fallen und springen die Treppe in weiten Sätzen hinab, wobei die Magd sogar strauchelt und Kopf über hinabstürzt. Sie eilen zur Thür, aber, o Unglück! der Schlüssel findet sich nicht. Die beiden Frauen schreien aus Leibeskräften; sie werden vor Schreck fast närrisch. Die erschreckten Nachbarn sammeln sich vor der Wohnung; man sucht nach Mitteln, um den armen Frauen zu Hilfe zu kommen, als ein Polizeimann vorübergeht; er trifft Maßnahmen, um die Thür zu sprengen; Herr E., welcher so seltsamer Weise von seiner eigenen Gattin für einen Dieb gehalten wurde, hatte jedoch den guten Einfall, hinabzusteigen, um dem Repräsentanten des Gesetzes zu öffnen. So wie der Polizeimann eingetreten war, verschaffte er sich Licht und die verschiedenen Acteurs dieser dramatisch-burlesken Scene erkannten sich.

(Die Fensterputzer.) In Wien trat am 1. Oktober das Institut der privilegirten Fensterputzer ins Leben. Es wird nämlich zum Reinigen der Fenster eine Maschine verwendet werden, welche aus zwei horizontal liegenden Balken von geschmiedetem Eisen besteht, die je nach Bedarf von 3 Fuß bis auf 3 Klafter verlängert werden können. Die Enden dieser beiläufig 6 Zoll breiten Eisenbalken werden durch einen einfachen Mechanismus derart an den Fenstern befestigt, daß hierdurch weder die Façade des Gebäudes, noch die Fensterstöcke irgendwie beschädigt werden können. Das die Fensterreinigung besorgende Individuum, welches mittels eines Gurtes, der an einer eisernen Stange, die senkrecht in einen der horizontal liegenden Balken eingelassen ist, befestigt wird, ist vor jedem Unfall geschützt und kann sich doch leicht und unbehindert bei der Arbeit bewegen. Für das Reinigen der Fenster soll per Scheibe 1½ Neukreuzer berechnet werden. In den größern Vorstädten wird die neue Anstalt später Filiale errichten.

Seit längerer Zeit machte sich in Pesth ein fremder junger Herr von gefälligem eleganten Aeußern durch ein flottes Leben bemerkbar. Er schien ein mit Glücksgütern beschenkter Cavalier zu sein. Vor Kurzem hatte derselbe an einem öffentlichen Orte eine kleine Zahlung zu leisten und machte diese mit blanken Napoleonsd'or. Dies war auffallend; die Stadthauptmannschaft nahm den jungen Herrn ins Examen und siehe da, es stellte sich heraus, daß der schmucke Herr ein sogenannter Roué sei, der auf Kosten anderer Leute ein flottes Leben führte. Die Stadthauptmannschaft constatirte, wie der Pseudo-Cavalier in den Besitz der Napoleon's gekommen. Er war nämlich vor Kurzem über Wien nach Graz gereist, wo er im Gasthofe „zum Erzherzog Johann" Logis nahm. Der Zufall führte in denselben Gasthof den russischen Fürsten Trubetzkoi, zu dem sich bald der junge Roué gesellte, indem er sich als Graf Esterhazy präsentirte. Die Bekanntschaft wurde immer intimer, bis sie sich zu einer innigen Freundschaft und Bruderschaft steigerte. Der falsche Graf Esterhazy sah, daß der russische Fürst seine Zahlungen in Graz ausschließlich mit Gold leiste, was ihn zu der Bemerkung veranlaßte, daß es besser wäre, die Goldmünzen um hohes Agio in Banknoten umzuwechseln. Er machte sich sofort anheischig, dem Fürsten die kleine Gefälligkeit zu erweisen und die Umwechslung, als ein mit solchen Sachen sehr vertrauter Mann, zu bewirken. Der moskowitische Fürst übergab dem Pseudocavalier 50 Stück blanke Napoleonsd'or und — wartet noch zur Stunde auf die dafür eingelösten Banknoten. Der jugendliche Gauner hatte aber nichts Eiligeres zu thun, als Graz zu verlassen und nach Pesth zurückzukehren, wo er jetzt hinter Schloß und Riegel sitzt.

Vor einigen Tagen fand in Brüssel ein Soldat (Musikus) vom 7. Linien-Infanterie-Regiment ein von einem Geschäftsboten verlorenes Portefeuille mit 45,000 Fr. Banknoten und brachte dasselbe sofort zur Polizei. Da derselbe für diese redliche Handlung jede Belohnung ausschlug, so ließ der Obcist des Regiments ihn auf der Parade vor die Front heraustreten, wo er ihm die Hand drückte und öffentlich vor allen Truppen belobte, was allgemein eine tiefe Rührung hervorbrachte. Der brave Mann heißt Watrin und ist aus Lüttich, wo er, bevor er in's Militär eintrat, in einer der ersten Buchdruckereien Setzer war. Der französische Moniteur bringt dies in Frankreich zur öffentlichen Kenntniß.

Auf dem Naturforscher-Congreß zeigte Prof. Ezermack eine Probe von mikroskopischer Schrift vor, die vermittelst der Maschine des Herrn Peters in London auf Glas gravirt ist. Die Schriftzüge dieser Probe sind so klein, daß das ganze „Vaterunser" in einem Kreis von 1/50 Zoll Durchmesser geschrieben steht und unter dem Mikroskop gelesen werden kann. Ein Quadratzoll würde 2500 solcher Kreise enthalten. In Schriftzügen von dieser Feinheit würde die ganze heilige Schrift, die etwa 3,566,000 Buchstaben enthält, in den Raum eines Quadratfußes geschrieben werden können. Die Maschine ist ein sogenannter „Storchschnabel" von höchst mechanischer Vollendung und Präcision.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 127. Donnerstag, den 23. Oktober. 1862.

Kaiser Otto.

Historische Novelle von Wilhelm Heinrich Riehl.
(Aus der „Didaskalia.")

(Fortsetzung.)

VII.

Faustina, sprach Adelheid, ihr kummervolles Auge liebreich auf das Antlitz des treuen Mädchens heftend, um dessen Nacken ihr Arm sich schlang, kaum wag' ich mir selbst es zu gestehen, wie sehr die erschütternden Ereignisse der letzten Zeit mein ganzes Wesen umgestaltet haben. Zählt doch mein Leben mehr solcher Tage, wo mein ganzes Wohl und Wehe an den Ausspruch einer Stunde sich knüpfte, und stets vermochte ich's fest, voller Zuversicht meinem kommenden Geschick in's Auge zu blicken; aber heute! — ach heute hat mich all' mein Muth verlassen; ich fühle mich beklommen, als läge eine schwere Schuld auf meinem Gewissen, als sollte nun erst das rechte Dulden für mich beginnen. Das dumpfe Getöse der kämpfenden Heere, das selbst in die Verborgenheit unseres Gemachs hindurchschallt, dröhnt mir vernichtend durch alle Nerven — war ich doch sonst des Schlachtenlärms nicht so ungewohnt! — und es ist mir, als ob die Befreiungsstunde des Schlosses Canasso für mich die Todesstunde sein sollte!

Faustine vermochte nicht, ihrer Gebieterin Trost zu spenden, denn seit das Geschrei der Fechtenden und das Geklirr der Waffen bis zu ihrer entlegenen Zelle gedrungen, hatte sich alle ihre Fassung in panischen Schrecken aufgelöst.

Ach! jammerte sie, wenn nur ein einziger Blick auf das Schlachtfeld vergönnt wäre, um uns Gewißheit zu verschaffen über unser Loos! Vielleicht ist es schon entschieden, indem wir noch fürchten und hoffen.

Kaum hatte sie geendet, als das Getöse in dumpfem Brausen näher drang; das Waffengeklirr war verstummt; Sieg! Sieg! schallte es.

Dieser Augenblick war der schrecklichste. Nun war ihr Loos entschieden; aber auf wessen Seite war der Sieg? Faustina klammerte sich, einer Ohnmacht nahe, fest an ihre Gebieterin an; doch diese fand in dem ungeheuern Gewichte des Momentes die ganze Spannkraft ihrer großen Seele wieder.

Bald sollte ihre Furcht zur Hoffnung werden; denn unter das Freudengeschrei der Geretteten mischte sich das Siegesjauchzen der Deutschen

Wie süß klangen diese rauhen, unverständlichen Töne einer fremden Sprache dem lauschenden Ohre Faustinens und Adelheids!

Die volle, sichere Botschaft der Erlösung sollte ihnen jedoch nach einigem Harren zu Theil werden. Der junge Markgraf von Este selbst trat in das Gemach, Heinrich von Breisach, den Befehlshaber der deutschen Truppen an der Hand führend, indeß der ehrwürdige Bruder Martin, welcher mit den fremden Kriegsvölkern wieder zurückgekommen war, mit verklärtem Gesichte stolz hintendrein schritt.

Hohe Gebieterin, begann der Markgraf, preiset Gott und die heilige Jungfrau mit uns, daß er durch die Tapferkeit der wackern Deutschen die Macht des Feindes zerschmettert hat! Berengar's Heer ist vernichtet, Berengar gefangen und hier — Heinrich von Breisach, Euer und unser Retter.

Adelheid, von dem Drange ihrer Gefühle fortgerissen, warf sich ihm zu Füßen, um in abgebrochenen Worten ihre überströmende Dankbarkeit auszugießen. Allein Heinrich hob sie auf, indeß eine glühende Röthe seine Wangen überflog.

Nicht uns, edle Frau sprach er bewegt, nicht uns gebührt der Dank. Bringt ihn dem Herrn und seinen Heiligen, die unserm kleinen Häuflein den Muth der ge-

Digitized by Google

rechten Sache gegen die Ueberzahl der Feinde eingekämpft haben. Nächst ihnen aber gebühret er dem ritterlichen König Otto; hätte er nicht mit solch' unerhört rüstiger Thätigkeit seine Mannen zum Aufsitzen gebracht, wir wären wahrlich zu spät gekommen.

Adelheid erblaßte, als der Deutsche diese letzten Worte in wundersam scharfer, fast harter Betonung gesprochen hatte. Doch auch hier war der gute Bruder Martin ein Helfer in der Noth; er drängte sich vor, um nun auch seine Gebieterin, die ihn noch gar nicht bemerkt hatte, zu begrüßen, und riß sie so aus der peinlichen Lage, welche eine Uebermannung der Gefühle ihr zu bereiten drohte.

VIII.

Mehrere Wochen waren verstrichen, und Adelheid rüstete sich zur Abreise von Canossa nach Rom, wo König Otto, nunmehr Herr des ganzen Landes, sich zum römischen Kaiser krönen lassen wollte, um bei diesem hohen Feste ihre Hand und die italienische Krone dem Unbekannten zu übergeben.

Von einem Gemisch wilder innerer Zerrissenheit und dumpfer, gebeugter Ergebung erfüllt, ging sie an dem Tage vor ihrer Abreise mit dem Mönche im Schloßhofe auf und ab.

Ehrwürdiger Vater, sprach sie mit bebender Stimme, das Bewußtsein einer schweren Schuld nagt an dem Frieden meines Innern — es ist das Verbrechen eines — geistigen Ehebruchs! Ach, nirgends weiß ich Vergebung für solch eine Sünde zu finden!

Ein geistiger Ehebruch! rief der Mönch erstaunt. Was meint Ihr damit, edle Herrin? Gott bewahre Euern Verstand!

Seht, heiliger Mann, erwiederte diese, nicht beleidigt ob des Vaters übergroßer Freimüthigkeit, dem König Otto bin ich angelobt durch mein freiwilliges Versprechen. Aber ach, das Geschick, welches so grausam mit den Schwächen meines Herzens spielt, hat, ohne daß ich's mir bewußt war, kaum daß ich's ahnte, meine Liebe einem Andern zugewandt, deß glühende Leidenschaft und dessen Verdienste um mich gleich sehr ihrer würdig waren!

Ei, sprach der Mönch vorschnell dazwischen, sie scharf ins's Auge fassend, das war der junge deutsche Befehlshaber! Sah ich's doch, wie Ihr beide errötetet, als Ihr Euch zum ersten Male erblicktet.

Du hast Dich nicht getäuscht, erwiederte Adelheid gelassen. — Erst, als er mir in den höchsten Betheuerungen seine Liebe gestand, ward mir selbst klar, was bisher als dunkle, verborgene Ahnung mein Herz bewegt hatte, und ich schauderte tief in mich zusammen über das Verbrechen, welches ich begangen. So oft er so bereit, so liebeglühend in mich drang, gab ich ihm kalte Worte zurück; aber ach! immer wurden meine Augen zu Verräthern an mir, ja der Ton der Stimme selbst, in welchem ich's sprach. Da faßte ich eines Tages all meinen Muth zusammen; ich bekannte ihm, was in meinem Herzen vorgegangen war, aber ich beschwor ihn zugleich, seine Liebe zu mir zu vergessen, wie ich — König Otto's Braut! — die seine vergessen wolle. Ich beschwor ihn, nicht noch tiefer den Frieden meines Innern zu untergraben, der schon fast ganz gewichen durch meine frevelhafte Neigung zu ihm; und während er noch wie vernichtet da stand, flehete ich, er möge meine Gegenwart fliehen, wie ich die seine fliehen wolle. Dann sammelte ich den letzten Rest meiner Kraft; ich riß mich los von ihm, um in der Stille der Einsamkeit meinen beklemmenden Schmerz zu lindern und in dem schaurigen Kerker der Pflicht meine glühende Liebe zu begraben. —

(Schluß folgt.)

Die bayerische Kellnerin.

Novelle von Franz Freiherrn von Gaudy.

(Aus dem Augsburger Unterhaltungs-Blatt.)

(Schluß.)

Zu jener Zeit war der böhmische Erbfolgekrieg ausgebrochen und die preußische Armee in Böhmen eingerückt. Just als mein lieb Mütterlein ihren traurigen siebzehnten Geburtstag begangen hatte, lag das Regiment Bayreuth Dragoner auf den Gütern des Großvaters in Kantonirung.

Am Morgen hatte ihr der Baron kund gethan, wie sie sich anschicken müsse, den folgenden Tag nach Alt-Bunzlau in's Liebfrauenstift abzugehen. Sie hatte sich ihm zu Füßen geworfen, und ihn bei allen Heiligen beschworen, sie nur nicht hinter den trübseligen Klostermauern vom Leben abzusperren; sie wolle ja gern auf das Erbe zu Gunsten des Bruders entsagen. Der Freiherr bestand aber hart auf seinen Willen, und meinte, ein blutarmes adeliges Fräulein tauge in der Welt zu nichts als den Schleier zu nehmen.

Schluchzend und mit verweinten Augen verließ sie ihres Vaters Zimmer, da fiel ihr Blick auf einen preußischen Dragoner-Unteroffizier, der zur Ordonnanz bei seinem Chef kommandirt war und im Vorsaale stand. Er schaute ihr kopfschüttelnd und mitleidig nach, und rief dabei halblaut: Ach, das arme gnädige Fräulein. Es war nämlich den Domestiken kein Geheimniß, welches Loos der jungen Baronesse bevorstände, und durch diese auch dem fremden Kriegsvolk bekannt worden. Meine Mutter wandte sich bei diesen Worten rasch um, und blickte dem Dragoner fest in's Auge. Er hatte ein recht treuherziges bieder'es Gesicht, und sie sah auch wohl, daß ihm das Mitleid von Herzen komme. Da sprach die Mutter in Verzweiflung zu ihm: ich kenne Euch nicht, glaube aber, daß ihr ein ehrlicher Mann seid. Meiner erbarmt sich Niemand auf der weiten Erde. Wollt Ihr mich retten vom Kloster, vom Tode, so reicht mir die Hand als rechtschaffener Gatte. Lieber will ich des Leibeigenen sein, als lebendig begraben werden im Stift. Wollt Ihr, so folgt mir unverzüglich nach der Kirche.

Digitized by Google

Der Priester muß uns ohne Aufschub das Sakrament der Ehe ertheilen, denn also erheischen es die Satzungen unserer Kirche. Nun sprecht.

Da schlug mein Vater ein; sie gingen miteinander nach dem Gotteshause und kehrten als ein Paar zurück. Als die Kunde dieser Heirath zu Ohren des alten Barons gekommen war, lud er mit zitternden Händen seine Pistolen, um die Tochter zu erschießen.

Die Neuvermählten waren so eben in das Schloß eingetreten, um sich dem Vater zu Füßen zu werfen, als dieser ihnen auch schon im grimmigsten Zorn entgegenstürzte und die Mordwaffe auf seine Tochter anschlug. Mein Vater warf sich über seine Frau und rief: Mich müssen Sie treffen, gnädiger Herr, ich allein bin schuldig. Da pfiff ihm aber auch schon die Kugel am Kopf vorbei und schlug in's Getäfel. Meine Mutter war in Ohnmacht gefallen, der Baron aber warf das Pistol weit von sich und wandte sich unter entsetzlichen Verwünschungen nach seinen Gemächern zurück. An eine Aussöhnung war nicht zu denken; so verließ denn meine Mutter das väterliche Schloß und folgte ihrem Manne. Der Entbehrungen und Trübsale waren nicht wenige in der Ehe. Die Mutter hat sie aber alle standhaft erduldet, mit keinem Worte dem Vater zu erkennen gegeben, daß sie seinetwegen so mannigfache Noth erleide, und wohl vielmehr den Himmel jederzeit gepriesen, daß er sie von dem todten Klosterleben entrissen und ihr einen wackern und gottesfürchtigen Mann beschieden. Nur ihres Vaters dauerndes Zürnen hat sie nimmer verwinden mögen, und ebenzeit bei seinem Angedenken viel schmerzliche Thränen vergossen. Das betrübte Ende des meinigen hab' ich Euch wohl schon vordem erzählt.

Mit steigendem Antheil hatte Rodrich der Erzählung gelauscht. Er war sehr ernst und nachdenkend geworden. Und wenn nun, hob er nach einer Pause an, jene mütterlichen Verwandten in sich gegangen wären, und sich der verstoßenen Waise erbarmten, wenn sie sie zurückriefen, um ihr die reichen, so lange vorenthaltenen Güter zu erstatten — dann müßtest Du mir doch entsagen, Marie. Das reiche Edelfräulein dürfte dann des armen namenlosen Fremdlings nicht weiter gedenken.

Wie Ihr auch wieder sprecht, erwiederte Marie, die adeligen Sippen wissen wohl kaum, ob ich auf der Welt sei, werden auch die Schmach ihres Stammbaums nicht aufdecken wollen — und was sollte mir Geld und Gut, wenn ich auf Dein liebes Herz verzichten müßte!

Marie, rief Rodrich mit feierlicher Stimme, bedenk', was Du verheißest. Noch bist Du durch Dein Wort nicht gebunden — Du bist frei. Es ist wahrhaftig so, wie ich sagte. Dein Großvater war der Freiherr Aloys von Harteg —

Mein Gott, unterbrach ihn das Mädchen erschrocken, woher wißt Ihr —

Er ist schon lange gestorben. Sein Sohn lebt noch, aber in kinderloser Ehe — jetzt ist er krank, bedenklich sogar. Von ihm ward mir der Auftrag, die verschollene Schwestertochter aufzusuchen, sie auf das Schloß ihrer Ahnen zurückzuführen. Kaum kann er es erwarten, die Tochter für alles Weh, welches die Mutter seinetwegen erlitt, zu entschädigen. Du bist jetzt die Erbin seines Namens, seiner Güter. Lies hier in diesem Briefe die Beglaubigung.

Marie drängte ängstlich das entfaltete Schreiben von sich: Mein Gott, Rodrich, behalt's! Ich will nichts wissen von den stolzen Verwandten. Ich beschwöre Dich, wenn Du mich liebst, so verlaß mich nicht, verrath mich nicht gegen den Oheim. Lieber arm und unbekannt. Von Dir kann ich einmal nicht lassen, so wenig als die Mutter vom Vater ließ.

Da umschlang Amberg im heiligsten Entzücken das treue Mädchen: Nein, Du holdselige Jungfrau, wir wollen auch nicht von einander lassen, bis der Tod uns scheidet. Vergieb, wenn ich an Deinem Herzen zu zweifeln wagte, wenn ich Dir meinen Namen, meinen Rang so lange verschwieg. Ich bin Graf Rodrich Amberg. Dein Oheim ist mit meines Vaters Schwester vermählt. Bist Du doch mein liebes, liebes Mühmchen. Wohl aber dem, der eine solche Muhme sich zur Braut erkoren, der sich die Braut früher noch als die Verwandte errang.

Die letzten Strahlen erglühnden, aber das Antlitz zweier Beglückten erglühte fort und fort in der rosigen Verklärung der Liebe.

Schillerfest in Mainz.

(Aus der Didaskalia.)

Mainz, 19. Oktober. Der große Tag, an welchem vor 49 Jahren die Völkerschlacht bei Leipzig entschieden und die Macht des Eroberers gebrochen wurde, war für uns gestern ein herrlicher Festtag. Vor drei Jahren, als die Begeisterung für unseren größten und liebsten Dichter in ganz Deutschland und überall, wo deutsche Herzen schlugen, in hellen Flammen aufloderte und das erhebende und einzige Schauspiel bot, daß ein ganzes Volk wie Eine Familie im Festschmucke stand, das hundertjährige Geburtsfest des großen Sohnes, des auserwählten Sängers der Nation zu feiern, da ließ dieselbe Begeisterung, noch gesteigert durch den überwältigenden Eindruck der Gemeinsamkeit, in vielen Verehrern des unsterblichen Meisters die Idee entkeimen, dem Dichterheros in den eigenen Mauern ein Denkmal von Erz und Stein zu errichten. Diese Idee ist gestern bei uns zur vollendeten Wahrheit geworden; in unserer Stadt erhebt sich Schiller zu Ehren eine erzerne Statue auf granitner Unterlage, den Herrlichen, Unerreichten uns im Schöpfungsmomente darstellend; gestern fiel vor den Augen einer ungeheueren begeisterten Menge die Hülle, welche bis dahin das Bild des Verehrten geborgen; und wir können es kühn aussprechen: das Fest, das diesen Akt begleitete, war ein so ganz des Gefeierten würdiges,

Digitized by Google

und ſo erhebendes und durchaus ſchönes, als wir je eins begangen.

Bewunderungswürdig war die muſterhafte Ordnung und Präciſion, mit welcher der rieſige Zug, an dem wohl an zehntauſend Menſchen Theil nahmen, ſich entfaltete und fortbewegte. Sämmtliche Schulen, Vereine, Gewerke, Corporationen, ſowie unſere großen Fabrik-Etabliſſements und die heſſiſche Ludwigsbahn erſchienen dabei auf's würdigſte vertreten. Ueber zwanzig Muſikbanden ſorgten dafür, daß nicht bloß die Augen der zahlloſen Zuſchauermenge ſich ergötzten. Begeiſternd war es zu ſehen, wie die Tauſende der Theilhaber, von demſelben Geiſte der Verehrung beſeelt, ſämmtlich fühlend die große Bedeutung des Tages, dahinzogen. Die Gruppen, darunter ſehr viele beritten, wetteiferten in Entfaltung ſinniger Pracht; hundertfach ſtrahlte das Bild des Gefeierten als Gemälde oder Büſte; zahlloſe Standarten, Fahnen und Embleme, eigens für dieſen Tag gefertigt, wechſelten mit reich geſchmückten und arrangirten Wagen, auf denen im Feſtgewand das betreffende Gewerke oder die Kunſt ſich darſtellte. Ein wahrhaft vollendetes Meiſterwerk war der Wagen der Küfner mit ſeinen hohen Flaſchen-Pyramiden, die nebſt Guirlanden und anderen geſchmackvollen Verzierungen, das in der Mitte liegende Prachtfaß umgaben, auf dem ein großer Pokal thronte, dabei allegoriſch lebende Bilder und wunderliebliche kleine Mädchen als Genien. Ihm entſprach die Begleitung des Wagens; und namentlich erregte die Gruppe der Linen Winzerinnen mit ihren kleinen Kufen voll Trauben allgemeine Bewunderung. Mit dieſer Gruppe um die Palme rang neben anderen mit aller Berechtigung die der Gärtner und des Gartenbau-Vereins. Der Rieſenwagen, auf welchem inmitten des reichſten Gartens voll ihrer ſchönſten Kinder, Flora thronte, auf jeder Seite einen reizenden weiblichen Genius, ſo wie der mit wahrer Kunſtvollendung arrangirte Früchte- und Gemüſewagen, deſſen Inhalt eine herrliche Pyramide bildete, wurden allgemein bewundert; ganz entſprechend waren die begleitenden, idealiſtiſch coſtumirten Gärtner und Gärtnerinnen. Die Bierbrauer documentirten durch ihren ſchön coſtumirten Vorreiter, deſſen Laſt das arme Pferd wohl ſchmerzlich empfunden, die Nährkraft ihres Produktes trotz Liebig; ihr Wagen war ein Prachtwerk, wie der König Gambrinus, der, von einem ſehr acceptablen Hofſtaat umgeben, auf demſelben thronte, ein Prachtexemplar von einem Bierkönige. Doch mußte es ſich der Herrſcher bei allem königlichen Glanze gefallen laſſen, daß ſeine ihm folgenden Vaſallen, welche die zierlich gearbeiteten, mit Hopfen umwundenen und durchflochtenen Geräthe trugen, ihm die Krone des allgemeinen Beifalls entriſſen. Ebenfalls ſehr ſchön war die Gruppe der Metzger mit ihrem prachtvoll geſchmückten Wagen. Die Maſchinenarbeiter führten zwei arbeitende Dampfmaſchinchen mit ſich, deren eines die Weltkugel drehte, allegoriſch die weltbewegende Macht des Dampfes andeutend. Die große Gußfabrik von Krauße führte unter Anderem eine ſchön gearbeitete Glocke mit, welche mit großen Buchſtaben den Namen Concordia und das Motto der Schiller'ſchen Glocke: „Vivos vocol etc.“ trug. Die Gruppe der Gerber hatte in ihrer Mitte einen mit den verſchiedenen Saffianen auf das kunſtreichſte geſchmückten, monumentalen Wagen, der vorn auf einem Strahlenhalbkreiſe die Medaillen trug, die unſere weltberühmte Saffian- und Lederfabrik von „Maier, Michel und Deninger“ auf den verſchiedenen Induſtrie-Ausſtellungen errungen. Die große, glänzende Gruppe der renommirten Wagenfabrik von Caſtell und Harig zeigte einen eleganten Galawagen und einen Eiſenbahnwaggon, den dieſe Fabrik vor einigen Tagen für die heſſiſche Ludwigsbahn vollendet, und der alles an Schönheit und Eleganz übertrifft, was wir bisher in dieſem Genre geſehen. Seine Beſtimmung iſt aber auch ausſchließlich, gekrönten Reiſenden zu dienen. Die Karcher erſchienen ſämmtlich zu Pferde. Den Schluß bildeten die Feſtjungfrauen, eine reizende Gruppe lieblicher Geſtalten, und die Vertreter der Kunſt und Wiſſenſchaft. Noch ſo Vieles ging an uns vorüber, was verdiente, hier beſonders erwähnt zu werden; allein wollten wir dieſem Verdienſte gerecht werden, ſo müßten wir den ganzen herrlichen Zug beſchreiben, bei dem aber die Ausführung nur in ſo fern von wirklicher Bedeutung iſt, als ſie uns dem lebendigſten Streben hervorging, den großen Todten würdig zu feiern; und Keinem wird bei Betrachtung des Ganzen, bei der Haltung Aller ein Zweifel darüber geblieben ſein, daß die Geſammtheit von dieſem Streben und der Bedeutung des Feſtes durchdrungen war. Was dabei beſonders wohl that, war das Selbſtgefühl und der Stolz der Bürger auf ihr Gewerke, der ſich im ganzen Auftreten, wie in hunderten von Sprüchen offenbarte, die auf Fahnen u. ſ. w. prangten. Ueberhaupt iſt die Zahl von Stellen aus Schiller, die an den Häuſern, auf den Tafeln des Feſtplatzes u. ſ. w. zu leſen waren, eine Legion; und doch würde der Reſt der herrlichen Sprüche unſeren großen Dichters noch hinreichen, ſämmtliche Feſte auf's würdigſte zu ſchmücken.

Die Stadt prangte in ihrem ſchönſten Feſtſchmucke, namentlich waren die Straßen, durch welche der Zug ſich bewegte, auf's Reichſte geſchmückt. Die Krone in dieſer Beziehung bildete natürlich der Feſtplatz ſelbſt und der rieſige Triumphbogen, durch welchen der Zug von der Ludwigsſtraße nach jenem gelangte.

Wie bei dem Zuge, ſo herrſchte auch auf dem Feſtplatze ſelbſt die höchſte Ordnung und jener muſterhafte Anſtand, durch den die Theilhaber den Gefeierten und ſich zu ehren das Bewußtſein hatten und auf ſo wohlthuende Weiſe an den Tag legten.

(Schluß folgt.)

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 128 Sonntag, den 26. Oktober. 1862.

Kaiser Otto.

Historische Novelle von Wilhelm Heinrich Riehl.
(Aus der „Pidekalia.")

(Schluß.)

Der Mönch schüttelte bedenklich den Kopf. Da ist, meinte er, nur Eins übrig; sieht den König Otto an, er ist ein gar gütiger ritterlicher Herr — —

Meint Ihr, unterbrach ihn Adelheid zürnend, ich wäre so niedrig gesinnt, solch' empörendem Vorschlage zu folgen! Ach, nur ein Mönch konnte solches rathen, der nichts weiß von der Würde des Weibes. Ehrlicher Pater, ich verzeihe es Euch! Es war thöricht von mir, daß ich bei Euch Trost suchte — Ihr kennt ja das weibliche Herz nicht! Aber so viel möget Ihr wissen, meinem Gelöbniß werde ich treu bleiben, und sollte meines ganzen Lebens Glück an dieser einen Klippe zerschellen. Ich habe auch nicht Euern Rath darüber verlangt; Trost, Beruhigung war's, was ich bei Euch suchte.

Zürnet nicht, edle Frau, sprach der Mönch, plötzlich würdevoll sich empor richtend. Seht, ich bin ein schlichter einfältiger Mann, und habe ehedem nimmer andere Dinge im Kopfe gehabt, als mein Brevier und meine Obstbäume; und dennoch war ich ein Anderer und fühlte mich als ein Anderer, da Ihr in jener stürmischen Nacht leblos an meinem Arme hinget, und ich mitten durch die Feinde Euch aus dem Schlosse Bassano führte. Ich war ein Anderer, als ich zu Frankfurt in der Versammlung der Fürsten stand, da schwoll mir das Herz und mir ward so kühn zu Muthe, daß ich einsprach, als wäre ich ihres Gleichen Einer, ja, als wäre ich mehr denn sie. Denn in diesen stürmischen Zeiten macht die Stunde den Mann. So ist mir nun auch nicht bange um Euch, — weiß ich doch selbst nicht, weßhalb — es lebt eine starke freudige Hoffnung in mir, wie damals kühner Muth! Jetzt, da Ihr so tief betrübt seid und Alles zum Argen zu gehen drohet, lodert sie am glühendsten auf, und ich will nicht von ihr lassen; es ist die Hoffnung, daß sich Alles, Alles wenden wird. Sollte der Herr, der Euch bisher so wunderbar geführt, mit mächtiger Hand aus tiefer Noth errettet hat, sollte er jetzt Euch verlassen, da Ihr nur noch eine Spanne bis zum Ziele habt?

IX

Der große Tag war gekommen, wo Rom zum zweiten Male das Fest einer deutschen Kaiserkrönung schauen sollte. In unabsehbaren Zügen strömte die wogende Volksmenge zur Basilika des heiligen Johannes, deren weite, prachtvoll ausgeschmückte Räume die Zahl der Zuschauer nicht zu fassen vermochte.

Unter dem kühngesprengten Kuppeldache des Chores hatten der heilige Vater und seine Cardinäle ihre Plätze eingenommen; die glänzende Schaar der weltlichen und geistlichen Würdenträger, der Großen und ihrer Frauen füllten das Schiff der Kirche, während die geräumigen Emporbühnen, welche sich in dreifachen Etagen, von mächtigen byzantinischen Rundbögen getragen, zu beiden Seiten erhoben, von der bunten, bewegten Masse der Zuschauer belebt waren. —

Jetzt ließen plötzlich alle Glocken der großen alten Metropolis ihre feierlichen Klänge zu einer mächtig ergreifenden Harmonie zusammentönen, um das Herannahen des Kaisers und seines Gefolges zu verkünden; während zugleich von der andern Seite Adelheid, umgeben von ihren Verwandten und den übrigen Großen des Landes, unter dem stürmischen Jauchzen der Menge der Kirche sich nahete. Noch hatte sie keine persönliche Zusammenkunft mit Otto gehabt; der Tag der Krönung und Vermählung sollte zugleich der Tag der ersten Bekanntschaft bei diesem seltsamen Ehebündnisse sein.

Digitized by Google

Die mächtigen ehernen Flügelthüren an der Ostseite des Schiffes flogen auf; das Wirbeln der Pauken, das Schmettern der Trompeten, der endlose Jubel der Menge hallte in dem weiten Kuppelbaue wieder; Otto, gefolgt von einer auserlesenen Schaar deutscher Fürsten und Ritter, zog unter dem Vortritt der Marschälle, Herolde und Bannerträger in die festlich geschmückten Hallen ein. Die schöne, stolze, imponirende Gestalt des jugendlichen Helden verfehlte ihren Eindruck auf die feinen Italiener nicht. In würdevoller Haltung schritt er auf den Thron zu, welchen man vor dem Hochaltar errichtet hatte. Hier harrte er eine Weile. Da verkündet ein zweites Schmettern der Trompeten die Ankunft der Königin.

Bleich, doch mit liebreichem, freundlichem Blick, der nur dem Kundigen die leise Andeutung einer verborgenen Schwermuth enthüllte, war das Antlitz Adelheid's. In fester Haltung betrat sie das Innere des Tempels.

Otto eilte ihr entgegen, sie zu empfangen.

Sie hob ihre Augen zu ihm empor — sie bebte zusammen. Dann ermannte sie sich und sandte noch einen zweiten, festen Blick auf seine Züge. — Heinrich! rief sie, und von der Macht ihrer Gefühle bewältigt, stürzte sie in Otto's Arme. Er schloß sie entzückt an seine Brust.

Von nun an, Adelheid, rief er mit bewegter Stimme, nenne mich lieber Otto! Wird er, der Glückliche, derselben Liebe theilhaftig sein, die Du dem unglücklichen Heinrich von Breisach schenktest?

Adelheid antwortete nur mit einem Blick — er war beredter als Worte. — Konntest Du glauben, fuhr Otto fort, ich sei ein solcher Barbar, daß ich ohne Deine Liebe Dich an Dein Wort fesseln und so Deine Hand mir hätte erkaufen wollen? Nein! erst mußte ich mir Dein Herz und Deine Liebe erobern — sieh, nun bist Du von selbst in meine Arme gesunken! Ich weiß wohl, wie viel Du gelitten um meinetwillen. Verzeihe mir's. Aus bitteren Schmerzen nur konnte das Heil aufblühen!

Sagte ich's nicht, rief da plötzlich der Bruder Martin, der in seinem groben Mönchsrocke mitten unter den fürstlich geschmückten Prälaten stand, hervortretend und sich vor Adelheid auf die Knie niederlassend, sagte ich's nicht, erhabene Herrscherin, daß sich Alles wenden werde? Seht! jetzt ist es anders geworden. Aber auch bei mir soll's nun anders werden. Der großen Welthändel bin ich müde. Mein Ziel ist erreicht. Jetzt gehe ich wieder in meine Zelle zurück, an den klaren See, zu meinen Obstbäumen und Weinstöcken, um, wenn der Herr mich abruft, in Frieden in meinem alten Häuslein zu entschlummern.

Adelheid neigte sich voller Huld zu dem tiefgerührten Alten nieder, um seine Worte freundlich zu erwidern, aber ihre Rede ward verschlungen von dem wilden Jubel des Volkes, das nun sich allmählig über diese wunderbare Scene aufgeklärt hatte, und donnernd tönte von den stolzen Gewölben der tausendstimmig wiederholte Ruf zurück: Hoch lebe Kaiser Otto! Hoch lebe die schöne Adelheid!

Maria Dundee oder die Polen in Stockholm.

(Aus der Novellen-Zeitung.)

Ein starker Westwind wehte über die schwedischen Scheeren der Ostsee, wo sich eine Orlogflotte majestätisch auf den Wellen wiegte. Fünfzehn Schiffe trugen die polnische Flagge hochwehend über die großen und vergoldeten Achterspiegeln, während das Deck von glänzenden Harnischen und befiederten Mützen wimmelte. Die Bewegung der mächtigen Kriegsschiffe geschah mit einer Langsamkeit und Feierlichkeit, welcher, doch nicht auf allen, eine große Sicherheit und Gewandtheit entsprach. Es schien, als ob die mit übertriebener Pracht ausgerüsteten Kriegsschiffe es verachteten, sich nach den strengen Regeln der Seekunde zu richten, sondern eigensinnig dem Winde und den Wogen bei der schwierigen Einfahrt trotzten, wo sie, jeden Augenblick in Gefahr, einander überzufahren, einen Anblick darboten, der eben so gefährlich für sie selbst, wie für das Land war, dem sie sich näherten.

In einiger Entfernung von den polnischen Kriegsschiffen folgten in genauer Ordnung und mit geschickten Manövern zwölf große Danziger Schiffe, die mit dem drohenden Zubehör des Krieges ausgerüstet waren, ohne doch mit ihrem Glanze zu prahlen. Mit einfach geleiteten, aber doch tüchtigen Seemännern bemannt, flogen sie mit unglaublicher Sicherheit und Kraft gegen den ungünstigen Wind, und flößten daher einem geübten Auge vielmehr Achtung ein, als ihre prächtigen Vorgänger.

Eines der stolzen polnischen Schiffe, und gerade das mächtigste und größte, hatte sich von der übrigen Flotte etwas getrennt und ließ sich herab, eine kleine Scheeren-Yacht zu verfolgen, die, mit zerrissenen Segeln und in ziemlich üblem Zustande, sich doch auf alle Weise anstrengte, zu entkommen.

Wenn sie nicht durch den Jungfrauengrund und den Schwanenfelsen geht, so haben wir sie, sagte ein schwedischer Herr, der neben dem jungen polnischen Befehlshaber auf dem Verdeck stand.

Zieht ein Paar Segel mehr auf, befahl der Pole seinem Seemann. Wir müssen sehen, was sie an Bord hat, sonst hätte ich das Fahrzeug längst in den Grund bohren lassen.

Bei solcher See ist es schwer zu treffen, wendete der Schwede lächelnd ein; bei solchem Seegange kann man nicht große Sprünge machen, und muß sich gerade so halten, wie die kleine Tänzerin da vorn uns zeigt. Sie ist leicht wie eine von den Wellen selbst und gehorcht jetzt ganz gewiß einem tüchtigen Seemann.

Wenn ich mich nicht täusche, sagte der Pole, so sah ich am Steuerbord ein scharlachenes Gewand; ich bin

Digitized by Google

überzeugt, daß sich eine schwedische, adelige Dame, vielleicht Fräulein Anna selbst, die Schwester des Königs, am Bord befindet.

Es ist keine schwedische Yacht, sagte der Schwede schnell, sie gehört einem schottischen Kaufmann in Stockholm. Ich erkenne sie nun ganz genau.

So? — Das ist möglich, antwortete der Pole stolz; denn sie kennt den Seemannsgebrauch und die Orlogsitten nicht. Aber wir wollen sie ihr lehren! Richtet ein paar Karthaunen fort an der Backbordseite! Wir wollen ihr ein paar eiserne Kugeln nachschicken, ich will doch sehen, ob sie dann die Flagge streicht!

Herr Czarnkowsky! sagte der schwedische Herr mit ernster und drohender Miene: es ist ein schwedisches Fahrzeug, und wir befinden uns in schwedischem Fahrwasser. Hütet Euch, Etwas zu thun, was Ihr nicht verantworten könnt.

Wenn wir schon in schwedischem Gebiet sind, lachte der Pole, so sind wir an unserem Ziel, und wenn wir den Schweden dort züchtigen und ihm etwas Demuth lehren, so werden wir gerade unsere Pflicht thun. Achtung! Feuer!

Beide Schüsse wurden zugleich abgefeuert.

Unbedachtsamer Thor! murmelte der Schwede, indem er den über die Wogen dahinsausenden Kugeln nachblickte, welche das Wasser streiften und Schaumwogen auftrieben, die ihre Richtung und ihren Weg andeuteten. Ihr werdet Eure Vermessenheit beklagen, Herr Czarnkowsky, fügte er hinzu: seid dessen gewiß!

Auch der Pole folgte, neugierig auf den Erfolg, den Kugeln mit den Augen. Die eine von ihnen hatte jedenfalls getroffen; denn die Yacht machte einige unsichere und schwankende Bewegungen, schien darauf wieder gerade durch die Brandung steuern zu wollen, fiel aber in demselben Augenblicke ab. Ihre Segel fingen zu flattern an, und es war deutlich zu sehen, daß sie dem Steuer nicht mehr gehorchte.

Setzt ein Paar Boote aus! befahl der Pole, indem er sich in seinen prachtvollen blauen Sammetpelz einhüllte. Wir bekommen Passagiere nach Stockholm an Bord; wir wollen sie holen.

Ihr werdet doch nicht das Schiff selbst verlassen, Herr Czarnkowsky? fragte der Schwede. Es geht nicht an, daß unsere stolze Bresnowina bei solcher See ihres Befehlshabers entbehrt. Die Danziger Kriegsleute würden dadurch Gelegenheit bekommen, uns auszulachen.

(Fortsetzung folgt.)

Schillerfest in Mainz.

(Aus der Didaskalia.)

(Schluß.)

Vor zwölf Uhr bereits hatten alle Theile des Zuges auf dem Festplatze und dessen Umgebung ihre bezeichneten Plätze eingenommen. Jetzt begann die Musik den so schönen Germaniamarsch von Lux zu executiren. Dann wurde von den Gesangvereinen Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland“ und nach diesem die Festcantate von Neukomm gesungen, welche letztere vom Donner der Kanonen begleitet wurde. Der Präsident des Schiller-Comité's, Herr Röder, hielt hierauf an die versammelte Menge die mit verdientem, lebhaftesten Beifalle aufgenommene Festrede, die besonders an den Stellen, wo sie die Saiten nationaler Begeisterung mit beredter Kraft berührte, lang anhaltende, vieltausendstimmige Bravos und Hochs hervorrief. Mit dem letzten Worte des Redners fiel unter Tusch und Schwenken sämmtlicher Fahnen die Hülle des Denkmals und Alles stimmte in das dem Gefeierten ausgebrachte Hoch mit stürmischer Begeisterung, die zuletzt ihren Ausdruck auch in dem Liede zu Ehren Schillers fand, das nun von dem gesammten Volke gesungen wurde.

Der Zug setzte sich nun größtentheils wieder in Bewegung, und zwar nach der Großen Bleiche hin, wo die einzelnen Theile auseinanderzingen. Die große Menge von Theilhabern begab sich sodann zum Bankett in die prachtvoll geschmückte Frauthalle, deren ungeheurer mit Tischen angefüllter Raum kaum die Gäste zu fassen vermochte. Musik, Gesang und Reden, die sämmtlich das Gepräge der Begeisterung für den großen Dichter, sowie für nationale Größe und zeitgemäßen Fortschritt trugen, belebten die Zeit. Dem Toast auf den Landesfürsten, ausgebracht von dem Präsidenten des Comité's, stimmte die ganze Versammlung mit lautem Hoch bei. Dann traten als Redner auf Herr Professor Klein, Herr Dr. Filling, Herr Kunze, der einen Toast auf den Enkel des großen Schiller, nämlich auf Herrn von Gleichen, ausbrachte, der unser Fest durch seine Gegenwart beehrte und Zeuge der alle Anwesenden durchströmenden Begeisterung für seinen unsterblichen Ahnherrn, unseren gefeierten und ersten Dichter, wurde. Dann folgten nacheinander die jüngst gewählten zwei Vertreter unserer Stadt, Herr Dr. Dumont und Herr Dr. M..z, welcher Erstere dem deutschen Vaterlande und der Letztere auf den Fortschritt einen Toast ausbrachte. Mit hinreißender Beredtsamkeit brachte hierauf Professor Moleschott aus Turin im Namen eines großen Todten, dessen Wirken so lange Zeit Mainz angehörte, im Namen Forsters, der den anderen großen Todten so würdig feiernden Stadt, einen Gruß, und einen gleichen von dem sympathisirenden Volke Italiens, und mahnte daran, daß man nicht bloß an Dichten und Trachten, sondern auch an die That denken müsse. Noch manche Rede folgte; doch bei der freudig aufgeregten Stimmung, die sich allmählig der großen Menge der Festtheilhaber bemächtigt hatte, war nur für die zunächst Sitzenden der Inhalt vernehmbar. So wurde von einem derselben ein Toast auf den Künstler (Herrn Bildhauer Scholl) ausgebracht, dem wir die Statue verdanken, in welchen Toast sämmtliche Anwesende einstimmten. Es versteht sich, daß Alles,

Digitized by Google

was die Sympathien für den großen Todten, sowie für nationales Streben, für Freiheit und Fortschritt berührte, den lautesten Anklang und stürmischen Beifall fand.

Erst spät am Abende verließen die Letzten den Banketsaal, um sich den Tausenden und Tausenden anzuschließen, die durch die festlich erleuchteten Straßen nach dem glänzend illuminirten Standbilde und Festplatze strömten. Bis spät in die Nacht wogte das freudige Leben fort, und heute tönt es, wie aus Einem Munde, von Allen, die Zeugen des gestigen Festes waren: „Das war ein schöner, ein herrlicher Tag, ein erhebendes, in allen Theilen gelungenes Fest!“

Mannigfaltiges.

Es ist eine häufig erwiesene Thatsache, daß Trunkenheit Anderer von gewissenlosen Subjekten zu diebischem Gewinne ausgebeutet wird. In den jüngsten Tagen aber hat sich ein Fall anderer Art in Berlin zugetragen. Durch die Leipzigerstraße kommt in später Nachtstunde ein anständig gekleideter junger Mann, der nach allen äußeren Zeichen stark betrunken sein mußte. An der Charlottenstraße traf er auf einen jovialen, eben heimkehrenden Rentier, der sich theilnehmend seiner annahm. Auf seine Frage nach der Wohnung des Betrunkenen nannte ihm dieser lallend die Behrenstraße:. Weitere Fragen nach Namen und Wohnung wurden mit einem unverständlichen Grunzen beantwortet, so daß der Mitleidige seine einzige Hoffnung auf den Nachtwächter des Reviers setzen mußte. Er kam aber nicht bis zur Behrenstraße, denn an der Mohrenstraße trat Beiden ein dritter Herr entgegen, der mit dem Ausruf: „Aber Albert, wo bleibst Du denn?‘ den Trunkenen am Arme ergriff. Als er aber den Zustand seines Freundes erkannte, rüttelte er ihn so unsanft und nahm einen Ton gegen ihn an, daß der alte Herr lächelnd zu Gunsten seines Begleiters intervenirte und den jungen Mann entschuldigte. Der Andere schien sich jetzt erst seines unschicklichen Benehmens gegen den Leiter seines Freundes bewußt zu werden, er dankte ihm für die geleistete Hilfe und übernahm es jetzt selbst, seinen Freund und Stubengenossen, wie er sagte, nach Hause zu führen, wobei er wie zufällig einfließen ließ, daß sie Beide Studenten seien. Nach gegenseitigen Complimenten nahm man Abschied; auch der Trunkene schien etwas nüchtern geworden, denn er folgte seinem Freunde ohne Widerstand und sogar in ziemlich schnellem Schritte. Lächelnd sah der Rentier den Beiden nach, bis sie um die Ecke bogen, dann wandte auch er sich, um seine Wohnung zu suchen. „Leichtsinniges Volk,“ schalt er vor sich hin, „bringen unser einen noch um seine Nachtruhe. Wie viel Uhr mag's denn sein?“ Er griff nach der Uhr, — die Uhr war fort, fort mit Kette und Berloques! Es wußte genau, daß er sie bei der Bewegung mit dem Betrunkenen noch gehabt, verloren konnte er sie nicht haben, — es war nur eine Möglichkeit: sie mußte gestohlen sein. So schnell es seine Füße erlaubten, lief er zurück, aber von den beiden angeblichen Studenten war keine Spur zu entdecken: die Straßen waren todtenstill und kein Schatten ließ sich sehen, kein Fußtritt vernehmen. Laut fluchend kehrte der Bestohlene um, immer noch über den eigentlichen Grund seines Verlustes im Zweifel, bis ihm der flatternde Zipfel seines Shlipses neuen Argwohn erweckte. Er griff nach der Brust — auch die Brillantnadel war fort! Jetzt konnte er nicht mehr zweifeln, daß er raffinirten Spitzbuben in die Hände gefallen war. Der alte Herr wird nach dieser empfangenen Lehre wohl keinen Trunkenen mehr nach Hause geleiten; für Andere aber möge der Fall als Warnung dienen.

(Die britisch-deutsche Legion in Spanien.) Am 2. Oktober waren es gerade fünfzig Jahre, daß der kriegserfahrene Herzog von Wellington jenen für die deutsche Legion so ehrenvollen officiellen Bericht an das Ministerium nach London sandte, in dem er sie zugleich der ganzen Armee als Vorbild empfahl, was durch Kaltblütigkeit, Disciplin und Selbstvertrauen erreicht werden könne. Auch drückte Wellington seine Zufriedenheit mit der deutschen Legion thatsächlich unter anderen dadurch aus, daß derselbe bei deren bevorstehendem Einzug in Madrid befahl, daß die Legion die Avantgarde bilden soll. Der Einzug fand unter dem ungeheuersten Jubel statt und die Truppen wurden von den Einwohnern mit allen nur erdenklichen Freudensbezeugungen begrüßt.

Kassel, 14. Okt. Ein Renkontre des Churfürsten mit einem Bauern bildet im Augenblick das Tagesgespräch. Der Churfürst, so wird erzählt, sei vor einigen Tagen mit seinem Adjutanten auf einem für Fuhrwerk bestimmten Wege unweit des Wilhelmshöher Thores spazieren gegangen, als ein Bauer mit einem Lastwagen ihm entgegengefahren sei. Der Adjutant sei zur Seite getreten, der Churfürst aber scheine das Ausweichen von dem Fuhrwerke erwartet zu haben. Sei es nun, daß der Fuhrmann den Landesherrn nicht erkannte, oder daß er nach der abschüssigen Stelle auszuweichen außer Stand war — genug der Churfürst wäre um ein Haarbreit überfahren worden, wenn der Adjutant ihn nicht vor dem Wagen weggezogen hätte. Zur Rede gesetzt, erwiderte der Bauer, der Weg, auf dem er fahre, sei für Fuhrwerk eigens bestimmt, für Fußgänger seien ja rechts und links zwei Wege vorhanden. Kaum war der Churfürst an der Wilhelmshöher Thorwacht angekommen, so setzten sich alsbald einige Mann in Bewegung, um den Bauern zu arretiren; der aber hatte sich in Trab gesetzt und war dem Gesichtskreise der Soldaten entschwunden.

Auflösung des Rebus in Nr. 125.

Ohne Hast, ohne Rast.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 129 Dienstag, den 28. Oktober. 1862.

Der Weg zum Glück.

Novellette aus dem Leben.

Von Th. Mügge.

(Aus der „Mnemosyne.“)

Vor ungefähr 20 Jahren ging ein blutjunger Assessor eines Tages in einer Hauptstadt der ostpreußischen Provinz als ein Bild der Verzweiflung auf der Promenade umher. Er hatte den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Kopf gesenkt, die Augen tief auf die Erde gerichtet und kümmerte sich nicht um Herbstregen und Abendnebel, die wild um ihn her wirbelten. Ein Paar Vorübergehende sahen ihn bedenklich an; einer derselben grüßte sogar, aber der Assessor dankte nicht. Er schien geschlossenen Auges, doch keineswegs im Licht zu wandeln, denn plötzlich lief er gegen einen Herrn an, der ihm entgegen kam und mit einem derben Scheltwort zurückprallte.

Ich bitte um Verzeihung, murmelte der Assessor halblaut und mit einem flüchtigen Seitenblick, indem er seinen Weg fortsetzte.

Element! schrie der Gestoßene, Deine Höflichkeit heilt meine blauen Flecke nicht.

O, du bist es, sagte der junge Mann, den der Andere festhielt.

Ja, ich bin es — zu meinem Schaden — versetzte dieser spöttisch; aber wie siehst Du denn aus? Jammervoll, blaß und mager, wie der Nachmittags-Prediger Flitte. Bist Du krank?

Krank, o nein! doch, wie Du willst: Ja, auch krank, Vetter. Lebe wohl.

Der Vetter nahm statt aller Antwort den Arm des Assessors und sagte lachend: Mensch, Du sprichst wie Romeo, und wenn hier irgend eine Gartenmauer wäre, verschwändest Du Deinem Benvoglio, so spurlos wie jener, Du bist also auf jeden Fall verliebt; gestehe!

Still, sagte der Assessor, indem er sich ängstlich umsah.

Ach Narrenpossen! rief der eifrige Herr, ich muß Dir die Leviten lesen. Ist das ein Betragen von einem jungen, sixen Gesellen wie Du; von einem, der ein flotter Bursche sein Leben lang war und jetzt ein Kopfhänger geworden ist; ein Kerl, der (wie Falsteff sagt) aus einer Käferinde gemacht wurde?! Komm' mit, mein Junge, wir müssen das bei einer Flasche Sect weiter abhandeln.

Laß' mich in Frieden! sprach der Assessor seufzend, Du weißt nicht, wie es mir um's Herz ist; hast das nie gekannt, was mich bedrückt.

O, Patron, erwiderte der Vetter lachend, so sollst Du mir nicht kommen! Ich bin Advokat, Justizrath, ein Beichtvater für viele Menschen, die mir ihre Sünden anvertrauen und mich um Hilfe anrufen in aller Lebensnoth; Du aber, den ich von Kindesbeinen an gekannt und lieb gehabt, Du solltest Dich schämen, den Verstockten zu spielen.

Der Assessor stand mit gesenktem Kopf und drückte die Hand des theilnehmenden Freundes.

Nun, wenn Du nicht mit der Sprache heraus willst — fuhr dieser fort —, so will ich Dir sagen, was ich gehört habe, denn Du weißt, es gibt überall, so auch hier, Leute, die ihren Nebenmenschen eine bewundernswerthe Aufmerksamkeit widmen. Und einer dieser wahren Christen kam und sprach zu mir: Ihr Vetter, der Assessor, hat sich wohl lange nicht bei Ihnen blicken lassen?

Nein, seit ein Paar Wochen nicht.

Ah — o ja, das glaube ich wohl.

Wie so?

Nun, haben Sie wirklich Nichts gemerkt?

Ich? nein Nichts.

Kennen Sie den Hofrath Täubner?

Digitized by Google

Der da an der Promenade wohnt?

Ja, der die drei hübſchen Töchter hat.

Der gute Mann blinzelte mit den Augen, als er dies ſagte und ſtrich mit der Hand über ſein mageres häßliches Rattengeſicht, als ich ſchrie: was, zum Henker, macht er da die Kur?

Die Kur? ſagte er. Es iſt eine förmliche Liebesgeſchichte mit der Aelteſten, der Antonie; wenigſtens glaubt man das allgemein.

Herr! ſchrie ich ärgerlich, glauben Sie doch nicht, daß mein Vetter ein Narr iſt.

Hier faßte der Aſſeſſor den Juſtizrath lebhaft bei dem Rockknopf und ſagte dringend: Ich bitte Dich, ſprich nicht ſo laut.

Das Mädchen iſt hübſch, fuhr der Juſtizrath fort, das geb' ich zu; gut, häuslich, ſanft, weiblich, kurz: ein Engel! wie die Verliebten von Jeder ſagen. Es mag Alles ſo ſein, meinetwegen; aber der alte, langnaſige Hofrath hat Nichts, als die drei hübſchen Kinder, und mein Vetter auch Nichts, als ſein nagelneues Aſſeſſor-Patent. Ergo wäre es eine Narrheit, an reelle Liebſchaft zu denken, und er iſt ein vernünftiger Junge — ein Menſch von Kopf —, aus dem was Rechtes werden ſoll, wie ich denke; der warten und hoffen kann, eine vortheilhafte Parthie zu machen. Glatte Geſichter haben ſie Alle, ſeitdem die Pocken gelimpft worden; gut und gebildet ſind ſie auch, dafür erhalten ſie Erziehung; kurz, ich glaube, und will es auch nicht glauben, daß es mehr iſt, als eine gewöhnliche Kurmacherei.

Und dennoch iſt es mehr als das, weit mehr! ſagte der Aſſeſſor mit einem tiefen Seufzer.

Der Juſtizrath ſchlug die Arme zuſammen und ſah ihn forſchend an. Deine Narrheit iſt alſo ernſthafter Art? fragte er.

Nenne es, wie Du willſt! rief der junge Mann, leidenſchaftlich erregt; ſpotte, verhöhne mich. Ich wollte alle Herzloſigkeit der Menſchen, auch der beſſern, ertragen, wenn ich damit mein Glück erkaufen könnte.

So, ſagte der Vetter gelaſſen, es fehlt alſo noch Etwas daran? Sie iſt ſpröde, grauſam, tyranniſirt Dich.

Wenn Du alles wiſſen willſt, erwiderte der Aſſeſſor, ſo wiſſe: Nein, nicht ſie, ſondern der Vater — er hat mir geſtern . . .

Die Thüre gewieſen, ſchrie der Juſtizrath freudig. Das iſt vortrefflich!

Nicht das, fuhr ſein Verwandter unbillig fort, aber er gab mir Andeutungen, die vermuthen ließen, er merke unſer Verhältniß und mißbillige es.

Wie ein rechtſchaffener Vater dies gar nicht anders thun kann, ſagte der Juſtizrath, und jetzt ſei vernünftig, Guſtav. Es gibt viele Tauſende von Mädchen auf der Welt, alle ſchön und liebenswürdig. Du wirſt nicht ſitzen bleiben; Eine darunter wird ſich ſicher Deiner erbarmen, wenn die rechte Zeit und Stunde da iſt. Mit dieſer aber läufſt Du in Dein Unglück. — Sieh' mich an, ich bin ein alter Junggeſelle geworden, und es thut mir keinen Augenblick leid. Entweder muß man vortheilhaft heirathen, oder gar nicht. Ich habe das Erſte nicht gekonnt, Du aber kannſt es. Die Zukunft und ihr Glück liegen Dir offen; dies wird wie von ſelbſt über Dich kommen. Entweder Geld oder bedeutende Familienverbindungen, die Dich heben, das muß Dein Wahlſpruch ſein. Meiſt heirathet man nur ein Mal und entſcheidet das ganze Leben.

So ſprechen all' die weiſen Leute, rief der Aſſeſſor bitter, und ſie treiben Handel mit Allem, auch mit der Liebe und dem Wohl und Weh der Herzen. Sie begreifen es nicht, daß ſich ein Lebensglück nie mit Gold und Ehren abkaufen läßt, — daß man in der Hütte, im engen Kreiſe, ſeliger wohnen und ſich glücklicher preiſen kann, als unter Ordensbändern in Palaſten.

Ich habe manchen Gimpel dieſes Lied pfeifen hören, erwiederte der Juſtizrath nach einer Pauſe, aber Du, ein Mann von Geiſt und Tüchtigkeit, ſollteſt kaltblütig über die Wahrheit des Lebens denken und den Unverſtand der ſogenannten Gefühle verachten.

Der Aſſeſſor gab eine erregte, unwillige Antwort, und es half Nichts, daß ſein verſtändiger Freund ihm mit unzähligen Gründen auseinanderſetzte: Nichts ſei unſinniger und unbeſonnener, als dieſe Vergaffung in ein hübſches Geſicht. Wer hat der Leidenſchaft ſchon Weisheit mit Erfolg gepredigt?

Eine volle Stunde ging der lebhafte Advokat mit ſeinem Freunde auf und ab, trotz des böſen Wetters; doch alle ſeine Einwürfe und Vorſtellungen wurden entſchieden verworfen. Ich kann nicht, rief der Aſſeſſor wohl zehnmal heftig aus, und ich will nicht! Ich habe Antonie ewige, unwandelbare Liebe geſchworen. Allem Ruhm, allen Plänen des Ehrgeizes will ich freudig für ſie entſagen. Ich kann ohne ſie nicht leben, mein einziger Gedanke iſt nur der: irgend ein kleines Amt zu erhalten, das mir Brod gibt. Mag es dürftig ſein, wie es will: ich beſchwöre Dich, ſprich nicht mehr dagegen, es iſt vergebens!

Der Juſtizrath ſah kopfſchüttelnd in das brennende Geſicht des jungen Mannes. Armer Guſtav, ſagte er mitleidig, Du liebſt alſo wirklich ſo, daß Du die Welt wegen eines hübſchen Mädchens verpuſſeſt?

Ich liebe, das iſt Alles, was ich weiß.

Es muß ein ſeltſamer Zuſtand ſein, fuhr der Juſtizrath fort; doch, wenn Du willſt, wohlan, — ich will Dir helfen. In T. ſuchen die Bürger einen Syndikus; ein Wort von mir, und Du haſt die Stelle, die 500 Thaler einbringt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Maria Dundee oder die Polen in Stockholm.

(Aus der Novellen-Zeitung.)

(Fortsetzung.)

Sie sollen es nur wagen, den Mund zu verziehen, antwortete der Pole verächtlich; nach Gott bin ich Herr hier — und dort, fügte er hinzu, indem er auf die Yacht zeigte, die nun, ganz und gar von der steuernden Hand verlassen, wie ein Spielzeug von den Wogen umhergeworfen wurde.

Die Böte wurden bemannt, und bald erreichten sie unter den Befehlen des stolzen Befehlshabers den Gegenstand seines Zornes und seines Mitleides. —

Auf der Yacht befand sich der ehrliche Vater Blasius Dundee, Bürger in Stockholm, mit seiner Tochter, der achtzehnjährigen Marie, seinem jungen Gehülfen, Nils Christensson und ein Paar Ruderknechte.

Nils hatte am Steuer gestanden und mit sicherer Hand das kleine Feuerzeug der verfolgenden Flotte entführt (welche sowohl vom Vater Blasius, wie auch von seiner Tochter mit Furcht betrachtet wurde), als die Kanonenkugel das Steuer zersplitterte und somit das Fahrzeug den Wogen und den Launen des Feindes überließ. —

Marie verbarg ihr erbleichendes Antlitz in ihrem Tuche, als sie die eine Kugel wenige Schritte von sich vorbeibrausen sah und hörte, und in demselben Augenblicke einen heftigen Stoß empfand, der die ganze Yacht zersprengen zu wollen schien, als die andere das Fahrzeug traf und Nils das Ruder aus der Hand riß.

Vater Blasius eilte herbei und umarmte seine Tochter, gleich als wollte er sie ermuntern und trösten. Aber auch seine Wangen waren von andern Tropfen feucht, als die waren, mit denen die Wogen ihn bespritzt hatten.

Nils Christensson aber behielt seine Ruhe. Ich glaubte nicht, daß sie es so ernstlich meinten, sagte er, indem er seine kräftige Gestalt erhob und einen unerschrockenen Blick dem Feinde zuwarf. Nun aber gilt's das Leben. Setze unser kleines Boot aus, Thomas, und Du, Matts, nimm das Ruder!

Bald war das kleine Fahrzeug ausgelegt. Vater Blasius sprang schnell hinein. Nils, dem es sonst nicht an Muth fehlte, schien es kaum zu wagen, Marie die Hand zu reichen und ihr hinabzuhelfen.

So blaß sie auch in diesem Augenblicke war, so schwebte doch ein blasser Rosenschimmer über ihre Wangen, als sie an dem starken Arme des Jünglings in das Boot hinabstieg. Nils ergriff das Steuerruder, indem die beiden Knechte mit einigen raschen Zügen das Boot von der allmählig sinkenden Yacht entfernten.

Legt Euch auf den Boden nieder, Vater Blasius! sagte Nils, dann geht es etwas gleichmäßiger! Und auch Du, Marie; denn Dein rothes Kleid kann uns leicht verrathen. Aber seht! bei Gott, sie setzen Böte aus, um uns zu holen! — Nun, nun! noch ist nicht Alles verloren! Wir wollen versuchen, uns hinter dem Schwanenfelsen zu verbergen.

Mit diesen Worten warf er seinen Rock über Blasius und Marie, die auf dem Boden des Fahrzeuges lagen.

Jede Woge schleuderte das gebrechliche Boot erst hoch in die Luft und schien es dann verschlingen zu wollen. Die tüchtigen Burschen aber hielten es im Gleichgewicht und näherten sich nun auch mit der größten Anstrengung dem kleinen Felsen, hinter dem Nils einen Versteck zu finden hoffte.

Einen bessern Landungsplatz zu finden war unmöglich, da alle andern entfernter waren, und so beschloß er, hier beizulegen. Auf allen Seiten aber brach sich heftig die Brandung an den kleinen Felsenspitzen, die sich nur wenige Ellen über die Wasserfläche erhoben und nur dadurch von den Wogen unterschieden, daß sie fest standen und daß die gebrochenen Wellen sie mit schneeweißem Schaum bedeckten. Nils wollte da beilegen, wo sie vor dem Winde geschützt waren, aber auch hier war es fast unmöglich. Nur mit der äußersten Anstrengung glückte es den Ruderern, so nahe an dem Felsen zu halten, daß Nils das zitternde Mädchen aus demselben herausheben konnte; kaum aber stand der Jüngling auf dem Felsen fest, als eine hohe Welle über ihn und seine süße Last hinwegschlug und das Boot weit in das Meer hinausschleuderte.

Mit einer Kraft, als ob er eine Welt in seinen Armen getragen hätte, hielt sich der Jüngling an dem Felsenstücke fest, und obgleich die Dunkel der Todesgefahr ihn umgaben, so erglühte doch ein süßes Gefühl in seinem Innern, als er fühlte, wie das Mädchen seine weichen Arme fest um seinen Hals schlang und in der Angst ihre Brust an seine Wangen drückte. Der Gedanke flog ihm durch den Kopf, daß, wenn er nun seine Stütze los ließe, er ja in der schönsten Stunde seines Lebens sterben würde.

Aber er sammelte alle seine Geisteskräfte, um diesen lockenden Gedanken aus seiner Seele zu verjagen, und als die Woge zurückfloß, glückte es ihm, mit ein paar Sprüngen die Spitze des Felsens zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Seidenstrumpf der Madame Dubarry. Die Gräfin Dubarry hatte sich einige Jahre nach Ludwig XV. Tode auf ihr Schloß Luciennes zurückgezogen, wo sie mit vielen liebenswürdigen Leuten in freundschaftlichem Verkehr lebte, die sie von Zeit zu Zeit zu besuchen kamen und unter denen sich auch die Celebritäten jener Zeit befanden.

Eines Abends, gegen das Ende des Herbstes, befand sie sich in ihrem Boudoir allein, und hatte sich, den Pendelschlägen ihrer Uhr horchend, in welcher Stimmung auf ein Sopha ausgestreckt. Der außen herabfallende Regen trug noch dazu bei, ihre Melancholie zu vermehren. Sie träumte von der Vergangenheit, die sie sich in ihrem Gedächtniß lebhaft vergegenwärtigte.

Digitized by Google

Durch das Eintreten ihrer Kammerfrau Geneviere wurde sie aus ihrer Betäubung erweckt.

„Ich habe nicht gerufen", sagte sie etwas unmuthig.

„Ich wünschte mich einige Minuten mit der Madame zu unterhalten," erwiederte Genevieve, „und da ich Sie allein wußte, so glaubte ich mir den Augenblick zu Nutze machen zu müssen."

Als sie dies gesagt, wollte sie sich wieder zurückziehen, die Gräfin bedeutete ihr aber durch ein Zeichen, daß sie sie anzuhören geneigt sei, Genevieve begann also:

„Mutter Rogen ist gestorben und hat außer vierzehn unversorgten Kindern nichts hinterlassen; mitleidige Menschen haben sich dreizehn derselben angenommen, und ein einziges ist noch zu versorgen, es schreibt recht hübsch."

Die Gräfin schüttelt den Kopf, die Kammerfrau fuhr aber nichtsdestoweniger fort:

„Der arme Knabe ist 17 Jahre alt; er ist sanft, und könnte leicht verführt werden. — Wenn Madame —"

„Ich habe keinen Einfluß mehr", erwiederte die Gräfin, „das hieße ihn mit leeren Hoffnungen hinhalten."

Bald jedoch ließ sie ihrem Herzen freien Lauf und gestattete Genevieve, den Jungen für einige Wochen in's Haus zu nehmen.

So kam denn Jules Roger nach Luciennes.

Seine Sprache, seine schönen schwarzen Augen und seine vollendete Gestalt sprachen sehr zu seinen Gunsten, so daß er kaum einige Tage nach seiner Ankunft schon mit dem Titel eines Gehimsekretärs beehrt wurde.

Der Gräfin machte es Vergnügen, sich mit ihm von seinen Brüdern und Schwestern zu unterhalten, und ihr Anblick verfehlte nie, ihm das Herz weich zu machen; bald vermochte er sich nicht mehr von ihr zu trennen und liebte sie zum Rasendwerden.

Gingen sie in den Garten, so folgte er ihr auf dem Fuße nach, schloß sie sich ab, so durfte man überzeugt sein, ihn nicht weit davon zu finden.

Sprach sie in seiner Gegenwart mit Herrn von Cosse von ihm, so wurde er so verwirrt, daß er fast in Ohnmacht fiel.

Die Gräfin war bisher von alle Dem nichts gewahr geworden, sie hatte Jules Erklärung für Kindereien, für Folgen seiner Anhänglichkeit genommen. Ein Zufall jedoch öffnete ihr die Augen, und sie wurde böse, oder stellte sich wenigstens, als ob sie es wäre, denn eine kokette Frau fühlt sich stets glücklich, einen Liebhaber mehr an ihren Wagen gekuppelt zu sehen.

Eines Tages hatte es eine Zeit lang geregnet, und nachdem der Regen zu Ende war, machte Madame Dubarry, um sich zu zerstreuen, einen Spaziergang durch den Park. Bei ihrer Rückkehr wechselte sie die nassen Strümpfe, und ließ Jules zu sich bescheiden, um sich mit ihm wegen der Vorbereitung eines Festes zu besprechen, das sie Herrn von Cosse geben wollte; sodann beurlaubte sie ihn, und zog sich in ihr Boudoir zurück, wo sie den Baron von Sugere erwartete.

Am folgenden Tag kam Genevieve ganz außer sich zur Gräfin, und sagte ihr, daß sich ein Dieb im Hause befinden müsse, denn es sei ein Seidenstrumpf abhanden gekommen. In ihrer Wuth schob sie bald auf diesen, bald auf jenen die Schuld. Selbst Zamore's Treue kam in Verdacht. Auf Genevieve's Verlangen wurde er herbeigerufen. Jules, der sich in demselben Augenblick bei der Gräfin befand, schien sehr bestürzt. Bei der Ankunft des Angeklagten forderte er ihn nach seiner Gewohnheit und um die Aufmerksamkeit von dem Hauptgegenstand abzulenken, auf, mit ihm zu ringen. In dem Kampfe, der sich nun zwischen ihnen entspann, schob sich Jules Hemdärmel zurück und die Gräfin konnte den verloren gegangenen Seidenstrumpf bemerken, der ganz sentimental in Gestalt eines Armbandes um den Arm des jungen Menschen geschlungen war.

Sie entließ sofort Genevieve und Zamore, die von alle Diesem nichts bemerkt hatten, durch ein Zeichen, und als sie sich mit Jules allein sah, stellte sie sich höchst aufgebracht und sagte zu ihm:

„Wie, Sie lassen den Verdacht auf Unschuldigen ruhen, und setzen mich der Gefahr aus, getreue Diener zu entlassen?"

„Oh! Madame," erwiederte Jules mit jämmerlichem Aussehen, „verschonen Sie mich mit ihren Vorwürfen; ich war krank, ich hatte eine Entzündung am Arm und man hat mich versichert, daß ein seidener Körper, der die Haut einer Person berührt hat, die man liebt, ein unfehlbares Mittel sei."

Madame Dubarry konnte bei dieser Erklärung das Lachen nicht halten. Jules fuhr mit Leidenschaft fort:

„Er hat mir das Leben gerettet und ist mein einziger Trost dafür, daß ich ein Gut müssen muß, das ich nie besitzen werde, und dessen Entbehrung mir leicht den Tod zuziehen könnte."

Bei dieser naiven Liebeserklärung brach die Gräfin in ein schallendes Gelächter aus, und in dem Augenblick meldete Genevieve Herrn von Beaumarchais.

Er schien traurig und nachdenkend und seine Gesichtszüge boten gegen die augenscheinliche Heiterkeit und Lebhaftigkeit der Gräfin einen auffallenden Widerspruch dar, daher sagten sie auch zu einander:

„Sie scheinen heute sehr betrübt!"

„Sie sind besonders heiterer Laune."

Der Dichter war mit Figaro's Hochzeit beschäftigt.

Madame Dubarry erzählte ihm ihr Abenteuer.

Beaumarchais, der ihr im Anfang wenig Aufmerksamkeit schenkte, wurde mehr und mehr aufmerksam auf ihre Erklärung. Seine Gesichtszüge erheiterten sich allmählig und als er Luciennes verließ, schied er in fröhlichster Stimmung.

Am folgenden Tage reist Jules, der Besitzer des werthvollen Seidenstrumpfes, im Auftrage der Gräfin nach Holland ab, um Graf Jean einen Schreiben zu überbringen, und Beaumarchais, als er den Vorfall gehört hatte, verwebte ihn so hübsch in die reizende Scene, wo das im ersten Act von Cherubin der Gräfin Almaviva entwendete Band durch seine schöne Pathin an seinem Arme gefunden wird.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- Stadt- und

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 130. Donnerstag, den 30. Oktober. 1862.

Der Weg zum Glück.

Novellette aus dem Leben.

Von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Der Assessor fiel mit einem elektrischen Entzücken in allen Gliedern dem Justizrath um den Hals. Bester, liebster Vetter! wenn Du das könntest, rief er, ich wäre der glücklichste Mensch unter der Sonne.

Ich kann es gewiß, erwiederte dieser mit Ueberzeugung; aber, Gustav, wird es Dir nie leid thun?

Nie, o niemals! rief der Assessor; wie kannst Du das nur denken!

Gut, so wollen wir morgen nach T. fahren. Ich werde Dich vorstellen, und Du wirst gewählt. Nun aber komm. Es ist verdammt naß und kalt; wir wollen die Sache umkehren, uns außen trocken, innerlich naß machen und vergnügt sein.

Und sie waren vergnügt. Der Assessor lachte und trank, und war vom Glück seiner Zukunft bis in die späte Nacht berauscht. Am andern Tag aber stand er zur guten Stunde — in schwarzem Frack, weißer Binde und gelben Handschuhen — an der Thüre des Hofraths und Rendanten Täubner, und nach einem minutenlangen Bedenken und Lauschen klopfte er muthig an. Als drinnen eine Stimme antwortete, öffnete er und verbeugte sich ein wenig befangen vor dem großen, dürren Manne, der die Brille von der Nase auf die Stirne geschoben hatte und von seinem Arbeitstische aus die ganze Majestät seines strengen Gesichts zeigte. Es war der Urtypus eines Hofraths und Kassenbeamten. Ernsthaft und gravitätisch saß er da, mit dem stolzen Bewußtsein seiner Würde und Wichtigkeit im Staat. Als er den Eintretenden erkannte und inne ward, daß es kein Besuch in Dienstangelegenheiten sei, verschwand die Falte von seiner Stirne und die Kälte von seinem Angesicht. Er stand auf, gab dem jungen Herrn die Hand, führte ihn zum Sopha, bat ihn, Platz zu nehmen — setzte sich dann neben ihn, und indem er ihm sogar eine Prise anbot, sagte er, so freundlich er konnte: Ich bin erstaunlich überrascht, sehr freudig überrascht, mein werther Herr Assessor! Was führt Sie in so ungewohnter Stunde zu mir, oder — wie? haben Sie sich etwa in der Thüre geirrt und wollten dort hinein, um meiner Familie Ihren werthen Besuch zuzuwenden?

Ich wollte zu Ihnen, Hr. Hofrath, erwiederte der Assessor. — Der große Mann wurde plötzlich wieder ernsthaft; er witterte einen Supplicanten. Womit könnte ich dienen? murmelte er und preßte die Worte zwischen die Zähne.

Der Assessor drehte seinen Hut rund in den Händen um, und heftete die Augen auf den schwarzen Bandsaum. Plötzlich schlug er sie auf und sagte: Erlauben Sie mir, kurz und bestimmt zu sein. Seit einem Jahre habe ich die Ehre, Ihr Haus zu betreten. Dies gab mir Gelegenheit, Ihre Fräulein Tochter kennen und verehren zu lernen. Ich liebe sie, Antonie erwiedert meine Neigung; es fehlt zu unserem Glücke nur Ihre Einwilligung. Diese zu erbitten, bin ich gekommen, und wenn ich hoffen dürfte . . . wenn Ihre Achtung . . . wenn mein Character . . . meine Liebe . . .

Der alte Herr rückte unruhig auf dem Sopha hin und her. Sein faltenreiches Gesicht wurde mit jedem Worte finsterer; bei der Liebe unterbrach er ihn. Alles recht schön, sagte er, indem er die Brille abnahm und in seine Hand drückte, — ich fühle mich unendlich geehrt, und meine Tochter würde ohne Zweifel kein besseres Loos sich wünschen können, aber . . .

Sie werden unser Lebensglück nicht stören wollen! rief der Assessor, und seine Lippen zitterten, wie die Hand, welche er nach dem strengen Vater ausstreckte.

Aber, fuhr der Hofrath in demselben bedächtigen

Digitized by Google

Geschäftstone fort, ich kann dennoch mein unmaßgebliches Bedenken nicht unterdrücken. Eine Heirath aus Liebe in jungen Jahren scheint allerdings ein sehr verlockendes Glück. Die Liebe läßt Alles im besten Lichte sehen; allein es ist damit wie mit einem falschen Kassenschein. Man glaubt sich schon im Besitze einer Geldsumme zu befinden, — betrachtet man es jedoch genau, so steht ein Buchstabe, eine Zahl darin falsch, und die ganze Herrlichkeit ist Nichts werth.

Und dieser falsche Buchstabe?

Das ist die Hauptsache! rief der alte Herr, daran knüpft sich Alles. Wenn die Liebe Liebe sein und bleiben soll, so ist es nöthig, nichts für unnut, Herr Assessor, daß sie nicht hungert und nicht friert! Ganz offenherzig, ich habe nichts gegen Ihren Antrag, ich ehre und achte Sie; aber wer eine Frau nimmt, muß denken, er stürze sich in ein Meer von Sorgen und Nöthen, — muß denken: daß sich Wehe auf Ehe reimt, wie unsere Väter schon sagten; muß denken: daß es nicht genug ist zu lieben und zu heirathen, sondern daß man auch Mittel haben muß, Frau und Kind zu nähren. Und haben Sie das, können Sie das, bedachten Sie das? Ich kann Antonie Nichts geben, als meinen Segen und eine dürftige Ausstattung; Sie, so viel ich weiß, besitzen kein Vermögen, Sie sind Assessor: — er sah ihn mit einem gewissen mitleidigen Blicke an — allerdings mit Aussicht, weiter zu steigen, bis zu den höchsten Staatsstellen; aber leider, es dauert zu lange, schlechte Aussichten! Es gibt gar Viele von der Sorte, sagte er versöhnlich lächelnd und seinem Gaste die Hand schüttelnd, darum dächte ich: wir schlagen es aus dem Kopfe, warten und besinnen uns, legen die Sache ad acta. Was meinen Sie?

Der junge Verliebte war jedoch dieser Meinung durchaus nicht. Sie dürfen versichert sein, erwiederte er hastig, daß ich Alles wohl bedacht habe. Sie haben vollkommen Recht. Will man Carriere machen, so gehen Jahre hin, ehe man zu Brod und Stellung kommt. Ich habe mich jedoch entschlossen, allen zweifelhaft ehrgeizigen Plänen zu entsagen, um ein bescheidenes, sicheres Glück zu suchen und rasch zum Ziele zu gelangen. Mit diesen Vorsätzen bin ich hergekommen, fuhr er dann ruhiger fort, und damit sie sehen, daß ich wohl überlege, was ich will, erlauben Sie mir, Ihnen mitzutheilen, daß eine Stelle, welche mir Brod gibt, so gut wie mein ist. In T. ist das Syndicat zu besetzen. Mein Vetter, der Justiz-Commissär, hat alle Schritte zu meiner Wahl gethan; ich habe nur nöthig, mich dort vorzustellen. Dies soll morgen geschehen, dann bin ich im Amt, habe 500 Thlr. ohne Accidenzien, und Alles in Allem läßt sich wohl eine Frau damit ernähren, die so bescheidene Ansprüche macht, wie Antonie.

Der Hofrath hatte aufmerksam zugehört. Er besaß drei Töchter, die alle hübsch heranwuchsen und Freier begehrten. Er überlegte und rechnete. Einen Syndicus zum Schwiegersohn, 500 Thlr. jährlich, es wären freilich keine sonderlichen Aussichten. Aber er könnte ja einmal Stadtrichter oder gar Bürgermeister werden, und es doch immer noch zu einigen Titulaturen und Thalern bringen. Ich bin Ihren Wünschen gewiß nicht entgegen, lieber, junger Freund, sagte er nach einer Pause. Wenn auch ihre Aussichten bescheiden sind, so genügen sie mir doch, und wenn Antonie . . . Halt, halt! rief er lachend und wehrte den feurigen Dank ab, — erst müssen wir ganz im Reinen sein; ich gebe meine Zustimmung nicht eher, als bis wir Schwarz auf Weiß von wegen der Stelle haben. — Schwarz auf Weiß! schrie er, ja, das ist der beste Liebeskitt. So ein Diplom, ein Patent, eine Anweisung das zieht die Herzen zusammen und wird mit den süßesten Küssen belohnt.

Morgen sollen Sie es haben, rief der glückliche Assessor, es wallet dabei nicht der geringste Zweifel.

Der Hofrath zweifelte auch nicht; er führte den halb und halb Gelogneten zu seiner Familie, und der Rest des Tages verging unter Glückträumen der Liebenden, die — Hand in Hand — ungestört ihre Luftschlösser bauten und sich von der übrigen Welt absperrten durften, recht nach Braut- und Bräutigams-Art.

Am nächsten Morgen holte der Justiz-Commissär seinen Vetter zu Wagen ab und Beide fuhren nach T. Der Advokat war einer jener lustigen, immer lachenden Gesellen, welche die Welt mit ihren Sorgen und Plagen an sich hingehen lassen, ohne viel darnach zu fragen. Die Quintessenz seines Daseins war ein guter Tisch, ein noch besserer Trunk und eine Gesellschaft sorgloser Freunde von gleichem Schlage. Uebrigens hatte er Herz und Kopf auf der rechten Stelle, und wenn es wollte, Witz und Scharfsinn genug, um seine Lust zum Spott tüchtig damit zu unterstützen.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Dundee oder die Polen in Stockholm.

(Aus der Novellen-Zeitung.)

(Fortsetzung.)

Hier stand er nun, von der brausenden Brandung umgeben, und drückte das ohnmächtige Mädchen an seine Brust, indem er mit einem namenlosen Gefühle versenkt war in den Anblick des holden bleichen Antlitzes, über das der Wind zuweilen eine Locke des aufgelösten schwarzen Haares warf.

Als aber Marie wieder erwachend ihr Auge zu ihm aufschlug und eine leichte Röthe über ihre Wangen fuhr, erröthete auch er über seine Kühnheit, sie so genau betrachtet zu haben. Eine schüchterne Verwirrung malte sich in seinen Blicken und er legte sie leise auf dem Felsen nieder.

Noch ein Mal hob sie das niedergeschlagene Auge zu ihm auf, darauf verbarg sie das Antlitz in ihrem Tuche. Sie zitterte heftig.

Digitized by Google

Du frierst, Marie! sagte er, nimm meine Jacke.

Nein, ich friere nicht, antwortete sie, aber Du bist ohne Rock! Sie knüpfte ein Tuch los, das sie sich um den Leib geschlungen hatte, wagte aber nicht, ihn anzusehen oder es ihm hinzureichen.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm er das Tuch leise aus ihrer Hand und band es ihr wieder um, indem er mehr noch zitterte, als sie, während seine Arme hierbei die holde Gestalt so nahe berührten und umschlangen.

Nun wendete er sich wieder um und blickte in das Meer hinaus. Das Boot war ein weites Stück entfernt. Vater Blasius saß auf dem Boden, hielt mit beiden Händen den Rand des Bootes fest und strengte seine mächtigen Lungen auf das Entsetzlichste an, um das Geräusch des Sturmes, der Wogen und der Brandung zu übertönen. Es gelangte aber kein Ton nach dem Schwanenfelsen, sondern der Wind führte ihn der Flotte zu, in Folge dessen die Böte des Herrn Czarnkowsky sich dem kleinen Fahrzeuge immer mehr und mehr näherten.

Der polnische Befehlshaber, der nun freilich zornig war, da sein Stolz verletzt wurde, hatte es doch nicht so übel gemeint, wie es sich nun gestaltete. Als seine Neugier, zu sehen, wer sich auf der Yacht befinde, Veranlassung zu deren Zerstörung gegeben hatte, wollte er doch wenigstens die Armen retten, die dem Tode nahe waren. Seine gewandten Leute und die großen Böte hatten bald Vater Blasius erreicht und nun rief der Pole ihnen zu, gleich beizulegen.

Vater Blasius schrie Himmel und Erde um Erbarmen an, während seine Ruderer das Fahrzeug so nahe an Czarnkowsky's Boot treiben ließen, daß die polnischen Seeleute mit einem Bootshacken es an sich zogen, die schwere Körpermasse des Vater Blasius herausholten und sie dem Befehlshaber zu Füßen warfen.

Gnade! Gnade! gnädigster Herr! rief Blasius, rettet mein Kind, rettet meine Marie! ich will gern Alles zahlen, was ich besitze, wenn Ihr sie nur rettet.

Aha! dort oben auf dem Felsen haben wir ja die Schöne im rothen Kleide! rief Czarnkowsky, ist das Deine Tochter, Alter? Wer steht da neben ihr? Rudert dorthin, Burschen! wir müssen sie retten, sonst würden sie ja auf dem Felsen zu Tode frieren und verhungern.

Gott segne Euch! rief Blasius, ich will gern zahlen, was Ihr als Lösegeld für mich und sie und meine Leute fordert.

Halt das Maul mit Deinem Lösegeld, dummer Tölpel, antwortete der Pole, warum gehorchtet Ihr nicht dem Signale eines Kriegsschiffes? Ich hatte das Recht, Euch in Grund und Boden zu schießen, und damit Basta!

Vater Blasius wagte keine Einwendung zu machen. Das Boot näherte sich dem Schwanenfelsen, von welchem Christenson es schweigend betrachtete.

Maria! rief er endlich, willst Du, daß wir uns den Polen ergeben, oder soll ich Dich bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen? Wenn sie hier beigelegen suchen, will ich ihr Boot mitten in der Brandung durch einen großen Stein zertrümmern.

Ach, mein Vater! seufzte sie und rang die Hände.

Ja, Du hast Recht, Dein Vater ist bei den Polen, antwortete er nach kurzem Schweigen.

Sie blickte stumm in die wogende See hinaus, auf der der Feind sich näherte.

Maria! sagte er, Maria, willst Du sterben?

Sie faltete die Hände und blickte auf ihn mit einem Ausdruck des innigsten Gefühls voll milder und stiller Entsagung, gleich als ob sie Leben oder Tod ganz seinen Händen anvertrauen wollte. Aber in seiner Brust kämpften mächtige Gefühle miteinander. Sollte er es wagen, das Geschöpf, das ihm das Heiligste auf Erden war, der Hand überwüthiger Feinde anzuvertrauen. Sein Stolz flüsterte: nein! Oder sollte er, ein entsetzlicher Todesengel, die holde Gestalt an seine Brust drücken, sich mit ihr in die Tiefe stürzen und so ihre Schönheit und Jugend dem tiefen Grabe in den kalten Wogen opfern? Sein Herz sagte ihm, daß sie wohl ein schöneres Loos werth sei, obgleich er für sich kein herrlicheres denken konnte.

Da tönte die Stimme des Vater Blasius durch den Sturm: Kinder! Kinder! fürchtet Nichts: es ist einer der treuen Unterthanen des Königs, ein edler Herr, der uns retten will.

Maria sprang auf und streckte die Hand nach ihrem Vater aus. In's Auge des Jünglings, das jeder ihrer Bewegungen folgte, trat eine Thräne, aber er schwieg, verschlang die Arme kreuzweis über der Brust und richtete stolze Blicke auf das Boot, das nun dem Felsen ganz nahe kam.

Trage das Mädchen hieher! schrie Czarnkowsky, schnell, Bursche, oder ich jage Dir eine Kugel durch dein verdammtes Gehirn.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das kurz gemeldete schreckliche Eisenbahnunglück in Schottland ereignete sich am 13. Okt. Abends 6½ Uhr durch Zusammenstoß zwischen dem ordinären Bahnzug, der um 5 Uhr Nachmittags von Glasgow abging, und dem von Edinburg nach Perth fahrenden „mittelschottischen Expreßzug," und zwar bei Craigtonbridge, in der Nähe der Winchburgh-Station, ungefähr 12 englische Meilen westlich von Edinburg. Die Bahn führt da durch einen tiefen Felseneinschnitt, und das eine der beiden Schienengeleise war gerade in Reparatur begriffen, so daß hin- und herwärts nur eines benutzt werden konnte. Die Nachmittagszüge zwischen den beiden großen Städten sind schon in der Regel schwer beladen und der Glasgower führte diesmal besonders viele Passagiere wegen der großen Märkte in Falkirk. Mit dem Edinburg-

Digitized by Google

Perther Zug, der auf der Edinburg-Glasgower Linie bis Larbert läuft, führen in fünf großen Passagierwagen ebenfalls viele Leute. Man vermuthet, daß der Zusammenstoß durch den Mißgriff eines neuen Weichenstellers geschah, doch wird das nähere erst die Untersuchung ergeben. Der Glasgower Zug fuhr, da der Stationshof nahe war, mit gemäßigter Schnelligkeit, der Edinburger Train aber, der bei Winchburgh nicht angehalten hatte, in der gewöhnlichen Eile. Als die Züge in der schon hereingebrochenen Dunkelheit einander gewahr wurden, suchten die Lokomotivführer einzuhalten, aber es war zu spät, und sie stießen mit einem furchtbaren Krach aufeinander. Augenblicklich waren die Lokomotive jede auf ihren Zug zurückgeworfen, und die zertrümmerten Wagen und Maschinen häuften sich in gräßlichem Wirrsal übereinander. Die Schlucht, worin sich das Unglück zutrug, mit den 20 Fuß hoch ragenden Felsenwänden, verdüsterte noch die Dunkelheit der Abendstunde, und die Lampen waren fast alle zertrümmert und erloschen. In der Mitte entzündeten die Maschinenöfen die herumliegenden Wagen, aber dieses Licht war von kurzer Dauer, denn der Rauch füllte die Schlucht, und vermehrte noch die Leiden der unter den Trümmern liegenden Unglücklichen. Aerztliche Hilfe aus der Nachbarschaft war bald zur Stelle, und von Edinburg eilten, durch den Telegraphen berufen, die Aerzte des königl. Hospitals herbei. Viele Amputationen wurden gleich an Ort und Stelle vorgenommen, und die Verletzten größtentheils nach Edinburg hereingeschafft; es sind über 100. Elf Leichen, acht Männer und drei Frauen, wurden unter den Trümmern hervorgezogen, und fünf von den Verletzten starben noch in der Nacht. Mehrere Leichen, darunter ein etwa achtzehnjähriges Mädchen mit ½ Penny in der Tasche, lagen andern Tags noch unerkannt, sind auch theilweise so entstellt, daß sie kaum zu erkennen sind. Die beiderseitigen Heizer sind unter den Todten, ebenso der Lokomotivführer des einen Zugs, während der andere schwerlich aufkommen wird. Unter den Verletzten sind Viele gräßlich verbrüht. Der eine Heizer, der ganz zermalmt unter dem Tender lag, hielt krampfhaft noch den Hahn der Dampfröhre in der Hand. Einzelne Passagiere, besonders Kinder, kamen wie durch ein Wunder unverletzt davon; einen, der im vordersten Wagen saß, schleuderte es durch die aufgesprengte Thüre unversehrt heraus; ein Mann wurde mit dem Kopf gegen die Brust der gegenüber sitzenden Frau geworfen, und diese durch die Gewalt des Stoßes getödtet, während er unbeschädigt davon kam u. s. w. Die Mehrzahl der Verunglückten ist aus Edinburg.

(Mittel gegen die Tollwuth.) Wie mit Donderey machte man unlängst den „Kuryer Wileński“ zufolge in New-Orleans glücklich Proben mit einem eben so wirksamen und einfachen Mittel gegen die Tollwuth nach den Anweisungen eines Werkes des Prof. Dr. Marochetti aus Moskau. Als Operateur bei einem Spitale in letzterer Stadt erhielt er den Auftrag, eine nicht unansehnliche Anzahl in der Ukraine von einem tollen Hunde gebissener Personen in die Cur zu nehmen. Eine Deputation von greisen Landleuten ersuchte ihn, solche einem die Wasserscheu schon seit mehreren Jahren heilenden Bauer anzuvertrauen. Dies geschah. 14 Kranke (die 15., ein junges Mädchen, wurde absichtlich mit den gewöhnlichen Mitteln curirt) erhielten täglich je 750 Gramm Absud aus den blühenden Spitzen des gelben Sarothamus scoparius; mehrere Male täglich untersuchte der Bauer die untere Zunge der Patienten, wo sich kleine Giftwarzen nach seiner Aussage bilden würden. In der That zeigten sich solche am dritten und vierten Tage, die der ländliche Arzt immer gleich mit einer rothglühenden Nadel ausbrannte und dann den Mund mit jenem Absud spülen ließ. Alle wurden gesund, jenes Mädchen hingegen starb am siebenten Tage im Anfall von Wahnsinn. Drei Jahre später traf Marochetti wieder alle jene vierzehn früheren Patienten in der besten Gesundheit an und er selbst heilte in der Folge 20 von einem tollen Hunde gebissene Personen in Podolien auf dieselbe Weise vollkommen.

In der Nacht vom 16. bis 17. September fuhren mit dem Courierzuge zwischen Fürstenwalde und Berlin in einem Wagen zweiter Klasse drei Herren, die sich insgesammt dem Schlafe überließen. Einer von ihnen ein Herr aus Breslau, träumt so lebhaft von einem Eisenbahn-Unglück, daß er im Schlafe die Thür des Wagens öffnet und trotz der rasenden Schnelligkeit des Zuges hinausspringt. Durch die eindringende kühle Nachtluft werden die beiden andern Schläfer geweckt, vermissen ihren Reisegefährten und melden bei ihrer Ankunft in Berlin dessen Verschwinden. Sofort wird nach Hirschfelden telegraphirt, wo man den schlaftrunkenen Passagier aufgefunden hatte, der glücklicherweise nur mit einigen Quetschungen davongekommen war. Ein Augenzeuge berichtet, daß der Herr eine Geldtasche mit 1500 Thlrn. und seine übrigen Reisesachen im Eisenbahnwagen zurückgelassen habe. Der glücklich davon Gekommene versichert, daß er nicht wisse, wie er aus dem Wagen herausgekommen sei.

Voriges Jahr wurden am Fuße der Bergwand, welche sich von Hohenems nach Dornbirn hinzieht, unweit des sogenannten Kien zwei junge Männer aus Dornbirn todt aufgefunden. Die damals gepflogene Untersuchung wies nach, daß ein Sturz vom Felsen herab dem Leben jener Männer ein Ende gemacht habe. In neuester Zeit wurde das Dunkel, welches über den Ursachen jenes Sturzes lag, dahin aufgeklärt, daß die ruchlosen Mörderhände dreier Männer es waren, von denen die Verunglückten gewaltsam in die schauerliche Tiefe gestürzt worden sind. Einer der drei Verbrecher soll auf dem Todesbette die fürchterliche That mit allen Nebenumständen gestanden haben.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 131. Sonntag, den 2. November. 1862.

Der Weg zum Glück.

Novellette aus dem Leben.

Von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Es war eine fröhliche Reise, obwohl es eine kalte Herbstnacht war, die eben einbrach, als die Thürme der Stadt vor ihnen aufstiegen. Der lustige Vetter hatte tausend Dinge zu besprechen und zu erzählen. Er sprach, rauchte, trank, lachte und sang ohne Aufhören. Er war das ächte Modell eines Junggesellen von vierzig Jahren, der über Liebe nur noch spöttisch mit den Augen zwingt, Sarkasmen hervorsprudelt, die Weiber zwar nicht verachtet, aber um so mehr die Ehe; der sein rundes rothes Angesicht als die Folge seiner Enthaltsamkeit bewundert und seine Wohlbeleibtheit als das glückliche Ergebniß seiner Freiheit und Unabhängigkeit hoch leben läßt. Es läßt sich denken, daß der Assessor, dem er herzlich zugethan war, nichts desto weniger viel von seinen Spöttereien zu leiden hatte; obgleich er es selbst war, der Jenem die Mittel verschaffte, so bald als möglich zur Fahne Hymens zu schwören.

Als er dem Thore nahe war, hielt er den Wagen plötzlich an und klopfte seine Cigarre ab, indem er nachdenkend mit der Peitsche auf die Stadt wies. Es ist doch sonderbar, rief er aus, daß eines Menschen Schicksal mit ein Paar Schritten weiter auf immer entschieden werden kann. Ja, wenn ich Dich ansehe und Alles recht bedenke, möchte ich Thränen weinen oder wenigstens meine Gäule linksum machen lassen, um über Hals und Kopf zurückzujagen.

Dort, sagte der Assessor, dort liegt mein wahrer Lebenshafen.

Ja dem abscheulichen Neste, schrie der Justizrath, wo Du verkümmern und untergehen wirst — wenn nicht am Leibe, doch an der Seele! Mensch, sagte er und legte seine große Hand auf die Schultern seines Verwandten, den er derb schüttelte, hast Du auch Alles bedacht, Alles überlegt, und willst mit offenen Augen in Dein Unglück rennen? Bist Du reif zum wahren Philister, zum ächten Spießbürgerleben? Fühlst Du den unbeschwinglichen Trieb, Nichts als der Mann einer Frau zu sein, der — wenn sie schmollt und die lieben Kinder schreien — in den Gesellschaftsgarten geht, in die Harmonie, um schlechtes Bier zu trinken, Kegel zu schieben und einfältiges Zeug zu schwätzen? Kannst Du auch vergessen, auf immer und ewig vergessen, was Dein Ehrgeiz Dir einst in unruhigen Träumen vorgespiegelt hat? Du wirst ein armes, stilles Leben führen; Deine Wünsche sind abgethan, Deine Zukunft reicht nicht viel weiter, als diese Lehmhütten und Wiesen; Deine Gebeine werden unter den fahlen Pappeln ruhen, welche dort über das schwarze Gegitter ragen, und Du, mein liebenswürdiger, lebhafter Vetter, Du, der bestimmt schien, bei Muth und Ausdauer — Gott weiß, welche Stufenleiter des Glücks — zu erklimmen, Du wirst nicht einmal den Trost haben, daß man auf Deinen Leichenstein setzt: Er wurde Syndicus und starb als Stadtrichter. Weil er ein Weib liebte, vergaß er die Welt und seinen Beruf darin.

Der Assessor lachte, aber doch brannte manches Wort des guten Vetters wie Feuer in seiner Seele. Du weißt nicht, was es heißt: lieben! sagte er darauf. Soll ich eitel Lug und Trug, leeren Phantomen nachjagen und dafür ein Wesen aus meinem Herzen reißen, ohne welches mir alles Glück gleichgültig wäre? Du bist ein kalter, versteckter Egoist, der nur in seinen Lüsten den Reiz des Lebens findet. Dir mag, was ich thue ein schweres Opfer scheinen, für mich ist es keines. Uebrigens aber kommen all' Deine guten Lehren zu spät, darum fahre weiter, es wird eine kalte Nacht.

Der Justizrath nickte bedauerlich seinem verstockten Freunde zu, dann hieb er auf die Pferde. So lauf'

Digitized by Google

denn in Dein Unheil, Patron! schrie er; mit keinem Narren in der Welt ist schwieriger auszukommen, als mit dem verliebten. Du thust mir auch nicht einmal mehr leid, fuhr er dann fort, — was man verschuldet, muß man tragen, was das Herz gesündigt, hat Mancher schon bis zum Tode gebüßt! Und so gehe denn auch Du mit Deinem Kreuze und seufze nicht darunter, wenigstens nicht öffentlich; denn alle Welt würde Dich auslachen, und ich am Meisten. Du hast es gewollt, nun hast Du es!

Der Assessor wickelte sich fester in seinen Mantel, sein Vetter aber fuhr ohne Zögern in die Stadt und hielt vor dem besten Gasthause an. Man kannte ihn hier; bald waren die beiden Reisenden behaglich eingerichtet, aber beide waren unmuthig angeregt. Der Assessor starrte finster vor sich hin, der Justizrath aber pfiff ein Liedchen, setzte dann seinen Hut auf und ging hastig im Zimmer auf und nieder. Es that ihm leid, einen Freund beleidigt zu haben, und doch wollte er nicht ein Geständniß machen, daß er Unrecht gethan. Nach einem Weilchen hielt er es nicht mehr aus; er ging, um — wie er sagte — ein Paar nöthige Geschäftsgänge heute noch abzumachen, und versprach, in einer Stunde zurück zu sein.

Als der Assessor allein war, bestand er einen angstvollen Kampf mit sich selbst. Er drückte die Hände in beide Augen, murmelte heftige Worte vor sich hin und stierte dann wieder in die lang verkohlte Schuppe des Lichts. Die Worte des Vetters hallten immer von Neuem in ihm wieder und erweckten einen Trübsinn, der sich nicht bewältigen lassen wollte. Fern von der Geliebten, kam ihm Manches in ganz anderem Lichte vor. Nicht seine Liebe schien ihm verändert, aber er fragte sich: ob die Mittel zum Zwecke nicht auch andere sein könnten, ob er hier nicht wirklich den moralischen Tod erleiden werde. Er dachte an alle Hoffnungen und Träume, die er gewaltsam zerrissen hatte, und nun standen sie in ihren Sterbekleidern vor ihm und ängstigten ihn als Gespenster.

Endlich trat er an das Fenster und sah auf die todte Straße hinab. Bang und immer banger trat ihn der Gedanke an, hier leben und — wie der Justizrath spottend gesagt hatte — sterben zu müssen. Er konnte es nicht mehr anhalten, drüben nach dem Bäckerladen zu sehen, wo eine trübselige Lampe drei oder vier kleine Brödchen beschien, die Niemand abholen wollte. So nahm er denn auch seinen Hut und schlich zum Hause hinaus durch die stillen Gassen; sah die Häuser an, stand an den Spalten der Fensterläden still, durch welche da und dort ein Lichtstrahl brach, — und beschaute sich innen das Stillleben, die nüchterne Häuslichkeit, an den Tisch gesetzt, um mit den Gaben, die Gott bescheert hatte, satt gemacht zu werden. Die Genügsamkeit und Einförmigkeit dieses von der Welt abgetrennten Familienglücks fröstelt ihn eiskalt an; ein Gefühl trostloser Langeweile rieselte durch Herz und Adern. Er ließ den Kopf seufzend tief auf die Brust sinken und hob ihn erst wieder auf, als er in seiner Nähe helles Licht durch helle Scheiben fallen sah und laute Stimmen hörte. Da stand mit gold'nen Buchstaben groß geschrieben: Wein- und Caffeehaus, — der ehrenwerthe Name des Wirths darunter. Ahl rief der Assessor, und neuer Muth floß in sein Herz, gibt es Wein- und Caffeehäuser hier, so steht es besser als ich dachte. Ueberhaupt aber, was soll das Grübeln und Bedenken? Der nichtsnutzige Spott des Vetters kann mich nicht anfechten; meine Entschlüsse stehen fest!

Mit diesen Gedanken trat er in die kleine Wirthsstube, aus der die gemischten Gerüche von allerlei Speisen und Getränken ihm entgegenwehten, eingewickelt in Wolken von Tabaksdampf, aus welchen die plumpen Gestalten drei oder vier ehrsamer Bürger — wie ossianische Götter — aus Nebeln schauten.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Dundee oder die Polen in Stockholm.

(Aus der Novellen-Zeitung.)

(Fortsetzung.)

Ein heftiger Zorn flammte in Nils Christensons Blicken auf und schwebte auf seiner Zunge. Er sah sich nach dem Felsenstücke um, mit dem er das polnische Boot zertrümmern wollte; aber sein Auge fiel auf Maria. Da löste sich der Ausdruck des Zorns in Milde auf. Er unterdrückte mit Gewalt jedes andere Gefühl, nahm sie in seine Arme und trug sie an den Rand der Brandung, wo der Schaum der Wogen ihn bis zur Brust bedeckte. Czarnkowsky steuerte das Boot, so nahe er konnte; und in demselben Augenblicke, wo eine Woge an ihm vorüber trieb, hatte er sich aufgerichtet, faßte das Mädchen um den Leib und riß sie glücklich zu sich in das Boot. Nils aber wurde mitgerissen, sein Fuß schwankte auf den Felsen, seine Hände vermochten das Boot nicht zu erfassen und er stürzte in die schäumende Tiefe.

Nils! Nils! rief Vater Blasius.

Gott im Himmel! schrie Maria und wollte sich ihm nachstürzen; Czarnkowsky aber hielt sie zurück und warf sie dem Vater in die Arme, der sie auch nicht los ließ.

In demselben Augenblicke, wie der Pole das Boot umwerfen ließ, um zu versuchen, ob man ihn retten könne, erhob sich das Haupt des schwimmenden Jünglings über der nächsten Woge. Czarnkowsky warf ihm selbst das Tau zu und holte ihn glücklich an Bord.

Nun Burschen, rasch zurück! rief der Befehlshaber und gab dem andern Boot das Signal, ein Gleiches zu thun.

Als Alle an Bord des Kriegsschiffes angekommen waren, warf der stolze Pole seinen nassen Pelz ab, und

Digitized by Google

stellte sich in seinem langen goldgestickten Scharlach, schön, wie ein Fürst, die Hände auf dem goldenen Säbelgriff, vor den großen Mast hin.

Führt die Gefangenen hierher! rief seine laute Stimme, ich will sie richten; und aus seinen schönen Zügen sprach Strenge und Zorn.

Zitternd stellten Blasius, seine Tochter und die beiden Knechte sich vor ihn. Nils allein betrachtete ihn mit ruhiger und stolzer Miene.

Wer von Euch führete die Yacht? fragte er streng.

Ich! antwortete Nils.

Und Du wagst es, einem Orlogsmanne zu trotzen! rief er erbittert, Du wagst es, die Flagge Deines eigenen Königs zu verachten, und weigerst Dich, meinen Signalen zu gehorchen! Fort mit ihm, hinab in den tiefsten Raum meines Schiffes! Schmiedet ihn in Ketten! Es wird sich wohl noch ein Thor in Eurem verrufenen Stockholm finden, über dem man sein aufrührerisches Haupt aufstecken kann! Er winkte, und im Augenblicke wurde der Jüngling gefesselt und von den wilden polnischen Dienern fortgeführt.

Maria warf sich dem Polen zu Füßen. Gnädiger Herr! straft ihn nicht, er ist unschuldig; ich habe ihn und meinen Vater in dieses Unglück gestürzt. Ich beschwor sie Beide zu fliehen, und sie thaten es mir zu Liebe. Schont ihn, gnädiger Herr, und laßt mich erdulden, was ich verdient habe!

Du verstehst Dich nicht auf Seemannsgebrauch, Mädchen! sagte Czarnkowsky, dessen strenge Miene sich um Vieles milderte, während seine Augen mit immer größerem Wohlbehagen auf der schönen Gestalt der Knieenden ruhten. Du bist unschuldig. Wer sich aber auf's Meer begibt, ohne zu gehorchen oder die Seesitte zu kennen, der hat sein Loos verdient! Geh' Du mit Deinem Vater in die Kajüte! Euch soll nichts Uebles widerfahren, ich werde Euch glücklich und gut nach Stockholm fahren. Den widerspenstigen Schlingel aber mag der König richten, wie er will; mich geht er Nichts mehr an!

Gnädiger Herr! flehte das Mädchen und richtete seine bittenden Blicke auf ihn.

Stehe auf, Mädchen! sagte er, indem er sie artig erhob. Seine Augenbrauen aber waren noch finster zusammengezogen, als er fortfuhr: Was aber kümmert Dich der Verräther und sein Geschick? Ist er Dein Bruder?

Nein! antwortete sie, und eine holde Röthe flammte auf ihren Wangen. Aber ich würde sein Unglück und seinen Tod auf meinem Gewissen tragen.

Nun, nun! flüsterte der artige Pole, ich bin nicht blutdürstig, und Deinetwegen soll er die Freiheit erhalten, sobald wir in Stockholm ankommen. Sprich aber kein Wort mehr von ihm, wenn ich ihn nicht über Bord werfen lassen soll.

Darauf führete er mit vieler Artigkeit sie und ihren Vater in seine prächtige Kajüte.

Auf der Waldemarinsel oder dem Thiergarten, wo jetzt der reiche Geschmack der Hauptstadt mit der frischen Natur im harmonischen Verein versucht hat, ein Paradies zu schaffen, erhob sich vor dritthalbhundert Jahren noch keine prächtige Villa, duftete noch kein Blumenflor. Ein wilder Wald streckte sich über die ganze Insel, und nur hie und da stand eine kleine Fischerhütte. Im Spätsommer des Jahres 1594 aber wurde daselbst ein schönes Vorspiel zu allen den glänzenden Festen hervorgezaubert, die später auf gleicher Stelle geführt wurden. Am Strande nämlich war schnell eine neue Stadt emporgewachsen, eine kriegerische Zeltstadt, aufgeschlagen von dem Heere, das die stolzen polnischen Magnaten ausgerüstet hatten, mehr um ihren König Sigismund an seinem zweiten Hofe zu besuchen, und den Einwohnern dieses Landes einen Begriff von dem Reichthum zu geben, der in Polen herrschte, als in der Hoffnung, etwas Großes und Entscheidendes für den frommen Herrscher durchführen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei dem Brande des zwischen Panama und San Francisko fahrenden Dampfers „Golden-Gate" hat ein Schweizer, ein Herr Chavannes, außerordentliche Schicksale erlebt, von denen die Schweizer Blätter aus seinem Briefe aus Manzanillo vom 29. Juli nachfolgende Skizze bringen: „Es war Sonntags am 27. Juli, 4 Uhr Nachmittags. Eben hatten wir uns zu Tische gesetzt, als der Ruf ertönt: Feuer! Feuer! In Zeit von fünf Minuten steht die Mitte des Schiffes, der Maschinenraum, in Flammen. Keine Hoffnung. Die Passagiere springen in die Fluth, Scene der Verzweiflung, des Entsetzens, Männer, Weiber und Kinder. Ich selbst halte aus, zuletzt an Tauen hängend, bis der heiße Theer auf mich träufelt, endlich in das Meer — eine Ahnung sagt mir, meine Stunde ist noch nicht gekommen. Es gelingt mir, zwei Rettungsschwimmgürtel umzubinden — die Fluth nimmt mich mit sich fort. Das Todesgeschrei der Unglücklichen um mich her erstickt mit ihrem letzten Athemzug, ich bin allein den Wogen überlassen. Das brennende Schiff treibt der Küste zu. Es wird Nacht, die Hoffnung auf rettende Barken entweicht. Mein Muth bleibt standhaft. Das Wasser ist warm, ich fühle Kälte nur an den Theilen, die nicht im Wasser sind — an Magen, Schultern und Hals. Ich schwimme, um das Ufer zu gewinnen, doch Ströme reißen mich fort. Schweigen des Todes umgibt mich, Leichname fluthen vorüber, eine düstere Erscheinung. Die Flammen des Dampfers erlöschen. Ich höre die Brandung und fürchte an Felsen geworfen zu werden. Mein Entschluß, auf's äußerste zu schwimmen, steht fest. Schwere Seufzer entwinden sich meiner Brust, ich fühle stechenden Schmerz im Rücken. Das Meer ist ruhig. Gegen Morgen fühle ich Kälte. Meine Beine und Arme ermatten. Ich ringe vergebens

Digitized by Google

nach der Küste hin. Der Tag bricht an — nirgends ein Strahl der Rettung. Meine Füße sind geschwollen — es gelingt mir mit einem Messer, das ich in der Tasche finde, meine Stiefel durchzuschneiden — ein Stück dabei in's Fleisch — ich bin erleichtert. Ich kämpfe fort, die Sonne brennt auf meinem Gesichte, das Seewasser in meinen Augen, meine Lippen sind vertrocknet. Doch fest noch immer steht mein Muth. Ich fühle weder Hunger noch Durst. Drei oder vier mal kommt mir der Gedanke, von einem Haifisch verschlungen zu werden. Um 3 Uhr Nachmittags mühe ich mich mit äußerster Anstrengung nach dem Ufer hin und bemerke nicht, daß mehrere Barken in meinem Rücken. Ich höre die Ruder, kehre mich und bald bin ich an Bord, gezogen von vier Männern, ich bin sprachlos vor Erschöpfung. Mexikaner, schwarze und häßliche Leute, haben mich gerettet, sie erscheinen mir jedoch schön wie Engel. Ein Italiener, der die Barke steuert, ist glücklich über meine Rettung. Man zieht mir die Kleider ab, und gibt mir ein Glas Whiskey. Er riecht wie Terpentin, schmeckt mir jedoch köstlich. Das Gefühl der Auferstehung belebt mich. Ich verlange eine Cigarre. Mit Seligkeit thue ich einige Züge. Herauf ziehen Erinnerungen vor mir auf, an meine Freunde in Californien und in Europa, an meine Eltern — und ich weine wie ein Kind. Nur mit Mühe gewinne ich meine Fassung wieder. Gott sei Dank! ich stehe auf den Beinen — noch fühle ich Schmerzen, aber es wird vorüber gehen. Ich bin an Bord des Schoones „Literwb", der zwischen Manzanillo und Acapulco segelt. — Der Capitän sagte mir, daß mich die Strömung 30—40 Meilen vom Orte des Unglücks weg geführt. Trümmer des Dampfers treiben vorüber. Wir sehen einen Leichnam und fischen den Paletot des Dr. Bodinier auf. In der Tasche findet sich eine Brieftasche und ein Taschentuch mit den Buchstaben J. B."

Aus Wien schreibt man: In einer in diesem Frühjahre eröffneten Sandgrube vor dem Matzleinsdorfer Viaducte sind die Arbeiter in der letzten Zeit häufig auf Gebeine eines riesigen Thieres gestoßen und zwar auf Zehen, eine Kniescheibe, mehrere Rippen und einen Vorderarm von einem Mastodon oder Dinotherium. Es stellte sich heraus, daß die einzelnen Gebeine einem und demselben Individuum angehörten und in eine durch die ganze Grube sich hinziehende Lage von Letten eingebettet waren. Vorigen Sonnabend traf man auf ein Bein von ganz besonderer Größe, den linken Schenkelknochen; er lag etwas geneigt, mit dem untern Ende nach abwärts gekehrt, auf einer Rippe. Man löste ihn sorgfältig aus dem Sande aber durchfeuchtet wie er war, zerfiel er, indem man ihn herausheben wollte, in zahlreiche Trümmer; es wird im k. k. Mineraliencabinet der Versuch gemacht werden, dieselben wieder zusammenzufügen. Die ganz gebliebene Gelenkkugel desselben ist größer als ein Kinderkopf; es steht zu hoffen, daß bei der Fortsetzung der Grabungen eine größere Menge der disjecta membra dieses gewaltigen Thieres zu Tage gefördert werden wird.

(Ein Original-Harem in Paris.) Der neue türkische Gesandte Djemil-Pascha, der dieser Tage in Paris eintreffen wird, führt seinen Harem mit sich oder doch wenigstens eine aus sieben Damen bestehende Succursale. Man kann sich denken, welche Sensation eine solche Nachricht in der ganzen und „halben" Welt erregt. Die Damen träumen bereits von orientalischen Abenteuern mit bärbeißigen Eunuchen und eingesackten Odalisken; die höhere Lorettenwelt se mesure les rangs und schaut nach dem Schnupftuch; die Damen des Hofes und des diplomatischen Corps hoffen in allen Ehren in die mysteriöse Langweile eines Originalharems eingeweiht zu werden. Jedenfalls wird Djemil-Pascha der Lion oder vielmehr der Coq der nächsten Saison werden und man kann schon jetzt voraussehen, daß er und sein goldener Käfig in dieser so dürren Zeit einen reichen Stoff zu allen nur denkbaren guten und schlechten Witzen bieten wird.

Zur Prüfung, ob sich in der Mitte eines gefällten Stammes „anbrüchiges Holz" befinde, legt man den Stamm horizontal mit jedem Ende auf eine Unterlage, worauf Jemand mit einem Hammer gegen die Grundfläche des Stammes schlägt, während ein Anderer das Ohr der entgegengesetzten Grundfläche nähert. Ist der Stamm von gesundem Holze, so hört Letzterer jeden Schlag hell und deutlich, sollte auch der Stamm 60 bis 80 Fuß lang. Wenn dagegen die Hammerschläge am andern Ende nicht hörbar sind, oder nur dumpf klingen, so ist dies ein Zeichen von Anbrüchigkeit im Innern des Stammes.

Literarisches.

Wir machen hiemit auf einen in der Verlags handlung von A. Krönert in Stuttgart erscheinenden Novität, wovon die erste Lieferung bereits ausgegeben ist, betitelt: „Neue Pariser Mysterien, ein Sittengemälde aus dem Kaiserreiche, herausgegeben von Otfried Mylius" aufmerksam. In dieser Broschüre tritt dem Leser das heutige Frankreich in allen Typen seiner Bevölkerung entgegen, vom Kaiser herab bis zum einfachsten Landmädchen, und alle vorgeführten Scenen sind von drastischer Wirkung und dramatischer Lebendigkeit. Die „Mysterien" gründen sich auf Thatsachen, schildern die unter den Manne des 2. Dezember frei strahlenden Außenseiten, herrschende Corruption und die alle Lebenskreise und Gesellschaftsschichten zernagende sittliche Fäulniß des Kaiserreichs in den interessantesten Enthüllungen, und enthalten zum Theil Censurflüchtige, der Feder der genialsten Schriftsteller entflossen, welche bei der geknechteten Presse und grausamen Polizeiherrschaft des heutigen Kaiserreichs dort nie an das Licht treten dürften. — Das Material ist demnach ein eben so reichhaltiges als pikantes.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 132. Dienstag, den 4. November. 1862.

Der Weg zum Glück.

Novellette aus dem Leben.

Von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Sie saßen und tranken und schienen zu dem wohlhabenden Theile der Bevölkerung zu gehören; besonders der Eine, ein stattlicher, dickbeleibter Herr mit rothem, hochmüthigem Angesicht, von dem jeder Zoll es deutlich aussprach: Habt Respekt, ich bin der Mann, der mehr Geld hat, als ihr Alle! Dieser plebejische Dükel, der so häufig in der reichgewordenen Handwerks-Classe zu finden ist, trat dem Assessor widerwillig entgegen. Er wendete schnell den Blick von der Gesellschaft ab, setzte sich an einen Seitentisch, forderte Punsch und bemerkte es gar nicht, daß seine Nichtbeachtung der anwesenden Honoratioren sofort eine Art Verschwörung gegen ihn zu Stande gebracht hatte.

Der dicke Herr betrachtete ihn mit Hohn und Zorn; er blinzelte unaufhörlich nach dem fabelhaften Menschen, der die Frechheit hatte, ihn nicht zu grüßen und den Hut erst abzunehmen, als er längst am Tische saß. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, steckte die Hand in die Tasche, klimperte mit Geld, — warf dann den Kopf stolz hintenüber und blies den Rauch seiner Pfeife weit von sich, wobei er mit den Achseln zuckte und hell auflachte, als einer seiner Gefährten ihm Etwas zuflüsterte.

Nach und nach entspann sich ein Gespräch, das immer lauter wurde, je weniger der Gegenstand desselben sich daran kehrte; denn der Assessor stützte den Kopf in die Hand und starrte auf ein altes Zeitungsblatt, das auf dem Tische lag, wobei er an etwas ganz Anderes dachte. Erst nach einer Weile, als das Lachen um ihn nicht aufhörte, sah er die Gäste einen Augenblick an. Alle grinsten zu ihm herüber; der dicke Herr betrachtete ihn mit dem Ausdruck äußerster Verachtung, und musterte ihn vom Wirbel bis zur Zehe.

Mit einer ärgerlichen Empfindung wandte der reizbare junge Mann sich ab und fiel in seine vorige Stellung, aber er konnte nicht umhin, von nun an auf das Gespräch zu hören.

Man hat jetzt eine neue Erfindung gemacht, schrie ein kleiner Kerl mit einer kräßenden Stimme. Die alte Mühle ist wieder entdeckt worden, auf der die Grobheit abgeschliffen wird.

Da wüßte ich gleich Einen, den wir hinschicken könnten, fiel der dicke Herr ein und deutete mit der Pfeifenspitze seiner Thonpfeife über die Achsel auf den Assessor. Ein brüllendes Gelächter belohnte ihn. Der reiche Mann behielt seine Würde und nickte seinen Gefährten zu, fortzufahren. Schaden könnte es nicht, rief der Dritte, der ganz heiser war.

Ich glaube, Sie bekämen da ein gutes Probestück, krähte der Kleine.

Wenn man seinen Mitmenschen nützen will, sagte der dicke Herr, muß man keine Mühe scheuen. Gern wollte ich selbst dabei helfen.

Sie, Sie! riefen die Andern, und lachten wie toll.

Es ist erstaunlich! Machen Sie nicht solche Witze, bei denen man vor Lachen umkommen muß, schrie der Kleine, wie er sich erholt hatte.

Ich setze jetzt meinen Hut auf, fing der Heisere an. Es ist Mode.

Wissen Sie, Stieglitz, warum das jetzt Mode ist? fragte der dicke Herr mit Würde.

Nein; warum denn?

Weil die armen Schlucker in der Residenz allerlei Raupen im Kopfe haben, die sie nicht herauslassen wollen.

Ich platze! ich platze! schrie der Kleine, indem er fast von seinem Sitze fiel, und Alle hielten sich die Seiten

Digitized by Google

und fingen immer wieder an, herzerschütternder zu lachen, je mehr sie den Assessor anfahen.

Hier ist dies aber nicht Mode, fuhr der dicke Herr fort, als der Sturm sich einigermaßen gelegt hatte; es kann selbst zuweilen schlagende Folgen haben. Dabei machte er mit der Hand gegen den Fremden eine sehr bezeichnende Bewegung, gerade als dieser den Kopf wieder aufhob und ihn ansah.

Eine schnelle Röthe lief über das Gesicht des jungen Mannes. Plötzlich setzte er den Hut auf und trat dicht vor den dicken Herrn, zufällig vielleicht sogar auf dessen Füße; denn mit einem zornigen Schrei stieß dieser den Stuhl zurück, sprang auf, so schnell er konnte, und schrie: Was ist denn das für ein Benehmen von Ihnen, Herr? Was wollen Sie, Herr? Wissen Sie, Herr, mit wem Sie es zu thun haben?

Darnach verlangt mich durchaus nicht, erwiederte der Assessor; jedenfalls aber mit einem pöbelhaften, dummen Menschen.

Der dicke Herr behielt den Mund vor Entsetzen offen. Er ist verrückt, sagte er, oder . . . oder . . . es ist unerhört!

Er ist verrückt, schrieen die Andern. Es ist unerhört!

Sie haben sich unterstanden, zu behaupten, daß Sie mir den Hut abschlagen wollen, fuhr der Assessor während dieses Geschreies fort. Wohlan denn, schlagen Sie, wenn Sie Muth haben. Schlagen Sie!

Der dicke Herr machte eine Bewegung, von der man nicht wußte: wollte er wirklich ausführen, was er behauptet, oder sollte es eine abwehrende Demonstration sein. Ehe sich aber seine Absichten entwickeln konnten, gab es einen lauten Schall in der Stube, und noch einen, — offenbar eine Folge der zweifachen blitzschnellen Berührung des dicken, rothen Angesichts mit der Hand des Assessors. Der dicke Herr sank in den Stuhl zurück, der ganze Körper hatte das Gleichgewicht verloren und stürzte zu Boden. Die Freunde eilten schimpfend, Hilfe wie Rache fordernd, herbei; der Wirth aber, der offenbar mit einem Gefühl gesättigter Schadenfreude den ganzen Handel im Hintergrunde mit angesehen hatte, faßte den Assessor am Arm, öffnete die Thüre, drängte ihn hinaus und sagte lachend und leise: Nun, junger Herr, machen Sie, daß Sie fortkommen. Der Spaß ist 10 Thaler werth; o je! der ist nicht zu bezahlen, aber fort mit Ihnen! und dann schrie er ein Paar laute, heftige Redensarten über Störung des Hausfriedens hintenher und warf die Thüre heftig zu.

Nach ruhiger Ueberlegung schämte sich der Assessor ein wenig seiner Heftigkeit und gestand sich ein, unvorsichtig gehandelt zu haben; aber er war doch erfreut über den Ausgang, und verließ lachend den Kampfplatz mit dem Vorsatze, daß für das Erste Niemand von dem Handel Etwas erfahren solle.

So kam er denn ganz fröhlich gestimmt im Gasthof an und fand den Justizrath, der ihn schon am wohlbesetzten Tische erwartete, ebenso heiter gelaunt und bereit, allen Hader vergessen zu machen.

Du hast also Dein künftiges Paradies bei Nacht in Augenschein genommen, begann er, wo es Dir vielleicht besser gefallen hat, als bei Tage, wozu Du noch Zeit genug haben wirst . . . Deine Sachen stehen gut. Ich habe mit dem einflußreichsten Manne am Ort gesprochen, der Alles entschieden hat. Er hat mir mit Hand und Mund gelobt, Dir zu helfen; deshalb ist es denn so gut, als wärest Du schon der Herr Syndicus dieser würdigen, romantisch gelegenen Stadt. Morgen machen wir unsern Besuch, er hat uns zum Frühstück eingeladen; Abends nimmst Du Deine Anstellung mit nach Hause. Kein Wort mehr, Vetter, — Jeder sehe, wie er es treibt. Du hast, was Du willst; übrigens bist und bleibst Du mein Herzensfreund, und nun laß uns ein Glas auf Dein wahrhaftes Glück und eine frohe Zukunft leeren. Julie, rief er der niedrigen Kellnerin zu, eine frische Flasche, mein Kind; vom Besten, für den Herrn Syndicus!

Bald waren sie in der besten Laune: Scherz folgte auf Scherz, und wie es der Abend gelassen, begann der Morgen wieder, bis sie sich zu dem wohlgesinnten Gönner (in bester Weise ausstaffirt) auf den Weg machten, dessen Küche und Keller der Justizrath nachdrücklich pries.

Bald standen sie an einem stattlichen Hause. Ein flinkes Mädchen öffnete die Thüre und endlich das Staatszimmer vor ihnen, in welchem der Hausherr zu finden sein sollte.

Der Justizrath drang in seiner Weise hinein. Wo ist er? schrie selbiger. Wo ist mein wackerer, hochverehrter Freund? Ah da! Mein würdiger Herr, hier bringe ich unsern Candidaten, der sich Ihrer dauernden Gewogenheit zu empfehlen wissen wird.

Der würdige Herr kam mit freundlichem Lächeln und ausgestreckten Armen näher; plötzlich aber blieb er stehen. Sein rothes Gesicht wurde blau und dunkel vor Zorn und Entsetzen, dann trat er zurück und schrie mit großer Heftigkeit: Er hat sich schon empfohlen, nachdrücklich empfohlen; aber Hab und Gut will ich verlieren, Herr, ehe Sie die Stelle bekommen, Herr, dies schwöre ich Ihnen! Ich habe Nichts gar Nichts mit Ihnen zu schaffen! — So lief er hinaus und warf die Thüre in's Schloß, daß das Zimmer dröhnte.

(Schluß folgt.)

Maria Dundee oder die Polen in Stockholm.

(Aus der Novellen-Zeitung.)

(Fortsetzung.)

Nie haben Fremdlinge gewagt, auf schwedischem Boden ein reicheres Lager aufzuschlagen, als das war, in

Digitized by Google

welchem das polnische Magnatenheer sich bewegte, und viel eher mit verschwenderischer Pracht in Rüstungen und anderem Schmuck die Augen der erstaunten Schweden blenden, als durch Tapferkeit und Heldentugend ihnen Achtung abgewinnen zu wollen schien. Das ganze Schauspiel erschien wie ein Zauberbild aus einer andern Welt, so ungewöhnlich, so asiatisch sahen die Fremdlinge aus, mit ihren kahlen Köpfen und kostbaren Pelzen, langen goldgestickten Kleidern und gelben Stiefeln.

Am Tage nach der Ankunft und Landung des Heeres strömte eine Menge von Stockholms Einwohner nach dem polnischen Lager, und die Vornehmsten unter ihnen wetteiferten darin, die jungen Fürsten und Woiwoden, die die Anführer des Heeres waren, in ihre Häuser einzuladen, ihnen alle mögliche Gastfreundschaft anzubieten, während die Jünglinge der Stadt und sogar auch einige ältere aus der Bürgerschaft die Fremdlinge mit mißtrauischen, drohenden Blicken betrachteten.

Der reiche Vater Blasius Dundee eilte zum bunten, mit Fahnen geschmückten Zelte des jungen Fürsten Czarnkowsky, und wurde sogleich eingelassen. Er verbeugte sich einige Male ganz tief, bis der junge Fürst mit freundlicher Herablassung seine Hand ergriff und ihn fragte, wie er sich nach der Reise befinde. Da begann Vater Blasius eine weitläufige Rede über seine und seiner Tochter Dankbarkeit für das Wohlwollen, das er ihnen bewiesen habe, und besonders für seine außerordentliche Güte gegen den armen Nils Ehristensson, der ihm auch seine Dankbarkeit an den Tag legen wollte, dafür, daß er gleich bei seiner Ankunft in Stockholm wieder freigelassen wurde. Der gutmüthige Vater Blasius schloß mit der unterthänigen Bitte, daß seine polnischen Gnaden sein Haus mit einem Besuche beehren und, wenn er es nicht unter seiner Würde fände, während seines Aufenthaltes in Stockholm dort wohnen möchte.

Czarnkowsky schien die Einladung ganz gut aufzunehmen. Er nickte freundlich, fragte, wo das Haus des Vater Blasius sei und versprach, am Nachmittag dorthin zu kommen.

Sobald Vater Blasius seinen Zweck erreicht hatte, eilte er an das Boot, in dem er angekommen war, mochte er nun Eile haben, nach Hause zurückzukehren, oder vermochte er ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht zu unterdrücken, indem er sich wieder bei den Fremden, in ihrem Lager, in ihrer Gewalt befand.

In seinem Hause war am ganzen Vormittage eine große Bewegung gewesen. An der Spitze eines halben Dutzend Dienerinnen zog Maria in die schönen Gastzimmer, zu deren Ausschmückung ihr Vater keine Kosten gespart hatte. Ein allgemeiner Anfall mit Tischtüchern und anderen Waffen wurde auf die prächtigen Möbel gerichtet, die doch, zu Ehren der jungen Herrin sei's gesagt, einer solchen Bestürmung nicht zu bedürfen schienen. Auf die Tische wurden alsdann Decken aus gold- und silbergestickten Stoffen gelegt, die der brave Nils Christensson aus der reichen Vorrathskammer des Vater Blasius hereintrug. Auch holte er aus dem Keller eine vergoldete Kanne mit Silbergriff, die von dem reichen Bürger wahrscheinlich für den König oder eine andere fürstliche Person zu einem Geschenke bestimmt war.

Ohne ein Wort zu sagen, reichte Nils die kostbaren Sachen an Maria, welche ebenso stumm dieselben entgegen nahm und im Zimmer ordnete. Als aber die Augen der beiden jungen Leute zufällig sich begegneten, erröthcten diese und standen verwirrt einander gegenüber. Er konnte mit ihr nicht mehr in seinem brüderlich vertraulichen Tone reden und es that ihm weh, daß auch sie sich seit ihrer Gefahr auf dem Schwanenfelsen fremder gegen ihn gezeigt hatte, obgleich ein inneres Gefühl ihm sagte, daß er ihres Herzens nie würdiger gewesen war, als gerade damals. Er war zornig über seine eigene Schüchternheit.

Plötzlich trat Vater Blasius ein. Er ist im Augenblicke hier, Kinder! rief er. Ich hoffe, daß Du ihn freundlich empfangen wirst, Maria, und Du, Nils, sei höflich gegen ihn und bedenke, daß nur sein Edelmuth Dein Leben geschont hat."

Ich werde ihn mit meiner Anwesenheit nicht beschweren, antwortete Nils mit Stolz. Wenn er ein Recht hatte, mein Leben zu nehmen, so habe ich ihn nicht um Gnade gebeten. Ich wußte nicht, daß der König die Flotte hergerufen hatte, um auf seine eigenen Unterthanen Jagd machen zu lassen.

Uebereile Dich nicht, Nils! entgegnete Vater Blasius. Ich weiß wohl, daß Du, wie mancher andere Brauskopf, unzufrieden über den König bist, weil er katholisch ist; bedenke aber, daß er nun einmal unser König ist, dem wir Gehorsam und Achtung schuldig sind. Ob aber der Herzog Carl ehrlich und redlich handelt, das kann nur Gott wissen.

Der Herzog meint es wenigstens gut mit dem Vaterlande, antwortete Nils, und alle ehrlichen Männer, die der Wahrheit und dem Rechte den Sieg wünschen, halten es mit ihm.

Ja, ja! antwortete Vater Blasius: seine fürstl. Gnaden sind ein kluger und mächtiger Herr; aber der König hat nun einmal ein ganzes Kriegsheer.

Das Kriegsheer! unterbrach ihn Nils mit hellem Lachen: ein paar hundert Darlekarlier, die morgen in die Stadt rücken, und wir, Bürger Stockholms, wollen es schon mit ihnen aufnehmen. Aber Mühe macht es uns freilich, denn ich muß nun wieder auf Wache.

Bei diesen Worten nahm er ein breites Schwert von der Wand und ging.

Bleib nicht zu lange fort, Nils! rief der Alte ihm nach: Du mußt doch Herrn Czarnkowsky auch begrüßen.

Darauf wendete er sich zu seiner Tochter und lobte sie, als er Alles zum Empfang des Grafen bereit sah.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Aus dem Bagno.) Das Bagno von Toulon ist gegenwärtig sehr bevölkert, so daß alle Pontons überfüllt sind. Seitdem kürzlich eines dieser Schiffe, der Santi-Petri, vollständig niedergebrannt und ein anderes vom Blitze getroffen worden ist, herrscht unter den Sträflingen, welche mit schweren Ketten an ihre Schlafstätten gefesselt sind, eine unbeschreibliche Angst vor dem Ausbruche einer Feuersbrunst. Vor wenigen Tagen, gegen 10 Uhr Abends, fuhr nun, wahrscheinlich unter dem Drucke eines schweren Traumes, einer der Unglücklichen aus dem Schlafe auf, mit dem Schreckensrufe: „Feuer!“ Wie ein Mann flogen die 800 Verurtheilten in die Höhe, und so gewaltig war der Ruck, daß im Nu die Ketten und Eisenbarren gebrochen waren. Es entstand eine heillose, betäubende Verwirrung; mit gefälltem Bajonnet mußten die wachehabenden Soldaten die Menge in den inneren Räumen zurückhalten, und erst nach zwei Stunden, nachdem man von benachbarten Schiffen Verstärkungen herbeigeholt, konnte einigermaßen die Ruhe wieder hergestellt werden.

(Kampf mit einem Lämmergeier.) Aus Schanis in der Schweiz wird ein schönes Beispiel von Geistesgegenwart und Muth einer Jungfrau berichtet. Vorige Woche, während Eltern und Geschwister im Thal abwesend waren, vernahm die Seidenweberin Josepha Steiner auf dem Steinberg, als sie eben in der Küche das Besperbrod bereitete, im anstoßenden Holzschopf ein Angstgeschrei ihrer Hühner. Wie sie die Thüre dahin öffnete, kam ihr ein blutendes, zerzaustes Hühnchen entgegengeflogen und im gleichen Augenblick schwang sich ein gewaltiger Geier auf eine Zwischenwand und schien mit seinen drohenden Blicken vom Mädchen, welches den Ausgang sperrte, freien Abzug verlangen zu wollen. Dieses wollte aber den Raubmörder nicht ungestraft abziehen lassen; sie ergriff, in Ermanglung einer andern Waffe, eine dort befindliche Haue und schlug ihn zwei Mal von der Wand zu Boden. Als er sich zum dritten Mal auf die Wand geschwungen und die Tochter ihm den dritten Streich versetzen wollte, stürzte er sich auf die Haue setzte beide Klauen ein, wahrendem er mit grimmigen Blicken und wüthenden Angriffen mit dem Schnabel und den Flügeln das Mädchen veranlassen wollte, ihre Waffe abzulegen; allein diese gab nicht nach, sondern schlug sich so lange mit ihrem Gegner herum, bis er endlich ohnmächtig zu ihren Füßen fiel, wo sie ihm den verdienten Garaus machte und denselben auf einen Baum am Wege aufpflanzte, zur allgemeinen Freude der am Abend heimkehrenden Hausgenossen. Es war ein sehr großes Exemplar von einem Lämmergeier.

Ein Prager Blatt, „die Politik“, erzählt folgende komische Geschichte über den Transport eines Berliners im Oetzthale in Tyrol: „Leute, welche vorige Woche thaleinwärts nach Fend gingen, sahen sich auf einmal durch einen merkwürdigen Transport aufgehalten. Ein Bauer, welcher als Transportführer vorausging, rief den entgegenkommenden Leuten schon von Weitem zu: „„ausgestellt.““ Wenige Schritte hinter dem Bauern keuchte ein auffallend im Angstschweiße gebadeter Herr einher. Dieser Herr wurde von einem zweiten Bauer, welcher oder dem schmalen Thalwege dem Berge entlang ging, an einem langen, am Leibe des Fremdlings befestigten Stricke festgehalten und geführt. Knapp hinter dem festgebundenen Herrn aber schritt ein dritter Bauer als Arrièregarde einher. Verdutzt blieben die thaleinwärts kommenden Leute stehen und schauten sich mit großen Augen diesen merkwürdigen Transport an, denn auf diese Weise pflegt man bei uns sonst nur ein gewisses gehörntes Thier weiter zu führen. Wer war nun dieser Gefangene? Der demselben vorausgegangene Bauer lispelte zwar geheimnißvoll in's Ohr: „„der Garibaldi““, allein das fand keinen Glauben. Man erfuhr auch bald, daß es ein „ganz gewöhnlicher“ Berliner war, welcher sich zwar auch hat fangen lassen, aber freiwillig und gegen billige Entschädigung unserer bäuerlichen drei Pallavicini. Da nämlich der Weg von Fend nach dem heiligen Kreuz nicht die Breite einer gefahrlosen Etappenstraße besitzt, so hatte sich der um seinen Leib besorgte Mann auf obige Weise begleiten lassen und gleichzeitig den sternsten Auftrag ertheilt, daß auf seinen ersten Hülferuf der eine Bauer das Seil fest anziehen, die andern aber unverzüglich auf ihn losgehen und ihn halten sollten.“

Die ostasiatische Expedition hat dem botanischen Garten in Berlin eine eben so mannigfaltige wie werthvolle Bereicherung an Sämereien und lebenden Pflanzen zugeführt. Die Zahl der in dieser Weise aus den verschiedensten Fundorten beider Hemisphären überwiesenen Pflanzenarten beläuft sich auf 453, die Zahl der einzelnen Exemplare auf etwa 4000. Unter dem nicht geringen Theile hier völlig neuer Species verdienen besonderer Erwähnung: der japanische Sagobaum (Cycas revoluta) in vier uralten Stämmen, ohne Laubkrone 6—7 Fuß hoch, von denen der größte nach dem Verluste des Gipfels aus dem unteren Theile zu treiben und dadurch vielköpfig zu werden verspricht; japanische Nadelhölzer und, ebenfalls aus Japan, eine eigenthümliche Hirsearten (Panicum esculentum), von dem Direktor des Gartens bereits im vorjährigen Samenkatalog beschrieben; mehrere Palmen, welche die Bettelnuß liefert (Areca Catechu), die Zuckerpalme Chinas (Caryota urens), eine Palme mit Schuppenfrüchten (Eugeissona tristis Griff), bisher nirgends kultivirt, — eine Sumpfpalme (Nipa fruticans), deren Akklimation früher nie gelingen wollte; endlich mancherlei Farrenkräuter aus Brasilien.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 133. Donnerstag, den 6. November. 1862.

Der Weg zum Glück.

Novellette aus dem Leben.

Von Th. Mügge.

(Schluß.)

Der Assessor stand bleich und starr vor seinem Verwandten, der ein ganz unbegreifliches Gesicht machte, mit dem Finger nach seiner Stirn tippte und leise sagte: Der alte Mensch ist augenscheinlich so eben verrückt geworden; ich hoffe, er wird wieder vernünftig werden.

Gib Dir keine Mühe, erwiederte der Assessor — so gefaßt als möglich —, dies Vorurtheil ist zu fest gegen mich eingeprägt. — Mit wenigen Worten erzählte er den Vorgang, nach dessen Anhören der Justizrath ohne ein Wort seines Vetters Arm ergriff, ihn auf die Straße führend, wo er plötzlich in ein anhaltendes Gelächter ausbrach, während Verzweiflung, Scham und Wuth den Angstschweiß auf die Stirne des Assessors trieb.

Da ist freilich Nichts mehr zu machen, rief der Justizrath. Gott will es nicht haben! Lob sei Dir in der Höhe, Herr! Wir können aber wirklich nichts Besseres thun, als so schnell wie möglich nach Hause zu fahren.

Das thaten sie denn auch; doch in welchem Seelenzustande gelangte der arme Vetter in sein stilles Zimmerchen! Er konnte das Licht sehen, das seiner harrenden, glücklichen Braut leuchtete, und starrte trostlos darauf hin, bis es erlosch. Es gibt keine Qualen der Hoffnungslosigkeit und des Liebesgrams, die ihn nicht in dieser dunkeln und einsamen Nacht anfielen und sein Herz zerfleischten; kein Unglück, das mit dem seinigen ihm vergleichbar dünkte. Er blätterte das Buch seiner Zukunft durch, und jedes Blatt schien ein neues, furchtbares Bild zu tragen. — Schmerz, Spott und Schande leuchteten ihm überall entgegen, und verwirrten sein Denken bis zur Vernichtung. Diese sollte er aufgeben und verlieren, um derowillen ihm das Leben allen Reiz zu haben schien. Trennung war unvermeidlich; sie mußte erfolgen, und doch glaubte er sie nicht ertragen zu können. Nach und nach aber sänftigte sich sein Sturm durch das Erwachen eben jenes Muthes, der kräftigen Naturen im Kampfe mit widerwärtigem Geschick immer zu Hilfe kommt. Sein Stolz und sein männlicher Sinn erwachten zur That. Entschlüsse durchblitzten seine Seele; eine trotzige Energie strömte von belebenden Gedanken und Vorsätzen aus. Neue Bahnen zu betreten, dem Schicksale die Stirne zu bieten, nicht zu wanken, nicht zu weichen, — dazu fand ihn der Morgen bereit, und gefaßten Sinnes ging er endlich dem Hause zu, wo seine Zukunft entschieden werden sollte.

Als er näher kam, öffnete Antonie das Fenster. Glück lag auf ihren lächelnden Lippen, es strömte aus ihren zärtlichen funkelnden Augen auf ihn nieder. Sie ließ ihr Taschentuch ihm verstohlen entgegenwehen, die Liebesflagge, welche das gescheiterte Schiff vergebens begrüßte. In ihren heiligen schönen Empfindungen bemerkte sie seinen kummervollen Dank nicht; sie sprang ihm entgegen, riß die Thüre von dem Zimmer ihres Vaters auf und rief mit freudeberauschter, zitternder Stimme: Da ist er! Und nun ist Alles gut, — nicht wahr, lieber theurer Vater! nun ist Alles gut?

Der lieb: Vater, dessen Hand sie festhielt, kam dem Assessor entgegen, und er war ein praktischer Mann, der auf den ersten Blick erkannte, daß nicht Alles gut sei. Seine grauen Augen zogen sich unter den Wimpern zusammen; sein Ernst wurde zum Hohn, und seine Stimme klang abschreckend scharf, als er ausrief: Was habe ich gesagt? Es ist nicht so leicht Brod zu finden! Das habe ich gesagt.

Der Assessor wandte sich von ihm zu Antonie, welche plötzlich wie eine Todte, die großen offenen Augen auf

Digitized by Google

ihn richtete, in denen Thränen hingen, die darin erſtarrten und nicht weiter fließen wollten. Höre mich an, ſagte er und faßte ihre beiden Hände: Ein ſeltſamer Zufall, ein Ungefähr, eine Laune des Schickſals — ſo lächerlich, daß ich es nicht mehr wiederſagen mag, — hat mich um all' meine Hoffnungen gebracht; aber es hat mich nicht zernichtet, ſondern mir neuen Muth gegeben, nach Höherem zu ringen. Willſt Du an mich glauben, mir vertrauen? willſt Du mich treu lieben, bis die rechte Stunde kommt, ſo ſoll Nichts uns trennen. Willſt Du?

Ich will, ſagte ſie leiſe und zitternd, aber . . . o Gott!

Ich muß ſehr bitten, fiel der Vater zornig ein, keine Komödie aufzuführen, die nur Unglück ſtiften kann. Sie ſehen wohl, daß hier nur Ein Weg möglich iſt.

Der, von Ihnen zu ſcheiden, rief der junge Mann mit feſter Stimme, — ich bin bereit dazu. Ich verlange keine Verſprechungen, Antonie; kannſt Du mich vergeſſen, kann eines andern Mannes Herz und Hand Dich beglücken, ſo ſei geſegnet, ich klage nicht. So lange dies nicht der Fall iſt, halte ich mich für gebunden. Lebe wohl, ich komme jedenfalls wieder auf dieſe Stelle zurück. Ich komme, ſagte er, und ließ ihre Hand los!

Er ging und Niemand hielt ihn auf. In den nächſten Tagen verließ er die Stadt, beſuchte einen Verwandten in der Nähe und betrieb ſeine Verſetzung in eine entfernte Provinz, die ſchnell erfolgte.

Drei Jahre gingen hin und während dieſer langen Zeit wurden wenige Briefe von den Liebenden heimlich empfangen und erwidert, — als einziges Zeichen fortbeſtehender Liebe. Im letzten Jahre war Alles ſtill geworden, denn der Vater hatte doch etwas von der Correſpondenz entdeckt, und — da inzwiſchen ein anderer nicht unannehmbarer Freier ſich gemeldet — bei ſeinem höchſten Zorn jede Fortſetzung der albernen Schreiberei, wie er ſagte, verboten.

Da geſchah es eines Tages, daß an die Thüre des Hofraths geklopft wurde, als eben Antonie im Zimmer war. Der alte Herr richtete ſich auf, ſchob die Brille über die Stirne und ließ von dem Sermon ab, den er ſeiner Tochter hielt, welche demüthig, aber in entſchiedenen Ausdrücken erklärt hatte, ſie werde alle Bewerbungen zurückweiſen. Im nächſten Augenblick that ſie einen jähen Schrei und ſchlang beide Arme um den Eintretenden, der ſie feſthielt und ſo lange küßte, bis der Vater ſich ſtörend hineingelegt hatte.

Hier ſtehe ich auf derſelben Stelle, ſagte der Aſſeſſor, um zu halten, was ich verſprochen. Damals konnte ich Ihnen kein Zeugniß bringen, wie ich es gelobt, das mir Ihren Segen erworben hätte; jetzt aber kann ich es. Nehmen Sie, leſen Sie! — Er reichte ihm ſein Patent als Regierungsrath.

Es verſteht ſich, daß die Hochzeit bald gefeiert wurde, und am Abend ſchlang der Juſtizrath ſeine Arme um das junge Paar, und rief in luſtiger Laune: Was habe ich Dir geſagt, Du glücklicher Menſch! Zum Syndikus in dem Neſte warſt Du zu ſchlecht; aber Regierungs- oder Geheimerath und vielleicht Präſident zu werden, — dazu biſt Du gut genug und aus dem rechten Holze. Gott ſei ewig gedankt für die Ohrfeigen, die Du dem Kerl gegeben haſt, ſie haben Dir auf den Weg zum Glück geholfen! In zehn Jahren biſt Du Präſident!

Und zehn Jahre ſpäter war der Regierungsrath Präſident.

Maria Dundee oder die Polen in Stockholm.

(Aus der Novellen-Zeitung.)

(Fortſetzung.)

Es währte nicht lange, ſo hielt eine Schaar glänzender Reiter vor der Thür des Vater Blaſius. Der ſtolze Czarnkowsky in einer Procht von eitel Gold und Purpur ſprang von ſeinem ſchönen Roſſe und warf die Zügel einem ſeiner zahlreichen Diener zu. Vater Blaſius ging ihm am Hausthore entgegen und hieß ihn willkommen. Da gab der Pole ſeinem Gefolge einen Wink, zum Lager zurückzukehren, während er ſelbſt ſeinem Wirthe in die Gemächer folgte.

Mit einem erneuten Gefühle von Wohlbehagen ſah der Fremde das Mädchen wieder, das gleich beim erſten Anblicke einen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ihre ſchüchternen Grüße und die herzliche Höflichkeit, mit der ſie ihn empfing, gaben ihr eine einfache Anmuth, die ihn um ſo mehr anſprach, als ſie neu für ihn war, der bisher nur daran gewöhnt war, mit den vornehmſten und ausgebildetſten Schönheiten ſeines Landes zu verkehren.

Der Pole that aus dem ihm mit ſpaniſchem Weine gereichten Willkommenbecher Beſcheid, ſchien jedoch mehr Gefallen an Maria und ihren ſchüchternen Aeußerungen, als an des Vaters Blaſius munteren Einfällen und Aufforderungen zum Trinken zu finden.

Ich kann Eure Stadt durchaus nicht ſo ſchön gelegen finden, wie man ſie mir gerühmt hat, ſagte er unter Anderm, ſie iſt ja ganz und gar von Berg und Wald umgeben, als ob ſie in einer großen Wüſte gelegen wäre. Nein! Ihr ſolltet Warſchau und die ſchönen Ebenen dort umher ſehen: die ſind glatt, wie eine unendliche See, und die herrliche Weichſel ſchlingt ſich wie ein Silberband durch unſere Hauptſtadt hin. Da kann man ſehen und geſehen werden, ſo weit das Auge reicht.

Wir Schweden brauchen nicht ſo weit zu ſehen und wollen auch nicht geſehen werden, ſagte Maria lächelnd, wir lieben mehr die Abwechſelung von Bergen und Thälern, als die ermüdenden Ebenen. Und was Euren Strom betrifft, ſo haben wir hier in Stockholm auch einen, der der Mälar heißt, deſſen tauſend Inſeln voll

Digitized by Google

Wald und Wiesen, Dörfern und Kirchen, und der den Vergleich wohl nicht zu fürchten braucht.

Ihr vergeßt das Schönste, was Stockholm besitzt, sage der Pole artig, eine Vertheidigerin, die ihm allein schon den höchsten Werth verleiht.

Hm, hm! sagte Vater Blasius: Ihr meint den Thurm, die Dreikronen? ja wohl! an dessen alten Mauern hat mancher Däne sich den Kopf blutig gestoßen.

Czarnkowsky lächelte, sah die erröthende Maria an und schluckte sein Lachen mit einem tüchtigen Zuge aus dem Becher hinunter.

Der Vater Blasius hatte einige schwedische Herren zum Abendessen eingeladen, deren Ankunft dem Polen doch wenig zu gefallen schien. Er begrüßte sie zwar höflich, wie der Anstand es erforderte, ließ sich aber doch nicht mit ihnen in ein Gespräch ein, sondern unterhielt sich durch die Lippen mit seinem Becher und sprach durch die Augen mit der jungen Wirthin, die darüber fortwährend in Verlegenheit und Verwirrung gerieth.

Auch die schwedischen Herren waren verstimmt und wortkarg in der Gegenwart des stolzen Polen. Sie sahen ihn mit mißtrauischen Blicken an und der Wein schien ihnen nicht recht zu schmecken, wenn sie ihm zutranken.

Schon war es ziemlich spät am Abend, als Nils Christenson schnell eintrat. Sobald er aber die versammelte Gesellschaft sah, trat er zurück und blieb stehen. Vater Blasius eilte ihm entgegen und fragte, wie es stehe, Maria aber hielt sich zitternd in der Entfernung und richtete nur ihre unruhigen Blicke auf ihn.

Nichts! stammelte Nils, indem seine Heftigkeit der Verlegenheit Raum machte, die ihn in Gegenwart der vielen vornehmen Herrn erfüllte. Es war nur eine Kleinigkeit!

Was? was! fragten alle Herren und sprangen auf; auch die Blige des Polen, wenn er auch still sitzen blieb, verriethen Neugier.

Die Diener der polnischen Herren haben einige Bürgerjungen geschlagen und in die See geworfen, sagte Nils endlich, aber sie wurden gleich wieder gerettet und der ganze Lärm ist vorüber.

Wer fing den Zwist an? fragte einer der Herren.

Es war — es war, stammelte Nils mit niedergeschlagenen Augen, gleich als ob er nur ungern den fremden Herrn verletzte, es war der Lakai des Herrn Czarnkowsky, der sich damit unterhielt, einem Bürger eine Kugel durch den Hut zu jagen.

Eine solche Gewaltthat geht zu weit, murmelten die Herren und wendeten sich mit vorwurfsvollen Blicken dem Herrn Czarnkowsky zu.

Er führte den Becher an die Lippen und sagte kalt: ich werde morgen die Sache untersuchen und den Schuldigen strafen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Menschenschlächtereien.) Die Londoner lithographirte „Correspondenz" berichtet: Ueber die schon oft erwähnten massenhaften Menschenschlächtereien am Hofe des Königs von Dayomey (Afrika) liegen neue Berichte eines in Popo angesiedelten holländischen Kaufmannes Namens Euschart vor. Dieser hatte Anfang Juli eine Reise nach Dahomey unternommen und aus seinem Berichte an das Missionshaus von Popo theilen wir Folgendes mit. Am 30. Juni kam er nach der königlichen Residenz, woselbst er von zwei Beamten mit der Bemerkung empfangen wurde, der König freue sich um so mehr, einmal einen lebendigen Holländer zu sehen, als er eben Gelegenheit habe, ihm großartige Opfer zu zeigen. Am 1. Juli wurde er vom König selbst empfangen. Derselbe saß auf einer Plateforme vor seinem Palaste, umgeben von Amazonen, drückte ihm nach europäischer Sitte die Hand und unterhielt sich mit ihm zehn Minuten lang in portugiesischer Sprache. Hierauf wurde ihm angedeutet, sich nach seinem Hause zu begeben und es während der folgenden drei Tage nicht zu verlassen. Am 5. Juli wurde er wieder nach dem großen Platze geführt, woselbst die Nacht über viele Menschen geschlachtet worden waren. Das erste, was er sah, war die Leiche eines Missionärs aus Sierra Leone, Namens William Doherty. Sie war an einem Baum gekreuzigt, und zwar mit einem Nagel durch die Stirn, einem andern durch die Brust und je einem durch Hände und Füße. Unter dem linken Arm sah des Gemordeten großer Baumwollregenschirm. Der König saß wieder auf der Plateforme, von wo er kriegerische Reden hielt, vor ihm eine ganze Reihe frischabgeschlagener Köpfe und der ganze Platz mit Blut überschwemmt. Wieder wurde Hr. Euschart nach seiner Wohnung geleitet, mit der Mahnung, sie nicht vor Sonnenuntergang zu verlassen und nicht auf die Straße zu schauen. Das that er denn auch, und erst am 10. brachte man ihn wieder auf den Marktplatz vor den König. Dießmal wurden drei Ishaga-Häuptling vor seinen Augen geköpft. Nachdem dieß geschehen, wurden 24 Körbe herbeigeschleppt, in deren jedem ein Gefangener derartig untergebracht war, daß nur sein Kopf herausschaute. Die Körbe stellte man erst vor den König auf die Plateforme, dann warf man sie der heulenden und tanzenden Volksmasse zu, welche rasch mit dem Köpfen der Unglücklichen fertig wurde. Wer einen Korb erhaschte und einen Kopf abhieb, erhielt ungefähr 20 Sgr. Belohnung. Am 11. Juli ähnliche Scenen. Dann feierten die Opfer zehn Tage lang, scheinen jedoch während der Nächte fortgesetzt worden zu sein. Die größte Schlächterei sah unser Holländer am 22. Juli. Bei dieser Gelegenheit waren vor dem Palaste zwei Estraden errichtet worden, auf deren sich 16 zum Opfer bestimmte Menschen und vier Pferde befanden. Auf einer dritten im Innern des Palastes errichteten befanden sich 16 Frauen, vier Pferde und ein Alligator. Es waren sammt und sonders Leute aus Sierra-Leone, die in Ishaga gefangen

Digitized by Google

worden waren. Europäisch gekleidet saßen je 16 gebunden um einen Tisch. Sie mußten auf des Königs Gesundheit trinken, welcher seine Armee (bestehend aus etwa 40,000 Mann, 10,000 Amazonen, mit 24 Geschützen und sämmtlich mit Feuerwaffen ausgerüstet) Revue passiren ließ und ihr neue Beutezüge versprach. Den Schluß bildete die Abschlachtung der Gefangenen und der Thiere, wobei sorgfältig darauf gesehen wurde, daß sich das Blut aller dieser Opfer mische.

Ein Bettler als Gutsbesitzer. Unlängst wurde zu Maria-Rast in Steiermark ein Bettler mit seinem Weibe und seinem Knechte wegen bedenklichen Geldbesitzes arretirt, welche Individuen die bisherige Annahme, daß das Betteln ein unerzielbares Geschäft sei, glänzend widerlegen. Der Mann, dem in seiner Kindheit die beiden Vorderarme durch Schweine abgefressen wurden, fing in seiner frühesten Jugend zu betteln an, und hat sich hierbei, wie er versichert, stets wohl befunden, indem er sich im Durchschnitte täglich mindestens drei Gulden verdiente. Im Laufe der Zeit wurde er mit seiner nunmehrigen, bedeutend jüngern Gattin, ebenfalls einem Bettelmädchen, auf der Straße bekannt, wobei sie gemeinschaftlich ihrem Erwerbe nachgingen, bis sie so viel zurückgelegt hatten, um eine Besitzung zu kaufen, worauf sie das langjährige Liebesverhältniß durch das Band der Ehe noch fester knüpften. Seit dieser Zeit ist der Mann allein dem Betteln nachgegangen, während sein Weib, gegen welches er eine große Zuneigung an den Tag legte, mit Hülfe eines Knechtes verschiedene angekaufte und stets vortheilhaft wieder veräußerte Besitzungen bewirthschaftete. Auf der letzten Reise, welche der Mann aber eben wieder aus dem Grunde unternahm, um eine passendere Realität auszuforschen und anzukaufen, und sich zu diesem Zwecke mit Geld versehen hatte, wurde er sammt Gattin und Knecht zu Maria-Rast aufgegriffen, weil letzterer Annexions-Gelüste nach fremden Börsen an den Tag gelegt haben soll. Bezeichnend für die guten Vermögens-Verhältnisse dieser Leute mag es sein, daß beim Weibe, einer ihres gleichen suchenden Tabakschnupferin, eine massive silberne Tabaksdose angetroffen wurde, welche ihr Mann in Triest, wo'hin er sich öfters des Bettelns wegen, jedoch, wie er sagt, stets in anständiger Kleidung begiebt — um 35 Gulden für sie gekauft haben will.

(Hochzeitsgeschenke.) Kaiserin Eugenie hat der jungen Königin von Portugal eine Garnitur und Kleid von Valenciennespitzen, Kaiser Napoleon ein prächtiges Diamanten-Diadem zum Geschenk gemacht. Mit letzterem war die Prinzessin geschmückt, als sie zum Altar ging. Außerdem bringt die „Offizielle Zeitung des Königreichs" eine lange Liste von Hochzeitsgeschenken, die der Prinzessin Maria Pia von den größten Städten Italiens überreicht wurden. Von Bologna durch Marchese Pepoli, ein kostbares Gemälde: „die Madonna mit dem Jesuskinde in den Armen", von Francesco Francia, mit einem Rahmen aus dem 16. Jahrhundert. Von Florenz, durch Marchese Bartolommei, Bürgermeister dieser Stadt, eine emaillirte ciselirte Achatschale, ein Werk des Florentiners Luigi Benvenuti. Diese Schale steht in einem mit den Stadtwappen geschmückten Schrein von Elfenbein und Ebenholz. Von Faenza, durch Graf Laderchi, einen Tisch mit eingelegter Elfenbeinarbeit. Von Mailand, durch den Bürgermeister Berretta, ein Gemälde, „die Kathedrale" von Professor Bisi von Ravenna, durch Graf Hippolite Gamba, ein Modell von Dante's Grab von kostbarem Metall. Von Neapel, durch den Bürgermeister, Kommandeur Colonna, sehr reich und kostbar gearbeitete Toilettegegenstände und Korallenschmuck. Von Genua, eine Marmorbüste Karl Albert's von Santo Varni. Der Ministerrath hat der Königin von Portugal zwei Exemplare eines neuen Gedichts des Kommandeurs Prailli überreicht, welches gelegentlich der Vermählung unter dem Titel Conte Berde verfaßt wurde.

Zu den Projekten der Ueberbrückung und Tunnelirung des Kanals ist jetzt ein neues aufgetaucht: die Idee einer fliegenden Brücke in Gestalt eines Riesendampfers von 3000 Fuß Länge, welcher so eingerichtet werden würde, daß die Eisenbahnzüge von Dover nach Calais aus, unmittelbar in denselben hineinfahren könnten, um an der entgegengesetzten Küste sofort wieder herauszuführen. Die Hauptschwierigkeit würde in den nöthigen Hafen- und Landungsanlagen für ein solches Riesenschiff liegen.

In Eimbeck (Hannover) ist ein merkwürdiger Prozeß wegen Nachdrucks eingeleitet. Seither bestand daselbst nur eine Druckerei, in welcher ein Wochenblatt herausgegeben wurde. Es scheint aber, daß der Drucker sich nicht konservativ genug zeigte, denn es wurde kürzlich noch eine zweite Druckerei konzessionirt, die nun ebenfalls ein Blatt herausgab und vom Amtsgerichte auch sogleich die amtlichen Anzeigen erhielt. Der Drucker des älteren weit verbreiteten Blattes, welchem die Anzeigen früher zugegangen waren, entschloß sich im Interesse seines Leserkreises hiernach zur unentgeltlichen Aufnahme. Jetzt ist von Amtswegen eine Klage wegen Nachdrucks gegen ihn anhängig gemacht.

(Pflanzenbarometer.) Von Graz aus wird ein sehr wohlfeiler Barometer wegen seiner Verlässigkeit besonders empfohlen. Man setze in einen Blumentopf den sogenannten „Hühnerdarm" (Alsine), eine überall wild wachsende Pflanze. Die kleinen Blüthen zeigen die Witterung an: Sind sie halb geschlossen, so regnet es sicher bald darauf; während der Dauer des Regens sind sie ganz geschlossen. Sind sie aber ganz offen, so kann man darauf rechnen, daß binnen 4—5 Stunden kein Regen fällt.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 134. Sonntag, den 9. November. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Aus dem „Sammler.")

Sie lieben die Blumen? — Nun, ich habe ein Bouquet für Sie, das ist Klein-Trianon, hatte der König Ludwig XVI. bald nach seiner Thronbesteigung zu seiner neunzehnjährigen, liebreizenden Gemahlin gesagt, und Marie Antoinette hatte mit schelmischem Lächeln erwidert: Ich nehme Ihr Geschenk dankbar an, aber nur unter einer Bedingung, daß ich nemlich unumschränkte Herrscherin in diesem kleinen Reiche bleibe und daß selbst der König meine Erlaubniß, es zu betreten, nachsuchen muß.

War Klein-Trianon mit seinen duftigen und farbenprächtigen Blumengärten bis dahin ein wahrhaftes Bouquet gewesen, so war Klein-Wien, wie die junge Königin es zur Erinnerung an ihre Vaterstadt umtaufte, nun bald ein Zauberkreis, innerhalb dessen Natur- und Kunstschöpfungen sich gegenseitig zu überbieten strebten.

Am äußersten Ende des Parkes von Groß-Trianon zu Versailles erhob sich mitten im üppigsten Grün ein weißes, viereckiges Palais, in romanischem Style von dem Architekten Gabriel erbaut und von Guibert mit Bildhauerarbeiten geschmückt. Es war nur ein Miniaturschloß, denn die Seiten seines Grundrisses maßen nicht mehr als fünfzig Schritte; drei Stockwerke hoben sich über einander und das platte Dach umgab ein reich verziertes Geländer, das auf den Kapitälern von vier kannelirten korinthischen Säulen, die sich an der Façade bis auf den Boden erstreckte, ruhte. Von der Vorderfronte, die sich gegen Groß-Trianon wandte, führten Terassen zu dem sogenannten französischen Garten hinab, einer etwas steifen, dennoch aber prächtigen Anlage, in der sämmtliche Gewächse und Blumen in weiß und blauen, mit Thierköpfen verzierten Töpfen aneinander gereiht standen. Links schloß sich der sogenannte „kühle Saal" an das Palais, ein Arkadengewölbe mit Frescomalereien und einer schönen Orangerie, rechts der englische Garten, ein wunderbares Gemisch von künstlichen Seen, Blumenbeeten und Waldgruppen. Im Hintergrunde hatte die junge Königin in dem sogenannten chinesischen Garten ihrer phantastischen Laune ganz freien Lauf gelassen; da wölbten sich schlanke Brücken über wild daherbrausende Gewässer, die Spitzen chinesischer Glockenthürmchen ragten aus dichtverschlungenem exotischen Pflanzenwuchse hervor und die schmalen Wege schlängelten sich wie in einem Labyrinthe über Höhen und Thäler. Dann kam das Ende der Meierei, kleine niedliche Bauernhütten, von Gärten und wogenden Kornfeldern umgeben, am Wasser die Milchkammer, ganz aus weißem Marmor erbaut, die Mühle mit dem Silberfunken sprühenden Rade und dabei der stattliche Marlborough-Thurm.

Das war die Herrschaft der Oesterreicherin, wie das Volk von Paris um das Jahr 1778, mit dem unsere Erzählung beginnt, schon die Königin nannte, die es bei ihrem Einzuge als Dauphine beinahe mehr als vergöttert hatte und die von allzustrenger Kritik und Verleumdung jetzt mit bitteren Klagen überhäuft wurde.

An einem Nachmittage des Spätsommers genannten Jahres belebte, wie es zu geschehen pflegte, wenn Marie Antoinette in ihrem Klein-Wien residirte, eine glänzende Gesellschaft den Park des Schlosses. Nicht die Costüme waren es, die diesen Glanz ausstrahlten, denn die Damen trugen sämmtlich einfache Kleider von leichtem weißen Stoffe und als Schmuck höchstens ein Paar frische Blumen im Haar und die Herren waren zum großen Theile in ländlichen Anzügen, sondern jener ruhte auf den Namen der Anwesenden, der edelsten, die der französischen Nation angehörten. Man fand den Grafen v. Artois, den Grafen v. Coigny, den Prinzen d'Henin, mit ihren Gemahlinnen, den Herzog v. Guiche und v. Guines, die Gräfinnen v. Chalons und Polastron, die Prinzessin Lamballe und die

Digitized by Google

Polignacs, mehrere weniger durch Geburt als Geist ausgezeichnete Männer, wie die Herren v. Böjenval, Vaudreuil und Adhémar, aller übrigen Herren und Damen nicht zu gedenken, die damals an der Spitze der Gesellschaft von Paris standen und sich die Gunst und das Vertrauen der Königin zu erwerben gewußt hatten. Ohne Ausnahme waren es junge und schöne Leute, die sich mit der vollendetsten Grazie unbefangen bewegten und von deren Gesichtern die sorglose Heiterkeit strahlte, die eine ganz den Neigungen entsprechende Vergnügung hervorzurufen pflegt.

Die Königin verlangte von ihrem vertrauten Cirkel, daß ihm die lästige Etikette, der sie sich am Hof von Versailles zu ihrem großen Mißvergnügen unterwerfen mußte, gänzlich fremd bleibe, daß jeder Rangsunterschied fortfalle und daß nur Schönheit und Geist die oberste Stelle einnehmen solle; sie wollte in dieser heitern, lebenslustigen Umgebung wieder das fröhliche, glückliche Kind sein, als das sie nach Frankreich gekommen war, das Gefühl der Unbefriedigung, das ihr eheliches Verhältniß noch immer zuweilen hervorrief, und die Bitterkeit übertäuben, die, bei den mannigfach gegen sie gespielten Intriguen, ihr die Liebe des Königs und des französischen Volkes zu rauben, ihr in das Haupt erhoben hatte.

Maria Antoinette Josepha Jeanne von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich, geboren am 2. November 1755, war von ihrer Mutter, der großen Kaiserin Maria Theresia, ausersehen worden, ein freundschaftliches Band zwischen Oesterreich und Frankreich zu knüpfen und dem Dauphin, spätern König Ludwig XVI., vermählt zu werden. In diesem Sinne wurde die junge Prinzessin von dem französischen Abbé de Vermond erzogen, das Interesse an Frankreich und dem etwas leichtfertigen, vergnügungssüchtigen französischen Wesen in ihr erweckt und genährt und als durch Hrn. v. Choiseul, Minister Ludwig XV., der mit der Kaiserin im Einverständniß handelte, ihre Verlobung mit dem Dauphin zu Stande kam, fühlte sie selbst sich sehr glücklich, obgleich sie den ihr bestimmten Gemahl noch nie gesehen hatte, und eilte Frankreich mit Sehnsucht und schönen Zukunftsträumen entgegen. Im Mai 1770 kam die junge Erzherzogin an die französische Grenze; ihre seltenen körperlichen Reize befanden sich damals in der entzückendsten Blüthe, ihr Geist und ihre Liebenswürdigkeit waren hinreißend, ihr Wesen voll königlicher Würde und gleichzeitig voll kindlicher Unschuld. So konnte es nicht fehlen, daß das Volk sie in enthusiastischer Begeisterung vergötterte und daß ihre Reise durch das neue Vaterland ein Triumphzug wurde, der sie überaus glücklich machte, denn sie kam mit einem Herzen voll Liebe zu diesem Volke, dessen Königin sie einst werden sollte. Leider vermochte der Dauphin sie weniger zu befriedigen, denn er kam ihr kalt und gemessen entgegen, sein Aeußeres war nicht anziehend, seine Haltung nicht königlich, sondern einfach bürgerlich, — sie hatte sich ihn anders vorgestellt; dennoch wollte sie ihn lieben, denn für ihn war sie ja unwiderruflich bestimmt.

Am 16. Mai fand die Vermählung statt; vierzehn Tage später trug sich bei den Feierlichkeiten des Hochzeitsfestes das schreckliche Unglück zu, daß mehrere Hundert Personen im Gedränge erdrückt wurden, eine böse Vorbedeutung für das Schicksal der Neuvermählten, die traurige Erfüllung finden sollte.

Des Dauphins Abneigung gegen seine Gemahlin zeigte sich vom ersten Tage ihrer Ehe nur zu deutlich; sie galt nicht gerade ihrer Persönlichkeit, sondern dem weiblichen Geschlechte insgemein, denn der Prinz war auf bigotte Weise erzogen worden und sein ruhiges Temperament setzten keine Leidenschaft fähig zu sein; dazu kam noch, daß er, von Natur mißtrauisch, Marie Antoinette als ein Werkzeug der Politik ihrer Mutter und Choiseuls beargwöhnte. Die junge Dauphine führte nur den Namen seiner Gattin, und es läßt sich leicht begreifen, wie unglücklich ein solches Verhältniß ihr liebeglühendes und liebebedürftiges Herz machen mußte. Zum Ueberfluß fand sie noch eine Menge politischer Feinde, die ihr die natürliche Liebe zu ihrem Geburtslande auf das Schlimmste auslegten und andere machte sie sich wieder selbst durch ihr unbefangen kindliches Wesen, das die strenge und steife Etikette des Hofes verschmähte und gar zu lästig fand, sowie durch unschuldige, aber unbedachte satyrische Aeußerungen darüber; zu dieser letzten Classe von erbitterten Gegnern, die sie auf jede Weise angriffen und durch Spöttereien und üble Nachreden die Liebe des Volkes und des Dauphins zu entziehen suchten, gehörten vor Allem die Damen von königlichem Geblüte.

So überall zurückgestoßen und erbittert, schuf sich Marie Antoinette ihre eigene Partei, die freilich der Politik auch nicht ganz fern blieb, deren hauptsächlichstes Verbindungsmittel aber nur die Lust an freien, ungezwungenen Vergnügungen, wie sie eine lebensfrische, übersprudelnde Jugend liebt. Die Verleumdungen bekämpfte man mit Satyre und witzigen Wortspielen, den Verdruß mit Scherz, Tanz und Zerstreuungen, wie sie die immer rege Phantasie der Königin und ihrer Lieblinge stets von Neuem erfand. So blieb es auch nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI., und als selbst der König zu Ende des Jahres 1777 seiner Gemahlin, über deren Reize sich ihm plötzlich die Augen öffneten, sein Herz zuzuwenden anfing und ein zärtlicheres Einverständniß zwischen ihnen begann, blieben doch der übrigen Gründe noch genug, die Marie Antoinette sich in ihrem Klein-Wien am ungezwungensten und glücklichsten fühlen ließen, wenn ihr Gemahl, der einmal an leichten Zerstreuungen kein Vergnügen fand, sich mit eisernem Fleiße den Regierungsgeschäften und seinen Privatliebhabereien, zu denen vorzüglich die Schlosserkunst zählte, widmete.

Am jenem Nachmittag warf die Sonne, die sich schon dem Sinken zuneigte, ihre Strahlen in unzähligen glän-

Digitized by Google

zenden Reflexen durch die dichtverschlungenen Laubkronen des englischen Parkes auf die mit Kies belegten Wege und vergoldeten hier und dort eine antike Marmorstatue oder eines der mit kunstreichen Bildhauerarbeiten verzierten weißen Wasserbecken, in denen sanfte Kühle ausströmende Gewässer in den verschiedenartigsten Formen sprudelten. Fröhliches Gelächter, laute scherzende Worte, hin und wieder ein lustiger Gesang, dem Worte eines zärtlichen Madrigals oder eines jener satyrischen Chansons, die Paris damals noch mehr wie heute liebte, untergelegt waren, tönten durch den kleinen Wald und hier und da tauchten weibliche und männliche Gestalten in dem vorhergenannten Costüme, bald in Gruppen, bald zu Zweien, auf und verschwanden wieder zwischen den Rosen- und Myrthengebüschen der Promenaden. Jeder suchte sein Vergnügen, wie es ihm beliebte, man fand und trennte sich wieder, man wandelte, sich der Unterhaltung hingebend, umher, spielte mit bunten Federbällen oder trieb andere Ergötzlichkeiten der sorglosen Jugend.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Dundee oder die Polen in Stockholm.

(Aus der Novellen-Zeitung.)

(Fortsetzung.)

Hm, hm! sagte Vater Blasius nicht ohne Verlegenheit, es ist am Besten, wir lassen die Sache für heute ruhen. Wir wollen uns in unserer Freude nicht durch einen Zwist stören lassen, der ebenso schnell beseitigt worden ist, als er ausbrach. Komm und trink mit uns, Nils, sprich aber nicht mehr davon!

Nils schien sich nicht wohl zu fühlen in der Nähe des Polen. Dieser aber winkte ihm heroblassend, näher zu kommen. Seid ohne Furcht, junger Mann! sagte er, ich will Euch nichts Böses.

Ohne eine Sylbe zu antworten, mit einem Blicke aber, der schärfer war, als man seinen milden Zügen zutrauen konnte, setzte sich Nils an den Tisch, wo Maria unbemerkt und gleichsam in Gedanken einen Becher, den sie selbst gefüllt hatte, vor ihn hinstellte.

Nun es freut mich, Euch wiederzusehen, wendete Czarnkowsky sich an den Jüngling, Ihr seid ein tüchtiger Seemann und habt nun wohl aus Erfahrung einen kleinen Begriff von den Orlogschiffen bekommen. Wollt Ihr in meinen Dienst treten, so sollt Ihr gleich Steuermann auf meiner Bresnowina werden, statt, wie vorher in ihrem tiefsten Raume gefesselt zu liegen — Euer Wohl, junger Mann!

Nils erröthete und erbleichte abwechselnd, während alle Anwesenden mit finstern Mienen ihr Mißvergnügen über die Polen ausdrückten.

Vater Blasius nahm das Wort. Ich bitte Euch, Ihr gestrengen Herren, daß Ihr das Geschehene vergessen möget, wie wir es vergessen haben. Doch freilich hätten Ew. Gnaden einsehen können, daß eine so kleine Yacht, wie die meinige, die Ew. Gnaden in den Grund zu bohren beliebte, nichts Schlimmes im Sinne haben konnte.

Das versteht Ihr nicht, unterbrach ihn der Pole und zog seine Augenbrauen zusammen. Der Wein war nicht ohne Einfluß auf seine Nerven geblieben und er schlug den Becher auf den Tisch, daß er zusammenknickte. Ich sehe wohl, fuhr er fort, daß hier im Lande nicht viel Ordnung und Sitte herrscht; eine kleine Yacht will die Fahne nicht vor einem Kriegsschiffe streichen und ein Bauer oder Bürger will so gut sein wie ein Adelsmann. Dieser Hochmuth muß gebrochen werden, und deßhalb, mögt Ihr wissen, hat König Sigismund uns hierhergerufen. Euren Bauernfürsten, den Herzog werden wir schon zu beseitigen wissen. Der junge Mann hier kann Euch erzählen, wie es unten in meiner Bresnowina aussieht.

Und Ihr glaubt, Herr Czarnkowsky, daß der Fuß des Herzogs Karl jemals ein Fahrzeug betreten wird, auf dem die schwedische Flagge nicht hoch über der polnischen weht? fragte einer der schwedischen Herren mit höhnischem Lachen.

Die schwedische Flagge über der polnischen? rief der Pole erbittert, indem er seine Hand an den blitzenden Säbelgriff legte. Ich habe hier eine Scheere, die Demjenigen ganz geschickt die Finger abschneiden soll, der es versucht, eine andere Flagge auf der Bresnowina aufzuziehen, als die meines Landes und meines Königs!

Oho! rief der schwedische Herr, wir haben auch schwedische Schiffe und Seeleute dazu, die die blaugelbe Flagge vielleicht weiter geführt haben, als Eure bunten Lappen jemals gesehen worden sind. Wir wollen sehen, wie es Euch in den Scheeren draußen gehen wird, wenn Ihr Euch dahinauswagt.

Czarnkowsky sprang in der größten Erbitterung auf und die blanke Säbelklinge flog aus der Scheide. Nils aber ergriff schnell und kräftig den erhobenen Arm und als Maria einen Angstschrei erschallen ließ, beruhigte der Pole sie gleich, bat sie mit der größten Artigkeit um Verzeihung für seine Uebereilung und wünschte dem Vater Blasius gute Nacht.

Nils ergriff den silbernen Leuchter mit ein Paar Wachslichtern und führte den Gast in sein Zimmer. Die Schweden aber blieben noch länger beisammen und machten durch kräftige Faustschläge auf den Tisch ihrem Zorne Luft.

* * *

Das gespannte Verhältniß zwischen den stolzen Polen und den Bürgern Stockholms wurde mit jedem Tage erbitterter. Die polnischen Herren straften ihre Diener nicht für deren eigenmächtige Gewaltthätigkeiten; da diese sich daher zu jeder Schandthat berechtigt glaubten, so fanden fortwährend Unruhen statt, so daß man das La-

Digitized by Google

ger auf der Waldemarinsel mit großer Unruhe und wie das eines tückten Feindes betrachtete. Die Bewohner der Stadt aber waren geduldig und ertrugen allen Hohn und alle Gewalt bis zum Aeußersten, obgleich sie endlich gezwungen wurden, sich den Uebermüthigen gegenüber zu vertheidigen.

Czarnkowsky, der von seinem Wirthe mit Wohlwollen behandelt wurde, suchte sich auf alle Weise eben so zu zeigen, obgleich er nicht unterlassen konnte, den übrigen Bürgern seine Verachtung an den Tag zu legen. Vor Allem erwies er Marien die größte Aufmerksamkeit und Artigkeit, der sie zu entgehen suchte, besonders, als sie gehört hatte, daß Czarnkowsky mehr reich, als vornehm sei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eisen und Blut.) Der „Rürnb. Corresp." schreibt: „Von geehrter Hand werden wir auf eine Strophe in Schenkendorf's Gedichten:

Denn nur Eisen kann uns retten,
Uns erlösen kann nur Blut
Von den sündenschweren Ketten,
Von des Bösen (Napoleon I.) Uebermuth —

aufmerksam gemacht und wird daran die Bemuthung geknüpft, Herrn v. Bismarck's bekannte Phrase möchte wohl eine Copie dieses Dichterwortes sein. Indessen sind Eisen und Blut heroische Naturen — wie der neue preußische Premier ohne Zweifel eine ist — so nahe liegende familiäre Begriffe, daß es uns nicht gerade nothwendig erscheint, deren Vorkommen in seinen parlamentarischen Reden auf eine bloße poetische Reminiscenz zurückzuführen. Wohl aber ist jene Parallelstelle geeignet, daran zu erinnern, für welche Zwecke und gegen welche Feinde die patriotischen Männer einer frühern und größern Zeit „Eisen und Blut" des Volkes forderten. Und diese Reminiscenz dürfte für Herrn v. Bismarck, dem das im Tuilleriehofe auf dem Gedächtniß entschwunden sein mag, sowie für manche andere keine ganz überflüssige sein."

Ein sehr raffinirtes Gaunerstückchen ist dieser Tage in Breslau ausgeführt worden, das bisher einzig in seiner Art dastehen dürfte. Ein Schlosser erhielt den Besuch eines jungen anständig gekleideten Mannes und von ihm den Auftrag, sich sofort mit ihm nach seiner Wohnung zu begeben, um dort seine Stube zu öffnen, zu welcher er behauerlicher Weise den Schlüssel verloren habe. Der Meister ließ sich sofort dazu bereit finden und wurde von dem Unbekannten nach einem nahegelegenen Quartier geführt, welches dieser als das seinige bezeichnet, wo er in der That die verschlossene Stubenthür mit einem Dietrich öffnete. Beide traten hierauf in die Stube ein, deren angeblicher Inhaber den Schlossermeister ersuchte, ihm sofort einen neuen Schlüssel anzufertigen und binnen einer Stunde denselben abzuliefern. Zur bestimmten Zeit brachte er denn auch den fertigen Schlüssel und war nicht wenig erstaunt, die Stube, welche allerdings nicht verschlossen sein konnte, ganz verlassen und Alles in der größten Unordnung zu finden. Bei näherer Recherche ergab sich, daß eine große Anzahl Sachen gestohlen waren. Der Schlossermeister hatte also dem Diebe selbst das Zimmer behufs des Raubes, natürlich unbewußt, geöffnet." Die Ermittlung des schlauen Langfingers hat übrigens ein Zufall vor Kurzem herbeigeführt. Er beabsichtigte einen neuen Einbruch zu begehen und lud auch dazu einen seiner Genossen ein, der jedoch diesmal zum Verräther an ihm wurde. Er denunzirte das Vorhaben der Polizeibehörde, die ihre Maßregeln traf und noch vor Ausübung des Verbrechens den Schuldigen verhaftete, worauf auch der obige Raub zur Sprache kam.

(Ein Unparteiischer.) Vor einem Londoner Polizeigerichtshof stand dieser Tage ein Irländer als Kläger gegen verschiedene Individuen, von denen er jämmerlich zerschlagen worden war. In einem Wirthshause befragt, ob er für den Papst oder für Garibaldi sei, antwortete er, um keine der vertretenen beiden Parteien zu erzürnen: „Weder für den einen noch für den andern!" Die Folge davon war, daß Garibaldianer und Päpstliche über den unparteiischen Mann herfielen und ihn bis zur Bewußtlosigkeit durchkleiten. Hätte er sich für die eine oder für die andere Persönlichkeit erklärt, so hätte er natürlich auch Prügel bekommen, aber er hätte Vertheidiger und nur halb so viele Gegner gehabt.

Am 18. Oktober zeigte sich auf einem Hause in Polonitz ein alter Fuchs, der auf merkwürdige Weise hinaufgekommen sein mußte. Wahrscheinlich hat er, im Begriff zu rauben, in dem mit dem Hause verbundenen Schuppen sich versteckt, die Nacht benützt, das Stroh untersucht, ist auf den Hausboden gelangt und hat am Morgen durch die Dachluke fliehen wollen, wobei er auf den erhabenen Standpunkt gelangt ist. Daß er schließlich zu Tode gepriegelt wurde, war das traurige Loos seiner Verwegenheit.

Rebus.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 135 Dienstag, den 11. November. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Den Weg nach dem prächtigen kleinen Belvedere hinauf schritten zwei Personen, in lebhafter Unterhaltung begriffen, die sie theilnahmelos an dem allgemeinen Jubel zu machen schien. Die Dame zur Rechten war eine der imposantesten und gleichzeitig lieblichsten Erscheinungen, die Klein-Wien wohl je gesehen haben mochte. Ihre Toilette war eben so einfach, als die der übrigen Damen, aber man konnte wohl behaupten, daß sie sie noch besser kleide, als alle anderen. Ihre hohe und schlanke Figur, die das vollendetste Ebenmaß aller Formen besaß, trug sie stolz und würdevoll, dem unbeschadet aber mit einer Grazie, daß sie eher über dem Boden zu schweben, als ihn mit den kleinen zierlichen Füßen, die das kurze Kleid ebenso verrätherisch enthüllte, wie die blendenden Arme und den stolzen Nacken, zu berühren schien. Diesen Reizen entsprachen vollkommen Zeichnung und Ausdruck des Antlitzes; sein Teint war ungemein zart und weich, fast durchsichtig und von lebhafter Farbe, die dunklen Augen blikten unter langen schweren Wimpern in schnellem Wechselspiel bald feurig und verlangend hervor, bald schienen sie sich, wie ein unwiderstehlicher Zauber, mit sanftem Ernste in die Seele dessen, auf dem ihr Blick ruhte, tief hineinsenken zu wollen; die feine Nase war ein wenig gebogen, das Kinn voll und rund, die edle Stirn umfloß das reiche, blonde Haar, das durch den Puder eine goldene Färbung erhielt und als Schmuck eine einzelne rothe Rose trug. Hätte man daran gedacht, eine Unvollkommenheit in diesem herrlichen Gesichte suchen zu wollen, so konnte dazu die etwas hervortretende Unterlippe Veranlassung geben, aber auch dieser kleine Mangel hatte seinen eigenthümlichen Reiz, einen gewissen liebenswürdigen Trotz, eine stolze Hoheit, die der ganzen Erscheinung wohl anstand.

Der Begleiter dieser Dame, in dessen ganzem Wesen gegen sie sich eine, wenn auch durch Vertraulichkeit gemilderte Ehrerbietung kund gab, trug, auffälligerweise an diesem Orte, eine militärische Uniform, obgleich er nicht den Degen an der Seite führte. Es war die des französischen Infanterie-Regiments Royal Suédois, ein hellblauer Rockfrack mit silberner Stickerei und gelben Aufschlägen; daran befanden sich die Abzeichen hohen Militärranges. Dieser Mann, der, seinem ganzen Aussehen nach zu schließen, wohl kaum das dreißigste Jahr erreicht hatte, war groß und von der regelmäßigsten, anmuthvollsten Körperbildung; seine Haltung war frei und militärisch stolz, jede seiner Bewegungen so edel und ungezwungen, daß es in die Augen fallen mußte. Sein Gesicht war eben so schön als männlich, ein wenig gebräunt, wie es den Krieger kleidet, seine blauen Augen unter den etwas starken Brauen blickten fest und wohlwollend, leuchteten aber auf in jenem Glanze, der bei dem ruhigsten Gesichtsausdrucke die Leidenschaftlichkeit in der Tiefe ahnen läßt; wenn er sprach oder lächelte, zeigte sein Mund die schönsten Zähne. An die hohe und kluge Stirn legten sich sorglich gebrannte dunkelblonde Locken, deren reiche Fülle sich jetzt ganz verrieth, da er den kleinen dreieckigen, mit seinen Straußenfedern borirten Hut unter dem Arme trug.

Sie schwärmen noch immer für Ihr kaltes Vaterland, Fersen, sagte die Dame gerade, indem sie die Rede des jungen Mannes unterbrach und ihn mit einem Blicke anlah, dessen Güte den leichten Vorwurf, den sie in ihre Worte zu legen beabsichtigte, Lügen strafte. Kann das glänzende Paris, kann mein blühendes Klein-Wien denn nicht endlich Ihre Sehnsucht nach dem starren und todten Norden verscheuchen? — Mich friert inmitten dieser Rosen und Myrthen, die unsere Sonne jetzt eben zum

Digitized by Google

Abschiede küßt, wenn ich an Ihr eisiges Stockholm denke!

Die Rosen Klein-Wiens, erwiederte Axel Fersen Fersen lächelnd, haben mich mit ihrem süßen Dufte und ihrer Farbenpracht so bezaubert, daß ich mein Vaterland fast zu vergessen fürchte, wenn ich mir seine Vorzüge nicht öfter wieder in das Gedächtniß zurückrufe. Majestät wissen das recht gut, und mögen daher dem Schwärmer verzeihen, der Sie durch seine Schilderungen aus diesem Paradiese des Südens einige Augenblicke in die Regionen des ewigen Eises zu versetzen wagte.

Wohlan, Graf Fersen, ich verzeihe, erwiderte Marie Antoinette lebhaft, ihm die Hand zum Kusse reichend, aber nur unter einer Bedingung, mein Herr.

Meine Königin knüpft Bedingungen an die Ertheilung ihrer Gnade? fragte Fersen scherzend, während er die schöne weiße Hand wieder ließ.

Ich bin hier in Klein-Wien nicht Königin für meine Freunde, antwortete die Königin in demselben vertraulichen Tone; — meine Bedingung verlangt auch nur einen Ritterdienst von Ihnen.

Dann gebieten Majestät über meinen letzten Blutstropfen! Welch' höheres Glück könnte für mich noch aufbewahrt sein, als für Sie —

Sterben zu dürfen? unterbrach ihn Marie Antoinette lachend. Nein, so anspruchsvoll bin ich nicht, Ihren König Gustav des Lebens einer seiner tapfersten Offizieren und besten Unterthanen brauchen zu wollen. Ich verlange nur, daß Sie, der Mann des Nordens, meinen Cavalier abgeben sollen, wenn wir im nächsten Winter hier auch unsere Eisbahn haben und uns in kleinen Schlitten darauf umhertummeln; wessen erprobter Geschicklichkeit könnte ich mich denn besser anvertrauen als der Ihrigen?

Fersen's Augen blitzten freudig auf, in demselben Augenblicke aber nahmen sie einen beinahe trüben Ausdruck an. Ehe er noch ein Wort erwidern konnte, fuhr die Königin in ihrer Lebendigkeit fort: Diese Schlittenfahrten sind mir immer ein köstliches Vergnügen gewesen, — nur schade, daß der kurze Winter es hier so beschränkt. Ich träumte mich dabei wohl wieder nach meinem Wien zurück, meinem schönen Wien, wo wir Kinder uns in unseren Spielen so glücklich fühlten, wo noch kein Anflug von dem Ernste des Lebens —

Sie brach, leise seufzend ab, und fuhr dann wieder heiter fort: Ja, wir haben hier auch unsere Eisbahn, wenn das Wetter es erlaubt, Graf Fersen, — freilich nur ein schwaches Abbild der großartigen winterlichen Pracht Ihrer Heimath. Wenn der lange Kanal und das Neptunbassin zufrieren, dann entbiete ich alle meine Freunde nach Klein-Wien, und dann leben wir eben so froh und heiter, wie in den schönen Sommertagen und amüsiren uns trotz Kälte und Schneegestöber auf dem Eise. Man fand das anfangs sehr unpassend, Mesdames (die Tanten Ludwigs XVI.) meinten, ein solches Vergnügen gebühre nur dem gewöhnlichen Volke und laufe aller Etikette zuwider; wir haben uns darum nicht gekümmert. Beinahe aber hätten sie dennoch triumphirt, denn als ich mich vor zwei Jahren in einem einspännigen Schlitten von meinem Stallmeister fahren ließ, fiel der Arme bei einer schnellen Wendung herab, und das zügellose Pferd stürzte sich in rasender Carrière gerade auf eine offene Stelle zu. Alles schrie laut auf vor Angst, denn der Tod oder wenigstens ein eiskaltes Bad schien mir gewiß, aber Niemand wagte, sich dem rasenden Thiere entgegenzuwerfen. Gott sei Dank! verlor ich allein die Geistesgegenwart nicht; es gelang mir, die Zügel zu ergreifen, und sollten Sie glauben, Fersen, daß meine Hand stark genug war, das Thier zu bändigen? — Warum blicken Sie aber so düster vor sich hin, Graf? Sie haben mir ja auch noch nicht einmal, wie mir einfällt, Antwort ertheilt, ob ich auf Ihren Cavalierdienst rechnen darf, damit ich nicht wieder eine ähnliche Gefahr laufe?

Die Königin blickte augenscheinlich besorgt auf Fersen, dessen Mienen wirklich verriethen, daß er sich Gedanken sehr ernster Art hingegeben haben müsse.

Majestät erschließen mir ein Glück, erwiederte er stockend, — das mich zum Beneidetsten, Stolzesten aller Menschen machen würde, hätte ich nur nicht den Schmerz, seine Verwirklichung bezweifeln zu müssen.

Nun, weßhalb zweifeln Sie an meinen Worten? fragte die Königin, leicht verstimmt.

Ich zweifle nicht an Ihrer Huld, Majestät, aber ich weiß, daß der Winter mich nicht mehr in Klein-Wien sehen wird.

Was sagen Sie da, Fersen? fragte Maria Antoinette, die so betroffen war, daß sie es nicht gut genug verbergen konnte. Sie denken doch nicht allen Ernstes daran, jetzt schon nach Stockholm zurückzukehren?

Nein, Majestät, erwiderte Fersen, — mein Weg ist ein anderer; er führt zu dem edlen Volke jenseits des Ozeans, das die Fesseln drückender Tyrannei abzuwerfen sich bemüht, aber trotz seines bewundernswerthen Heldenmuthes zu schwach ist, sich seines überlegenen Feindes zu erwehren. Eure Majestät selbst werden zweifellos die Sympathien empfinden, die Ihren erhabenen Gemahl und alle Edlen auf dem europäischen Kontinent an die Sache des Menschenrechts und der Freiheit fesseln, und demnach werden Sie begreifen, daß auch ich fühle, wie mir die Ehre und der stürmische Drang meines Herzens gebieten, meine Kräfte an den Zweck zu setzen, den die Herrscher von Frankreich und Schweden billigen.

Die Königin entfärbte sich ein wenig, sie schwieg nachdenklich.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Maria Dundee oder die Polen in Stockholm.

(Aus der Novellen-Zeitung.)

(Fortsetzung.)

Herr Czarnkowsky, sagte Vater Blasius eines Abends. Ihr habt wahrscheinlich ein schönes Haus und eine schöne Braut in Warschau, wenn ich fragen darf?

Ich habe ein schönes Haus, entwortete der Pole mit einem Blicke auf die erröthende Marie; aber es steht leer, da es des schönsten Schmuckes, einer geliebten Braut entbehrt. Oft schon habe ich geträumt, wie ich eine holde Maid aus dem Auslande dort heimführen möchte. Aber ich kenne keine, die mir ihr Herz schenken will.

Ach, wer möchte einem so jungen und schönen Herrn wie Ihr seid, nicht sein Herz schenken? wendete Vater Blasius ein, Ihr braucht nur zu wählen und ich bin überzeugt, daß Ihr jede Braut gewinnt, wenn Ihr nur wollt.

In demselben Augenblicke wurde die Thür geöffnet und Nils trat ein. Er blieb in der Thür mit dem Hut in der Hand stehen und schien Etwas sagen zu wollen es fehlte ihm aber der Muth dazu.

Marie, die gleich bei seinem ersten Anblicke gesehen hatte, daß er etwas Unangenehmes zu sagen hatte, richtete einen traurigen und bittenden Blick auf ihn. Er aber erhob ihre Augen nicht zu ihr auf, sondern sagte langsam: Herr Czarnkowsky! Eure Diener haben nun ihren Uebermuth büßen müssen. Sie sind tüchtig von einigen Kriegsknechten des Herzogs Karl, die sie überfallen haben, durchgeprügelt worden.

Meine Diener geprügelt? fragte der Pole und sprang auf. Schnell stürzte er der Thüre zu, gab im Vorübereilen Nils einen Stoß vor die Brust, daß dieser umfiel, und verschwand.

Wohin ging er? fragte Blasius bestürzt: Du kommst wie ein rechter Unglücksvogel, mein lieber Nils!

Eine glühende Röthe bedeckte Nils Christensons Gesicht, als er aufsprang. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er das Schwert von der Wand und wollte hinaus.

Maria aber ergriff schnell seine Hand und bat: Geh jetzt nicht hinaus, bleib noch einen Augenblick, Du bist jetzt zu aufgeregt. Nils, ich bitte Dich, geh jetzt nicht fort!

Maria, antwortete er, meine Pflicht ruft mich.

Was willst Du, Mädchen? rief Vater Blasius. Geh gleich auf Dein Zimmer; und Du, Nils, was hat sie mit Dir zu thun? Geh und erfülle Deine Pflicht und damit gut! Ich werde meiner Tochter die ihre lehren, zu gehorchen.

Maria ging mit den Händen vor dem Gesicht in ihr Zimmer und Nils entfernte sich schweigend.

* * *

Im Wachtthurme über dem Thore, das von der Kaufmannsstraße durch die Stadtmauer nach dem Meere hinführt, saß Nils Christenssen, die Augen auf das polnische Lager gerichtet, dessen bunte Zeltreihen in der hellen Sommernacht zwischen der Schiffs- und der Castellinsel hervorleuchteten. Der klare Strom floß in fast unbemerkbarer Bewegung dicht an der Stadtmauer vorüber, indem er die Bilder der stolzen Schiffe wiederspiegelte, die bereit lagen, den König Schwedens von seiner Hauptstadt zu entführen. Ein allgemeines Schweigen herrschte über dem reichen Schauspiel.

Der wachthabende Jüngling gab sich den Träumen seines Herzens hin, die ja bei jedem stillen Naturgenuß im Menschen erwachen und das Band zwischen der innern Welt und derjenigen bilden, die sich den äußern Sinnen zeigte. Er dachte an den holden Gegenstand einer Liebe, die er mit seinem Leben besiegeln wollte, die seine Schützerinheit aber vielleicht doch auf ewig in seiner eignen Brust verbergen würde. Er ahnte wohl, daß auch sie ein Gefühl für ihn hege, das für ihn so heilig war, daß er nur tief innen davon, wie von der schönsten Seligkeit, zu träumen wagte. Eine Thräne zitterte in seinen Augen.

Bald aber wurde er aufmerksam auf eine ungewöhnliche Bewegung zwischen den beiden Inseln, die vor ihm lagen. Einige große Böte legten von den Kriegsschiffen aus und wandten sich dem Lager zu, von wo man Lärm und Waffengeräusch hörte. Endlich erschienen die Böte wieder voll von polnischen Kriegern. Sie ruderten gerade auf das Kaufmannsthor los. Nils, der nicht wissen konnte, ob dies auf Befehl des Königs geschehe, oder ob es eine eigenmächtige That der übermüthigen Fremdlinge sei, überlegte gerade, ob er Lärm machen solle oder nicht, als er plötzlich seine Arme von hinten gefaßt und sich selbst rückwärts die Treppe hinabgeschleppt fühlte. Als er nun aus allen Kräften rief: Zu den Waffen! da blitzte ein Dolch vor seinen Augen und eine polnische Stimme befahl ihm zu schweigen. Er schwieg auch. Sobald er aber auf die Straße hinabgeschleppt war und da festen Fuß fassen konnte, riß er heftig den einen Arm los und ein rascher Griff an die Gurgel des Gegners befreite auch den andern; nun aber fühlte er die Dolchspitze zwischen seiner Seite und dem Arme, und ein harter Streit begann, in welchem er die größte Mühe hatte, die kleine scharfe Waffe zu vermeiden, die von kräftigem Arme geführt wurde. Endlich aber fand er doch den Ausweg, plötzlich ein paar Schritte zurückzuspringen und sein Schwert zu ziehen.

Sobald die Klinge in seiner Hand blitzte, zog sich der Pole, ein alter Krieger, zu dem ganzen Haufen zurück, der während des Kampfes ans Land gestiegen und durch das Thor gekommen war. Nils aber verfolgte ihn nicht, sondern eilte nach der Wachtstube, um seine Kameraden zu versammeln.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Der „D. A. Z." schreibt man aus Flensburg: Die nachfolgende Geschichte, die nicht etwa der Scherz eines Spaßvogels ist, bildet einen artigen Beitrag zur Charakteristik des dänischen Beamtenthums in Schleswig. Vor kurzer Zeit wurde hier eine Menagerie gezeigt. Eines Tages machten sich zwei Besucher aus der Stadt Husum den Spaß, einem Bären eine Art Kuchen, die hier den Namen Hiseswecken führen, vorzuhalten, die er mit Wohlgefallen zu verspeisen schien. Mit der Natur wilder Thiere unbekannt, machten sie darauf bei einem Löwen denselben Versuch, der aber selbstverständlich den angebotenen Leckerbissen verschmähte. Diese Geschichte verbreitete sich schnell durch die Stadt, das Gerücht und vielleicht auch „illoyale" Spaßvögel veränderten sie und so kam sie allmälig auch zu Ohren des Polizeimeisters. Dieser forschte die Namen der beiden Husumer aus, und nicht lange, nachdem ihm das gelungen war, wurden sie vor den Polizeimeister von Husum geladen und auf Requisition der hiesigen Polizei befragt: ob es wahr sei, daß sie dem Löwen auf dem Kirchhofe bei Flensburg Heisewecken vorgehalten hätten? (!) Durch ihre verneinende Antwort haben sie eine der beliebten „Criminaluntersuchungen" oder wenigstens einen Injurienprozeß mit den Polizeimeistern als Mandataren des steinernen Löwen glücklich vermieden.

Der gelehrte Engländer Queensley, ein großer Bewunderer der griechischen Dichter, hat in seinem Testament verordnet, daß man nach seinem Tode ihm die Haut abziehe und dieselbe zu Pergament gerbe, auf welches die Iliade von Homer geschrieben werden soll. Dieses seltsame Exemplar soll alsdann im britischen Museum hinterlegt werden.

(Gestohlener Bauer.) Heute den 30. Oktober um halb 8 Uhr Abends wurde bei dem Unterzeichneten ein Einbruch verübt und der Bauer von Kleinholzesberg Joseph Träxler gestohlen. Der redliche Finder wird unter Besprechung guter Belohnung gebeten, mir entweder den Bauern oder die Verpflegungskosten im Betrage zu 301 fl. zurückzubringen. Andr. Baumgartner, Wein- und Gastgeber in Ilz. — Also lautet ein Inserat in der Passauer Donauzeitung. Besagter Bauer war nämlich bei dem Herrn Gastgeber längere Zeit krank und in Verpflegung gelegen, und da der Verpfleger ohne vorgängige Bezahlung genannter Summe den Patienten nicht herausgeben wollte, so haben Leute, die an der Nichtbezahlung ein Interesse zu haben scheinen, es vorgezogen, nächtlicher Weile den kranken Bauer zu stehlen.

(Amerikanischer Dienstgehorsam.) Ein Lyoner Arbeiter, der erst vor Kurzem aus Amerika zurückkam, wo er zum Kriegsdienst gepreßt worden war, erzählt ein artiges Stückchen aus dem dortigen Feldleben: „Während eines mühsamen Marsches in Virginien unter glühender Sonnenhitze marschirte ich neben einem Musiker, einem Vollblut-Amerikaner, der auf dem Rücken einen großen Pack trug. Ein Oberst reitet heran. „Holla, Oberst," ruft ihm der Musiker zu, „steigen Sie doch gefälligst von Ihrer Bestie herunter, damit ich hinauf kann." — „Mein wackerer Kamerad, das Pferd ist mein." — „Thut nichts zur Sache, ist denn unter Waffenbrüdern nicht Alles Gemein?" — „Sie vergessen, daß Sie mit Ihrem Vorgesetzten sprechen." — „O, by God, glauben Sie, Ihr Grad geb' Ihnen das Recht, mich als Ihren Untergebenen zu betrachten?" — „Nein, nein, wir sind Alle gleich, aber ich brauche mein Pferd, um meinen Dienst als Oberst versehen zu können." — „Gehen Sie mir zum Teufel mit Ihrer Anrede, ist etwa mein Dienst nicht mühsamer, als der Ihrige? Haben Sie auch einen solchen Pack zu tragen, wie ich? Vorwärts, Sie sitzen jetzt schon lange genug auf Ihrer Mähre; es ist nicht mehr als billig, wenn ich Sie ablöse." Durch diese Gründe, die durch Beifallsgemurmel in den Reihen der Soldaten unterstützt wurden, überzeugt, stieg der Oberst vom Pferd und lief mitten durch die Wolken aufgewirbelten Staubes hinter dem nun berittenen Musiker her, der übrigens so gütig war, seinem Oberstn nicht zuzumuthen, daß er auch noch den Pack trage."

Auf dem Leipziger Schlachtfelde sind durch die Bemühungen des Hrn. Apel bis jetzt zur Orientirung 25 Marksteine gesetzt. Sie sind sämmtlich in geschmackvoller Form aus dem härtesten Postelwitzer Sandstein gefertigt, erheben sich 5 Fuß über die Erde, sind genau nach den Himmelsgegenden aufgestellt, geben auf der einen Seite Tag und Benennung der Schlacht an, bezeichnet durch Pfeile die Frontestellung der Truppen und nennen auf der andern Seite den Heerführer und die Zahl seiner Streiter.

(Ein niedliches Schooßhündchen.) Ein junger, kräftiger Königstiger, welchen die preußische Corvette „Arcona" für den zoologischen Garten zu Köln mitgebracht hat, erregt in Danzig allgemeine Bewunderung. Das Thier ist 1½ Jahr alt, noch nicht vollständig erwachsen, aber immerhin schon jetzt eine stattliche Erscheinung. Merkwürdiger Weise ist der Tiger zahm wie ein Schooßhund, folgt Jedem auf's Wort und ist der verwöhnte Liebling der ganzen Schiffsbesatzung. Sein treuer Gefährte ist ein kleiner, häßlicher, rothhaariger Hund, welcher den Tiger gesäugt hat und denselben so in Respekt hält, daß er bei dem leisesten Knurren des Hundes furchtsam in eine Ecke kriecht. Der Tiger ist ein Geschenk des Grafen Eulenburg, des Chefs der ostasiatischen Expedition.

* * *

Druck von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 136. Donnerstag, den 13. November. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Beide hatten die Höhe des Belvedere inzwischen erstiegen, ohne auf ihren Weg zu achten. Der kleine Tempel, der das Plateau krönte und seinen Namen von der prächtigen Aussicht erhalten hatte, die sich nach allen Seiten hin auf die Schlösser und Anlagen von Versailles und weit darüber hinaus eröffnete, war ein Meisterwerk der Kunst und eleganter Spielerei. Er war achteckig, und jede seiner Fronten enthielt abwechselnd eine Thür oder ein Fenster, die mit ihren venetianischen Scheiben bis zum Boden reichten. Eine Marmortreppe, auf deren Stufen acht Sphinxe mit Frauenköpfen lagen, führte zu ihm hinauf, über den Thüren waren kunstvoll die Statuen der Jahreszeiten gemeißelt. Schweigend betrat die Königin den innern Raum und Fersen folgte ihr.

Die Wände des einzigen Gemaches, das dieses Belvedere enthielt, waren mit Stuck bekleidet, der die verschlungenen Arabesken bildete, darüber befanden sich Freskomalereien, eine Kette von Guirlanden, Köchern und Bogen und dazwischen springende Affen und Eichhörnchen; den Boden bedeckte ein Parquet von getäfelt eingelegtem rothen, weißen und blauen Marmor. In der Mitte stand ein Marmortisch, mit drei goldpronciirten Füßen, an den Fensterwänden kleine seidenüberzogene Divans und Lehnsessel.

Steht Ihr Entschluß fest, Fersen? fragte sie nach einer Pause, indem sie ihre Augen mit jenem Ausdrucke von zum Herzen dringender Weichheit, dessen wir vorher erwähnten, zu ihm aufschlug.

So fest, Majestät, daß ich alle schmerzlichen Bedenken, die mich an diesem Ort zu fesseln suchten, überwunden zu haben glaubte, und daß Sie mich jetzt nicht wieder schwach gesehen haben würden, hätte der hohe Beweis von Gnade, den Sie mir zugedacht, mich den ganzen schweren Kampf nicht noch einmal durchkosten lassen.

Fersen sprach diese Worte wieder ganz fest, und während Maria Antoinette befangen die Augen auf das Parquet des Fußbodens gesenkt hielt, heftete er die seinigen mit offener Bewunderung, in der etwas Wehmüthiges lag, auf sie.

So verging wieder eine kleine Pause, deren Peinlichkeit die Königin fühlen mußte, denn plötzlich sagte sie, sich bezwingend in einem Tone, der halb unwillig, halb scherzhaft klang: Ich weiß, daß Sie uns verlassen werden, Graf, denn Ihr Nordländer habt einen Eisenkopf und ich getraue mir nicht so viel Einfluß auf Sie zu, Sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen, — ich habe auch kein Recht dazu, Ihre jugendliche Kraft dem großen Wohle der Menschheit zu entziehen, um Sie in die engen Grenzen Klein-Wiens einzuschließen. Sagen Sie mir aber doch, wer Sie eigentlich auf diesen Gedanken gebracht hat.

Aufrichtig gesagt, erwiderte Fersen — zunächst das Beispiel des edlen Marquis de Lafayette.

Ach, dieser Lafayette! meinte die Königin halblaut, und der Ausdruck ihres Gesichtes verrieth, daß sie dem Genannten nicht sehr wohlgewogen sein müsse.

Ferner, fuhr Fersen fort, — der Entschluß meines Freundes, des Herzogs von Lauzun, dem ich meine Begleitung zugesichert habe, und vor Allem die Ueberzeugung, daß ich in diesem Wettkampfe so vieler edler junger Männer, die sich der Sache der unterdrückten Freiheit weihen, nicht fehlen darf, zumal die augenblicklich friedlichen Verhältnisse Europa's keine Gelegenheit darbieten, den Muthmuth zu erproben und einen jungen Soldaten zu bilden.

Digitized by Google

Schon seit einer Weile hatten sich die näher kommenden Tritte mehrerer Personen und ihre Stimmen vernehmen lassen, sowohl die Königin aber, wie Fersen, waren von ihrer Unterredung, die augenscheinlich auf beide einen tieferen Eindruck machte, als sie gestehen wollten, zu sehr in Anspruch genommen worden, um darauf zu achten. Erst als die Ankömmlinge, mehrere Damen und Herren der Gesellschaft, die Glasthür des Pavillons erreicht hatten, blickten beide überrascht auf und sahen sich jenen dicht gegenüber. Auf allen Seiten konnte sich eine kleine Betroffenheit nicht ganz verleugnen, besonders schoß der Königin das Blut verrätherisch in die Wangen, Fersen war wohl der Einzige, der seine Ruhe vollkommen bewahrte. Es konnte Marie Antoinette allerdings nicht angenehm sein, daß ihr vertrauliches Zusammensein unter vier Augen mit einem Manne, den man selbst in diesem durch so viele Vorzüge ausgezeichneten Zirkel nur le beau Versen nannte, Zeugen gefunden hatte, denn sie wußte recht gut, auch diese ihr so nahestehende Gesellschaft schließe Verräther in sich, durch deren Böswilligkeit oder Leichtsinn ihr nachtheilige Gerüchte unter das Volk getragen wurden. Indessen hatte sie schnell ihre Selbstbeherrschung wieder erlangt und, ohne sich zu erheben, rief sie heiter den Kommenden zu: Unser Freund, Graf Fersen, gedenkt uns untreu zu werden und sich nach Amerika einzuschiffen, — wollen Sie wohl glauben? — Helfen Sie mir, ihn von diesem abscheulichen Vorsatze abzubringen!

Mit scherzhaften und ernsten Vorstellungen drängte man sich um den Grafen, während die Königin sich den ihr befreundeten Damen zuwandte, und ganz unbefangen mit ihnen plauderte.

Axel Fersen war im Jahre 1750 als ältester Sohn des schwedischen Reichsmarschalls Graf Fersen geboren worden. Sein Vater war ein edler, sehr reicher und dadurch, daß er an der Spitze der Partei der Hüte stand, in seinem Vaterlande wichtiger Mann; er war es, der in seinem strengen Gerechtigkeitsgefühle hauptsächlich zu der Hinrichtung des Grafen Erich Brae und Baron Horn beitrug, die 1756 eine Verschwörung gegen die Reichsverfassung zu Gunsten Königs Adolph Friedrichs und seiner herrschsüchtigen Gemahlin Luise Ulrike gebildet hatten; vor dem Staatsstreiche König Gustavs III., der dieselbe Verfassung umstieß, trat er von seinem Amte ab, blieb aber noch immer eine der gewichtigsten Persönlichkeiten Schwedens. Eine Schwester Axels, die schöne und stolze Sophie, war es, die im Einverständniß mit ihrem Vater, die Hand des Herzogs von Ostergothland, Bruder König Gustavs, trotz des letzteren Verwendung ausschlug und später den Baron Taube, dann Reichsrath Piper heirathete.

Axel, ein schöner Knabe von vielen geistigen Anlagen, erhielt die sorgfältigste Erziehung, zuerst auf dem Stammsitze seiner Familie, dem Gute Mälsaker, dann wurde er, zum Jüngling herangewachsen, zu seiner Weiterbildung nach Turin auf die Akademie geschickt. Mit seiner Schönheit vereinigten sich die einnehmendsten Sitten, ein edles Herz, das sich leicht verrieth, und ein ungezwungenes, selbstbewußtes Auftreten; so konnte es nicht fehlen, daß er überall die willkommenste Aufnahme fand, und daß sich ihm besonders das weibliche Geschlecht sehr gewogen zeigte. Schon in Turin, wo er bis zum Jahre 1770 blieb und den Hof Karl Emanuel's I. besuchte, knüpfte sich ein innigeres Verhältniß zwischen ihm und einer der edelsten Damen, deren Namen die Geschichte verschweigt, und von da ging er, außer um die Wissenschaften, auch um eine Erfahrung auf dem Felde der Galanterie bereichert, nach Paris und abwechselnd wieder nach Schweden. Eine Uebereinkunft des letzteren Landes und Frankreichs, deren Herrscher ihr freundschaftlichsten Verhältnisse zu einander standen, gestattete, daß die Offiziere bei den Armeen ihrer Ausbildung halber zuweilen wechseln durften; auf diese Weise war Axel Fersen gleichzeitig Rittmeister der schwedischen leichten Reiterei und Oberst-Inhaber des französischen Fremdenregiments Royal-Suédois. Gustav III. hatte damals den Grafen Creutz, später den Baron von Staël-Holstein, den Gatten der berühmten Tochter Neckers, als Gesandten am Hofe von Versailles; es lag ihm daran, junge, vermögende Edle aus den ersten Familien seines Landes ihnen zu attachiren, und seine Wahl hatte auch Axel Fersen getroffen, der Schweden dort würdig repräsentiren konnte. Axel erfüllte dies in vollem Maße durch seinen Reichthum und die Eleganz seines Auftretens.

Sein ritterlicher Sinn würde ihn jedenfalls an die schwächere und verleumdete Partei, die der Königin, gefesselt haben, wenn auch Marie Antoinette mit ihrer wunderbaren Schönheit und liebreizendem Wesen sein feuriges Herz nicht ganz in Anspruch genommen hätte, seitdem er sie zum erstenmale erblickte. Ihre Gesellschaft zog ihn durch ihre Aehnlichkeit mit seinem eigenen Wesen an und öffnete sich ihm leicht, sobald er nur den Wunsch zu erkennen gab, ihr anzugehören. Von den Herren geachtet und mit ihnen befreundet, von den Damen bewundert, fühlte er sich bald in diesem Zirkel zu Hause und spielte eine bedeutende Rolle in ihm; aber er fühlte sich auch unwiderstehlich an ihn gefesselt. Durch sein Aeußeres schon hatte er der besonderen Aufmerksamkeit Marie Antoinette's nicht entgehen können; als sie ihn näher kennen lernte, wurde ihr Wohlwollen unverkennbar und bei verschiedenen Gelegenheiten zeichnete sie ihn aus.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Dundee oder die Polen in Stockholm.

(Aus der Novellen-Zeitung.)

(Schluß.)

Vor dem Hause des Vater Blasius hatten die Polen ein Paar Bürger getroffen, die bei dem Geräusch

Digitized by Google

herauskamen und die übermüthigen Haiducken waren eben im Begriffe, ihre Kräfte auf den Rücken und Schultern derselben zu erproben, als Nils mit einigen bewaffneten Bürgern und Dalekarliern zu ihrer Erlösung herbeieilte. Einer der Letztern, der gerade sah, wie ein polnischer Offizier einem Bürger ein Paar Hiebe gab, legte sofort seine Muskete an und streckte den stolzen Fremdling todt nieder. Bei dem Knalle wurde gleich Lärm gemacht, die Fenster füllten sich mit erschreckten Zuschauern und die Bürger guckten aus ihren Hausthüren hervor.

Auch Vater Blasius kam ganz bestürzt mit seiner Tochter heraus, die ihn bat und beschwor, sich nicht in Lebensgefahr zu wagen. In demselben Augenblicke sah Nils den Czarnkowsky, der auf die Treppe des Blasius'schen Hauses sprang. Sofort war er, das mächtige Schwert hoch über seinem Haupte geschwungen, neben seinem Feinde, und die turbanähnliche Mütze zugleich mit seinem Haupte würde gewiß zu Maria's Füßen gelegen haben, wenn Vater Blasius nicht selbst herbeigesprungen und dem erbitterten Jünglinge in die Arme gefallen wäre.

Nils, willst Du unsern Gastfreund morden? rief der Alte heftig, bedenke, daß er einer von den Dienern des Königs ist. Was soll daraus werden, wenn der König das erfährt?

Mit Mäßigung warf Nils seinem Gegner einen stolzen Blick zu und antwortete: Verbergt ihn drinnen, Vater Blasius, denn wenn er herauskommt, Er, der dies Alles angestiftet hat, so kann ich nicht für sein Leben stehen; jetzt schenke ich es ihm.

In demselben Augenblicke erscholl eine Trompete vom großen Markte her und einige Herren zu Pferde ritten mitten in den großen Haufen. Platz für den Statthalter des Königs, den Grafen Erik Brahe! rief ein Reiter. Sofort ruhte der Streit, die Schwerter wurden gesenkt und sowohl Polen, wie Schweden, drängten sich herbei, um zu hören, was der Statthalter sagen würde.

Mit scharfen Worten und strengen Drohungen befahl er, daß beide Theile ihre Waffen niederlegen sollten. Die Polen erhielten Befehl, sofort zu ihrem Lager zurückzukehren, während die Schweden aufgefordert wurden, Geduld mit den Fremden zu haben. Wer hat die Wache unter die Waffen gerufen? fragte der Graf mit finsterer Stimme.

Nils berichtete, wie Alles zugegangen sei. Der Graf schien seinen Worten nicht recht Glauben schenken zu wollen, da er gleich befahl, daß Nils gefangen genommen werden solle. Bei diesem Befehl ließ Maria, die neben ihrem Vater stand, einen Schreckensruf erschallen und wollte herbeispringen, um den strengen Herrn um Gnade anzuflehen. Czarnkowsky aber, der auch dastand, hielt sie zurück und schritt selbst auf den Grafen zu.

Schont den jungen Mann, Herr Brahe! rief der der Pole, er hat nicht mehr als seine Pflicht gethan und verdient außerdem noch meine besondere Dankbarkeit, da er mein Leben schonte, als es in seiner Hand war. Er hat mir denselben Dienst geleistet, wie ich ihm früher. Ich hoffe, Herr Graf, daß meine Worte genügen werden, und daß ich ihn nicht mit meinem Schwerte zu befreien brauche.

Der Graf grüßte den Polen artig und winkte seinen Leuten, Nils nicht zu berühren. Czarnkowsky befahl darauf den seinen, sofort zum Lager zurückzukehren, während er von einem Diener ein Pferd nahm und an der Seite des Grafen fortritt.

Am nächsten Tage saß Vater Blasius neben seiner Tochter ganz betrübt über das Geschick, das Stockholm bevorstand, da die Polen zu einem allgemeinen Angriff, die Bürger dagegen sich zu einer entschiedenen Gegenwehr rüsteten, das Steinpflaster aufrissen und die Steine in die Häuser hineintrugen. Nils Christensson trat schnell in das Zimmer ein und sagte, daß er die Absicht habe, das Thor verrammeln zu lassen, sobald der Streit beginne, und daß er das Haus bis zu seinem letzten Blutstropfen vertheidigen würde. Er bat den Vater Blasius und Maria, Nichts zu fürchten, da jedenfalls der Herzog Karl der Stadt bald mit einem Kriegsheer zu Hilfe kommen würde.

In demselben Moment öffnete sich die Thür und die prächtige Gestalt des Czarnkowsky zeigte sich in derselben. Er trat auf den bestürzten Vater Blasius zu, ergriff seine Hand und dankte ihm für seine Gastfreundschaft und Freundlichkeit. Darauf ergriff er die Hand der erröthenden Maria.

Junges Mädchen! sagte er, indem sich ein trüber Ausdruck in seinen edlen Zügen spiegelte, Du hast in meiner Brust manches Andenken erweckt, das mir auf die andere Seite des Meeres folgen wird. Nimm hier ein kleines Freundschaftszeichen. — Du brauchst deswegen nicht zu erröthen — vor einem Fremdlinge, der mit drohenden Waffen während des Sturmes sich das Glück erkämpfen mußte, um Dir seine Bewunderung erklären zu können.

Er drückte einen kostbaren Ring in ihre Hand. Nils zog die Augenbrauen zusammen und erröthete; sagte aber kein Wort. Vater Blasius aber legte die Hand auf die Klinke, gleich, als ob er ungeduldig wartete, daß die schönen Redensarten bald aufhören möchten. Maria konnte dem artigen Fremdlinge, der ihr alle Achtung erwiesen hatte, einen dankbaren Blick und einen Händedruck nicht versagen. Darauf wendete derselbe sich zu Nils. Ein Lächeln schwebte über seine Lippen, indem die halbe Thräne aus seinen Augen verschwand, und er sagte: Wir sind quitt, junger Mann! Hier übergebe ich Euch einen schönen Preis, der sonst wohl eines weitern Kampfes werth gewesen wäre. Vater Blasius, mein ehrlicher Freund, wird gewiß zu Eurem Glücke seinen Segen geben und ich wünsche, daß es so vollkommen sein möge, wie das auf Erden möglich ist. Wir haben Befehl be-

Digitized by Google

konnen, gleich an Bord zu gehen und der König kehrt mit uns nach Polen zurück. Ich aber werde stets mit Freuden an den ehrlichen Vater Blasius, die schöne Maria und ihren glücklichen Mann denken. — Lebt wohl!

Mannigfaltiges.

Mecklenburger Deutsch im Jahre des Heils 1862. In dem Gutsbesitzer-Paradies Mecklenburg, wo die Weltgeschichte langsamer geht als anderswo, hat die patriarchalische Regierung nicht bloß die Verfassung von 1756, sondern auch die Sprache getreulich beibehalten. Die Einberufung zum Landtage lautet, wie folgt: „Friedrich Franz, von Gottes Gnaden, Großherzog von Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr ꝛc. Wir geben euch hiermit zu vernehmen: daß Wir beschlossen haben, einen allgemeinen Landtag in Unserer Stadt Malchin halten und denselben am neunzehnten November d. J. eröffnen zu lassen; zitiren, heischen und laden euch demnach hiermit gnädigst und wollen: daß ihr Abends vorher, nämlich am 18. November d. J., euch allhort persönlich seinfinden und, nach gebührender Anmeldung, die am folgenden Tag in Unserm Namen zu publizirende Landtags-Proposition — deren Capita im Abdruck hiebei gefügte sind — geziemend anhören, den darüber zu haltenden gemeinsamen Berathungen und Beschlußnahmen beiwohnen, auch vor erfolgtem Landtagsschlusse ohne erhebliche Ursachen euch von dannen nicht entfernen sollet. Ihr möget nun erscheinen und daselbst bleiben, oder nicht, so sollet ihr dußedem zu Allem, was auf solchem Landtage beschlossen werden wird, gleich anderen Unseren getreuen Landsassen und Unterthanen verbunden und gehalten sein. An dem geschieht Unser gnädigster Wille und Meinung. Gegeben durch Unser Staats-Ministerium, Schwerin, am 10. October 1862. Friedrich Franz. J. v. Oertzen. v. Schröter. v. Levetzow"

Das Prager Blatt „Politik" berichtet aus Prag vom 23. Okt. über eine dort angeblich verübte Mordthat: „Gestern erzählte man sich folgendes Geschichtchen, deren Wahrheiten wir natürlich nicht verbürgen können. Ein Soldat von dem in der Josephskaserne einquartierten Regiment hat sich ohne Erlaubniß seines Vorgesetzten auf die Kirchweih in sein Heimathsdorf entfernt, wurde gleich danach als Deserteur verfolgt, kam aber freiwillig wieder zurück, harrend der für die ein- oder zweitägige Absenz verdienten Strafe. Unterdessen soll er aber als Deserteur behandelt worden sein, und als er noch überdies mit 50 Stockstreichen belegt werden sollte, stand er nach empfangenem ersten Streiche auf und bat den bei dem Strafvollzuge anwesenden Hauptmann um Nachsicht der Strafe. Als ihm diese auf eine entschiedene Art verweigert wurde, rückte er sich, als wollte er sich wieder auf die Strafbank legen, zog ein im Stiefel verstecktes Messer hervor und stieß es dem Hauptmanne in die Brust, worauf dieser todt niedersank."

(Lynch-Justiz.) Aus Pilsen vom 11. Oct. wird geschrieben: In dem drei Stunden von hier entfernten Dorfe Zebus wurde vor einigen Tagen ein Brandstifter auf frischer That betroffen, und von der erbitterten Volksmenge in schrecklicher Weise gelyncht. Nach vielen argen Mißhandlungen wurde er in einen nahen Teich geworfen und als er wieder an die Oberfläche kam, mit Stangen so lang unter dem Wasser niedergehalten bis er den Erstickungstod fand. Die gerichtliche Untersuchung ist jetzt im Zuge.

Eine amerikanische Kanonengießerei. Die Fort-Pitt-Werkstätten fabriciren jetzt allwöchentlich, außer sonstigen Kriegswerkzeugen drei ungeheure fünfzehnzöllige Kanonen. Kein anderes Etablissement in der ganzen Welt ist im Stande, Aehnliches zu leisten. Diese Kanonen wiegen je ungefähr 70,000 Pfund. Abgesehen von der Schwierigkeit der Gießerei solcher Geschütze, muß die Arbeit der Zubereitung, der Bewegung und der Vollendung einer solchen Masse ungeheuer sein. Es sind jedesmal die Massen von vier dieser riesenmäßigen Geschosse in den Gießereien, und sobald solche herauskommen, sind wieder andere bereit, ihre Plätze einzunehmen. Auf diese Weise soll beständig das ganze Jahr hindurch gearbeitet werden. Diese Kanonen sollen für die neuen „Monitors" angefertigt werden und sind die größten und furchtbarsten in der ganzen Welt. Doch damit scheinen sich die Amerikaner noch nicht begnügen zu wollen. Sie sind jetzt daran, — und die Vorarbeiten sind soweit vollendet, — um einundzwanzigzöllige Kanonen herzustellen. Ein solches Geschütz wird eine Kugel von 1000 Pfund Gewicht abschießen, welche in einer Entfernung von vier englischen Meilen ihr Ziel nicht verfehlen soll.

Ein Pariser Brief erzählt folgende Anekdote: Zu Biarritz stieß der Kaiser beim Spaziergehen auf einen kleinen Knaben, der witzig aufsah und freundlich grüßte. Bist du ein Engländer, fragte der Kaiser. — Nein, ich bin ein Amerikaner. — Nun mit wem hältst du, mit dem Norden oder dem Süden? — Mein Vater hält mit dem Norden; ich aber entschieden mit dem Süden. Und Sie, mein Herr? — Der Kaiser stutzte, drehte den Bart und sagte lachend: Ich halte es mit dem Einen und dem Andern. — Wie? Mit Beiden? Das ist nicht leicht und wird Niemand gefallen. Seine Majestät ließ die Unterredung fallen und ging ihres Wegs.

(Fortschritt. — Aus der Stadt der Zukunft. Postth.) Bettler (schellt Abends spät an einem Hause und verlangt ein Almosen). — Magd: Das isch kei Manier, so spat em Abe no gege z'bättle. — Bettler: Hr., i han halt nit früecher chöune cho; der Zug isch erscht jetticht aglangt.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 137. Sonntag, den 16. November. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Das feurige Herz des jungen Mannes schwoll bei dieser Bemerkung vor Freude und Stolz; seine Verehrung für die reizliebende und nach seiner Meinung doch so unglückliche Königin wurde eine unbegrenzte, und diesen Empfindungen entrang sich bald ein noch viel innigeres und leidenschaftlicheres Gefühl, die Liebe. Axel Fersen liebte Marie Antoinette mit einer Gluth, die er bis dahin noch nicht empfunden hatte, aber er sagte sich auch mit seinem klaren Verstande, den die Leidenschaft nie ganz zu unterdrücken vermochte, daß sie unerreichbar hoch über seinen Wünschen stehe und er würde es mit der Reinheit seiner Liebe für unvereinbar gehalten haben, an Erwiderung seiner Gefühle zu glauben und dieselben offen auszusprechen. Ohne Zweifel hatte ihn Marie Antoinette dennoch errathen und zürnte ihm nicht, denn sie blieb gleich gütig gegen ihn, — vielleicht mochte die Huldigung des schönen Mannes ihrer Eitelkeit, von der sie nur zu wenig frei war, auch schmeicheln, — wie dem aber auch sei, ihr Benehmen ihm gegenüber überschritt nie die Grenzen ihrer Pflicht. Durch seine Anhänglichkeit war er ihr theuer geworden, das bewies sie oft mit der ihrem Naturell eigenen Lebhaftigkeit und Unvorsichtigkeit, die sie oft der bittersten Beurtheilung aussetzte, — eine leidenschaftliche Erklärung seinerseits würde sie aber gewiß zurückgewiesen, wenn auch entschuldigt haben.

Fersen glaubte nicht an die Gerüchte, die von den Feinden der Königin über deren Charakter verbreitet wurden und verkannte sie deßhalb auch nicht; er wußte, in wie hohem Grade er sich ihrer Gunst erfreue, aber er baute darauf auch nicht Hoffnungen, die sich nie verwirklichen durften. Dieser Zustand mußte ihm auf die Dauer unerträglich werden, und darum hatte er sich entschlossen, Frankreich zu verlassen und der Wunde seines Herzens in der Ferne und im Geräusche des Kampfes Zeit zur Heilung zu geben. Richtig war es, daß Lafayette's Beispiel ihn reizte, sich Ruhm zu erwerben, daß sein Herz für Amerika's Sache laut sprach und daß er sich dem Herzog von Lauzun verpflichtet hatte, ihn zu begleiten. — Alles dieses war aber nur geschehen, weil er eine Befriedigung für sein eigenes Herz suchte, das die Gefahr seiner hoffnungslosen Leidenschaft klar begriff.

Armand Louis de Biron, Herzog von Lauzun, den Fersen seinen Freund genannt hatte, war ein eben so schöner und liebenswürdiger, als leichtsinniger junger Mann; mit letzterem großen Fehler versöhnte aber bei näherer Bekanntschaft sein ehrenwerther Charakter und sein ritterlicher Sinn. Von Jugend auf Soldat, hatte er als solcher einige Erfahrung auf dem Schlachtfelde gesammelt, desto mehr aber für das gewöhnliche Leben verloren; durch seine unbeschränkte Freigebigkeit hatte er sich ruinirt, wenigstens sein ansehnliches Vermögen gegen Bezahlung seiner Schulden an den Herzog von Guémine für eine jährliche Rente von 80,000 Franks verkaufen müssen. Auch er gehörte zu den Anhängern der Königin, hatte auf diese Weise Fersen's Bekanntschaft gemacht und sich durch seine Liebenswürdigkeit dessen Freundschaft gewonnen, die freilich nur selten mit ihrem sanften Tadel Einfluß auf ihn gewann. Er wollte nach Amerika gehen, weil er dort Abenteuer und militärischen Ruhm zu ernten hoffte, und seine mächtigen Verbindungen öffneten ihm die vortheilhaftesten Wege dazu.

Vergebens bestürmten die Damen, die reizende Lamballe und Gabrielle von Polignac, die stets heitere Prinzessin d'Hénin, die sanfte Gräfin Montesson und Andere, Fersen, ihnen nicht seine Gesellschaft zu entziehen und sein kostbares Leben den Gefahren des Krieges aus-

Digitized by Google

zuſetzen; die Herren unterſtützten ſeine Abſicht zum Theil. Die Königin warf nur hin und wieder ein ſcherzendes Wort dazwiſchen, damit es den Anſchein gewinnen ſolle, als lege ſie nicht allzu viel Gewicht auf Ferſen's Abreiſe; deſſen ungeachtet trafen ſich aber doch heimliche Blicke Mancher, die ihr Verhältniß zu dem ſchönen Schweden bedeutſam zu finden begannen.

Es iſt nun hohe Zeit, daß wir uns nach unſerem Theater begeben, meinte die Königin, während die lebhafteſte Unterhaltung noch durch den Pavillon rauſchte.

Damit nahm ſie den Arm ihres ſchönen jungen Schwagers, des Grafen von Artois, damals noch des einzigen der Prinzen von königlichem Blute, der es aufrichtig mit ihr meinte, und ſchritt voraus nach dem Palais zu; die ganze Geſellſchaft folgte in langem Zuge, dem ſich noch viele aus den Seitengängen Kommende anſchloſſen, denn bereits riefen von Lakaien geblaſene Muſchelhörner durch den ganzen Park hindurch zur Wiedervereinigung der zerſtreuten Säle.

Ferſen hatte ſeinen Arm der Herzogin von Fitz-James geboten und dieſe ihn angenommen; er hatte ſie gewählt, weil er ſich gerade in ihrer Nähe befand und weil die junge Wittwe ihren Cavalier gewöhnlich in dem Herzoge von Lauzun fand, ſeinem Freunde, der an dieſem Tage gerade nicht in Klein-Trianon anweſend war.

Die Herzogin ſtammte aus einer der angeſehenſten franzöſiſchen Familien, war geborne Franzöſin und ſehr jung ſchon an Fitz-James Berwick, der von dem natürlichen Sohne Jakob's II. von England und Arabella Churchill abſtammte und in Frankreich lebte, verheirathet worden, weil ihre Familie ſich von deſſen großen Reichthümern Vortheile verſprach. Als ihr der Tod den Gemahl raubte, den ſie nicht geliebt hatte, ſpielte ſie ihre nicht unbedeutende Rolle an dem glänzenden Hofe von Verſailles fort, ſtand aber bei Marie Antoinette in dem Verdachte, ſich ihr nicht aus Anhänglichkeit, ſondern um zu ſpioniren, angeſchloſſen zu haben. Sie ſtand damals in ihrer höchſten Blüthezeit, war ſchön, nicht ohne Geiſt, von der gewandteſten Hofturnüre und mit Rückſicht auf ihre Galanterieen nicht allzu ängſtlich auf ihren Ruf was an einem Hofe, wie dem von Verſailles, aber keineswegs beſremdete, oder der Achtung, die ihr Stand beanſpruchen konnte, Eintrag that. Ferſen hatte noch nicht viel Gelegenheit gehabt, ſie richtig beurtheilen zu können, und erwies ihr, als der Vertrauten ſeines Freundes, beſondere Aufmerkſamkeit.

Der Dame, die mit ihrem ſtolzen üppigen Wuchſe und ihren brennenden dunklen Augen, die ein fortwährendes Spiel der Coetterie trieben, Eroberungen zu machen liebte, war der ſchöne Ferſen weniger gleichgültig, ſie wagte es ihres erklärten Anbeters, des Herzogs von Lauzun wegen, nicht, deſſen Freunde unaufgefordert offene Beweiſe ihres Wohlwollens zu geben, aber ſie würde wohl nicht unterlaſſen haben, Ferſen's Huldigungen günſtig aufzunehmen. Daß er ſie ihr darzubringen gar keine Luſt bezeigte, kränkte ſie ein wenig, und hatte in ihr den Verdacht erweckt, irgend eine andere Dame des Hofes müſſe ihn in ihren Banden gefangen halten, — und dieſer Verdacht hatte plötzlich einen Boden gefunden. Der Herzogin war es aus doppeltem Grunde eine köſtliche Entdeckung, die ſie gemacht zu haben glaubte, als ſie mit den erſten aus der Geſellſchaft die Königin und Ferſen in dem Belvedere gefunden hatte. Sie wußte, daß ſie ihm ſein Geheimniß, wenn ein ſolches vorhanden war, nicht entlocken werde, aber ſie wollte ſcharf beobachten; deßhalb verſchonte ſie ihn mit unbeſcheidenen Fragen und Anſpielungen und begnügte ſich, ihm ihre Liebenswürdigkeit in unbefangener Unterhaltung von der glänzendſten Seite zu zeigen.

Das Theater, in dem ſich die Geſellſchaft nun vereinigte, lag auf der Seite des franzöſiſchen Gartens und war ebenſo kunſtvoll und elegant hergeſtellt, wie Alles, was zu dem kleinen Luſtſchloſſe gehörte. Der Zuhörerraum, nur für ein gewähltes Publikum beſtimmt, war klein, aber prächtig dekorirt, die Wände und Bogen weiß mit goldenen Verzierungen, von Pilaſtern mit Löwenhäuptern getragen, die Sitze und Brüſtungen mit blauem Sammet überzogen; über den Logen hielten vergoldete Amouretten Blumenguirlanden; Freecomalereien von olympiſchen Geſtalten zierten das Deckengewölbe. Zwei joniſche Säulen mit einem Giebel, der Amor mit Leyer und Lorbeerkranz trug, eröffneten die Bühne, zu ihren Füßen ruhten Nymphen als Fackelhalter, und über dem Vorhange hielten zwei andere Nymphen das Wappen Marie Antoinette's.

Man erwartete an dieſem Abend auch den König, der ſich nur ſelten aus Gefälligkeit für ſeine Gemahlin geneigt zeigte, derartigen Vergnügungen beizuwohnen. Bei ſeinem Eintritte in die für ihn beſtimmte Loge begrüßte man ihn mit tiefſter Ehrerbietung, und obgleich er auf das Leutſeligſte und Anſpruchsloſeſte nach allen Seiten hin dankte, ſchien jetzt doch ein gewiſſer Zwang über die ganze Geſellſchaft zu kommen, der auch erſt wieder mit ſeiner Entfernung, nach Beendigung der Vorſtellung, wich.

Ludwig war ein Mann von wohlgebauter und kräftiger Geſtalt, aber dieſe wußte ſich nicht würdig zu tragen, und das einfache bürgerliche Coſtüm ſtellte dieſen Mangel noch deutlicher heraus; ſein Geſicht war milde und Vertrauen erweckend, aber keineswegs ſchön, die matten hellblauen Augen gaben ihm keinen energiſchen Ausdruck; er zählte damals erſt vierundzwanzig Jahre, ſah aber viel älter aus.

(Fortſetzung folgt.)

Des Holländers Brautfahrt.

Nach Felix Tournachon.

(Aus dem Mainzer Unterhaltungsblatte.)

1. Der Bahnhof.

Der Bahnhofinſpektor winkte, ſein Adjutant rief: „Vorwärts!“ und mit einem grellen Schrei ſetzte ſich die

Digitized by Google

Lokomotive in Bewegung; die Waggons erhielten der Reihe nach einen Ruck und ſchloſſen ſich der rollenden Linie an: die zudringlichen Ausſchreier von Parisiens und Notices sur le chemin de fer de Paris à Orleans flogen von den Wagenthüren zurück. Der Aleide keuchte Anfangs langſam voran; dann verwirrſchte er ſeine Schnelligkeit. Die Paſſagiere ſetzten ſich zurecht. Plötzlich entſtand im Bahnhofe ein Tumult.

Halt! Laſſen Sie Niemand mehr einſteigen! donnerte der Inſpektor.

Ein gemächlicher Reiſender ſtreckte neugierig den Kopf aus der Wagenthür, als der Störenfried auf ihn zu flog und ihm faſt den Hut vom Kopfe ſtieß.

Ha! brummte der Neuangekommene in den Bart und hing ſich in die Thür, Sie wollen mir die Mitfahrt lumpiger fünf Minuten wegen wehren? Das wollen wir doch einmal ſehen!

Und im Nu verſchwand der Verwegene in der Diligence, wo er einen der zwei frei gebliebenen Plätze mit Sturm einnahm, während das Schreien des Bahnhofperſonals in der Ferne verhallte.

Das iſt der beſte Weg, den Hals zu brechen! monologiſirte der Herr, der zuerſt den Kopf vorgeſtreckt hatte.

Dieſer Vorfall hatte ſich in weniger Zeit, als wir zum Erzählen gebrauchten, ereignet und doch war der Bahnzug bereits an zwei Bahnwärtern vorübergeſauſt, jenen armen Teufeln, welche für ein Sündengeld täglich vierzigmal mit den Armen das telegraphiſche Ebenbild eines Galgens machen.

Der ſäumige Paſſagier, welcher ſich ſo muthwillig in Gefahr begeben hatte, ſchnob jetzt auf dem eroberten Sitze mit der Lokomotive um die Wette; doch bald ſchien er allen Groll in den Wind geblaſen zu haben, denn ſein Geſicht erheiterte ſich und nachdem er ein lautes Gelächter aufgeſchlagen, ſetzte er ſich in Poſition, um ſeine Reiſegefährten in Augenſchein zu nehmen.

2. Geſichter.

Unſer Beobachter war ſelber Inhaber eines Geſichts, das zur Prüfung einlud: eine kleine, aber äußerſt elaſtiſche Statur; ein Paar ſchwarze Augen mit langen Wimpern — Augen, bei denen jungen Mädchen Heirathsideen kommen; Augenbrauen wie gemalt; eine Adlernaſe; ein feiner Mund, keck aufgeworfene Lippen und ein kokketter kleiner Schnurbart; Haltung und Benehmen den Mann von beſter Geſellſchaft verrathend, der Anzug elegant, doch ungeziert, kurz ein echter junger franzöſiſcher Kavalier.

Zunächſt ſaßen Leute von höchſt unbedeutendem Anſehen: zwei Bourgeois vom Nährſtande in ſchwarzen Fracks und mit Brille, Tabatiere und ſpaniſchem Rohre wohl aufgeſtutzt; — ferner ein Student, der während der Ferien zu den Eltern rutſchte und unſern Kavalier anglotzte; ferner ein Individuum mit gewichtigem Schnurbarte und ſolider Fauſt, weiten Hoſen, Sporen, und ein unbekanntes Ordensband im Knopfloche; — endlich den leer gebliebenen Platz gegenüber ein gewaltiger Kopf auf einem volle ſechs Fuß hohen Rumpfe, welcher durch den zu weiten grauen Ueberrock noch plumper wirkte. Um das kurzgeſchnittene hochblonde Haar dieſes Rieſen war allem Geſchmack zum Hohne bequem ein gelbes oſtindiſches Sacktuch geknotet; der Bart war überall auf dem wohlgenährten Geſichte abraſirt; die Naſe war etwas plump, die Lippen dick, die Augen waſſerblau mit faſt weißen Brauen. Plump und unförmlich ſchon von Natur, wurde er es noch mehr durch eine mehr als mädchenhafte Schüchternheit. Unſer Mann war ein Holländer, Mynheer von Coppenael, der Sohn ſchwerreicher Eltern.

Der ſchwarzäugige junge Kavalier hatte ſein Lorgnon vor das linke Auge geſteckt, um den Nordländer gemächlich zu betrachten, der durch die Muſterung immer betretener zu werden ſchien, da ſeine geſunde Geſichtsfarbe roth und röther wurde und die blauen Augen am Boden haſteten. Nachdem unſer Franzoſe ſeiner Neugier ein Genüge gethan, zog er ein elegantes lederues Futteral aus der Rocktaſche und ſing, ohne um Erlaubniß zu fragen, an zu rauchen. Niemand erhob Einrede, nur legten die beiden betracten Nährſtandsherren ihren Proteſt dadurch an den Tag, daß ſie einander haſtend anſahen und dann das eine Fenſter öffneten.

3. Die Reiſende.

Auf der erſten Station riß ein Kondukteur die Wagenthüre auf und ließ ein Frauenzimmer mit einem Kinde ein. Noch ein Platz war in der Deligence leer.

Die Dame war in Trauer, und ärmlich, doch ſauber gekleidet. Trotz des Schleiers, der vom Strohhut herabhing, verriethen die Augen, daß die Frau viel geweint hatte. Ihr Sohn war in dem Alter, wo Kinder ganze Plätze bezahlen müſſen, und es ſchien Mühe gekoſtet zu haben, bis erlaubt wurde, das Bübchen, welches gleichfalls ärmlich, obwohl beſſer als die Mutter gekleidet war, frei mitnehmen zu dürfen. Die arme Frau ſetzte ſich auf den leer gebliebenen Platz, nahm den Sohn auf den Schoß und gab ihm ein Stück Chocolade.

Der Burſche fing an zu ſpeiſen und läutete dazu mit den Beinen in ſichtbarem Behagen, ſtreifte dabei aber zweimal die weiten Hoſen des Mannes mit dem gewichſten Schnurbarte, der an zu knurren fing. Die Mutter entſchuldigte ihr Kind, worauf der Schnurbärtige nichts erwiederte, und empfahl dem Buben, ſich vorzuſehen. Bald aber hatte dieſer die Weiſung vergeſſen und ſtreifte auf's Neue die weiten Hoſen des barſchen Bartheldeu.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Wiener Preſſe“ enthält folgenden, auch für andere Städte maßgebenden Brief: „Herr Redacteur! Eine

Digitized by Google

neue Calamität ſucht die Wiener ſeit kurzem heim. Zu den hohen Läuſern, zu den hohen Miethen, zu dem hohen Agio, zu dem hohen Zinsfuß ſind nun auch die hohen — Frauenhüte gekommen! Haben Sie dieſe Ungeheuer, dieſe Ungethüme, dieſe Rieſenfregatten, mit Maſtbäumen mit geſpannten Segeln und Fahnen, mit Spitzen, Blumen und Bändern ſchon geſehen, ſchon bewundert? Wenn Sie dieſen erhebenden Anblick vollauf würdigen und genießen wollen, ſo müſſen Sie dies vom Parterre eines unſerer Theater thun. Es iſt nicht übertrieben, wenn ich Ihnen ſage, daß, wenn zwei Damen mit dieſen Chimborafſos von Kopfbedeckung vor Ihnen ſitzen, Sie vom ganzen Theater und Publikum nichts ſehen, als eben die zwei — Hüte! Zum warnenden Beiſpiel will ich Ihnen nun berichten, wie ich geſtern im Kaitheater placirt war. Zu meiner Rechten ſaß eine „Dame“ mit einer Crinoline, die wenigſtens halb ſo umfangreich war, wie der neue Stadtpark; dazu hatte ſie ſicherlich noch kleine Crinolinen in den kurzen „Aermeln“, die, mit ſteifen Spitzen beſetzt, mir fortwährend um die Naſe und Augen herumkrabbelten. Zu meiner Linken wieder ſaß eine Frau, ſicherlich die Gattin eines Eiſenbahn-Beamten, denn die Reiſe ihrer Crinoline ſtreiften meine Füße ſo wuchtig und ſo ſcharf, wie — Eiſenbahnſchienen. Der höchſte Genuß war mir aber von vorne durch zwei ſchauderhafte Exemplare obbenannter Ungeheuer von Hüten vorbehalten. Ich bückte mich und richtete mich auf, rutſchte hin und her, machte mit meinem Kopf die gedenklichſten Klitſchnigg-Manöver, ich ſah rechts, links, ſeitwärts, aufwärts und ſah nichts als dieſ zwei unverſchämten Hüte! Nun frage ich Sie, Herr Redacteur, wenn ein ſolider Menſch ins Theater geht, ehrlich ſeinen Sitz bezahlt, alle Anſprüche dafür hat, „zehn uniformirte Mädchen“ von vorne zu ſehen, und dann nichts ſieht, als zwei ſchändliche Unforme von Hüten von hinten, ob er dann nicht gegründete Rechte hat zu einem hochtragiſchen theatraliſchen Schmerzensſchrei?! Ich ſtimme alſo für ein Geſetz, daß Frauen dergleichen geſährliche, gemeinſchädliche und närriſche Hüte auch „an der Leine“ ins Theater führen müſſen.“

(Sängerfeſt in Homburg.) Es war vielfach davon die Rede, daß der Mainthal-Sängerbund ſein nächſtes Sängerfeſt in Homburg feiern wolle, und daß der dortige Spielpächter Blanc hiezu einen Beitrag von 30,000 fl. verſprochen habe. Das Mißtrauen und die Abneigung gegen den Sitz der Spielhölle iſt ſo ſtark, daß der Vorſitzende des fränkiſchen Sängerbundes, Herr Dr. Gerſter, ſich veranlaßt ſieht, Jedermann aufzufordern, dazu mitzuwirken, daß das deutſche Lied nicht an einem Orte entweiht würde, wo die Spielhölle ihre Opfer heiſcht

Aus Konſtantinopel ſchreibt man der „Trieſte Zeitung“: Es ſtellt ſich nunmehr immer klarer heraus, daß das Verdienſt des letzten Feldzugs in Montenegro und namentlich das letzte günſtig: Reſultat, die Bewegung gegen Rieka, lediglich den Verſtande und der Tapferkeit Mahmud Paſchas verdankt werden muß. Dieſer, ein zum Islam übertretener Iſraelit, Namens Freund aus Warſchau, ein noch junger Mann von 33 Jahren, hat ſich während des montenegriniſchen Krieges vom Bimbaſchi (Major) zum Generalmajor emporgeſchwungen. Ihm iſt auch die Errichtung der Blockhäuſer in Montenegro übertragen worden.

Auflöſung des Rebus in Nr. 134.

Butterbrod mundet Vielen zum Thee.

Rebus.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Burg- Stadt- und burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 138 Dienstag, den 18. November. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Die Herzogin von Fitz-James unterließ nicht, einen scharf kritisirenden Vergleich zwischen diesem bürgerlichen Könige und seiner königlichen Gemahlin anzustellen, um Fersen ähnliche Aeußerungen zu entlocken. Axel's Herz zog sich bei ihren Worten leicht schmerzlich zusammen, denn in der That glaubte er auch nicht daran, daß das Wesen Ludwig's Marie Antoinette befriedigen könne, aber er hütete sich wohl, eine Unvorsichtigkeit zu begehen, und begnügte sich, die vortrefflichen Eigenschaften des Königs, seine Herzensgüte, seinen Fleiß und seine Sorgfalt für das Wohl des Volkes zu loben.

Man gab den „Barbier von Sevilla" — Marie Antoinette spielte die Rosine, der Graf von Artois den Figaro, Herr von Vaudreuil, der die Leitung des Theaters übernommen hatte, den Almavia, der Herzog von Guiche den Bartolo, Herr von Crussol den Basilio.

Die Königin war unvergleichlich und verdiente den rauschendsten Beifall, der ihr natürlich auch ohnedem gespendet worden wäre; Alle waren von ihr hingerissen, nur König Ludwig gähnte ein über das andere Mal, obgleich er seiner hohen Gemahlin die Spenden seines Beifalls auch nicht versagte.

Fersen hatte eine zu scharfe Beobachterin an seiner Seite, als daß dieselbe sein ungetheiltes Interesse an Marie Antoinette, das lebhafte Entzücken, das zuweilen, ihm unbewußt, aus seinen Augen strahlte, dann wieder sein düsteres Stirnfalten nicht bemerkt und sich gedeutet haben sollte; der Herzogin entging es sogar nicht, daß die Königin mehrere Male von der Bühne auf ihren Cavalier blickte, und daß dessen Wangen dann noch höher erglühten und sein Auge leuchtender wurde; — sie glaubte jetzt genug zu wissen, um behaupten zu können, hier walte ein sehr inniges Einverständniß ob, das sich nach manchen Seiten hin ausbeuten ließe.

Als das Theater geschlossen war, strömte Alles nach dem Speisesaal und den Salons; die Galanterie verpflichtete Fersen, der Cavalier der Herzogin zu bleiben. Der König erschien nicht mehr, nach einer kurzen Unterredung mit seiner Gemahlin hatte er sich nach Versailles zurückgezogen, um sich, wie stets, zu früher, pünktlich bestimmter Stunde zur Ruhe zu begeben und mit Anbruch des Tages sich wieder Regierungsgeschäften zu widmen. In den Salons herrschte wieder die oft in lauten Jubel übergehende ungezwungene Heiterkeit.

Begeben Sie sich zur Königin, lieber Fersen, — sie wünscht Sie zu sprechen, redete der dicke und lustige Graf v. Coigny Fersen an; — die Frau Herzogin wird mir erlauben, ihr Ihre Gegenwart einigermaßen zu ersetzen zu versuchen.

Fersen, wenn gleich etwas betroffen, verabschiedete sich ohne Verzug von seiner Dame und eilte zu Marie Antoinette, die ihn, heiter lächelnd, empfing.

Habe ich gut gesungen? fragte sie. Keine übertriebenen Lobeserhebungen — sie gelten nicht der Königin, sondern der Rosine!

Fersen entledigte sich der Antwort mit der sichern Gewandtheit eines Welt und Hofmannes.

Sie schmeicheln viel zu viel, lachte die Königin, — das hätte ich von Graf Fersen nicht erwartet. Meine Stimme klang nicht ganz rein, ich weiß es wohl, — ich war auch ein wenig zerstreut, denn ich habe andere Dinge im Kopfe. Aber deßwegen ließ ich Sie nicht rufen. Hüten Sie sich vor der Fitz-James, Fersen, — ich weiß, daß nur der Zufall Sie zu ihrem Cavalier gemacht hat. Sie hat eine spitze, verleumderische Zunge, — sie ist nicht meine Freundin, wie sie es zu sein vorgibt, und ich weiß, daß sie insgeheim häufig mit Madame Louise (Tochter

Digitized by Google

Ludwig's XV., war Priorin des Karmeliten-Klosters zu St. Denis, mischte sich aber noch allzugern in die Politik und die Intriguen des Hofes) und meinen Schwägerinnen verkehrt; sehen Sie, wie ihr Falkenblick Sie noch immer verfolgt, obgleich der dicke Coigny sich alle mögliche Mühe gibt, sie mit schlechten Bonmots zu fesseln!

Es war in der That so, wie die Königin sagte.

Sie werden uns nun wirklich bald verlassen, fuhr sie dann ernster fort, — da ist es billig, daß ich von Ihrer Gegenwart noch die möglichsten Vortheile ziehe, der Graf von Artois führt mich an diesem Abende zur Tafel, nehmen Sie den Platz neben mir ein, Gabriele v. Polignac wird Ihre Dame sein; suchen Sie sich deßhalb der Herzogin zu entledigen.

Die Königin plauderte noch eine Weile, bis eine Trompetenfanfare die Eröffnung der Tafel ankündigte. Fersen befand sich in einiger Verlegenheit, wie er sich bei der Herzogin entschuldigen solle, aber er sah bereits, wie der Graf von Coigny, der von der Königin ebenfalls einen Wink erhalten hatte, den Arm der Herzogin nahm. Es geschah, wie Marie Antoinette es gewünscht hatte. Sie unterhielt sich viel und angelegentlich mit ihrem Nachbar Fersen, aber so unbefangen, daß es kein großes Aufsehen erregen konnte, nur die Herzogin entsandte ärgerliche und spöttische Blicke auf Fersen; sie war tief gekränkt und gedachte sich an ihm und der Königin zu rächen, denn sie begriff wohl, daß die letztere die Veranstaltung getroffen habe.

Der Tafel folgten noch verschiedene Spiele in den Salons, die bei jungen Leuten dieses gereiften Alters und Standes vor einer strengen Kritik wohl nicht ganz passend erscheinen mochten, wie z. B. das bekannte Blindekuhspiel oder Colimaillard, und erst spät in der Nacht gab Marie Antoinette das Zeichen zum Aufbruche. Die Equipagen rollten vor dem Schlosse, bis sich ihr Geräusch auf dem Wege nach der Stadt Versailles verlor, denn in dem großen Schlosse konnten nur wenige Bevorzugte Aufnahme finden, die Meisten hatten ihre Quartiere in der Stadt genommen und besaßen daselbst eigene Hotels.

Auch Fersen begab sich dahin nach dem prächtigen Hause seines Freundes Biron, das ihm immer zur Disposition stand. Er war lebhaft erregt nach den Erlebnissen dieses Tages, denn noch nie hatte ihm die Königin ihre Huld so offen gezeigt, daß er selbst fürchtete, dies könne ärgerliches Aufsehen erregen, andererseits fühlte er sich auch unbeschreiblich glücklich darüber. Marie Antoinette sah ihn ungern scheiden, das war gewiß, — sie hatte bei der Ankündigung seiner Reise kaum Herrin ihrer Bewegung bleiben können; mußten sich daran nicht die schönsten Hoffnungsträume eines feurig liebenden Herzens knüpfen? — Und doch fand er kein bestimmtes Ziel für Das, was er wünschte und hoffte; das einzige Resultat seines Nachdenkens war: Ich muß schleunigst fort von hier, wenn ich mich nicht elend machen will und — vielleicht auch sie.

Aber Fersen sollte noch länger in Paris bleiben, als er es gedacht hatte. Die Ausrüstung der französischen Flotte, die, um den Amerikanern Hilfe zu bringen, bereits im Spätherbst auslaufen sollte, wurde durch mancherlei Umstände aufgehalten und endlich hieß es, sie werde nicht vor dem Frühjahr in See gehen, zumal drüben jenseits des Oceans im Winter alle Hauptoperationen ruhen mußten. Der Herzog von Lauzun gedachte aber nicht ohne ein Kommando in der Armee, das ihm versprochen worden, seinen Abenteurerzug in das Blaue hinein anzutreten und darin stimmte ihm Fersen bei, weil es ihm selbst, bei den immer neuen Beweisen von Marie Antoinettens Huld, nur allzu schwer wurde, den Versailler Hof zu verlassen. Die Königin begrüßte diesen Entschluß der beiden Herren mit augenscheinlicher Freude; als wenn sie aber durch den ihr drohenden Verlust sich erst ganz klar geworden wäre, daß Fersen ihr werth sei, zog sie ihn jetzt erst immer mehr in ihre Nähe und bewies ihm die schmeichelhafteste Aufmerksamkeit.

So werden sie also doch meinen Schlitten auf der Eisbahn führen, hatte sie mit leuchtenden Augen zu ihm gesagt, und dieses Mal hatte Fersen keine Einwendung zu machen, sondern sein Herz schlug laut vor Entzücken.

Der Herbst verging unter steten Vergnügungen zu Klein-Wien und Versailles; auf den Terrassen der Schlösser spielten Abends die Musikkorps der Gardregimenter, das gute Volk von Paris zog in Strömen hinaus, sich in der Nähe seiner Herrscher, die ihm die Gärten geöffnet hatten, zu belustigen und dabei die Verschwendung der Oesterreicherin zu tadeln, von der ihm doch ein hübscher Theil zu Gute kam. Mit Eindruck des Winters wurde es aber still um Versailles, denn die Königin lag krank zu Matly. Es war die Zeit ihrer Entbindung, und das getäuschte Frankreich, das einem Thronerben entgegenjubelte, wurde mit einer Tochter beschenkt. Von da ab begannen noch bitterere Kränkungen für die hohe Frau, die vorzüglich das zweideutige Benehmen ihres feindlichen Schwagers, des Grafen von Provence, bei der Taufe des Kindes hervorgerufen hatte; man häufte schwere Anschuldigungen auf sie, bei denen auch Fersen's Name genannt ward; zum Glück erfuhr sie noch bei weitem nicht Alles, obgleich viele ihrer Feinde mit der Maske der Ergebenheit vor dem Gesichte ihr hinterbrachten, was ihr weibliches Gefühl tief verletzen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Des Holländers Brautfahrt

Nach Felix Tournachon.

4. Zank und Streit.

Der Gentleman mit dem gewichsten Schnurbarte und den weiten Hosen runzelte die Stirn und wurde braun

Digitized by Google

vor Zorn. Die Mutter entschuldigte sich von Neuem und ertheilte ihrem Sohne einen Verweis; nichts desto weniger gab der Ritter mit dem unbestimmten Ordensbande seine Unzufriedenheit in wenig kavaliermäßigen Ausdrücken kund.

Die Sache ist die, daß es nicht angenehm ist, während einer Strecke von dreißig Wegstunden die Stiefel eines Kindes an seiner Hose zu haben, bemerkte der eine Nährstandesherr halblaut dem andern, welcher seine Zustimmung nickte. Fürchtend, daß jede weitere Entschuldigung nur Oel in's Feuer gießen werde, schwieg die Mutter schüchtern still.

Als der Schnurbart jedoch einen neuen Ausfall machte, nahm der gegenübersitzende Holländer, ohne ein Wort zu sagen, den Sohn vom Schooße der Mutter auf den seinigen. Die Frau dankte dem Riesen mit einem sprechenden Blicke und äußerte, sie könne unmöglich zugeben, daß der Herr so belästigt werde.

Lassen Sie, Madame, stammelte verlegen der Holländer und gab dem Knaben einen Kuß.

Ein guter Mensch das! dachte der Kavalier mit den lebhaften schwarzen Augen.

Wenn man keine zwei Plätze bezahlen kann, so fährt man nicht in der Diligence, sondern geht auf den letzten Platz! brummte der Schnurbart.

Haben Sie uns bald genug gelangweilt? gab ihm der schwarzäugige Kavalier zur Antwort.

Meinen Sie mich?

Ja Sie! Sie sind ein ungebildeter Schlingel!

Der Ritter wurde kirschroth im Gesichte und rief:

Ich werde Ihnen den Weg durch die Thüre zeigen!

In demselben Momente langte er nach dem jungen Herrn hinüber, als der Holländer, ohne den Knaben vom Schooße zu lassen, seine gewaltige Hand auf des Ritters linke Schulter legte und ihn auf seinen Sitz zurückdrückte.

Lassen Sie mich los, Herr, Sie verrenken mir ja die Schulter!

Bitte, lassen Sie ihn! setzte auch der Kavalier hinzu. Die Sache ist durchaus nicht gefährlich!

Und eine Karte aus der Westentasche nehmend und dem Ritter in's Gesicht werfend, sagte er:

Da, edler Don!

Dieser hob die Karte auf und brummte drohend:

Der Vicomte Rudolph von Frenays? . . . , Gut, wir sehen uns wieder.

Wann Sie wollen . . . wenn Sie wollen! antwortete der Vicomte mit einem verachtenden Blicke.

Die beiden Nährstandesherrn, die Anfangs Partei für den Bedrängten genommen, duckten sich und schlugen die Augen nieder.

5. Die Station Etampes.

Wenn Sie aussteigen wollen, meine Herren, meldete der Kondukteur, die Wagenthür öffnend, Sie haben hier zehn Minuten Zeit.

Der Zug hatte die Station Etampes, die Hälfte Weges, erreicht.

Madame, begann Rudolph, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?

Eine artige Ablehnung.

Und Sie mein Herr, steigen Sie aus?

Ja wohl, mein Herr, antwortete der Holländer.

Belästigen Sie sich nicht weiter mit meinem Sohne. Sie sind allzu gütig! bat die Mutter.

Er ißt ein Stück Kuchen mit mir, nicht wahr, mein Junge?

Die Mutter lehnte ab, doch der Sohn hielt an seinem neuen Beschützer fest. Als Mynheer van Coppenael aus dem Wagen war, setzte er den Buben zur Erde und reichte ihm die Hand. Der Vicomte nahm den Kleinen bei der andern Hand. So gingen die drei zum Kaffehause. In der Thür schon zog der Holländer eine kostbare kurze Meerschaumpfeife aus der Tasche, setzte sie in Brand und rauchte mit sichtbarem Behagen.

Ich habe seit diesem Morgen nicht geraucht, sagte Mynheer und hüllte sich in eine Wolke von olympischer Seligkeit ein.

Warum rauchten Sie nicht im Wagen? fragte der Vicomte.

O ich hätte gefürchtet zu belästigen.

Rudolph fand mehr und mehr Wohlgefallen an dem Riesen, dessen Gutmüthigkeit bei so enormer Körperkraft ihn entzückte; denn so beweglich er selbst war, so leicht konnte er sich für die bewußtlose Ruhe eines solchen Charakters enthusiasmiren.

Wohnen Sie in Orleans oder Paris? fragte er.

In Paris; doch bin ich oft in Orleans."

Sie sind Ausländer, kann ich Ihnen daher mit etwas dienen, so stehe ich mit meiner Familie zu Ihrer Verfügung.

Danke, mein Herr. Ich habe keine Geschäfte, sondern fahre blos gern auf der Eisenbahn; das ist meine beste Zerstreuung. Wir haben ohnehin in Holland noch nicht lange Eisenbahnen.

Ah, ich hielt Sie für einen Deutschen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein wildgewordener Hirsch.) In dem fürstlich Esterhazy'schen Wildpark zu Eisenstadt wurde schon längere Zeit ein vollkommen gezähmter Hirsch — ein Geschenk eines Prälaten an den Fürsten — gehalten. Durch rascheres Herumstreifen und Einbrechen in das Dickicht hatten sich allmälig bei dem Thiere Symptome der Wildheit gezeigt, die zu einem schrecklichen Ereigniß führte. Am 8. October geschah es, daß der Hirsch das Thor des Wildgartens, welches mit dem Försterhause communizirt, nachdem er die Erde unter demselben ausgescharrt hatte, mit dem Geweih zur Hälfte aus den Angeln hob und die Försterin, welche auf das Geschrei der Kinder

Digitized by Google

„der Hirsch ist los!“ herausgerufen war, angriff, mit dem Geweih im Gesicht verletzte, ihr den linken Arm zerbrach und die Wade vom Knöchel bis zum Knie aufriß und sie gewiß getödtet hätte, wenn es ihr nicht gelungen wäre, sich in den Stall, dessen Thüre sie hinter sich zuschlug, zu retten. Auf dem Lärm, der in dem neben der Parkmauer befindlichen Weingarten, wo eben gelesen wurde, von den Leuten geschlagen wurde, als der Hirsch die im Freien weidenden Kühe des Försters zu jagen anfing, erschien auch der Förster, und weil die vom Hirsch verfolgten Kühe direct auf das Haus zugerannt kamen, warf er die Hofthüre hinter sich zu und ging vertrauend auf die Zahmheit des Thieres, das so oft Hafer aus seiner Hand gefressen und selbst aus der Hand der Kinder Salz geleckt hatte, mit einer Peitsche dem Hirsch entgegen, um ihn nach der Parkthüre zu treiben, während die im Stall eingeschlossene Frau im Tone der Verzweiflung ihm zurief, er möge sich flüchten, wie sie und die Kinder gethan; sonst sei er ein Kind des Todes. Der muthige Mann (er war früher Grenadier bei der fürstlichen Schloßwache), der ein Doppelgewehr um die Schulter geworfen hatte, glaubte die Gefahr nicht so nahe, als der Hirsch auf ihn losstürzte, ihm mit einem Stoß die Brust durchbohrte und ihn dann noch mit vierundsechzig Stößen zerfleischte, vor den Augen seiner unglücklichen Gattin, welche, selbst im Blute schwimmend, keine Hülfe bringen konnte. Endlich kam die verspätete Hülfe, ein zweiter Förster, den der Hirsch ebenfalls attakirte und einige Mal um den im Hofe stehenden dicken Baum herumtrieb, bis es ihm gelungen, dem wüthenden Thiere eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Auf die erhaltene Kunde sandte der menschenfreundliche Fürst sogleich einen Beauftragten mit tröstenden Worten, Geld und einem Arzte, um zu helfen, wo noch zu helfen war, und mit der schriftlichen Zusicherung, daß er für die Wittwe und ihre Waisen zeitlebens sorgen werde.

(Die weibliche Aristokratie in Schleswig) Während des großen Mondverbrennens am Dannewirke wohnte der König von Dänemark mit der Gräfin Danner auf dem Schloß Falkenberg, wo täglich für die eingeladenen französischen, englischen, schwedischen und russischen Offiziere offene Tafel gehalten wurde. Da diese immer dieselben Damen zu sehen bekamen und in ihnen Frauen und Töchter dänischer Offiziere und Beamten kennen lernten, sprachen sie ihr Erstaunen darüber aus, daß die Damen des eingeborenen Adels sich mit Consequenz vom dänischen Hoflager fern hielten. — Um den fremden Herren aber zu beweisen, daß die schleswigschen Damen nicht abgeneigt seien, der Gräfin Danner aufzuwarten und Sr. Majestät Tafel zu besuchen, wurde die Frau des kurz vorher durch den Polizeimeister Jörgensen in Schleswig zum Senator ernannten „Schornsteinfegers Pelikke“ zur königlichen Tafel gezogen, wo sie nunmehr häufig erschien und als Repräsentantin der loyalen schleswigschen Damen Engländern und Franzosen einen wunderlichen Begriff von der Cultusstufe des eingebornen Adels gegeben haben mag.

(New-York.) Der Krieg führt zu allerlei, selbst zu musikalischen Erfahrungen. So beschreibt unter anderm ein Soldat, der aus dem Lager der Potomac-Armee berichtet, das eigenthümliche Sausen der Kugeln, wenn sie in der Luft dahergeflogen kommen. Ein musikalisches Ohr kann den Ton studiren, sagt er, welchen die durch die Luft sausenden Kugeln verursachen. Ich beobachtete gestern den Ton einer aus einer großen Minièbüchse kommenden Kugel. Er schwoll von c zu f an und als sie an Geschwindigkeit abnahm, ging er bis auf d zurück. Einen eigenthümlichen schrecklichen Ton verursacht die Hochlitzbombe (?); sie kommt wie ein heulender Dämon heran, und der älteste und draufe Soldat duckt sich unwillkürlich, sobald er sie kommen hört; sie ist nicht gefährlicher als andere Kugeln, es ist aber etwas in dem Schall, welches das Blut in den Adern gerinnen macht. Das entsetzliche Geheul wird durch die rauhe Bleikante hervorgebracht, welche man an der Bombe läßt. Das Beste ist übrigens, so sagt man, daß alle Kugeln, deren Pfeifen man hört, unschädlich sind.

(Selbstmord aus Ehrgefühl) Die „Berl. Gerichts-Ztg.“ berichtet: „In der Umgegend von Magdeburg wurde vor einigen Tagen die Familie eines Gutsbesitzers in die tiefste Betrübniß versetzt, und zwar ist die Veranlassung eine solche, die besonders für Lehrer in ihrem Verhältniß zu den Schülern eine warnende ist. Ein Schüler des Dom-Gymnasiums war, den Jahren nach, der Unter-Tertia, in welcher er saß, freilich entwachsen, doch war die Ursache seines Zurückbleibens in der Schule mehr dem durch Krankheit unterbrochenen Besuch als persönlichen Fehlern zuzuschreiben. Diesem Schüler wurde unter seiner Censur die Bemerkung gemacht, daß er aus der Schule entfernt werden müsse, wenn er fortfahre, ein „Hemmschuh“ für die Classe zu sein, und sobald er zeige, daß „er sein Wesen fortzusetzen“ gedenke. Der siebenzehnjährige Jüngling mochte nicht der Ueberbringer solches Zeugnisses sein und — zog es vor, sich den Tod zu geben. Bei ein wenig mehr Rücksicht auf die Natur des jungen Menschen hätte eine Rücksprache mit seinem Vater ein so schreckliches Ereigniß verhütet und ein noch vielfach nützlich zu verwendendes Leben erhalten, das nun zur Verzweiflung der Eltern verloren ist.“

Am 5. Dezember, dem Todestage Mozart's wird am Münchener Hoftheater ein neues Drama: „Kunst und Leben“ von Eduard Ille zur Aufführung kommen. Der Held des Stückes ist Mozart.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 139. Donnerstag, den 20. November. 1862.

Am Grabe Uhland's.

Ein Liedermund, der jedes Herz bezwungen,
Das warm für Edles, Schönes hat geschlagen,
Ward hin zu kühlem Grabesschooß getragen,
Da nun die irdsche Hülle ausgerungen.

Ein Schmerzensschrei ist ringsum laut erklungen,
Ein Weh erfüllt die Herzen, nicht zu sagen,
Ach! ganz gerecht sind diese herbe Klagen:
„Weh! daß Er sich dem Erdenrund entschwungen!“

Dem Edlen wolltest auch ein Ziel du stecken,
Vor Allem galt dir hoch die deutsche Treue.
O möge Gott Dir viele Jünger wecken!

Der Stunden Kreistanz bringet stets das Neue,
Doch was er, Moden fröhnend, uns mag geben,
Du, Uhland! wirst stets hochgefeiert leben.

K. W.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

War es das Gefühl vollkommener Unschuld, Leichtfertigkeit, oder bitterer Trotz, — Marie Antoinette begab sich nach ihrer Genesung wieder nach Klein-Trianon und versprach ihren Freunden, daß dieser Winter noch brillantere Festlichkeiten sehen solle, als die früheren. Fersen, der sich, um seine unbehaglichen Empfindungen zu übertäuben, inzwischen in den reißenden Strudel gesellschaftlicher Vergnügungen gestürzt hatte, wurde von ihr mit derselben Herzlichkeit und Freundschaft wieder begrüßt.

Nun kamen bei milderem Wetter die sogenannten Saturnalien, maskirte Aufzüge des Volkes auf den Terrassen von Klein-Trianon, worein sich die Königin und ihre Gesellschaft oft, durch graue Dominos unkenntlich gemacht, mischten, und die Schlittenfahrten, auf die man sich so lange gefreut hatte, wenn die Kälte es gestattete, den langen Kanal und das Bassin des Neptuns, das von einer prächtigen Statue des Meergottes auf einer kleinen Insel so genannt wurde, zu befahren.

Ein unbeschreiblicher Glanz entfaltete sich bei letzterer Gelegenheit; die vornehmen Herren und Damen sparten weder Kosten noch Mühe, sich durch neue phantastische Erfindungen gegenseitig den Rang abzulaufen und dennoch überstrahlte die Königin gewöhnlich alle. Es war eine seenhafte Erscheinung, wenn sie mit ihrem von der Kälte frisch angehauchten schönen Antlitze, mit einem rothen, hermelinverbrämten Sammetpelze bekleidet, auf dem muschelförmigen Schlitten, dessen hellblaue Grundfarbe der reiche Schmuck von Gold und edlen Steinen fast verschwinden ließ, gezogen von einem milchweißen, reich aufgeschirrten Pferde der edelsten Race, den ritterlichen schönen Fersen als Kavalier und Rosslenker hinter sich, auf der Eisbahn erschien und pfeilgeschwind über dieselbe fortbrauste, ihr Antlitz strahlte dann von seliger Lust und Zufriedenheit; oft wandte sie sich zu dem vielbeneideten schwedischen Grafen um, und man behauptete dann, recht wohl bemerkt zu haben, wie auch seine Wangen erglühten und die ruhige Gemessenheit von ihm wich, die er Andern gegenüber stets zu bewahren pflegte.

Das beliebte Vergnügen der Maskeraden sollte auf der Königin Vorschlag nun auch einmal auf die Eisbahn übertragen werden; das sollte an einem der letzten Tage des Februar zur Ausführung kommen. Schon vierzehn Tage vorher beschäftigte das Fest alle Putzma-

Digitized by Google

cher und andere Gewerbtreibende von Paris; das übrige Volk der Hauptstadt nahm auch keinen geringen Antheil daran, denn das Zuschauen war ihm freigestellt worden, und in den höheren Zirkeln sprach man fast nur von derselben Sache, weil die Königin dieses Mal ungewöhnlich viele Einladungen zur Theilnahme hatte ergehen lassen; man versprach sich sehr Glänzendes. In der Gesellschaft von Klein-Trianon herrschte eine Geheimnißthuerei, die zu vielen Scherzen Veranlassung gab; Niemand wollte dem Andern gestehen, in welcher Maske er erscheinen werde, vorzüglich die zärtlichen Gattinnen nicht ihren Hälften, die sich dafür mit demselben Schleier des Geheimnisses umhüllten. Keiner wußte, wie sich die Paare, die sich heimlich verabredeten, zusammenfinden würden; Alles sollte Ueberraschung bereiten. Marie Antoinette war ebenso schweigsam, wie jeder Andere, man hatte nicht die geringste Vermuthung über ihre Pläne.

Die Herzogin von Fitz-James hatte zu ihrem großen Verdrusse noch immer nicht Gewißheit über die Art und Weise des Verhältnisses, in dem nach ihrer Meinung die Königin und Graf Fersen standen, erlangen können. Der Versuch, sie durch ihren Anbeter, den Herzog Biron-Lauzun zu erhalten, war gänzlich gescheitert, denn so verliebt dieser auch sein mochte, würde er sich doch nie zu einem Verrathe der Freundschaft verstanden haben, und übrigens versicherte er mit der glaubwürdigsten Miene, Fersen hätte ihn nicht zum Vertrauten eines Herzensgeheimnisses gemacht, dessen Bestehen er überhaupt entschieden bezweifle. Diese maskirte Schlittenfahrt gab indessen der Herzogin neue Hoffnung; wie manche Andere dachten oder sich heimlich in die Ohren flüsterten, war auch sie fest überzeugt, Marie Antoinette habe dieses eigenthümliche Fest nicht ohne Grund arrangirt, sondern gedenke, durch ihre Maske geschützt, sich ganz ihrer Leidenschaft hinzugeben, zumal der König erklärt hatte, daß er nicht an dem Vergnügen theilnehmen werde.

Vor allen Dingen lag es der beteiligten Dame daher daran, bei Zeiten in Erfahrung zu bringen, welches Kostüm die Königin wählen würde; Fersen hoffte sie an seiner imposanten Gestalt ohnehin zu erkennen. Es gab nur eine Quelle, aus der sich schöpfen ließ, und das war Madame Bertin, jene berühmte Pariser Putzmacherin, die sich zu rühmen pflegte, sie arbeitete mit Ihrer Majestät der Königin, und deren vertrauten Umgang mit der Monarchin das Pariser Volk bitter tadelte, bezog er sich auch nicht auf nichts Anderes, als die Erfindung phantastischer Moden.

Die Herzogin besaß Geist genug, ihre Netze so schlau zu stellen, wobei sie anderseits das Gold nicht sparte, daß Madame Bertin unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, die ihr mit den heiligsten Eiden gesichert wurde, zur Verrätherin ward; die Königin hatte das einfache, aber sehr kleidsame Kostüm einer schwedischen Skutsbäuerin bestellt, wollte dasselbe aber zu dem der Schlittenfahrt folgenden Balle mit der prächtigen Maske einer Märchenfee vertauschen.

Die Herzogin triumphirte; nach der Wahl der ersteren Maske zu schließen, zweifelte sie nun keinen Augenblick mehr, daß Fersen der Kavalier Marie Antoinettens sein und daß es ihr gelingen werde, eine Gelegenheit zur Rache und zur Kompromittirung des liebenden Pärchens zu finden.

Der lange und mit Sehnsucht erwartete Tag war gekommen. Trotz der ziemlich scharfen Kälte, die er bei heiterem Himmel und glänzendem Sonnenschein mit sich brachte, strömte das Volk von Paris schon am Vormittag nach dem Parke von Klein-Trianon und lagerte sich an den Ufern der Gewässer, wo zahlreiche Erfrischungsbuden aufgeschlagen waren und bald die ungebundenste Lust herrschte. Grüne Tannenbäumchen und dazwischen wehende Flaggen bezeichneten die Bahn, deren gefährliche Stellen man mit starken Barrieren abgeschlossen hatte; auf der Neptuninsel erhob sich ein prächtiges, sehr geräumiges Zelt, das reich belegte Büffets für die Hofgesellschaft enthielt, Diener in den königlichen Farben eilten geschäftig hin und her und die rothen Schweizergardisten, die das Volk so sehr haßte, nahmen ihren Posten ein, um zudringliche Neugierige ernstlich zurückzuweisen.

Nachmittags um drei Uhr nahte sich durch die Alleen des Parkes der glänzende Zug, der mehrere Hundert Schlitten zählte. Da man unter den Masken den Rang ihrer Träger nicht zu erkennen vermochte, hatte auch keine bestimmte Reihenfolge beobachtet werden können; man wußte nicht, wer und wo die Königin sei, aber man vermuthete sie unter den glänzendsten Erscheinungen, denn ihr Bestreben, sich stets durch Pracht der Toilette auszuzeichnen, wenn sie öffentlich erschien, war bekannt. Voraus kam ein mächtiges mit 8 reich aufgeputzten Schimmeln bespanntes Fuhrwerk, welches das als Mohren gekleidete Musikkorps des Garde-du-Korps enthielt; andere Musikbanden in den seltsamsten Kostümen folgten von Zeit zu Zeit zwischen den übrigen Schlitten und ließen ihre lustigen Trompetenfanfaren schmettern. Die Pracht der einzelnen Aufzüge, die sich auf Personen und Pferde erstreckte, die barocken Erfindungen und den bunten Wechsel schildern zu wollen, wäre ein vergebliches Beginnen, — genug, daß der Hof sich an diesem Tage in seinem vollen Glanze zeigte. Unter den Klängen der Musik umkreiste der lange Zug mit Windesschnelle ein paar Mal das Bassin, flog dann die lange Bahn des Kanals hinab, von den Jubelrufen der Tausende von Zuschauern begleitet, und kehrte wieder zurück; dann löste sich die bisher innegehaltene Ordnung, die Schlitten kreuzten mit großer Geschicklichkeit ihre Bahnen, die darin Sitzenden bewarfen sich mit frischen Blumen, welche die Gewächshäuser hatten liefern müssen und mit Konfekt, und riefen sich Scherzworte zu und neckten sich, wobei Einer den Anderen unter seiner Maske zu er-

Digitized by Google

athen oder zu täuschen suchte, — kurz, es herrschte das bunteste, jeden Augenblick wechselnde Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Des Holländers Brautfahrt

Nach Felix Tournachon.

Mynheer erröthete wiederum wie ein Mädchen, was ihm häufig passirte. Den Franzosen nahm die Liebhaberei des Holländers nicht Wunder, da er sich einen verschwiegenen Grund dazu dachte. Er sah den Bekannten als diskreten Mann an.

Indeß hatte der Bube bereits die ganze Portion Kuchen verspeist. Der Holländer bestellte eine zweite Ladung.

Sie stopfen ihn ja wie eine Gans, das macht dumm, meinte der Vicomte.

Nicht doch, Kinder müssen essen, was und so viel sie wollen, dann werden sie keine Näscher und Leckmäuler.

Der Vicomte lachte laut auf über diese Erziehungstheorie und sagte:

Sie denken wie der verstorbene englische Traiteur Katcomb, der einem Gentleman, welcher eine Serviette verlangte, antwortete: Sie essen also wie ein Schwein?

Mynheer von Coppenal nickte.

6. Die Flöte.

Der Kellner hatte zu viel mit andern Passagieren zu thun; die Demoiselle, die im Comptoir war, brachte den Kuchen eigenhändig. Eine eigentliche Schönheit war sie nicht; prachtvolles blondes Haar, vom Herd etwas geröthete Gesichtsfarbe, sanfte blaue Augen und ein höchst sittsames, echt weibliches Benehmen . . . kurz eines von den Frauenzimmern, derentwegen sich auf der Straße nie Jemand umgesehen hätte. Rudolph hatte sie im Vorübergehen angesehen und sich nicht weiter um sie bekümmert; desto auffallender war es ihm, daß der schüchterne Holländer sie nicht aus dem Auge ließ.

Ei, warum sehen Sie denn die Kleine so verliebt an? Ihre Schönheit ist doch nicht weit her.

Mynheer sah verlegen zu Boden.

Pardon, wenn ich mich so unumwunden über ein Frauenzimmer äußere, das Sie zu interessiren scheint.

Ich interessire mich just nicht für ihre Schönheit, antwortete der Holländer trocken, aber sehen Sie, seit acht Wochen komme ich häufig hieher und finde die Demoiselle stets in dem nämlichen schlichten blauen Kleide und immer sauber wie ein Püppchen.

Das wäre nicht leicht jemand anderem aufgefallen. — Doch ich glaube, wir müssen einsteigen.

Der Holländer stopfte dem Buben noch alle Taschen voll Kuchen und nahm ihn auf den Arm.

Wo kehren Sie in Orleans ein?

Im Hotel de la Loire.

Etwas weit! . . . Mein Wagen wartet am Bahnhofe, darf ich Sie hinfahren?

Wenn es Ihnen nicht unbequem ist.

So stiegen sie wieder ein. Als der Zug in Bewegung war, rief der Holländer:

Ei was, der dekorirte Herr fehlt ja noch!

Bah! lachte Rudolph.

Er fand sich wohl nicht ganz an seinem Platze, meinte der eine Herr vom Nährstande, der jetzt den Angenehmen machen wollte.

Mein Herr, ich habe nicht die Ehre, mit Ihnen zu reden! erwiderte der Vicomte kalt. Der Holländer schüttelte den Kopf wegen dieser harten Antwort. Allgemeines Schweigen. Der Knabe war auf dem Platze, den der Schnurbartritter verlassen, eingeschlafen; die beiden Standesherren dachten an ihre Geschäfte; die Frau in Trauer an Noth und Sorgen, der Vicomte an nichts.

Schon hatte der Holländer zweimal nach der Uhr gesehen; als er sie zum drittenmale um Auskunft gefragt, öffnete er eine grüne Schachtel in Albumsform.

Rudolph sah dem Allen träumerisch zu, gerieth aber jetzt in große Gefahr, laut aufzulachen, als der Holländer seine Flöte in Stand setzte und, wie wenn er ganz allein sei, an zu spielen fing.

Sie sind Virtuos? fragte der Vicomte, um etwas zu sagen.

Ich spiele die Flöte und übe mich täglich von vier bis fünf Uhr, das ist die Methode von Camus und sie hat manches für sich.

Und ohne Weiteres setzte er seine täglichen Uebungen fort.

Ein köstliches Original! dachte Rudolph. Der würde bei unserer schönen Welt Furore machen.

7. Die Ankunft.

Die Idee, den Holländer in die schöne Welt einzuführen, fing in Rudolphs Kopfe Feuer. Das milde, harmlose, naive Benehmen des Mannes war ihm so neu und gefiel ihm so ausnehmend, daß er beschloß, nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen. Auch Mynheer van Coppenael fühlte sich durch den lebenslustigen Vicomte angesprochen. Als sie daher aus dem Waggon stiegen, äußerte der Vicomte:

Es sollte mir Leid thun, wenn unsere Bekanntschaft von so kurzer Dauer wäre. Meine Mutter, zu der ich gehe, wohnt nur zwei Stunden von Orleans; bitte, fahren Sie mit und essen Sie bei uns.

Der Holländer sah den Franzosen einigermaßen verwundert an, obwohl ihm die Einladung nicht ganz unangenehm zu sein schien.

Ich danke verbindlichst, entgegnete er gemüthlich, aber es läßt sich nicht machen, denn mein Bedienter erwartet mich im Hotel.

Was thut das?

Er würde meinetwegen besorgt werden.

Rudolph traute seinen Ohren kaum.

Ja, fuhr der Holländer fort, es würde ihn betroffen machen. Aber wenn Ihre Frau Mutter Sie nicht er-

Digitized by Google

warteie, so nähme ich mir die Freiheit, Sie zu meinem bescheidenen Mahle einzuladen.

Gut, wenn Sie mir versprechen, morgen mein Gast zu sein.

Doch wenn Ihre Frau Mutter . . .

Ha! nichts zu bedeuten, sie erwartet mich stets, ohne jemals auf mich zu warten.

Mynheer van Coppenael dachte ernstlich über dies Wortspiel nach, das über seinen Horizont ging.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein alter Veteran.) Bei Gelegenheit einer Erinnerung an den Jahrestag der Schlacht bei Trafalgar (den 21. Oktober) erzählt ein Correspondent des „Morning-Herald": Vor einigen Jahren besichtigten wir einige schöne Stiche in dem Laden eines der ersten Kunsthändler von London. Der Mann war fein und artig, aber in den Preisen, die er verlangte, sehr bestimmt und unnachgiebig. Während wir in den Zeichnungen blätterten, trat ein unbedeutender, schäbiger, kleiner, schlecht gekleideter Mann ein, der in bescheidenem Ton nach dem Preis eines Stiches fragte, der im Fenster hing und der Stansfields berühmtes Gemälde der Schlacht von Trafalgar darstellte: „Wie, lieber Mann", fragte der Kunsthändler, „wozu soll Ihnen ein solches Gemälde?" — „Sir," erwiderte der kleine Alte mit schwacher Stimme, sehr langsam und feierlich, „ich habe auf dem Vormast der Victory gedient, als der Admiral erschossen wurde," und er zeigte seine Medaille und seinen Abschied und seine Dienstzeugnisse vor. Es trat eine Pause ein, und als der Geschäftsmann sich gesammelt hatte, sagte er: „Wenn Sie einer von Lord Nelsons Kameraden sind, sollen Sie das Blatt für eine Krone haben." Dieß war ungefähr der vierte Theil des Ladenpreises. Ein Anwesender, dem guten Beispiel folgend, steuerte auch eine halbe Krone bei, und der alte Seemann bedankte sich mit Thränen in den Augen und zog, glücklicher wie ein König, mit seinem Schatze ab.

Amtlichen Berechnungen zufolge nimmt das die Stadt Berlin durchziehende Röhrensystem der städtischen Gasanstalt eine Länge von zusammen 40 deutschen Meilen ein, eine Dimension, die bei circa 25 Meilen Straßenlänge, welche Berlin bekanntlich enthält, von selbst ergibt, daß in mehr als der Hälfte der mit Röhrenleitungen versehenen Straßen doppelt Röhren liegen. — Durch die Nebenleitung werden (mit Ausnahme der Flammen im Opern- und Schauspielhause) 125,111 Privatflammen und 4720 öffentliche Straßenlaternen gespeist; erstere consumiren jährlich circa 350 Millionen, letztere circa 110 Millionen Kubikfuß Gas. — Bezüglich der Straßenbeleuchtung der Stadt Berlin gilt der Grundsatz, daß jede Straßenlaterne eine Leuchtkraft von 15 Spermacetikerzen, von welchen jede pro Stunde 120 Gran Stoff verbrennt, besitzen soll. Die Bestimmung der Leuchtkraft geschieht mittelst des Bunsen'schen Photometers.

Als probates Mittel gegen Fliegen, Raupen und Mäuse wird der Chlorkalk gerühmt. Alle Arten Fliegen, namentlich Stechfliegen in den Ställen, werden vertrieben, wenn man Chlorkalk auf einem erhöhten Brette im Stalle ausstreut, und ein Fenster offen läßt. Der Geruch treibt alle Fliegen zum Fenster hinaus, ist aber dem Vieh durchaus nicht schädlich. Ebenso werden Räume, wo Chlorkalk sich befindet, von Ratten und Mäusen gemieden. An Pflanzen zur Abhaltung des Ungeziefers bewährt sich der Chlorkalk ebenfalls. Kohlfelder bleiben von Erdfloh und Raupen befreit, wenn sie mit Chlorkalkwasser besprengt worden sind.

(Frühling im Herbste.) In voriger Woche hatte man in Salzburg frische schöne Erdbeeren vom Gaisberge, in Graz von der 9400 Fuß hohen Krebenz-Alpe; auch Veilchen hat der warme Oktober in reicher Fülle in den Alpen-Gegenden und auch in der Umgegend von Wien zur Blüthe gebracht.

Am 5. November forderte in der jetzt in Hannover aufgestellten Renz'schen Menagerie die gefährliche Production der sogenannten Thierbändiger abermals ein Opfer, das die versammelten Zuschauer mit dem größten Schrecken erfüllte. Ein junger Mann wurde alsbald nach seinem Eintreten in dem mit zwei Bären besetzten Käfig, als er mit diesen Experimente machen wollte, von denselben zu Boden gerissen und mit den Klauen verwundet, so daß das Blut stromweise vom Kopf herabfloß. Erst den Angriffen mehrerer Wärter, die auf das Geschrei der Zuschauer sofort zur Hand waren mit Stangen und Piken, gelang es, den wilden Thieren ihr Opfer zu entreißen. Aus mehreren Wunden blutend, wurde der junge Mann sofort ärztlicher Hilfe übergeben.

(Ein weiblicher Studio.) Die Edinburger Universität befindet sich gegenwärtig in einer kleinen Verlegenheit. Es hat sich nämlich eine junge, vermögliche englische Dame aus gutem Hause gemeldet, die regelrecht Medicin studiren will. Einige von den Professoren schreiben sie bereitwillig auf ihre Zuhörerlisten und finden es höchst wünschenswerth, daß Frauen sich dem ärztlichen Stande widmen, während Andere mannichfache Bedenken gegen ein gemischtes Collegium aussprechen, zumal im medicinischen Cursus, wo es den Professoren zuweilen schwer werden könnte, ihren Vortrag für eine gemischten Zuhörerschaft von jungen Herren und Mädchen passend zuzustutzen. Eine endgiltige Entscheidung ist zur Stunde noch nicht erfolgt, und noch fragt es sich, ob dem Buchstaben der Statuten zufolge die Hochschule überhaupt das Recht habe, weibliche Schülerinnen abzuweisen.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 140. Sonntag, den 23. November. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Die Herzogin von Fitz-James und ihr Cavalier, der Herzog von Lauzun, gaben ein glänzendes orientalisches Sultanspaar ab, und da sie, wie die Meisten der Gesellschaft, gegen vertraute Personen ihr Incognito nicht zu ängstlich bewahrten, fanden sie sich bald von einem großen Kreise umgeben. Die lebhafte Unterhaltung, die sich hier entspann, hielt die Herzogin aber keineswegs ab, scharf umherzuspähen und bald hatte sie gefunden, was sie suchte, einen kleinen, von einem nach schwedischer ländlicher Sitte aufgeschirrten Pferde gezogenen Schlitten von gewöhnlichem braunem Holze, den die kostbarsten Bärenpelze bedeckten und in dem sich die Skutsbäuerin, in Pelze eingehüllt und hinter ihr der hohe, muskelkräftige Bauer in dem entsprechenden Kostüme befand. Dieser herrliche Wachs, der den jedes andern überragte, konnte nur dem schönen Fersen angehören, — er war also doch der von der Königin Bevorzugte, der Herzogin klopfte das Herz vor Freude.

Welches mag die Königin sein? fragte man sich überall, sowohl in der Gesellschaft als unter dem Volke.

Es machten sich die verschiedenartigsten Vermuthungen geltend, aber keine einzige richtige, denn Aller Augen suchten den strahlendsten Glanzpunkt. Auch in der Umgebung der Herzogin wurde dieselbe Frage aufgeworfen.

Ich vermag Ihre Majestät nicht zu erkennen; aber Niemand wird mir zu bestreiten versuchen, daß jener Skutsbauer dort Graf Fersen ist, erwiderte sie mit einem etwas boshaften Lächeln, denn sie hatte in der bekannten Umgebung ihre schwarze Sammetmaske gelüftet.

Ihr Ausspruch zündete, — Jeder mußte ihn verstehen. Alle Blicke wandten sich an den bezeichneten Schlitten; Fersen war nicht zu verkennen, die Skutsbäuerin konnte allerdings noch manche andere Dame sein als Marie Antoinette; warum aber hätte man sich den Spaß durch Zweifel verderben sollen? — Von Mund zu Mund ging es über die ganze Eisbahn: Dort ist die Königin und Graf Fersen ihr Cavalier. Welche Laune von ihr, die sich sonst im höchsten Glanze zu zeigen liebt, heute gerade dieses unscheinbare Costüm zu wählen?

Man blickte sich an und lächelte bedeutungsvoll; die wahren Freunde der Königin erschracken, aber zum großen Theile glaubten sie nicht an das Gerücht, das sich verbreitet hatte und von dem Niemand wußte, woher es kam. Hatte die Königin übrigens für gut befunden, sich unter dieser Maske zu verstecken, so wollte sie ohne Zweifel nicht erkannt und belästigt sein, und das war für ihre Freunde und Feinde Veranlassung genug, sich ihr nicht zu nähern.

Die Herzogin ließ den kleinen schwedischen Schlitten keinen Augenblick aus den Augen; sie nöthigte ihren Führer wider seinen Willen, denn er mochte Fersen nicht in die mindeste Ungelegenheit bringen, jenem stets in einiger Entfernung zu folgen, und der Herzog von Lauzun mußte aus Galanterie nachgeben.

Sie hatte nicht falsch vermuthet, Fersen fuhr wirklich die Königin, die sich an diesem Tage in der heitersten Laune befand, denn der prächtige Aufzug, der Jubel des Volks und die Fahrt an und für sich machten ihr großes Vergnügen, das durch ihr Incognito einen höhern Reiz erhielt, sie dachte nicht im Mindesten daran, daß man sie erkannt habe. Ihr Wesen gegen Fersen war noch leutseliger und ungezwungener als sonst, — vielleicht fühlte sie sich auch gerade durch seine Nähe und die Ungenirtheit dieses Zusammenseins so glücklich; ihre Heiterkeit hatte dann immer etwas Kindliches, wie die Wünsche, die ihr oft von plötzlicher Laune eingegeben wurden.

Digitized by Google

Ein solcher war es wohl, als sie plötzlich zu Fersen sagte: Fahren Sie noch einmal den Canal hinauf, Fersen, aber so schnell, wie unser Pferd zu laufen vermag — ich liebe diese schnelle Bewegung so sehr.

Schneller, schneller! rief sie fröhlich, als der Graf ihrem Wunsche gehorcht hatte, und lehnte sich mit geschlossenen Augen weit zurück, so daß die Pelzkapuze, die sie auf dem Haupte trug, seine Brust streifte.

Das kleine Gefährte brauste, wie vom Winde getrieben, dahin; einzelne Schlitten, die ihnen begegneten, vermied Fersen's geschickte Leitung, aber ihre Insassen blickten der rasenden Fahrt verwundert nach und das Volk an den Ufern jubelte in beinahe ungemessener Weise.

Weiter! weiter! rief die Königin, als der Graf den Lauf des Pferdes zügelte, da man bereits das Ende der abgesteckten Bahn erreicht hatte.

Er machte sie darauf aufmerksam und äußerte die Befürchtung, daß der Schlitten beim Weiterfahren auf schwache oder offene Eisstellen treffen könne.

Nein, der Canal ist sicher, erwiderte Marie Antoinette. Und wenn wir auch ein wenig Gefahr laufen, so erhöht das nur den Reiz des Vergnügens; — ich möchte jetzt aus der Nähe dieses gaffenden und lärmenden Volkes kommen.

Aber Majestät, wandte Fersen ein, — ich kann eine so hohe Verantwortung nicht übernehmen, Ihr Leben in Gefahr zu bringen.

Ach Fersen, Sie betrachten es ja als ein großes Glück, für mich zu sterben, meinte die Königin leicht spöttisch, — und Sie wollen nicht einmal mit mir sterben, wenn es gar so schlimm kommen sollte.

Der Schlitten brauste weiter und hatte bald die Tannen und Flaggen hinter sich gelassen; die Ufer des Canals waren nicht mehr von Zuschauern bedeckt, die Klänge der Trompetenmusik verrauschten in der Ferne, es war eine todtenähnliche Stille eingetreten, die nur von dem Schnauben des schäumenden Pferdes und dem Schleifen des Fuhrwerks auf dem Eise unterbrochen wurde. Fersen's Gesicht glühte, seine Brust klopfte ungestüm und und sein brennender Blick ruhte auf dem lieblichen Antlitze der vor ihm Sitzenden, die sich leicht an ihn lehnte und sich ihm halb zugewandt hatte. Er hatte noch nie eine so hoch beseligende Empfindung in sich getragen, sein Blut hatte noch nie so schnell und heiß gewallt; er fühlte sich unbeschreiblich glücklich, denn er dachte nicht mehr daran, daß er die Königin von Frankreich vor sich habe, sondern sah in ihr nur die Frau, die ihm theurer als Alles in der Welt war. Auch Marie Antoinette sprach kein Wort mehr; sie schien sich ganz dem glücklichen Eindrucke hinzugeben, den diese abenteuerliche Fahrt auf sie machte.

Das Eis war wirklich sicher, obgleich die Königin im Voraus darüber ohne Zweifel keine Gewißheit gehabt hatte. Zu beiden Ufern des Canals erstreckten sich die wellenförmigen, leicht mit Schnee bedeckten Felder — endlich kam man, wohl schon eine halbe Stunde von dem Neptunsbassin entfernt und außerhalb des Bereiches der königlichen Gärten, an ein einzelnes Bauernhaus, das ziemlich ärmlich aussah.

Ich danke Ihnen, Fersen, sagte die Königin, sich ihm ganz zuwendend, — das war sehr schön, nun dürfen wir uns aber nicht weiter von unserer Gesellschaft entfernen. Was meinen Sie indessen dazu, wenn wir einmal in Ec.le diese armen Leute überraschten, die uns in unserem Costüm gewiß nicht erkennen?

Ja, das ist ein pikanter Scherz! rief sie lebhaft, ohne die Antwort abzuwarten. Hier ist ein Weg, der das Ufer hinaufführt; halten Sie an und lassen Sie uns das kleine Abenteuer versuchen.

Fersen gehorchte; er war kaum im Stande, ein Wort zu sprechen, so erregt fühlte er sich, aber er fand eine glückliche Befriedigung darin, dieses traute Zusammensein zu verlängern. Nachdem er unter manchen Scherzen der Königin, in die einzustimmen er allmählig Fassung gewann, das Pferd so gut, wie es anging, an einem Weidenstämmchen befestigt hatte, stiegen beide das Ufer zu dem kleinen Hause hinan, wobei Marie Antoinette ungenirt seinen Arm nahm und ohne jede Befangenheit fortplauderte.

Sie betraten das kleine Gehöft; ein Paar ärmlich gekleidete Kinder starrten sie erstaunt an und flohen dann schreiend in das Haus; ohne Aufenthalt folgten sie ihnen. In der Stube, deren Ausstattung großen Mangel verrieth, saßen zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, am Spinnrade und betrachteten die Eintretenden mit verwunderten Blicken, die ihre Tracht allerdings hervorrufen konnte. Marie Antoinette trug einen kurzen wollenen Rock von dunkler Farbe und ein rothes, auf der Brust mit Silberfäden geschnürtes Sammetmieder, auf dem Kopfe die eigenthümliche nationale Haube der Dalekarlierinnen, die ihrem lieblichen Antlitz ganz besonders gut stand, Fersen, die halblange Jacke mit Schnüren und großen Metallknöpfen und hohe Stiefel; dies Alles war aber natürlich so elegant, daß sich kaum gewöhnliche Bauerleute in ihnen verwuthen ließen; kostbare Pelze bedeckten diese Anzüge zum Theil, und die schwarzen Sammetmasken hielten beide in der Hand.

Ohne Zweifel erriethen die Bauernweiber sogleich, daß sie mit Herrschaften vom Hofe zu thun hatten; daß der letztere heute ein Fest feiere und mußte auch ihnen bekannt sein, denn, wie sich bald ergab, waren der Mann und die älteren Kinder ebenfalls nach Versailles gewandert, um ihre schöne Königin zu sehen. Das erzählte die junge Frau, die Mutter, den beiden Fremden auf ihre freundlichen Fragen, während die alte Großmutter noch immer halb stumpfsinnig die kostbare Tracht bewangelte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Des Holländers Brautfahrt.

Nach Felix Tournachon.

(Fortsetzung.)

8. Wie der Herr, so der Diener.

Das Zimmer des Hotels de la Loire, in welches der Holländer seinen Gast führte, war ein kleiner Salon, wie es in allen französischen Provinzialgasthöfen gibt. Die zeisiggrünen Tapeten stellen zwei kleine Chinesen vor, welche im ewigen Einerlei wiederholt werden: der Eine hält einen schwarzen Fisch in einem schwarzen Netze, der andere einen schwarzen Vogel in einem schwarzen Käfig; Fisch und Vogel sind Phantasiestücke; Fischer und Vogelsteller marschiren regelmäßig hinter einander her; keine Abwechselung wird gestattet.

Jetzt erschien Gottlieb, Mynheers Diener, der seinem Herrn auf's Haar ähnelte: dieselbe Statur, dieselbe Gesichtsfarbe, dieselben Augen, dieselbe Schwerfälligkeit und dieselbe Elephantengutmüthigkeit. Nur war Gottlieb einen Kopf kleiner, und an Benehmen noch etwas holländischer. Der Anzug beider war bis auf die Kopfbedeckung gleich, da der Herr eine Mütze, der Diener einen Filzhut trug, den er, beiläufig bemerkt, nie abnahm, weßhalb die Kellner im Hotel behaupteten, Monsieur Theophile (d. h. Gottlieb) schlafe sogar im Filzhute.

Ja wohl, Mynheer, antwortete Gottlieb und verschwand.

Dem Vicomte fielen jetzt zwei gewaltige Kanarienvogelkäfige zu beiden Seiten des Kamins auf, weßhalb er äußerte:

In Ihrer Abwesenheit scheint hier ein Vogelhändler eingezogen zu sein.

Nein, die Vögel gehören mir; ich habe dies Zimmer in Monatsmiethe.

Ich glaubte, Sie wohnten in Paris.

Ja wohl, mein Herr; aber ich bin fast eben so viel hier. In Paris hab' ich noch weit mehr Vögel.

Sie haben dieselben wohl aus Holland mitgebracht?

Ja wohl, ich nahm einige mit auf Reisen. In Leyden hab' ich eine schöne Sammlung von Kanariensvögeln.

Rudolph lächelte und bewunderte.

Indeß deckte Gottlieb mit einem Kellner den Tisch. Da Mynheer das Zimmer momentan verlassen hatte, so wandte sich der Vicomte an Gottlieb mit der Frage:

Sie haben einen trefflichen Herrn?

Ja wohl, Mynheer, antwortete der Diener treuherzig. Meine Mutter war seine Amme. Es ist ein guter, biederer Herr und grundgelehrt. Er wird von Groß und Klein zu Rathe gezogen und unsere Professoren in Leiden halten ihn sehr in Ehren. Er hat viel Geist.

9. Der Tummler.

Er hat viel Geist! monologisirte der Vicomte, als der Besprochene wieder hereintrat, seine Serviette in's Knopfloch des grauen Oberrockes knotete und sich an den Tisch setzte. Rudolph legte seinen eleganten Tweed ab, fuhr mit der Hand durch's Haar, krämpte die Manschetten auf und machte sich's bequem, während Mynheer bereits die zweite Suppenladung nahm. Trotz seines eigenen Sonntagsjägerhungers pausirte unser Franzose wie, verholt, um seinem essenden Partner zu bewundern, der Messer und Gabel nur momentan aus der Hand legte, um seinen silbernen Taumler in einem Zuge zu leeren und wieder zu füllen. Da gerieth Rudolph in Versuchung, einmal sehen zu wollen, wie ein berauschter Holländer „von Geist" aussehe.

Ueberlassen Sie mir das Geschäft des Einschenkens! bat er

Wie Sie belieben, mein Herr! erwiederte van Coppenael gemächlich.

Um Vergebung, Freund, äußerte der Franzose, als Mynheers Gesicht an zu glühen fing, ich kenne Ihr Vaterland nicht, doch nach Allem, was ich davon hörte, muß das Leben in Holland sehr langweilig sein.

Wie so?

Ich dachte mir's immer so. Ihr Land, hört' ich sagen, liegt im Wasser, Ihre Häuser sind von Backsteinen und es nebelt dort, wenn's nicht regnet, und regnet, wenn's nicht nebelt, Jahr ein Jahr aus. In meinen Kinderjahren besuchte ich eine alte Tante meiner Mutter die bei Bayeux in einem Ziegelsteinschlosse wohnt, das rings mit breiten Gräben umgeben ist und wo ich entsetzliche Langweile ausstand. So oft ich von Holland höre fällt mir das Schloß ein.

Der Holländer lächelte, während Gottlieb ein wüthendes Gesicht schnitt.

Es ist überall gut und schlecht, antwortete van Coppenael, in Holland wie in Ihrer belle France. Ich meinestheils z. B. muß Ihnen gestehen, daß ich nun schon drei Monate in Paris bin und mich durchaus nicht amusirt habe.

Bah, Sie greifen die Sache nicht beim rechten Ende an. Kennen Sie unsere elegante Welt?

Vor einem Jahre war ein Landsmann von mir hier, der mich angelegentlichst einlud, hierher zu kommen. Da ich einige Zeit gebrauchte, bis ich mich dazu entschloß, so traf ich ihn nicht mehr in Paris, doch hat er mir eine Masse Empfehlungen an gute Freunde hinterlassen, junge Leute, die in Ihrer Weise ganz lustig sein mögen, mir aber nicht zusagen, weil ich Lärm und Streit und übertriebene Vergnügungen nicht liebe.

Ei, wenn man so gute Fäuste hat wie Sie . . .

Ich liebe das nicht, antwortete der Holländer trocken.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Das Springen des Gletscher-Eises.) Ueber diese seltene Naturerscheinung schreibt ein Reisender der „B. und Schützenzeitung“: Manche werden glauben, das Springen einer Fernerkluft sei eine großartige und mit einem furchtbaren Getrache begleitete Erscheinung; doch dem ist nicht also, sondern es geht völlig nicht anders her, als beim langsamen Springen eines Glases, wo die feine Spalte nur allmälig vorrückt. Als ich über den schöngeformten und sehr sachte ansteigenden Ferner hinaufspazierte, hörte ich auf einmal unter meinen Füßen ein schwaches eigenthümliches und schwer zu beschreibendes Tönen. Es klang in einem mäßig tiefen fast metallischem Tone wie glung, glung. Ich ließ mich nieder auf das Eis, und beobachtete eine ganz feine und frische Spalte, kaum so breit als der Rücken eines ganz schmalen Messers. Aus dieser Spalte kam das Tönen, das sich bald von mir in nördlicher Richtung entfernte. Ich ging ihm nach in der Richtung der neuen Kluft, und gewahrte, wie diese mit mäßiger Schnelligkeit in kurzen 1/2 bis 2 Fuß langen Sprüngen unter ähnlichen Tönen sich fortpflanzte. Ich blieb längere Zeit an der Stelle, und konnte bemerken, wie die Kluft allmälig nicht ohne ein schwaches und eigenthümliches Tönen sich auf einen halben Zoll erweiterte. In dieser Gegend fand ich mehrere frische Sprünge von unterschiedlicher Breite; sie sind leicht von ältern Sprüngen durch ihre scharfen Kanten zu unterscheiden, welche bald durch den Schmelzungsprozeß abgestumpft werden. Es ist dieß ein Zeichen, daß der Ferner hier eben in größerer Thätigkeit begriffen war.

Ein sehr interessanter Fund wurde dieser Tage in Wien im Magistratsgebäude gemacht. Bei Erweiterung der Portierswohnung stieß man nämlich auf eine längst vermauerte Thür, welche ausgebrochen wurde. In dem Raume derselben standen mehrere Kisten, bei deren Eröffnung man höchst werthvolle Urkunden aus der ältesten Geschichte von Wien, so wie andere in italienischer, spanischer, türkischer und persischer Sprache fand. In einer derselben befanden sich verschiedene alte Nationalkostüme. Gleichzeitig traf von Ibbs die Nachricht ein, daß man dort bei der Aushebung von Fundamenten im Bürgerversorgungshause der Stadt Wien, auf mehrere Töpfe und Säcke voll von werthvollen Silbermünzen gekommen sei. Einige Exemplare davon wurden dem Bürgermeister eingesendet.

(Eine mit Interessen im Amte zurückgezahlte Ohrfeige.) In der nächst der mährischen Grenze gelegenen böhmischen Stadt L. gab, wie von dort geschrieben wird, vor einiger Zeit ein in fürstlich T.'schen Diensten stehender Beamter A. in einem Gasthause dem Bürger B., von dem er sich beleidigt glaubte, eine Ohrfeige. Der Letztere klagte deßhalb bei dem k. k. Bezirksamte, wohin nunmehr sowohl er, auch der Beklagte citirt und ein Ausgleich versucht wurde. A. erklärte sich bereit, dem Bürger als Entschädigung für die Ohrfeige und als Schmerzensgeld einen Betrag auszuzahlen, welches Ansinnen jedoch von dem Kläger energisch zurückgewiesen wurde. Der Einzelrichter belehrte nunmehr den Bürger, daß er als Kläger, nachdem ein Verzleich und eine Aussöhnung nicht erzielt worden, seine weiteren gesetzlichen Schritte machen und „nach Belieben“ handeln könne. In Folge dieser letzteren Bemerkung befragte nunmehr der Kläger nochmals den Einzelrichter: „Ob er wirklich nach Belieben handeln könne?“ Als diese Frage bejaht wurde, ging nun wider alles Erwarten der Kläger im Amtszimmer auf den Beklagten zu und versetzte diesem zwei derbe Ohrfeigen mit den Bemerkungen, das dieß sein Belieben sei und daß die erste Ohrfeige einfach als Rückzahlung, die zweite aber als Verzinsung des unfreiwillig erhaltenen Capitals zu gelten habe. Ueber diesen eigenthümlichen Rechtsvorgang wurde begreiflicherweise sogleich die weitere behördliche Anzeige gemacht und die ganze Einwohnerschaft der Stadt L. steht mit großem Interesse der weiteren Entwicklung entgegen.

Der „Manchester Guardian“ berichtet von der Erfindung einer elektrischen Telegraphie, die ohne Drähte oder andere sichtbare oder greifbare Leiter durch Luft, Wasser oder Erde hindurch Botschaften sende. So unglaublich es klinge, so sei die Erfindung durch gelungene Experimente erprobt.

Vom Polizeigerichte in Berlin wurde dieser Tage ein Zahnarzt wegen Ueberschreitung der amtlichen Taxe, die für das Plombiren der Zähne, bei dem ersten 20 Sgr., für jeden mehr die Hälfte ansetzt, zu einer Geldbuße von 10 Thlr. verurtheilt.

(Wie sich der Schwindel rentirt!) Die Commission für die Einkommensteuer in Berlin soll den Malzertractfabrikanten Hess bei der jetzigen Abschätzung in die höchste (30.) Steuerklasse gesetzt haben; er ist der Einzige in Berlin, der in diese Classe gehört.

Zweisilbige Charade.

Willst meine beiden Silben Du trennen;
Werd ich Dir etwas Verächtliches nennen;
Läßt Du sie aber zum Ganzen vereint,
Dann ist ein frommer Mann mit gemeint.

Auflösung des Rebus in Nro. 137.

Gute Handlungen bringen reiche Zinsen.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 141. Dienstag, den 25. November. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Marie Antoinette gefiel sich bei dieser Scene sehr gut, wie ihr öfteres lautes Auflachen bewies; sie tändelte mit den nicht gerade sauberen Kindern, erkundigte sich nach den häuslichen Verhältnissen der Familie, redete dazwischen in deutscher Sprache zu Fersen, und als sie das Gespräch auf die Königin gelenkt und sich überzeugt hatte, daß diese einfachen Leute vom Lande sie noch liebten und verehrten, trat ihr eine Thräne in das klare Auge.

Ich amüsire mich hier, sagte sie zu Fersen — und möchte noch länger hier verweilen, aber wir haben noch einen weiten Rückweg und müssen aufbrechen.

Mit einem freundlichen Glückwunsche reichte sie der Frau ihre gefüllte Börse und konnte sich ihres herzlichen Lachens über deren Ueberraschung nicht enthalten. Plötzlich aber wurde sie bleich und eilte ungestüm an eines der Fenster.

Hören Sie, Graf? rief sie lebhaft. Es kommen noch mehrere Schlitten, das ist fatal, man darf uns hier nicht finden.

Wirklich ertönte der Klang von Schellen und zwar in solcher Nähe, daß auch Fersen unangenehm betroffen zusammenfuhr. Welche Absicht konnte einen Theil der Hofgesellschaft — denn daß es ein solcher sei, hörte man an dem melodiereichen Geläute, — hieher führen? — und welche peinliche und gefährliche Lage, wenn man die Königin in seiner Begleitung an diesem entlegenen Orte erkannte?

Beide zögerten noch unentschlossen, ob es besser sei, sogleich aufzubrechen oder die andern Schlitten vorüber zu lassen, denn es ließ sich kaum annehmen, daß ihre Insassen auch gerade dieses Haus betreten würden, — jedenfalls mußten sie aber den leeren Schlitten draußen bemerken und dies konnte sie auf die Spur führen. In demselben Augenblicke schon öffnete sich hastig die Thür und eine einzelne Dame in glänzendem russischem Costüme, die Sammetmaske vor dem Gesichte tragend, trat ein. Fersen hatte noch die Geistesgegenwart, seine Maske vorzunehmen, die Königin stand erstarrt da und dachte nicht daran; sie war todtenbleich und ihre feinen Lippen zuckten krampfhaft.

Die Eintretende, die in allen ihren Bewegungen ängstliche Hast verrieth, nahm schnell ihre Maske ab während sie auf die Königin zuging. Es war die schöne und sanfte Marie Therese von Lamballe, eine aufrichtige Freundin Marie Antoinette's; auch sie war außergewöhnlich bleich und erregt.

Ich beschwöre Sie, Majestät, flüsterte sie der Königin zu — wechseln Sie in höchster Eile das Costüm mit mir. Ein Theil der Gesellschaft folgt mir auf dem Fuße — man hat Sie ohne Zweifel erkannt. Mir gelang es nur, einen kurzen Vorsprung zu gewinnen. Bedenken Sie sich nicht länger, ich werde mit Graf Fersen zurückkehren und Sie mit meinem Cavalier, dem Grafen v. Coigny, der eben so besorgt um Sie ist, als ich.

Entschlossen öffnete sie die Thür, die zu einem kleinen Nebenzimmer führte, und zog die widerstandslose Königin mit sich in das letztere. Fersen stand noch immer unbeweglich; er begriff die Gefahr, in der die Königin schwebte, auch den Plan der Prinzessin Lamballe, sie zu retten, aber er fühlte sich außer Stande, zu handeln. Einige Minuten später traten die beiden Damen, die wenigstens die Obergewänder gewechselt hatten, wieder ein, in demselben Augenblicke von der andern Seite auch der an seiner wohlbekannten Gestalt leicht kenntliche Graf von Coigny und fast unmittelbar hinter ihm eine Gesellschaft von mehr als zwanzig Personen, die eine

Digitized by Google

laute Fröhlichkeit erheuchelte, während sie doch nur gekommen war, einen böswilligen Triumph zu ernten.

Die Prinzessin hatte der Königin in Eile mitgetheilt, daß der kleine schwedische Schlitten, der, wie wir wissen, schon vorher die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, bei seinem Vorteilen aufgefallen war und daß sich sogleich mehrere andere in Bewegung setzten, ihm in gemessener Entfernung zu folgen, — die Prinzessin ahnte nicht, daß dies auf ausdrückliches Anstiften der Herzogin von Fitz-James geschehen war. Sie selbst hatte es noch zeitig genug bemerkt, und da sie ebenfalls glaubte, jener erste Schlitten trage Marie Antoinette und Fersen, dem Grafen von Coigny, dem sich vertrauen ließ, ihre Besorgniß mitgetheilt. Sie waren gefolgt und den Andern um ein Paar Minuten zuvorgekommen, denn sie scheuten in dieser Noth nicht die Unsicherheit der Bahn. Die Königin, der Thränen der Angst im Auge standen, drückte nur stumm die Hand der treuen Freundin, die sich für sie zu opfern gedachte. Wie schwer mußte Marie Antoinette für ihre Heiterkeit und ihren launenhaften Einfall büßen!

Der Graf von Coigny empfing die eintretende Gesellschaft mit vollem Lachen über das durch den Zufall und ohne Verabredung herbeigeführte Wettjagen auf der unsichern Eisbahn. Man machte allerseits aus der Geschichte einen Scherz, zu dessen Anstifter sich natürlich Niemand bekennen wollte, heimlich aber näherte man sich der Skutsbäuerin und suchte sie in ein Gespräch zu verflechten, um ihre Stimme zu vernehmen, — die Prinzessin Lamballe aber schüttelte nur das Haupt und schien überhaupt etwas befangen.

Es ist die Königin, ich will den heiligsten Eid darauf ablegen, flüsterte die Herzogin von Fitz-James ihren Freunden zu.

Marie Antoinette fand weniger Beachtung, denn die Böswilligen glaubten, sie sei von derselben Absicht, wie sie selbst, hierhergeführt worden.

Nun wurde aber auch an den Wiederaufbruch erinnert, und nachdem man die Bauersfrau noch weiter beschenkt und insgeheim manche Fragen über das zuerst angekommene Paar an sie gerichtet hatte, die sie nur der Wahrheit gemäß beantworten konnte und die keine Aufklärung gaben, wie man sie wünschte, bestiegen alle ihre Schlitten, und fuhren zurück. Der Graf von Coigny führte die Königin zurück, Fersen die Prinzessin Lamballe, die ihm dieselbe Erklärung gab, wie Marie Antoinette; Niemand ahnte, welcher Tausch vorgegangen sei.

Die Königin hatte Zeit genug, auf der Rückfahrt ihre Geistesgegenwart wieder zu erlangen. Schlimm genug war es, daß ein unwürdiger Verdacht bei zwei Personen, dem Grafen von Coigny und der Prinzessin Lamballe, auf sie fallen mußte, aber diese beide waren ihre Freunde und kannten ihr unbedachtes und doch unschuldiges Thun von manchen andern Gelegenheiten her; — wie würde sie aber im Falle einer Entdeckung von den Uebrigen beurtheilt worden sein? welche schmählichen Gerüchte würde man unter dem Volke, selbst dem Könige gegenüber, ausgesprengt haben?

Erst jetzt fiel es ihr auf, als sie das Neptunsbassin wieder erreicht hatten, welches Aufsehen der kleine schwedische Schlitten erregte, noch immer vermuthete man darin die Königin. Auf den Rath Coigny's ließ sie sich von diesem an die Büffette in dem großen Zelte führen; hier demaskirten sich die Meisten, und auch sie that es jetzt. Der Eindruck, den dies machte, war nicht zu verkennen, man starrte sie ungläubig an, wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund: Die Königin ist nicht im Schlitten des Grafen Fersen, — sie trägt russisches Kostüm, und Graf Coigny ist ihr Begleiter. Die Herzogin von Fitz-James erbleichte; sie mußte sich mit eigenen Augen von dem Ungrunde ihrer Behauptung überzeugen, und man sparte keine Neckereien für sie. Ihr ganzer Zorn kehrte sich gegen Madame Bertin, die sie getäuscht haben mußte.

Marie Antoinette dachte nicht an sich allein, als sie sich demaskirte, sondern auch an ihre treue Freundin, die sie vor einem ihren Ruf gefährdenden Verdachte bewahren wollte; die allgemeine Aufmerksamkeit hatte sich eine Weile von der Begleiterin Fersen's abgelenkt, denn man wußte ja jetzt bestimmt, daß sie nicht die Königin sei. Die Prinzessin Lamballe und Fersen benutzten dies; der schwedische Schlitten verschwand auf der Eisbahn, und Abends auf dem Balle in den Sälen des Schlosses erschien die Prinzessin in einem andern Kostüme, und Fersen mußte sich die lauten Neckereien Marie Antoinettens, der die Gefahr Muth genug dazu gab, und der übrigen Gesellschaft über seine geheimnißvolle Dame gefallen lassen, über deren Persönlichkeit sich noch Viele lange den Kopf zerbrachen und durch sein hartnäckiges Schweigen zu dem Glauben kamen, er habe leichtsinniger Weise eine gar nicht zu Hofe gehörige Dame eingeführt. Auch die Prinzessin Lamballe war gerettet, denn auf sie fiel am allerwenigsten ein Verdacht, da ihr unsittenvolles und sittenreines Leben am Hofe sprüchwörtlich geworden war.

Das gemeinsam bestandene Abenteuer hatte die Königin nur noch mehr an Fersen gefesselt, und als sie sich überzeugt hatte, daß die drohende Gefahr an ihr glücklich vorübergegangen sei, zeigte sie ihm ihre Gunst öffentlich fast noch deutlicher, als bisher. Die Herzogin von Fitz-James wagte nicht weiter zu intriguiren, denn im Geheimen hatte sie nach der unerwarteten Entwicklung in der Bauernhütte bei Versailles und dem Zelte auf der Neptunsinsel große Befürchtungen gehegt, ihre Absichten möchten an das Tageslicht kommen, was ihr noch größeren Spott und wahrscheinlich die vollständige Ungnade der Königin zugezogen haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Des Holländers Brautfahrt

Nach Felix Tournachon.

(Fortsetzung.)

Warum besuchten Sie die Salons nicht?

Ich wurde in mehreren Häusern vorgestellt, doch alle Gespräche drehten sich um Ideen, die mir wie Räthsel klangen, oder um Dinge, die mich nicht angingen. Bei unserm Gesandten fühlte ich mich auch nicht genug zu Hause. Sie müssen wissen, daß ich ein wenig schüchtern bin.

Aber Theater, Konzerte, die große Oper? Sie sind ja Musikfreund.

Die Oper . . . die Konzerte . . . ich war dort; indeß wenn man immer allein ist . . .

Sie kamen Vergnügens halber nach Paris?

Ja, das heißt, um zu hören und zu sehen, um zu reisen und außerdem . . .

Der Holländer verschluckte den Satz und wurde nachdenkend. Rudolph schenkte den Tummler von Neuem voll.

10. Genever.

Je heißer der Kopf des Franzosen wurde, desto mehr Reiz bekam der Wunsch, den „geistreichen" Holländer berauscht zu sehen. Deßhalb hielt er es für Pflicht, mit gutem Beispiele voran zu gehen und sein Glas wenigstens so oft, wie sein Partner den Tummler zu leeren. In Rudolphs Hirne wurde es jedoch bei jeder Ladung wüster, obwohl er sich, wie Gottlieb seinem Herrn zuraunte, tapfer genug hielt, für einen Franzosen nämlich. Seine Laune wurde immer rosiger und stürmischer, während Mynheer so bedächtig blieb, als wenn er einen Platonischen Dialog über die Unsterblichkeit schreiben wolle.

Hollah, Herr Holländer, rief Rudolph jetzt, Sie trinken ja nicht!

Bitte um Vergebung! . . . Auf Ihr Wohl!

Und mit einem Zuge leerte er den silbernen Becher, da Gottlieb soeben mit dem Kaffe hereintrat. Der Franzose traute aber seinen Augen kaum, als der Bediente zugleich einen Porte-Liqueurs, der einer mächtigen Etagere glich, auf den Tisch schob.

Daraus kann sich eine ganze Schwadron Husaren bezechen, dachte der Vicomte.

Thun Sie diesem hier die Ehre an! bemerkte van Coppenael mit Nachdruck. Es ist echt holländischer . . . eine Rarität in Frankreich.

Gut, gut, er berauscht schon vom Geruche.

Nicht doch! . . Da Gottlieb!

Und der Herr reichte dem Diener ein Glas, das dieser, ohne das Gesicht zu verziehen, in einem Zuge leerte.

Auf Ihre Gesundheit!

O schonen Sie sich, mein lieber Van! . . . stammelte Rudolph.

Trinken Sie lieber eine andere Sorte?

Nicht doch! Ja Holland ist ein herrliches Land und die Holländer kapitale Leute. Van, stoßen Sie an auf Frankreichs und Hollands Verbrüderung.

Von Herzen gern!

Aber Rudolph konnte den Arm nicht mehr heben.

Ich glaube, der Herr Franzos kann keine fünf mehr zählen! brummte Gottlieb gemüthlich.

Besorg ihm ein Zimmer.

Rudolph sah nicht mehr, daß Gottlieb hinaus ging, aber es kam ihm so vor. Er sah Alles wie in einem Feenstücke durch einen Gazevorhang. Während der Holländer den Genever bis auf die Nagelprobe austrank, war der Franzose selig entschlafen. Gottlieb hob ihn sanft auf den Arm und trug ihn in's Bett.

So endete der Zechkampf.

11. Vertrauliche Mittheilungen.

Am andern Morgen wachte Rudolph spät auf, erhob sich mit schwerem Kopfe, zündete eine Cigarre an, öffnete das Fenster und schaute gen Himmel und dann auf den Hof des Hotels, wo er gerade in seines Freundes Zimmer sehen konnte. Mynheer stand gleich einer Bildsäule vor seinen Kanarienvögeln, die er mit liebendem Auge betrachtete. Hierauf streckte er sich in den Sammetsessel und gähnte. Als Rudolph sich an der Morgenluft gestärkt hatte, eilte er herüber und entschuldigte sich, daß er sich gestern so rasch empfohlen habe.

Ganz in der Ordnung . . . ich kenne meinen Genever! antwortete van Coppenael lächelnd.

Das gestrige Mahl hatte die neuen Freunde einander schnell näher gebracht. Rudolph hatte als Enthusiast den Holländer auf den ersten Blick ins Herz geschlossen und dieser, obwohl sonst sehr zurückhaltend, war doch jung und gemüthlich genug, um einen so munteren Kumpan lieb zu gewinnen. Beide waren vollendete Repräsentanten ihres Nationaltypus und fühlten sich als solche.

Es ist bald zwölf Uhr, hob jetzt der Vicomte an; in einer Stunde können wir bei meiner Mutter sein.

Van Coppenael wollte sein gegebenes Wort nicht zurücknehmen, obwohl ihm bei dem Gedanken, im schwarzen Frack ein fremdes Haus betreten zu sollen, ganz schwül wurde.

Sie müssen sich mehr zerstreuen, setzte Rudolph hinzu, denn ich sah Sie vorher von meinem Zimmer aus gähnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein neues, wahrhaft köstliches Kompott wird aus den Blattstielen des Rhabarbers bereitet, das an Feinheit unsere gewöhnlichen Fruchtkompotts weit übertrifft

Digitized by Google

und geeignet ist, selbst den Gaumen des verwöhnten Gutschmeckers zu befriedigen. In England (und auch in Norddeutschland) ist dasselbe seit Jahren bereits allgemein bekannt. Die Stengel und Blattrippen, wenn sie die Hälfte ihrer gewöhnlichen Größe erreicht haben, werden abgelöst und nach Entfernung des Laubes in einen Zoll lange Stücke geschnitten. Diese werden geschält und mit etwas Wasser gekocht, wobei sie nur aufwallen dürfen. Man nimmt sie vom Feuer, schüttet sie in einen Durchschlag, so daß die Flüssigkeit abläuft, stellt sie mit gestoßenem Zucker, etwas Zimmet und fein gestoßener Zitronenschale wieder zum Feuer und läßt sie vollends weich kochen, worauf das Ganze wie eingemachtes Obst aufbewahrt wird.

Das Haus des Advokaten und Altnationalrathes Zoller in Stanz (Unterwalden) ist der Schauplatz einer seltsamen Spuckgeschichte, die gegenwärtig die ganze Umgegend in Aufregung setzt. Ein Augenzeuge in der „Eidgenöss. Ztg." erzählt: „Zoller ließ mich am 20. August ersuchen, zu ihm zu kommen, da in seinem Hause ein merkwürdiges Naturereigniß vor sich gehe. Ich ging hinüber und fand die ganze Familie um den Tisch versammelt. Man wünschte mir guten Abend und fing ganz ruhig zu erzählen an, da klopfte es dreimal wie mit einem Hammer hart neben mir am Boden, so daß ich es an den Füßen stark spürte. Ich setzte mich, da klopfte es hart an die Stubenthür, welche im gleichen Augenblick auf halbe Weite aufsprang und sogleich wieder sehr heftig zuschlug. Kaum 10 Minuten, nachdem ich mich wieder gesetzt, klopfte es äußerst heftig an die Kammerthür; schnell ergriff ich das Licht, durchsuchte die Kammer, fand aber nichts Verdächtiges. Wir verständigten uns, um einige zuverlässige Männer herbeizuziehen. Nachdem wir uns mit diesen besprochen, vertheilten wir sechs uns in die Stube, Kammer, Keller, unter derselben und in den Gang und hier machten wir die merkwürdige Wahrnehmung, daß die in der Stube und Kammer meinten, es klopfe von Außen, die im Gang, es klopfe von Innen, die im Keller, es klopfe Oben, und die oben, es klopfe von Unten, so daß man bei dieser Gradation eine theilweise oder gänzliche Zerstörung des Hauses befürchten mußte. Viele Zeugen, darunter gelehrte, sehr achtbare und vorurtheilsfreie Männer, haben sich von dem wundersamen und schreckhaften Phänomen überzeugt und beim Untersuchen mit Rath und That mitgewirkt. Die Erscheinung war so abnormer und eigenthümlicher Natur, daß man bisher gar keine Anhaltspunkte fand, sie trotz angewandter Vorrichtungen auf elektrische, galvanische, magnetische und vulkanische Ursachen zurückzuzuführen. Mit dem 22. Nachmittags schien die Kraft gebrochen, wohl aber dauerte das Poltern in kürzeren oder längeren Pausen bis zum 27. gegen 3 Uhr Nachmittags fort, nachdem es sich auf einen immer engern Kreis reduzirt hatte. Seit dem 24. waltete amtliche Aufsicht und die amtliche Untersuchung bis zum 1. September blieb gänzlich resultatlos. Als vollständige Gewißheit darf angenommen werden, daß es kein Spuck von Menschenhänden war. Daß aber von irgend welcher benennenswerthen Seite aus dieser Sache kurzweg ein Teufelsspuck gemacht werden wollte, muß mit aller Indignation verneint werden, wohl aber war es der lebhafte Wunsch aller herbeigezogenen Männer, geistlichen wie weltlichen Standes, es möchte das seltsame Phänomen einer möglichst genauen Untersuchung natürwissenschaftlicher Autoritäten unterbreitet werden."

Der Capitän des „Sumter", des seiner Zeit so viel besprochenen Dampfers der amerikanischen Secessionisten, hat auf der Rhede von Gibraltar ein tragisches Ende gefunden. Als Herr Andresios, so hieß er, am 15. Oktober in seiner Kajüte schlief, wurde er von seinem Lieutenant, einem gewissen Hester, mit drei Revolverschüssen ermordet. Der Mörder begab sich sodann auf's Verdeck, versammelte die Schiffsmannschaft und ließ ein Boot an's Land gehen, um dort die Anzeige zu machen, daß der Capitän todt sei. Dem Sanitätsbeamten, der sogleich an Bord kam, sagte er: Wenn Sie glauben, daß er noch nicht todt ist, so sagen Sie es mir. Ich habe noch einen vierten Schuß für ihn in Bereitschaft. Hester ist gefangen nach Gibraltar gebracht worden; über die Veranlassung der That ist noch nichts bekannt.

Elegie

auf das Grab meines leider so früh dahingeschiedenen Bruders

J. F. M. Baldi.

Ruhe! süße Ruhe schwebe, Theu'rer über Deiner Gruft!
Und kein Vorwurf störe diese, bis der große Gott Dich ruft.
Um den gold'nen Glanz der Freiheit, dieses Kleinod zu
erjagen,
Zog'st Du aus in jene Lande, wo sich Brüder feindlich
schlagen.
Ja! Du hast die Siegespalme jetzt errungen, unter Qualen:
„Denn im Grabe wohnet Freiheit, die wir mit dem Leben
zahlen!"
Kaum entschlief die liebe Schwester, als auch Du Dein
junges Leben
Mußtest in der weiten Ferne, in dem Kampfgewühle geben.
Schlafe sanft, mein theurer Bruder! denn Du hast ja
jetzt hienieden
Alles das schon überstanden, was vielleicht auch mir beschieden!
Nichts kann ich, als Dich beweinen, wie die Bruderliebe
weinet,
Und dem Tod entgegentreten, der uns Beide einst vereinet.
Ruhe! süße Ruhe schwebe, Theurer, über Deiner Gruft!
Und kein Vorwurf störe diese, bis der große Gott dich ruft!

Stuttgart im November 1862.

George.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würzburger Stadt- und

Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 142. Donnerstag, den 27. November. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Fersen endlich fühlte mit dem Anwachsen seiner Leidenschaft, die jene Schlittenfahrt noch genährt hatte, immer überzeugender, daß sein es Bleibens am Hofe von Versailles nicht länger sein dürfe; das Herz blutete ihm, wenn er an die Trennung dachte, aber sein Verstand siegte doch über alle verführerischen Lockungen seiner erhitzten Phantasie. Deßhalb betrieb er, soweit es in seinen Kräften stand, die Abreise, und als diese bestimmt auf das Ende des Aprils festgesetzt war, sammelte er seinen Muth, von Marien Antoinetten zu scheiden, ohne sich ihr und Andern ganz zu verrathen.

König Ludwig hatte sich endlich entschlossen, eine Flotte mit Truppen den Amerikanern, die immer härter bedrängt wurden, zu Hilfe zu senden; der Admiral Chevalier du Ternay sollte sie befehligen, das Truppenkorps der Generallieutenant Graf Rochambeau; der Herzog von Lauzun hatte ein Kommando unter Letzterem erhalten. Ein zweites, noch ansehnlicheres Geschwader wurde in Brest ausgerüstet und sollte bald folgen.

Der Fersen zum Abschiede vom Hofe bestimmte Tag nahte schnell. Die ganze letzte Zeit über war die Königin eigenthümlich erregt erschienen, obgleich sie dies unter einer heiteren Miene zu verstecken suchte; auch Fersen ging ernst und düster umher; die Hofgesellschaft war sehr gespannt auf das Lebewohl, denn einzelne vorsichtige Aeußerungen und Winke der Herzogin von Fitz-James hatten das Gerücht von einem heimlichen Liebeshandel der Königin doch zu erhalten gewußt.

Nach dem Hofzeremoniell mußte der Abschied Fersen's und des Herzogs von Lauzun gewissermaßen offiziell werden, und es hatte sich dazu auf die Einladung der Königin ein kleiner Zirkel ihrer vertrautesten Freunde in dem großen Salon von Klein-Trianon versammelt; aber auch die Herzogin Fitz-James war zugegen, da diese Rücksicht ihrer Stellung gebracht werden mußte.

Man nahm zuerst ein Dejeuner ein und plauderte in Gruppen. Jeder hatte Fersen, der augenscheinlich verstimmt war, schöne Dinge zu sagen, ihm Glück zu wünschen und um Erhaltung seiner Freundschaft zu bitten, dies Alles vermochte ihn aber nicht zu zerstreuen, und man hörte dem Ton seines Scherzes den schweren Zwang an. Aehnlich schien es Marie Antoinetten zu ergehen; sie hielt sich absichtlich fern von dem schwedischen Grafen, weil sie zu ihrem Verdrusse fühlte, daß Aller Blicke auf ihr Benehmen an dem heutigen Tage gerichtet seien, aber dennoch suchten ihn ihre Augen oft und ihre geheime Unruhe war unverkennbar. Endlich mußte sie einen Entschluß gefaßt haben: ihr Blick wurde strenge, um ihren lieblichen Mund spielte ein Zug von kühnem Trotze, als wolle sie damit jede Beurtheilung ihrer Handlungsweise zurückscheuchen, und sie ging schnell auf Fersen zu, der mit einigen anderen Herren in einer Fensternische stand. Als die Königin sich an ihn wandte, machten die letzteren ihr ehrerbietig Platz und traten zurück.

Ich mag nicht so kalt, wie es das steife Zeremoniell vorschreibt, von Ihnen scheiden, redete sie ihn mit weicher Stimme an, — denn Sie wissen, daß Sie mir stets ein werther Freund gewesen sind. Sie werden es bleiben, Fersen, nicht wahr? — und mir den Beweis dadurch liefern, daß Sie so bald, als es Ihnen die Ehre und Ihre Pflicht erlauben, zu uns zurückkehren?

Der Graf versicherte es tief bewegt und sprach von dem Stolze, mit dem ihn der ihm von der Königin beigelegte Name beseele.

Es bedarf Ihrer Worte nicht, um mich in meinem Glauben und in meinen Gefühlen für Sie zu bestärken

Digitized by Google

unterbrach ihn die Königin. Die wahre Freundschaft bedarf ebenso wenig der Worte, als jede andere tiefe Empfindung des Herzens.

Ich werde die Ihrige übrigens auf die Probe stellen, fuhr sie etwas zögernd fort; — ich wünsche, daß Sie mir häufig schreiben, — ich meine nicht an die Königin, sondern an ihre vertraute Freundin.

Man flüsterte sich im Saale leise zu; die hämischen triumphirten, denn sie erwarteten jeden Augenblick einen Gefühlsausbruch Marie Antoinettens. Aber sie täuschten sich, die heimliche Unterhaltung dauerte nicht lange, so angelegentlich sie auch zu sein schien, und als die Königin ebenso stolz wie vorher zurückkehrte, wagte Niemand sie oder Fersen offen zu beobachten.

Die förmliche Verabschiedung, bei der der Graf zum Handkuß zugelassen wurde, war keineswegs ganz kalt, aber sie gab auch zu keinen besonderen Bemerkungen Veranlassung, nur als Fersen entlassen war und die Königin sich schnell umwandte, und gleich darauf die Gesellschaft verließ, glaubte man Thränen in ihren Augen zu bemerken.

Sie bringen es über sich, Ihre Eroberung zu verlassen? konnte sich die Herzogin von Fitz-James nicht enthalten, mit leichtem boshaften Lächeln Fersen zu fragen.

Wenn ich eine solche gemacht hätte, antwortete der Graf sehr ernst und mit zurückgehaltenem Unwillen, — so würde ich sie nicht verlassen. Ich reise freien Herzens ab und leider werde ich kein tiefes Bedauern hinterlassen.

An demselben Tage verließen er und der Herzog von Lauzun mit vielen anderen jungen Edelleuten Paris und begaben sich auf die Flotte.

II.

Am 10. Juli 1779 näherte sich ein stattliches Geschwader von sieben Linienschiffen, zwei Fregatten, zwei Bombenschiffen und vielen Transportfahrzeugen der östlichen Seite der Stadt Newport auf Rhode-Island; von allen diesen Schiffen wehte die weiße Flagge mit den goldenen Lilien Frankreichs, während die Stadt das Sternenbanner der Vereinigten Staaten von Nordamerika entfaltet hatte. Auf den Verdecken wimmelte es von Soldaten in weißen Uniformen mit grünen Aufschlägen, den französischen Grenadieren, und donnernde Hurrah's wurden der glücklich beendigten langwierigen Seereise gebracht. Während die Geschütze der Stadt zum Salut donnerten, standen auf dem Hinterdecke der einen Fregatte, etwas gesondert von dem fröhlichen Schwarme junger Offiziere, der Herzog v. Biron-Lauzun und sein Freund Graf Fersen.

Der erstere, damals zweiunddreißig Jahre alt, ein schöner eleganter Cavalier, in der Uniform der Lanciers, die zum großen Theile sein Corps bildeten, lächelte, während er auf die Küste blickte, so heiter, und sein feuriges Auge strahlte so hell, daß man ihm die innere Zufriedenheit und Sorglosigkeit, sowie die frohen Hoffnungen, die er an den bevorstehenden Kampf knüpfte, leicht ansah. Fersen dagegen erschien ernst und düster, man könnte sagen: wehmüthig bewegt.

Sehen Sie, Fersen, rief der Herzog Biron lebhaft aus, — da steigen die ersten Rauchwolken über den Strandbatterien auf und der Geschützdonner rollt uns zum Gruße. Nun, diese Amerikaner haben sich gerade nicht beeilt, uns willkommen zu heißen, obgleich wir ihnen fünftausend Mann guter Truppen und Herzen, die dem Kampfe und Ruhme entgegenschlagen, bringen. Aber wahrhaftig, lieber Freund, wenn man auf Ihr Gesicht blickt, sollte man glauben, daß Sie selbst wenig Hoffnung auf unsere Expedition setzen und ihr einen traurigen Ausgang prophezeien wollten. Lassen Sie eine solche Miene ja nicht in Newport sehen!

Sie täuschen sich, mein Herzog, erwiderte der schwedische Graf mit gezwungenem Lächeln, — ich sehe der nächsten Zukunft mit demselben freudigen Sehnen, wie Sie, entgegen, in diesem Augenblick dachte ich aber gerade an die Vergangenheit, an Paris.

O, haben Sie das noch nicht vergessen? meinte der Herzog ein wenig unmuthig. Seltsam, wie tief Empfindungen der Art sich in das kalte Herz von Euch Nordländern eingraben vermögen, während ein wenig Veränderung sie bei uns so leicht verwischt. Ich versichere Sie, Fersen, daß ich kaum noch einmal täglich an meine reizende kokette Fitz-James denke.

Sie wissen, daß ich keine galanten Abenteuer zu betrauern habe, erwiderte Fersen sehr ernst.

Verzeihen Sie, Fersen, i. wollte Ihr Verhältniß zu der erhabenen Person, die wir beide verehren, in keinen Vergleich zu meiner bereits erloschenen Leidenschaft stellen, sagte Biron, die Hand des Freundes drückend. Obgleich ich die Gefühle einer solchen edlen Freundschaft nicht recht zu verstehen vermag, zweifle ich doch keineswegs an ihrem Werthe und Ernste. Dennoch rathe ich Ihnen, der Sie mich Ihres Vertrauens und Ihrer Freundschaft gewürdigt haben, sich von diesen Träumen, die nicht für die Zeit des Krieges taugen, so bald als möglich loszureißen, — Sie werden sich ohne Zweifel wohler dabei befinden.

Sie haben Recht, mein Herzog, erwiderte der Graf, sich mit der Hand über die edle Stirn streichend, als wolle er damit ihre Falten glätten, und leicht scherzend fügte er hinzu: Haben Sie nur noch ein wenig Geduld, die ersten Kugeln, die uns umzischen, werden mich sofort wieder eines so tapfern Freundes und Kampfgenossen werth machen.

An Muth und militärischer Tüchtigkeit werden Sie mir ein Beispiel geben, das weiß ich, antwortete der Prinz, — ich fürchte nur, daß Sie mich eifersüchtig darauf machen; mehr noch aber würde ich mich freuen, wenn Sie auch mit Ihrer Heiterkeit den Sieg über die meinige davon trügen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Des Holländers Brautfahrt.

Nach Felix Tournachon.

(Fortsetzung.)

Mag sein, daß ich mich langweile . . . ich bin immer allein und deßhalb . . .

Kommen Sie . . . es wird sich schon Alles machen.

Als sie im Wagen saßen, suchte Rudolph seinen Freund zu einer Herzensergießung zu bringen.

Nein, ich fühle mich nicht behaglich, begann van Coppenael nach einigem Zaudern, und ich will Ihnen den Grund davon sagen, weil ich zu Ihnen mehr Vertrauen habe, als zu sonst Jemand. Sehen Sie, meine ganze Noth besteht in meinem Alleinsein. Ich bin nicht glücklich, weil ich mich nach Häuslichkeit sehne. Meine Mutter ist eine treffliche Frau, aber wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, so genügt das elterliche Haus nicht mehr ganz. Die Eltern verstehen uns dann nur noch halb. Was sie uns sein konnten, das haben sie uns geboten, während wir aufwuchsen. Meine Mutter ist die beste Frau von der Welt, aber in Folge ihres langen Wittwenstandes etwas gar zu kalt. Mir fehlte mit jedem Tage mehr eine Vertraute. Dazu kommt, daß meine Mutter Ansprüche macht, die ich nicht tadeln will, die mir aber häufig lästig werden. Sie verzehe es mir z. B. nie, daß ich, wie Sie, erst heute käme, wenn sie mich gestern erwartete. Zwar habe ich mich bisher in Alles gefügt, doch auf die Dauer fürchte ich . . .

Sie sind eine gute Seele, rief Rudolph, wer sich mit Ihnen nicht vertragen kann, muß den Teufel im Leibe haben.

Van Coppenaels Gesicht verfinsterte sich; Rudolph fühlte, daß seine Aeußerung unzart sei, und nahm sich vor, behutsamer zu sein.

Aber wie alt sind Sie denn? fragte der Vicomte nach einer Pause.

Vierundzwanzig, antwortete der Holländer. Sie hätten mich für älter gehalten? So geht mir's überall. Doch es ist nun einmal so.

Entschuldigen Sie, wenn ich irre . . . . aber in Frankreich sind wir in diesem Alter majorenn. Ich weiß jedoch nicht, wie lange die Holländer unmündig bleiben.

Nicht länger als andere Leute.

Wohlan, was hält Sie ab, sich einen eigenen Heerd zu gründen?

Meine Mutter allein lassen? . . . Das geht nicht gut. Mein Oheim, der mir sehr gewogen ist und dem ich Alles sage, was mir das Herz schwer macht, rieth mir, auf Reisen zu gehen. Wenn Du in Jahr und Tag nach Hause kommst, meinte er, so bist Du ein Mann, und Deine Stellung wird eine andere. — Ich war ein Jahr in Rußland, doch als ich heim kam, war es das alte Lied. Darum ging ich nach Paris.

Sie können doch nicht Zeitlebens wie der ewige Jude wandern! Respekt vor den Rücksichten gegen Ihre Mutter, aber es gibt Dinge in der Welt, die eine Mutter endlich begreifen muß, z. B. daß man nicht ewig ein Kind bleibt. Ich bin jetzt siebenundzwanzig alt und erziehe in dieser Hinsicht schon vier Jahre an meiner Mutter. Sie haben zu spät angefangen, das ist Ihr ganzes Unglück.

Ich werde stets meiner Mutter Sohn bleiben, selbst wenn ich Frau und Kinder habe! antwortete der Holländer dumpf.

Wirklich? rief der Franzose. In Ihren Jahren ist das etwas stark. So entschließen Sie sich zu einer brieflichen Herzensergießung, sagen Sie Ihrer Mutter rund heraus, was Sie wünschen.

Nein, eine Heirath ist das einzige Mittel, das vielleicht noch hilft. Ich bin mit dem Plane hieher gekommen, aber die Sache ist sehr schwierig.

Warum schwierig?

Oh . . . seufzte der Holländer mit kindlicher Verschämtheit.

Ich begreife Sie nicht. Ich bin sonst kein Freund vom Heirathen, denn ich halte die Ehe für eine Arznei, die man nur nehmen muß, wenn man krank ist. Wirkliche Liebe ist dabei eine Ausnahme, wofern wir nicht auch sie für eine Art von Herzkrankheit halten wollen. Ich an Ihrer Stelle bliebe noch zehn Jahre auf Reisen, aber Sie haben die rechte Art nicht. Wenn das Herz einmal schwer wird, so muß man heirathen, und was man ernstlich will, das kann man auch. Sie sind jung und haben, so viel ich sehe, einiges Vermögen.

Ich bin reich . . . nicht was man hier so nennt, sondern holländisch reich, bemerkte lächelnd van Coppenael.

Nun, jung, reich und von guter Familie . . . Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen in acht Tagen eine junge schöne Frau von Stande verschaffe.

Oh, oh! antwortete der Freund erröthend.

Aber es ist die Wahrheit.

Ich kenne mich . . . ich habe nicht, was man hier Esprit nennt; ich habe nichts Glänzendes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Max Ring schreibt der „Wes.-Ztg." aus Berlin: Seit ungefähr einem Jahre lebte hier ein aus New-York hergezogener Zahnarzt, der durch seine einnehmende Persönlichkeit und noch mehr durch seine Geschicklichkeit sich in kurzer Zeit eine außerordentliche Praxis erworben hatte, so daß sich seine Einnahme auf ungefähr 1000 Thaler monatlich belief. Hauptsächlich wurde er von den vornehmsten Kreisen zu Rathe gezogen und selbst bei Hof vielfach beschäftigt. Außer dieser glänzenden Revenue, um die er von seinen Collegen natürlich beneidet wurde, besaß er eine reizende, durch ihre Schönheit und Jugend ausgezeichnete Frau, so daß zu seinem Glücke nichts zu fehlen schien. Um so mehr mußte es

Digitized by Google

überraschen, als der vielbeneidete Zahnarzt eines Tages mit Hinterlassung seiner großen Praxis heimlich sich aus Berlin entfernte und von der Staatsanwaltschaft steckbrieflich verfolgt wurde. So viel man hört, war die Veranlassung folgende: Eines Morgens erschien in der Wohnung des Zahnarztes ein junger Mann, der eben aus Amerika angekommen war, um seinen Stiefvater zu besuchen, der vor einem Jahre unter dem Vorwande, sein Glück zu suchen, in Begleitung seiner jungen und liebenswürdigen Stieftochter von New-York, wo er seine ältere, bereits früher verheirathet gewesene Frau mit diesem Sohne aus erster Ehe zurückließ, sich nach Berlin begeben hatte. Da er seit längerer Zeit schon keine Nachricht mehr gab, war der Letztere aus Amerika gekommen um sich mit eigenen Augen von dem Wohlbefinden seines Stiefvaters und seiner Schwester zu überzeugen. Nachdem er nun die nöthigen Erkundigungen eingezogen, eilte der junge Mann voll freudiger Ungeduld nach dem ihm bezeichneten Hause. Um die Seinigen zu überraschen nannte er dem ihn meldenden Bedienten einen fremden Namen. Zu seinem Bedauern erfuhr er, daß sein Stiefvater nicht zu sprechen, sondern in seiner ausgebreiteten Praxis beschäftigt sei. Mit klopfendem Herzen fragte er nach seiner geliebten Schwester, die zum Glücke sich zu Hause befand und ihn empfing. Mit ausgebreiteten Armen stürzte er ihr entgegen, um die lang Entbehrte an sein brüderliches Herz zu drücken. Wie groß aber war sein Erstaunen, als sie ihm auswich und bestimmt erklärte, ihn weder zu kennen, noch je gesehen zu haben! Umsonst erinnerte er sie an ihre gemeinsam verlebte Jugend, bat und beschwor er sie bei den Andenken an ihre Mutter; sie blieb fest bei ihrer Behauptung und ließ ihm, da er dringender wurde, durch den Bedienten die Thür weisen. Nichts desto weniger kehrte er noch im Laufe des Vormittags wieder zurück, um Aufschluß über ihr räthselhaftes Benehmen zu erhalten und wo möglich mit seinem Stiefvater zu sprechen; er wurde jedoch nicht vorgelassen. Jetzt erst erwachte in seiner Seele ein schrecklicher Verdacht, der durch die ihm früher unverständlichen Aeußerungen des Bedienten und durch die unterdeß leicht eingezogenen Erkundigungen zur vollen Gewißheit wurde. Sein Stiefvater hatte seine Schwester geheirathet und somit das Verbrechen der Bigamie begangen. Ohne Zögern machte der mit Recht empörte Sohn und Bruder die nöthige Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, die auch hinlänglich Grund fand, die Untersuchung gegen den pflichtvergessenen Gatten und Vater einzuleiten, welcher indeß mit seiner nicht minder schuldigen Frau die Flucht ergriffen hat und jetzt steckbrieflich verfolgt wird.

Paris, 17. Nov. Die bekannte Tänzerin Emma Livry wäre Samstag Abend bei einer Probe der Oper: „Die Stumme von Portici“, in welcher sie die Parthie der Fenella übernommen hat, beinahe auf eine elendige Weise um's Leben gekommen. Sie war im Kostume und kam einer Gasflamme zu nahe, so daß ihre leichten Röcke Feuer fingen. In Todesschrecken stürzte sie auf die Bühne, die sie lichterloh brennend, beinahe ihrer ganzen Breite nach durcheilte, bis ein Pompier sie erfaßte, zu Boden warf und mit einer für derartige Unglücksfälle eigens bestimmten unverbrennlichen Decke die Flammen erstickte. Derselbe beschädigte sich dabei nicht unbedeutend an der Hand. Mlle. Emma Livry wurde empfindlich verletzt; doch flößt ihr Zustand keine Besorgnisse für ihr Leben ein. Nach der Versicherung der Aerzte kann sie in zwei Monaten hergestellt sein und wieder auf den Brettern erscheinen. Außer dem Pompier, der Müller heißt, wurde auch noch einer der Tänzer des Balletkorps, der zur Rettung der Unglücklichen herbeistürzte, von den Flammen beschädigt.

In der Nähe von Bordeaux hat dieser Tage ein 76jähriger Stiefelwichser seine Gattin durch einen Flintenschuß getödtet. Er versuchte hierauf, sich selber zu entleiben, indem er sich in einen alten, rostigen Degen stürzte. Doch gelang es ihm nicht; die Klinge brach ab und er verletzte sich nur leicht am Magen. Der Mörder befindet sich in Haft. Eifersucht soll die Triebfeder der That gewesen sein. Doch ist zu bemerken, daß die Getödtete 70 Jahe alt war und an Krücken ging.

Literarisches.

„Der Staat oder die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit. Unentbehrliches Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volkes,“ so betitelt sich ein Werk, welches im Verlage von K. W. Grunow in Leipzig in Lieferungen erscheint.

Das polit. Leben und Bewußtsein des deutschen Volks hat sich in jüngster Zeit so gekräftigt, daß wir ein Werk, welches wie dieses in allen staatsmännischen, volkswirthschaftlichen und völkerrechtlichen Fragen in gediegener freisinniger und doch populärer Sprache Auskunft ertheilt, mit Freuden begrüßen. Fern von allem gelehrten Prunke hat es sich die Aufgabe gestellt, in einfacher schlichter Weise die Gesammten Staatswissenschaften dem Volke vorzuführen und zum klaren Verständniß zu bringen. Der Volksvertreter und der Wahlmann, der Gemeinderath und der Beamte, der Kaufmann und der Gewerbetreibende, mit einem Wort, jeder gebildete Staatsbürger wird Belehrung darin finden, und daher wollen wir das zeitgemäße Werk allen diesen empfohlen sein lassen. In vier Hauptabtheilungen: Volkswirthschaftslehre, Staatsrecht, Völkerrecht und Politik zerfallend, wird dasselbe in Lieferungen à 10 Ngr., die in Zwischenräumen von 14 Tagen ausgegeben werden, erscheinen. Die ersten 7 Lieferungen liegen bereits vor und sind einzusehen in der Buchhandlung von A. Stuber, Sterngasse Nr. 169.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 143. Sonntag, den 30. November. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte die Flotille auf der östlichen Seite der Stadt ihre Anker fallen lassen, und von dem Admiralsschiff flatterte nun ein Signal, das die höchstgestelltesten Offiziere der See- und Landtruppen an seinen Bord berief; auch Herzog Biron und Fersen bestiegen mit einigen anderen Kameraden ein kleines Boot und ließen sich hinüberrudern. Der Oberkommandirende der Truppen, Generallieutenant Graf Rochambeau, ein ebenso liebenswürdiger, als durch Tapferkeit und militärische Erfahrung ausgezeichneter Mann, empfing sie und sprach den Wunsch aus, daß sie ihn nach der Stadt Newport begleiteten, um sich von der Stimmung der Einwohner zu überzeugen und den neuesten Stand der militärischen Operationen der Amerikaner unter Washington in Erfahrung zu bringen.

Biron, sowie viele andere französische Offiziere hatten sich nicht getäuscht, wenn sie bei der üblichen Begrüßung der Flotte von Seiten der Stadt eine gewisse Lässigkeit und Kälte zu erblicken geglaubt hatten; dies bestätigte sich nur zu deutlich, als Graf Rochambeau mit seinem Stabe die Stadt betrat. Ueberall schien Betrübniß zu herrschen, und bald ergab sich, daß sie von Enttäuschung herrühre, denn die Amerikaner hatten nach der Versicherung des Marquis de Lafayette eine viel bedeutendere französische Unterstützung erwartet; außerdem war man überhaupt beträbt und hoffnungslos, denn die letzten Operationen der republikanischen Armee waren nicht glücklich gewesen; Washington verfügte zur Zeit über kaum noch dreitausend Mann, und die Stadt New-York war von den Engländern besetzt. Der französische General ließ sogleich die angesehensten Einwohner zusammenrufen und erklärte, daß eine zweite Flotte von Brest aus in Kurzem nachfolgen werde, was die Stimmung bedeutend hob. —

In den nächsten Tagen fand die Ausschiffung der Truppen statt, und diese bezogen ein Lager unmittelbar bei der Stadt. Ihre Aufnahme von Seite der Amerikaner war eine sehr freundliche und wurde durch höfliches Entgegenkommen erwidert; man war beiderseitig zufrieden mit einander und den Franzosen fehlte es an Nichts, was Rhode-Island zu bieten vermochte.

In Washington's Absicht hatte es gelegen, mit den vereinigten Kräften sogleich die Stadt New-York anzugreifen, dieser Plan konnte aber wegen der Ueberlegenheit der Engländer zur See nicht zur Ausführung gebracht werden, und bald sahen die Franzosen sich in ihrem Lager von der Seeseite durch eine starke englische Flotte eingeschlossen.

Die Ruhmbegierde der französischen und übrigen jungen Herren, die von Europa herübergekommen waren, sollte, wider alles Erwarten, sobald nicht befriedigt werden, denn nur zu bald traf die Nachricht ein, daß das Geschwader in Brest von den Engländern blokirt und dadurch am Auslaufen verhindert werde; damit zerfiel der Plan, den Washington und der Graf Rochambeau verabredet hatten, einen gemeinschaftlichen Angriff auf New-York zu machen, wegen ungenügender Streitkräfte von selbst. Dies führte keine geringe Niedergeschlagenheit herbei, zumal die französische Armee ganz unthätig auf Rhode-Island bleiben mußte; allmälig aber fügte man sich in das Unabänderliche und die Meisten vergaßen ihren Unmuth über die Unterhaltung und die gastfreundlichen Festlichkeiten, die ihnen die Einwohnerschaft von Newport bot.

Der Herzog von Lauzun und Graf Fersen waren vielleicht die beiden ungeduldigsten in der ganzen Armee. Ersterer, weil er einen förmlichen Thatendurst besaß und

Digitized by Google

den Lorbeeren, die er sich im vergangenen Jahre am Senegal erworben hatte, neue hinzuzufügen wünschte, Letzterer, weil er in Vergnügungen noch immer keine Zerstreuung fand und nur im Kampfe Heilung von seinem Trübsinn hoffte. Aber auch für sie fand sich keine Gelegenheit zu Beschäftigung gegen den Feind, selbst nicht, als der Winter herankam und des Herzogs kleines Korps von der Armee getrennt wurde und bei Lebanon im Staate Connecticut Quartiere bezog.

Durch das enge und vertraute Zusammenleben, denn sie theilten stets ein Zelt oder ein Zimmer, schloß sich Beider Freundschaft immer inniger; wie gesagt, verdiente der Herzog trotz seiner Leichtfertigkeit auch diese Neigung Fersen's, der mehr als je das Bedürfniß der Mittheilung zu einem ehrenwerthen und verschwiegenen Freunde fühlte. Dies hatte ihn schon während der langwierigen Seereise veranlaßt, Biron so viel, als er, ohne Marie Antoinette zu kompromittiren, vermochte, von seinem Verhältnisse zu derselben mitzutheilen, zumal jener es schon errieth oder gar noch seine Innigkeit überschätzte. Anfangs wollte dem feurigen Herzoge die rein freundschaftliche Natur dieser gegenseitigen Zuneigung nicht ganz einleuchten, aber der tiefe Ernst Fersen's nöthigte ihm doch aufrichtige Theilnahme ab und er wagte nicht mehr, seinem Hange zum Scherz und heitern Spott nachzugeben; ernstlich um seinen Freund besorgt, hatte er sich vorgenommen, seine trübe Geistesrichtung auf andere Bahnen zu lenken, aber selten nur erreichte er in dieser Beziehung einen Erfolg auf kurze Zeit.

Fersen hatte, dem Wunsche der Königin und seines eigenen Herzens gehorsam, gleich nach der Landung auf Rhode-Island an sie geschrieben und ihr in ehrfurchtsvoll vertraulicher Weise seine bisherigen Erlebnisse mitgetheilt; hin und wieder war wohl auch gegen seinen Willen ein Wort eingeflossen, das auf seinen Gemüthszustand deutete, aber doch nur in so zarter Weise, daß die hohe Frau davon weder beleidigt noch peinlich berührt werden konnte. Die Antwort Marie Antoinette's ließ nicht auf sich warten und sie schrieb wirklich nicht als Königin, sondern als Freundin. Seitdem setzte sich diese Korrespondenz mit den durch die weite Entfernung nothwendig bedingten Pausen fort, Fersen ließ sie aber nie in eine andere Hand kommen, selbst nicht in die des Herzogs von Lauzun, so daß sich weitere Urtheile über sie nicht begründen lassen.

Wir müssen nun einen Zeitraum von mehreren Monaten übergehen, der, während der Kampf im Süden geführt wurde, die Franzosen immer noch unthätig ließ, wenigstens nur einzelne Abtheilungen von ihnen beschäftigte. So ging ein Geschwader mit Landungstruppen ab, um den Einfall des früheren amerikanischen Generals und Verräthers in Virginien zu strafen, wurde aber von der englischen Flotte eingeholt und nach ernstem Gefechte zur Rückkehr gezwungen. Erst als die Nachricht eintraf, daß man die französische westindische Flotte unter dem Grafen de Grasse in allernächster Zeit erwarten dürfe, beschlossen Washington und Rochambeau einen vereinigten Angriff auf New-York; derselbe sollte durch einen Ueberfall der englischen Verschanzungen auf dem Nordende der New-York-Insel und gleichzeitige Vernichtung eines besonderen Korps in Morrisonia eingeleitet werden.

Dieses Korps, das sich aus dem Königthume ergebenen Amerikanern, den sogenannten Torys oder Loyalisten, zusammensetzte, die von den Republikanern gewöhnlich spöttischerweise Kuhjungen genannt wurden, weil sie der englischen Armee unter andern wichtigen Dienstleistungen auch Schlachtvieh zuzubringen pflegten, wurde von einem sehr tüchtigen Offizier, dem Obersten Delancey, befehligt und that durch seine Streifereien den Verbündeten großen Abbruch. Der Herzog von Lauzun mit seinen 600 Lanciers und Husaren, von einer Abtheilung amerikanischer Miliz unterstützt, sollte es am 3. Juni angreifen, während gleichzeitig ein Angriff auf die vorerwähnten Verschanzungen auf der New-York-Insel stattfände. Aber es sollte nicht zur Ausführung dieses Planes kommen, dem Biron und Fersen mit sehnsüchtiger Ungeduld entgegen sahen; die Engländer waren zu sehr auf ihrer Hut, und das Lauzun'sche Korps hatte Schwierigkeiten des Marsches zu überwinden, die den beabsichtigten Ueberfall vereitelten. Einige Tage darauf vereinigten sich die verbündeten Armeen am östlichen Ufer und bezogen hier wieder ein Lager; Washington hatte indessen seinen Platz nicht aufgegeben, sondern nur verschoben.

Endlich schien es, als solle die Zeit der erzwungenen Unthätigkeit ein Ende nehmen, denn am 21. Juli Abends brach die ganze Armee unter Washington's Oberleitung auf und näherte sich in einem starken Nachtmarsche der New-York's-Insel. Lauzun's Reiterei war der alte Auftrag zu Theil geworden, nach Morrisonia hin die Gegend zu durchstreifen und die Kuhjungen Delancey's zu überfallen, die besonders in letzter Zeit die Besitzungen der Patrioten arg verheert hatten.

Es war eine herrliche Nacht, als die einzelnen Korps sich so geheimnißvoll ihrem Ziele entgegenbewegten, die Spannung, ob es gelingen werde, den Feind zu überraschen, ließ alle Herzen lauter klopfen. Der Herzog und Fersen ritten nebeneinander und unterhielten sich nur im Flüstertone; beide waren ungewöhnlich heiter, da ihre lebhaften Wünsche endlich einmal auf Befriedigung zu rechnen hatten, und da sie das echt kriegerische Schauspiel, das die hin- und hersteifenden Reiterschaaren in der Dunkelheit abgaben, begeisterte.

Durch Kundschafter des republikanisch gesinnten Landvolkes hatte der Herzog bereits erfahren, in welcher Gegend er den gesuchten Feind zu treffen Hoffnung habe; es waren die meist kleinen offenen Ortschaften und Farmen, und die Ueberraschung sehe leicht, wenn die Kuhjungen nicht zu früh alarmirt wurden. Man befand sich bereits

Digitized by Google

den bezeichneten Orten nahe, als die Stille der Nacht durch ein Paar Pistolenschüsse unterbrochen wurde; man war also auf den Feind gestoßen, der mehr Vorsichtsmaßregeln, als man gehofft, beobachtet haben mußte. Bei diesem Signal stürzten sich die Reiterabtheilungen, die bereits im Voraus ihre Befehle erhalten hatten, so schnell als möglich auf die ihnen bezeichneten Punkte.

(Fortsetzung folgt.)

Des Holländers Brautfahrt.

Nach Felix Tournachon.

(Fortsetzung.)

Sie haben hundertmal mehr.

Ich bin nicht schön.

Sie haben eine stattliche Figur. Und ein reicher, junger Mann ist immer schön.

Doch wohl nicht immer, zumal hier in Frankreich.

Ei doch. Und warum haben Sie sich keine Holländerin genommen?

In Holland hätte meine Mutter meine Frau als Kind gekannt und würde uns nach wie vor beide als Kinder behandeln. Verheirathe ich mich dagegen im Auslande, so ist die Sache anders. Was man nicht kennt, nur das imponirt. Dann bin ich meiner Frau Mann. Sie werden das vielleicht lächerlich finden; aber meine Lage bringt dies so mit sich.

Nun gut, so machen Sie Anstalt. Jedenfalls finden Sie hier leichter als in Holland eine Frau.

Oh, oh! . . .

Gewiß.

Sie scherzen.

Gott bewahre.

Aber weßhalb leichter hier?

Weßhalb in Holland Nichtholländer die besten Partien machen . . . weil sie Ausländer sind.

Van Coppenael lachte.

Verlassen Sie sich darauf. Sie können sich kaum denken, wie verführerisch unsern Damen auf der Visitenkarte ein ausländischer Name erscheint. Van Coppenael . . . die Weiber werden Mühe haben, den Namen auszusprechen . . . das reizt, das prägt dem Gedächtnisse ein, während ein ordinärer Name, der ländlich sittlich ist, kaum in Betracht kommt.

Bei jedem Satze sprach der Holländer ein neues Oh!

Kurz und gut, schloß der Franzose, ich wette, daß Sie schon des Namens wegen vor mir den Vorzug erhalten würden. Vicomtesse de Frenays, das klingt wie Vicomtesse de Marseille; Vicomtesse de Rastignac und hundert andere; aber Gräfin van Cappenael, Frau des reichen Holländers . . . Das ist etwas ganz anderes!

12. Ein Vorschlag.

Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen? fuhr der Vicomte fort. Unsere Bekanntschaft ist zwar noch blutjung, soll aber hoffentlich bis zum Winter dauern; ich führe Sie dann zu Paris in die Welt ein, die Sie noch nicht kennen; Sie sagen mir Ihr Vermögen und . . .

Nein, ich reise in acht Wochen ab, antwortete der Holländer trocken.

Nicht doch! Indeß das wird sich schon finden. Sie sagen mir genau, was Sie einnehmen, und ich verpflichte mich, Ihnen eine passende Frau zu verschaffen.

Oh!! . . . seufzte van Coppenael und ließ vor Verwunderung die Pfeife ausgehen.

Ich gebe Ihnen Feuer; Sie können bis zum Schlosse rauchen.

Nein, ich rauchte nur in Gedanken! Und er steckte die Pfeife in die Tasche.

So nehmen Sie doch meinen Vorschlag an. Meine Mutter wird uns helfen. Sagen Sie mir also, wie viel Vermögen muß Ihre Frau haben?

Van Coppenael blieb die Antwort schuldig, da er nicht begreifen konnte, wie der Franzose die Sache so leicht nehmen und ihn für eine so leicht zu verheirathende Person halten konnte. Nachdem er die Pfeife von Neuem in Brand gesteckt, begann er:

Mein Herr, das ist nichts. Ich will keine reiche und keine vornehme Frau.

Aber Sie müssen sich doch standesmäßig verheirathen.

Darüber bin ich längst im Klaren mit mir. Geld gebrauche ich nicht, denn ich habe mehr Zinsen als ich verzehren kann, und eine vornehme Frau brauche ich eben so wenig, da mein Großvater sowohl wie mein Vater eine Bürgerliche heiratheten und ich nicht einsehe, warum ich's anders machen soll.

Und was wird Ihre Mutter dazu sagen?

Wenn ich einmal gewählt habe, so werde ich meinem Entschlusse Achtung zu verschaffen wissen, und habe ich einen Fehlgriff gethan, so bin ich der Mann, die Folgen zu tragen! antwortete der schüchterne Holländer plötzlich mit einer Würde, die den Vicomte entzückte und zu der Aeußerung bewog: Sie sind ein kreuzbraver Mann, ich wollte, ich hätte eine Schwester, sie müßte Ihre Frau werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Rheinbrücke bei Coblenz) Am 11. Nov. wurde der Grundstein zur Rheinbrücke bei Coblenz gelegt. Die Brücke wird eine eiserne Bogenbrücke, und weicht die Construction sowohl von der Kölner als von der bald vollendeten Mainzer Brücke ab. Sie wird, auf vier Steinpfeilern ruhend, in Schmiedeisen construirt, mit drei Bogen von je 308 preußischen Fuß über Weite, und erhält zwei Eisenbahngeleise, welch 59 Fuß über Null des Coblenzer Pegels liegen. Die Gründung der beiden Strompfeiler wird auf 16 Fuß unter Null des Pegels liegenden festen Felsen bewirkt. Der Entwurf wurde von dem Geh. Ober-Baurath Hartwig aufgestellt und unter

Digitized by Google

dessen Leitung speciell bearbeitet von dem Baumeister Sternberg, jetzt Professor in Karlsruhe; die Ausführung ist dem Abtheilungs-Baumeister Schwarz übertragen.

Ein Mechaniker aus Pesth hat beim Kriegsministerium in Wien eine Höllenmaschine eingereicht, die, mit Dampf getrieben, solche Wirkungen erzielen soll, daß, wenn vier solche Maschinen in's Feld geführt werden, die größte und tapferste Armee binnen wenigen Stunden vernichtet sein muß.

Aufruf

zu Beiträgen für ein Denkmal

Ludwig Uhlands

in Tübingen.

Wenn irgend ein deutscher Mann es verdient, daß sein ehernes Standbild vor den Augen der Mit- und Nachwelt aufgerichtet werde, so ist es **Ludwig Uhland.** Sein Denkmal sei ein Ausdruck unserer dankbaren Verehrung für den großen Dichter und tiefen Forscher, für den edlen Menschen und deutschen Patrioten. Daß aber unsere Stadt es sich zur Aufgabe gemacht hat, dem Lieblinge der Nation solch' ein Denkmal zu setzen, findet seine Rechtfertigung darin, daß er hier geboren und erzogen wurde, hier als Universitätslehrer thätig war, hier den größten Theil seines Lebens, namentlich seine Mannes- und Greisenjahre zugebracht hat, und daß hier seine irdische Hülle ruht. Dieser seiner Vaterstadt ist Uhland selbst zeitlebens mit voller Seele zugethan gewesen, sie hat er wiederholt als ihr Abgeordneter vertreten, ihre Umgebungen, unsere Thäler und Höhen haben ihn zu seinen schönsten Liedern begeistert. Der Verein, welcher zu diesem Zwecke in Tübingen zusammengetreten ist, wendet sich daher zuversichtlich an alle Stämme, an alle Stände, an alle Partheien, an alle Vereine des großen Vaterlandes, an alle seine Söhne in deutschen und fremden Landen mit der Bitte, das Unternehmen durch Beiträge zu unterstützen. Um aber die Sammlung derselben möglichst zu fördern, wenden wir uns besonders an alle deutschen Gesangvereine, welche in den verschiedenen Gauen und Städten die natürlichen Mittelpunkte bilden, um in ihren Kreisen ermunternd und anregend für diese nationale Sache zu wirken. Zur Empfangnahme der Beiträge ist bereit der Cassier des Vereins Kaufmann L. Baur, wie auch Jedes der unterzeichneten Mitglieder des Vereins. Tübingen den 20. November 1862. Der Verein für Uhlands Denkmal. Stadtschultheiß Rapp, Vorsitzender. Kaufmann L. Baur. Staatsrath Frhr. v. Breitschwert. Professor Dr. v. Geib, Rektor der Universität. Decan Georgii. Rechtsconsulent Gös. Prof. Dr. v. Heseler. Prof. Dr. v. Keller. Prof. Dr. Kammerell. Prof. Dr. Leibnitz. Prof. Dr. v. Palmer. Kaufmann Ludwig Uhland.

Uhlands Heimgang.

Rein geht der Sänger aus der Gotteshand,
Und durch das Leben rein und unversehrt,
So bleibt er denn dem Ew'gen zugekehrt,
Und baut auf Erden fromm der Dichtung Land;

Das wunderbare Blüthenland, drinn weht
Der Geist des Herrn im ungeschwächten Glanz,
Ein Eden fürder und ein Himmel ganz,
D'rinn sich das Volk in Jugendkraft ergeht.

Der Himmel aber ist das gute Recht,
Die Freiheit aber ist des Volkes Hort,
Und Waffe wird das fromme Dichterwort,
Gilt's Dir, o Freiheit und urew'ges Recht!

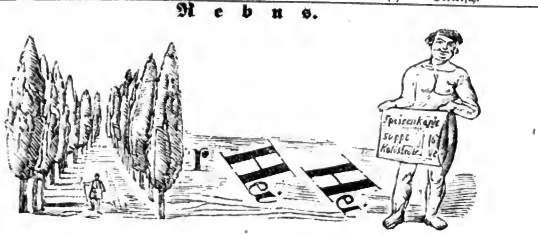
Begraben liegt ein Sänger und ein Held;
Und fortan über seine Stätte zieht
Wie einer Blume Duft sein frommes Lied,
Sein Lied des Zornes aber braucht die Welt!

Zusammenhalten und zusammensteh'n,
Und Recht und Freiheit wahren bis ans End':
So lautet unsers Dichters Testament,
Und keine Sylbe soll verloren geh'n!

Philipp Scherl.

Auflösung der 2-silbigen Charade in Nr. 140
Der Wisch. — Derwisch.

Rebus.



Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 144. Dienstag, den 2. Dezember. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Fast ohne ein Wort trennten sich auch Biron und Fersen, denn letzterer hatte für diese Nacht das Kommando der herzoglichen Husaren übernommen. Fersen's Ziel war eine sehr ausgedehnte Farm, in der, wie man erfahren hatte, Delancey mit seinen besten Reitern sein Quartier genommen haben sollte.

Geräuschvolles Leben war plötzlich in die ganze Umgegend gekommen; man vernahm den raschen Hufschlag der Pferde, das Geknalter von Pistolen- und Büchsenfeuer, hin und wieder lauten Kampfesruf, Alles natürlich in einer bunten Verwirrung, wie sie ein nächtlicher Ueberfall immer herbeizuführen pflegt.

Fersen's Reiter, er selbst an ihrer Spitze, brausten in die Ansiedelung hinein und zerstreuten sich in kleinen Trupps, um den Feind zu suchen. Nach wenigen Augenblicken sah er sich in der nächtlichen Verwirrung allein gelassen, sprengte aber nichts destoweniger auf das Hauptgebäude der Besitzung zu, in dem sich der feindliche Führer am ehesten vermuthen ließ.

Der plötzliche Ueberfall mußte an diesem Ort das Delancey'sche Corps in eine solche Bestürzung versetzt haben, daß es nicht an Widerstand dachte, sondern spornstreichs die Flucht ergriffen hatte. Nur selten tauchte einer der ledernen Helme mit langem Roßschweife, wie sie die Kuhjungen trugen, auf, und sank meistentheils bald unter den Streichen der kampflustigen Husaren. Fersen hatte eben die Eingangspforte zu dem Hofe des Wohnhauses erreicht, ohne an einen andern Zweck als die Gefangennehmung Delancey's zu denken, als ihm ein Reiter im vollen Laufe seines Pferdes entgegen kam; beide erblickten sich in der Dunkelheit erst, als sie schon ganz nahe bei einander waren, dieser flüchtige Blick ließ aber Fersen einen Mann in Civilkleidern erkennen, der ohne Zweifel nicht der Gesuchte war. Er gedachte ihn deßhalb an sich vorüberzulassen, in demselben Augenblick blitzte aber schon ein Feuerstrahl auf und die aus einer Pistole abgeschossene Kugel streifte pfeifend dicht an des Grafen Ohr vorüber.

Ergrimmt riß dieser sein Pferd herum, und ein Moment später kreuzten sich die Klingen Beider, denn auch der andere war bewaffnet, und, wie sich bald erwies, führte er den Degen mit großer Geschicklichkeit. Fersen konnte seinen Gegner in der Dunkelheit nicht deutlich erkennen; er unterschied nur eine Gestalt, die der seinigen an Größe und Stärke wenig nachgab, und vernahm hin und wieder einen Fluch in englischer Sprache. Er selbst war ein so gewandter Fechter und Reiter, daß ihm selten ein Anderer darin lange die Wage zu halten vermochte, dieses Mal schien er aber einen würdigen Nebenbuhler gefunden zu haben, und der Erfolg schwankte lange hin und her.

Auf einmal zuckte sein Gegner bemerkbar zusammen und ließ den Degen sinken; es schien, als ob er verwundet sei, und Fersen rief ihm in edelmüthiger Aufwallung zu: Ihr seid verwundet, Herr — ergebt Euch darum dem Grafen Axel Fersen, der Euch ehrenvolle Behandlung zusichert!

Dam! rief der Andere wüthend, während er den Degen in die andere Hand nahm — Quintin Crawford denkt nicht daran, sich wie ein Hund den Rebellen zu überliefern!

Damit stürzte er sich von Neuem auf den Grafen, der, den unerschütterlichen Muth des Verwundeten bewunderd, nur noch daran dachte, seine Streiche zu pariren; andernfalls hätte der Kampf wohl nicht lange mehr unentschieden bleiben können, denn das leise Stöh-

Digitized by Google

nen des Engländers verrieth recht gut, daß er sich entkräftet fühle.

Zu seinem Unglücke sprengten jetzt noch von verschiedenen Seiten, so daß er unmöglich sein Heil in der Flucht suchen konnte, französische Husaren herbei. Er mußte seine hoffnungslose Lage begreifen, denn plötzlich senkte er seinen Degen und sagte, ihn Fersen überreichend: Wie nanntet Ihr Euern Namen? — Gleichviel aber, Ihr habt wacker genug gefochten und scheint mir ein Ehrenmann zu sein, — ich ergebe mich Euch lieber, als diesem rohen Bauernvolk, das sich gegen die Autorität seines rechtmäßigen Königs auflehnt.

Bereits hatten mehrere Reiter die beiden Kämpfer erreicht und machten Anstalten, den Engländer niederzuhauen, aber Fersen rief ihnen drohend zu, von jenem abzulassen.

Wenn es Euch nun gefällig ist, so sagt mir auch Euern Namen, sagte er, zufrieden lächelnd, als er den ihm gebotenen Degen nahm; ich möchte nach Eurer Kampfesweise fast glauben, daß ich es mit dem tapfern Delancey selbst zu thun gehabt hätte.

Zum Teufel mit Euerem tapferen Delancey! rief der Engländer heftig, — er war einer der Ersten, die sich aus dem Staube machten, obgleich ich ihn beschwor, das Haus zu vertheidigen, bis wir Entsatz bekämen. Ich bin Lord Crawford, der in seinem Leben nicht geglaubt hätte, daß eine Handvoll Rebellen oder gar Franzosen seine loyalen Landsleute zum Davonlaufen bringen könnte.

Sie scheinen die Franzosen gerade nicht zu lieben, mein Lord, sagte Fersen, indem er lachend vom Pferde stieg, — vielleicht gereicht es Ihnen daher zur Beruhigung, daß ein Schwede die Ehre gehabt hat, Sie zu seinem Gefangenen zu machen; — ich nannte Ihnen schon meinen Namen, Graf Fersen. Nun aber erlauben Sie mir zunächst, wenigstens flüchtig Ihre Armwunde zu verbinden, bis wir ärztliche Hilfe für Sie finden.

Der schöne Fersen, sagte der Lord interessirt, während er dem Grafen wirklich seinen Arm, von dem das Blut herabströmte, bot. Ich freue mich aufrichtig, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, mein Herr, wenn nur die Art und Weise unserer Begegnung nicht so fatal gewesen wäre. Man sprach im vorigen Jahre im Windsorpalast viel von Ihnen, und einige Narren und Närrinnen kamen auf die Idee, mich den schönen Crawford zu nennen.

Der Ton des Lords war trotz des verbissenen Schmerzes und Aergers noch immer drollig genug, so daß Fersen von Neuem laut lachen mußte.

Und wie kamen Sie hierher, mein Lord? fragte er, noch immer mit dem Verbande beschäftigt. Ohne Zweifel dürfen wir Sie nicht als Kriegsgefangenen betrachten, da Sie mit Delancey nichts gemein hatten?

Nein, leider bin Ihr Gefangener in aller Form, erwiderte Crawford, — denn ich mag nicht leugnen, daß mich eine bizarre Laune und eine Art von Patriotismus zu dem besonderen Zwecke, für die Rechte Seiner Majestät des Königs Georg III. zu fechten, nach den Colonien geführt haben. Mein Debüt ist traurig genug, denn ich habe noch keinen bewaffneten Rebellen gesehen, da ich erst vor zwei Tagen hier eingetroffen bin.

Nach diesem offenen Bekenntniß Eurer Lordschaft muß ich Sie allerdings bitten, mir eine Weile Gesellschaft zu leisten, bis der Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee über Sie bestimmt haben wird, meinte Fersen achselzuckend.

Machen Sie sich keine großen Umstände mit meiner Bewachung, sagte der Lord leichthin, — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht entwichen werde, bis Washington es für gut befunden hat, über mich zu bestimmen.

Auf Fersen's Befehl riefen die Trompeten wieder zum Sammeln; die Husaren brachten ein Paar Gefangene, wirkliche Kuhjungen, herbeigeschleppt, und während diese unter angemessener Bewachung langsam nachfolgten und der Lord, der ebenfalls bei letzteren blieb, über ihre Feigheit fluchte und ihnen Vorwürfe machte, setzten Fersen und seine Husaren die Verfolgung des Delancey'schen in alle Winde zerstreuten Korps fort.

Die Expedition des Herzogs war dieses Mal vollständig gelungen, denn die Kuhjungen, die überall wie in der Form überascht wurden, ergriffen die Flucht und retteten sich theils auf die nahen Inseln und auf englische Schiffe, theils wurden sie niedergehauen oder zu Gefangenen gemacht; die Verfolgung dauerte noch am nächsten Tage fort, und dann vereinigte sich das herzogliche Korps mit der Hauptarmee, die bei Königsbridge stand und die englische Stellung genau rekognoszirte. Am 23. kehrte die Armee, nachdem sie ihren Zweck, den Feind in Schrecken zu setzen, erreicht hatte, wieder in ihr Lager zurück, und eine weitere wichtige Folge dieser Operation war, daß die Engländer einen Theil ihrer Truppen aus Nord-Carolina abrufen mußten, um New-York zu verstärken.

Lord Crawford, der natürlich seinem Worte getreu keinen Versuch gemacht hatte, sich seiner rücksichtsvollen Bewachung zu entziehen, kehrte mit dem Lanzun'schen Korps ebenfalls nach dem Lager zurück. Als Fersen ihn am Morgen nach seiner Gefangennahme wieder traf, fand er in ihm einen ungefähr dreißigjährigen, sehr schönen Mann von edlen aristokratischen Zügen und einem Ausdruck, der neben der echt englischen Ruhe und Entschlossenheit auch viel Gutmüthigkeit verrieth; die sonderbare, etwas derbe Weise Crawford's amüsirte sowohl ihn wie Biron, und beide fühlten sich, nachdem sie ihren Gefangenen, der durchaus Gentleman war, wie der Engländer so bezeichnend sagt, näher kennen gelernt hatten, von ihm angezogen. Der Lord ertrug sein Loos, das ihm gewiß nicht angenehm sein konnte, mit bewunderungswürdigem Phlegma und stimmte sogar in die Scherze und das heitere Lachen der Sieger von Herzen ein. Er erzählte, daß er, sehr reich, unverheirathet und

Digitized by Google

durch keine Familienrücksichten gebunden plötzlich die Neigung empfunden habe, in Amerika für sein Vaterland zu fechten, nicht aber sich ein Offizierspatent der regulären Armee zu kaufen, das ihn in seiner Freiheit beschränkt haben würde. Trotz des Abmahnens seiner Landsleute in New-York, die mit Grund für seiner Herrlichkeit Sicherheit fürchteten, hatte er sich schon am Tage seines Eintreffens daselbst entschlossen, Delancey aufzusuchen und ihm seine Kräfte zur Disposition zu stellen; er fand den Obersten erst an dem Abende vor dem nächtlichen Ueberfall und wurde von ihm mit Freuden aufgenommen, war aber bisher noch nicht förmlich in das Korps eingestellt worden. Er war nun zwar mit den Waffen in der Hand gefangen worden, der Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee mußte aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Gefangenschaft eines Mannes von so hohem Stande, durch die er Repressalien üben konnte, Gewicht beilegen, dennoch aber hofften Biron und Ferſen, man werde die eigenthümliche Lage des Lords berücksichtigen, zumal er die Uniform noch nicht angelegt hatte; Crawford selbst schien wenig auf besondere Rücksichten der Art zu rechnen, denn, wie sich ergab, machte er sich ganz ungerechtfertigte Vorstellungen von der Zügellosigkeit der Rebellen, wie sie übertriebene und verläumderische Berichte damals in ganz England verbreitet hatten, was die Franzosen anbetraf, so betrachtete er sie als Nationalfeinde seines Volkes.

(Fortsetzung folgt.)

Des Holländers Brautfahrt

Nach Felix Tournachon.

(Fortsetzung.)

13. Die neue Welt.

Der neue Freund des Sohnes wurde von der Mutter auf's Beste aufgenommen und hielt es für Pflicht, sich dankbar zu zeigen. Deßhalb sprach er bei Tische mehr als sonst und er sprach gut, obgleich unter den acht Tischgenossen zwei junge Damen waren, darunter Rudolphs Nichte, eine reiche Waise, die Frau v. Frenays erzogen hatte. Van Coppenael war begaubert und bezauberte, und von diesem Mittageſſen an war er in der Familie täglicher Gast. Frau v. Frenays freute sich, daß ihr flatterhafter Sohn endlich einen soliden Freund gefunden habe, Nichte Julchen unterhielt sich mit Niemand lieber als mit ihm, und selbst die Dienerschaft schloß ihn, nebst Gottlieb, von wegen der stattlichen Trinkgelder, in's Herz.

Durch die Familie Frenays wurde unserm Held der Eintritt in die Salons sehr leicht, als die elegante Welt nach Paris zurückkehrte, und van Coppenael nahm das Glück, das er überall machte, nach Ueberwindung der ersten Scheu heiter und harmlos als eine Gabe Gottes an. So entschwanden im Nu die Wochen, in denen der Holländer nach wie vor seinen Kanarienvögeln in Orleans regelmäßigen Besuch abstattete, mit Rudolph verkehrte, Gesellschaften besuchte und — blieb wie er war.

14. Die Cousine.

Eines Morgens erschien Rudolph bereits um acht Uhr bei seinem Freunde, der seinen Vögeln zwar bereits zwei Stunden geopfert hatte, aber scherzhaft bemerkte:

So früh schon aufgestanden?

Muß ich nicht? Gestern sagte mir Jor Gottlieb, Sie rüsteten sich zur Abreise, ist das wahr?

Ja.

Und Ihr Heirathsplan?

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen ohne Verlegenheit gestehen soll . . .

Keine Umstände! Warum halten Sie nicht um meine Cousine Julchen an?

Oh, oh, oh! . . . seufzte van Coppenael erröthend.

Wollen Sie sie?

Oh, oh! . . . Würde Fräulein von Fargues mit einem Manne wie ich glücklich?

Warum nicht? Ich übernehme es, die Sache in's Reine zu bringen.

Sie scherzen! In der That eine recht schöne, recht geistreiche Dame, etwas spöttisch, aber recht unterhaltend. Wer sie bekommt, kann von Glück sagen.

So greifen Sie zu.

Ich? das geht nicht.

Warum nicht?

Es geht nicht.

So verschieben Sie wenigstens Ihre Abreise.

Ich darf nicht.

Warum wollen Sie meine Cousine nicht? Ich habe schon mit ihr gesprochen, Sie erhalten keinen Korb.

Oh, oh!

Sie ist nicht ganz so reich wie Sie, hat aber bedeutende Aussichten und fehlt ihr nicht an Bewerbern.

Gewiß nicht.

Sie ist für Sie wie geschaffen, also? . . .

15. Wenn!

Eine lange Pause war eingetreten, in welcher van Coppenael sich räusperte und hastig im Zimmer hin- und herlavirte. Sehen Sie, stammelte er endlich, das Glück, Ihrer Familie verwandt zu werden . . . mich zu verheirathen . . eine so liebenswürdige Frau . . . die Ehre! . . . Indeß, ich bin . . . Ihre Cousine kann mich unmöglich lieben.

Warum denn nicht?

Sie ist sehr liebenswürdig, aber Pariserin . . . ich kenne mich . . . . sie achtet mich, so hoffe ich, aber lieben?!

Aber sie liebt Sie wirklich.

Vielleicht jetzt, aber in Jahr und Tag? Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, daß ich eine Frau unglücklich machte! Ich hätte sie vielleicht geliebt, wenn, wenn! . .

Ihre Gründe?

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Paris, 18. Nov. Vor dem Assisenhofe des Somme-Departements wird jetzt ein Prozeß verhandelt, der wohl in seiner Art einzig dasteht. Am 13. August 1861 wurde Rosalie Pauline Doise, verehelichte Gardin, durch Urtheil des Assisenhofes des Nord-Departements für schuldig erklärt, ihren Vater ermordet zu haben, und mit Zulassung von mildernden Umständen, zu lebenslänglicher Zwangs-Arbeit verurtheilt. Nicht allein, daß sie durch ihre Antezedentien und eine Reihe von sehr gravirenden Indizien dieser That als höchst verdächtig erschien, sondern sie hatte auch vor der Untersuchungsbehörde und vor den Geschwornen sich mit Angabe der Einzelnheiten dieses schauerlichen Vorfalls als die alleinige Thäterin bekannt. Im August dieses Jahres wurde ein gewisser Banhalwyn wegen Mords und Einbruchs zum Tode verurtheilt, und bei den Verhandlungen sagte dessen Ehefrau als Zeuge aus, daß ihr Mann mit einem Andern, Namens Verhamme, den Martin Doise, den Vater der obengenannten Rosalie D. ermordet hätten, um ihn seiner geringen Baarschaft, etwa 3 Frks., und einer silbernen Uhr, die sie an einen Uhrmacher in Ypern (Belgien) verkauften, zu berauben. Die beiden Mörder waren der That geständig, nachdem sie anfänglich zu leugnen gesucht, und stellten in ihren getrennt abgegebenen Erklärungen den Thatbestand so fest, daß an ihrer Schuld auch nicht im Entferntesten gezweifelt werden kann. Außerdem ergibt sich aus der Untersuchung, daß Banhalwyn und Verhamme die Ros. Doise, verehel. Gardin nie gekannt oder in irgend einer Beziehung zu ihr gestanden haben; sie wollen sogar nicht einmal gewußt haben, daß irgend eine andere Person wegen des von ihnen verübten Verbrechens verurtheilt worden war. Der Kassationshof hat nun, da offenbar in der einen oder der andern Verurtheilung ein gerichtlicher Irrthum begangen worden ist, beide Urtheile (denn auch Banhalwyn und Verhamme wurden der Ermordung des Doise wegen zum Tode verurtheilt) kassirt, und die drei desselben Verbrechens Geständigen vor den Assisenhof des Somme-Departements behufs einer neuen Aburtheilung verwiesen. Es muß sich nun das ungeheuerliche Räthsel lösen, warum eine Tochter sich der Ermordung ihres Vaters schuldig bekennt, während sie an dieser That ganz unschuldig ist. Der Großsiegelbewahrer, welcher den Fall vor den Kassationshof brachte, spricht die Vermuthung aus, es sei der unerhörte Fall eingetreten, daß die Ermordung doch Banhalwyn und Verhamme gerade in dem Augenblicke verübt worden sei, als die Rosalie Doise sich selber mit dem gleichen Projekte umtrug, und daß diese, unter dem Einflusse einer seltsamen Hallutination, an ihre Schuld geglaubt und sie dem Gerichte eingestanden habe. — In ihrem ersten Verhöre am 17. Nov. sagt sie nunmehr aus, sie habe sich nur schuldig bekannt, um sich der Strenge der Untersuchungshaft zu entziehen. Ihre ganze Haltung macht übrigens einen unangenehmen Eindruck, und hat auch nicht den geringsten romantischen Anstrich. Die beiden Andern, die jedenfalls die wirklichen Mörder sind, hielten ihre früheren Geständnisse aufrecht. Nachschrift. Die Rosalie Gardin wurde freigesprochen, Banhalwyn zum Tode, Verhamme zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

(Bürgers Tochter.) In der „Leipziger Zeitung“ vom 16. November findet sich eine Todesanzeige, die auch weiteren Kreisen Interesse einflößen wird. In Remse im Königreich Sachsen ist nämlich am 11. November G. A. Bürgers älteste hinterlassene Tochter, Friederike Marianne Bürger, nahezu 85 Jahre alt, unverheirathet gestorben. Die Todesanzeige nennt sie die Tochter „Gottfried August Bürger's, königl. großbritannischen und kurfürstlich hannover'schen Hofraths und Professors der Poesie zu Göttingen.“ Bürger war bekanntlich dreimal verheirathet; seine erste Frau, Dorette Leonhart, heirathete er 1774; die zweite, Auguste Leonhart (Molly), die jüngere Schwester der eben Genannten, 1785; die dritte, Elise Hahn (das Schwabenmädchen) 1790. Er starb 1794; die oben genannte Tochter, als Kind der ersten Ehe 1778 geboren, hat somit ihren berühmten Vater um 68 Jahre überlebt.

In Hannover soll am 21. k. Mts., dem Geburtstage Hölty's, das Haus durch eine Marmortafel bezeichnet werden, in welchem der Dichter wohnte und noch in Jünglingsjahren starb. In gleicher Weise wird man an demselben Tage zum dauernden Gedächtniß das Haus auszeichnen, worin die beiden Schlegel, August Wilhelm und Friedrich, Söhne des Hauptpredigers, Konsistorialraths und General-Superintendenten Johann Adolf, geboren wurden, der sich gleichfalls als Dichter einen Namen erworben hat. Die Zuratheziehung des Marktkirchenbuches hat die für Literar-Historiker nicht uninteressante Notiz ergeben, daß bis jetzt allgemein ein um ichtiges Datum für August Wilhelm Schlegel's Geburtstag galt; er war nicht, wie selbst in den Büchern sorgsamer Quellenforscher z. B. in Gödek's Grundriß steht, am 8., sondern am 5. September 1767 geboren; der 8. war der Tauftag.

Dieser Tage verschwand aus Frankfurt ein junger Engländer, der sich bei einem Schiffsbauer in Sachsenhausen ein sogenanntes Segelboot gemiethet hatte, aus der Stadt ohne daß Vermiether und der betreffende Institutsvorsteher, dem er zur Erziehung anvertraut worden war, wußten, wohin. Beider bemächtigte sich eine große Angst. Der Telegraph ward in Bewegung gesetzt, und ward endlich der junge Ausreißer, der nach England flüchten wollte, in Bingen durch die Polizei eingeholt, angehalten und sammt Booten hierher zurückgeliefert. Der junge Seefahrer hatte die Absicht, wie es nachträglich ergab, seine Eltern in Bristol, ohne welche er nicht leben könne, zu besuchen.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 145. Donnerstag, den 4. Dezember. 1862.

Axel Ferſen.

Hiſtoriſche Novelle.

(Fortſetzung.)

Seine harten Urtheile milderten ſich augenſcheinlich durch die chevalereske Behandlung, die ihm der Herzog und Ferſen angedeihen ließen, und auch deren Erklärungen über Gründe und Natur der amerikaniſchen Erhebung ſchienen Eindruck auf ihn zu machen, — Letzteres zuzugeben, war er aber wohl noch zu ſtolz.

Sobald ſich nach der Ankunft im Lager Gelegenheit dazu fand, begab ſich der Herzog zum Grafen Rochambeau und bat ihn um ſeine Verwendung bei Waſhington für den gefangenen Lord; ſie wurde zugeſagt, doch bezweifelte der General, daß der amerikaniſche Oberbefehlshaber, dem der Wille König Ludwigs ihn ſelbſt untergeordnet hatte, mehr thun könne, als den Engländern Vorſchläge zur baldigen Auswechslung zu machen.

So geſchah es auch. Waſhington ließ Ferſen zu ſich kommen, ſagte ihm ſehr ſchmeichelhafte Worte über ſeine Tapferkeit und geſtattete ihm auf ſeine Bitte, den Lord in ſeiner Geſellſchaft behalten zu dürfen, wenn derſelbe ſich verpflichte, das Lager nicht zu verlaſſen, bis ſeine Auswechſelung angeordnet ſein würde. Mehr konnte man nicht erwarten, denn aller Berechnung nach mußte die Auslieferung Seiner Herrlichkeit einer anſehnlichen Anzahl unglücklicher amerikaniſcher Gefangener, die ſich nicht der beſten Behandlung von Seite der Engländer erfreuten, die Freiheit verſchaffen; auch Lord Crawford ſelbſt war ganz einverſtanden mit dieſem Arrangement. Die bezüglichen Vorſchläge an Sir Henry Clinton, Oberbefehlshaber der britiſchen Armee in New-York, wurden ſofort abgefertigt, aber ſie fanden nicht eine ſo ſchleunige Beantwortung.

Indeſſen brachte der Lord ſeine Tage in dem Lager bei Dobs-Ferry und auf den Greenbürg-Höhen am Hudſon in großer Gemüthlichkeit zu. Die beiden Lager der Amerikaner und Franzoſen trennte nur ein ſchmales Thal, ſie waren in einer prächtigen Gegend gelegen, und vor ihnen eröffnete ſich die ſchönſte Ausſicht; beſonders das franzöſiſche glich eher einem Luſtgarten, denn die reichen jungen Offiziere hatten Blumenbeete angelegt, die ihre unter herrlichen Tulpenbäumen aufgeſchlagenen Zelte umgaben, Kaffeehäuſer und ein Theater fehlten nicht, und überall herrſchte die ungebundenſte Fröhlichkeit; die ſchönen Damen der Umgegend, die ſich zu patriotiſchen Familien zählten, beſuchten mit ihren Angehörigen oft die galanten Vertheidiger ihres Landes, und jeder Tag brachte eine Abwechſelung des Vergnügens in das kriegeriſche Leben.

Lord Crawford, deſſen ungefährliche Armwunde raſch heilte, befand ſich bei alledem ſehr wohl; ein Zelt war neben dem Ferſen's und Biron's für ihn aufgeſchlagen worden, er brachte beinahe den ganzen Tag in ihrer Geſellſchaft zu, empfing Beſuche von franzöſiſchen und amerikaniſchen Offizieren und konnte ohne jede Beſchränkung ſeiner Neigung nachgehen. Sowohl dieſe großmüthige Behandlung, auf die er bei ſeiner Gefangennahme zu hoffen weit entfernt geweſen war, als die Unterredung über das Recht der Amerikaner zur Losreißung vom Mutterlande, die ihm manche nicht geahnte frühere Mißbräuche der Regierung entſchleierten, vielleicht auch die ihn kränkende Zögerung, mit der General Clinton ſeine Auswechſelung zu betreiben ſchien, brachten in ſeinen bisherigen Anſichten eine große Veränderung hervor. Er äußerte oft, daß, wenn er gewußt hätte, wie es in Amerika ſtände, er gewiß nicht daran gedacht hätte, hierherzukommen, um gegen ſo brave Leute zu fechten, — da er nun einmal hier ſei, freue er ſich aber, ſie kennen gelernt zu haben. Dem Lord war es ernſt mit dieſen Worten, denn er war zu ſtolz, die Unwahrheit zu ſpre-

Digitized by Google

chen. Eine besondere Zuneigung schien er zu Fersen gefaßt zu haben, dessen ernstes, in neuerer Zeit aber dennoch wieder von Schwermuth befreites Wesen mehr mit seiner Ruhe harmonirte, als das der beweglichen, ausgelassenen Franzosen. Beide Männer unterhielten sich viel und angelegentlich, und dieses freundschaftliche Verhältniß äußerte auch auf den Grafen eine wohlthätige Wirkung. Wirklich hatte der Beginn kriegerischer Thätigkeit Fersen schnell umzuwandeln vermocht und seine Hoffnung nicht getäuscht; er stand noch immer im Briefwechsel mit Marie Antoinette, klopfte aber sein Herz beim Empfang jenes Briefes von ihr schneller und lauter und bedrohte ihn dann wieder die ganz Unruhe der alten Leidenschaft, so hatte im Ganzen besonnenes Nachdenken doch schon einen Sieg errungen, den die lange und weite Trennung von dem Gegenstande der ersteren immer mehr zu sichern schien. So begann er allmälig sich wirklich in das Verhältniß hineinzufinden, dessen Grenzen die Königin, ihren Worten wenigstens nach zu urtheilen, festgestellt zu sehen wünschte.

Lord Crawford befand sich zu Anfang des Augustes noch immer im französischen Lager, und war sein Stolz durch das Benehmen seiner Landsleute, die um seine Auswechselung förmlich feilschten, — es bestand damals ein zwischen beiden Parteien festgesetzter Auswechselungstarif, der sich nach der militärischen Charge der Gefangenen richtete, — nicht wenig gekränkt: nebenbei fühlte er doch etwas Besorgniß, Washington möchte der ganzen Unterhandlung überdrüssig werden und weniger Umstände mit ihm machen, denn selbst seine Freunde konnten es nicht gut anders erwarten, zumal allgemein von baldigem Verlassen der Lager gesprochen wurde.

Dieses lag allerdings in dem Plane der Obergenerale, Niemand erfuhr aber etwas Bestimmtes darüber. Washington und Rochambeau hatten nämlich die Nachricht erhalten, daß der französische Admiral Graf de Grasse mit fünfundzwanzig bis dreißig Linienschiffen im Anzegein begriffen sei und daß diese furchtbare Macht in die Chesapeake-Bay einzulaufen beabsichtige; dies sollte benutzt werden, sämmtliche Streitkräfte zur Unterstützung Lafayette's, der Lord Cornwallis gegenüberstand, nach Virginien zu werfen, die Engländer daselbst förmlich zu umzingeln und gefangen zu nehmen. Der Ausmarsch sollte am 19. August stattfinden.

Am Tage vorher ließ der amerikanische Oberbefehlshaber ganz unerwartet Fersen und Lord Crawford zu sich bescheiden. Der Lord wurde dadurch augenscheinlich beunruhigt, und selbst Fersen theilte dieses Gefühl, denn er wußte, daß Sir Henry Clinton die Auswechselungsunterhandlungen noch immer nicht zu einem befriedigenden Ende geführt hatte.

Hm, brummte Crawford in seiner Gegenwart halblaut vor sich, — es scheint beinahe, als ob man mich zu einem Schicksalsgenossen des unglücklichen André machen wollte.

In jedem englisch gesinnten Herzen mußte das an und für sich ganz gerechte Verfahren gegen den jungen und liebenswürdigen Major André von Seiner Majestät Truppen, der bei seiner geheimen Unterhandlung mit dem Verräther Arnold wegen des Uebertritts zu der königlichen Partei gefangen genommen und auf Washington's Befehl als Spion gehenkt worden war, allerdings ein sehr unbehagliches Gefühl und ein mehr oder minder starkes Mißtrauen gegen den edlen, aber auch eben so strengen Washington erweckt haben; hatten doch selbst viele seiner Landsleute dem unerschütterlichen Gerechtigkeitsgefühle, das ihn André verurtheilen ließ, nicht ihren Beifall gezollt.

Fürchten Sie das nicht, mein Lord, erwiderte Fersen, selbst nicht ganz ohne alle Sorge; — zwischen Ihren Verhältnissen und denen, die André in Gefangenschaft brachten, besteht ein großer Unterschied.

Man hat mich aber ebenfalls in Civilkleidern gefangen, erwiderte der Lord etwas düster; — es kommt Alles auf die Auslegung an.

Beide Männer begaben sich nach dem amerikanischen Lager, das keineswegs einen so freundlichen und glänzenden Anblick als das französische darbot; hier war von überflüssigem Schmucke keine Rede, es fehlte an Zelten, den Soldaten und Offizieren sogar zum Theil an Uniformen und den nöthigsten Bedürfnissen des Krieges; dennoch herrschte überall eine bewunderungswürdige Disciplin und Ordnung, ein Werk des hohen Genies des Oberbefehlshabers.

Washington bewohnte eine einfache Bretterbarracke, von deren Dach die Sternenflagge Amerika's wehte; selbst in diesem Hauptquartier stieß man überall auf republikanische Einfachheit und sogar Armuth.

Der größte Mann seines Volkes empfing die Kommenden, die durch seinen Generalstabschef Major Hamilton eingeführt wurden, in Gegenwart zweier seiner angesehensten Offiziere, der Generale Wayne und Knox. Er war von imposanter und stolz getragener Gestalt, sein Gesicht schön gebildet, von edlem und wohlwollendem Ausdrucke und der ernsten Würde, die sich nie an ihm verleugnete. Er trug einen einfachen blauen Uniformrock ohne die glänzenden Abzeichen seines militärischen Ranges. Bei dem Eintritt der Herren empfing er sie mit ernster Höflichkeit, und nöthigte sie durch eine Handbewegung von großer Anmuth, die für sie bereit stehenden Stühle einzunehmen.

Nachdem er die Schritte, die er für die Auswechslung des Lord bei Sir Henry Clinton gethan, ausführlich auseinander gesetzt und Crawford die darauf bezüglichen Papiere vorgelegt hatte, fuhr er fort: Ich werde morgen gegen New-York aufbrechen. Wie sich Eure Herrlichkeit überzeugen, haben die Ihrethalben geführten Unterhandlungen kein Resultat gehabt, und ich sehe mich nunmehr gezwungen, sie gänzlich abzubrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Des Holländers Brautfahrt

Nach Felix Tournachon.

(Fortsetzung.)

16. Das letzte Wort.

Ja, ich will, ich muß reden, fuhr der Holländer mit steigender Verlegenheit fort, und wären Sie nicht zu mir gekommen, so würde ich Sie noch heute aufgesucht haben. Sie müssen mir einen Dienst thun.

Von Herzen gern.

Sie werden es lächerlich finden und doch erzeigen Sie mir eine Gefälligkeit, wenn Sie keine Einwendung machen. Rudolph nickte mit dem Kopfe. Also ich muß abreisen; ich habe mich bereits zu Hause angemeldet und man würde um mich besorgt sein. Sie wissen, weßhalb ich nicht ohne Frau nach Holland zurückkehren mag. Gut denn, ich will die kleine Blondine mit dem stereotypen blauen Kleide auf der Station Etamps heirathen. Sie erinnern sich ihrer noch? Nun so haben Sie die Güte, bei ihrem Vater für mich um ihre Hand anzuhalten. Mein Beschluß steht unwiderruflich fest.

Nur die eine Frage! rief Rudolph außer sich, warum lieber dieses Frauenzimmer, als jedes andere?

Weil sie besser für mich paßt. Zuerst weil ein Mädchen, das, wie mich noch gestern wieder überzeugte, ein volles Vierteljahr in demselben schlichten blauen Kleide erscheint und stets nett und sauber aussieht, eine Frau zu werden verspricht, wie ich sie gebrauche. Ich mache sie glücklicher, als sie im besten Falle hoffen durfte, und sie wird mir's Dank wissen. Außerdem darf ich meine Abreise nicht aufschieben und habe deßhalb keine Zeit, eine Andere unbemerkt so lange still zu beobachten.

Aber man wirft sich doch nicht so kopfüber weg!

Ich habe mich durch Gottlieb über ihre Familie und Verhältnisse genau unterrichtet. Die Eltern gefallen mir nicht besonders, aber die Mutter ist todt und dem Vater gebe ich ein gutes Auskommen und lasse ihn hier in Frankreich. Er war in den Bureaus der Armee angestellt und ist ein Geizhals, sonst jedoch ein rechtlicher Mann.

Und sind Sie überzeugt, daß das Mädchen Sie gern nimmt und keine Liebschaft hat?

Oh, das wäre mir Leid! Aber Gottlieb versichert das Gegentheil. Ich bitte Sie, mir des Vaters Einwilligung zu verschaffen, da ich den Schritt nicht gern selber thäte, weil ich, wie Sie wissen, ein wenig schüchtern bin.

Haben Sie das Mädchen schon etwas von Ihrem Vermögen merken lassen?

Nicht im Geringsten.

So geschehe Ihr Wille.

Zuvor meinen Dank. Haben Sie noch etwas, Rudolph?

Sie sind ein sonderbarer Mensch! Wer zum Teufel hätte gedacht, daß Sie eine Inklinationsheirath schließen würden!

Oh, oh . . . eine Vernunftheirath wollen Sie sagen.

Rudolph lachte über diesen Witz des Holländers und war mit ihm versöhnt.

17. Officiell.

Mit dem nächsten Bahnzuge fuhr Rudolph nach Etamps. Der Holländer hatte ihn bis zum Bahnhofe begleitet und ihm die Herzensangelegenheit noch einmal angelegentlich auf die Seele gebunden. Der Vicomte kam in wunderlicher Stimmung an und rückte sogleich bei dem Vater des blauen Kleides ein, der ihn in das Nebenzimmer am Stationsbureau führte und verwundert fragte, was zu Befehl stehe?

Mein Herr, begann Rudolph, ich muß Ihnen zuvor bemerken, daß ich der Vicomte Rudolph von Frenays bin.

Der Besitzer der Roche-Cardo? fragte der Vater zuvorkommend.

Diese gehört meiner Mutter.

Eine herrliche Besitzung, mir sehr wohl bekannt, zwischen Beaugency und Valency gelegen. Ihnen gehört auch der Petit-Chelut und die Hälfte des Gutes Quilles.

Sie sind ja vortrefflich unterrichtet.

Wenn man einander so nahe wohnt . . . Orleans und Etampes sind Schwester und Bruder.

Es freut mich, daß Sie meine Verhältnisse kennen, da ich hier bin, um bei Ihnen für meinen intimsten Freund um Ihrer Tochter Hand anzuhalten.

Der Vater fuhr mit dem Stuhle zurück und glaubte, der Herr wolle einen Spaß mit ihm machen.

Herr van Coppenael aus Leyden, die fragliche Person, fuhr Rudolph, den dieses Staunen nicht verwunderte, gelassen fort, ist ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes. Seine Vermögensverhältnisse aber sind der Art, daß Sie damit zufrieden sein werden, jedenfalls ist er reicher als ich, und seine Frau braucht des Geldes wegen keine andere zu beneiden. Seine Familie ist eine der ersten in Holland, dies genügt. Ich erwarte jetzt Ihre Antwort.

Der Ermunitionsbeamte wußte nicht, was er davon denken sollte, hütete sich aber wohl, seine Verwunderung merken zu lassen, da er von sich zu rühmen pflegte, er sei mit allen Hunden gehetzt, in den Bureaux nämlich. Nachdem er Rudolph, der als van Coppenaels würdiger Vertreter ein gar ernstes Gesicht machte, forschend angesehen, begann er vorsichtig:

Ich hoffe, daß das, was Sie mir sagen, Ihr Ernst ist; Sie werden jedoch meine Zweifel erklärlich finden. Es fiel mir nicht im Traume ein, daß sich diesen Morgen ein Brautwerber bei mir einstellen werde. Sie erlauben mir daher die Frage, ob der Herr . . . — Van Coppenael . . . Ob Herr van Coppenael meine Tochter und sie ihn kennt?

Herr van Coppenael, der häufig von Paris nach Orleans fährt, hatte Gelegenheit, Ihre Tochter kennen zu lernen.

Der Mann schüttelte ungläubig den Kopf.

Digitized by Google

Ich muß hinzusetzen, fuhr Rudolph fort, daß Herr van Coppenael aus Gründen, die Sie später ausführlicher erfahren werden, in Kurzem heirathen muß.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus dem meseritzer Kreise wird der „Pos. Z." folgende mysteriöse Geschichte berichtet, welche man sich nicht nur in dem dortigen, sondern auch im bomster, buker und birnbaumer Kreise allgemein, wenn gleich mit einigen Modifikationen, erzählt. In der Nähe von Bentschen soll nämlich ein Gastwirth, der sich in drückenden Vermögensverhältnissen befand und der Schuldhaft entgegensah, seine Ehefrau ohne deren Wissen und Willen für den Preis von 500 Thaler verkauft und diese Summe sogleich in Empfang genommen haben, während die Abholung erst in einigen Tagen und falls sich die Frau dagegen sträuben würde, mit Gewalt erfolgen sollte. In einem Briefe an den Gastwirth bestimmte der Käufer den Tag resp Abend der Abholung. Dieser Brief gelangte jedoch in Abwesenheit des Mannes in die Hände der Frau, die über den sie selbst betreffenden Inhalt nicht wenig erstaunt und geängstigt, sogleich zum Distriktskommissarius eilte und ihm mit dem Inhalte des Briefes bekannt machte. Dieser befahl ihr, sich nur ruhig zu verhalten, er werde schon zur rechten Zeit zu ihrem Schutze in der Nähe sein. Gegen Abend kam der Ehemann nach Hause und legte sich zeitig schlafen. Bald darauf fuhr ein verdeckter Wagen vor; zwei Männer stiegen aus und begaben sich in die Stube. Daselbst suchte der Eine nun durch Schmeicheleien die Frau für sich zu gewinnen und da ihm dies nicht gelang, so stopfte er ihr plötzlich ein Taschentuch in den Mund, während der Andere ihr eine wollene Hülle über den Kopf warf. Beide gemeinschaftlich wollten nun dieselbe in den Wagen bringen. In diesem Augenblicke seien nun aber der Kommissarius und ein Gensdarm, welche den Vorgang in der Stube durch das Fenster beobachtet hatten, eingetreten, hätten die Entführung verhindert und die Schuldigen gefangen genommen. Der Ehemann soll zu seiner Entschuldigung angeführt haben: warum ist man so dumm und kauft von mir, was ich zu verkaufen kein Recht habe?

(Den Ring vergessen!) Bei der in diesen Tagen in Wien stattgehabten Trauung des Fürsten Pyssianti und der Baronesse Sina in der griechischen Kirche stellte sich, als das Brautpaar bereits vor dem Altare stand und der Geistliche eben seine Functionen begonnen hatte, heraus, daß die Trauringe vergessen waren. Die Mutter der Braut verließ die Kirche, um die Anordnungen zur Herbeischaffung der Trauungsrequisite zu treffen, wodurch natürlich eine peinliche Unterbrechung entstanden.

Wir wollen hoffen, daß die jungen Eheleute nicht abergläubisch sind!

Literarisches.

In dem 12. Hefte des illustrirten Familienbuches des österreichischen Lloyd müssen wir neben einem eben so sinnvollen als zeitgemäßen Gedicht von H. Littrow vor allem der Erzählung von Lewin Schücking „Das Mißverständniß" rühmend gedenken. Der Verfasser hat damit einen neuen Beweis geliefert, daß das Amt des Kunstrichters, das er mit Meisterschaft übt, seiner poetischen Gestaltungskraft keinen Eintrag thut. Von den übrigen sehr interessanten Beiträgen, wie Aqua tofana, „Der Kampf um's Dasein," „Wie Straßburg durch die deutsche Diplomatie verloren ging ꝛc." hat uns, insbesondere der zweitgenannte Aufsatz angesprochen.

Mit dieser Nummer ist der zwölfte Jahrgang der Zeitschrift geschlossen. Der Rückblick auf den abermals vollendeten Cyclus von 12 Heften ist ein für die zahlreichen Freunde und Leser des illustrirten Familienbuchs, wie nicht minder für die Verlagshandlung sehr erfreulicher; denn das unverkennbare Bestreben der letzteren, ihren Abonnenten nach Stoff, Gehalt und Form der literarischen wie artistischen Beiträge immer Besseres zu bieten, ist von unleugbarem Erfolg begleitet gewesen. Indessen gedenkt, wie wir hören, die Direktion keineswegs, auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen, vielmehr ma cht sie neue Anstrengungen, uwden beginnenden 13. Jahrgang noch reichhaltiger und gediegener als alle Vorgänger zu gestalten.

Die erste Nummer dieses Jahrganges, welche uns bereits vorliegt, beginnt in der That unter viel versprechenden Auspicien. Emanuel Geibel eröffnet sie mit dem prächtigen Gedicht Schloß Tetefoulques. Ihm folgt der leider nun heimgegangene viel gelesene Novellist Th. Mügge mit dem Anfang einer Erzählung, auf deren Ausgang wir sehr begierig sind. Ernste Aufsätze, wie „Über die murrhinischen Gefäße der Römer," Antonius und Kleopatra werden besonders die Freunde der Geschichte und Alterthumskunde interessiren, während „das Wasser als erregende Ursache der vulkanischen Eruptionen" den Liebhabern der Naturkunde willkommen sein wird. Noch müssen wir mehrerer sehr schätzbarer Mittheilungen von Th. Hamm aus dem Gebiete der Hauswirthschaft und eines Literatur-Berichtes von Levin Schücking erwähnen. Auch der Humor ist diesmal in einem ansprechenden Aufsatze von Grandjean „Die Complimente" vertreten. Nicht verhehlen wollen wir, daß wir dem Familienbuch „die Anwendung der Folter" gerne erspart gesehen hätten. Ganz ausgezeichnet, dem Gegenstand wie der Ausführung nach, sind dießmal die drei Stahlstiche. Und so rufen wir denn dem 13. Jahrgange ein herzliches „Gut Heil!" entgegen.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 146. Sonntag, den 7. Dezember. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Ich unterwerfe mich ruhig den auf meine Person gefaßten Entschlüssen Eurer Excellenz, erwiderte der Lord stolz, denn seine Ahnungen schienen sich durch diesen Eingang der Unterredung zu bestätigen.

Es hätte mir zur großen Freude gereicht, fuhr der amerikanische Oberbefehlshaber fort — einen kleinen Theil meiner gefangenen Landsleute durch Euer Lordschaft Auswechslung dem Kampfe für ihr Vaterland oder ihren Familien wiederzugeben, da aber Sir Henry Clinton auf meine Vorschläge nicht eingegangen ist, muß ich darauf verzichten. Fern liegt es mir indessen, Empfindlichkeit gegen den britischen Oberbefehlshaber dadurch zu äußern, daß ich sein Benehmen einem tapfern Mann entgelten lasse, den das Kriegsglück in unsere Hände gegeben hat, und somit bleibt mir Nichts übrig, als die Bestimmung über Eurer Herrlichkeit ferneres Schicksal in die Hand des tapferen Grafen Fersen zurückzulegen, der die Ehre hatte, Sie zu seinem Gefangenen zu machen.

Washington hatte diese Worte mit ruhiger Freundlichkeit und Höflichkeit gesprochen, und die Spannung Crawford's und Fersen's, der an seinem neuen Freunde den wärmsten Antheil nahm, löste sich gegen ihr Ende in freudige Bewegung auf.

Ich nehme Euer Excellenz huldvolle Erlaubniß mit freudigem Danke an, erwiderte der Graf, und bitte Lord Crawford, sich seiner Freiheit nach Belieben zu bedienen.

Der Lord drückte ihm warm die Hand, dann stand er auf, näherte sich Washington und sagte in tiefbewegtem Tone: Die Großmuth Derer, die einst meine Feinde waren, beschämt mich als Briten ebenso, wie sie mein Herz rührt. Gestatten Sie mir, Excellenz, diese Beschämung durch das Bekenntniß zu mildern, daß ich aufrichtig bedauere, meinen Arm gegen eine Sache erhoben zu haben, die gut und edel sein muß, wenn sie solche Gefühle zu erzeugen vermag. Amerika wird mich nicht mehr unter seinen Feinden sehen, wenn meine Loyalität gegen den König mir auch nicht erlaubt, sein Vertechter zu werden. Nehmen Sie übrigens die Versicherung an, General, daß ich bei meiner Rückkehr nach New-York meinen ganzen Einfluß aufbieten werde, Sir Henry Clinton, der mir eine Genugthuung schuldig ist, zur Auslieferung so vieler Gefangener, als Sie forderten, zu vermögen.

Nachdem Washington erwidert hatte, daß ihm das Gelingen dieses Vorhabens große Freude machen werde, verabschiedete man sich gegenseitig mit Herzlichkeit, und der Oberbefehlshaber hatte sich in Lord Crawford, der übrigens später sein Versprechen erfüllte, einen warmen Verehrer gewonnen, der bei seiner Rückkehr nach England im Parlement auf die Seite Amerika's trat und nicht wenig zu dem endlichen Abschlusse des Friedens und der Anerkennung der amerikanischen Unabhängigkeit beitrug.

Der Lord bereitete sich sogleich zur Abreise vor; er wollte nur kurze Zeit in New-York bleiben und sich mit dem ersten abgehenden Schiffe nach England zurückbegeben. Sein Abschied von Biron und Fersen war herzlich, und er gelobte sich mit letzterem eine ewige Freundschaft, wobei beide die Hoffnung aussprachen, sich nach dem Kriege wiedersehen zu können, sei es in Paris oder London. Am Nachmittage wurde Crawford unter sicherer Bedeckung bis an die englischen Vorposten gebracht und setzte dann ungehindert allein seinen Weg fort.

Am folgenden Tage stellten sich die Armeen mit der Front gegen New-York auf, die Obergenerale nahmen eine Parade ab und ließen dann zu allgemeiner Ueberraschung rückwärts abschwenken und den Marsch antreten, der, ohne daß Soldaten und Offiziere sein Ziel kannten,

Digitized by Google

sehr eifrig gegen Süden ging. Washington führte seinen Plan, sich in Virginien mit Lafayette zu vereinigen, so geschickt und h imlich aus, daß General Cornwallis, ehe er es vermuthete, umzingelt wurde und sich in Yorktown einschließen mußte. Am 1. Okt. begann die förmliche Belagerung dieser Stadt, bei der sich das Lauzun'sche Reiterkorps unter des Herzogs und Fersen's Führung besonders auszeichnet und am 19. kapitulirte Cornwallis und ergab sich mit 7073 Mann als kriegsgefangen.

Dieser wichtige und glänzende Sieg rief bei der verbündeten Armee allgemeinen Jubel hervor; auch Fersen, der nicht wenig dazu beigetragen hatte, gab sich ihm hin, denn die angestrengte Thätigkeit hatte ihn immer mehr aufgebürdet und alle traurigen Empfindungen zum Schweigen gebracht.

Die französische Armee blieb während des Winters in der Umgegend von Williamsburg in Virginien stehen und die Amerikaner kehrten nach dem Norden zurück. Man sprach damals schon allgemein vom Frieden, der in Paris verhandelt wurde, dennoch aber verzögerte sich der Abschluß desselben noch bis in das Jahr 1782 hinein. Die Zwischenzeit bis zur Wiedereinschiffung der Franzosen, die ihre kriegerische Thätigkeit nicht mehr in Anspruch nahm, verlief ohne interessante Begebenheiten für Fersen, bestärkte ihn aber immer mehr in der Ruhe, mit der er sein Verhältniß zu Maria Antoinette aufzufassen angefangen hatte. Seine Verehrung für sie blieb ungeschwächt, als er aber nach Frankreich zurückkehrte, nahm er den festen Vorsatz mit sich, einer heißeren Neigung als der Freundschaft nicht wieder Eingang in sein Herz zu gestatten.

Zu jener Zeit war in Paris eine Weile lang Nichts interessanter als die aus Amerika heimkehrenden Sieger, die den höheren Ständen und besonders der Gesellschaft des Hofes angehörten; der „schöne Fersen", den die Damen immer bewundert und ausgezeichnet hatten, der durch die heimlichen Grüchte von einem Verhältnisse, in dem er zu der Königin stehen sollte, noch mehr Anziehungskraft erhielt, war einer der gefeiertsten Helden. Seine alten Bekannten, die ihn zum großen Theile während seiner mehrjährigen Abwesenheit längst vergessen hatten, strömten ihm jetzt wieder zu, und ihre Gestalten und Worte führten ihm die Erinnerungen der Vergangenheit wieder lebendig vor die Seele; alle diese glänzenden Salons, die sich ihm öffneten, jede Stelle, die sein Fuß betrat, war ihm bekannt und beschwor schon halbvergessene Scenen seines früheren Lebens wieder herauf; er fühlte die Gefahr, die dies für ihn hatte, aber ihr Reiz begann ihn auch von Neuem zu fesseln, und er sah dem Augenblicke in dem er vor Marie Antoinette treten sollte, mit Ungeduld entgegen.

Die Königin hatte seiner förmlichen Vorstellung vor ihrem hohen Gemahle, der den Grafen mit seinem gewöhnlichen Wohlwollen empfing, nicht beigewohnt, mochte dies nun Zufall sein oder sie die Absicht haben, ihm nicht unter dem Zwange der steifen Etiquette zum ersten Male wieder zu begegnen. Erst einige Tage später nahm sie in Versailles Cour an, und hier sah er sie wieder.

Marie Antoinette war noch immer die strahlende Schönheit, die Fersen zurückgelassen hatte, aber, wie er mit einer gewissen Bekümmerniß bemerkte, ihronte die kindliche Fröhlichkeit nicht mehr auf ihrem Antlitze, sondern dafür eine ernste Hoheit, die sich oft mit einem Zuge von Bitterkeit mischte. Und die Königin hatte, wie er wußte, Grund zu der letzteren, denn die Intriguen, die sie vom Volke und dem Könige zu trennen bestrebt waren, hatten nicht nachgelassen, sondern sich mit der Zeit, je mehr Boden sie gewannen, nur immer frecher herangedrängt; die eminöse Halskantgeschichte, in welcher der Prinz-Kardinal von Rohan eine so traurige Rolle spielte, hatte die unglückliche Frau beinahe ganz um die Achtung und Liebe des Volkes gebracht; denn, erwies sich auch in der vom Könige angeordneten öffentlichen Untersuchung ihre Unschuld, so gaben sich ihre Feinde doch alle Mühe, immer noch Zweifel an derselben zu verbreiten. Diese Geschichte ist zu weltbekannt, als daß wir sie hier wiederholen müßten.

Der Trotz verläumdeter Unschuld und bitterer Kränkung stand jetzt auf Marie Antoinette's schönem Gesichte geschrieben; sie hatte es vielleicht schon aufgegeben, geliebt sehen zu können, und sie wollte nun wenigstens die strenge erhabene Königin allen denen gegenüber seyn, die ihre Würde anzugreifen wagten; sie hatte übrigens eine Lehre aus diesen Angriffen gezogen und gab durch Unvorsichtigkeiten nicht mehr Anlaß dazu.

Darum erschloß das Wiedersehen zwischen ihr und Fersen auch dem aufmerksamsten Beobachter nicht das alte Geheimniß, wie man es gehofft hatte; die Königin empfing den schwedischen Grafen sehr wohlwollend, aber auch ebenso zurückhaltend, und da Fersen an diesem Tage nicht Gelegenheit fand, mit ihr allein zu sein, blieb er selbst über ihre Gefühle für ihn in Zweifel. Unbefriedigt kehrte er nach Hause zurück, und die Ungewißheit, in der er geblieben war, regte ihn tiefer auf, als er es jetzt bei seinen Entschlüssen noch für möglich gehalten hätte. Er fragte sich, obgleich diese Frage seine Eitelkeit und die halb eingeschlummerte Liebe nicht wenig verletzte, ob die Zeit und weite Entfernung nicht jedes innigere Gefühl für ihn in Marie Antoinette's Herzen ertödtet und ob sie ihren Briefwechsel in letzter Zeit nicht nur mit einem gewissen Zwange fortgesetzt habe, um den vollständigen Bruch nicht zu auffällig zu machen; so bitter ihm dieser Gedanke auch war, so entzündete er heimlich doch wieder die alte Leidenschaft und zog ihn in einen neuen Strudel von innerer Unruhe.

Indessen that er der Königin Unrecht, nur die Vorsicht hatte ihr Benehmen bei dieser ersten Vorstellung geleitet, und im Herzen begrüßte sie ihn ebenso freudig, wenigstens freundschaftlich als sie ihn schmerzlich hatte scheiden sehen. Das erwies sich auch ihm bald deutlich,

Digitized by Google

als er sie öfter sah, und er bat sie in seinem Herzen um Vergebung seines Mißtrauens.

(Fortsetzung folgt.)

Des Holländers Brautfahrt

Nach Felix Tournachon.

(Schluß.)

Nachdem die Unterhaltung in dieser Weise eine Weile fortgesetzt worden und sich beide darüber verständigt hatten, daß Holländer oft schnurrige Einfälle hätten, fragte Rudolph: Noch eins, haben Sie schon Pläne mit Ihrer Tochter gehabt?

Meine Stelle als Stationschef und mein Kaffehaus bringen mir dreitausend Francs ein; Pension bekomme ich nicht, weil mir ein Jahr am Dienst fehlte. Wenn man nun nicht reich ist und eine Tochter hat, die nicht häßlich, und doch auch nicht gerade auffallend schön ist, so hat's gute Wege mit den Freiern. Ohnehin hab' ich sie militärisch streng erzogen und stehe Ihnen dafür, daß sie ohne mein Wissen und Willen sich keine Liebschaft einfallen läßt. Indeß wollen wir weiter gehen, hören, was sie dazu sagt. . . . Louise!

Die Tochter erschien, freundlich, flink, sauber und im netten blauen Kleide wie immer.

Der Herr hält im Namen seines Freundes um Dich an; willst Du Dich verheirathen?

Vater? . . . rief sie betroffen. Höre! . . . Ist Ihr Freund schön? Denn das ist die erste Frage bei Mädchen.

Das wird Mademoiselle am Besten selbst beurtheilen können, antwortete Rudolph, wenn sie sich des großen blonden Holländers erinnern kann, der oft hier einkehrt.

Wenn's der große Herr ist, mit dem Sie vor einiger Zeit hier waren? antwortete Louise mit niedergeschlagenen Augen. Ganz recht, Mademoiselle!

Es ist eine gute Partie, ich rathe deshalb zu! begann der Vater bestimmt. Herr Vicomte, ich kenne meine Tochter. Hier meine Hand darauf . . . Ihr Freund wird uns willkommen sein.

18. Die Verlobung.

Unzufrieden mit der ganzen Welt, doch froh, daß er sein gegebenes Wort mit so guter Manier gelöst habe, ging Rudolph fort, als Gottlieb ihm begegnete und meldete, sein Herr sei soeben mit dem Extrazuge angekommen und erwarte ihn. Endlich einmal ein Holländer, der Eile hat! brummte der Vicomte, traf den Freund, nahm ihn am Arm und erzählte kurz, wie die Sache stehe.

Ganz nach Wunsch! . . . antwortete Mynheer und rieb sich vergnügt die Hände. Sie hat sich meiner erinnert, kein übles Zeichen.

Unverzüglich fand jetzt die Vorstellung statt. Man sprach von gutem Wetter, Eisenbahnen, Aktien u. s. w.; der künftige Schwiegervater benahm sich sehr schlau und seine Tochter eben so taktvoll, wie van Coppenael schüchtern und linkisch, Rudolph mißvergnügt und Gottlieb ungeduldig. Vor Abgang des letzten Bahnzuges nach Paris bat der Holländer seinen künftigen Schwiegervater um die Erlaubniß einer kurzen Unterredung mit der Tochter. Diese ward ihm gern bewilligt.

Der schüchterne Bräutigam nahm sich jetzt zusammen, führte seine Braut in eine Fensternische und sagte halblaut:

Mademoiselle, Sie wissen, um was es sich handelt. Wollen Sie meine Hand annehmen, so verspreche ich Ihnen als Mann von Wort, daß ich Alles aufbieten werde, Sie zufrieden und glücklich zu machen. Haben Sie jedoch irgend ein Bedenken, so bitte ich Sie, Vertrauen mit Vertrauen zu erwiedern, da der Schritt ernst und wichtig für das ganze Leben ist.

Mein Herr, antwortete Louise herzlich, meines Vaters Wunsch wird mich glücklich machen.

Van Coppenael drückte ihr die Hand.

Als die beiden Freunde in Paris aus dem Wagen stiegen, sagte Rudolph: Ihr Schwiegervater wollte mit Ihnen von Geschäften sprechen, da ich dies aber für Sie unter obwaltenden Verhältnissen für langweilig hielt, so gab ich ihm die Adresse Ires Korrespondenten und bemerkte ihm, ich werde die Sache in Ihrem Namen ordnen. Sie geben mir also morgen Ihre Papiere.

Sie sind ein lieber Freund, antwortete der Holländer vergnügt.

In diesem Augenblicke trat Gottlieb, der diese Bemerkung erlauscht hatte, Rudolph auf den Fuß. Sein Herr bemerkte es und wurde zum erstenmal gegen seinen Schatten heftig.

Tölpel! rief er.

19. Enttäuschung.

Rudolph nahm sich, obwohl mit Widerstreben, der Interessen seines Freundes an. Er hielt sich mehrere Tage in Etampes auf und ging mit dem künftigen Schwiegervater van Coppenaels sogar in's Estaminet, um hier Bekanntschaften im Orte anzuknüpfen und zu hören, ob Gottliebs Nachforschungen richtig seien.

Endlich war der Hochzeitstag da. Van Coppenael strahlte wie die Morgensonne und Gottlieb war seines Herrn Abglanz, da er seinen Hut sogar neu hatte aufputzen lassen und an einer stattlichen silbernen Kette eine goldene Uhr trug, die er von seinem Gebieter als Hochzeitsgeschenk erhalten hatte.

Rudolph, sonst sehr pünktlich, ließ heute auffallend lange auf sich warten. Schon hatte Gottlieb zehnmal die Uhr gezogen, schon war die Stunde, die der Notar anberaumt hatte, längst vorüber, schon wollte man ohne ihn aufbrechen, als ein Expresser mit einem Briefe erschien. Der Holländer las und wurde blaß. Eine lange Pause entstand. Endlich hatte sich der Bräutigam gefaßt und das Zeichen zum Aufbruche gegeben.

Digitized by Google

Bei dem Notar war der Vicomte der erste, der ihnen entgegenkam.

Nun? fragte er den Bräutigam gespannt.

Abgemacht! antwortete van Coppenael gelassen und unterschrieb den Ehevertrag.

Rudolph warf dem Holländer, ehe er die Feder nahm, einen fragenden Blick zu, und erst als dieser ihm lächelnd zunickte, fügte er seinen Namen bei.

Der Mensch denkt und Gott lenkt! flüsterte van Coppenael dem Freunde zu, als sie aus dem Hause traten.

Der Brief, den der Holländer erhalten, war vom Vicomte und lautet:

Um Gott swillen, Freund, machen Sie nichts fest, da es noch Zeit ist. Ich habe ein Geheimniß entdeckt. Wolle Gott, daß diese Wendung Sie zur Vernunft bringe und zum Aufgeben Ihres seltsamen Vorhabens bestimme. Denn hören Sie: Ihre Braut Louise hat sechs blaue Kleider, da ihr Vater sie zwang, sich Kleider von einem Stück Indienne machen zu lassen, das er einem schlechten Bezahler vor dem Bankerotte noch abgepreßt hatte. Ihr eines und einziges blaues Kleid ist also ein Trug der Hölle! — Um neun Uhr bin ich beim Notar N. in der Hoffnung, daß aus der Sache nichts wird!

„Rudolph."

20. Schluß.

Zum Trost für unsere Leser, die an van Coppenaels Schicksale Antheil nehmen, melden wir schließlich, daß die sechs blauen Kleider kein gutes noch böses Zeichen waren: unser Holländer wurde ein überaus glücklicher Ehemann und Vater, und Rudolph hat ihm längst den Genieneich vergeben, da er sich mit seiner Cousine Julchen verheirathete und sehr zufrieden mit ihr lebt.

Mannigfaltiges.

(Geistesgegenwart.) Auf dem Bahnhof in Bempflingen bei Nürtingen ereignete sich am 14. Nov. beim Abgang des von Plochingen angekommenen ersten Zuges folgender, wegen seines glücklichen Ausgangs merkwürdiger Vorfall. Eine Bauersfrau wollte, als der Zug bereits Mienzingen zu wieder im Gange war, noch aufspringen, glitt aber aus und fiel zwischen das Trottoir und das Schienengeleise. Der Zugmeister rief ihr schnell noch mehrmals zu: Ruhig liegen bleiben! Ruhig liegen bleiben! Die auf dem Perron des Bahnhofs anwesenden Personen jedoch glaubten an keine Rettung, doch die Bäurin sieht, nachdem der ganze Zug über sie hergefahren war — zwar leichenblaß, jedoch unverletzt auf. Sie hatte den Ruf des Zugmeisters nicht überhört und besaß Geistesgegenwart genug, um ruhig liegen zu bleiben. Wäre es ein Frauenzimmer mit einer Crinoline gewesen, dürfte dieser Vorfall wohl nicht so glücklich abgelaufen sein.

Als die Verbündeten nach der Schlacht bei Waterloo in Paris eingezogen waren, gabs zwischen den Franzosen und den Fremden Duelle in Masse. Der Held eines derselben war der preußische General v. Pfuel, im Jahre 1849 Kriegsminister und jetzt noch in seinem hohen Alter eine der populärsten Persönlichkeiten in Berlin. Pfuel war damals der beste Reiter, der beste Schwimmer und der beste Schläger in der preußischen Armee. Als Flügeladjutant Blüchers in der Schlacht bei Waterloo zog er in Paris mit ein. Eines Tages traf es sich, daß er in dem Hofe der Commandantur von Paris stand, umgeben von einer Reihe von preußischen Stabsoffizieren, als ein französischer Oberst aus dem Commandanturgebäude kam, schimpfend, daß man ihm einen Paß verweigert habe und sich bitter beklagend, daß es Niemanden gebe, von dem er für diese Beleidigung Satisfaction verlangen könne. Sogleich trat Pfuel vor, dem Franzosen zurufend, hier sei Einer, von dem er Satisfaction nicht bloß verlangen könne, sondern der auch bereit sei, sie ihm zu geben. Erstaunt blieb der französische Oberst stehen und sagte, „wo und wann das Rencontre stattfinden solle." — „Wo?" rief Pfuel, „hier! — Und wann? Sogleich — s'il vous plaît!" Sogleich wurde ein Kreis formirt, zwei von den Stabsoffizieren boten sich als Secundanten an, Waffen wurden gebracht, der Franzose entschied sich für Säbel — und das Duell begann. Nicht lange, so war es zu Ende. Pfuel hatte seinen Gegner kampfunfähig gemacht, indem er ihm den rechten Arm so erheblich verletzte, daß dieser den Säbel fallen lassen mußte. „So", sagte der junge preußische Offizier mit einer graciösen Verbeugung gegen seinen entwaffneten Feind, „den Paß Ihnen zu verschaffen, steht leider nicht in meiner Macht, aber Sie haben doch nun wenigstens die gewünschte Satisfaction!"

Rebus.

Auflösung des Rebus in Nr. 143.

„Allerheiligen wird ausgezogen."

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 147. Dienstag, den 9. Dezember. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Die Zirkel von Klein-Wien bestanden noch, aber sie entwickelten nicht mehr eine so unbefangene und geräuschvolle Fröhlichkeit wie ehemals; die Königin residirte meist in Saint-Cloud, das ihr der König neuerdings geschenkt hatte, und wenn sie hier auch ihre Freunde um sich versammelte, so geschah es weniger, um sich Vergnügungen hinzugeben, als weil sie sich, fern vom Hofe, unter ihr freundlich Gesinnten am wohlsten befand; man sagte auch, daß sie sich dort mehr in die Politik mische als früher.

Fersen wurde ebenfalls in diesen Zirkel gezogen und trat wieder in das reine freundschaftliche Verhältniß zur Königin. Oft sprach sie ihren ganzen inneren Unmuth und ihre Trostlosigkeit, sich nicht von einzelnen Böswilligen, sondern von ganz Frankreich so schlimm verkannt zu sehen, aus, sie verlangte von ihm Rath und Trost, sie zeigte ihm auf jede Weise, wie hoch sie ihn schätze, aber nie verrieth eines ihrer Worte, wie man sich es früher in Klein-Trianon wohl deuten konnte, ein Gefühl, das noch über Freundschaft hinausging.

Mit Fersen war es anders; die alte Flamme, die er erstickt zu haben glaubte, loderte von Neuem empor. Er fühlte die Nothwendigkeit, sie auszulöschen, aber das Mittel dazu war schwer zu finden, denn er durfte einmal Paris auf den Wunsch seines Königs nicht verlassen, um dessen Gesandtschaft daselbst zu unterstützen, und er hätte die Königin, die er tief bemitleidete, auch jetzt nicht seines Rathes und Trostes berauben mögen. In diesen schweren Zweifeln griff er zu Mitteln, wie sie die innere Unruhe und Verzweiflung einer unglücklichen und hoffnungslosen Liebe nur wählen kann, sich nämlich in die Zerstreuungen des Lebens hineinzustürzen; aber auch dies glückte ihm nicht; er hatte keinen intimen Freund in Paris, der ihn aufzuheitern vermocht hätte, denn Herzog Biron war schon wieder im Felde, und er selbst fand Nichts auf, was ihn nur für einige Zeit hätte reizen und fesseln können.

Eines Tages war Fersen im Begriff, sich zu Fuß durch die Straßen von Paris zu dem schwedischen Gesandten, dem Herrn von Staël-Holstein, zu begeben, als er eine ihm entgegenkommende glänzende Equipage, die er nicht seiner besonderen Aufmerksamkeit würdigte, ganz in seiner Nähe plötzlich anhalten und laut seinen Namen rufen hörte. Ueberrascht blickte er auf und erkannte zu seinem freudigen Erstaunen an dem geöffneten Wagenschlage Lord Crawford, der ihm winkte und ihn mit offenen Armen empfing. Um aus den Blicken der auf diese Erkennungsscene gaffenden Pariser zu kommen, befahl der Lord dem Kutscher, weiterzufahren, und die beiden Freunde überließen sich nun ganz den Ausbrüchen dieses freudigen Wiedersehens.

Der Lord erzählte kurz, daß er erst zwei Tage zuvor in Paris eingetroffen sei und bereits Fersen's Anwesenheit in Erfahrung gebracht habe; es wäre auch seine Absicht gewesen, ihn sogleich aufzusuchen.

Aber, fügte er lächelnd hinzu, — ich muß auf Ihre Verzeihung rechnen, wenn ich dies bisher noch nicht zur Ausführung gebracht hatte, und Sie werden sie mir nicht vorenthalten, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich ganz meinem sonstigen Phlegma zuwider mich jetzt sehr angelegentlich auf dem Felde der Galanterie umh rtummle."

Scherzend forderte Fersen ihn auf, ein offenes Geständniß abzulegen.

„Vor Ihnen habe ich kein Geheimniß," erwiderte der Lord lachend. Ich hatte in London das Glück, durch Zufall die Bekanntschaft der schönen Wittwe Sullivan zu machen, die nach dem Tode ihres überaus reichen Mannes, eines Beamten der englischen Compagnie, mit

Digitized by Google

ihrem ganzen Vermögen aus Ostindien zurückgekehrt war. Sie ist geborne Italienerin, ebenso reich an Geist, wie am Golde, so reizend, wie kokett, vergnügungssüchtig und elegant. Ihr ergebener Freund schien vor den Augen der schönen Dame Gnade zu finden, und sein Vorschlag, sie nach Paris zu begleiten, als sie sich vor Kurzem zur Reise dahin entschloß, wurde bereitwillig angenommen. Es war dies wieder eine solche Laune von mir, wie meine damalige Kampfesbegierde gegen die Amerikaner; bisher habe ich mich von den Netzen der Liebenswürdigen noch nicht so umstricken lassen, daß ich ihr Herz und Hand angeboten hätte.

Der Lord sagte dieses Alles in so unbefangenem Tone des Scherzes, daß man ihn leicht anhörte, er betrachtete sein Verhältniß zu Mistreß Sullivan eben nur als Galanterie, der es an jeder ernstlichen Bedeutung fehlte; so faßte es auch Fersen auf.

Die Reize dieser Sirene müssen wunderbar sein, wenn sie meinen kalten Freund auch nur auf Wochen zu fesseln vermocht haben, erwiderte er lachend.

Das sind sie, bei Gott! rief der Lord lebhaft. Sie sollen es selbst beurtheilen, Graf, und ich werde Sie nicht eher wieder freigeben, als bis ich Ihr Versprechen habe, Sie meinen Angebeteten vorstellen zu dürfen.

Fersen gab es bereitwillig zu; er bezweifelte keinen Augenblick, daß Mistreß Sullivan, so reizend sie auch sein möge, auf ihn nicht denselben Eindruck machen werde, wie auf den Lord; dennoch war er neugierig, sie kennen zu lernen.

Die Freunde blieben lange beisammen, bis Crawford seine Entfernung damit entschuldigte, daß er zu der Dame seines Herzens eilen müsse, deren Erlaubniß, den andern Tag Fersen mitzubringen, er holen wollte.

Am nächsten Tage begaben sich Beide wirklich nach der Wohnung der Italienerin, die, wie der Lord seinem Freunde mittheilte, entschlossen war, längere Zeit in Paris zu bleiben und daselbst ein glänzendes Haus zu machen. In der reichen Ausstattung des Hotels, das sie gemiethet hatte, und der zahlreichen Dienerschaft, zeigte sich ihr Reichthum, wie diese Absicht; es konnte ihr nicht fehlen, einen Gesellschaftskreis ansehnlicher Persönlichkeiten um sich zu versammeln, denn strahlender Glanz führt diesen immer schneller zusammen, wenn die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Wirthin sich dazu gesellen.

Fersen fand in Mistreß Sullivan eine wirklich durch Schönheit ausgezeichnete Dame, die noch nicht älter als einige zwanzig Jahre zu sein schien. Eine imposante und üppige Gestalt, die sich mit natürlicher Grazie und vollkommener Sicherheit, wie man sie gewöhnlich nur unter den höchsten Ständen findet, trug, und die eine äußerst gewählte, etwas kokette Toilette noch vortheilhafter hervorhob, etwas dunkler, aber keineswegs unzarter Teint, brennende große Augen, klassische Formen des Gesichts und sehr schönes rabenschwarzes Haar vereinigten sich, eine stolze, wahrhaft überraschende Erscheinung zu bilden. Die Schönheit Marie Antoinettens, mit der Fersen sie im ersten Augenblicke unwillkürlich verglich, war so entschieden anderer Art, daß ein Vergleich eigentlich nicht stattfinden konnte. Fersen stellte sie unbedingt höher, dennoch konnte er sich nicht verhehlen, daß dieser Typus des Südens, den die Italienerin an sich trug, einen eigenen Reiz für ihn hatte.

Mistreß Sullivan empfing die beiden Herren mit gewinnender Liebenswürdigkeit und der Graf wunderte sich selbst darüber, wie leicht dieselbe diese erste Bekanntschaft zu einer vertraulichen umzugestalten wußte, so daß er sich nach einer Stunde schon für einen alten Freund dieses Hauses zu halten geneigt war. Es entging ihm nicht, daß die feurigen Blicke der Dame an seiner stattlichen Persönlichkeit Wohlgefallen fanden, und während ihm dies schmeichelte, dachte er nicht daran, daß Crawford ihm schon im Voraus gestanden habe, die Mistreß sei eine Kokette.

Ohne Zweifel war sie dies, aber ihre Koketterie erschien mehr natürlich, als studirt, und so fein ausgeübt, daß sie auch den äußerlichen Blick nicht verletzte und auffiel.

Camilla Sullivan begünstigte in ihrem vertraulichen Benehmen ihren alten Anbeter durchaus nicht mehr, als Graf Fersen, aus dem sie vielleicht einen neuen zu machen hoffte; sie plauderte, lachte und scherzte auf gleiche Weise mit beiden, nahm die galanten Aufmerksamkeiten des Einen wie des Andern mit derselben Huld auf und bestrebte sich augenscheinlich, beide für sich zu gewinnen, obgleich der Reiz der neuen Bekanntschaft bei ihr jedenfalls in das Gewicht fiel. Der Lord wurde ein wenig verstimmt darüber, aber sie schien es nicht zu bemerken.

Als die Freunde nach einer lange ausgedehnten Unterhaltung und nachdem Fersen der Dame heilig hatte versprechen müssen, ihr Haus öfters zu besuchen, sich verabschiedet hatten, bemerkte der Lord in etwas piquirtem Tone, der Graf scheine tiefen Eindruck auf die schöne Frau hinterlassen zu haben.

„Meinen Sie das wirklich?“ fragte Fersen lachend. „Nun ich gestehe Ihnen offen, daß Madame Sullivan augenblicklich die einzige Dame in Paris ist, die mich zu fesseln vermöchte. Sie sehen, daß ich die Freundschaft nicht verrathe und mich zu Ihnen offen darüber ausspreche; wenn Sie dieses Bekenntniß für gefährlich halten sollten, so geben Sie mir eben so aufrichtig einen Wink, und ich werde dann die Dame nicht wiedersehen.“

Dies wurde offenbar im Scherz, aber doch in einem Anfluge von Ernst gesprochen, der darauf hindeutete, daß Fersen jeden Konflikt mit seinem Freunde zu vermeiden wünschte; Lord Crawford, der ihn jedenfalls richtig verstand, mochte indessen seiner Eitelkeit wohl nicht die Blöße geben, ein solches Anerbieten anzunehmen, deßhalb erwiderte er unbefangen: „Ich gestand Ihnen bereits, Graf, daß mich nur eine Laune und keinesfalls

Digitized by Google

ernstliche Absichten auf Herz und Hand der schönen Wittwe fesseltet, — meine Familienverbindungen schließen letztere obnehin aus. So versuchen Sie denn ihr Glück bei Madame Sullivan, wie ich das meinige, das heißt, unter der Bedingung, daß das Glück des Einen oder Andern von uns den Besiegten nicht an unserer Freundschaft rächen wache."

„Ich nehme Ihre Bedingung an, mein Lord," rief Fersen lebhaft und drückte seine Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pathe des Sandwirths.

Novelle von Bernhard v. Scheltha.

(Aus der Illustrirten Welt.)

Ein Berg ohne Matten,
Ein Reiter ohne Pferd
Und ein Bub' ohne Stutzen
Sind kein' Kreuzer nicht werth.

Das Gratthier zu jagen,
Ist der Bub' stets bereit;
Doch den Franzmann zu hetzen,
Das ist erst eine Freud'!

Das ist ein stattlicher Bursch da, der diese ungezierten Reime mit kräftiger Stimme singt, und das Thal herabkommend am Bug des Saumpfades vor dem großen Bauernhaus mit dem geräumigen Stadel stehen bleibt. Er scheint sich zu versichern, keine unangenehme Ueberraschung zu haben, aber es ist so still, nur von unten rauschen die Gletscherwasser, die von den nächtigen, weißen, herüberglänzenden Fernern gespeist werden, und durch die Wipfel über ihm geht geheimnißvoll flüsternd und grüßend der Bergbauch. O, es ist eine Zeit, wo der einzelne Bursche mit der Büchse in den wildesten Bergen viel sicherer geht, als in den ebenen Thälern, denn überall liegt und lauert der Franzos, bataillonsweise kamen von Innsbruck abgelöst; denn der Hofer, der Andreas, der Sandwirth aus dem Passeyr, hat nach geschlossenem Traktat, der freilich nur vorläufig geschlossen und mit Klauseln versehen war, wieder den Stutzen aufgenommen, von Englands Versprechungen gestachelt, das Bauernegenossen überall sucht und überall opfert, und nun ist er als Rebell erklärt und vogelfrei und mit ihm Jeder, der einen Stutzen trägt. Doch unser Bursch hatte sich mit seinen Jägeraugen vergewissert und ließ nun einen gewaltigen Jauchzer erschallen, die alle Echos des Stubaythales aus der Ruh streckte und das Bauernhaus selbst, wie es scheint, denn das Fenster mit den kleinen blinkenden Scheiben klirrt, und ein frischer Mädchenkopf fährt hervor und antwortet zuvörderst auf den heimathlichen Gruß, der wie ein Freimaurerzeichen alle Buben und Dirnen des alten Tyrols verbindet. Erst nachdem sie so ihrem Drange und der Sitte genug gethan, schaut sie sich den Burschen an und ruft in freudiger Ueberraschung: Ja so, Marxl, bist Du's!

Freilich bin ich's; ist schön, daß die Sophie mich noch kennt.

Sei kein Narr, Marxl, und komm herein, der Vater ist hinunter nach Innsbruck und kommt nicht heim vor Nacht. Das Fenster wird langsam geschlossen, denn diese kräftigen Leute gehen gar sorglam um mit zerbrechlichen Dingen; Marxl aber schritt frohen Herzens der Hausthüre zu, wo ihn Sophie mit einem „Grüß Gott" und herzlichen Handschlag empfängt. Er setzt sich auf die Bank, stemmt die Hände auf die Knie und schaut die Sophie an, die ein großes Brod aus dem Schrank holt und Käse, und nun fragt: Magst einen Rothen, Marxl?

Freilich schon, einen Tyroler.

Ist recht, bring Dir gleich Einen.

Marxl sah noch nach der Thüre, wo der letzte Rockzipfel verschwunden, und sein gebräuntes Gesicht leuchtete vor Vergnügen über sein bildsauberes Dirndl; dann aber krauste sich seine Stirne, es mußte hinter ihr ein übler Gedanke aufsteigen, denn er schlug schonungslos für sich selbst mit der Faust auf den Tisch, daß die mächtige Platte dröhnte. Es gab also auch für ihn keine reine Freude. An Marxl aber lags schon nicht, denn die wohlgeformten Beine in den Zwickelstrümpfen und den schwarzledernen mit grüner Seide geflickten Kniehosen standen fest in den starkgohligen Schuhen, und der spitze Hut mit dem Federschmuck und der Goldschnur saß keck genug, und der Schnurrbart zierte ein Gesicht von feinem und kräftigem Schnitt, wie man es oft findet im schönen Zillerthal und seinen Verzweigungen. Die Sorgfalt aber, die er seinem Stutzen bewies, zeigte den Jäger, und die Jäger haben bei den Mädchen immer in besondern Gnaden gestanden vor allen andern Adamssöhnen seit Nimrod's Zeiten, und in den Bergen ist's noch heute so, während im flachen Land die bunten Uniformen mit dem grünen Rock rivalisiren.

Aber da bringt die Sophie den Rothen und setzt ihn vor Marxl nieder und sagt: Hier hast einen Wein. Kommst weit her? Marxl setzt sich zurecht, um mit Würde zu sprechen: Weißt, ich komme über's Joch von Deinem Pathen. Sophiens Gesicht strahlte freudig auf und sie schlug in die Hände: Vom Sandwirth aus dem Passeyr? Marxl nickte und Sophie rief: Gott, ist das eine Ehre, solchen Pathen zu haben!

Freilich ist's eine Ehre, eine große Ehre, der Sandwirth Herr im Landel wie Keiner vor ihm, wie Keiner von allen Herren, die drüben in den Trutzburgen saßen von Landeck bis Kufstein und von Meran bis Trient. Aber weißt, Sophie, das ist auch eine Ehre, wenn der Sandwirth zu einem Burschen sagt: Du bist der bravste Bub im ganzen Landel.

Und das hat der Sandwirth zu Dir gesagt? Wenn's nur der Vater hörte. Der spricht andere!

Hat der Bauer wieder geschimpft über mich?

Sophie mag gar nicht aufsehn und nickt nur betrübt und Marxl fährt fort: Daß ich arm wär' und kein Eigenthum hätt'? Nun? Sophie hat sich niedergesetzt, legt die Hände auf den Tisch und sieht Marxl treuherzig an

Digitized by Google

und ſagt: Ja, das ſagt er, Du hätteſt Nichts und arbeiten möchteſt Du auch Nichts, lieſeſt auf den Alpen herum und verbieteſt keinen Kreuzer und hälfeſt das Unglück bringen über's Land.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine grauenvolle That.) Aus Planino (Illyrien) vom 8. Nov. wird berichtet: In unſerer Gegend ſtellte ſich kürzlich ein Mann, von Gewiſſensbiſſen geſoldert, dem Strafgerichte und erzählte freiwillig nachſtehendes von ihm verübtes Verbrechen: Vor einiger Zeit war er mit einem Frachtwagen in der Umgebung von Seſſana auf eine Straßenſtrecke gekommen, an welcher ſich zur Seite eine Mauer hinzieht. Auf dieſer ſah der Fuhrmann eine längliche hölzerne Schachtel ſtehen und da kein menſchliches Weſen in der Nähe war, nahm er die Schachtel herab, öffnete ſie und fand darin ein neugebornes lebendes Kind. Auf der Bruſt des kleinen hilfloſen Weſens lag ein Brief, den der Fuhrmann in ängſtlicher Eile aufriß, und darin zweihundert Gulden in Banknoten fand. Ohne den Brief augenblicklich zu leſen, ſteckte er ihn ſammt dem Gelde zu ſich, und plötzlich von einem wahrhaft teufliſchen Gedanken erfaßt, ſaß er nach allen Richtungen und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß er von Niemanden beobachtet werden könne, legte er die Schachtel mit dem Kinde vor ein Wagenrad und fuhr darüber hinweg, ſo daß das Kind ſammt der Schachtel förmlich in zwei Theile zerquetſcht wurde. Kaum war die That geſchehen, als er leider zu ſpät, von der heftigſten Reue erfaßt wurde. Er trug nun die zermalmte Leichte von der Straße weg, warf ſie in ein Gebüſch und fuhr weiter. Erſt im nächſten Wirthshauſe wo er einkehrte, las er insgeheim den Brief, und fand darin die Angabe, daß die zweihundert Gulden Demjenigen gehören ſollen, der die Pflege des Kindes übernehmen würde. Der Fuhrmann geſtand bei Gericht ein, daß er von dieſem Augenblicke nicht wieder habe zur Ruhe kommen können und daß ihm Alles, was er angriff, namentlich jede Speiſe, wie mit Blutstropfen befleckt erſchienen ſei. Er habe endlich erkannt, daß er den durch ihn verübten Mord des unſchuldigen Kindes ſühnen müſſe und er ſelbſt bitte um die Strafe.

Von den 4,500,000 Einwohnern Belgiens gehört die Hälfte keiner Profeſſion an. Von der andern Hälfte beſchäftigt ſich (nach der Meuſe) etwas über 1 Million mit Ackerbau; die Induſtrie für Bekleidung beſchäftigt 250,000 Arbeiter, Hanf- und Leinen-Induſtrie 200,000 Arbeiter. Bauhandwerk 108,000, Bergbau 73,000, Metall-Induſtrie 58,000, die Induſtrien, welche die Ernährung zum Zweck haben 45,000, Gerbereien, Wagenbau 30,000, die Baumwollen-Induſtrie beſchäftigt 24,000, die Wollen-Induſtrie 22,000, die Möbel-Induſtrie ꝛc. 16,000 Arbeiter. Der Handel beſchäftigt 167,000 Perſonen; Grundeigenthümer, Rentiers und Penſionäre zählt man 50,000, die allgemeine Verwaltung beſchäftigt 160,000 Perſonen, die Juſtiz 9000, der Kultus 22,000, das Lehramt nur 9000, der Geſundheitsdienſt 52,000, Wiſſenſchaft und Kunſt 5900, die bewaffnete Macht zählt 36,000 Köpfe, die dienende Klaſſe zählt 86,000 Individuen.

Bielefeld, 17. Nov. Man ſchreibt der „Weſtphäl. Zeitung“: „Vorgeſtern Nachmittags wurden in der Brackwede gegenüberliegenden Bergſchlucht zwei entſeelte Körper aufgefunden: eine weibliche Leiche in moderner Damentracht, ruhig an einen Baum gelehnt und durch den Mund geſchoſſen, dann nicht weit davon die Leiche eines Artillerie-Unteroffiziers mit einer Schußwunde an der Schläfe. Beide waren nicht lang vorher an derſelben Stelle Arm in Arm gehend von einem Bauer geſehen worden, der ſie auch nachher und, wie es heißt, den Unteroffizier noch im letzten Todeskampf liegend, angetroffen haben will. Die weibliche Leiche wurde als identiſch mit einer jungen Dame, die ſich als Frau Baum ifter S. aus M. mehrere Tage in einem hieſigen Gaſthofe aufgehalten und einige Briefe unter dieſer Adreſſe poste restante empfangen hat, anerkannt. Man fand bei ihr u. A. einen Brief an den Unteroffizier, worin ſie denſelben auffordert, ihr den Tod zu geben. Der Artillerie-Unteroffizier war an dem Morgen des 14. Novembers von M. hier angelangt, hatte in einem hieſig n Laden Pulver und Blei gekauft und auf Befragen genauwertet, daß er auf die Jagd zu gehen beabſichtige. Ein Jäger war dann dem Paare auf dem Bergpfade nach Brackwede noch um 3 Uhr Nachmittags begegnet. Man will bald nachher zwei Schüſſe in einer langen Zwiſchenpauſe gehört haben, und erzählt ſich, daß der Unteroffizier zuerſt die Genannte erſchoſſen, dann wieder geladen und ſich ſelbſt erſchoſſen haben müſſe. Auf der Mordſtätte fand ſich nur ein Terzerol vor.“

Als am 6 Nov. ein Dienſtknecht in der Nähe von Hohenleuben auf ſeinem mit zw i Ochſen beſpannten Wagen heimfuhr, bemerkte er, daß ein großer Buſſard oder Schwarzgeier in immer enger en Kreiſen das Geſpann umkreiſte. Plötzlich warf ſich der Vogel auf den Rücken des einen Ochſen und griff tief mit ſeinem Fänger ein. Da ein kräftiger Peitſchenhieb ihn zu Boden warf, wendete er ſich wüthend gegen den Knecht, der ſich ſeiner mit dem Peitſchenſtock nur mit Mühe erwehren kann. Der hinzu kommende Bürgermeiſter des nahen Ortes Langenwetzendorf zertrat endlich dem Vogel den Kopf. Das Thier maß 2¼ Elle von einer Flügelſpitze zur andern. Ein ſo ungleicher Kampf ohne äußere Veranlaſſung iſt vielleicht ohne Beiſpiel

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- burger

Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 148. Donnerstag, den 11. Dezember. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

So sollte sich zwischen den beiden jungen Männern ein allerdings etwas leichtfertiger Wettstreit entwickeln, den die Persönlichkeit des Gegenstandes, dem er galt, zu begünstigen schien. Der Lord mochte ihn noch mit wenig Ernst und Feuer auffassen, denn sein Temperament war an und für sich kalt und wie sich aus seinem ganzen Wesen erwies, legte er seinem Verhältniß zu Mistreß Sullivan keine allzugroße Wichtigkeit bei. Fersen dagegen, zwar eben so weit entfernt, die schöne Wittwe, die er an diesem Tage zum ersten Male gesehen hatte, zu lieben, gestand sich weniger klar, als er fühlte, daß er in ihr gefunden habe, was er schon längst in seiner unbefriedigten Stimmung suchte. Was keiner Dame des Hofes gelungen war, ihn nämlich, wenn auch nur zeitweise, zu fesseln und dadurch von seiner schwärmerischen Leidenschaft für die Königin, die doch nie auf Erwiderung rechnen durfte, abzuziehen, konnte die schöne Sullivan vielleicht erreichen; darum war er entschlossen, ein Verhältniß mit ihr anzuknüpfen, und strebte diesem Ziele mit einer Ungeduld entgegen, wie sie nur sein aufgeregter Gemüthszustand erzeugen konnte.

Von diesem Tage an war Fersen ebenso wie Lord Crawford täglicher Besucher in dem Sullivan'schen Hause. Durch Vermittelung zweier so angesehener Freunde füllten sich die Salons der reizenden Wittwe bald mit Gästen aus den ersten Ständen, und sie vermochte, wie sie es gewünscht hatte, die Rolle einer Königin in ihrem kleinen und überaus glänzenden Reiche zu spielen. Wer sie kennen lernte, war von ihr entzückt, selbst die Damen, obgleich sie ihnen eine große Anzahl von Anbetern raubte, denn Fersen und Crawford blieben nicht die einzigen, die sich um ihre Gunst bewarben; bald sprach ganz Paris von der schönen und liebenswürdigen Engländerin und man fügte mit großer Bestimmtheit hinzu, der schöne Fersen sei ihr eifrigster und begünstigster Anbeter.

Ob sich Fersen noch tiefer, als er Anfangs beabsichtigte, in die süßen Fesseln von Madame Sullivan verstrickt hatte, vermögen wir nicht anzugeben, so viel aber ist gewiß, daß das allgemeine Gerücht nicht zu viel behauptete. War den Leuten dieses Verhältniß schon des schönen Fersens und des Reichthums der Engländerin wegen interessant genug, so wurde der Reiz noch dadurch erhöht, daß auf der Vergangenheit der letzteren eine Art von Geheimniß zu ruhen schien. Selbst Fersen und Crawford erfuhren von der reizenden Camilla nicht mehr, als daß sie in Ostindien verheirathet gewesen und kinderlos zurückgekehrt sei, sie selbst erwähnte nie ihrer früheren Vergangenheit und suchte mit augenscheinlich erzwungenem Scherze über sie schnell hinfortzugehen, wenn sie von Andern berührt wurde.

Niemand zweifelte daran, daß die Absichten der Wittwe auf den schwedischen Grafen sehr ernst seien, Spötter behaupteten sogar, sie werde sich, falls sie auf diesem Wege nicht reussire, mit der Hand Lord Crawford's trösten; wie weit diese beiden Herren ihren Wünschen entgegenzukommen gedachten, ließ sich schwerer beurtheilen. Aus diesen Aeußerungen ergibt sich schon die Natur des Verhältnisses, das zwischen diesen drei Personen bestand. Fersen hatte seinen Nebenbuhler, wenn man bei ihrer immer noch bestehenden Freundschaft und nach ihrer uns bekannten Verabredung so sagen darf, bereits überflügelt, und dem Lord selbst mußte diese Ueberzeugung täglich klarer werden; er fügte sich scheinbar mit Ruhe in sie, wäre Fersen aber mit seinen eigenen Angelegenheiten nicht allzu lebhaft beschäftigt gewesen, so würde ihm doch nicht entgangen sein, daß seine und Crawford's Freundschaft allmälig kälter wurde.

Digitized by Google

Da viele der Hofgesellschaft angehörige Personen ebenfalls die Salons der Madame Sullivan besuchten, sprach man auch dort bald von der mit dem schwedischen Grafen vorgegangenen Veränderung, und Anspielungen, die sich endlich zu einem Ganzen gestalteten, das die Wahrheit noch übertrieb, mußten auch zu dem Ohre Marie Antoinettens gelangen. Die Königin veränderte dabei ein wenig die Farbe, biß sich auf die Lippen und schwieg; ohne Zweifel fühlte sie sich von Fersen's Benehmen verletzt, denn sie vermied ihn mehr als bisher und sprach nicht mehr so vertrauensvoll zu ihm, nie berührte sie diese Angelegenheit aber mit einem Worte.

Ihre Mißbilligung und die Zurückhaltung, durch die sie ihm dieselbe zeigte, konnten Fersen nicht entgehen. Eine Weile war er, niedergedrückt von Marie Antoinettens Kälte, die strengen Tadel seines Benehmens ausdrückte, nahe daran, mit Madame Sullivan zu brechen und der Königin bei erster Gelegenheit zu gestehen, wenigstens anzudeuten, weßhalb er sich dieser Frau angeschlossen habe, — er selbst betrachtete dieses Verhältniß ja als ein seiner wahren und einzigen Liebe gebrachtes Opfer, — aber wie mußte sie eine solche mehr oder minder deutliche Erklärung aufnehmen? und hatte er denn nicht gerade durch seine Handlungsweise erstrebt, ihr ferner zu treten?

Er befand sich in einer grausamen Lage: um der Frau, die er liebte, würdig zu bleiben, mußte er sich gerade in ihren Augen herabsetzen, sich von ihr vollständig verkennen lassen. Dieser seltsame und so schwer durchzuführende Widerspruch erfüllte sein Herz mit tiefer Bitterkeit gegen sich selbst und die ganze Welt; die Maske, die er in den Salons der Madame Sullivan trug, wurde ihm überlästig.

In den festlich erleuchteten Sälen des Sullivan'schen Hotels vereinigte sich wieder ein prunkender Zirkel von Herren und Damen der Hauptstadt. Die schöne Wirthin hatte nichts gespart, Alles, was die Sinne erregen und fesseln konnte, für ihre Gäste zu entfalten; hier waren ein Paar ganz der Kunst und geist- und witzreicher Konversation geweihte Kabinete, dort rauschten die zauberischen Klänge der Musik zum Tanze, in anderen Sälen wieder opferten beide Geschlechter dem zu jener Zeit in Paris so beliebten Spiele. Ueberall herrschte das bewegteste und scheinbar heiterste Leben; nur die Stirn der schönen Camilla war ungewöhnlich düster, so große Mühe sie sich auch gab, ihren Unmuth oder Schmerz unter erzwungener Heiterkeit und Theilnahme an dem Vergnügen zu verstecken.

Der Grund dieser außergewöhnlichen Erscheinung bei der lebenslustigen Dame war nicht schwer zu errathen, — Graf Fersen fehlte noch immer in der Gesellschaft, obgleich die Mitternachtsstunde schon vorüber war. Lord Crawford hatte sich bemüht, seine Stelle zu ersetzen, jedenfalls war er selbst aber davon sehr wenig befriedigt worden, denn auch er ging jetzt finster umher, als ob er eine Gelegenheit suche, seinem inneren Unmuthe Luft machen zu können.

Endlich kam Fersen. Er war bleich und in seinem ganzen Wesen unstät und theilnahmlos; man konnte leicht bemerken, daß seine Gedanken sich mit anderen Dingen, als die er vor Augen hatte, beschäftigten. Man wußte nicht, daß er erst vor einer Stunde von Saint-Cloud zurückgekehrt sei, und daß die Königin daselbst nicht ein einziges Wort an ihn gerichtet hatte. Natürlich stellte er sich zuerst der schönen Camilla vor, aber die Entschuldigung seines langen Ausbleibens, seine kalten und gezwungenen Worte mußten derselben durchaus nicht genügen, denn sie bezeigte ihm ihren ganzen, vielleicht nur etwas koketten Unwillen. So viel konnten alle Gäste, die den beiden Hauptpersonen des Abends Aufmerksamkeit schenkten, bemerken; man scherzte aber höflich darüber und meinte, die Versöhnung werde nicht lange auf sich warten lassen.

Fersen schritt mit düsterer Stirn durch einen der Säle, als Lord Crawford die Hand auf seine Schulter legte; ihre erste Begrüßung war ziemlich kalt und einsilbig.

Es weht heute ein unheimlicher Geist über diesen Salons, meinte der Lord darauf. Wissen Sie Graf daß Sie die Schuld davon tragen?

Ich? fragte Fersen unmuthig. Sie wissen, daß ich erst vor wenigen Minuten hier eingetreten bin.

Das ist es aber, erwiderte der Lord. Es ist unrecht von Ihnen, daß Sie die schöne Camilla derart vernachlässigen, nachdem Sie sich einmal zu ihrem Ritter aufgeworfen haben.

In Crawfords Worten lag sicherlich nicht die Absicht, zu beleidigen, dennoch gab seine üble Stimmung ihnen eine anfällige Tonfärbung. Fersen mochte dies bemerken und in seiner Erregung auf die herbste Weise auffassen, denn er fuhr heftig heraus: Mein Lord, Ihre Bemerkung ist indiskret!

Diese harte und unbedachte Aeußerung mußte Crawford verletzen; er zog seinen Arm aus dem des Freundes und antwortete mit schneidender Kälte: Ein seltsames Wort, Herr Graf, einem Manne gegenüber, dem Sie Ihr Glück bei Madame Sullivan verdanken.

Der erste Funken des Streites war hingeworfen; er mußte bei Männern wie Fersen und der Lord, die augenblicklich erregt waren, zünden. Von beiden Seiten fielen ein paar heftige Worte; unglücklicherweise wurden sie so laut gesprochen, daß zwei oder drei sogenannte Freunde sich heranbrängten, und Fersen wandte dem Lord mit den Worten: Auf morgen, mein Herr! kalt den Rücken.

Er ist toll, murmelte der Lord in sich hinein, — aber ich werde eine absichtliche Beleidigung selbst von ihm nicht dulden.

Die ganze Angelegenheit blieb der Gesellschaft bis auf Wenige, die ihre Zeugen geworden waren, ver-

Digitized by Google

schweigen, diese Wenigen aber, junge Kavaliere von guter Familie, suchten den Brand so viel als möglich zu schüren, denn für sie hatte ein Duell immer etwas unvergleichlich Pikantes. Das Rendezvous wurde durch ihre Vermittlung auf den folgenden Nachmittag an einem versteckten Plätzchen im Wald von Versailles bestimmt, und die beiden Gegner sprachen sich nicht mehr an diesem Abende.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pathe des Sandwirths.

Novelle von Bernhard v. Scheliha.

(Aus der Illustrirten Welt.)

(Fortsetzung.)

Da stand ein bös Gewitter auf Marx's Stirn, und die Augen blitzten und die Faust fiel auf den dröhnenden Tisch wie schwerer Donner und er rief: Das sagt der Bauer! und Du sagst's wohl auch? Möcht'st wohl, daß wir Ruh gäben, daß die sakrischen Franzosen in's Thal kämen und Du solch einen kleinen, schwachen, schwarzen, krummbeinigen, rothhosigen Kerl zum Schatz kriegtest? Das kann schon sein! Ist schon recht! Was kostet denn der Wein?" Und Marx, ohne die unschuldige Sophie anzuſehen, wirft den Kragen auf den Rücken und hakt ihn hastig und ungeschickt mit der Linken fest, während die Rechte nach dem Stutzen greift. Doch Sophie kennt ihren Liebsten, sie legt ihm beide Hände auf seine Schulter und redet ihm zu wie einem störrischen Gaul: „Sei doch gscheidt, Marx. Schaust, und wenn der Vater geschimpft hat, da hab' ich immer gesagt, Du seiest mit meinem Pathen, dem Sandwirth, wo alle braven Burschen sind, und Du thät'st, was der sagt, und das möcht' nichts Uebels sein. Und dann ist er still, denn er fürchtet den Sandwirth, weil er Alles gilt in allen Thälern; hier im Thal spricht man Nichts als von ihm und daß der Kaiser Franzl ihn hat eingesetzt als General — ist denn das wahr?" Marx hat die Hand vom Stutzen gelassen und mit der Linken hat er leise wieder den Kragen aufgehakt und niedergelassen am Trogband, und seine Vertheidigerin umschlungen haltend versichert er: „Gewiß ist's wahr und er unterschreibt immer Andreas Hofer, General und Oberkommandant im Land Tyrol."

„General und Oberkommandant! Das klingt! Man hat gleich nochmal so großen Respekt." Und als ob die Ehre sie mitbestrahlte, wiederholt sie wohlgefällig: „General und Oberkommandant." Dem Marx juckt's in allen Gliedern, und jetzt kann er's nicht mehr bewahren: „Und weißt, vielleicht bin ich halb sein Lieutenant." Das ist der Sophie aber zu wunderbar, ihr Marx solch ein Herr, sie legt die Hände vor Erstaunen zusammen und sagt: „Sein Lieutenant, Marx? Dann bist ja aber Generallieutenant — ich mein', das ist was grausig Großes, solch Generallieutenant. Geh', Marx, das glaub' ich Dir schon nicht."

„So?" sagt Marx, „glaubst mir's schon nicht? Aber wenn ich Dir's nun weise? Ich soll's freilich nicht, aber Du bist so brav und einen Lügner kann ich mich doch nicht heißen lassen. Schau' her, hier hab' ich ein Brieſl vom Sandwirth, das soll ich dem Speckbacher in's Schirner Thal bringen, da stehts drin' geschrieben." Marx hatte einen gebrochenen Bogen Papier, sorgfältig in ein Tuch gewickelt, aus dem breiten Gürtel genommen und muß ihn jetzt hoch in die Höhe halten, denn Sophie ruft höchst begierig: „Laß schau'n!" und hat bereits nach dem Dokument gegriffen; doch Marx wehrt sie ab: „Laß mich aus, Sophie! Nein, aus der Hand geb' ich das Brieſl nicht; ich will's Dir vorlesen, da kannst mit hinein schau'n." Marx war ein Mann von Bildung, wie sich überhaupt die Zillerthaler ebenso geistig wie körperlich auszeichnen; er konnte lesen und begann sogleich: „Herzliebster Bruder und Freund. Grüß' Dich Gott. Ich bitt' Dich, so bald als möglich zu mir zu stoßen mit so viel Mann, als Du zusammenbringen kannst. Ich hab' Kundschaft, daß die sakrischen Franzosen über den Brenner sind und sich verbinden mit denen von Verona, will ihnen aber mit Pater Haspinger's und Gottes Hilf' eine Falle stellen, darin sie sich fangen sollen als rothbeinige Füchs', die sie sind. Wollt' dem Marx Rainer aus dem Duxerthal vertrauen" — hörst Du's, unterbrach er sich jetzt, und da Sophie aufsahend nickte, fuhr er fort: „vertrauen; er ist ein braver Bub' und kennt sich da herum aus mit den Bergen und Stegen, er soll euch auch alles Besondere sagen, und bringt er euch zu rechter Zeit an den rechten Ort, so will ich ihn zu meinem Lieutenant bestellen.

„Hast Du's nun gehört? Marx's nun glauben?" unterbrach Marx sich wieder. Sophie schüttelte den Kopf: „Hätt's nimmer gedacht," dann aber drängte sie: „Lies weiter noch." Und Marx fuhr fort: „Sag's Allen, daß ich lebe und gesund bin, aber allzeit bereit zu sterben für meinen Gott und meinen Kaiser und mein liebes Land Tyrol, wenn's Gottes Wille ist. Behüt's euch Gott. Selbsten geschrieben: Andreas Hofer, Oberkommandant im Land Tyrol. Kommt's bald." Sophie war ganz nachdenklich geworden, und nun sagte sie: „Schau, Marx, Du mußt doch ein recht braver Bursch sein, daß der Sandwirth so gar viel Vertrauen auf Dich hat."

„Weißt, man ist halt so brav wie man kann", sagte Marx und wickelte den Brief wieder sorgsam in's Tuch und steckte ihn in den Gürtel, dann rief er aber: „Blitz, hier spür' ich was. Schau', da hätt' ich bald was vergessen, was Dich freuen wird. Siehst das Kreuzel?"

„Was ist's damit?"

„Das hat der Sandwirth lange Zeit getragen und hat ihn wunderbar beschützt vor allem Unheil. Der Pater Haspinger — weißt der Kapuziner aus dem Klausener Klösterle, man nennt ihn den Rothbart — der Pater hat's mitgebracht aus Rom. Es ist vom

Digitized by Google

Papsten selbsten geweiht in der heiligen Osterwochen. Und schau', solch feines Kettle machen's nur in dem Venedig."

Laß schau'n, sagt Sophie und nahm das kleine Geschenk, es mit wahrer Andacht betrachtend, das ist aber ein feines merkwürdiges Kreuzel!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die mit so großem Geräusch und vielen Kosten ins Werk gesetzte Expedition, welche Herr von Heuglin nach Wadai führen sollte, um dort sichere Kunde über das Schicksal des Dr. Vogel einzuziehen ist nun zu Ende. Herr v. Heuglin hatte bekanntlich vorgezogen, mit Dr. Steudner einen Abstecher nach Abyssinien zu machen, so daß Werner, Munzinger und Th. Kinzelbach sich von ihm trennten und die Expedition nach Wadai allein antraten. Der Sultan von Darfur hatte aber auf das Gesuch, sein Land zu passiren, eine Antwort gesandt, die unter einer Menge von höflichen Worten die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Todes der Reisenden etwas stark in den Vordergrund stellt und sich dabei noch alle möglichen Anklagen zum Voraus verbittet. Unter diesen Umständen schien es ihnen gerathen, auf die Weiterreise zu verzichten. Die Hoffnung einer Erreichung Wadai's Seitens der deutschen Expedition beruht demnach, wie die geographischen Mittheilungen bemerken, fortan auf dem von Norden her vordringenden Herrn v. Beurmann (Sohn des Kurators der Universität Halle), und wenn man bedenkt, mit welcher Energie, wie auch mit welchem Erfolge derselbe schon in so kurzer Zeit und mit so geringen Mitteln vorgedrungen ist und Länderstrecken, die von Europäern noch nie betreten waren, durchreist und erforscht hat, so setzt man auf ihn mit Recht die größten Hoffnungen, Hoffnungen, die selbst von den englischen Konsular-Behörden in Tripoli und von den angesehensten Eingebornen Fessans getheilt werden.

Ueber den Staatskanzler Fürsten Metternich und Napoleon I. erzählt ein „alter Soldat" in der „Mil. Ztg." folgende Anekdoten, wie er sie aus des Fürsten Metternich eigenem Munde vernahm. „Sehen Sie," erzählte der Fürst, „mit dem alten Buonaparte (er betonte dabei stark das uo) lernte ich 1788 in Straßburg fechten; er war Artillerie-Lieutenant, ich Studiosus an der Universität. In Straßburg 1788 traf es sich denn, daß ich allsonntäglich mit Buonaparte bei ein und denselben Meister Fechtunterricht nahm, und der Zufall fügte, daß wir beide uns in Assaut gegenüber standen, wobei Buonaparte stets den Kürzeren zog. Wir trennten uns bald darnach, und nachdem ich in meiner diplomatischen Laufbahn dem Congresse in Rastatt 1799 beiwohnte, wurde meine Aufmerksamkeit auf denselben Buonaparte gelenkt der schon als General in Egypten neue Lorbeeren pflückte. Ich setzte mich mit ihm schon früher in Briefwechsel; unsere Bekanntschaft von 1788 in Straßburg gewann festere Bande und schien unlösbar, denn Buonaparte hatte mich als Kaiser immer in seine Nähe gewünscht, ohne zu ahnen, daß ich nichts weniger als seinen Launen ein gefügiges Werkzeug sein würde. Das Neujahr 1809 mag diesfalls das erstemal belehrt haben. Sie wissen, daß er bei der Gratulation im Beisein des diplomatischen Corps zuerst auf mich losging, in seiner geringschätzigen Art mich am Knopfe faßte und anherrschte: „Was will Ihr Kaiser von mir?" — „Daß Sie seinen Gesandten respectiren!" engegnete ich eben so ruhig als bestimmt. Ich muß bemerken, daß Buonaparte bereits in Kenntniß war von den Rüstungen, welche wir aufboten. Meine Antwort mag Buonaparte — Fürst Metternich pflegte Napoleon so zu nennen — imponirt haben, denn er entschuldigte sein rasches Wesen und trug mir auf, die freundlichsten Versicherungen meinem Souveräne mitzutheilen."

In Ibraila wüthete nach einer Mittheilung des „Pesther Lloyd" am 15. Oct. ein schrecklicher Orkan. Er dauerte acht Stunden und raste mit einer Heftigkeit, daß sich die ältesten Menschen nicht eines solchen Sturmes erinnern. Zu Lande hat das Unwetter viel Unglück unter Menschen und Vieh angerichtet, auf der Donau ist eine große Zahl von Schiffen an den Strand geworfen worden und die kleinern Fahrzeuge sind sämmtlich vernichtet. Die Zahl der Vermißten läßt sich nicht genau angeben, da noch täglich die Fluthen Leichname an das Ufer spülen. Während der Sturm am heftigsten raste, ist auf einem mit Holz beladenen Schiffe Feuer ausgebrochen und dasselbe gänzlich von den Flammen verzehrt worden. Am 16. Morgens um halb 3 Uhr wurde ein starkes Erdbeben verspürt, das gegen sechs Secunden dauerte.

Man beschäftigt sich in Paris gegenwärtig ernstlich mit der Einführung der Blechmusik bei dem weiblichen Geschlecht. Herr Alphons Sax junior, Bruder des bekannten Instrumentenfabrikanten, selbst aber ein ausgezeichneter Künstler, der durch die Erfindung seiner chromatisch-omnitonischen Sax-Hörner die Blechmusik auf einen bisher ungeahnten Höhepunkt der Vollkommenheit gebracht hat, empfiehlt aus sehr gewichtigen hygienischen und sozialen Gründen dem weiblichen Geschlecht Horn, Trompete und Posaune blasen zu lernen. Er fordert zur Bildung eines freiwilligen Damencorps auf, das er mit seinen schönsten Instrumenten ausrüsten, zu einem completen Orchester ausbilden und in einem halben Jahre dem Publikum vorführen will.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 149. Sonntag, den 14. Dezember. 1862.

Axel Fersen.

Hiſtoriſche Novelle.

(Fortſetzung.)

Die erſte heftige Aufwallung hatte ſich kaum bei Beiden gelegt, ſo ſtellte ſich auch die Reue ein; ſowohl Fersen wie der Lord fragten ſich ſelbſt ganz verwundert, wie ſie zu dieſem Streite gekommen ſeien, und hätte derſelbe nicht eben jene Zeugen gehabt, ſo wäre zweifellos ſofort eine befriedigende Ausgleichung nicht allein dieſer, ſondern aller anderen Differenzen, die ſich Madame Sullivan's wegen in ihr Verhältniß gedrängt hatten, zu Stande gekommen. In Paris war aber damals ein ſolcher Ehrenhandel, ſelbſt zwiſchen den beſten Freunden, ſo an der Tagesordnung, daß man ihm keine allzu hohe Bedeutung beizulegen gewöhnt war, die Klingen kreuzten ſich einmal, und man reichte ſich, wenn die Sache keinen üblen Ausgang genommen hatte, wieder als Freund die Hand, — damit war der Ehre und, wie in dieſem Falle, der Galanterie genügt. So dachten wenigſtens die jungen franzöſiſchen Kavaliere, Fersen und der Lord aber waren ernſteren Charakters, was ſchon in ihren Nationalitäten lag, und ſahen dem nächſten Tage mit unruhiger Spannung, die nicht ſich ſelbſt, ſondern dem beleidigten Freunde galt, entgegen. Wer von ihnen ſollte aber den erſten Schritt zur Verſtändigung thun?

Der Lord erwachte am Morgen in der übelſten Laune; er hatte nicht die mindeſte Luſt mehr, ſich mit Fersen zu ſchlagen, aber er ſuchte vergebens nach einem Mittel, die Sache beizulegen, ohne ſich ſelbſt in den Augen der Zeugen und beſonders Madame Sullivan's, die wahrſcheinlich erfahren würde, was ſich in ihren Salons zugetragen habe, zu kompromitiren. Während er in voller Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt noch überlegte, wurde ihm ein zierliches kleines Billet gebracht; der Ueberbringer, ein unbekannter Mann in Zivilkracht, hatte ſich nach Beſorgung ſeines Auftrages ſchnell wieder entfernt.

Wie es ſcheint, eine Damenhand, ſagte Crawford zu ſich. Aber ſiehe da! das Siegel führt die drei Lilien! — Was habe ich denn mit dem Hofe zu thun?

Das Papier enthielt folgende lakoniſche Zeilen:

Mylord, Sie ſind im Begriffe, ſich einer Madame Sullivan wegen mit Graf Fersen zu ſchlagen. Das Duell wird hoffentlich unterbleiben, wenn Sie beide erfahren, daß dieſe Dame, allerdings Wittwe eines in Oſtindien verſtorbenen Engländers Sullivan, und die aus Lucca gebürtigte Tänzerin Franchini, erklärte Maitreſſe Herzog Karl's von Würtemberg, die bekanntermaßen vor mehreren Jahren in Ungnade am Stuttgarter Hof gefallen iſt, ein und dieſelbe Perſon ſind. Beweiſe dafür zu finden, kann Ihnen wie Graf Fersen nach dieſer Anleitung nicht ſchwer fallen.

Dieſe von zierlicher Damenhand geſchriebenen Worte waren nicht mit einem Namen unterzeichnet.

Der Lord rieb ſich die Stirn, er begriff nicht, von woher das Billet komme, aber trotz ſeines Erſtaunens zweifelte er nicht an der Wahrheit der ebenſo einfachen als beſtimmten Mittheilung. Er dachte an den Schleier, den Madame Sullivan immer um ihre Vergangenheit gehüllt hatte, er erinnerte ſich an einzelne ihr entſchlüpfte Aeußerungen, die allerdings eine genaue Bekanntſchaft mit dem Stuttgarter Hofe vorausſetzen ließen und der Beweis für die ihm mitgetheilte Behauptung war wirklich leicht zu erhalten, wenn man ihn ſuchen wollte, denn die Franchini war eine zu ihrer Zeit genügend berüchtigte und bekannte Perſönlichkeit geweſen.

Nun, Fersen mag entſcheiden, ob das die Sache nicht ändert, ſagte er, ziemlich froh über ſeine Entdeck-

Digitized by Google

ung, obgleich er seine Eitelkeit dadurch doch ein wenig verletzt fühlte.

Ein paar Stunden später trafen sich die Gegner und ihre Zeugen auf dem Platze. Ueber das Gesicht des Lords streifte zuweilen ein eigenthümliches Lächeln, im Uebrigen bewahrte er vollkommen seine gewöhnliche Ruhe; Fersen schien unruhiger bewegt und sein Auge suchte oft das Crawford's, das ihm jedoch absichtlich auswich. Als die beiden Gegner sich ohne lange Vorbereitungen mit entblößten Degen gegenüberstanden, zog der Lord kaltblütig das am Vormittage erhaltene Billet hervor, steckte es auf die Spitze seiner Klinge und sagte, es mit halbem Lachen Fersen zeremoniell überreichend: Die Sache, die wir bei Morrisenia aufsuchten, Graf, war jedenfalls eine bessere als diese; lesen Sie dieses Schreiben, ehe wir die Klingen kreuzen, und wenn Sie gleich der unbekannten Schreiberin und mir denken, so ersparen wir zweien der besten Freunde dieses feindliche Rencontre.

Bei dem ersten Blicke auf die Adresse des kleinen Briefes röthete sich Fersens Wangen lebhaft; — er hätte sich sehr täuschen müssen, wenn er nicht die Handschrift der Königin vor sich hatte. Das Blut stieg ihm noch höher in die Wangen als er die wenigen Worte, die ihn doppelt überraschen mußten, las; Nichts hätte ihn als sicherer Beweis für die Wahrheit der Mittheilung dienen können, als eben diese Handschrift.

Von wem haben Sie dieses Billet erhalten, mein Lord? fragte er mit leiser unsicherer Stimme.

Lord Crawford war von seiner tiefen Erregung, die er sich nicht zu deuten vermochte, lebhaft betroffen; er urtheilte ganz richtig, daß sie nicht allein von dem Aufschlusse über die Franchini herrühren könne. Er erwiderte, daß ihm das Billet von unbekannter Hand zugestellt sei.

Sie haben Recht, Crawford, es war ein Mißverständniß, das eines Kampfes zwischen zwei Freunden nicht werth ist, sagte Fersen nach einer Pause, während er hastig den Degen einsteckte und zum Erstaunen der Zeugen dem Lord die Hand bot, die dieser freudig ergriff. Schweigen Sie vorläufig über den Inhalt dieses seltsamen Billets gegen Jeden, — wir werden indessen die Sache gemeinsam aufzuklären suchen.

Die beiden Männer umarmten sich mit neuen Freundschaftsversicherungen und theilten den Anwesenden mit, daß sie nach einer soeben erhaltenen Nachricht, die sie noch geheim halten müßten, sich unmöglich schlagen könnten und vollständig ausgesöhnt seien.

Sie wissen, von wem dieses Billet kommt? fragte der Lord gespannt.

Ja, ich weiß es, ich vermuthe es wenigstens sicher, erwiderte Fersen; — wenn ich nicht den geringsten Zweifel mehr hegen darf, sollen Sie alles wissen. Indessen lassen Sie uns fortan sorgsamer über unserer alten Freundschaft wachen.

Ich trug die Schuld an diesem unüberlegten Streite, Fersen, meinte der Lord gerührt, — verzeihen Sie mir.

Fersen nahm gleicherweise die Schuld auf sich; vollständig ausgesöhnt schritten sie Arm in Arm nach Hause.

Ob Marie Antoinette dem Lord und Fersen die Warnung hatte zukommen lassen? — woher sie von dem Streite Beider und ihrer so geheimnißvoll gehaltenen Verabredung so zeitig Kunde erhalten hatte? — Graf Fersen und durch dessen Mittheilung wieder Lord Crawford haben es vermuthlich allein erfahren und nie zu Anderen darüber gesprochen. Von diesem Augenblicke an mieden aber Beide das Haus der Madame Sullivan; wenige Tage später hatte ganz Paris sichere Nachrichten darüber, daß sie die bekannte Franchini sei, eine bedeutend ältere und weniger reiche Dame, als es den Anschein hatte und eine Woche später hatten sich mit ihrer plötzlichen Abreise ihre glänzenden Gesellschaftssalons geschlossen. Von dem in den letzten Jahren immer ernsten Antlitze Marie Antoinette's strahlte ein kleiner Triumph glücklicher Befriedigung, dessen Ursache man vergeblich nachspürte, und Graf Fersen wurde von ihr wieder mit derselben Güte und vertraulichen Freundschaft wie ehedem empfangen. —

Es gab nicht mehr einen König von Frankreich und Navarra, sondern einen König der Franzosen, nicht mehr eine königliche Machtvollkommenheit und königlichen Willen, sondern Ludwig von Gottes Gnaden und durch das konstitutionelle Gesetz des Staates.

Am 5. Oktober 1789 war das alte unbeschränkte Königthum mit dem gewaltsamen Einbruche des Volkes in das Versailler Schloß zusammengestützt, und am folgenden Morgen führte der betrunkene Pöbel von Paris seinen Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen in blutigem Triumphzuge nach Paris, und von da fiel täglich eine Schranke mehr vor der geheiligten Majestät.

Die Ausschweifungen, welche die französische Revolution in ihrem Gefolge mit sich führte, sind zu weltbekannt, als daß wir hier darauf zurückkommen wollten; sie mußten in der ganzen königlichen Familie die lebhafteste und ungeduldigste Sehnsucht erwecken, das Land zu verlassen, wie es schon viele Geschlechter des hohen Adels ausgeführt hatten, denn nur Demüthigung und Gefahr wartete dort ihrer. Der König selbst besaß noch das meiste Vertrauen zu seinem Volke; er war von jeher zu gutmüthig und vertrauungsvoll gewesen, um nur an die Möglichkeit eines so vollständig entfesselten Sturmes, wie er jetzt über ihn dahinbrauste, glauben zu können, vor allem fehlte es seinem Charakter an beweglicher Entschlossenheit; er setzte allen auf ihn gerichteten Angriffen wohl eine ruhige Würde und Festigkeit entgegen, aber es fehlte ihm an Kraft, einen entscheidenden Schritt zu thun, und sich selbst und seine Familie wenigstens persönlich zu sichern.

Die Königin dachte ganz entgegengesetzt: ihr wahrhaft königlicher Sinn vermochte nicht, die unzähligen

Digitized by Google

Demüthigungen, die sie insbesondere getroffen hatten, zu verzeihen und sich unter sie zu beugen, sie wurde nur von dem einen Wunsche beherrscht, Frankreich den Rücken zu wenden und es durch auswärtigen Einfluß dann wieder zum Gehorsam zu bringen; sie begriff recht gut, daß jede Maßregel der Nachgiebigkeit das zügellose Volk nur noch zu neueren Forderungen und Auflehnungen reizen könne. Das Unglück hatte damals ein innigeres Verständniß zwischen ihr und ihrem Gemahle herbeigeführt und gegenseitiges Vertrauen erweckt, dennoch wurde es ihr schwer, seine Unentschlossenheit zu bestegen, da nur wenige wirklich treu Ergebene zur Seite standen, die ihren Einfluß auf den König in gleicher Weise geltend zu machen wagten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pathe des Sandwirths.

Novelle von Bernhard v. Schellha.

(Aus der illustrirten Welt.)

(Fortsetzung.)

Gilt? — Und da hat mir der Sandwirth gesagt, ich möchte doch unterwegs, wenn's mich freute — meinst, daß mich's gefreut hat? — unterbrach er sich schelmisch lächelnd, — bei seiner lieben Pathe, der Sophie im Stubaythal, ansprechen und ihr sagen, daß er sie schön grüßen lasse und ihr das Kreuzel als ein Andenken verehre.

Das hat der Sandwirth gesagt? rief Sophie freudig überrascht, und Marxl versicherte: Das hat er gesagt, Wort für Wort.

Schau, Marxl, kein' größere Freud' hätt' er mir nimmer machen können! Sie hielt mit zwei Fingern den kleinen goldnen Ring und ließ das Kreuz in den einfallenden Strahlen der niedergehenden Sonne blinken; dann aber legte sie es an und bewegte sich vor dem sechs Zoll im Quierten haltenden Spiegelglase hin und her, denn es war zu klein, um das ganze Bild auf einmal aufzunehmen, und sie wollte doch genau sehen, wie jedes Glöckchen der Kette sich an den schön geformten Hals schmiegte, endlich frug sie: „Steht's gut?“ Marxl faßte sie an der Schulter, drehte sie um und betrachtete sie mit großem Wohlgefallen, dann sagte er: „Gar sauber.“ Aber weißt, der Sandwirth hat noch gesagt, Du sollst es auch dem Herrn Curat erzählen und nach dem Hochamt den Leuten zeigen und ihnen sagen, daß er gesund sei — denn sie glauben oft, er sei todt — und daß er sie grüßen lasse alle miteinander, das ganze Thal!“

Schon recht.

Und daß er kein' Ruh' gäbe, bis es aus wäre mit den Franzosen oder mit ihm selbsten.

Gott verhüt' das Unglück!

Und weißt, Sopherl, seine Stimme schwankte ein wenig und einen Augenblick fiel sein Auge zu Boden, dann aber sah er sie fest und treuherzig an, da möcht' ich schon auch gern noch was dazu thun zum Kreuzel — freilich, es ist gar wenig für eine reiche Bauerntochter, aber ich bin halt ein armer Bursch.

Geh', Marxl, was führst denn für sonderliche Reden, hab' ich Dich ja nimmer so demüthig gehört. Was ist's denn noch mit dem Kreuzel? Marxl hatte während der Zeit in die Tasche gegriffen und schönes, blankes Gold hervorgezogen, das er ihr hinhält: Schau', da hat mir der Sandwirth diese Hand voll Zwanziger geschenkt, weil ich so brav war an der Pontlatzer Brücken und am Berg Isel. Magst sie?

Bist Du ein lieber Narr! rief Sophie herzlich und verzagt. Gib's her. Ist Dir schon besser, ich hab's Dir auf, wie die Weinwirthe. Aber sein sind sie, setzte sie, den kleinen Schatz betrachtend, hinzu, da werd' ich Löchlein durchschlagen und zum Sonntag ist der Halsschmuck fertig. Marxl, erfreut über diese Annahme, kehrt seine Tasche um und legt die beiden noch gefundenen zu den andern: Aber einen Kuß gibst mir dafür? Sophie, beide Hände voll Geld, streckt die Arme über seine Schultern und gibt ihm den verlangten Kuß; er aber, auf dem Gipfel der Glückseligkeit, kannt nur Eine Manier sie auszudrücken, er umfaßt seinen Schatz mit den kräftigen Armen, hebt ihn hoch in die Luft und stößt einen jubelnden Jauchzer aus. Das war nun freilich nicht gerade der glücklichste Moment dazu, denn die Thüre hatte sich geöffnet, und ein ältlicher Mann von Mittelgröße mit kleinen funkelnden Augen in dem knochigen Gesicht stand auf der Schwelle und rief: „He, das geht ja lustig her! Seit wann ist des Oberbauern Haus denn ein Wirthshaus geworden?“

Sophie hatte den Vater eintreten sehen und sich gewaltig in Marxl's Armen gesträubt; doch dieser, der den Rücken der Thüre zu kehren, hatte nicht darauf geachtet, jetzt freilich ließ er sie schnell auf den Boden, eine gewaltige Verlegenheit überkam ihn, und er wagte nicht, sich umzuwenden und dem erzürnten Bauer in's Gesicht zu sehen, der nun eintretend fortfuhr: wo man jauchzt und tanzt und — gar auch Wein schenkt. He, Sophie, was hast denn für einen vornehmen Gast, den Du so hoch aufnimmst? Er war mit schleichenden Schritten am Ofen vorbei um Marxl herumgegangen, doch als er dessen Gesicht sah, blieb er vor Ueberraschung, aber keineswegs freudigen, stehen, stemmte die Hände in die Seiten und rief: Ich glaub' gar der Marxl? Was hat der Wetterbursch im Haus des Oberbauern zu suchen? Hab's ihm doch klar genug gesagt, daß 's Nichts ist mit der Liebschaft mit der Sophie! und zu dieser gewendet: Marsch hinaus!

Sophie hatte während der bösen Anrede des Vaters an Marxl leise und vorsichtig ihren kleinen Schatz in die Tasche gesteckt, um ihn nicht durch seinen Silberklang dem Vater zu verrathen, der für solche Töne ein sehr empfängliches Ohr hatte; jetzt tritt sie zu Marxl, der sich schon aus seiner Verlegenheit gerissen und bereit ist, in den Trotz überzugehen, reicht ihm die Hand und sagt:

Digitized by Google

Behüt' Gott, Marxl! Dann geht sie hinaus und der Oberbauer wendet sich wieder zum Marxl, der mit fester Stimme sein „Behüt' Gott" gesagt hatte: Willst's noch einmal hören, weil's Dich so g'freut?

Hab's schon gehört, und hör' andere Leute lieber als den Oberbauern!

Warum kommst in mein Haus? Hab' ich Dich, mein' Seel'! nicht gerufen.

Kam auch nicht zu Euch, kam zur Sophie.

Magst sie nicht auslassen? Glaub's schon, daß die reiche Bauerntochter dem Bettler ansteht.

Hab' noch nicht gebettelt, nicht bei Dir, und bei Niemandem, und ist nicht, wie Du denkst. Der Sandwirth, Deiner Frauen Bruder, hat mich hergeschickt, hatte einen Auftrag an seine Pathe. Wirst schon nichts dawider haben, wenn ich Dir Geld in's Haus trage.

Vom Sandwirth Geld? Das möcht' wohl ein Sperling über den Ferner tragen! rief der Bauer und brach in ein lautes spöttisches Gelächter aus, das die Adern von Marxl's Stirn schwellen machte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Heute, schreibt man der Danz. Z, 25. November aus Bromberg, ist die von der hiesigen „Bergbau-Aktien-Gesellschaft" Welchselthal in England angekaufte Straßen-Lokomotive hier eingetroffen, die erste, welche auf dem Kontinent in Betrieb gesetzt wird. Die Gesellschaft verfolgt damit den Zweck, den Transport größerer Massen Braunkohlen aus ihrer Grube „Marie", 2½ Meilen von hier an der nach Poln. Krone führenden Chaussee gelegen, nach Bromberg zu bewirken. Die Konsumtion von diesem Brennmaterial hat hier und in der Umgegend in dem Maße zugenommen, daß die Anfuhr derselben durch Pferde nicht mehr zu bewältigen ist. Die Lokomotive wiegt inkl. des Wasservorrathes 170—180 Ztr. und soll, die Meile in 1½ Stunden zurücklegend, 6 Wagen à 80 Zentner Kohlen fortbewegen können. Der Schornstein ist mit einem Funkenfänger und der Aschenkasten mit einer zweckentsprechenden Vorrichtung versehen, so daß beim Passiren von mit Stroh bedeckten Häusern und durch Forsten jede Feuersgefahr vermieden wird. Die hiesige königliche Regierung, sowie die städtische Polizeiverwaltung hat aus diesem Grunde sowie überhaupt bei jeder sonstigen Sicherheit, welche der Betrieb dieser Maschine und deren Transportwagen auf öffentlichen Straßen gewährt, jede ängstlichen Bedenken, welche sich dagegen geltend machen wollten, als unbegründet erachtet und die Genehmigung zum Betriebe ertheilt. — Nachschrift. Soeben hat die erste Probefahrt vom Bahnhofe nach der Stadt mit dem besten Erfolge stattgefunden. Die Maschine arbeitet sehr ruhig und geht solid und sicher, sowie auch deren Steuerung eine sehr sichere ist. Von dem Schnauben der Eisenbahn-Lokomotive keine Spur, weßhalb auch Pferde ruhig daran vorübergehen. Die Maschine ruht auf vier Rädern, wovon die beiden vordern 10 Zoll, die hintern 12 Zoll Breite haben. Quer über dem Kessel liegt die Betriebswelle, links mit einem Schwungarde versehen, welches in ein Kammrad greift, von dessen Welle eine breite starkgliedrige Kette die Axe der Hinterräder in Bewegung setzt. Vor dem Kessel sitzt der Steuermann der mit Leichtigkeit das Steuer, das auf einem Rade ruht beliebig drehen und wenden kann.

(Eine neue Danae.) Der „Salut Public" erzählt folgende Geschichte: Als neulich ein Weib, das in der Nähe von Lyon Schafe hütete, von einem heftigen Sturme überrascht wurde, flüchtete es sich unter einen alten Baum. Gleich darauf brach der Sturm einen Ast ab, der in Begleitung zahlreicher Goldstücke dem Weibe zu Füßen fiel. Als die erstaunte Schäferin emporblickte, bemerkte sie an der Stelle, von welcher der Ast gerissen ward, ein großes Loch und fand, als sie ihre Hand hineinsteckte, einen weitern Vorrath von Goldstücken im Betrage von ungefähr 20,000 Francs. Die Nachricht von dem Funde verbreitete sich rasch im Dorf und jeder verlor sich in Muthmaßungen, woher das Geld gekommen sein mochte. Endlich lösten einige der älteren Einwohner das Räthsel, indem sie sich erinnerten, daß vor ungefähr 30 Jahren in der Nachbarschaft ein reicher Grundbesitzer von seinem Diener ermordet und beraubt worden war. Der Diener wurde vor Gericht gestellt und hingerichtet, aber er hatte nie angeben wollen, wo er das Geld versteckt hatte. Man glaubt nun, daß der Schatz, der als goldener Regen in den Schooß der Schäferin floß, von jenem Morde herrühre.

(Waldeck ist alle.) In ein Bierlokal in Berlin kam vor einigen Tagen Abends ein Händler mit Gypsfiguren. Er zeigte Klopstock, Göthe u. a. m. Er wurde gefragt: Haben Sie Waldeck, Schulze-Delitzsch u. s. w. „Ach leider," erwiderte der Händler, „Waldeck ist alle, ich habe heute schon ein halbes Hundert verkauft."

Rebus.

Auflösung des Rebus in Nr. 146.

„Nur Form ist Vieles auf Erden"

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würzburger Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 150. Dienstag, den 16. Dezember. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Zu diesen Wenigen gehörte Graf Axel Fersen. Er war mehrere Jahre abwesend gewesen, denn König Gustav III. hatte ihn von Paris nach der Heimath berufen und daselbst im Staatsdienst beschäftigt, bald nach dem Ausbruche der Revolution war er im königlichen Auftrage zurückgekehrt, um durch diplomatische Unterhandlungen bei dem Auslande dahin zu wirken, daß man die königliche Familie Frankreichs in jeder Weise unterstütze. Fersen hatte dieselben Gefühle, die er mit sich genommen, für Marie Antoinette wieder mitgebracht; die Revolution und die maßlose Zügellosigkeit, mit der sie auftrat, empörte ihn tief, und wenn die Jahre auch die heiße Leidenschaftlichkeit in ihm gedämpft hatte, so war Marie Antoinette doch noch immer die Frau, der er die ganze Neigung seines Herzens zutrug und deren Glück er jedes Opfer gebracht haben würde. Die Zeit, die solche erforderte, war jetzt da; Fersen bemitleidete die Königin, und fürchtete für sie auf das Höchste, darum war er entschlossen, alle seine Kräfte an ihre Rettung zu setzen und rieth ihr entschieden, ihren Gemahl zu einem Fluchtunternehmen zu bewegen.

Der damalige König von Schweden, der ritterliche Gustav III., wünschte ebenfalls, daß er in diesem Sinne auf die königliche Familie wirke; er that noch mehr und begab sich selbst in die Bäder von Aachen, um die Flüchtigen daselbst in Empfang zu nehmen und bei allen europäischen Höfen dann in Person für die Restauration des Königthums in Frankreich wirken zu können. Fersen folgte also nicht allein dem Antriebe seines Herzens, sondern auch der seinem Souverän schuldigen Pflicht, wenn er das königliche Paar und seine Kinder aus den drohenden und blutbefleckten Händen der Pöbelherrschaft zu befreien bestrebt war.

Die königlichen Prinzen und Prinzessinen, der Hofadel bis auf wenig Treugesinnte, waren damals schon über die Gränze entflohen und bereiteten durch die Emigrantenverbindungen im Auslande und drohende Noten, die sie von den fremden Höfen gegen die Nationalversammlung erwirkten, dem Könige nur noch größere Verlegenheit und Gefahr. Das französische Volk bewachte in Folge dessen sein Herrscherpaar in dem Tuilerienschloß als vollständige Gefangene, und der edle aber schwache Lafayette, den Marschall Bouillé, entschiedener Royalist und ergebener Soldat des Königs, „einen eingebildeten Schwärmer, berauscht von der Gunst des Volkes, und unfähig, die Stütze der Monarchie zu sein," nannte, gab sich als Oberkommandirender der Pariser Nationalgarde dazu her, diese schimpfliche Bewachung zu leiten.

In diesem Stande befanden sich die Dinge im Frühjahr 1791 in Paris.

An einem dieser regnigen und trüben Frühjahrsabende — es war in den letzten Tagen des Mai — betraten zwei tief in einfache Mäntel eingehüllte Männer die Tuilerien, die damals sowohl an den Thoren, als im Innern mit Wachen und Posten der Nationalgarde überreichlich besetzt waren. Diese Vorsicht galt allein der königlichen Familie, denn schon seit längerer Zeit hatten sich Gerüchte von einer beabsichtigten Flucht derselben verbreitet, was indessen der König, sowie die Königin entschieden und mit großer äußerlicher Ruhe ablengneten; man sagte nicht gerade heraus, daß man es für nöthig finde, sie zu bewachen, aber man entschuldigte diese kränkenden Maßregeln mit Gerüchten von gewaltsamer Entführung des Königs und der Seinigen durch die Emigranten u. dergl., dabei durften Ludwig und seine Gemahlin ohne Begleitung von Offizieren der Nationalgarde weder ausfahren noch gehen.

Digitized by Google

Auf den Höfen der Tuilerien fand, selbst zu dieser späten Abendstunde noch, stets der lebhafteste Verkehr statt; die Posten an den Ausgängen ließen daher Alles passiren und examinirten nur diejenigen, die gerade ihren besonderen Verdacht erregten. Dies war bei den erwähnten beiden Männern nicht der Fall, und unangefochten schritten sie über den sogenannten Hof der Prinzen. Ein Quergebäude trennte denselben von dem königlichen Hof.

Als die Beiden sich dem letztern Gebäude genähert hatten, blieben sie, wie zufällig im Gespräche begriffen, stehen, warteten einen Moment ab, in dem sie von den Ab- und Zugehenden nicht beobachtet werden konnten, und schlüpften dann seitwärts in den tiefen Schatten. Eilig und in tiefem Schweigen ihren Weg fortsetzend, erreichten sie eine Thüre, die seltsamerweise von keinem Posten bewacht wurde, wie alle übrigen, und der eine von ihnen klopfte dreimal und in gewissen Pausen so leise an dieselbe, daß das Geräusch nur von einem innerhalb Wartenden vernommen werden konnte.

Gerade dieser Theil des Schlosses schien ganz ausgestorben; an keinem Fenster in der Nähe der Thür zeigte sich Licht. Es war die ehemalige Wohnung des vor einiger Zeit ausgewanderten Herrn von Villequier, ersten Kammerherrn des Königs; sie stand jetzt leer, deßhalb hatte man wohl auch nicht für nöthig gefunden, sie bewachen zu lassen.

Unmittelbar nach dem Klopfen drehte sich von innen leise ein Schlüssel und die schwere Thür wurde geräuschlos geöffnet. In der Finsterniß ließen sich nur undeutlich die Umrisse einer weiblichen Gestalt erkennen und als sie bei dem Anblicke der Männer überrascht zurückwich, flüsterte ihr der zuerst Eintretende zu: „Erschrecken Sie nicht, Frau von Tourzel, — ich bin es, Graf Fersen, und Ihre Majestät erwartet meinen Begleiter ebenfalls."

Die Thür schloß sich wieder, und die drei Personen schritten nun vorsichtig durch eine Reihe finsterer und, wie es schien, ganz leere Zimmer fort, bis die schweigsame Führerin an eine andere verschlossene Thüre klopfte. Als sie diese auf ein von innen gesprochenes Wort öffnete, befand man sich in einem ebenfalls leeren und nur schwach von einer einzigen Wachskerze erhellten Zimmer.

Ein einfacher Sessel machte die ganze Ausstattung dieses zur Zeit unbewohnten Gemaches, und auf ihm saß in ein unscheinbares mantelartiges Gewand gehüllt, die Königin von Frankreich. Als die Herren, die ihre Mäntel im Vorzimmer abgelegt hatten, eintraten, erhob sie sich lebhaft und ging ihnen mit kurzem, freundlichem Gruße ein paar Schritte entgegen.

Marie Antoinette's Antlitz war ernst, aber ungeachtet der peinlichen Lage, in der sie sich allem Anschein nach befand, ruhig und unbefangen; ein schwacher Strahl von Freude zuckte jetzt darüber, als sie Fersen und dann Lord Crawford die Hand zum Kusse bot. Frau von Tourzel, die Erzieherin der königlichen Kinder, hielt sich bescheiden zurückgezogen.

„Ihr Freund, Lord Crawford, der uns in diesem Augenblicke der Noth so uneigennützig seine Hülfe anbietet?" fragte die Königin freundlich, und als Fersen es bejahte, fuhr sie, zu dem Lord gewandt, lächelnd fort: „Wir können Sie in Unserem Schlosse nicht mit königlichem Glanze empfangen, mein Lord, wenn Ihnen aber Unsere Sicherung, wie hoch Wir gerade unter diesen Verhältnissen die wenigen Uns gebliebenen Freunde schätzen, einen Ersatz geben kann, so wollen Wir Sie damit empfangen."

Der Lord versicherte in weniger gekünstelten, als von Herzen kommenden Worten, wie glücklich er sich schätze, der hohen Frau vorgestellt zu werden, und wie er, von Ehrfurcht für die leidende Majestät erfüllt, bereit sei, seine letzten Kräfte an ihre Befreiung aus dieser unwürdigen Lage durch den von Ihrer Majestät Einsicht und Fersens Mitwirkung entworfenen Plan zu setzen.

„Die Stunde ist nicht mehr fern, in der dieser Plan zur Ausführung kommen muß," erwiderte die Königin. „Ich habe gute Nachrichten für Sie, Fersen, und Ihnen, mein Lord, glaube ich mein n Dank und mein unbeschränktes Vertrauen jetzt nicht besser beweisen zu können, als daß ich Sie zum Mitwisser derselben mache. So hören Sie, meine Herren: Der König ist zur Abreise entschlossen, und hat heute Morgen an den Marquis de Bouillé geschrieben und ihm befohlen, Alles zur Sicherung Unserer Person anzuordnen."

Marie Antoinette, deren Gesicht bei dieser Mittheilung vor Freude und Hoffnung strahlte, ließ sich bei diesen Worten wieder auf den Stuhl nieder und erwartete triumphirend, wie jene von beiden Herren aufgenommen wurde. Es geschah dies ganz so, wie sie erwartet hatte, denn die freudigste Ueberraschung sprach sich auch in ihren Zügen aus.

Gott segne den Entschluß Seiner Majestät! sagte Fersen aus erleichtertem Herzen. Herr von Bouillé ist ein zuverlässiger und umsichtiger Diener des Königs und es läßt sich nicht daran zweifeln, daß die Reise zu dem glücklichen Ziele führen wird, die geheiligten Personen Eurer Majestäten wieder sicher zu stellen und Frankreich dem Frieden und der legitimen Macht seines edlen Herrscherhauses wieder zu geben.

Nur in dieser gerechten Hoffnung haben Wir Uns entschlossen, Unsere Hauptstadt zu verlassen, meinte die Königin, mehr zu Crawford gewandt, denn ihr Stolz sträubte sich heimlich doch gegen die nothwendig gewordene Maßregel, — und so Gott will, werden wir in Kurzem, über die Emeute triumphirend, nach Paris zurückkehren. Mein hoher Gemahl will nicht Frankreich verlassen, sondern sich nur in die Gegend von Montmédy unter den Schutz seiner treuen Truppen begeben; von dort aus werden Wir der Nationalversammlung die von der Würde der Krone unzertrennlichen Bedingungen vorschreiben.

Sie entwickelte nun den Herren den ganzen Plan,

Digitized by Google

nach dem man die Straße über Varennes zur Flucht wählen wollte und Marschall Bouillé bei Montmédy ein ansehnliches Korps, aus den fremden, jetzt noch allein zuverlässigen Regimentern bestehend, bilden, und die ganze Reiseroute durch ausgesendete kleine Kavalleriedetachements, die sich nach und nach dem königlichen Wagen anschlössen, sichern sollte. Die Hauptschwierigkeit schien nur noch das unbeachtete Entkommen aus den Tuilerien und Paris am Abend des 19. Juni, dem zur Abreise bestimmten Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pathe des Sandwirths.

Novelle von Bernhard v. Scheliha.

(Aus der Illustrirten Welt.)

(Fortsetzung.)

Es ist nicht Brauch im Land Tyrol, daß man Geschenkstücke in der Art aufnimmt, rief er, und ich bin der Bote des Sandwirths und sieh' ihm näher als Du glaubst, und leih's nimmermehr, daß Du ihn so gemein machst — daß Du's weißt!

Wirst leiden, was Du mußt! rief der Bauer erzürnt, doch fuhr er höhnisch freundlich fort: Stehst dem Sandwirth näher, als ich denke? Bist vielleicht sein Hauptmann?

Kann schon sein.

Schau', Schau'! hätt' nimmer geglaubt, was der Marxl werden kann. Würd' eine große Ehre sein, wenn der Herr Hauptmann oder Herr Obrist oder Herr General des Oberdauern Sophie zur Frau nehmen möcht'.

Sprecht nur so spottweis, werdet schon ernstlich sprechen, wenn der Sandwirth die Franzosen wird hinausgeschlagen haben und ich werde kommen als sein Lieutenant mit rechtmäßiger Beute und werde fragen: wie theuer Dein Hof, Oberdauer?

Wie die Giftschlange aufschwillt, wenn sie beißen will und viel scheunlicher ist wie je, so auch verwandelt sich der boshafte Mensch in dem Augenblicke, wo er seinen Pfeil losdrückt, zu einer wahren Teufelsfratze, d. h. wenn er sich nicht verstellen muß, sondern mit voller Lust seiner Nichtswürdigkeit genügen kann; das Gesicht des Bauern verzerrte sich also wie er sagt:

Meinst? — Und weißt, was ich meine? ich meine, ich werd' in acht Tagen in Insbruck den Marxl fragen: Herr Lieutenant, wie schmeckt das Erschießen?

Dank' für die gute Meinung.

Kein' Ursach', gönn' Dir die Freud'! rief der Bauer, wüthend darüber, daß er Marxl nicht hatte erschrecken können, und euch Allen, euch Lumpen, die ihr dem Hauptlump folgt und die Franzosen aufsetzt, daß sie uns die Höfe verbrennen und Kriegssteuern auflegen, wer weiß wie hoch! Freilich, ihr braucht Nichts zu zahlen, warum? — weil ihr Nichts habt. Aber wir leiden's nimmermehr, daß ihr Bettler das Land verderbt!

Und ich leid' Dein Schimpfen auch nimmer! rief Marxl, und dem Sandwirth werd' ich Deine Freundschaft melden.

Thu's, meld's ihm! Mit seiner Herrschaft ist's schon gar. Geschreibt sind die Franzosen, vor eure Stuben kommen sie euch nimmer, aber zehntausend Gulden haben sie ausgesetzt für den, der den Sandwirth verräth; und ich sag' Dir, der Mann mit den zehntausend Gulden wäre mir zehntausendmal lieber als der Sandwirth selber oder gar sein Lieutenant!

Daß sie Dir im Hals stecken bliebe die Lüge! rief Marxl; der Bauer dagegen: Glaubst's nicht? Glaubst's nicht? und ein gebrochenes Druckblatt aus dem Gürtel ziehend und mit beiden großen Händen glattschlagend: Da lies! Glaubst's nun? Marxl durchlas die Proklamation, und sie zurückgebend sagte er: Aber kein Judas wird sich finden in Tyrol, der den Sandwirth um das Sündengeld verräth.

Meinst? rief der Bauer. Meinst wohl, daß die Tyroler kein Geld nehmen von den Fremden? ich meine, Zehn finden sich für den Einen! Und wenn ich's könnt', ich thät's selber. Zehntausend Gulden für den Landverderber! Niederbauers Hof kauft' ich dazu und die Leute würden eine Achtung haben vor mir, wie vor Keinem im Thal, nicht vor dem Herrn Curat.

Pfui! Ihr seid kein Tyroler mehr! rief Marxl entrüstet, Franzos sid Ihr geworden!

Was wär's auch Schlimmes! Die Franzosen haben Geld. Und Du, Du thät'st auch geschreibter, wenn Du nicht mehr mit dem verlorenen Mann hätt'st. Erwerben wirst Nichts und Deine gesunden Glieder kannst einbüßen und kannst betteln gehen. Freilich — wer weiß — vielleicht ist Dir's bloß um den guten Vorwand.

Nun aber ist's aus! schrie Marxl. Ihr seid ein Lump, ich sag's Euch, ehrliche Bursche zu beschimpfen!

Beweis' Deine Reden! He! was schafft ihr unnütze Bursche? Das Heu kann verfaulen, das Vieh sich verstürzen. Ihr lauft über die Berge und seid's müd, kommt ihr mit dem Stutzen zu einem Bauer und schreit: Deinen besten Braten und Deinen besten Wein! Grad, als ob's so sein müßte, daß man für euch Schlemmer arbeitet! Marxl horchte auf und fand schnell den übermüthigen Ton, den die Bauern fast immer haben, wenn sie Geld besitzen: Will's da hinaus! Um euren Wein ist's Euch! Was kostet denn die Maas von Eurem Rothen? Bei diesen Aussichten schlug plötzlich der Bauer zu grinsender Freundlichkeit um: Willst zahlen, Marxl?

Was kostet die Maas?

Ein Zwanziger ist schon nicht zu theuer.

Marxl sagt „hier" und greift würdevoll in die Tasche — in die leere.

Jetzt erst fällt ihm ein, er hat sie ja Alle der Sophie gegeben, aber doch sucht er noch, vielleicht ist Einer sitzen geblieben. Aber nein, er hat ja die Tasche umgewendet. Er sieht da wie das Bild des Erbarmens — so schnell von der Höhe wieder herabgefallen. — O was ist ein Mensch ohne Geld!

Digitized by Google

Der Oberbauer sieht aufmerksam Mazi's Bemühungen zu, und der Hohn mischt sich wieder in sein Grinsen, als er sagt: Haben sich verlaufen die silbernen Lämmer? Mazi aber entgegnet aufrichtig und treuherzig: Meiner Seel', Oberbauer, ich hatte vor einer Stunde noch die ganze Tasche voll neuer — blanker — aber — Aber, ruft der Oberbauer jetzt um so wüthender durch die getäuschte Hoffnung, aber wenn ihr zahlen sollt, was ihr verschlemmt, so weist sich die volle Tasche als leer. Nun sprech' ich pfui! über solch' prahlerische, lügnerische Bursche wie Du und Deinesgleichen. — Große Rede führt ihr und betrügt ehrliche Leute!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Jefferson Davis, der gegenwärtige Präsident der conföderirten Staaten Nordamerika's und ihr leitender Geist, ist ungefähr 55 Jahre alt und in Kentucky geboren, wenn auch der Staat Mississippi, in dem er lange lebt und bedeutenden Grundbesitz hat, ihn als den Seinigen betrachtet. In der Militär-Akademie von Westpoint erzogen, diente er nacheinander im ersten Infanterie- und Dragoner-Regiment und zog sich im Jahre 1835 ins Privatleben zurück. Beim Ausbruche des mexicanischen Krieges saß er im Congreß, vertauschte jedoch bald seinen Sitz mit dem Commando eines freiwilligen Schützen-Regiments, an dessen Spitze er ins Feld zog. Als Anerkennung seiner am Rio Grande geleisteten Dienste wurde er vom Congreß zum Brigade-General ernannt, doch lehnte er diesen Titel ab, weil er gleichzeitig mit ihm vielen Unwürdigen aus bloßen Partei-Rücksichten verliehen worden war.

Von 1847—1851 finden wir ihn als Senator von Mississippi wieder in den Reihen der Congreß-Mitglieder, unter denen er eine hervorragende Rolle spielte.

Als Kriegsminister, unter General Pierce's Präsidentschaft, erwarb er sich durch seine administrativen Fähigkeiten den Beifall des Landes, durch seine Sorge für das Loos der Soldaten die Sympathien der Armee.

Er ist groß, mager, von dunkler Gesichtsfarbe, wie die meisten Bewohner der Südstaaten, zeigt eine breite Stirn und tiefliegende, glänzende Augen. Sein Gesichts-Ausdruck ist nachdenkend, ans Melancholische streifend, und in Folge einer bei der Schlacht von Buena Vista erhaltenen Wunde hinkt er ein wenig. In dieser Schlacht war es, wo er sich mit seinem Schwiegervater versöhnte. Als sehr junger Mann hatte er sich nämlich in ein reiches Mädchen, die einzige Tochter des Generals Zacharias Taylor, verliebt und war mit ihr geflohen. Der alte General hatte seitdem von dem jungen Ehepaare nichts hören wollen; da fügte es der Zufall, daß sein Schwiegersohn als Commandant der freiwilligen Schützen aus Mississippi in Mexiko unter ihm diente und bei der Schlacht von Buena Vista unter seinen Augen einen Sturmangriff auf den vordringenden Feind ausführte, welcher das Schicksal des Tages entschied. Jefferson Davis lag verwundet im Felde, der alte General ließ sich zu ihm führen, ergriff seine Hand und rief: „Ich verzeihe Dir Deine rasche Heirath, mein Junge, auf einen solchen Sohn darf jeder Vater stolz sein." Von da an waren die Beiden gute Freunde.

Jefferson Davis aber sagte dem Heere Lebewohl, sowie der Friede abgeschlossen war.

(Rache.) In Gothenburg ist in diesen Tagen ein Gewürzkrämer, Namens Anderson, vor Gericht gestellt worden, weil er, um sich für verschmähte Liebe zu rächen, dem Gegenstande seiner Inclination, einer hübschen, etwas kurzsichtigen Dame, ein Paket zugeschickt hatte, in welchem sich eine Mischung von Knallquecksilber und gestoßenem Glase befand. Als die Dame dies Paket mit dem Messer eröffnete, erfolgte eine starke Explosion, durch welche sie nicht unerheblich im Gesicht verletzt wurde, aber doch nicht, wie bezweckt zu sein schien, den Gebrauch ihrer Augen verlor.

Der Dichter Uhland reiste gern und viel und erlebte manches hübsche Abenteuer. Einmal trat ein vornehmer Herr an ihn heran und fing ein Gespräch an, plötzlich aber brach er es ab. Ich glaubte mit Herrn Uhland zu sprechen und irrte mich, entschuldigen Sie!" sagte er. Uhland lächelte und sagte nichts. — Schlimmer noch erging es ihm auf einem rheinischen Dampfschiff. Ein Schädelkundiger untersuchte die Köpfe der Reisenden, um deren Beruf zu ermitteln. Uhland's Kopf untersuchend, erklärte er ihn für einen Uhrmacher und setzte entschuldigend hinzu: es kann nicht Jeder Dichter sein!

„Bescheidenheit, Bescheidenheit! verlaß mich nicht bei Tische, und gieb, daß ich zu jederzeit das beste Stück erwische!" Die Verlagsbuchhandlung von Louis Gerschel in Berlin erläßt ein Circulär an die Redaktionen von Zeitschriften, in welchem sie bittet, von vier beigefügten lobenden Kritiken des in ihrem Verlage erschienenen Steffens'schen Volkskalenders eine abzudrucken. Nachdem dies geschehen sei, also nachdem die Zeitungs-Redaction, ohne den letzten Jahrgang des Kalenders selbst zu kennen, ihn gelobhudelt hat, wird ihr vom Verleger — — ein Freiexemplar versprochen. Eine kindliche Naivetät — besonders wenn wir dabei bemerken, daß die beigefügten vier Auswahlskritiken nicht etwa anderen Zeitschriften entnommen, sondern ebenfalls Verlagsartikel des Hrn. L. Gerschel sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würzburger Stadt- und Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 151. Donnerstag, den 18. Dezember. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Es wurden nun hin und her Pläne darüber entworfen, bis man sich endlich einigte; der König hatte seiner Gemahlin alle Anordnungen überlassen, denn er selbst fühlte sich zu ungewandt dazu. Das Zimmer, in dem man sich eben befand, gehörte zur Wohnung der Frau von Rochereuil, einer Hofdame, die man nicht in das Geheimniß hatte ziehen wollen, und stieß unmittelbar an die Gemächer der königlichen Kinder, andererseits wieder an die leerstehende und von den Wächtern unvorsichtigerweise ganz unbeachtet gelassene Wohnung des Herrn von Bellequieur. Die Königin hatte dieses Zimmer, ohne Verdacht zu erregen, unter dem Vorwande, die Wohnung ihrer Tochter vergrößern lassen zu wollen, an sich gebracht und Madame de Rochereuil andere Räumlichkeiten angewiesen; die Schlüssel zu den Thüren, die bis auf den Hof der Prinzen führten, waren in ihren Händen, und dies schien der geeignetste Weg, unter einer Verkleidung aus dem Schlosse zu kommen, wobei man allerdings noch auf das Glück, von keinen Begegnenden erkannt zu werden, rechnen mußte. Fersen und Crawford erboten sich, als Kutscher oder Bediente verkleidet, die königliche Familie mit einem gemietheten Wagen an der Ecke der Straße de l'Echelle zu erwarten und bis zur ersten Poststation zu bringen, wo ein bequemerer Reisewagen und frische Pferde bereit stehen sollten.

Ich weiß, daß Sie leicht ein Opfer Ihres großmüthigen Anerbietens werden können, sagte die Königin, Fersen die Hand reichend, — dennoch nehme ich es von Ihnen am liebsten an.

Nachdem Alles genügend besprochen worden, verabschiedeten sich die Herren und verließen auf demselben Wege, wie sie gekommen waren, wieder das Schloß.

Was Crawfords Betheiligung an diesem gefährlichen Unternehmen anbetrifft, so müssen wir noch hinzufügen, daß er, als Fersen vor einigen Jahren in sein Vaterland zurückkehrte, ebenfalls die Heimreise nach England angetreten hatte. Der vorübergehende Streit wegen Madame Sullivan's hatte ihre Freundschaft nur noch inniger geschlossen, sie blieben in fleißigem Briefwechsel, und als Fersen wieder in Paris eintraf, entschloß sich auch der Lord, ihn daselbst aufzusuchen und einige Zeit mit ihm zusammen zu verleben. Fersen's sich zuweilen kundgebende innere Unruhe wegen des Planes zur Rettung der königlichen Familie konnte seinem vertrauten Freunde, der bei seinen monarchischen Prizipien die Revolution entschieden verdammte, nicht verborgen bleiben, und als dieser ihm endlich auf das Entschiedenste erklärte, daß er sich jedem gefährlichen Unternehmen des Grafen aus Freundschaft anzuschließen gedenke, mußte Fersen seinen Bitten nachgeben und ihn in das Geheimniß einweihen. Jeder ergebene und zuverlässige Helfer war damals von Wichtigkeit, denn es gab nur Wenige, denen man sicher vertrauen durfte, die Umgebung der königlichen Familie selbst bestand fast nur aus Spionen. So wurde Crawford, mit Erlaubniß der Königin, zu den Eingeweihten gezogen und widmete sich dem Plane theils aus Begeisterung für die königliche Sache, theils aus Anhänglichkeit an Fersen, den er die Gefahr nicht allein bestehen lassen mochte.

Der Lord hatte einen sehr schwierigen Antheil bei der ganzen Sache übernommen, nämlich der königlichen Familie Pässe zu verschaffen; da er bisher in keinem Verhältnisse zu dem Hofe gestanden hatte, und ganz unverdächtig war, mußte ihm dies am ehesten gelingen. Wirklich erhielt er wenige Tage vor der Ausführung des Planes diese Pässe, die er für eine angebliche Ver-

Digitized by Google

wandte, eine Frau von Korff, welche mit zwei Kindern, zwei Frauen und einem Diener nach ihrer Heimath Deutschland zurückzukehren beabsichtigen sollte, gefordert hatte.

So war Alles zu der Abreise bereit, als ein unvorhergesehener Umstand eintrat, der den Aufschub auf den folgenden Tag bedingte; es hatte am 19. Juni nämlich eine Kammerfrau, die ganz unzuverlässig war, den Dienst bei der Königin. Der Marschall Bouillé wurde in aller Eile davon benachrichtigt, und man gab sich der unsichern Hoffnung hin, bis zur vierundzwanzigstündigen Aufschub werde keine Hindernisse bereiten.

Der erschute Abend des 20. Juni war finster und regnigt, schien also ganz die Absichten aller bei dem Fluchtversuche Betheiligten zu begünstigen. Fersen war der besten Hoffnung, sobaldich er nicht auf seinen treuen Gefährten, Lord Crawford, rechnen durfte, denn derselbe war von einer plötzlichen, wenn auch nicht gefährlichen Krankheit befallen worden, die es ihm unmöglich machte, an den Unternehmungen des Abends persönlichen Antheil zu nehmen; überdem hatte der König auch darauf bestanden, zu seinem Schutz drei ehemalige Garde-du-Corps mit sich zu nehmen, von denen einer stets zu Pferde vorauseilen sollte, um die aufgestellten Pferde und Kavalleriedetachements bereit zu halten. Ueberhaupt war die Ausführung des Planes dadurch bedenklicher geworden, daß zu viel Personen die königliche Familie begleiten sollten; dazu gehörten außer dem hohen Paare und seinen beiden Kindern Madame Elisabeth, die Schwester des Königs, Madame Tourzel und die drei als Kuriere verkleideten Garde-du-Corps, außerdem folgten noch zwei Hofdamen in einem besonderen Wagen.

Der Lord war über diese Anhaltung sehr ungehalten und verschlimmerte sein Uebel noch dadurch; Fersen's Trost, daß er durch die Beschaffung der Pässe sich zu schon ein bedeutendes Verdienst erworben habe, genügte ihm um so weniger, als er vorzüglich im Sinne gehabt hatte, seinen Freund nicht ohne seine Begleitung Gefahr laufen zu lassen. Dennoch blieb nichts anderes übrig, als daß Fersen sich zur verabredeten Zeit allein auf den Weg begab.

Er hatte bereits im Voraus eine sechssitzige, mit vier Pferden bespannte Fiakerkutsche gemiethet und sich den täuschend nachgeahmten Anzug eines öffentlichen Kutschers besorgen lassen. Mit klopfendem Herzen bestieg er den Bock des Fuhrwerks und fuhr nach der Ecke der Straße l'Echelle, woselbst er kurz vor elf Uhr eintraf. Jeder Scherz über seine Verkleidung lag ihm fern, denn so unerschrocken er auch auf die möglichen Folgen einer Entdeckung für seine Person blickte, so mußten solche doch für die königliche Familie die grausamsten werden; der König und die Seinigen waren dann der Wuth des Pöbels rettungslos preisgegeben, die republikanische Partei feierte den glänzendsten Triumph, und wie leicht konnten sich die aufgeregten Leidenschaften dann nicht bis an das Leben der Majestäten hinanwagen? Die Erinnerung an jene Schlittenpartie, bei der er unter so ganz verschiedenen Verhältnissen vor Jahren ebenfalls den Kutscher Marie Antoinettens abgegeben hatte, trat ihm lebhaft vor die Seele und erfüllte ihn mit einem Schmerz, den er in diesen ganz entschlossener Thätigkeit geweihten Augenblicken um keinen Preis Herr über sich werden lassen durfte; wie unsicher war es überhaupt, ob er die verehrte Frau nach diesem Abschiede je wiedersehen würde.

Fersen mußte durch die Flucht der königlichen Familie im höchsten Grade kompromittirt werden, denn man kannte sein nahes Verhältniß zu der Königin, so wie die Absichten, die seinen königlichen Herrn Gustav III. zur Zeit an die Aachener Bäder fesselten; es unterlag gar keinem Zweifel, daß man ihn anderen Morgens, wenn die Abreise entdeckt sei, verhaften werde, und sein Charakter als schwedischer Unterthan würde ihn dann nicht vor der Erbitterung des Pariser Volkes, selbst seiner offiziellen Vertreter, geschützt haben. Deßhalb war es nothwendig, daß auch er Paris schleunigst verlasse, und alle Vorbereitungen dazu waren bereits getroffen. Er würde die königliche Familie nicht bis Bondy, wie verabredet, sondern bis nach Montmédy begleitet haben, hätte er nicht zuvor noch ein Mal nach Paris zurückkehren und sich überzeugen wollen, daß die Flüchtigen einen guten Vorsprung genommen hätten; dachte man früher an Verfolgung, so war er entschlossen, ihnen zu Pferde zu folgen und sein Leben an ihre Rettung zu setzen. Trat dieser Fall dagegen nicht ein, so gedachte er, mit Tagesanbruch nach Brüssel abzureisen und sich von da mit seinem Berichte zu König Gustav nach Aachen zu begeben.

Um 11 Uhr nahm der Hofdienst im Tuilerienschlosse sein Ende, und dann begab sich gewöhnlich eine Menge von Personen, welche die Wachen nie kontrollirten, durch die Höfe in das Freie. Diese Stunde hatte man deßhalb für die Flucht ausersehen; die königliche Familie sollte um halb 11 Uhr ruhig zu Nacht speisen und ihre einzelnen Mitglieder sich dann in ihre Gemächer begeben; unmittelbar darauf wollte man sich in den Zimmern der königlichen Tochter unter den Verkleidungen einfacher Bürgersleute vereinigen und dann zu Zweien oder Dreien den Weg durch die Wohnungen der Frau von Rocheruil und des Herrn von Belequier über den Hof der Prinzen und durch das große Eingangsthor nehmen.

Fersen wartete einige qualvolle Minuten, nachdem die Glocken der Stadt Paris die elfte Stunde geschlagen hatten; die Straße war ziemlich belebt und wurde von andern Wägen durchkreuzt; welche unheilvolle Entdeckung konnte die geringste Unachtsamkeit der Flüchtigen oder ein Mißverständniß herbeiführen.

Jetzt näherten sich ihm zwei Personen und zu seiner lebhaften Freude erkannte er in ihnen Madame Elisabeth und die königliche Tochter, eine Sekunde später er-

Digitized by Google

ſchienen Madame de Tourzel, der Dauphin und einer der Garde-du-Corps. Man verſtändigte ſich gegenſeitig durch Zeichen, und die Angekommenen beſtiegen den Wagen, der nur noch auf den König und die Königin warten mußte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Pathe des Sandwirths.

Novelle von Bernhard v. Schelitha.

(Aus der Illuſtrirten Welt.)

(Fortſetzung.)

Da überlief Marxl jäh der wüthige Zorn; er packte den Stutzen am Lauf und ſchreit: „Bauer, ſei ſtill, oder ich weiß nicht was ich thu'!"

Bei dieſer Bewegung aber iſt der Oberbauer ſchon in die Kammer geſprungen und ſchreit durch die Thürritze: Fort von meinem Hof, Du Lotter! und kommſt wieder, laſſ' ich Dich „kunt" prügeln.

Marxl ließ den Stutzen ſinken und ſtemmte beide Hände darauf und ſtarrte zu Boden. Wilde Gedanken jagten durch ſeinen Kopf: Hofer verrathen und gefangen, erſchoſſen vielleicht, und er ſelbſt das Schickſal theilen, und wenn er ſich auch flüchten könnte, was dann? Gehetzt wie ein Grathier, im höchſten Felsrevier hauſen, mit Lebensgefahr hin und wieder von mitleidigen Seelen ein Stück Brod erlangend, bis der Winter, die große Kälte und der Hunger dies Elend für immer enden würde. Und Sophie — ſeine Sophie — nie würde er ſie erlangen! — Und ſelbſt wenn der Sandwirth nicht gefangen würde, und ſelbſt wenn er die Franzoſen zurückſchlüge, am Ende möcht' er doch unterliegen; und ſelbſt wenn er das Land reinfegte, was dann? Wie viel Kugeln würden um ſeine Ohren pfeifen, wo leicht könnte eine treffen — und wenn's denn aus wäre, das wäre noch nicht das Schlimmſte. Der Oberbauer hat ſchon recht: Nichts iſt zu gewinnen. Denn die Bute von den Franzoſen iſt noch nur ihr Raub, den ſie aus den Thälern fortgeſchleppt und den man zurückgeben muß an die Eigenthümer. Nichts zu gewinnen und Alles zu verlieren — und nie und unter keiner Bedingung die Sophie! Was nützen alle ſchönen Worte vom braven Burſchen u. ſ. w., wenn man nicht einmal Geld genug hat, um eine „Maas Wein zu zahlen! Ja, Geld ſollte der Sandwirth geben! Aber Geld hat er ſelber keins! Aber die Franzoſen haben Geld, viel Geld — und wenn er Geld hätte, bekäme er auch die Sophie zum Weibe. Und wenn er ein Sandwirth verriethe! — Was hatte doch der Oberbauer geſagt?

Er wagte nicht, weiter zu denken, große Schweißtropfen traten auf ſeine Stirne, er riß ſich empor aus dieſem Gedankenſturm, er warf den Kraxen auf den Rücken und wankte wie ein Betrunkener nach der Thüre. Draußen blickte er unſicher um ſich, er mußte ſich faſt beſinnen, auf welcher Seite ſein Weg läge, und überhörte volksſtändig das „Bſt! Bſt!", das hinter ihm tönte. Doch kaum war er um die Hausecke gebogen, als ſich eine Hand auf ſeine Schulter legte; er fuhr zuſammen wie ein überraſchter Verbrecher: He! was gibſt's?

Was erſchrickſt Du denn? ſagte Sophie, haſt Dich wieder verzankt mit dem Vater?

War ein Narr und er auch. Aber recht hat er: iſt ein Unrecht mit dem Sandwirth, daß er ſo viele brave Burſche verdirbt und das ganze Landel.

Wie ſprichſt denn, Marxl? biſt ja ganz verkehrt. Was haſt denn ſo gar gegen den Sandwirth, der Dir ſo vertraut hat?

Laſſ' mich aus mit ſeinem Vertrauen. Zehntauſend Gulden freuen mich mehr.

Marxl, um Gottes Barmherzigkeit, was ſprichſt denn! Du wilſt ihn doch nicht verrathen, den Sandwirth, den General des Kaiſers, den Schutz des Landes, an die Franzoſen, die Kirchenſchänder, die den heiligen Papſt martern und alle Kreuze und Bilder verderben, und Männer und Mädchen Leid's thun! — O Marxl, Marxl! das kannſt nimmer thun!

Gib Ruh' mit Deinen faden Reden, ſagte er, ſich abwendend zu der händeringenden Sophie. Grade thu' ich's. Es iſt mein Beſchluß und ich thu's!

Marxl, meinen Pathen kannſt nimmer verrathen — will Dich zu ſeinem Lieutenant machen.

Pah! zum Lieutenant von einem Erſchoſſenen oder Erhenkten!

Sophie ſchluchzte, endlich ſagte ſie: Sprichſt im Ernſt?

Gewiß im Ernſt.

Aber wie in höchſter Noth uns oft plötzlich ein Gedanke durch die Seele blitzt, der alles Uebel wendet, ſo war es bei Sophie, und ihre Thränen floſſen langſamer in die vorgehaltene Schürze, als ſie ſagte: Weißt ja aber gar nicht, wo er bleibt.

Freilich weiß ich's: er iſt im Cald am Jaufen mit dem Eiſenſtecken, und Teiner und Marberger und Aichbacher und der Pater Haſpinger kommt von Clauſen herauf mit dem Pater Kemnater und dem Martin Schenk und dem Peter Mayr, und ich ſoll den Speckbacher im Schmirner Thal ſuchen und mich an der Straße hinziehn und über den Punleiter Steg herunterkommen. Da wollen's den Danziger Schwanz, den Marſchall Lefebre zum Handluß kommen laſſen — aber es geſchieht nicht, wie ſie wollen.

Willſt alſo wirklich?

Gleich geh' ich hinunter nach Insbruck — und morgen Nacht iſt's geſcheh'n.

O Marxl, Marxl! Bedenk' doch —!

Nichts mehr bedenk' ich; der Beſchluß iſt gemacht. Behüt' Dich Gott, Sophie.

Sophie hat ſich abgewendet, die Schürze vor die Augen, und Marxl geht ohne Abſchiedsgruß, aber nach wenigen Schritten wendet er ſich noch einmal und ſagt: In acht Tagen biſt mein Weib.

Digitized by Google

O nimmer! nimmer! ruft die Arme schluchzend. Nicht?! Krieg' schon eine Andere um zehntausend Gulden, und schon war er hinter dem Felsen verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Leipzig vom 3. Dec. erzählen die „Leipziger Nachrichten" folgenden scherzhaften Vorgang: „Das Gerücht, der Zopfabschneider suche unser Leipzig wieder heim und habe ein junges Mädchen bereits seiner Kopfzierde beraubt, konnte uns im Interesse unserer Leserinnen nicht gleichgültig lassen und veranlaßte uns, über den Vorfall genauere Erkundigungen einzuziehen, deren Resultate wir heute mittheilen. In einer der letztvergangenen Nächte wurde eine in der Moritzstraße wohnhaftes Ehepaar durch das Dienstmädchen aus dem Schlummer geschreckt. Rieke stand mit einem brennenden Oellämpchen in der Hand zitternd vor dem Ehebett und klagte, daß ein Unhold, der jedenfalls durch den offen gelassenen Kamin Ein- und Ausgang gefunden, ihr über Nacht die Zöpfe abgeschnitten habe. Dabei zeigte sie ihr seines schönsten Schmucks beraubtes Haupt. Die Zopfgeschichte erschien der Herrschaft ebenso räthselhaft als unheimlich, sie ließ deßhalb am andern Morgen die Großmutter der Rieke kommen, und dieser machte die letztere dasselbe Geständniß mit der Variation, daß sie Abends beim Wasserholen in der Nähe des Schlosses von einem Kerl überfallen und mittels eines Schnitts ihres Zopfs beraubt worden sei. Diese andere Version des Zopfraubes veranlaßte nun aber die Herrschaft, die Rieke sammt der Großmutter auf die Polizei zu schicken, um dort den Rand erörtern zu lassen. Auf dem Weg dahin wurden aber die Schritte Rieke's immer kleiner, bis sie endlich an der Ecke des Naschmarktes stehen blieb, die Großmutter am Rocke festhielt und derselben mit Erröthen gestanden, daß sie sich selbst den Zopf abgeschnitten habe, und zwar — um zu sehen, wie eine Herrenfrisur mit einem Netze aussehe. So war also der Mode- oder vielmehr der Netzteufel jener nächtliche Unhold gewesen. Die Großmutter soll übrigens nach dem abgelegten Geständniß der Enkelin etwas aufs Netz gegeben haben."

(Der Tag der ersten Aufführung des Don Juan.) Der Director des Hamburger Stadttheaters, Herr B. A. Herrmann, hatte am 4. November die 75. Geburtstagsfeier des „Don Juan" veranstaltet. Demnach zitirt die „Hamburger Reform" die „Wiener Zeitung" Nr. 91 vom Jahre 1787, nach welcher nicht der 4. November, sondern der 29. Oktober der richtige Tag für diese Feierlichkeit gewesen sei. In jener Zeitung heißt es wörtlich: „Montag, 29. Oktober, wurde von der italienischen Operngesellschaft in Prag die mit Sehnsucht erwartete Oper des Meisters Mozart, „Don Giovanni, das steinerne Gastmahl" aufgeführt. Kenner und Tonkünstler sagen, daß in Prag dergleichen noch nicht aufgeführt worden; Herr Mozart dirigirte selbst, und als er in das Orchester trat, wurde ihm ein dreimaliger Jubel zugerufen, welches auch bei seinem Austritte geschah. Die Oper ist übrigens äußerst schwer zu exiquiren und Jeder bewundert demungeachtet die gute Vorstellung derselben nach so kurzer Studierzeit. Alles, Theater und Orchester, bot seine Kräfte auf, Mozarten zum Dank mit guter Exekution zu belohnen, u. s. w." In Wien freilich, wo man erst am 7. Mai 1788 die Aufführung wagte, klang das Urtheil anders; die Oper gefiel gar nicht; man machte Zusätze, änderte Arien — sie gefiel noch immer nicht. „Die Oper ist göttlich", sagte Joseph II., „vielleicht noch schöner als Figaro, aber das ist keine Speise für die Zähne meiner Wiener." Als da Ponte, der Verfasser des Buches, Mozart diese Aeußerung hinterbrachte, antwortete er: „Lassen wir ihnen Zeit, zu kauen." Häufige Wiederholungen führten dann freilich einen Umschwung der anfänglichen Stimmung herbei. Im Oktober 1789 führte Schröder die Oper in Hamburg auf und Schick schrieb eine begeisterte Kritik darüber. Von nun an machte „Don Juan" die Reise um die Welt, der er angehören wird, so lange es Musik gibt.

(Unparteilichkeit) Die „Berliner Reform" theilt aus Königsberg folgende Unterhaltung zwischen einem Präsidenten und einem dortigen Kaufmann mit. Präsident: Sagen Sie, Herr Kommerzienrath, ist es wahr, daß Sie 200 Thaler zum National-Fond gezeichnet? — Kommerzienrath: Ja wohl. — Präsident: Ich finde das unrecht von Ihnen, da Sie sich dadurch in Opposition gegen die Regierung stellen. — Kommerzienrath: Was geht mich das Ministerium an? Heute regiert Herr v. Bismarck, in acht Tagen vielleicht wieder v. d. Heidt, in sechs Wochen vielleicht wieder Graf Schwerin und in sechs Monaten Schulze-Delitzsch, der Sie und Ihren ganzen Anhang beseitigt — dann thue ich für Sie auch was.

Der Professor der französischen Sprache am Gymnasium zu Bayreuth, Herr Puschkin, welcher die Gratmüller'sche stenographische Preisschrift in's Französische übertragen, wurde nach Lausanne berufen und ertheilt nun daselbst auf Kosten der Kantonsregierung an 100 Personen Unterricht in der Gabelsberger Stenographie.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und burger

Stadt- Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 152. Sonntag, den 21. Dezember. 1862.

Weltwirkender Segen.

Ein Wanderbursch von ziemlich lockern Sitten
Kam auch in's Türkenland, nicht wußt' er wie?
Nachdem er vieler Herren Land durchschritten;
Zu schwere Arbeit hat geplagt ihn nie.
Im Türkenland hat es ihm wohlgefallen,
Mußt' er auch meiden da so Wein als Bier,
Doch gab den Türkenfrauen er vor allen
Den vollsten Beifall, preisend ihre Zier.

Lang war er hochbeglückt und ganz zufrieden,
Doch Alles hat auf Erden bald ein End.
Von einem Städtchen ist er leicht geschieden,
Lenkt einem Ziele zu, das er nicht kennt.
Weh! Eine Krankheit hat das Land durchzogen,
Die auch den armen Wandersmann ergriff;
Da sank er unter hoher Palmen Bogen,
Sein Lebensschiffchen stand vor einem Riff.

Zum Glück für ihn kam auf demselben Wege
Ein alter, mildgesinnter Muselmann,
Der packt ihn auf und schenkt ihm treue Pflege,
Daß bald Gesundheit wieder er gewann.
Als er genaß, bat man ihn, nicht zu eilen,
Bis ganz erkräftigt ihm der Körper sei,
So lang er wolle, könne hier er weilen,
Was er bedürfe, steh' ihm Alles frei.

Der Wanderbursch läßt sich's nicht zweimal sagen,
Und wird gar bald als wie ein Kind im Haus.
Da drängt es ihm, den Türken doch zu fragen,
Warum er ihn zur Huld ersehen aus?
Wie kann ich, edler Muselmann, vergelten,
Was Du an mir Unglücklichen gethan?
Im ganzen Frankenlande will ich's melden,
Was ich für Wohlthat hab' von Dir empfahn.

Des Türken Antlitz sieht man Lächeln streifen,
Und ganz behaglich strich er sich den Bart.
Nachdem er gerufen nach frischen Pfeifen,
Und Moka-Trank nach morgenländ'scher Art,
Begann er: Freund! ich zahle alte Schulden;
Auch ich kam weit in Allahs Welt umher.
Ich mußte vieles Ungemach erdulden;
Doch höre meines Lebens tolle Mähr.

Ich lag vor Wien mit meines Sultans Schaaren,
Und viele Christen streckte hin mein Blei.
Fest stand ich, als ein Mann in den Gefahren,
Mein Schwert schlug manches Feindeshaupt entzwei.
Doch als die Deutschen mit den Polen kamen,
Da war der Muselmänner Siegsrausch fort.
Und alle, die von Stambuls Ländern kamen,
Die suchten sich zur Rettung einen Port.

Wer die Verwirrung eines Rückzugs kennet,
Weiß, daß wer von den Seinigen getrennt,
Wahnsinnig tobt durch's Land, wo Noth ihn brennet,
Indem kein einz'ges Menschenkind er kennt.
Ich kam, doch wie? das mußt Du mir erlassen,
Nach langem Irren in das Frankenland.
Matt schleppt ich mich durch Würzburgs enge Gassen,
Und fühlt' am Herzen schon des Todes Hand.

Ein großes Haus war an des Städtchens Ende,
Vor dem, zum Heil mir, sank zusammen ich.
Es hoben auf mich milde Christenhände
Eh, als des Lebens Hoffnung mir entwich.
Man trug mich in das Haus, wie ich erfahren
In spätrer Zeit, von Julius erbaut,
Daß jeder Menschenbruder in Gefahren
In ihm ein sicheres Asyl erschaut.

Man pflegte mich, und bald bin ich genesen
Durch weiser Aerzte redliches Bemüh'n.

Digitized by Google

Dem dank' ich's, daß ich noch ein lebend Wesen,
Daß ich noch sehe Allahs Sonne glüh'n.
Zur Heimath kam ich, da hab' ich geschworen,
Zu dienen jedem Armen, sei er Christ,
Sei er ein Moslim, der als Mensch geboren,
Ein jeglicher mir lieber Bruder ist.

Der Wanderbursch ergreift des Türken Hände,
Und spricht: Aus Würzburg bin ich, edler Mann!
Gott bitt' ich, daß er jedes Weh Dir wende,
Daß Er Dich schützt, der immer schützen kann.
Dich aber, Julius! Dich muß ich preisen,
Da Du auch mich entrissen hast dem Tod.
Dem Frauen muß sich segnend stets erweisen,
Was Deine Huld der Stadt des Wirzo bot.

Dr. G. J. Keller.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Er trotten ein paar so peinliche Minuten ein, wie sie die Angst um Leben oder Tod geliebter Personen nur erzeugen kann.

Jetzt kam ein anderer leerer Miethwagen vorüber, und sein Kutscher, der in Fersen einen Kameraden zu finden glaubte, hielt seine Pferde an und begann ein gleichgültiges Gespräch, wobei er sich neugierig nach der Bestimmung dieses Wagens zu erkundigen begann.

„Still, still," flüsterte ihm der Graf mit einem bedeutungsvollen Winke zu. „Erräthst Du nicht, daß es sich hier um ein galantes Rendezvous handelt? Fahre nur weiter und lasse mich ungestört."

Der Mann lachte, nahm die Prise, die ihm der Graf in einer Pappschachtel reichte und setzte seinen Weg fort.

Gleich darauf kam der König mit dem zweiten Garde-du-Corps. Wo waren aber die Königin und der dritte Offizier, der sie zu begleiten hatte, geblieben? Sie hatten das Schloß zuletzt verlassen.

Minute auf Minute verstrich; man lief Gefahr, durch das lange Anhalten Aufmerksamkeit zu erregen, und vor allen Dingen fürchtete man in Todesangst für Marie Antoinette, daß sie erkannt und aufgehalten worden sei.

Jetzt näherten sich zwei Personen schnell dem Wagen; Fersen eilte ihnen entgegen und erkannte die Königin, die sich in höchst aufgeregtem Zustande befand. Wie sie ihm in der Eile sagte, hatten sie und ihr Begleiter sich in den Straßen verirrt und der Wagen Lafayette's, von Fackelträgern begleitet, war dicht an ihnen vorübergekommen.

Gleich darauf befand man sich unterwegs und passirte unter Fersen's Führung glücklich die Barrieren von Paris. Blitzschnell flog der schwere Wagen auf der Straße nach Chalons hin, und der erste Halt wurde auf der Poststation Bondy gemacht, wo Fersen's Amt ein Ende nahm und ein besonders eingerichteter Reisewagen mit frischen Pferden der königlichen Familie wartete.

Ohne Verzug wechselte man die Wagen, einer der Garde-du-Corps sprengte als Kurier voraus. Fersen's Herz fühlte sich so gepreßt, daß er kein Wort finden konnte, denn die unglückliche Königsfamilie, die von dem Throne herabgestiegen war, um sich der ungewissesten Zukunft anzuvertrauen, bot in ihrer Hast und Unruhe den niederdrückendsten Anblick dar. Der König in dem einfachen grauen Bürgerrocke und durch eine Perrücke verunstaltet, war schweigsam, aber seine Besorgnisse und Fassungslosigkeit verriethen sich nur zu deutlich, und die Damen und Kinder hatten Thränen der Angst in den Augen, nur die bleiche Königin, deren Lippen sich in festem Entschlusse aufeinanderpreßten, bewahrte wenigstens äußerlich Ruhe und Zuversicht.

Als Fersen ihr in den neuen Wagen helfen wollte, in dem die Uebrigen bereits Platz genommen hatten, zögerte sie einen Augenblick und ihr schönes Auge ruhte mit unbeschreiblichem Gefühl auf ihm; zum ersten Male lag ein düsterer, hoffnungsloser Ausdruck in ihm.

„Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen werden, Fersen," flüsterte sie ihm mit leise bebender Stimme zu. „Vergessen Sie dann Marie Antoinetten's Dank niemals und bewahren Sie als ein schwaches Zeichen ihrer Freundschaft dieses kleine Medaillon.

Der Graf drückte einen glühenden Kuß auf ihre Hand; er fühlte, daß das Geschenk der Königin in der seinigen lag. Wenige Secunden später war der Wagen seinen Blicken in der tiefen Dunkelheit entschwunden.

Das kleine, goldene Medaillon enthielt eine der schönen blonden Locken Marie Antoinettens; Fersen preßte sie an seine Lippen. Wer hätte ihm sagen wollen und wie hätte er es geahnt, daß dieses goldene Haar der Königin von Frankreich schon zwölf Stunden später zur Hälfte erbleicht sein würde?

Ohne Aufenthalt kehrte er allein, ganz seinen schmerzlichen Täuschungen hingegeben, mit seinem Wagen nach Paris zurück, vor dessen Barrieren er ihn unbekümmert stehen ließ. Erst des Morgens um 7 Uhr kam er an und fand Paris in seiner gewöhnlichen Ruhe. Bis dahin war also noch nichts entdeckt! Er eilte nach der Mairie, nach dem Hause Lafayette's und überzeugte sich mit eigenen Augen, daß daselbst keine Bewegung herrschte, dann nach Crawford's Wohnung. Zum Glück fand er seinen Freund soweit wieder hergestellt, daß er die nothwendige Abreise antreten konnte; — der Wagen stand bereit, und eine Viertelstunde später eilten Beide rastlos auf dem Wege nach Brüssel fort. Sie nahmen die Ueberzeugung mit sich, daß die königliche Familie gerettet sei.

Die Flucht des Königs und seiner Familie bis Varennes ist weltgeschichtlich geworden, und Niemand unserer Leser wird mit ihrem Ausgange unbekannt sein.

Digitized by Google

Kleine Unfälle, wie das Reißen eines Strauges in der Nähe von Montmirail verzögerten die Reise um ein Geringes, unheilvoller war das Vorausreiten des Kuriers in zu kurzer Entfernung. Die abgesandten Detachements hatten überall in Städten und Dörfern Aufsehen erregt, und der Verdacht gegen den Zweck der Sendung nahm zu, da sie sich längere Zeit aufhalten mußten, als sich erklären ließ. Die erste Abtheilung in Pont-Sommeville verließ, von den Einwohnern beargwohnt und gedrängt, ihren Posten, da der König nun mehrere Stunden länger, als man erwartet hatte, ausblieb, die zweite in Saint-Ménéhoult erreichte der König und ließ in ihrer Gegenwart umspannen; aber hierbei war es, wo er von dem Sohne des Postmeisters Drouet erkannt wurde, und als er aus der Stadt wieder hinausfuhr, weigerten die ermüdeten Dragoner sich, dem Befehle ihres Offiziers, dem Wagen zum Schutze zu folgen, zu gehorchen. Drouet war zu Pferde aus Saint-Ménéhoult fortgesprengt und erreichte Varennes vor dem königlichen Reisewagen; er hatte Zeit, den Maire Sauffe zu allarmiren, die Verhaftung der königlichen Familie wurde beschlossen, und die Nationalgarde der Stadt unter die Waffen gerufen.

Als der König ankam, nöthigte man ihn und seine erschrockenen Begleiter, bei dem Maire abzusteigen, und kündigte ihnen an, daß sie nach Paris zurückkehren müßten. Auch ihre standen Husaren und ihre Offiziere suchten pflichtgetreu die ihrem Schutze anvertraute erhabene Familie zu retten, aber die Soldaten weigerten sich auf das Volk einzuhauen, und die Flüchtigen hatten ihr Ziel erreicht.

Hier war es, wo der König den Rest seiner Fassung verlor und sich in das vielleicht noch nicht Unabänderliche ergab, wo die edle Hoheit Marie Antoinettens sich beugte, und die unglückliche Frau die niedrige Gattin des Maire beschwor, ihre armen, nun der Rache des Pariser Pöbels preisgegebenen Kinder zu retten und die Antwort erhielt: „Wenn Sie an den König und Ihre Kinder denken, so denke ich an meinen Mann und meine Kinder.“

(Schluß folgt.)

Die Pathe des Sandwirths.

Novelle von Bernhard v. Scheltha.

(Aus der illustrirten Welt.)

(Fortsetzung.)

Beide hatten so eifrig gesprochen und waren so von ihren Gemüthsbewegungen eingenommen, daß sie den Lauscher an der Dachluke nicht bemerkten, der kein Geringerer war, als der Oberbauer selbst; aber statt über die lange Zwiesprache zu schelten, horchte er mit großer Aufmerksamkeit und rieb sich vergnügt die Hände. Sophie aber war ganz niedergeschmettert. War der Marx Verräther an dem Sandwirth, so hielt er ihr auch nicht Treue; hatte er nicht gesagt, um zehntausend Gulden bekäm' er schon noch eine Andere! Freilich hundert für Eine, und von den reichsten Bauerntöchtern!

Aber sie vergaß wieder den eigenen Kummer, wenn sie an die Gefahr des Pathen dachte, des gütigen Pathen, der ihr heut noch sein Kreuzel geschickt hatte und der dem Marx versprochen, er wolle die Hochzeit schon möglich machen. Und den wollte der Marx verrathen und sie könnte ihn nicht wollen!

Da rollte ein Wagen, es war der Oberbauer. Weißt, Sophie, rief er vom Wagen herab, ich hab' noch ein wichtig Geschäft heut' und kann nicht sagen, ob ich zu Nacht heimkomme. Hab' Acht auf das Haus und Alles, und laß' den Marx nicht ein, ich rath' Dir's.

Ist schon recht, Vater — hat so keine Noth mehr mit dem Marx.

Bist brav, wirst den Niederbauer heirathen, und das Bräunle antreibend: B.hüt' Gott.

B.hüt' Gott.

Behüt' Gott, Vater.

Sie sah dem Gebirgswägelchen nach, wie es dem Rinnsal entlang abwärts rollte, bis es hinter einer Felsecke verschwand; dann seufzte sie tief auf, faltete die Hände und sagte: Das war eine Schickung. Und vor dem Kreuz am Haus ließ sie sich auf die Knie nieder und betete ein Ave und fügte bei: Liebste, heiligе, süße Mutter Gottes, liebster, heiligster Florian, beschützet ihr das Haus, ich muß den Sandwirth beschützen und das Land Tyrol. Und der heilige Florian, der über der Stallthür mit einer mächtigen Gießkanne ein paar winzige brennende Häuserchen besprizte, die ihm kaum bis an die Knöchel reichten, that sein Bestes. Welcher Teufel könnte auch solchem Kinde solche Bitte abschlagen! Und wie viel weniger ein Heiliger! Sophie ist ein Kind der Berge, sie hat ganze Sommer mit ihrem Vater und seinen Heerden auf den Almen zugebracht; sie steigt wie ein Jäger; sicher geht sie auf dem Saumpfad stät fort trotz der eingebrochenen Nacht. Der volle Mond steht am Himmel, aber die mächtigen Bergkolosse werfen tiefe Schatten auf alle Thäler. Huh wie kalt ist es des Nachts auf diesen Höhen! Da steigt man gern kräftig fort, nur um sich zu erwärmen. Schon naht sie der Region des ewigen Eises. Hier an den letzten Grenzen des Lebens ist noch eine halbverfallene Nothhütte; sie tritt ein, um ein wenig Feuer zu machen und sich zu erwärmen, ihre Vorräthe verzehrend. Bald wird der Morgen zur Gletscherwanderung leuchten. Sie ist in ihrer Heimat, seien wir ohne Sorgen um sie.

Der Tag war heiß gewesen, und wieder steht der Vollmond in aller Pracht am Himmel und beleuchtete klar die östlichen Abhänge des Jaufen. Tief unten führt die große Heerstraße über den Brenner von Innsbruck nach Verona, da gibt's gefährliche Defileen, und die Franzosen und ihre Hülfsvölker haben dort schon viele Leute gelassen und noch heute wird dem Reisenden die Sachsenklemme gezeigt. Der Gang am Berg, wo wir

Digitized by Google

sind, ist mit großen Felsblöcken übersät, die frühere Erdrevolutionen vom Gipfel losrissen und bis hierher geführt haben, wo sie bemoosen, ein ungeheurer Friedhof von Giganten. Ein Saumpfad schlängelt sich zwischen ihnen hin, und auf demselben schreitet eine hohe Tyrolergestalt, den Stutzen auf der Schulter, und neben ihm ein Mönch in der volksthümlichen Tracht der Kapuziner. Freilich, freilich, hast schon recht, Anderl, sagt der Mönch eben, aber 's gibt mir kein' Ruh mehr, daß der ver— Gott verzeih' mir (er macht sein Kreuz) Franzos den Preis auf Deinen Kopf gesetzt hat. Dieser, kein Anderer als Andreas Hofer, entgegnete mit voller, kräftiger aber milder Stimme: Wie wollt Ihr Ruh' haben, Pater? Seid Ihr nicht der feurige Kapuziner, der das ganze Landel in Flammen gesetzt? Wenn Ihr Ruh' geben wolltet, dann wär's aus, dann würf' ich auch den Stutzen weg.

Die Soldaten fürcht' ich nicht mehr als Du, nicht den Franzos noch gar die Bettelitalienер, da hat's schon keine Noth in den Bergen, die fürchten den General Barbone wie den leibhaftigen — aber das Geld und es ist viel Geld für unser armes Land! Und Du weißt's so gut wie ich, der Tyroler macht keine Faust, wo er ein gut Stück Geld greifen kann.

Schon recht, Pater, aber ich mein', es gibt viel mehr brave Menschen auf der Welt wie schlimme; und was die Schlimmen umstürzen, das rücken die Guten wieder gerad'.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Haberfeldtreiben.) Von Rosenheim wird dem Münchener „Volksboten" geschrieben: Am 30. November, ersten Adventsonntag, in der Nacht um 1 Uhr, wurden die Bewohner des Pfarrbezirks Pang aus tiefem Schlafe durch einen Lärm geweckt, welcher auf den ersten Augenblick erkennen ließ, daß die Haberfeldtreiber gekommen seien, um ihre „Volksjustiz" in der Pfarrgemeinde auszuüben. Das Concert begann mit häufigen Flintenschüssen, begleitet von dem Geklapper einer Getreidewindmühle, Kuhglocken und großem Geschrei. Nach dieser Ouvertüre wurde vom „Haberfeldmeister" das Sündenregister in Knittelversen abgelesen. In drei Abtheilungen wurden den Sündern, meistens nicht wegen Ehrbarkeit bekannten Burschen und Dirnen, ihre Vergehen unter lautem Zuruf vorgezählt. Die Hauptanklage und der Hauptzweck des Haberfeldtreibens galt jedoch ein Paar übermüthigen und gewaltsamen Männern, über die Rugerichte wegen notorischen Ehebruchs gehalten wurde. Nach Vorlesung des Sündenregisters brachten die Haberfeldtreiber, welche 50—60 Köpfe stark sein mochten, dem Bezirksamtmann von Rosenheim, dem Pfarrer und dem Kooperator von Pang, so wie den dortigen Wirthsleuten, je ein donnerndes dreifaches „Leb hoch!" worauf sie in aller Ruhe und in militärischer Ordnung abzogen. Der Schauplatz, oder vielmehr wegen der dichten Finsternis, der Platz zum Zuhören, war dicht vor dem Dorfe auf einem Kornfelde. Um das Sturmläuten zu verhindern waren die Schlösser der Kirchthüren und des Glockenhauses mit Holz verkeilt worden. Die ganze Produktion dauerte eine halbe Stunde.

(Preisausschreiben.) In Leipzig soll künftiges Frühjahr ein Gebäude mit billigen Miethwohnungen für kleine Leute aufgeführt werden, wozu der verstorbene Kammerrath Frege 20,000 Thaler letztwillig bestimmt hat. Für den geeignetsten Bauplan zahlt der Stadtrath — bei dem das Programm zu erhalten ist — einen Preis von 150 Thlrn.

(Interessantes Honorar.) Die Seitenverwandten und Erben des Marquis von Villette, der ein ungeheures Vermögen hinterlassen hatte, sind nach einem durch Leon Duval für sie gewonnenen Prozesse in den Besitz der Erbschaft gekommen, und haben ihrem Advokaten ein Extrahonorar von 50,000 Franken verehrt, nebst dem einbalsamirten Herzen Voltaire's und einem großen Koffer Voltaire'scher Papiere, welches Alles der Marquis von Villette besessen. Das Herz hat Duval der französischen Akademie geschenkt; die Papiere dürfen, nach einer testamentarischen Bestimmung, erst hundert Jahre nach dessen Tod herausgegeben werden, also im Jahre 1878. Wenn Leon Duval den Zeitpunkt erlebt, möchte dieser Theil seines Honorars leicht der werthvollste werden.

Eine eigenthümliche Theatervorstellung hat am 3. d. M. in St. Pölten bei Wien über Veranlassung der dortigen Schützengesellschaft stattgefunden. Das Stück, zu welchem wahrscheinlich die mancherlei drolligen Jagdunfälle in jener Gegend Veranlassung gaben, war eigens für diese Vorstellung geschrieben worden und führte den Titel: „Die Sonntagsjäger, oder Malheur auf der Jagd." Obwohl das Stück eben keine Meisterarbeit gewesen sein soll, war das Theater doch in allen Räumen bis zum Erdrücken voll, und kurz vor Anfang der Vorstellung war Niemand mehr im Stande noch in das Haus hineinzukommen. Im letzten Akte wurden die Inhaber von Sperrsitzen mit Hasenbraten und Bier traktirt, was nicht wenig zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit beitrug.

Auflösung des Rebus in Nr. 149.

Pommeranze.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 153. Dienstag, den 23. Dezember. 1862.

Axel Fersen.

Historische Novelle.

(Schluß.)

Noch hoffte man Entsatz durch den Marquis de Bouillé; er erfuhr das Unglück erst, als man den König und die Seinigen schon nach Paris zurückführte, und obgleich er dennoch mit dem tapfern Regiment Royal-Allemand sofort aufbrach, um ihn mit Gewalt zu befreien, konnte er den traurigen Zug nicht mehr erreichen.

In dieser Nacht wurde die Hälfte des blonden Haares Marie Antoinettens vor Kummer in wenigen Stunden weiß.

Zwei Jahre später war das schöne Haupt Marie Antoinettens von Frankreich unter dem Beile der Guillotine, der sie mit würdiger Fassung bis zu ihrem letzten Augenblicke entgegen gegangen war, gefallen. Fast alle ihre wahren Freunde, unter ihnen auch die liebenswürdige und edle Lamballe, die aus dem sicheren Asyl, das sie in England gefunden hatte, zurückgekehrt war, um das Loos ihrer hohen Freundin zu theilen, waren ihr in den Tod vorangegangen; ihr Gemahl, mit dem sie in letzter Zeit eine innige Liebe vereinigte, hatte sein königliches Haupt auf das Fallbrett der Guillotine gelegt, man hatte der Wittwe Capet Alles genommen, selbst ihre Kinder, um diese langsam zu Tode zu martern und den Sohn zu den alles menschliche Gefühl empörenden Aussagen, die der Tod seiner Mutter werden sollten, zu zwingen, man hatte sie selbst, die schon starre und halbtodte Unglückliche mit dem gebrochenen Herzen, als Frau und Königin auf die brutalste Weise zu demüthigen gesucht, bis man ihr die letzte bittere Gnade der Hinrichtung gewährte.

Das Andenken an Marie Antoinette wird für alle Zeiten eines der rührendsten, welche die Geschichte aufbewahrt, bleiben.

Graf Fersen, der mit Lord Crawford glücklich nach Brüssel entkommen war, hörte zu seinem Entsetzen dort erst von der Vereitlung des Planes, an dem er mitgewirkt, und den er in der festen Meinung glücklichen Gelingens hinter sich gelassen hatte. Man wird sich leicht vorstellen können, mit welchen Gefühlen er nach Frankreich, das seine Königin wie die gemeinste Verbrecherin gefangen hielt und behandelte, zurückblickte; mehr als ein Mal war er im Begriff mit eigner Lebensgefahr zurückzueilen, um sich an den mancherlei Versuchen, die von unerschrockenen Freigesinnten noch zur Rettung eines oder des andern Mitgliedes der königlichen Familie unternommen wurden, persönlich zu betheiligen; mit äußerster Mühe nur gelang es der wachsamen Freundschaft Lord Crawford's und endlich dem definitiven Beschluß König Gustav's, ein solches Vorhaben, das den Grafen unrettbar auf das auch vom Blute seines Freundes, des Herzogs Lauzun, rauchende Schaffot auf dem Grèveplatz gebracht haben würde, zu verhindern.

Das letzte Andenken, das Axel Fersen von der Frau, die er sein ganzes Leben hindurch liebte, erhielt, war ein Ring, den sie ihm durch einen in französischen Diensten stehenden Ausländer aus der Tiefe des Gefängnisses sandte. Sie schrieb an letzteren, dem sie ein gleiches Andenken verehrte, da er mit der größten Gefahr die Verbindung mit der ihr noch theuren Außenwelt vermittelt hatte, mit diesen beiden Ringen:

„L'une est pour vous, l'autre pour celui que vous savez. Dites-lui qu'elle est faite d'après sa mesure". („Der eine ist für Sie, der andere für den, den Sie kennen. Sagen Sie ihm, daß er nach seinem Maße gemacht ist.")

Lord Crawford kehrte erst, als sein Freund auf Befehl König Gustav's nach Schweden zurückging, woselbst er zum Kanzler der Universität Upsala ernannt worden, nach seinem Vaterlande zurück. Beide blieben

Digitized by Google

in lebhaftem Briefwechsel, es war ihnen aber nicht, wie sie gehofft hatten, vergönnt, sich wiederzusehen, denn bald nach ihrer Trennung strab der Lord auf der Jagd durch einen Sturz mit dem Pferde.

Fersen dachte nie daran, sich zu verheirathen, obgleich er von seiner Familie häufig dazu gedrängt wurde und sich ihm die glänzendsten Verbindungen darboten. Seine äußeren Verhältnisse blieben die günstigsten, aber die Pracht, die ihn umgab, die hohen Kreise, in denen er sich meistens bewegte, und die Ehrenbezeugungen, die ihm die königliche Gnade verlieh, vermochten nie den Ernst und die äußerliche Kälte, deren Ausdruck sein ganzes Wesen trug, zu brechen; sein Herz hatte das ihm kostbare Gefühl verloren und betrauerte es bis zum letzten Pulsschlage.

Im Jahre 1797 schickte ihn Gustav III. nach Rastatt, um sich als Garant des westphälischen Friedens daselbst bei dem Kongresse des Friedens vertreten zu lassen, die Bevollmächtigten der französischen Republik aber, der er wegen seiner Betheiligung an der Flucht der königlichen Familie verhaßt war, wußten die Nichtzulassung dieses Vertreters durchzusetzen. Von da wurde der Graf vom König nach Karlsruhe gesandt, um die Unterhandlungen über seine Vermählung mit der Prinzessin Friederike von Baden zu führen, und hierauf kehrte er 1798 nach Schweden zurück. Als Reichsmarschall, Excellenz und Ritter des Seraphinenordens begleitete er im Jahre 1801 seine Schwester, die Reichsräthin Gräfin Pieper, noch einmal auf einer Vergnügungsreise nach Italien, und verließ sein Vaterland dann nicht wieder.

Es bleibt uns nur noch übrig, die Umstände seines Todes, der zu seiner Zeit ein so trauriges Aufsehen in Schweden und ganz Europa erregte und noch heute ein Fleck auf dem Charakter des schwedischen Volkes ist, kurz mitzutheilen.

Bekanntlich bestieg nach der Ermordung Gustav III. durch Ankarström sein Sohn Gustav Adolph IV. Schwedens Thron; nach der Absetzung dieses edeln, aber unglücklichen Königs kam Karl XIII., der bisherige Herzog von Südermanland, dessen Charakter vor der Geschichte nie ganz rein dagestanden hat. Da er keine Nachkommenschaft hatte, welche die Thronfolge sicherte, wählte der Reichsrath auf seinen Vorschlag den Prinzen Christian August von Augustenburg, Vizekönig von Norwegen, zum Erben der Krone und ertheilte ihm den Titel Kronprinz.

Dieser Prinz erfreute sich, obgleich er äußerlich wenig Empfehlendes besaß, gerade des ersten enthusiasmirten Jubels, mit der das schwedische Volk seine Erwählung begrüßte, als er auf einer Inspektionsreise nach mehrtägigem Unwohlsein am 28. Mai 1810 auf der Hoidinger Haide bei Ramlöse, während der Musterung eines Husarenregiments von einem Schlaganfalle getroffen, todt vom Pferde stürzte. Unvorsichtige Aeußerungen eines Arztes riefen den Verdacht hervor, daß sein Tod eine Folge von Vergiftung sei, was sich später übrigens durch genaue Untersuchungen als vollständig grundlos herausstellte.

Fersen stand als Haupt der Hutpartei, welche die Rechte des Adels und Reichsraths der Krone stets eifersüchtig bewacht hatte, damals nicht gerade freundlich zum Hofe, und seine Feinde benutzten jene lügenhaften Gerüchte, ihm eine tiefe Demüthigung zu bereiten; weiter gingen ihre Absichten, die einen ganz andern Ausgang nehmen sollten, wohl nicht. Das leichtgläubige Volk, dem man sagte, daß Fersen und der Kronprinz sich feindselig gegenübergestanden hätten, — es war richtig, daß der stolze und hoheitsvolle Reichsmarschall das in den äußeren Formen unköngliche Auftreten des Thronfolgers gemißbilligt hatte, — und das man wieder an thörigte Gerüchte erinnerte, nach denen die Gräfin Pieper ihren ersten Gemahl, den Reichsrath Pieper, vergiftet haben sollte, gerieth gegen den ganz unschuldigen Grafen in eine furchtbare Erbitterung, die durch ein am Tage vor dem feierlichen Begräbniß des Kronprinzen in der „Neuen Post" erschienenes Pamphlet gegen Fersen und seine Schwester noch genährt wurde.

Am 10. Juni wurde die Leiche des Prinzen zu Stockholm beigesetzt. Trotz mancher Warnungen, die ihm zugekommen waren, schlte Fersen nicht in dem Prunkzuge; sein Wagen fuhr unmittelbar vor dem Leichenwagen, und er, damals 60 Jahre alt, immer noch ein ausgezeichnet schöner Mann, mit langwallendem weißen Haar, saß im vollen Schmucke seiner Würde darin. Das Volk umdrängte ihn drohend, aber die Ruhe der Unschuld und der Stolz, der ihn überhaupt nicht viele Freunde erworben hatte, wichen nicht von ihm. Am Kornhasen wurden auf einen gellenden Pfiff, der als Signal diente, die Glasscheiben seines Wagens mit Steinen eingeworfen und er dabei im Gesicht verwundet. Auf seinen Befehl trieb der Kutscher die Pferde schneller vorwärts, aber der Pöbel hielt sie an, man riß Fersen gewaltsam aus dem Wagen und nur mit Mühe gelang es einem Manne — einem Verräther, wie der Erfolg bewies, — ihn in ein nahe gelegenes Wirthshaus zu bringen, dessen Thür einige Soldaten besetzten, um das Volk abzuwehren. Dennoch drang dieses, durch den Widerstand zu toller Wuth gereizt, in das Haus und mißhandelte den Reichsmarschall, der trotz alle Dem seine Ruhe bewahrte und seine Unschuld versicherte, auf die grausamste Weise; man riß ihm die Kleider vom Leibe, warf seine Orden aus dem Fenster und erwürgte ihn beinahe mit der Schnur, an der er die Locke Marie Antoinettens um den Hals trug. Der General-Adjutant Silfversparre, dem die Aufrechthaltung der Ordnung durch die bewaffnete Macht an diesem Tage anheimfiel, benahm sich auf die erbärmlichste oder verrätherischste Art, indem er die Wachen abziehen ließ und Fersen durch das tobende Volk nach dem Rathhausgefängnisse führte; auf diesem Wege wurde der Unglückliche mit Stöcken und

Digitized by Google

Regenschirmen zu Boden geschlagen, mit Steinen geworfen und getreten und befand sich bereits dem Tode nahe, als der edle Major von Düben sich über ihn warf und ihn glücklich bis zu den Truppen brachte, die auf dem Ritterhausplatze aufmarschirt standen. Diese Truppen durften, obgleich vor Wuth überden empörenden Anblick kochend, auf Befehl ihrer Vorgesetzten nicht zu des Reichsmarschalls Hilfe einschreiten, der Pöbel riß ihn wieder aus ihren Reihen, und mordete ihn vor den Augen von Soldaten und Generälen auf eine Weise, gegen die sich jedes menschliche Gefühl sträubt.

Sein verstümmelter Leichnam, der Anfangs von der Familie nach Mähldorf geschafft worden war, wurde, nachdem Fersen feierlich für unschuldig erklärt, seine Mörder aber nicht im Mindesten verfolgt wurden, am 4. Dezember 1810 mit den größten Ehren feierlich in der Ritterholmskirche beigesetzt.

So hatte das Schicksal dem treuen Verehrer der gemordeten Marie Antoinette einen fast gleichen entsetzlichen Tod, wie sie ihn erlitten, aufbewahrt.

Die Pathe des Sandwirths.

Novelle von Bernhard v. Scheliha.

(Aus der illustrirten Welt.)

(Fortsetzung.)

Was hätten' nicht für Unheil angerichtet die Franzosen mit ihren Aufrufen und Anreden und Proklamationen, und wie sie's sonst heißen, wenn Ihr, Pater, mit Euren kräftigen Reden nicht die Köpfe immer wieder zurecht gerückt hättet? He? Und er sah den Mönch so schlau lächelnd von der Seite an, daß dieser lachend rief: Hat's bald ein End'!

Schau' Anderl, Du beschämst mich immer und immer mit Deinem Vertrauen. Du hast ein echt christlich Gemüth. Wenn nur die Beicht nicht wär'! Man schaut halt gar zu viel nackte Seelen — aber wer kommt denn da? Was will das Dirndl? Die Frage war an Sophie gerichtet, die, von einem Gaisbuben geführt, den Weg herabkam und die Hand des Paters küßte. Doch ohne zu antworten, wandte sie sich an Hofer und reichte ihm die Hand: Grüß Gott, Herr Pathe. Und dieser rief erfreut und erstaunt: Ja so! Schau! schau! das ist ja die Sophie, mein Schwesterkind!

Ja, Herr General und Oberkommandant — doch Hofer unterbrach sie: Mach' keine Faxen. Was bringst in der Nacht? Kommst von Haus?

Ja, Herr Pathe.

Hast den Marxl gesprochen?

Ja, Herr Pathe, und ich danke auch recht sehr schön für das Kreuzel, das der Marxl gebracht hat, es hat mich so gefreut — die Thränen, mit denen sie seit der Erwähnung Marxl's rang, erstickten ihre Stimme, und Hofer sagte: Man spürt die große Freude gerad' nicht. Aber darum, um das Kreuzel, wirst wohl nicht über's Joch gestiegen sein und über'n Jaufen. Du mußt wettrisch gelaufen sein, wenn Du den Marxl nicht etwa unterwegs getroffen hast. Da Sophie aber fortschluchzt und sich gar nicht fassen kann, nimmt Haspinger das Wort: Hör', Anderl, es gibt was zu beichten, glaub' ich, und zur Beicht gehören nur Zwei. Der gute Pater wollte sich mit dem aufhorchenden Gaisbuben entfernen, aber Hofer rief: Bleibt nur, Pater, es wird wohl kein Geheimniß sein? Sophie schüttelte den Kopf. Sei gescheidt, Dirndl, erzähl', was gibt's! Wann bist denn fortgegangen von Haus?

Gestern Abend.

Gestern Abend! Bist nicht gescheidt!

Wo ist sie denn her? frug der Pater.

Aus dem Stubaythal bei Kreßbach.

Aber Kind, rief der Pater, das ist ja geradezu unmöglich. Von Kreßbach über's Joch zum Sand und über'n Jaufen nach Calch, das sind ja drei Tagmärsch!

Ich glaub', sie ist verwirrt, meinte Hofer, auf die Stirn zeigend. Haspinger aber redete ihr gut und dringend zu, und zog auch wirklich die Wahrheit aus ihr heraus, fortwährend von Schluchzen unterbrochen, das krampfhaft in dem geschwächten Körper austrat und das sie nicht überwältigen konnte. Hofer wollte nur schwer an einen Verrath Marxl's glauben, als er aber nicht mehr anders konnte, brach er aus: Der Marxl der Marxl Er der Verräther! O, ist's denn möglich? Der Marxl Hätt' Keinem mehr getraut als ihm! Der Marxl! Aber Niemand mehr will ich trauen! Nicht der Wirthin, nicht den Buben! Jeder ist ein Verräther! Pater, habt Ihr mich nicht auch verrathen?

Vergeblich waren des Paters Tröstungen. Hofer rief: Aber ich will ihn niederschießen mit meinem eigenen Stutzen wie einen Wolf, wie einen tollen Hund!

Sein Leben laßt ihm! schrie Sophie, der bei der Gefahr Marxl's die Sprache wieder gekommen war, und nun bat sie auf das Rührendste, ihn zu schonen, den sie ja wieder verrathen; die Blutschuld fiele auf sie zurück, um die er es doch nur gethan; sie wolle ihn nie hirathen, nie wiedersehen, aber leben sollten sie ihn lassen. Es ist nicht so gewöhnlich, daß ein kräftig Dyrolerkind auf seinen Alpen besinnungslos hinsinkt, wie es in unsern parfümdurchhauchten Salons geschieht von Seite unserer zarten, nervenschwachen Menschenblüten; hier aber war die physische und moralische Kraft aufs Aeußerste angespannt gewesen, und endlich brach der Körper zusammen, sie ward ohnmächtig. Haspinger kniete bei ihr nieder und rieb ihre Schläfe mit Kirschwasser und sprach zu Hofer: Weißt, Anderl, Du darfst ihm Nichts zu Leid thun, Du thätest dasselbe Deiner Lebensretterin und das wäre eine große Sünde, die ich Dir schwer vergeben könnte im Namen Gottes.

Ich wollt' sie hätte mich nicht gerettet, sagte Hofer finster, und der Pater mahnte: Du sprichst arge Dinge, Anderl, sollt'st Dich besser bedenken. Wer weiß, wie

Digitized by Google

nahe die Franzosen sind und die Stunde Deines Todes! Hofer bekreuzte sich andächtig und sagte mit großer Ueberwindung: Mag's drum sein. Seltsam kontrastirte zu diesem ernsten Gespräch bei dem regungslosen Mädchen der näher kommende Jubel vieler Stimmen, die ein damals sehr beliebtes Spottlied auf den Marschall Lefebre sangen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Unterrock.) Welche wichtige Rolle der Unterrock schon im vorigen Jahrhunderte, lange bevor an die Kaiserin Eugenie noch zu denken war, gespielt hat, ergibt sich aus der nachstehenden eigenthümlichen Bittschrift, deren Original sich unseres Wissens gegenwärtig noch im Archiv zu Koblenz befindet. Dieselbe lautet wörtlich: „Hochwürdigster, Großmächtigster, Unüberwindlicher Herr Kurfürst! Euch thue ich kund und zu wissen, wie daß der Küster Dienst in Langen Lonsheim nun Gottlob einmal ledig geworden ist, worauf ich so lange gewartet und ich solchen Dienst mehr als würdig bin, und auch Lust dazu habe. — Ja wenn Euer Kurfürstl. Durchlaucht nur erst meine Personne sehen sollte oder singen hörten, so würden Sie sagen, der Kerl meritirt meiner Seel ein Küster zu sein. — Daß aber in diesem Dorf der Schultheiß, der Bärenhäuter, mein Feind ist, das macht Parol, daß meine Frau einen eben so rothen Rock mit weißen Schnüren trägt, als wie des Schultheißen seine Frau und sich deßwegen bei den Haaren gerauset haben, meine Frau aber oben gelegen. Und wenn ich den Dienst bekomme, so mir gewiß denn angenehm ist, so will ich demnach meiner Frau noch einen bessern Rock machen lassen, als des Schultheißen seine Frau hat, es mag den Hundsfott verdrießen oder nicht. — Und wenn ich den Dienst habe, so denn dazu gewiß ist, so müßt Ihr, mein Hochgeehrtester Herr Kurfürst, es dem Schultheißen nicht zu wissen lassen, sonst stoßt der Hundsfott gewiß wieder alles um. Und hiermit Gott befohlen, und verlasse mich ganz gewiß darauf und verbleibe dem Hochwürdigsten Herrn Kürfürst mit Gnaden gewogen bis in mein Grab; sodann nicht ermangele mit meinen Gegendiensten weder bei Tag als Nacht als ein treuer Freund aufzuwarten. Langen-Lonsheim, den 11. April 1788. Euer Kurfürstl. Durchlaucht Dienstwilliger Ern st Fundeer daselben." Sr. Kurfürstl. Durchlaucht willigen dem Supplikanten, sofern er des Dienstes fähig ist, vor allen Andern, nebst 6 Dukaten, den Dienst.

(Eine Straßen-Lokomotive.) Aus Bromberg, 30. November, wird geschrieben: Vor einigen Tagen hat die erste Probefahrt mit einer Straßen-Locomotive vom Bahnhofe nach der Stadt mit dem besten Erfolge stattgefunden. Die Maschine arbeitet sehr ruhig und geht solide und sicher, sowie auch deren Steuerung eine sehr sichere ist. Von dem Schnauben der Eisenbahn-Locomotiven keine Spur, weßhalb auch Pferde ruhig daran vorübergehen. Vor dem Kessel sitzt der Steuermann, der mit Leichtigkeit das Steuer, das auf einem Rade ruht, beliebig drehen und wenden kann. Die Maschine ist von Aveling und Porter in Rochester erbaut.

(Acclimatisation.) Die „N. Bündner Ztg." macht die Anregung, zu versuchen, ob nicht die Rennthiere in den bewohnten Hochthälern des Cantons Graubünden, zumal im Oberengadin, sich acclimatisiren ließen. Das Clima jener Hochthäler entspreche demjenigen des hohen Norwegens und Finnlands in sehr vieler Beziehung und an isländischem Moose, der Hauptnahrung des Rennthieres, sei namentlich im Oberengadin kein Mangel. Ein Nordländer aus Troensöe hat sich bereit erklärt, zur Förderung eines solchen Unternehmens behülflich sein zu wollen.

Ein jugendliches weibliches Zwillingspaar, den höheren Ständen angehörig, hat in Paris das seltsame Phänomen erneuert, das man bei den Pathinnen des großen Rubens erwähnt findet. Am selben Tage und zur selben Zeit geboren, was bei Zwillingsgeburten nicht immer eintrifft, hatten sie während ihrer zartesten Jugend dieselben Empfindungen gehabt. Wenn sie das Fieber hatten, so genügte es, den Puls des einen Mädchens zu befragen, um die Zahl der Pulsirungen dieser beiden Herzen zu konstatiren, die im Einklange schlugen; diese Pulsirungen erfolgten stets mit mathematischer Genauigkeit. Als die beiden Kinder zu Mädchen herangewachsen, bekundeten sie dieselben Geschmacksrichtungen und, was am seltsamsten, dieselben Empfindungen. Beide verliebten sich gleichzeitig in einen jungen Mann, der eines Tages in die Familie eingeführt worden war. Man hätte annehmen können, daß die gegenseitige Neigung zwischen beiden Schwestern ein Gefühl der Eifersucht hervorrufen mußte. All in die Gleichförmigkeit ihrer Natur und ihres Geschickes machte sie gleich mittheilend, und sie gestanden einander an einem Tage das unheilvolle Geheimniß, das zum ersten Mal sie entzweien sollte. Bei dieser Nachricht empfand eine jede derselben denselben Entschluß, dieselben Eindrücke, sie faßten ein und dasselbe Vorhaben und traten beide — in ein Kloster, wo sie hoffen, die Heilung von der seltsamen moralischen Krankheit zu finden, die man blos im physischen Zustande bei den siamesischen Brüdern angetroffen hat.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 154. Donnerstag, den 25. Dezember. 1862.

Die Pathe des Sandwirths.

Novelle von Bernhard v. Scheliha.

(Aus der illustrirten Welt.)

(Schluß.)

Es waren Burschе, die sich von der Sicherheit der beiden Führer überzeugen wollten, da diese so lange ausblieben. Haspinger stellte sie sogleich an, sie legten drei Stutzen hin wie eine Bahre, und Hofer legte die in Ohnmacht Befangene darauf, Haspinger hielt ihr den Kopf, und so setzte sich der Zug in Bewegung nach Calch, wo die Wirthin sie in ihre Hut nehmen sollte. Hofer blieb zurück mit den Uebrigen und gab Befehl, daß alle Mannschaft auf dem Kuhpfad herunterschleichen solle, sich hinter den Felsen decken; er habe Kundschaft, es gelte einen Ueberfall der Franzosen, und dieser Platz sei gerade gut zu einem Hinterhalt. Hofer hielt nur noch eine kurze Ansprache, mahnte nicht zu früh zu schießen, sondern er selbst werde den ersten Schuß thun, jeder solle aber seinen Mann gewählt haben, und wenn er abgeschossen hätte, sich sogleich auf den überraschten Feind stürzen und niederschlagen mit dem Kolben, was er träfe. Dann verschwand die ganze Schaar in den tiefen Schatten der gewaltigen Blöcke, und die tiefste Stille herrschte in der hellen Mondnacht, nur daß zuweilen ein Luftzug seufzend und klagend durch die engen Felsengassen zog; oder waren es die Stimmen der Schutzengel, die sich bereiteten, so manche unvorbereitete zagende Menschenseele vor das Angesicht des höchsten Richters zu geleiten? — Nach geraumer Zeit aber stieg Gemurmel herauf, und der Schall von den Tritten vieler Männer und mancherlei Geklirr; und näher kam das Geräusch und man hörte halbunterdrückte, französische Soldatenflüche, denn solch nächtlicher Spaziergang ist nur für Kinder des Gebirges ein Scherz, für alle Andern mühselige Anstrengung, und immer näher kamen die mille tonnères und sacre dieu und mille carabines und mille noms d'un canon. Und jetzt hörte man ganz deutlich, wie der Kommandirende mit ärgerlichem Tone fragte: Wo ist der Spion? Wie weit ist's noch bis zur Hütte? Vier Mann Vorhut überschritten den hellen Platz, und jetzt kam der Offizier und an seiner Seite ein Mann in Gebirgstracht, die Hände auf den Rücken gebunden und von zwei Soldaten mehr gestoßen wie geleitet. Er antwortete auf das Elsaßer Deutsch des Offiziers mit unterdrückter Stimme: Nur noch tausend Schritt. Hofer's Hand zitterte bei diesem Anblick, unwillkürlich fuhr der Finger an den Drücker, aber er dachte an sein Gelöbniß dem Pater gegenüber, und als es knallte, warf der Offizier die Arme in die Luft und stürzte mit einem unartikulirten Schrei nieder, und über ihn seine Leute unter dem Feuer der unsichtbaren Hüter der Berge. Dann aber brach von allen Seiten der Kampfruf los: Schlage! Niederschlage! Und wie nach schwerem Gewitter hundert Quellen am Hang zusammenfließen und als verheerender Strom niederstürzen, so sprangen hinter allen Felsen die Kämpfer hervor mit hochgeschwungener Waffe. Da half alle Kunst der Fechtschulen nichts mehr, die Naturkraft waltete und schmetterte die eingedrungenen Fremdlinge in das Verderben. Immer mehr bergabwärts entfernte sich der Schlachtruf mit wilden Schreien des Schmerzes und des Todes untermischt, und in der Nähe hörte man nur noch das Aechzen und Röcheln der Verwundeten und Sterbenden. Und mitten auf dem Platz im vollen Schein des Mondes auf seinen Stutzen gelehnt und finster niederblickend stand Hofer ganz allein. Was mochte durch seine edle milde Seele gehen! Rings um ihn die Opfer des Verrathes — und der Verräther?

Da nahten eilende Schritte den Berg herab, und außer Athem, kaum noch der Rede mächtig, stürzte Sophie herbei: Du hast Marx getödtet! Erbarmen! Er-

Digitized by Google

barmen für Marl! Da breitet der starre Mann seine Arme aus und zieht das Mädchen an sein Herz: Nein, Sophie, ich habe Marl nicht getödtet und unter den ersten Schüssen fiel er auch nicht; wenn es Gottes Wille ist, so möge er entkommen, ich will mich freuen.

Geb's Gott! Und sie fällt auf die Kniee inmitten der Leichen und bittet voll Weh für den Geliebten ihres Herzens. Da bricht heller, rother Schein herein von Fackeln, der Pater kommt mit den Weibern zu helfen, wem zu helfen ist: nach dem Kampf gibt's nicht mehr Freund und Feind, sondern nur noch arme unglückliche Menschen, und kein Volk war wohl edelmüthiger als der Tyroler in diesen Kämpfen. Als er Hofer sieht, geht er auf ihn zu, legt die Hände auf seine Schulter und frägt: Und Er?

Ich weiß nicht, ich mag gar nicht hinseh'n. Währenddem haben sich die Weiber mit den Fackeln dem Leichenhaufen genähert, rings liegen zwar Einzelne, aber die sind stumm und todt, die Schützen hatten zu gut gezielt, dort aber wimmert noch Jemand. Da flüstert ein Weib dem andern zu: Schau' her, hier liegt ein Bauer.

Ist der grausig zerschlagen!

Schaut, der Franzos hat ihn noch gewürgt mit einem Strick.

Blitz, das ist ein Geldsack! Der Teufelsfranzos hat ihn abreißen wollen. Haspinger ist hinzugetreten und frägt: Kennt ihr ihn nicht?

Nein! ist die allgemeine Antwort, und Hofer ruft erfreut: Laßt schauen! Laßt schauen! Ist's nicht der Marl! Bei diesem Namen ist Sophie aufgesprungen, sie stürzt hinzu: Jesus Maria! Hast Du ihn doch erschossen! Wo ist er? Marl! Marl! Aber als sie das blutbedeckte Gesicht sieht, schrickt sie zurück, dann wirft sie sich neben ihm nieder: Mein Vater! Ich hab' meinen Vater gemordet! Der Pater schneidet den würgenden Strick ab, man reicht ihr Wasser, sie wäscht das Gesicht: Da öffnet der Oberbauer die Augen, erst bringt er nur gurgelnde Töne hervor, dann Flüche auf die Soldaten, seine Mörder; nun beugt sich Sophie herab ganz tief über ihn: Vater! kennst Du mich nicht, Vater?

Ich muß sterben, ein Pater! ein Pater! murmelt er und Haspinger kniet an seiner andern Seite. Die Weiber entfernen sich, um nach Verwundeten zu suchen, nur Hofer sieht mit Thränen in den Augen auf die Knieenden, und aus seinem Herzen strömt ein Dankgebet, daß Marl ihn nicht verrathen, ein Dankgebet, daß er den Glauben an die Menschheit nicht aufgeben muß. Der Kampf des Oberbauern war nicht lange, er hatte noch im letzten Augenblick tief bereut, und der Segen des Priesters und das Gebet seines Kindes geleiteten die scheidende Seele. Aber die Aufgabe, die arme Sophie zu trösten, war nicht so leicht, da sie sich als Mörderin ihres Vaters betrachtete, und schließlich wußte der gute Pater nur noch Ein Mittel. Gib Ruh, Dirndl, sagte er, wie Du uns heute Alles sagtest, hast denn an Deinen Vater gedacht?

Kein Gedanken.

Also bist ohne Schuld, es ist eine Schickung. Schaust, wär's noch der Marl gewesen, — ja, das wäre eine ganz andere Sache, dank' Gott, daß's nicht der Marl ist! So stieg denn ein tiefempfundenes Dankgebet aus ihrem Herzen gen Himmel. Nichts wendet so sehr den Kummer über den Verlust eines nun Todten, als die liebende Sorge um Lebende. Und die Sorge um ihn, und die Reue, daß sie ihn ungerecht angeschuldigt, und die sehnsüchtige Liebe wuchsen immer mächtiger in ihrer Brust, und von ihren Lippen ging die Frage: Aber wie ist's nur mit dem Marl?

Mag's sein wie's will, rief Hofer vergnügt, der Verräther ist er nicht. Hier ist das Geld; das ist Dein, Sophie.

Mag's nimmer! rief sie schaudernd und wandte sich wieder zur Leiche, für sie betend, um sie weinend. Aber Hofer rief: Pater, mir ist's so leicht um's Herz! Hätt' keinem Menschen mehr trauen können, keine Seele mehr lieben können, hätt' mich der Marl verrathen. Aber wißt, Pater, ich hab's ja immer gesagt, die Menschen sind nicht so schlimm. Da drang ein heller Jauchzer herauf durch die stille Nacht, und Sophie sprang auf und Hofer ließ den Pater und beide eilten den Weg abwärts und riefen: Der Marl! Und bald erscheint er auch fröhlich rufend: Gräß Gott all' miteinander!

Ja, was machst denn Du hier, Sophie? Sie haben aber keine andere Antwort, als innige Umarmungen und wiederholen immer: Marl! Marl! Als müßten sie es sich selbst stets auf's Neue versichern, daß sie ihn wirklich halten. Aber so mächtig ist die menschliche Stimme, daß in dem Ausruf des kleinen Namens alle Angst, alle Reue, alle Schmerzen und alle Freud der letzten Stunden durchklingen. Nu schaut, ihr erdrückt mich schier, rief Marl, ja, was gibt's denn?

Marl bist heil, ganz heil? frug Sophie.

Schau' ganz heil; aber warum denn?

Marl, gelt, hast mich nimmer verrathen können? Hofer frägt es und hat die Hand auf Marl's Schulter gelegt. Dieser rückt verlegen an dem Hut: Ja weißt, Anderl, hatt' eine schlimme Stunde, wollt' Dich verrathen um das Judasgeld und das Dirndl, aber, hier schüttelte er ihm herzlich die Hand, gekannt hab' ich's nimmer!

Seht Ihr, Pater! rief Hofer strahlend.

Hat mich schwer gereut die Stunde. Der Bauer und die Liebe und der Wein und der Stolz und der Zorn — aber ich hab' mir gesagt: bist ein Lump über alle Lumpen, wenn Du vom Sandwirth läßt; und ich sag Dir's schwer hat's mich gereut. Und wie ich dem Speckbacher die Botschaft ausgerichtet, bin ich gleich allein herübergekommen. Hatt' kein' Ruh' mehr, ohn' Dich zu seh'n. Aber sagt, was gibt's denn hier? Da führt ihn Hofer zur Leiche: Kennst ihn?

Der Oberbauer! Hol' ihn der Teufel! — Wollt sagen: Gott sei ihm gnädig! verbesserte er sich rasch. Hat der Dich verrathen?

Digitized by Google

So ist's, und die Sophie hat mich gerettet. Einige Bursche waren zurückgekehrt und auf Hofer's Befehl nahmen zwei die Leiche, Andere trugen die erschlagenen Feinde, um sie hinaufzubringen nach Calch. Sophie wollte natürlich ihren Vater nicht verlassen und Marl ging mit ihr. Nach und nach sammelte sich die ganze Schaar, sie hatten die Feinde tief hinab verfolgt, bis sie auf zwei Bataillone stießen, die unten als Soutins lagerten und die Flüchtigen aufnahmen. Dann hatten sie sich zurückgezogen, es gab leichte Verwundungen, doch sie hatten keinen Mann verloren.

Acht Tage darauf gab's im Wirthshaus zum Saud eine gar stille Hochzeit, die Sophie hatte in den schnellen Termin nicht einwilligen wollen, aber Hofer hatte gesagt: er habe nun einmal gelobt, Marl und seine Pathe sollten Mann und Frau werden, und der Himmel allein wisse, wie langes oder wie kurzes Leben ihm noch beschieden sei. Da hatte sich denn die Sophie ergeben, und der Pater Haspinger sprach eine schöne Rede von Treue und Vertrauen bis zum Tode. Und beim Wein, einem ächten Rothen, erhob sich Hofer: so müsse man auch im Vertrauen leben und sterben für sein Land und seinen Kaiser, und alle stimmten in ein enthusiastisches Hoch ein.

Nun der Sandwirth ist fest geblieben in Treue bis zum letzten Hauch — im Festungsgraben von Mantua.

Das Geld aber behielt der Hofer, so wollte es das junge Paar, um Pulver und Blei dafür zu kaufen, um es in dieser Form den Franzosen zurückzuschicken. Mit welch' andern Gefühlen wanderte jetzt Sophie über das Joch zurück!

Sie fand Haus und Vieh in gutem Stand: der heilige Florian hatte sein Amt gewissenhaft verwaltet, wie es einem Heiligen ziemt. Das obere Thal blieb verschont von den Feinden, und die Wirthschaft gedieh unter dem neuen jungen Oberbauern so gut, daß er auch den Niederhof kaufen konnte und der reichste Bauer im Thal wurde, wie er nicht geträumt hatte. Jetzt ist er's freilich nicht mehr, sondern ein Häufchen Staub, wie jeder Knecht auch. Aber wenn ihr das Stubaythal hinaufgeht, da wird euch vielleicht ein stattlicher Hof auffallen, und auf der Bank an der Thür da sitzt ein altes Mütterchen, dem die Sonne nie zu warm scheint, und spielt mit ihren Urenkeln; dann tret heran und grüßt sie von mir — das ist die Sophie, die Pathe des Sandwirths.

Graf Alarcos.

Novelle von Georgine Aschtin.

Aus der Illustrirten Welt.

In der Umgebung von Toledo lag das Schloß des Grafen Alarcos. Zu Anfang des Monats Juni 1474, an einem jener Abende voll erfrischender Kühle, mit denen Spanien von Gott begnadigt wird, um es für die drückende Hitze der Tage zu entschädigen, bot das Hauptgemach des Schlosses das rührendste und reizendste Schauspiel, das man sich zu jener Zeit der Bürgerkriege, welche alle Behausungen des Adels in belagerte Festungen oder Plätze der Verdüng verwandelte, vorstellen konnte. Behaglich in dem großen Ruhesessel des Saales lehnend, ließ der Graf Alarcos, ein Mann in der Blüthe der Jahre, von stattlicher Gestalt und edler Schönheit, auf seinen Knieen ein kleines, blondes Mädchen hüpfen, welches ängstlich, es möchte fallen, sich am langen Barte des Sitzenden festhielt. Es war Laurencia, des Grafen siebenjährige Tochter. Auf einem Kissen zu den Füßen ihres Gatten und zärtlich zu ihm aufblickend ruhte die junge Gräfin. Der Mond beleuchtete sanft die Gruppe, während die Citronen- und Orangenbäume ihre süßesten Düfte hauchten, und die Vögel wie im Traum ihren lieblichsten Gesang ertönen ließen, um die Rückkehr des Grafen in das Schloß seiner Ahnen, zum Heerde seiner Familie zu feiern.

Seit achtzehn Jahren hatte der Graf Alarcos für Heinrich den Vierten, König von Kastilien, gekämpft, und welche Kriege, Kriege des Brudermords zwischen Aragonien und Kastilien, Stadt gegen Stadt, Dorf gegen Dorf, Schloß gegen Schloß! Der Graf hatte, mit einem Wort, allen jenen Schlachten beigewohnt, welche der politische Kampf erzeugte, der die Regierung Ferdinand's und Isabellens der Katholischen vorbereitete.

Seit zehn Jahren verheirathet, hatte der Graf sich der Nähe seiner Gattin nur selten dauernd erfreuen können. Beide liebten sich innig und waren dessen würdig. Die Gräfin war die gütigste und reizendste der edlen Töchter Kastilliens; der Graf der schönste, tapferste und großmüthigste der ritterlichen Söhne Spaniens. Seine Rückkehr war daher ein Fest, würdig, daß Himmel und Erde es feierten.

Dennoch bedeckte des Grafen Stirn dann und wann eine Wolke der Sorge, und obwohl er mit dem Kinde tändelte, war es doch sichtbar, daß seine Gedanken umherschweiften. Weder die Reize des herrlichen Abends, noch die Liebkosungen des kleinen Mädchens und die zärtlichen Blicke der angebeteten Frau vermochten ihn dem düsteren Nachsinnen zu entreißen, das sich immer mehr seiner bemächtigen wollte.

Das Kind ermüdet Euch, gnädigerHerr, sagte sanft die Gräfin, indem sie Laurencia aus den Armen des Vaters zu entfernen suchte.

Laurencia mich ermüden! rief der Graf, und ließ die Kleine noch höher springen, wobei er sie jedesmal küßte, wenn ihre Stirn seinen Lippen nahe kam; Du mich langweilen, lieber Engel, fuhr er fort, das Kind zärtlich an sich pressend, Du, nach Deiner Mutter meine einzige Freude, mein einziges Glück auf dieser Welt! Nebst Deiner Mutter mein Alles, denn ich trenne euch Beide nicht in meiner Liebe, und mir dünkt, daß, wenn mir die eine geraubt würde, ich auch die andere verlieren müßte.

Digitized by Google

Er erhebte bei diesen Worten, und seine Gattin leidenschaftlich umarmend und dann mit thränenfeuchten Augen auf Mutter und Kind blickend, rief er; Verflucht sei, wer versuchen würde uns zu trennen!

Mein theurer Herr, sagte die erzitternde Gräfin mit flehender Stimme, warum sprecht ihr von Trennung in der Stunde der Wiedervereinigung?

In diesem Augenblick durchzogen die sanften, reinen Töne einer Kindesstimme mit den Akkorden einer Laute die Luft. Obwohl man keines der Worte des Liedes verstehen konnte, so war doch die Melodie so schwermüthig, daß sie den letzten Seufzern einer nach dem Himmel sich zu sehnenden Seele glich. So wenigstens empfanden es die Zuhörenden. Laurencia enteilte aus den Armen ihres Vaters zum Fenster, und eifrig hinausblickend, fast in Gefahr in den Garten zu fallen, suchte sie den Sänger zu erspähen.

Ach! der arme Kleine! rief sie; und als die Gräfin hinzutrat, fuhr sie fort: Sieh', Mutter, dort den kleinen todblassen Bettler, so ermüdet, daß er seine Guitarre nicht mehr halten konnte; er wird bald selbst niedersinken, wenn man ihm keine Hülfe sendet.

Wirklich stützte sich der kleine Sänger, erschöpft von Müdigkeit oder Hunger, einen Augenblick gegen den Kastanienbaum, sank dann zusammen und fiel starr zu Boden.

Mutter! Mutter! rief schluchzend Laurencia, er ist gefallen.

Der Graf, gerührt von dem Schmerze seiner Tochter, schickte eine Dienerin ab, das Kind herbeizuführen. Ein kleiner Bettler, wie Murillo sie auf die Leinwand zu bannen verstand, weiß wie Schnee, abgemagert, schwach und hinfällig, ein armer, zitternder Knabe von zwölf Jahren, mit den unverkennbaren Spuren des Hungers in den jammervollen Zügen, stand bald vor der gerührten Familie. Das kleine Mädchen, obwohl sie kaum erst Buchstaben kannte, las doch geläufig die Trauergeschichte des Armen in dessen Antlitz. Er wird Hungers sterben, sagte sie weinend. —

Iß, sprach der Graf, nachdem auf seinen Wink Früchte und Kuchen herbeigebracht worden waren. Allein der Knabe, sei es, daß er sich vor Schwäche nicht bewegen konnte, oder daß die Gegenwart so vornehmer Personen ihn einschüchterte, wich nicht von der Stelle und senkte nur erröthend den Kopf.

Warum ißt er nicht? fragte Laurencia beunruhigt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Letzte Gedichte von Uhland.) Aus Würtemberg theilt man der „Kölner Ztg." zwei neue Lieder, fast nur Liederanfänge mit, die aus den letzten gesunden Tagen des hingeschiedenen Dichters, aus dem Frühlinge des vorigen Jahres, stammen. Es sollen dies die letzten Gedichte Uhland's sein. Auch die Ueberschriften seien von des Dichters Hand.

Am Morgen des 27. Mai 1861.

Morgenluft so rein und kühl,
Labsal tauend allem Volke,
Wirst du dich am Abend schwül
Thürmen zur Gewitterwolke?

Auf den Tod eines Kindes.

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Geist im Erdenland.
Woher? Wohin? — wir hoffen nur:
Aus Gotts Hand in Gottes Hand.

(Garibaldi auf der Bühne.) Im Actientheater der Hamburger Vorstadt St. Pauli wird jetzt gegeben: „Der Sohn des Volkes oder Garibaldi's Leben und Thaten, von seiner Geburt an bis zur Gegenwart", dargestellt in vierzehn Lebensbildern und einem Drama: „Des Flibustiers Vermählung" in zwei Akten von Dr. Carl Herzog. Scene: die Abruzzen. Zeit 1849. Großes Schlußtableau und erstes Bild, Garabalbi's Sieg über die kaiserlichen Truppen. Hierauf die übrigen lebenden Bilder mit begleitendem Text; zweites, der Leichenraub; drittes, Garibaldi im Harem; viertes, Garibaldi vor dem Dictator Rosas; fünftes, Garibaldi's Befreiung; sechstes, Weiberlist; siebentes, Favorita's Tod auf der Flucht; achtes, Garibaldi als Lichtzieher in New-York; neuntes, Garibaldi auf Caprera; zehntes, Cavour und Garibaldi; eilftes, Garibaldi's Einzug in Neapel; zwölftes, Garibaldi bei Aspromonte; dreizehntes, der verwundete Löwe; vierzehntes, Apotheose: Frei bis zur Adria.

Der neunjährige Sohn des Sekretärs M. in Muskau hatte ein halbes Jahr lang allmonatlich einen Brief an den König von Preußen unfrankirt in den Briefkasten geworfen. Die Briefe, in denen der Wunsch ausgesprochen war, Soldat zu werden, wurden jedoch durch die Postbehörde dem Vater des Knaben stets zurückgegeben. Bei der letzten Anwesenheit des Königs in Muskau erneuerte der Knabe nochmals den Versuch. Der Postbeamte ließ dießmal, durch die Beharrlichkeit des Knaben bewogen, den Brief passiren und so kam er in die Hände des Königs. Der Brief lautete: „Gnädigster Herr König! Ob Sie nicht wollen einen tapfern Jungen brauchen zum Militär? Ich will gern Soldat werden und will Ihnen treu dienen." Der König hat die Aufnahme des Knaben in das Militär-Erziehungs-Institut zu Annaberg auf Kosten der kgl. Schatulle angeordnet.

Redaktion, Druck und Verlag von **Bonitas-Bauer** in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Zelleisen

des Würz- und Stadt-

burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 155. Sonntag, den 28. Dezember. 1862.

Graf Alarcos.

Novelle von Georgine Aschkin.

Aus der Illustrirten Welt.

(Fortsetzung.)

Der Graf nahm den Kredenzteller aus den Händen seiner Frau, reichte ihn seinem Kinde und sprach zu dem armen kleinen Sänger: Meine Tochter soll Dich bedienen. Vor Gott steht die Armuth höher als der Reichthum!

Wie heißt Du? fragte Laurencia.

Lazarillo, erwiederte der Knabe.

Du hast heute noch nichts gegessen?

Seit gestern nichts mehr, Sennora!

Seit gestern! wiederholte das Grafenkind mit Erstaunen. Also Du ißt nicht alle Tage?

Lazarillo lächelte; aber es war ein Lächeln zum Herzbrechen. Er behauptete gesättigt zu sein, nachdem er nur eine Handvoll Kirschen und einen kleinen Kuchen verzehrt hatte; allein das kleine Mädchen sprach ihm mit so viel Anmuth zu, es sich's noch länger wohlschmecken zu lassen, daß nach einer Viertelstunde der Rest der getheilten Erfrischung wie durch Zauberei verschwunden war.

Erheitert und ermuthigt gab er seine Geschichte zum Besten. Er war in einer entlegenen Vorstadt Salamankas geboren. Seine Mutter, welche nach des Vaters Tod in äußerster Dürftigkeit verblieben, hatte ihn mit einigen Maravedi und frommen Segenswünschen in die Welt geschickt. Man geht nicht weit mit einigen Maravedi, aber ein Mönch hatte ihm den Weg verkürzt, indem er ihm, um den Preis von zwei Dritteln seiner kleinen Baarschaft, vier Guitarrelektionen gab. Der letzten Maravedi entledigt, hatte Lazarillo vergeblich auf seiner Guitarre unter den zahlreichen Balkonen der edlen Stadt Toledo geklimpert: nicht ein Obolus war gefallen, und das arme Kind wäre in seiner Verlassenschaft wahrscheinlich Hungers gestorben, wenn das aus den Fenstern des Schlosses schimmernde Licht ihn nicht unter ein gastliches Dach geleitet hätte.

Jetzt, armer Kleiner, sagte gerührt Laurencia, setze Dich und ruhe aus.

Allein Lazarillo, als ob er sogleich seine Dankbarkeit für die genossene Gastfreundschaft bezeigen wollte, hing seine Guitarre um, und die Saiten derselben mit bewundernswerther Zartheit und Geläufigkeit anschlagend, sagte: Ich werde euch die interessante Geschichte des gütigen Grafen Alarcos singen. Der Graf erbebte an allen Gliedern, als er diese Worte hörte. Einfach wie sie waren, hätten sie auch einen Tapferern als ihn; wenn es einen solchen gegeben, mit Schauder erfüllen können.

Im Nachfolgenden wird man die Ursache dieser Gemüthsbewegung und zugleich die Erklärung des ernsten Nachsinnens finden, welche des Schloßherrn Stirn im Augenblick trübte, als die Stimme Lazarillo's zu den Fenstern des großen Saales aufstieg.

Heinrich der Vierte, König von Kastilien, hatte, nachdem er seine erste Gemahlin verstoßen und seine Verbindung mit ihr als ungültig erklären lassen, die Infantin von Portugal geheirathet, welche um das Jahr 1442 einer Tochter, der Prinzessin Johanna, das Leben gab. Die öffentliche Meinung bezichtete die Geburt des Kindes mit dem Verdacht des Treubruchs der Mutter, und diese gebrandmarkte Geburt schuf alle jene Bürgerkriege, deren blutige Früchte einige Jahre später von Ferdinand und Isabella der Katholischen geerndet werden sollten.

Sieben Jahre vor Beginn dieser Geschichte suchte König Heinrich von einem Ende Kastiliens zum andern einen Gemahl für die jugendliche Johanna, nämlich einen Edelmann von hinlänglicher Bedeutung und Tapferkeit, um dem Unwetter, welches, von allen Seiten auf

Digitized by Google

ihn hereinbrechend, ihn zu vernichten drohte, einen Damm entgegenzusetzen.

Die neue Welt war noch nicht entdeckt, das Gold selten, das Elend groß und unaufhörliche Feindseligkeiten erschöpften bis zu den letzten Hülfsquellen den Reichsschatz, welcher genöthigt war, von allen Juden Spaniens gezen fabelhafte Prozente die zum Unterhalt der Armee erforderlichen Summen zu entleihen.

Einer der treuesten, vornehmsten und tapfersten Parteigänger des Königs war ohne Widerrede der edle Graf Alarcos, der Held dieser Erzählung. Er hatte sein ganzes Vermögen geopfert, und sein goldenes Tafelgeräth, die Diamanten seiner Frau, sowie das Schloß seiner Väter verpfändet, um ein Regiment ausrüsten und unterhalten zu können.

Am Vorabende der Schlacht von Olmedo, um die Mitte des Jahres 1467, berief der König, der seit lange die Treue und vielerprobte Ergebenheit des Grafen kannte, diesen vor sich und sprach zu ihm: Edler Graf, ihr seid der tapferste Mann des Königreichs und treueste Unterthan des Königs. Ich ließ Euch vor mir erscheinen, um Euch meinen aufrichtigsten Dank darzubringen und Eure Hand als die meines besten Freundes zu drücken.

Der Graf wurde durch diese Worte gerührt und zu gleicher Zeit verwirrt, denn er glaubte noch nichts für den König gethan zu haben. Auch will ich nicht allein, fuhr Heinrich der Vierte fort, dem tapfersten Spanier und treuesten Diener, sondern auch dem besten, ergebensten Freunde alle meine Hoffnungen sowohl als Befürchtungen anvertrauen. Der Graf verneigte sich zum Zeichen der Annahme der Rolle eines Vertrauten, die man ihm bot. Ihr seid vermählt, edler Graf?

Ja, Sire.

Die Gräfin gilt für eine der schönsten Damen Spaniens.

Und eine der getreuesten Unterthaninen Euer Majestät.

Ich weiß es, sagte der König. Und Ihr liebt sie sehr?

Nächst Gott und dem Könige, erwiderte der Graf, liebe ich die Gräfin am meisten auf dieser Welt.

So sehr, fragte der König nach einigem Zögern, daß um keinen Preis der Welt Ihr einwilligen würdet, Euch von ihr zu trennen?

Um keinen Preis der Welt, Sire, lautete des Grafen lebhafte Antwort.

Nicht für Euren König, Graf, fragte Heinrich streng, sogar nicht für Euren Gott?

Der Graf senkte stumm das Haupt. Ihr antwortet nicht? herrschte der König, zwei Schritte näher tretend.

Sire, entgegnete der edle Graf, sich stolz aufrichtend, wenn die Nothwendigkeit eines solchen Opfers für den Dienst meines Gottes oder meines Königs mir genügend erwiesen würde . . . für meinen Gott und meinen König würde ich in die Trennung von der Gräfin willigen, welche tiefe Zärtlichkeit ich auch für die Mutter meines Kindes hege.

Gut, edler Graf, sagte alsdann der König nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, ich will Euch die Nothwendigkeit einer solchen Unterwerfung in zwei Worten erklären: der Schatz ist vernichtet, der Staat hat seine letzten Hülfsquellen erschöpft! Hungersnoth grinst vor unseren Thüren; der Soldat leidet, klagt, ja fängt an laut zu murren. Zweihundert Mann haben sich gestern in die Berge geflüchtet! Andere zweihundert werden ihnen morgen folgen! In drei Monaten wird vielleicht von unserer ganzen ruhmreichen Armee kein einziges Regiment übrig sein. Nun, in dieser schmerzlichen Lage habe ich einen Juden gefunden, welcher es mit Beihülfe seiner Glaubensgenossen übernimmt den Staat zu retten.

Wie, Sire? fragte der Graf, den dieses Bild des Elends seines Vaterlandes tief rührte.

Salomon Rebolledo, so lautet der Name des Juden, fuhr der König fort, erbietet sich, demjenigen, welcher mein Schwiegersohn sein wird, als Mitgift die Summe von dreihunderttausend Dukaten zu überliefern.

Der Graf begann die Absicht des Königs zu errathen und erbebte in seinem Innersten. Der König sprach von Raum: Mit dreihunderttausend Dukaten sichere ich Kastilien für immer den Frieden zu; dann welche Kraft werden gut gekleidete und genährte Soldaten entwickeln, wenn schon Halbverhungerte und zu Tode Ermüdete seit Monaten unter unsern Augen Wunder der Tapferkeit vollbringen. Wie groß auch das Opfer sei, welches ich von Euch fordere, so zähle ich doch auf Eure unbedingte Ergebenheit! Im Namen des gefährdeten Reiches biete ich Euch die Hand der Prinzessin Johanna, meiner Tochter! Obschon der Graf seit einigen Minuten den Schlag vorhergesehen, so erfüllten ihn doch die Worte: Ich biete Euch die Hand der Prinzessin Johanna, mit Erstaunen und Entsetzen. Er fand kein Wort der Erwiderung. Vernichtet, betroffen, fast bewußtlos suchten seine Augen den Boden. Der König ergriff des Gequälten Hand, und sie innig drückend sagte er: Ich begreife vollkommen, edler Graf, die Größe des Opfers, welches das Heil des Staates Euch auferlegt; nichts wird ihm jemals gleichen, als die Dankbarkeit des Reiches und die unbegrenzte Freundschaft Eures Königs!

Der Graf blickte flehend auf. Gibt es kein anderes Mittel, sagte er, den Frieden des Königreiches zu sichern?

Ich sehe keines, erwiderte trocken der König und ließ des Grafen Hand rasch fallen.

Gibt es, fuhr der Letztere, des Königs Verdruß anscheinend nicht bemerkend, fort, nicht einen, der von Euer Majestät mir zugedachten Ehre würdigeren Edelmann?

Wenn ich einen Mann wüßte, welcher den Titel, den ich Euch biete, edler Graf, mehr verdiente, sagte der König mit erregtem Tone, so würde ich mich nicht einem Mißverkennen der Gunst, mit der ich Euch überhäufen will, ausgesetzt haben.

Eure Majestät wolle mir vergeben, bemerkte der

Digitized by Google

Graf sich bemüthig verneigend, ich habe bereits mehrere Mal mit Salomon Rebolledo unterhandelt, und wie unbarmherzig er auch ist, so hoffe ich doch ihn in anderer Weise dem Ziel Euer Majestät dienstbar zu machen.

Der König durchschritt rasch den Saal und an der Schwelle rief er: Man lasse Salomon Rebolledo eintreten. Sogleich wurde eine hohe Männergestalt sichtbar, deren Antlitz den sonderbarsten Anblick bot. Stirn und Auge schienen der Jugend anzugehören, der Mund war frisch und roth, aber das Haupt war kahl. Wie eine Verkörperung der Zeit, alt und jung zugleich, stand Rebolledo da. Jude, sagte der König, lege Dein Projekt dem edlen Grafen Alarcos vor. Der Jude wiederholte getreu des Königs Ausspruch.

Sire, sagte der Graf, ich verpflichte mich vor Gott, die Tochter Eurer Majestät zu heirathen, wenn innerhalb einer Zeit, die mein Gebieter selbst bestimmen möge, die dreihunderttausend Dukaten, welche Salomon Rebolledo bietet, diesem nicht zurückgezahlt würden.

Nimmst Du den Vorschlag des Grafen an? fragte Heinrich den Juden.

Ich nehme ihn an, entgegnete dieser.

Auf wie viele Jahre willst Du diese Summe leihen?

Auf sieben Jahre, lautete nach einigen Augenblicken überlegenden Zögerns des Juden Antwort.

Genehmigt Ihr die Frist? fragte der König den Grafen.

Vor Gott, erwiederte dieser, schwöre ich, die Tochter Eurer Majestät heute in sieben Jahren zu heirathen, wenn an gleichem Tage, zu gleicher Stunde, die Schuld nicht getilgt ist.

Es waren sieben Jahre nach dieser zwischen König, Eselmann und Jude geschlossenen Uebereinkunft, daß der Graf die düstern Worte sprach: „Verflucht sei, wer versuchen würde uns zu trennen! Und sieben Jahre waren es, Tag und Stunde, daß Lazarillo, auf seiner Guitarre präludirend, sagte: Ich werde Euch die rührende Geschichte des guten Grafen Alarcos singen.

Allerdings war es nicht das Schicksal des gegenwärtigen Schloßherrn, welches Lazarillo vortragen wollte; dennoch erbebte der Graf, denn schon als Kind hatte er von seiner Amme ein Klagelied auf einen seiner Ahnen gehört, welcher ebenfalls von seinem Könige den Befehl erhalten, sich von der geliebten Gattin zu trennen, um die Infantin zu heirathen. Alle Welt kennt die Legende des Grafen Alarcos: Der König hat ihm geboten, seine Gattin zu tödten, damit er die Infantin heirathen könne, welche verliebt in ihn sei. Der gute Graf kann sich nicht dazu entschließen; allein der Wille des Königs ist unerschütterlich!

Ihr müßt sterben, Gräfin, ehe der Tag erscheint, sagt der arme Graf mit gebrochenem Herzen.

Der Tod betrübt mich nicht, Glück meines Lebens, ruft die Gräfin, den angebeteten Gatten umarmend, aber ich traure um meine armen kleinen Kinder, die meiner noch bedürfen. Laßt sie mir bringen, theurer Herr, daß sie meine letzten Küsse empfangen!

Ihr werdet sie nicht mehr sehen, Gräfin, entgegnete der Graf, Ihr werdet sie an keinem Tage Eures Lebens wieder sehen!

Bei dieser Stelle, dem vierten Reim des Liedes, wurde der Graf geisterbleich; er nahm seine kleine Tochter in die Arme, erhob sich rasch, und sagte zum Sänger: Schweige, Kind! Du siehst, daß Du meine Tochter weinen machst. Nimm das, fügte er hinzu, ihm eine Börse mit einigen Goldstücken hinreichend, und entferne Dich, so schnell Du kannst.

Du schickst ihn fort, rief Laurencia, damit er des Hungers sterbe unter den Mauern eines Schlosses, dessen Gebieter nicht so menschlich als Du sein wird; behalte ihn hier, guter Vater. Hast Du mir nicht gesagt, daß Findelkinder Glück bringen?

Willst Du ihn zum Pagen? fragte der Graf, die Kleine umarmend.

Wie hübsch wird er als Page sein, rief das Kind, als Antwort Lazarillo's Hand fassend und ihn hinwegführend, um ihn sogleich mit dem Gewand seines neuen Amtes bekleiden zu lassen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Wie sich erfahrene Geschäftsleute aus Verlegenheiten zu ziehen wissen, hat kürzlich ein Berliner bekannter Häuserspekulant bewiesen. Dieser verkaufte an einen, von außerhalb hierher verzogenen Rentier ein ihm gehöriges, noch neues Haus und schloß über das Geschäft den erforderlichen notariellen Kontrakt ab. Wenige Tage nach diesem Akt, als die Berichtigung des Besitztitels stattfinden sollte, wurde dem Verkäufer ein zweiter Liebhaber seines Grundstückes zugewiesen, der in seinem Gebot den ersten Käufer um 3000 Thaler überstieg. Der gewandte Spekulant hatte keine Lust, den schönen Profit fahren zu lassen, und wußte sich auch bald zu helfen. Am nächsten Tage erhielt der fremde Rentier eine Einladung zum Diner, und fand dort eine kleine, größtentheils aus Geschäftsgenossen des Wirthes bestehende Gesellschaft. Man setzt sich zur Tafel, aber plötzlich ist das ganze Zimmer mit dichtem Rauch erfüllt, der stoßweise aus dem Kamin dringt. „Sehr fatal," entschuldigte sich der Gastgeber — „aber diese Kamine haben ihre Tücken, wir müssen uns nach dem andern Zimmer begeben." Im andern Zimmer dieselbe Geschichte und so fort. „Um Gotteswillen!" schreit der entsetzte Käufer — „das Haus behalte ich nicht, auf keinen Fall!" „Aber der Kontrakt ist doch schon gemacht!"" „Ganz gleich — ich trete zurück!" „„Aber die Kosten —"" „Will ich bezahlen, aber das Haus nehme ich nicht!" Der Verkäufer macht anscheinend Schwierigkeiten, läßt

Digitized by Google

sich aber von seinen Freunden zureden, und der Kauf wird rückgängig zur großen Freude des Rentiers und zur noch größeren des bisherigen Besitzers, der es am nächsten Tage mit den erhofften dreitausend Thalern Gewinn anderweit verkauft.

Bei einem Mannheimer Gastwirthe wurde ein Gaunerstückchen ausgeführt, das zu den feinsten dieser Gattung Erwerbszweig gehört. Ein Fremder kommt an, übergibt jenem einen versiegelten Geldsack, bittet solchen aufzuheben, schreibt Briefe, und läßt nach einiger Zeit den Wirth auf sein Zimmer kommen, denselben ersuchend, ihm seinen Sack doch heraufzubringen, da er 140 fl. daraus entnehmen wolle, die er zu einer Zahlung brauche, aber — fügte er hinzu — können Sie mir nicht diese Summe in Papiergeld leihen, nach Tisch zahle ich solche zurück. Unser gefälliger Gasthalter, gerade für das Mittagessen sehr in Anspruch genommen und nach dem äußern Befund an dem klingenden Inhalt seines Depositi nicht zweifelnd, ist rasch mit den 140 fl. bei der Hand. Der Fremde geht damit fort, vergaß aber das Wiederkommen, und als Abends mit Zeugenzuziehung der Geldsack geöffnet ward, fand sich solcher mit Bleirollen und offenen Bleistücken in hübsch runder Form wohl ausstaffirt.

Die „New-York World" schreibt: „Es sind täglich 4,000,000 Dollars erforderlich, um unsere (der Union) Ausgaben zu bestreiten. 4,000,000 Dollar-Scheine, der Länge nach neben einander gelegt, würden sich über eine Strecke von 431 (engl.) Meilen erstrecken und in 54 Tagen den ganzen Erdball umspannen. In einem Jahre würde ein etwa 20 Zoll breiter aus Dollar-Billets bestehender Gurt gebildet sein, der sich um die ganze Erde, d. h. auf einer Strecke von 24,000 Meilen hinzöge. Ein Eisenbahnzug würde täglich 12 Stunden in der Geschwindigkeit von 36 Meilen per Stunde zu fahren haben, wenn er die mit den Dollar-Scheinen, welche zur Bestreitung der Kriegskosten täglich ausgegeben werden, bedeckte Strecke zurücklegen wollte."

(Frecher Diebstahl.) Auf der neuen Petersburg-Warschauer Bahn bemerkte vor einigen Tagen der Führer eines in der Dunkelstunde dahin rollenden Güterzuges Feuer auf dem Bahnkörper. Schnell bremste er und fuhr langsam an die bedrohte Stelle, wo er zu seiner nicht geringen Ueberraschung große brennende Scheite Holz auf dem Bahnkörper fand. Das Beamtenpersonal stieg aus, räumte das unerwartete Hinderniß hinweg und der Zug fuhr weiter. Als er nun auf der nächsten Station ankam, fehlten 2 Wagen. Man fuhr zurück und fand solche vor, indeß vollständig ihres Inhalts entleert. In der Dunkelheit der Nacht und bei der in Folge des unerwarteten Hindernisses herrschenden Verwirrung, welche von den Dieben durch die in Brand gesetzten Holzscheite herbeigeführt worden, hatten jene die beiden Wagen ausgehangen und nach der Entfernung des Zuges ungestört beraubt.

(Die Krankheit des Sultans.) Als Beitrag zu der Gemüthskrankheit des Sultans erzählt man sich, wie der „A. A. Z." aus Konstantinopel berichtet wird, daß dieselbe ihren hauptsächlichen Grund in einer schon früher bekannten Prophezeihung habe. Irgend ein nebelhafter Derwisch wahrsagte nämlich dem armen Abdul-Aziz bei seiner Thronbesteigung, wahrscheinlich auf Anstiften Riza Paschas, daß er nur 18 Monate regieren werde. Man denke sich die Wirkung auf eine reizbare, abergläubische, der orientalischen Mystik blind ergebene Natur! Die angekündigte Katastrophe rückt immer näher heran, und die Angst wächst. Daher diese ans Fabelhafte grenzenden unaufhörlichen Geldgeschenke an die Garden, die Palastdiener und die wunderlichen Heiligen. Geht der gefürchtete Moment einmal ohne Ereigniß vorüber, so hofft man vielleicht auf Heilung.

Ein deutscher Professor der Mathematik, Namens Faber, zeigt gegenwärtig in Paris eine mechanische Sängerin — ein Instrument, welches in der Gestalt einer stehenden Frau die Frauenstimme, namentlich in den höheren Lagen, täuschend nachzuahmen versteht. Es ist nach dem physiologischen Prinzip des Kehlkopfes erbaut, der aus einer Röhre von Kautschuk besteht. Die Stimme umfaßt zwei Oktaven und singt mit dem Ton, der Klangfarbe und der Stärke eines Frauen-Organes. Das Instrument mit seinem sinnreichen Mechanismus zieht viele Neugierige an.

(Königin Viktoria als Schriftstellerin.) Die von der Königin Victoria aus dem Deutschen übersetzten „Betrachtungen über Tod und Ewigkeit," ein Auszug aus Zschokke's Stunden der Andacht, sind nun in London unter dem Namen „Friedrich Rowam" erschienen. Dieß Büchlein wird natürlich von der englischen Gesellschaft mit großer Begierde gekauft.

Lady Franklin, die fast 70jährige Wittwe des berühmten Seefahrers, macht gegenwärtig eine Reise um die Welt und ist, den letzten Berichten aus Japan zufolge, in Yokuhama eingetroffen.

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Extra-Felleisen

des Würz- und Stadt- burger Landboten.

(Ein Unterhaltungsblatt.)

Nr. 156. Dienstag, den 30. Dezember. 1862.

Graf Alarcos.

Novelle von Georgine Aschkin.

Aus der Illustrirten Welt.

(Schluß.)

Als die beiden Gatten allein waren, kniete die Gräfin, welche den Haupttheil der seltsamen Uebereinkunft zwischen dem König und Rodrigo nicht kannte, aber des Grafen traurigen Ernst fortdauern sah, vor diesem nieder; und mit dem wunderbaren Naturgefühl der Frau, die des Mannes, den sie liebte, geheimste Gedanken erräth, auf den eben vernommenen Gesang anspielend, sagte sie: Wenn der König meinen Tod befehlen würde, und mein Tod fügte Eurem Leben eine Stunde des Ruhmes oder Glückes zu, mein theurer Gebieter, so würde ich, gleich der Frau Eures Vorfahren, mit Freuden sterben! Erbebend zog der Graf die Gattin in seine Arme und wollte antworten, als einer seiner Reitknechte einen Greis anmeldete, welcher vom Könige abgesandt, ihn zu sprechen verlangte. Eine schwarze Wolke fuhr über den Mond, und zu gleicher Zeit legte sich ein dichter Schleier auf die Augen des Grafen. Er bat seine Gattin, sich in ihre Zimmer zu begeben, und befahl, den Abgeordneten des Königs herbeizuführen.

Ein großer, hagerer Mann, in langem, braunem Gewande, einen Turban auf dem Kopfe, erschien auf der Schwelle. Es war der Jude Salomon Rebolledo. Dann folgte eine entsetzliche, herzzerreißende Scene, ein fürchterlicher Kampf, dessen Einsatz das Leben der Gräfin war. Die sieben Jahre sind abgelaufen, sagte der Jude, ich verlange die dreihunderttausend Dukaten, welche ich dem Könige in Euer Gnaden Namen geliehen habe.

Du weißt wohl, Salomon, entgegnete der Graf, daß ich Dir und den Deinigen, bereits vor Jahren, das Schloß meiner Vorfahren, mein goldenes Geräth und die Diamanten der Gräfin verpfändete. Wo soll ich jetzt eine solche Summe hernehmen?

Auch bin ich gekommen, sprach der Jude, an Stelle der Summe die Ausführung Eures Versprechens zu verlangen.

Bist Du toll, Jude? sagte mit düsterer Stimme der Graf, kannst Du mir von Seiten des Königs das Geheiß bringen, wie es einst meinem Vorfahr geboten wurde, die Gräfin mit eigenen Händen zu erwürgen?

Ich komme von Seiten des Königs, erwiederte der Jude, Euer Gnaden zu sagen, entweder die Gräfin mit eigenen Händen zu tödten, oder sie mir bis zur gänzlichen Tilgung der Schuld als Geißel zu überliefern.

Der Graf sprang auf. Ich sage Du bist toll, Salomon, wiederholte er, den Juden mit drohenden Augen anblickend, man muß in der That toll sein, um einem Gatten sagen zu können, die Frau, die er liebt, die Mutter seines Kindes, zu tödten! Hast Du denn kein Herz und Gefühl? Hast Du denn niemals ein Weib geliebt? Bist Du denn niemals von einem Kinde geliebt worden? Aber nein, dieser Jude war nicht toll, dieser Jude hatte, wie der Graf, Herz und Gefühl. Auch ihm hatte man eines Tages das angebetete Weib, die Mutter seiner zwei Kinder, geraubt, und alle Drei hatte er sie auf der Schwelle seiner Thüre, unter seinen Augen, von den Soldaten des Königs ermorden sehen. Gleich einem Panzer von Erz hatte der Kummer sich um seine Brust gelegt; die Verzweiflung des armen Grafen konnte ihn nicht erschüttern.

Der ganze Thränenreichthum aller Mütter hätte über sein Herz hinfließen können wie ein Rachestrom: die Thränen hätten auf diesem Herzen keine deutlichere Spur zurückgelassen als auf Felsgestein die Wasser des Himmels. Kalt hörte er des Grafen Klagen an, und antwortete nur mit einer Mahnung an die verflossenen sieben Jahre. Dem berühmten Heerführer, dem unver-

Digitized by Google

gleichlichen Unterthan, dem tapferen und ergebenen Diener des Königs, dem treuen, edlen Grafen Alarcos gab Heinrich der Vierte als Lohn die düstere Verzweiflung! Als Lohn für das auf 20 Schlachtfeldern vergossene Blut gebot er ihm, die geliebte Gattin zu tödten oder zu verkaufen! Aber der Jude wird weniger unmenschlich sein! Er hat geliebt . . . ein Jahr, nur ein Jahr des Aufschubs . . . Nicht wahr mein guter Salomon, Du bewilligst mir ein Jahr?

Nein, entgegnete kurz der Jude.

Gut, nein, sagte der Graf, nicht ein Jahr, das ist zuviel; aber sechs Monate, nur sechs Monate mein guter Salomon!

Nein!

Drei Monate! ruft der Graf mit herzzerreißendem Flehen, drei Monate gehen schnell vorüber!

Nein! Wiederholt nochmals der Jude.

Vierzehn Tage! Nichts als vierzehn Tage!

Nein!

Eine Woche Salomon, eine einzige Woche; nur so viel Zeit, um mich zu den Füßen des Königs zu werfen und ihm mein Leben für das der Gräfin anzubieten.

Nein! nein! sagte Salomon mit dumpfer Stimme, keine Woche, keinen Tag, keine Stunde! Der Jude stand da wie die Verknöcherung der Unempfindlichkeit. Die schwärzesten Gedanken bemächtigten sich des Grafen des unglücklichen Grafen; die verzweifeltsten Pläne stürmten auf ihn ein. Nach einem Moment düstern Nachsinnens erhob er den Kopf und blickte wild auf seinen Peiniger: dann sich auf ihn stürzend und ihn an der Kehle packend, rief er: Und wenn ich Dich tödtete! Allein Salomon hatte sich vorgesehen und zu seinem Erben Don Fernando Gomez de Gusman eingesetzt, den Kommandeur des Ordens von Calatrava, welcher mit bewaffnetem Gefolge sich vor dem Thore des Schlosses befand.

Hinweg, Elender! herrschte der Graf, Salomon mit Abscheu von sich schleudernd, entferne Dich auf der Stelle, oder ich könnte für meinen Zorn nicht einstehen.

Ich gehorche Euer Gnaden, sagte der Jude sich zurückziehend, oder vielmehr sich diesen Anschein gebend; denn kaum hatte er sich einige Schritte aus dem Saale entfernt, als er wieder eintrat, begleitet von Don Fernando Gomez de Gusman, dem Kommandeur von Calatrava, in dessen Gefolge sich zwei Alkalden und eine Anzahl Soldaten befanden.

Nachdem der Kommandeur den Grafen höflich gegrüßt, fragte er den Juden, ob die Zahlungsweigerung in aller Form stattgefunden hätte. Auf Salomon's Bejahung wandte sich jener zum Grafen und sagte: Ist es wahr, daß Euer Gnaden die Zahlung der Schuld verweigert haben?

Ja, entgegnete der Graf.

Thut eure Pflicht, gebot hierauf der Kommandeur einem der Alkalden.

Im Namen des Königs, sprach der Letztere mit demüthigem Gruß zum Grafen, ich fordere Euch auf, Herr und Graf, in diesem Augenblick, in unserem Beisein, dem gegenwärtigen Salomon Rebolledo dreihundertausend Dukaten zu zahlen, welche Ihr Euch verpflichtet hattet ihm heute, den 7. Juni 1474, zurückzuerstatten, widrigenfalls wir Euch auffordern, gemäß der freiwillig und gesetzlich zwischen Eurer Excellenz und dem genannten Salomon Rebolledo geschlossenen Uebereinkunft, die Gräfin Alarcos, Eure Gemahlin, auszuliefern. Wir haben ferner Befehl, im Falle der Unmöglichkeit oder bösen Willens Euer Gnaden als Königsverräther und Meineidigen gefangen zu nehmen.

Vernichtet sank der Graf in einen Lehnsessel; dann nach einem Moment sich plötzlich erhebend, sagte er fest: Niemals!

Im Namen des Königs, Graf Alarcos, gebot der Kommandeur vertretend, gebt mir Euer Schwert.

Hier ist es! entgegnete stolz der Graf, das Schwert aus der Scheide ziehend; dann aber sich besinnend und die Waffe schmerzlich anblickend, fügte er hinzu: Ach, mein treues Schwert! Du, das mir so oft gegen die Feinde meines Vaterlandes diente; Du bist nicht eines Verräthers Waffe und sollst nicht aus meinen Händen in die eines Kerkermeisters übergehen . . . Ich behalte mein Schwert, Kommandeur, sprach er weiter, es wieder in die Scheide steckend, und jetzt, da Seine Majestät befohlen hat, die Gräfin hinwegzuführen, thut Eure Pflicht. Der Kommandeur, von den beiden Alkalden gefolgt, wandte sich gegen das Gemach der Gräfin. Aber im Augenblick, als er die Schwelle desselben betreten wollte, stürzte der Graf auf ihn zu und rief; Ich bitte Eure Excellenz, mir einige Minuten zu bewilligen.

Alle Anwesenden zogen sich auf ein Zeichen des Kommandeurs in den Hintergrund des Saales zurück. Was wünscht Ihr? fragte der Letztere.

Ich wünsche zu wissen, mein Herr Kommandeur, entgegnete der Graf, warum Seine Majestät mich, nachdem ich ihm achtzehn Jahre treu gedient, so plötzlich aus dem Leben zur Todesqual ruft? Es ist unmöglich, daß der König sich so mitleidslos erweist, ohne gegen seinen ergebenen Diener besondere Gründe des Zornes oder Hasses zu hegen; denn nur Haß oder Zorn kann solche Grausamkeit erzeugen.

Ich habe Befehl, Euch zu sagen, mein Herr Graf, entgegnete der Kommandeur, daß Seine Majestät nur durch innige Freundschaft zu Euch bewogen wurde diesen Entschluß zu fassen, wie streng er Euch auch scheinen möge. Indem er Euch die Infantin Johanna zur Gemahlin gibt, erwählt er Euch zum Ersten des Thrones von Kastilien, von Leon, und vielleicht einst zum Throne von ganz Spanien.

Aber ich liebe meine Gattin! rief der unglückliche Graf.

Ich weiß es, sagte der Kommandeur, und gerade dieser Umstand hat den König auf den Gedanken ge-

Digitized by Google

bracht, daß Eure Verbindung mit der Prinzessin unmöglich sein dürfte, so lange die Gräfin lebt.

So lange die Gräfin lebt! rief der Graf, dessen Antlitz sich mit eisigen Tropfen bedeckte.

Wir haben zahlreiche Beispiele von derartigen politischen Nothwendigkeiten, fuhr kalt der Kommandeur fort, Eure eigene Familie bietet eines derselben; hat nicht einer Eurer Ahnen, ein Graf Alarcos, seinem Könige einst einen ähnlichen Beweis von Ergebenheit geliefert?

Aber ich bete meine Frau an, wiederholte der arme Graf, meine Frau und mein Kind!

Aber auch Euer Vorfahr, gab der Kommandeur zurück, betete seine Frau und sein Kind an; was wären die Opfer der Unterthanentreue, wenn sie nichts kosteten?

In diesem Augenblick stürzte die Gräfin, bleich und verwirrt in den Saal. Ich weiß Alles, sagte sie, ich habe Alles gehört, Alles verstanden. Herr Kommandeur, ich werde Euch folgen; erlaubt mir einen Augenblick mit meinem Gatten allein zu bleiben. Der Kommandant zog sich mit seinem ganzen Gefolge zurück. Die Gräfin horchte auf den letzten Ton der verhallenden Schritte; dann, als sie sich mit dem Grafen allein wußte, umarmte sie ihn mit inniger Zärtlichkeit und sagte: Du wirst mich tödten, nicht wahr? ich kann von keiner andern Hand als der Deinigen sterben!

Du sterben! Und glühende Küsse drückte er auf die weiße Stirn der jungen Frau.

Von Deiner Hand, mein Geliebter, sprach sie, wird der Tod die Süßigkeit eines Kusses haben!

Du sterben! wiederholte fieberhaft der Graf, sie dicht an sich pressend; und bei dieser Bewegung glitt der Dolch, den er im Gürtel trug, aus der Scheide und fiel zu Boden. Die Gräfin hob ihn auf und rief mit Begeisterung: Waffe, die mir den Tod geben wird, sei gesegnet! und den Dolch ihrem Gatten hinreichend, fuhr sie fort: Umarme mich zum letzten Mal und dann tödte mich.

Wohlan, es sei! rief entschlossen der Graf, sei es, Geliebte, wir sterben zusammen!

Und unser Kind! Bei diesem Angstschrei der Mutter senkte der Graf die schon auf deren Brust gerichtete Waffe. Die Schritte der Soldaten machten sich im Korridor vernehmbar. Sie kommen! rief die Unglückliche, ein letzter Kuß, mein Geliebter, und dann der Tod!

Sie bot ihre Brust dem Dolche . . .

Niemals!

Der Kommandeur mit seinem Gefolge trat ein. Führt sie hinweg, Barbaren, sagte der Graf mit erstickter Stimme, und verhüllte sein Gesicht, um das entsetzliche Schauspiel nicht zu sehen.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so führte Laurencia den als Pagen gekleideten Lazarillo heiter herbei. Sieh', Mutter! welch' hübschen Pagen ich habe!

Mein Kind, meine liebe kleine Tochter! rief die verzweifelte Mutter, gedenke mein!

Dieß ist Eure Tochter, Excellenz? fragte der Kommandeur den Grafen.

Ja, entgegnete dieser, auf die Laurencia zueilend, als ob er fürchtete, daß man auch sie ihm rauben würde.

Ich habe Befehl sie hinwegzuführen, sprach der Kommandeur, zweien Soldaten winkend, welche sich sogleich auf das Kind stürzten.

Wie! auch sie? Schändlich! rief der Vater in hitze Thränen ausbrechend.

Tödtet mich, sagte die Gräfin, aber laßt mein Kind seinem Vater.

Mein Kind! meine geliebte Tochter! jammerte der Graf und zog das Schwert. Allein sechs Bewaffnete machten ihn mit Blitzesschnelle wehrlos. Man führte Mutter und Kind hinweg. Fünf Minuten später hörte man einen doppelten Schrei, ein doppeltes Stöhnen, welche schmerzlich in des Grafen Herzen wiederhallten. Vernichtet sank er nieder, mit beiden Händen sein Haupt pressend, als ob er es zermalmen wollte. Lazarillo, welcher mitleidig seine Verzweiflung zu erleichtern wünschte, sagte: Hat Euer Gnaden mir einen Befehl zu ertheilen?

Ja, entgegnete der Graf, nimm diese Fackel, begib Dich in das Zimmer der Gräfin und lege Feuer an die Draperien. Lazarillo that wie ihm geheißen. Der Graf nahm eine andere Fackel, und alle vier Ecken des Saales in Brand setzend, sprach er: Halle, in welcher sie mir Lebewohl sagte, wenn ich zur Schlacht auszog, Halle in der sie meine Rückkehr erwartete, brenne wie das Gemach, in dem sie gestern ruhte; gehe ganz in Flammen auf, Pallast meiner Vorfahren! Eure erste Wohnung verschwinde mit eurer letzten Tochter, o tapfere Grafen von Alarcos!

Bleich und verstört kehrte Lazarillo zurück. Alles brennt, gnädiger Herr, sagte er, an allen Gliedern zitternd.

Gut, mein Kind, sagte der Graf, für Deine Mühe nimm hier mein letztes Goldstück und dann begib Dich wieder auf die Heerstraße: ich kann Dir nicht mehr nützlich sein. Mein Schloß brennt, ich bin von nun an ärmer als Du.

Es bleibt mir also nichts, gnädiger Herr, fragte der Page.

Es bleibt Dir mein Schwert, Lazarillo, entgegnete stolz der Graf, indem er die Waffe aufhob, welche die Soldaten zu Boden geworfen hatten. Und beide gingen in die Weite. Der Palast stürzte hinter ihnen zusammen.

Mannigfaltiges.

„Hans Jörgel" schreibt: In einen der fünfstöckigen Zinshäuser an der Ringstraße in Wien kommt ein Herr und will eine Wohnung anschauen; der Hausmeister begleitet ihn von Stockwerk zu Stockwerk, endlich kommen sie auch in den fünften Stock der Tuberkelburg, und

Digitized by Google

nachdem sie sich beide ausgeschnauft und ausgekeucht haben, schauen sie eine Wohnung an, im Hof, bestehend aus zwei Zimmern und einem Cabinet. „Was kostet die Wohnung?“ fragte der Herr. „1500 Gulden,“ sagt der Hausmeister mit der classischen Ruhe eines Ringstraßen-Hausbesorgers. „Schön“, erwidert der Miether eben so ruhig, „wo ist denn der Stall?“ „Der Stall?“ fragt der Hausmeister ganz verdutzt, „zu was thät man denn im fünften Stock ein' Stall brauchen?“ „Daß man den Esel hineinstellen kann, der für das Quartier 1500 Gulden zahlt,“ versetzt der Herr, „b'hüt Ihnen Gott!“

(Ein Denkmal der Völkerschlacht bei Leipzig.) Die „Europa“ bevorwortet in ihrer jüngsten Nummer die Ausführung eines nationalen Denkmales der Schlacht bei Leipzig, und zwar in der Form einer deutschen Siegeshalle, eines Ruhmestempels, dessen innerer und äußerer Schmuck den bildenden Künstlern das weiteste Feld zur Ausführung von Bildsäulen, Büsten und Bildnissen der hervorragendsten Persönlichkeiten, von Basreliefs und Bildern der entscheidenden Schlachtmomente bieten würde. Als Gesammtmonument der Oktobertage aufgefaßt, hätte die Siegeshalle zugleich die Aufgabe, ein vollständiges Museum der Schlacht zu bilden. Sie müßte Reliquien der verschiedensten Art vereinigen, Proben aller Waffen, mit denen gekämpft wurde; Uniformen der Feldherren und der einzelnen Regimenter; Gemälde der Schlachtscenen; Kopien der berühmtesten jetzt schon existirenden Bildwerke; eine Bibliothek der auf die Schlacht bezüglichen Literatur ꝛc. Ausführliche Reliefpläne des ganzen Schlachtfeldes dürften um so weniger fehlen, als es keinen Punkt gibt, von welchem dasselbe auf einmal zu überschauen ist. — Die Anregung der „Europa“ dürfte wahrscheinlich nicht auf unfruchtbaren Boden fallen.

Das Zuchtpolizei-Gericht von Paris hat durch die Verurtheilung eines gewissen Isaak Beil ein heilsames Exempel statuirt. Der Isaak Beil, selber ein Deutscher, hatte einen seiner nach Amerika auswandernden Landsleute auf die nichtswürdigste Weise geprellt. Isaak Beil drängte sich einem Auswanderer auf der Straße als Führer auf und geleitete ihn in verschiedene Läden, wo er ihn eine Reihe von Einkäufen machen ließ. Zuerst bei einer Frau Gandin, die ihm eine vergoldete Uhr zu 20 Frcs. verkaufte, dann in einem Laden den Rue du petit carreau, genannt au drapeau libérateur, wo der arme Auswanderer irgend einen Gegenstand für 8 Frcs. kaufte; endlich bei einem Kleiderhändler, mit dem ein Geschäft für 60 Frcs. gemacht wurde. Der Betrug bestand darin, daß sich Isaak Beil für den ersten Kauf 8 Frcs., für den zweiten 4 Frcs. 25 Cts., für den dritten 33 Frcs. als Lohn von den Händlern ausbezahlen ließ. Um das Tagewerk zu krönen, schwindelte er seinem Opfer noch eine silberne Taschenuhr ab. Die drei Kaufleute erschienen als Zeugen und wurden wegen ihrer verdächtigen Handelsoperationen in nachdrücklichster Weise von dem Präsidenten getadelt, Isaak Beil aber wurde zu einem Jahre Gefängniß und 50 Frcs. Geldbuße verurtheilt. Wie der Präsident anführte, gibt es in Paris einen Polizei-Commissär, der eigens zum Schutze der mit der Sprache und dem Leben des Landes unbekannten Auswanderer eingesetzt ist.

Ein amerikanischer Photograph Mumler in Boston hat die merkwürdige Kunst entdeckt, abgeschiedene Geister nicht nur durch ein Medium zu zitiren, sondern auch gleich zu — photographiren. Als er vor Kurzem — so erzählt er selbst — in seinem Laboratorium einen neuen photographischen Apparat versuchte und sein eigenes Portrait aufnahm, fühlte er plötzlich eine eigenthümliche Empfindung in seinem rechten Arm und eine Mattigkeit am ganzen Körper. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er sein eben angefertigtes Konterfei betrachtet! Ihm zur Rechten befand sich nämlich das Bildniß einer zweiten Person, die keine andere als seine verstorbene Cousine war. Die Portrait-Aehnlichkeit läßt nach der Aussage Aller, welche die Dame kannten, nichts zu wünschen übrig. Und was ist die Folge! Daß Herr Mumler seitdem nicht nur spiritualistische Audienzen ertheilt, sondern seinen Kunden auch Photographien der auf ihren Wunsch zitirten Verstorbenen verkauft. Sie sind gewöhnlich etwas matt gehalten und verschwommen, so daß die Züge schwer zu erkennen sind. Doch das hindert die gebildeten Bostoner nicht, sie als echt anzunehmen. Wer wollte es auch mit einem Portrait von Gespenstern so gar genau nehmen? Wer ein Irrlicht photographirt, muß sich auf etwas Flickern und Flackern gefaßt machen.

(Aus dem Leben.) Ein Kaufmann fragt seinen Collegen: „Gehen Sie dieses Jahr wieder nach Kissingen?“ „Nein,“ antwortete dieser, „aber ich habe meine Frau zu meiner Erholung hingeschickt.“

Darmstadt, 21. Dez. Die am 16. d. Mts. von dem Schreiner Fr. Schuhmann (der sich nach der That selbst erschoß) schwer verwundete Adelheid Wohlfahrt ist gestern Abend ihren Leiden erlegen.

* * *

Redaktion, Druck und Verlag von Bonitas-Bauer in Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google